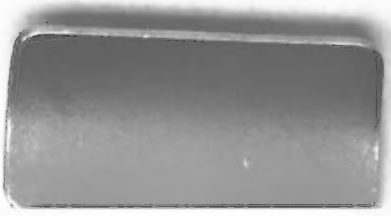
BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828



Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

ACHT UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1835.

Digitized by Google

~~IX. 250~~
BP 368.1

1879. June 24
Minot fund.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

35-
5-3-114
1-5-2

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Opinions de Napoléon sur divers sujets de Politique et d'administration, recueillies par un membre de son conseil d'état et récit de quelques evenemens de l'époque par le baron Pelet de la Lozère, membre de chambre des députés. Paris, 1833. *F. Didot.* 331 *p.* 8.

Unter allen den zahlreichen Büchern über Napoleon zeigt Ref. keins mit gröfserem Vergnügen an, als das obengenannte, theils weil es frei ist von aller französischen Sophistik und Declamation und nur Thatsachen enthält, theils weil er den Verfasser als einen der einfachsten, von Eitelkeit freiesten, wahrsten, achtbarsten und religiösesten Männer, die ihm vorgekommen sind, hat kennen lernen. Ref. hat von dem Verf., seiner Gemahlin und seinen Eltern während seines Aufenthalts in Paris allerdings viel Freundschaft erfahren, dies würde ihn indessen nicht bewegen, sich auf diese Weise zu erklären, wenn nicht das Urtheil über Napoleon, welches er den Lesern dieser Blätter aus dem Schlusse des Vorberichts übersetzt mittheilen wird, jeden Unbefangenen überzeugen könnte, dafs er nicht zu viel gesagt. Ref. mufs es unbedingt unterschreiben und als das Seinige anerkennen.

Der Baron Pelet, jetzt einer der Vicepräsidenten der Kammer und Vertheidiger der Regierung, ist der Sohn eines der würdigsten Veteranen der gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs, des jetzigen Pairs, Grafen Pelet, und seine liebenswürdige und wohlthätige Gemahlin, ist die Tochter des Grafen Otto, der die Präliminarien des Tractats von Amiens abschlofs und andere wichtige Unterhandlungen leitete. Hr. Pelet giebt daher auch hinter diesem Bändchen einige Aktenstücke aus seines Schwiegervaters Papieren und macht mit Recht aufmerksam darauf, dafs er, auch ehe er 1806 in den Staatsrath kam, von dem, was er erzählt, authentisch unterrichtet seyn konnte. Der Verf. ist Protestant, er und seine ganze Familie gehören zu dem Theil der reformirten Gemeinde, welche sich Mühe giebt, die strenge und einfache Genfer Lehre mit der alten strengen Sittenzucht zu erneuen, Ref. setzt daher aus genauer Kenntnifs des Verfs. und seines Kreises ein unbedingtes Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit und auf die Reinheit seiner Absichten und Bestrebungen.

Bekanntlich ist Thibaudeau's Buch über das Consulat (Mémoires sur le consulat) eins der besten, welches wir über diese

Digitized by Google

Zeit haben, eben weil es nur Thatsachen angiebt, und Ref., so sehr er diesen ehemaligen Staatsrath Bonaparte's und Pair der hundert Tage durch genaue persönliche Bekanntschaft hat schätzen lernen, würde doch auf seine anspruchlose Denkwürdigkeiten bei weitem mehr Bedeutung und Werth legen, als auf die grofse Geschichte Napoleons, mit deren Vollendung Thibaudeau jetzt beschäftigt ist. An Thibaudeau's Mémoires sur le consulat schliefst sich das gegenwärtige Buch an.

Hr. Pelet sagt, Thibaudeau sey im Jahre 1803 aus dem Staatsrath getreten (er ward Präfect), er habe sich daher vorgenommen, die Notaten über Bonaparte's Aeufserungen im Staatsrath, besonders über die Einfälle und politischen Abschweifungen, in in denen er sich gefiel und durch welche er seine Gedanken verrieth, von dem Zeitpunkt an fortzusetzen, wo Thibaudeau aufgehört habe. Er deutet zugleich an, dafs bis 1806 (also ehe er selbst Beisitzer wurde) eine sichere Hand ihm ausgeholfen habe. Wer würde nicht dem ehrwürdigen alten Grafen Pelet unbedingt trauen? und an ihn konnte ja der Sohn sich wenden und auch Thibaudeau ist der Freund des Hauses.

Wir wollen das Buch nicht im Auszuge mittheilen, sondern nur allen denen empfehlen, die nicht bei dem Kammerdiener Constant und bei der Frau Marschallin von Abrantes ihre Kenntnifs des Kaiserreichs einsammeln, denn mit diesen gebührt es uns nicht zu reden; daher übergehen wir, was Hr. Pelet von der Organisation des Staatsraths und von andern Dingen in der Vorrede sagt, theilen dagegen den Schlufs der Vorrede mit, den wir als unsere eigne Ueberzeugung nicht blos als Hrn. Pelets Meinung anführen können. Er sagt S. 14:

»Welchen Eindruck werden die Urkunden, die ich bekannt mache, auf den Leser machen? Welche Meinung werden die Reden Napoleons im Staatsrathe von seinem Charakter und von seinem System einflöfsen? Unstreitig dieselbe, die man sich nach dem, was man schon von ihm weifs, gebildet hat. Man wird auch hier wieder einen Charakter erkennen, der aus Heftigkeit und Verschlagenheit zusammengesetzt ist, halb französisch halb italienisch; in welchem aber die Heftigkeit vorherrscht, und ein so ausgesprochenes Streben nach völlig unbeschränkter Gewalt, dafs dadurch nothwendig die Energie der Nation nach Innen mufste gelähmt und auswärts die fremden Nationen zur Widersetzung aufgeregt werden.

»Als Napoleon das Staatsruder anfafste, befand er sich in den

Digitized by Google

günstigsten Umständen, um den Bund der Freiheit und der Monarchie zu Stande zu bringen. Damals hätte sich die Nation, welche die Anarchie über alles fürchtete, mit einem mäfsigen Theil von Freiheit genügen lassen; und unglücklicher Weise sucht man immer diese Lage der Dinge zu benutzen, um den Despotismus einzuführen.

»Napoleon führte diesen wirklich ein, und damit er nicht im Innern mit einer republikanischen Tendenz zu kämpfen hätte, richtete er die ganze unruhige Thätigkeit der Nation nach aufsen und stürzte sich in eine Reihe von Kriegen, die nur mit einem gänzlichen Umsturz enden konnte. Er selbst hatte den Gedanken, dafs er nichts Dauerhaftes gründe. Alles dieses, sagte er, im vollen Staatsrath, wird so lange dauern als ich; aber nach meinem Tode wird mein Sohn sich vielleicht glücklich schätzen, wenn er vierzigtausend Franken jährlicher Einnahme hat.

»Das Schicksal aber hat nicht einmal gewollt, dafs es so lange dauerte, als er lebte. Er war unglücklicher als Alexander und Cäsar, er hat seine Macht und seine Eroberungen überlebt. Er hat noch mit angesehen, wie nach seinem Tode Frankreich die innern Streitigkeiten wieder begann, welche durch seine Regierung eine Zeitlang unterbrochen waren. Sie begannen sogar gerade darum mit einer neuen Gewalt, weil er die Leidenschaften, wodurch diese Unruhen genährt werden, aufgeregt hatte, um sich ihrer zu seinen Zwecken zu bedienen.

»Er hat in allen Klassen der Nation den Ehrgeiz aufgeregt und zwar dadurch, dafs er eine unendliche Zahl von Aemtern, Auszeichnungen, Ehrenstellen ausgetheilt hat.

»Er hat ein ganz übermäfsiges Bedürfnifs von heftiger Aufregung und Veränderung angeregt, da er jeden Augenblick das Schauspiel entthronter Herrscher und neu begründeter Dynastien gab.

»Er hat auf lange Zeit hin die Aufgabe seiner Nachfolger schwierig gemacht. Eine Nation, die man einmal an Krieg und an Eroberungen gewöhnt hat, kehrt nicht leicht zu den Gewohnheiten des Friedens zurück. Sie erinnert sich nur ihres Ruhms, und nicht daran, wie theuer sie diesen Ruhm bezahlt hat; sie glaubt sich herabgewürdigt, weil sie nicht andere demüthigen kann; ihre unruhige Thätigkeit, die von Aufsen her keine Nahrung mehr findet, wendet sich auf innere Streitigkeiten.

»Napoleon sah von der Höhe, worauf er stand, die Menschen zu klein, zu verächtlich (dasselbe gestand der duc de Bassano

Digitized by Google

dem Ref. ein; nur meinte der alte Mann, als ihm Ref. die Bemerkung machte, dafs Geschichte und Erfahrung leider jeden denkenden Mann endlich dahin leiteten, mais, que non, on sera plutôt porté à les plaindre), und das hat ihn gestürzt. Er hat durch den Mifsbrauch der Gewalt Völker und Fürsten gegen sich aufgebracht und in seinem Lande selbst hat er sich gefährliche Feinde gemacht.

»Wie sonderbar ist das doch! Die Eroberer thun Alles um des Ruhms willen, Alles, um die Achtung der Menschen zu erlangen, worauf sie so grofsen Werth legen, und doch ist die Menschenverachtung im Innersten ihres Herzens!

»Der Ruhm Napoleons wird stets bleiben, dafs er der Anarchie ein Ende gemacht, dafs er alle Partheien um sich vereinigt hat und eine kräftige Verwaltung eingerichtet, vermöge deren Frankreich funfzehn Jahre seiner mächtigen Hand gehorcht hat, als wenn es ein einzelner Mann gewesen wäre. Sein Ruhm bleibt, dafs er dem Lande eine Sammlung bürgerlicher Gesetze gegeben, die vollkommner sind; als die, welche es bis dahin gehabt hatte; dafs er arbeitsam, unermüdlich und immer mit Regierungssorgen beschäftigt war.

»Was hätte er mit diesen grofsen Eigenschaften nicht ausgerichtet, wenn er sie gebraucht hätte, um Frankreich friedlich zu regieren, ihm eine Verfassung und Sitten zu geben, die neue Stürme verhindern könnten.«

Wir lassen ausdrücklich die Uebersetzung dieser langen Stelle abdrucken, um unsern Landsleuten zu zeigen, dafs Wahrheit, Billigkeit und Gerechtigkeit in Frankreich Vertheidiger haben, die weder zu den Schreiern noch zur doctrinären Schule gehören.

Das ganze Buch zerfällt übrigens in zwei grofse Hälften. Die eine, Kap. 1—15. oder S. 144. ist erzählend, die zweite, S. 145. bis zu Ende, theilt die Einfälle, die Napoleon im Staatsrathe vortrug, mit. In dem erzählenden Theile ist besonders dasjenige wichtig, was wir Denkwürdigkeiten des Grafen Otto nennen wollen. Wir werden daher, weil unsere Leser diese Stellen nicht ohne Hülfe entdecken würden, diesen Theil genau durchgehen, und Alles herausheben, was bedeutend scheint. In dem andern Theile bedarf man keines Wegweisers. Das erste Capitel übergehen wir ganz, weil diejenigen Leser, welche sich Hr. Pelet wünschen wird, diese Nachrichten nicht brauchen. Im zweiten Kapitel erhält der Kenner der Geschichte aus den Papieren von Hrn. Pelets Schwiegervater, dem würdigen Otto, ei-

Digitized by Google

nige Andeutungen, die er nicht vernachlässigen darf. Zuerst sehen wir bei dieser Gelegenheit, wo noch dazu ein sehr geschickter Mann als Minister neben Bonaparte thätig war, was sich besonders auch bei den Instructionen zeigt, die Leclerc mit nach Sct. Domingo nahm, dafs die Vielthätigkeit des grofsen Mannes nicht immer so wunderbar nützlich war, als uns die Lobredner glauben machen wollen. Es ist die Rede von der Sendung Otto's nach England, als er unter dem Vorwand, wegen der Kriegsgefangenen zu unterhandeln, nach London gehen sollte, um die Einleitung zu dem Frieden zu treffen, der hernach in Amiens geschlossen ward. Hier wird eine Stelle aus den Instructionen mitgetheilt, die dem Abgeordneten ertheilt wurden und sehr gut nachgewiesen, dafs, wenn er ganz genau diesen Instructionen gefolgt wäre, seine ganze Sendung vergeblich gewesen seyn würde. Er sollte keinen Schritt thun, sich blos passiv verhalten; er ging aber den gewöhnlichen Weg, d. h. er nahte sich freundlich bedeutenden Personen, verband sich mit der Opposition und hatte nach sechs Monaten Gelegenheit, auf Anträge einzugehen, die ihm, wenn er ruhig geblieben wäre, gar nicht zugekommen seyn würden. Auch hier stofsen wir wieder auf die lächerliche und kindische Empfindlichkeit eines grofsen Mannes gegen Salonsgeschwätz und Schimpfen der Zeitungen. Die englischen Zeitungen, heifst es, machten den ersten Consul so verdriefslich, dafs er Otto mehrmals Befehl gab, zurückzukommen, und dafs dieser alle Mühe anwenden mufste, um ihn wieder zu beruhigen.

Sehr milde drückt sich Hr. Pelet darüber aus, dafs nach dem Frieden der erste Consul Otto abrief und einen Artilleriegeneral, einen Freund aus Aegypten, den General Andreossy an seiner Stelle schickte. Man kennt darüber die Anekdote bei Bourrienne, se non è vero è ben trovato. Die talens distingués, die Hr. Pelet mit der ihm eignen Urbanität dem repräsentirenden und Geld verschwendenden Nachfolger seines Schwiegervaters zuschreibt, waren wenigstens nicht im diplomatischen Fache, denn er liefs sich nicht allein in London täuschen und wufste nicht, was vorging, sondern es ging ihm hernach bekanntlich in Wien und in Constantinopel gerade wie in London. Uebrigens irrt Hr. Pelet, wenn er glaubt, Otto würde den Ausbruch des Kriegs haben hindern oder aufhalten können. Andreossy kam erst im November, und damals hatte Bonaparte seinen Zeitungskrieg schon bis zum gröbsten getrieben, hatte Sebastiani schon in den Orient geschickt und die Engländer hatten schon am 16ten October den

Digitized by Google

Befehl ertheilt, dafs ihr General auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung den Holländern den schon überlieferten Platz wieder entziehen sollte. Freilich behaupteten sie hernach, durch die Sendung Andreossy's wären sie überzeugt worden, dafs es doch vielleicht dem ersten Consul mit dem Wunsch des Friedens Ernst seyn könne und hätten einen neuen Gegenbefebl geschickt; es zeigte sich aber bald das Gegentheil. Da Hr. Pelet keine Geschichte schreibt, so wird man es ihm nicht verargen, dafs er den eigentlichen Grund, warum der Friede nicht zu Stande kam, oder vielmehr warum es nur ein Waffenstillstand blieb, nicht angegeben hat. Dieses war der Krieg auf Tod und Leben, den die Tory's in ihren Blättern mit Bonaparte führten und wodurch sie ihn bis zum höchsten Grade ganz unbegreiflicher Wuth brachten, und die groben, prahlenden, verachtenden Artikel, die Bonaparte in seinem Monitenr, in andern Zeitungen, ja sogar im Hamburger Correspondenten einrücken liefs, denen man es ansah, dafs er sie selbst dictirt hatte, wodurch die ganze englische Nation, bis auf Fox und einige wenige Partheimänner, so erbittert ward, dafs die Minister unmöglich den Frieden erhalten konnten. Ref. wird das Nähere an einem andern Orte urkundlich nachweisen, er bemerkt hier nur, dafs der Zwist dadurch ärger ward, dafs die Engländer über Zeitungen nicht wie Bonaparte eine ewige Klage führen wollten, und dafs sie ihm nicht sagen durften, dafs er selbst John Bull auf's Aeufserste reize und der beste Verbündete der Tory's sey. Uebrigens gesteht Hr. Pelet ein, dafs die Vereinigung von Piemont, die Weigerung, das Sequester auf das englische Eigenthum aufzuheben, das Decret zur Aushebung von dreimalhunderttausend Mann, das Verbot in Holland, in der Schweiz, in Spanien, englische Waaren aufzunehmen, die Engländer auf's Höchste gereizt habe. Wir gestehen, dafs hier Bignon für seine Sophismen ein gutes Feld habe; denn Alles dieses konnten die Engländer beim Friedensschlufs voraussehen, und es war genau genommen den Bedingungen nicht entgegen.

Was die Sendung Sebastiani's angeht, so glauben wir keineswegs, dafs die Engländer, wie auch hier angedeutet wird, für Aegypten und Indien wirklich fürchteten; das wäre zu lächerlich gewesen. Die Nation wurde aber aus einem ganz andern Grunde durch den lächerlichen, prahlenden und höhnenden Bericht des Obersten tödtlich beleidigt. Wir machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam darauf, welcher Unterschied es ist, wenn ein Mann wie Bignon schreibt, dem es darum zu thun ist, etwas wahr zu

Digitized by Google

machen, oder ein Mann wie Pelet, der nur schreibt, was er für wahr hält. Er sagt nämlich: Der Bericht dieses Generals, der in den Moniteur eingerückt ward, setzte Frankreich eben so sehr in Erstaunrn als England; die Bekanntmachung desselben war eine Herausforderung, oder eine aufserordentliche Unvorsichtigkeit; und man konnte doch nicht glauben, dafs Napoleon irgend etwas ohne Absicht thäte.

Pelet scheint den eigentlichen Grund der Bekanntmachung dieser Rodomontaden nicht zu wissen, das wundert uns nicht; aber Bignon hätte ihn wissen müssen, und wufste ihn auch, denn er macht sehr häufig Gebrauch von den in London bekannt gemachten Official papers, und in diesen findet man ja die Note Andreossy's, worin er es mit dürren Worten sagt.

Diese Ursache ist noch aus einem andern Grunde wichtig, sie zeigt nämlich, wie unheilbringend es für Frankreich war und zum Theil noch gegenwärtig ist, dafs militärische Reizbarkeit, sowohl Bonaparte's als seiner Genossen und der ganzen Nation, die er zu dieser Stimmung gebracht hätte, politische Mafsregeln eingab, und Leidenschaft der Lager in den diplomatischen Verkehr brachte. Wir wollen erst die Ursache angeben und dann den Beweis aus Andreossy's Note anführen.

Der Oberst Wilson nämlich machte damals ein Buch über die englische und französische Expedition nach Aegypten als Resultat seiner eignen an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen und Erkundigungen bekannt, worin nicht blos der von den Franzosen mit den Zügen des Bachus und Alexander gleichgestellte, oder auch noch darüber erhobene ägyptische Zug, der Stolz von Bonaparte's besten Truppen, in einem ganz andern Lichte gezeigt, sondern Bonaparte als der grausamste Wütherich und sogar als Meuchelmörder seiner eignen Leute und als Giftmischer dargestellt ward. In diesem Buch und aus diesem Buche in allen Zeitungen und Geschichten der Engländer ward das Niederhauen der Garnison von Jaffa und die Vergiftung der Pestkranken in den Spitälern auf Bonaparte's Befehl als unbezweifelte Thatsache verkündet; obgleich Wilson selbst späterhin ehrlich genug war, einzugestehen, dafs er falsch berichtet habe und berichtet worden sey. Dieses Buch ward dem Herzog von York mit dessen Erlaubnifs zugeeignet, dem Könige öffentlich überreicht und auf alle Art verbreitet, Sebastiani's Bericht ward daher als eine Art Rache und Rechtfertigung abgedruckt. Dies sagt der General Andreossy (in den official papers), als er auf die Beschwerde

Digitized by

der Engländer über diese beleidigende officielle Bekanntmachung antwortet. Er erklärt:

Ein Oberst der englischen Armee hat in England ein Werk bekannt gemacht, voll der empörendsten und ekelhaftesten Verleumdungen gegen die französische Armee und ihren General. Den Lügen, die dies Buch enthält, wird durch die Aufnahme widersprochen, die der Oberst Sebastiani erfahren hat. Die Bekanntmachung war daher eine Widerlegung und eine Ehrenrettung, welche die französische Armee ein Recht hatte zu fordern.

Der Schluſs des Kapitels und das folgende enthalten nur allgemeine Angaben, die wir nicht beachten, weil wir nur andeuten wollen, wo sich etwas Neues oder eine aktenmäſsige urkundliche Angabe findet. Beiläufig müssen wir bemerken, daſs, wenn Bignon die Engländer zu heftig angreift, Pelet zu nachsichtig ist; denn Bonaparte und die englische Aristokratie, beide auf ihre getäuschte Nation gestützt, waren sich gleich an Energie; aber auch gleich an Vergessenheit jedes sittlichen Princips, obgleich der Eine das Pfaffenthum neu begründet hatte, und die Andere nichts im Munde führte als König und Kirche.

Das fünfte Kapitel enthält über die Zeit der Hinrichtung des duc d'Enghien einige anziehende Nachrichten, wir wollen die Worte ausheben, die dem Verf. zufolge Napoleon im Staatsrath sprach, als er ganz unerwartet erschien.

»Die Bevölkerung von Paris,« sagte er, »ist eine Masse von Pflastertretern, die den lächerlichsten Gerüchten Glauben beimessen; haben sie sich nicht einfallen lassen, zu sagen, daſs die Prinzen im Hause des östreichischen Gesandten versteckt sind? Als wenn ich nicht wagte, sie in der Freistätte aufzusuchen? Sind wir etwa in Athen, wo die Verbrecher im Tempel der Minerva nicht aufgesucht werden konnten? Wurde der Marquis von Bedmar nicht auf Befehl des venetianischen Senats in seinem eignen Hause verhaftet? Wäre er nicht gehängt worden, wenn nicht die Furcht vor der spanischen Macht gewesen wäre? Ward das Völkerrecht in Wien in Beziehung auf unsern Gesandten Bernadotte geachtet, als die Nationalfahne, die auf seiner Wohnung gepflanzt war, von einer drohenden Menge beschimpft ward? Ich werde das Urtheil der öffentlichen Meinung achten, so weit es rechtmäſsig ist, aber die öffentliche Meinung hat ihre Launen, diese muſs man zu verachten wissen. Der Regierung und denen, die zu ihr gehören, kommt es zu, die öffentliche Meinung zu

Digitized by Google

leiten, nicht sich von den Verirrungen derselben leiten zu lassen. Ich habe für mich den Willen der Nation und eine Armee von fünfmalhunderttausend Mann. Damit werde ich schon wissen, der Republik Achtung zu verschaffen.

„Ich hätte den Herzog von Enghien öffentlich hinrichten lassen können; wenn ich das nicht gethan habe, so war es nicht, weil ich mich fürchtete, es war, um den geheimen Anhängern dieser Familie keine Gelegenheit zu geben, loszubrechen und sich selbst zu Grunde zu richten. Sie sind ruhig, das ist das Einzige, was ich von ihnen verlange; ich will den Kummer über das Verlorne nicht bis in das Innere des Herzens verfolgen.“

In dem Tone geht es dann ohne Ordnung und eigentlichen Zweck noch weiter fort, bis er am Ende sagt:

„Ich habe bedauert, dafs das Journal de Paris diesen Morgen den genauen Bericht von der Verschwörung bekannt gemacht hat, ehe ich noch in meinem Staatsrathe davon geredet hatte, der die Sache nicht durch die Zeitungen hätte erfahren sollen. Ich habe dem Redacteur einen Verweis geben lassen.“

Der Verf. setzt hinzu, Bonaparte habe mehrere Mal während dieser Anrede an den Staatsrath eine Pause gemacht, es habe geschienen, als fühle er ein Bedürfnifs sich zu rechtfertigen, und wisse doch nicht recht, was er sagen solle. Daraus erklärt Hr. Pelet das Unbestimmte, welches in seinen Worten herrscht und die grofse Kürze über die Hauptsache. Nach ihm nahm Niemand das Wort; dies Stillschweigen war bedeutend. Er ging fort und die Sitzung wurde aufgehoben.

Das sechste Kapitel hat es mit den Discussionen zu thun, die der Errichtung des Kaiserthums vorausgingen; dabei wollen wir uns nicht aufhalten.

Sehr wichtig ist, was im folgenden siebenten Kapitel eben so unbefangen und ohne Anmafsung als alles Uebrige, von der Schlauheit des Senats berichtet wird, der gleich den Doctrinärs auf Unkosten des betrogenen Volks sich und den Seinigen Vortheile dafür ausbedingen wollte, dafs er Bonaparte zum Kaiser machen wollte und ihm den armen Jean F... mit gebundenen Händen überlieferte. Der Senat war so bescheiden, weiter nichts zu verlangen, als

1) Dafs die Würde der Senatoren erblich würde, und dafs sie nur vom Senat gerichtet werden könnten.
2) Dafs der Senat die Initiative der Gesetze hätte, oder auch das Veto.

Digitized by

3) Dafs der Staatsrath die Senatsbeschlüsse nicht deuten könne.
4) Dafs aus der Mitte des Senats zwei Commissionen bestellt würden, von denen die eine über die Freiheit der Presse, die andere über die Freiheit der einzelnen Bürger wachen sollte.

Der Mann, dem es galt, war viel zu schlau, wo es auf seinen Vortheil ankam, um nicht einzusehen, wohin das führe. Das, was er bei dieser Gelegenheit im Staatsrathe sagte, war sehr gut, wenn gleich viel Triviales mit unterläuft, z. B. der Unterschied des Franzosen und Engländers, der vom Wein und vom Bier hergeleitet wird. Wir geben als Probe nur den Anfang:

„Eines Tags," sagte er in heftigem Unwillen über die anmafsenden Forderungen des Senats, „wird der Senat die Schwäche meiner Nachfolger benutzen, um sich der Regierung zu bemächtigen. Man weifs schon, was das sagen will, Geist der Körperschaften (esprit de corps). Dieser Geist wird ihn treiben, seine Macht durch jedes Mittel zu vermehren, das in seiner Gewalt ist. Er wird, wenn er es im Stande ist, den gesetzgebenden Körper zerstören, und wenn die Gelegenheit sich darbietet, wird er mit den Bourbons Vertrag schliefsen und zwar auf Unkosten der Freiheit der Nation.

»Der Senat will Gesetzgeber seyn, er will Wähler, will Richter seyn, eine solche Vereinigung von Gewalten wäre ein wahres Ungeheuer. Er giebt sich das Ansehen, als wäre er der Wächter der Freiheiten des Landes, aber können diese einen bessern Wächter haben als den Fürsten? Wenn dieser sie angreifen wollte, wer könnte etwas gegen ihn ausrichten?

»Der Senat irrt sich, wenn er glaubt, er habe einen nationalen und repräsentativen Charakter; er ist nichts als eine obere Behörde, die wie alle andere Behörden von der Regierung ausgegangen ist. Man hat ihm als einer Körperschaft eine gewisse Macht gegeben; aber seine Glieder, jedes für sich, sind gar nichts.«

Wir brechen hier ab, und fügen nur noch das hinzu, was er von seiner Familie sagt:

»Ich gedenke für den Augenblick von meinem politischen Erbe zwei meiner Brüder auszuschliefsen, den Einen, weil er, ungeachtet er sonst viel Verstand hat, eine Carnavalsheirath geschlossen; den Andern, weil er eine Amerikanerin ohne meine Einwilligung zur Frau zu nehmen sich herausgenommen. Ich werde sie in ihren Rechten wieder einsetzen, wenn sie ihre Weiber aufgeben. Die Männer meiner Schwestern haben nichts zu

Digitized by Google

fordern. Ich bin nicht durch Erbfolge auf den Thron gekommen, sondern durch den Wunsch des Volks, ich kann einen Antheil geben, wem ich will.«

Das Folgende zeigt uns, was das für Leute sind, die auch jetzt noch in Frankreich die ersten Rollen spielen. Wir haben von den Senatoren und ihren Forderungen geredet; auch das Tribunat thut das Seinige. Verdienten wohl die Leute etwas anders, als was ihnen geschah, dafs sie fortgejagt wurden, die bei der Gelegenheit eine zehnjährige Dauer ihres Amts statt einer fünfjährigen verlangen durften und fünfundzwanzigtausend Franken Einnahme statt funfzehntausend?? Auch der Präsident des gesetzgebenden Körpers verlangt für sich und seine Collegen bei der Gelegenheit Geld. Wie schmutzig!! Wie grofs erscheint der Mann, der diesen ganzen vornehmen Pöbel so tief unter sich sah, als aus einer Stelle, die wir mit Freuden anführen wollen, hervorgeht, und doch suchte ein Mann, der in dem Augenblick so hoch über alle gewöhnliche Fürsten stand, in demselben Augenblicke in einem Nimbus der Armseligkeit seine ganze Ehre!! Armes Menschengeschlecht, unter dem das Niedrigste dem Höchsten so nahe und leider zugleich so verwandt ist! Die Stelle, von der wir reden, ist folgende:

Der Senat, als er Napoleon eine Liste derjenigen, denen Senatorerien zugetheilt werden sollten, übergeben sollte, vermied sorgfältig, auf der Liste irgend einen von denen zu nennen, die gegen die Errichtung des Kaiserthums gestimmt hatten, und das waren gerade die ausgezeichnetsten Glieder der Körperschaft. Sieyes, Lanjuinais u. s. w. Napoleon liefs seinen Unwillen laut aus; »die erbärmlichen Menschen,« rief er, »fürchten sich, mir zu mifsfallen! Wer hat sie beauftragt, meinen Zank auszumachen? Bin ich nicht stark genug, um mich selbst zu vertheidigen? Wie könnte ich wohl auf Leute sicher rechnen, die ihre Collegen und Freunde auf diese Weise verlassen, denen sie es gröfstentheils verdanken, dafs sie das geworden, was sie jetzt sind.«

Im achten Kapitel, bei Moreau's Procefs, sieht man, was für ein mifsliches Ding es mit einer blos militärischen Herrschaft ist, und doch wufste es Napoleon den Richtern Moreau's, die ihm aus der Verlegenheit halfen, keineswegs Dank, er schüttete seinen Zorn gegen die Jury (die er doch dies Mal gar nicht gebraucht hatte) und gegen die Advokaten aus. Von den letztern sagt er:

»Hat doch einer von ihnen sich nicht gescheut, bei Moreau's Procefs ganz öffentlich den Grafen von Artois zu loben. Ein

andrer, der nach Lyon berufen ward, um einen Mann zu vertheidigen, der den Gensd'armen getödtet hatte, welcher beauftragt war, ihn zu verhaften, hat behauptet, die Widersetzung gegen die Behörde könnte mit dem Recht bestehen. Man findet sie stets bereit, in das Gebiet der Politik hinüberzustreifen; sie greifen bei jeder Gelegenheit das Gesetz der Ehescheidung und das über die Nationalgüter an; so untergräbt man alle Grundlagen der Regierung. Ich werde ihnen verbieten, sich ohne Erlaubnifs des Grofsrichters in die Provinzen zu begeben, um als Sachwalter aufzutreten, und diese Erlaubnifs soll nur denen gegeben werden, die sie nicht mifsbrauchen. Wenn dies Mittel nicht hinreicht, die Advokaten in Schranken zu halten, dann werde ich auch wirksamere zu finden wissen.«

Sehr gut hat Hr. Pelet angedeutet, wie Eitelkeit, nicht Ehrtrieb das Motiv unserer Zeit ist. Nicht das Seyn, sondern das Scheinen ist der Zweck, und eine gewisse Klasse von Gelehrten, deren Repräsentant hier Lacepède ist, und die man auf alle mögliche Weise zu heben sucht, sind die natürlichen Verbündeten der Leute, die das Kastenwesen und chinesische Weisheit als Muster empfehlen. Hat doch Lacepède die Unverschämtheit, an dem Tage der Erneuerung des Ritterwesens der leeren Bänder und Kreuze, wozu Bonaparte den 14ten Julius gewählt hatte, sich der Phrase zu bedienen:

„Que l'empereur avoit choisi ce jour pour marquer que l'institution de la legion d'honneur était la consécration de la victoire du 14. Juillet et de 1789.«

Doch billigt Hr. Pelet die Einsetzung des Ordens, und er mufs wohl seine Nation besser kennen als wir. Unter uns hat glücklicher Weise die Vervielfältigung und der Mifsbrauch den Werth der Orden und Titel ungemein heruntergebracht, da wir doch sonst die titelsüchtigste Nation von der Welt waren.

Das achte und neunte Kapitel lesen sich sehr gut, und man wird mit Vergnügen daraus sehen, dafs wir Unrecht haben, die Franzosen im Allgemeinen nach denen zu beurtheilen, die aus dem Schreien und Deklamiren ein Geschäft und aus dem Schreiben ein Gewerbe machen, denn man findet hier nur ganz einfache Wahrheit.

Im zehnten Kapitel ist von den Berathschlagungen über die Krönung die Rede, und der grofse Mann wird hier wieder recht klein, da er ganz nach hergebrachter Manier der Erbärmlichkeit nachkriecht, statt ein neues Geschlecht zu schaffen, das für wahre

Digitized by Google

Gröfse Sinn hat. Hier können wir nicht umhin, die Stelle zu übersetzen, wo der Erguſs seines Zorns gegen die Pariser erwähnt wird.

Hr. Pelet berichtet, daſs das Programm über die Krönungsfeierlichkeiten, welche Denon nach alten Chroniken und Zeichnungen gleich einer Theaterdecoration angeordnet hatte, im Staatsrathe vorgelesen ward und Bonaparte nach Beendigung der Vorlesung auf folgende Weise seinen Zorn ausliefs:

»Wäre es denn nicht möglich, eine andere Stadt als Paris zur Krönung zu wählen? Diese Stadt hat immer das Unglück Frankreichs gemacht, ihre Bewohner sind undankbar und leichtsinnig; sie haben gräfsliche Reden über mich geführt. Sie hätten sich gefreut, wenn es Georges gelungen und ich gestürzt wäre. Ich würde mich nicht in Paris sicher glauben, wenn ich nicht eine zahlreiche Garnison um mich hätte; aber ich habe zweimalhunderttausend Mann zu meinen Befehlen und funfzehnhundert wären hinreichend, um die Pariser zur Vernunft zu bringen. Die *Banquiers* und die Makler beklagen unstreitig, daſs die Interessen nicht mehr fünf Procent monatlich betragen; viele von ihnen verdienten, daſs man sie auf hundert Stunden weit von Paris verbannte. Ich weifs, daſs sie Geld unter dem Volke ausgetheilt, um es zum Aufstande zu treiben. Ich habe mich seit einem Monat gestellt, als wenn ich schlummerte, ich habe sehen wollen, wie weit das Uebelwollen getrieben würde; aber sie sollen sich in Acht nehmen! Mein Erwachen wird das eines Löwen seyn. Ich weifs, man declamirt gegen mich, nicht allein an öffentlichen Orten, sondern auch in Privatgesellschaften, ich weifs, daſs Angestellte, deren Pflicht es wäre, eine Stütze meiner Regierung zu seyn, feiger Weise ein Stillschweigen beobachten oder sich gar zu denen gesellen, welche über mich herfallen.

»Man fällt über die Leute her, die mir unter den letzten kritischen Umständen wichtige Dienste geleistet haben, zuverläſsig, um mich zu zwingen, sie zu entfernen; aber ich werde wissen, sie in Schranken zu halten; man irrt sich, wenn man mich für einen Schattenkönig hält, mit dem man machen kann, was man will.«

In dem Tone geht es dann weiter fort, bis man auf die lächerliche Unterhandlung über Ort und Art der Krönung zurückkommt. Unter den Einfällen, die er bei Gelegenheit dieser Materie hat, bemerken wir den drolligen, daſs er sich, um mit gewissen deutschen Philosophen zu reden, weil ihm das eigent-

Digitized by Google

liche Volk nicht gefällt, ein Volk setzt, und dann weiter räsonnirt:

„Das eigentliche Volk in Frankreich," sagt er, »sind die Präsidenten der Cantons und die Präsidenten der Wahlcollegien; es ist die Armee, in deren Reihen Soldaten aller Gemeinden von Frankreich sind."

Sehr interessant ist das eilfte Kapitel, wo von dem Feldzuge von Austerlitz und besonders vom Münchner Hofe die Rede ist, wo damals Hrn. Pelets Schwiegervater, der edle und gebildete Otto, Gesandter war. Von den Rechten unserer immediaten Ritterschaft und ihrem Verhältnifs zu den Fürsten hat freilich Herr Pelet keinen Begriff. Er meint, diese Herrn »avaient profité de la faiblesse des gouvernemens ecclesiastiques et de l'appui interessé de l'empereur d'Allemagne pour se rendre indépendants.« Jeder Deutsche weifs, dafs es sich ganz anders verhielt und mufs eingestehen, dafs sie gegen Baiern Recht hatten; obgleich es für das Volk und für das Ganze gut war, dafs Gewalt auch hier, wie immer, vor Recht ging.

Uebrigens giebt Hr. Pelet bei dieser Gelegenheit Auszüge aus den eigenhändigen Briefen des damaligen Churfürsten an seinen Schwiegervater und Nachrichten vom Innern des baierischen Hofs, die den liebenswürdigen Charakter des vorigen Königs recht in's Licht stellen; aber freilich auch manches Andre, was Ref. sich nicht berufen fühlt, herauszuheben.

Hr. Pelet, auf seines Schwiegervaters Nachrichten gestützt, behauptet S. 101: wenn die Oesterreicher im September 1805, nachdem sie München besetzt hatten, geraden Wegs nach Würzburg gegangen wären, so würde der Churfürst mit ihnen unterhandelt und Frankreich verlassen haben. Aber, sagt er, sie verloren die kostbare Zeit, die mein Schwiegervater benutzte. Er schickte aufserordentliche Kuriere an Marmont und Bernadotte, die jeder eine Heeresabtheilung commandirten, der Eine in Mainz, der Andere in Westphalen (wir geben hier wörtlich Hrn. Pelets Ausdrücke wieder, obgleich der letztere gar nicht gut gewählt ist), um ihnen den Stand der Dinge vorzustellen, und in sie zu dringen, dafs sie sich mit Eilmärschen auf Würzburg richten sollten, ohne die Befehle des Kaisers abzuwarten. Sie marschirten auf der Stelle und kamen zur rechten Zeit, um das Uebergewicht Frankreichs wiederherzustellen. Komisch genug schreibt Maximilian, vor einem häuslichen Sturm besorgt, in dem Au-

Digitized by Google

genblick, als seine Truppen zu den französischen gestofsen sind, an den französischen Minister (Otto) am 28sten Sept.:

»Sie thun mir einen grofsen Gafallen, wenn Sie den Marschall bewegen, dafs er seinen Officieren befehle, heute nicht mit der Churfürstin von der Vereinigung meiner Truppen mit den seinigen zu reden, das würde nur zu einer Scene Anlafs geben.«

Die Briefe Napoleons, in denen er den Minister von den ersten Operationen des Feldzugs in Kenntnifs setzte, und welche hinten angehängt sind, bieten manche anziehende Züge, die wir hier nicht herausheben können, nur müssen wir bemerken, dafs der wackere Otto doch Diplomat genug war, um uns noch Schlimmeres zu gönnen, als Napoleon, und zwar aus Staatsklugheit. Wäre nämlich Napoleon seinem Rathe gefolgt, so hätten wir armen Deutschen zur Zeit des Rheinbundes noch mehr kleine Herrn behalten, also auch den kleinen Gewinn, den uns die Leiden der Kriege Napoleons verschafft haben, nicht einmal erhalten!

Im zwölften Kapitel ist von dem Feldzuge von Jena und von Wagram, wie er das nennt, die Rede, doch nur sehr kurz, wie billig, da der Verf. darüber nicht als eigentlicher Zeuge reden kann. Im Anfange des Kapitels theilt er die Aeufserungen Bonaparte's über die Gründe mit, warum er, der eine neue und bessere Zeit hätte gründen sollen, aus einem Mischmasch des klugen Gesindels, welches die Revolution als Mittel des Emporkommens benutzt hatte, gieriger und eitler Generale, und des verdorbensten Theils der Leute, durch deren Laster und Hochmuth die Revolution eigentlich veranlafst worden war, einen neuen Hofadel bilden wollte. Wenn er gesagt hätte, wie Friedrich: »Ich brauche keinen Hof, denn ich bin mehr als Hof und als die ganze alte rostige Zeit, wie viel gröfser wäre er gewesen! Er sagt: »Unter dem alten Adel, den ich an mich zu ziehen suche, finden sich eigentlich noch immer die einzigen Leute in Frankreich, die ein grofses, den Veränderungen der Börse nicht unterworfenes Vermögen besitzen, welches ihnen einen Einfluss giebt, der es nothwendig macht, sie nicht aufserhalb der Regierung zu lassen. Wie wäre man im Stande, aus den Leuten der Revolution einen Hof zu bilden? Man findet unter ihnen zwar ganz brave Beamte, aber ohne Vermögen, ferner Lieferanten, die sich bereichert haben, aber ohne Ansehen. Ein besoldeter Hof wäre lästig für den Staat und ohne Würde. Die Güter der alten Familien und ihr Vermögen wird freilich durch die jetzt gesetz-

Digitized by Google

lichen Erbtheilungen geschmälert, aber es wird auch durch anfallende Erbschaften wieder vermehrt; von dieser Seite her haben die neuen Reichen nichts zu erwarten; sie erben nichts, sind im Gegentheil umgeben von armen Verwandten, welche unterstützt werden müssen. Die Regierung kann nicht mehr wie vordem die Leute bereichern, die ihr dienen, sie hat keine Krongüter und keine Confiscationen, sie mufs das Vermögen suchen, wo es ist, und es zu ihrem Dienste gebrauchen.«

Wir dürfen die Leser nicht aufmerksam darauf machen, wie sehr Alles, was Hr. Pelet als Aeufserung Napoleons anführt, Jedem, der durch Erkundigungen mit dem häuslichen Leben des Mannes und seiner Art sich auszusprechen bekannt ist, durch innere Wahrheit sich beglaubigt. Aber wie schmutzig ist die angeführte Berechnung! und doch ganz in der vornehmen Art, auch unserer Grofsen und Reichen. An Pomp und an Verschwendung aller Art, an prahlender Rede und an ihrem Prunk grenzt immer der Schmutz niedriger Kargheit und Geldspeculation unmittelbar. Hr. Pelet bemerkt übrigens mit vieler Aufrichtigkeit: Jeder von dieser Klasse, der sich's gefallen liefs, eine Stelle zu nehmen, entweder am Hofe, oder in der Verwaltung, der erhielt sie. Die Generale Bonaparte's heiratheten die Erbinnen des alten Adels, denen man alsdann die Wälder wiedergab, die man ihren Familien entzogen hatte. Jedes Glied dieser Familien, welches sich in der Entfernung hielt, und zeigte, dafs er mit der neuen Familie nichts zu thun haben wollte, der war Verfolgungen ausgesetzt. Selbst die Damen waren nicht ausgenommen. Die eine wurde verbannt, weil sie eine Stelle am Hofe nicht hatte annehmen wollen, eine andre, weil sie die Bestallung zum Unterlieutenant, die ihrem Sohne zugeschickt wurde, zurückgeschickt hatte. So bevölkerte Verführung und Furcht den Hof und die Verwaltung mit ehemaligen Emigranten; darüber wurden die Leute der Revolution stutzig. Bald, sagten sie, wird die Reihe, auswandern zu müssen, an uns kommen. Die Generale der Armee beklagten, dafs sie an der Thür der kaiserlichen Gemächer von Kammerherrn angehalten würden, die noch ganz neulich in den Heeren der Feinde Frankreichs gedient hätten. Um ihr Murren zu stillen, mufste man ihnen ein gleiches Recht geben, und den Kammerherrnschlüssel an ihre Uniformen hängen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 2. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Pelet, Opinions de Napoléon.

(Beschluſs.)

Da der Graf Otto zur Zeit der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Gesandter in Wien war, so enthält das dreizehnte Kapitel wieder sehr schätzbare Nachrichten über die unglückliche österreichische Heirath. Hier könnte Ref. aus dem, was er sich aus einer Vorlesung der Herzogin von Sct. Leu aufschrieb, als er die Stellen, welche Scenen von 1814 schildern, angehört hatte, unmittelbar nachher niederschrieb, Supplemente geben; er hält sich aber dazu nicht berechtigt, weil er zwei noch lebende hohe Personen vorführen müſste. Er darf indessen hier nicht übergeben, daſs, wenn der Baron Pelet ein Büchermacher wäre, wie so viele seiner Landsleute, er uns eine Reihe Bände von Denkwürdigkeiten seines Schwiegervaters verkauft haben würde, da ein sehr bedeutenderr Werth seines Buchs in den wichtigen Winken besteht, die wir über Otto's Thätigkeit erhalten. Der bescheidne Mann (vielleicht auch seine Gemahlin) läſst uns dies nur errathen, und nur der Kenner kann den eigentlichen Werth solcher gelegentlichen Winke beurtheilen.

Otto hatte keine Mühe, die Bedingungen des Heirathsvertrags annehmlich zu machen. Eine Schwierigkeit erhob sich aber. Der Kaiser von Oesterreich zeigte Gewissensbedenklichkeiten über die Gültigkeit der Ehescheidung Napoleons; man muſste ihm beweisen, daſs die Ehe Napoleons mit Josephine die priesterliche Einsegnung nie erhalten habe; nichts konnte in den Augen des Kaisers die Wirkung des Sakraments aufheben.

Bekanntlich erneuerte hernach der alte Erzbischof von Wien die Bedenklichkeiten, und Otto muſste das Zeugniſs ausstellen, welches man S. 114—115. findet, um den alten Mann zufrieden zu stellen; doch ward auch hier wieder ein diplomatisches Kunststück gemacht. Es heiſst nämlich:

»Diese Erklärung (des Gesandten) wurde, nachdem der Erzbischof sie gelesen hatte, nicht in dessen Händen gelassen. Man fürchtete (etwas ganz anderes, als Herr Pelet meint), daſs wenn sie übelwollenden Personen in die Hände fiele, sie Gelegenheit

Digitized

zum Zank und Streit geben könnte. Der Herr von Metternich verwandte sich mit Eifer dafür, dafs die Bedenklichkeiten des Erzbischofs beseitigt wurden.«

Dafs sich der Kaiser Napoleon um die Armseligkeiten, die er und sein treugehorsamster Duroc hier in den Briefen an den Grafen Otto (Supplément. No. 6 u. 7.) so ausführlich behandeln, so angelegentlich bekümmert, können wir Andern nicht so sehr bewundern, als Hr. Pelet zu thun scheint, so wenig wir mit den Franzosen (fast allen ohne Ausnahme) über die höchst lächerliche Affectatation in Ekstase gerathen, dafs er unmittelbar nach einer Disposition zur Schlacht, ein Decret über ganz gleichgültige oder häusliche oder Verwaltungsangelegenheiten dictirt, oder auf dem Feldzuge in Rufsland die verschiedenen Portefeuilles mit herumschleppt.

Was S. 118. nach Otto's Angaben von den Scenen, die unmittelbar nach der französischen Heirath in Wien vorfielen und von dem Gebrauch gemeldet wird, den Metternich davon machte, ist zu wichtig, als dafs wir es hier übergehen dürften.

Das österreichische Volk ward auch einmal als Maschine gebraucht, die Wiener durften über das Schicksal der Erzherzogin loyal toben, und wenn einige eingesteckt wurden, so wufsten sie wohl, dafs das so übel nicht gemeint sey. Metternich machte indessen den französischen Gesandten auf die Volksbewegungen aufmerksam und sagte ihm: »Diese Bewegung im Volke könnte für Napoleon eine Warnung seyn, seine Forderungen gegen Oesterreich nicht zu weit zu treiben, weil das Volk in einem solchen Fall die Gesinnungen der Aristokratie gegen den französischen Bund zu den Seinigen machen würde. Der Kaiser,« setzte er hinzu, »würde dann unmöglich einer Staatsklugheit treu bleiben können, die alle Klassen seiner Unterthanen gegen sich hätte. Lieber würde er mit Frankreich brechen wollen, als einer Popularität entsagen, die ihm lieb wäre, und seinen Trost im Unglück ausgemacht hätte. Der Gesandte ermangelte nicht, Napoleon zu melden, was vorgefallen sey, und rieth ihm in Beziehung auf Oesterreich eine Schonung, welche die Stimmung der Gemüther nothwendig machte. Dieser Rath ward unglücklicher Weise zu wenig befolgt. Die Pariser Zeitungen waren voll beleidigender Artikel gegen die bedeutendsten Personen des Wiener Hofs, besonders gegen den ehemaligen Minister Balducci, der sich durch seine Widersetzung gegen die Verbindung mit Frankreich bekannt gemacht hatte, der aber eben deswegen entfernt

Digitized by Google

war. Diese Artikel waren Ursache, dafs ihm der Kaiser seine Stelle wiedergab.

Weiter unten folgt, dafs der Gesandte Napoleon noch einmal warnte, als er das Decret vom 6ten April erliefs, wodurch alle auf dem alten und neuen Gebiet und im Lande der Rheinconföderation gebornen Angestellte Oesterreichs abberufen wurden. Napoleon hörte auch darüber nicht auf seinen Gesandten, er ertheilte nur persönliche Dispensationen.

Im vierzehnten Kapitel findet man den Brief, den der König von Holland nach seiner Flucht aus diesem seinem Königreiche an Otto schrieb, und die Verhandlungen, welche dieser auf Befehl Napoleons mit ihm hatte. Der König Ludwig mag vielleicht diesem und jenem sonderbar scheinen; er erscheint aber gewifs in einem sehr vortheilhaften Lichte als Mensch. Einem Franzosen mag freilich ein Mann, der nicht glänzen und nicht herrschen will, als ein ganz wunderlicher Grillenfänger vorkommen!

Das folgende funfzehnte Kapitel handelt vom russischen Kriege und seinen Folgen, das Mehrste sind dort freilich ganz bekannte Sachen, doch finden wir mitunter wieder vortreffliche Winke über Otto's Unterhandlungen mit Metternich. So heifst es S. 139: »Als Oesterreich wankend ward, und mit dem Vorschlage einer Vermittelung auftrat, als man übereingekommen war, dafs ein österreichischer Abgeordneter nach England und Rufsland gehen solle, wollte Napoleon, damit die neue Soldatenaushebung desto leichter ginge, in einem Bericht an den Senat, der hernach im Moniteur erscheinen sollte, von der Vermittelung reden (oder vielmehr, er wollte Oesterreich auf die Probe stellen); und schickte deshalb den Entwurf des Berichts nach Wien an den Grafen Otto. Dieser redete mit Metternich, der erwiederte aber: 'Ihr werdet durch euren Bericht bewirken, dafs wir den ganzen Vortheil der Initiative verlieren, wir werden nur eure Werkzeuge scheinen. Unser Abgeordneter, der blos ein österreichischer seyn soll, wird ein französischerr scheinen. Wer weifs, ob nicht gar England ihn als solchen am Ende gar nicht einmal annehmen wird, da es ja Napoleon noch nicht als Kaiser erkannt hat. Lafst es, um eures eignen Nutzens willen, ja bleiben, von dieser Vermittelung zu reden.' Jetzt wufste freilich Napoleon, woran er war, und es unterblieb.«

Napoleon führte unterdessen, wie immer, durch die von ihm selbst dictirten Zeitungsartikel den Krieg des Schimpfens gegen die Engländer und schadete damit seinen eignen Planen, wie wir

Digitized by Google

an einem andern Orte zeigen wollen, dafs es unmittelbar nach dem Frieden von Amiens geschah. Der Graf Otto berichtet S. 140, Metternich habe ihm damals gesagt, dafs diese Artikel den Unterhandlungen ungemein schaden könnten. „Denn," sey er fortgefahren, »die Rede, welche die englischen Zeitungen führen, kann die der Eurigen nicht rechtfertigen; die englische Presse ist frei vermöge der Constitution. Die Regierung selbst ist ihren Beleidigungen ausgesetzt, man kann diese daher nicht verantwortlich machen für Meinungen, welche jene über fremde Regierungen ausspricht. Jedermann weifs im Gegentheil, dafs in Frankreich nichts erscheint, als was von der Regierung vorher gebilligt ist, oder vielmehr, Alles, was sich auf die Politik bezieht, ist ihr Werk. Napoleon kann also die englischen Zeitungen verachten, das englische Kabinet kann aber die Schmähungen der französischen nicht mit derselben Gleichgültigkeit ansehen; denn es ist berechtigt, den Ausdruck der Meinung der Regierung darin zu finden."

Der Gesandte berichtet, das habe auch er Napoleon oft gesagt, aber freilich vergeblich.

Auch Kaiser Franz gab dem Gesandten seine Meinung über einen Schritt Napoleons zu erkennen, den wir freilich, protestantisch erzogen und gebildet, anders ansehen würden, als der Kaiser, der, wenn er die Worte gebraucht hat, die Graf Otto anführt, unstreitig ungerecht gegen Joseph II. war. Ref. kann die Mifshandlung, welche der alte Pabst von Napoleon erfuhr, übrigens eben so wenig billigen, als das Concordat und die Wiedereinsetzung einer Hierarchie, nachdem sie den Grund und Boden des Mittelalters verloren hatte.

In der Bedrängnifs jener letzten Zeiten nämlich hatte bekanntlich Napoleon endlich den Pabst frei gelassen und hatte mit ihm ein neues Concordat geschlossen, damit war der Kaiser von Oesterreich sehr zufrieden und sagte dem Grafen Otto:

»Schon vor langer Zeit habe ich dem Kaiser diesen Rath gegeben. Ich hatte schon bei unserer Zusammenkunft in Dresden mit ihm davon gesprochen. Die Religionsvorstellungen haben zu viel Einfluss auf das Gemüth der Völker, als dafs man sie nicht in Rechnung bringen sollte; was mich angeht, so habe ich (wer hätte das dem Kaiser zugetraut?), um mein Ansehn aufrecht zu halten, zwei Armeen, eine weifse und eine schwarze. Die letzte wirkt da, wo die erste nichts vermag. Joseph II. hat geglaubt, er könne der Hülfe der Geistlichkeit entbehren, und hat sich

Digitized by Google

nicht gescheut, sie von sich zu entfernen. Jeder weifs, dafs ihm das übel gelungen ist.“

Ueber diese Worte liefse sich ein grofser Commentar schreiben, Ref. findét sich indessen zu dieser Arbeit nicht berufen.

Den Freund der Staël, den Ref. in dem Schriftchen über die Roland als doctrinären Chevalier, d. h. als einen redefertigen, höchst eiteln, leichtsinnigen, eingebildeten Günstling der Staëlschen Cotterie bezeichnet hatte, findet er hier von Leuten, die ihn persönlich kannten (diese Ehre hatte Ref. nicht), ebenso bezeichnet. Er will diese Stelle noch mittheilen, da er sich über die folgenden Kapitel kürzer fassen kann, weil man diese durchlesen mufs, da sie dasjenige enthalten, was Hr. Pelet selbst von Napoleons zufälligen Aeufserungen in den Sitzungen des Staatsraths (über allerlei Materien) aufgeschrieben hatte.

Hier heifst es: »Während man sich in Wien vom Concordat mit dem Pabste unterhielt, während man darin einen ersten Schritt zum allgemeinen Frieden sah, erfuhr man ein Ereignifs, das grofsen Lärm machte. Der Herr von Wessenberg, der das Anerbieten der österreichischen Vermittlung nach London bringen sollte, war bei seiner Durchreise durch Hamburg vom französischen Polizeicommissär angehalten worden, und alle seine Papiere waren durchsucht. Man hatte sich gestellt, als wenn man ihn für den englischen Reisenden Lord Walpole hielte, und doch war der Pafs, den er hatte, von dem französischen Gesandten in Wien visirt, und es konnte gar kein Zweifel seyn, dafs er der war, für den er sich ausgab. Diese Verletzung des Völkerrechts war zu bedeutend, als dafs man nicht einen höhern Befehl hätte voraussetzen müssen. Der österreichische Kaiser wurde dadurch sehr beleidigt. Er zweifelte nicht, dafs Napoleon aus den Papieren seines Abgeordneten habe sehen wollen, ob es mit der Vermittelung ernstlich gemeint sey und ob nicht vielleicht eine geheime Uebereinkunft mit England und Rufsland darunter verborgen sey. Er beklagte sich lebhaft gegen den französischen Gesandten (Otto) über ein solches Verfahren und verlangte, dafs der Commissär gestraft würde. Der Gesandte, dessen Unterschrift man nicht anerkannt hatte, konnte nicht umhin, sich diesem Verlangen anzuschliefsen; er unterstützte es also und erneuerte seine dringenden Bitten, Frieden zu machen, da er voraussagte, dafs eine allgemeine Völkerbewegung gegen Frankreich bevorstehe, dafs man sich daher alle Mühe geben müsse, ihr zuvorzukommen.

Der Gesandte ward zurückberufen; man gab ihm einen Hof-

Digitized by

mann (den Grafen von Narbonne) zum Nachfolger, der, wie man sagte, mehr geeignet wäre, durch seine Manieren die Gunst der österreichischen Aristokratie zu gewinnen. Dieser, als er nach Wien reisete, sagte, weil geistreiche Leute, wie er, sich nicht scheuen, über sich selbst die Wahrheit zu sagen: »Da, wo der Arzt nichts mehr vermag, will man es mit dem Marktschreier versuchen.« Man sieht, dafs Bonaparte sich auch hier dadurch schadete, dafs er diese alte geistreiche Ritterschaft Staëlscher Salons tüchtigen und ernsten Männern vorzog und sich mit einer Race umgab, welche mit lauter Witz und Eleganz die Welt unglücklich gemacht hat.

In den folgenden Kapiteln, wo Graf Pelet und der Baron Pelet Quelle sind, folgen die Aussprüche Napoleons über die Gegenstände, die wir sogleich anführen wollen, und diese Aussprüche werden dadurch doppelt interessant, dafs jedesmal dabei Tag, Monat und Jahr angegeben sind; wo man denn oft sehr überrascht wird, 1803 und 1806 auf ganz entgegengesetzte Ansichten zu stofsen..

Im sechzehnten Kapitel ist die Rede vom gesetzgebenden Körper, und hier findet man Aussprüche von 1803, 1804, 1806 und 1808, die man miteinander vergleichen mufs. Im siebzehnten Kapitel ist die Rede von dem öffentlichen Unterricht und von der Universität. In diesem Kapitel findet man eine ganz sonderbare Mischung von gesundem Verstande, reellen Kenntnissen und anmafsendem Unsinn. Im achtzehnten Kapitel gilt es der Justiz, dem Staatsrath, den Gefängnissen u. s. w. Im neunzehnten Kapitel ist die Rede von der Religionsdisciplin. Hier spricht Napoleon offenbar nicht von seinen Ansichten, sondern sagt nur, wie sich die Religionen und ihre Anstalten zu Staatszwecken gebrauchen lassen. Im zwanzigsten Kapitel ist von den Juden die Rede. Dann folgen die Kapitel über Begräbnisse, über Conscription, über Finanzen und Auflagen, über die französische Bank, über Gesetzgebung in Beziehung auf Bankerotte, über Bergwesen, über Emigranten, über Prefsfreiheit, über die Gemeinden, über Forstwesen, über Theater, über Spielhäuser.

Wäre nicht diese Anzeige schon so lang geworden, so würde Ref. gern einige Proben von dem wunderlichen Zeug angeführt haben, welches mitunter vorkommt, und von dem doch der innere Charakter der Wahrhaftigkeit, den es an sich trägt, zeigt, dafs es ganz gewifs niemand anders als Bonaparte aussprechen konnte. Zu den sonderbaren Reden rechnen wir besonders, was

Digitized by Google

über das Theater gesagt wird. Da kommen Dinge vor, die an gewisse deutsche Genieblitze erinnern. Wir wollen, um doch ein Beispiel zu geben, S. 288. wählen, wo es heifst:

»Napoleon redete mehrere Mal in emphatischen Ausdrücken von der Oper. Die Oper ist, sagte er, die Seele von Paris, wie Paris die Seele von Frankreich ist.« Welche Seelen das sind! wie mufs dann der Leib seyn!!

Schlosser.

Classicorum *Auctorum e Vaticanis codicibus editorum. Tomus* I—, *curante Angelo Maio Vaticanae bibliothecae praefecto. Romae, typis Vaticanis,* 1828. *gr.* 8.; *Tomus* II. 1828; *Tomus* III. 1831; *Tomus* IV. 1831; *Tomus* V. 1833. Mit einem Titelkupfer, und mit Tafeln, Schriftproben der Handschriften enthaltend, bei jedem Bande.

Scriptores Rerum Mythicarum Latini tres Romae nuper reperti. Ad fidem codicum mss. Guelferbytanorum, Gottingensis, Gothani et Parisiensis integriores edidit ac scholiis illustravit Dr. Georgius Henricus Bode, ordinis philos. Gotting. Assessor. Volumen prius, Mythographos continens; XXII *und* 296 *S. Volumen posterius, Commentarios continens. Praemissa est Junioris philosophi Descriptio totius orbis;* XXIV *u.* 176 *S. Cellis* 1834. *Impensis E. H. C. Schulze.* *)

Man mufs diese Sammlung aus vaticanischen Handschriften nicht mit der früher begonnenen (der Nova Collectio scriptorum etc.), welche gleichfalls noch fortgesetzt wird, verwechseln; wie dies neulich einem jungen Gelehrten begegnet ist, der wegen einer Stelle, die ich aus dieser neueren (III. p. 413.) citirt und corrigirt hatte, weil er sie an demselben Orte in der älteren nicht finden konnte, mich ordentlich zur Rede stellte — als hätte ich jenes Citat aus der Luft gegriffen. — Jungen Leuten ist so etwas zu gut zu halten. — Den gröfsesten Theil des ersten Bandes nehmen die neu abgedruckten Bücher und Bruchstücke des Ciceronischen Werks de Re publica ein. Der glückliche Entdecker dieser und so vieler andern Stücke der griechischen und römischen Literatur bemerkt in der neuen Vorrede, dafs er in dieser zweiten Ausgabe die Einleitung an mehreren Stellen verändert, den Text verbessert, die Anmerkungen besonders auch mit

---

*) Obgleich von dieser letzteren Ausgabe ein anderer Referent schon berichtet (Jahrgg. 1834. p. 885 fl.), so glaube ich doch wegen einiger besondern Bemerkungen diese Anzeige der Bode'schen Edition hier anfügen zu dürfen. *Cr.*

Digitized by Google

griechischen Ineditis vermehrt, und endlich die Bemerkungen anderer Herausgeber, worunter Herr Moser namentlich angeführt wird, berücksichtigt habe. Am Ende dieses neuen Vorberichts wird p. XIV—XVIII. eine lange Stelle des Proclus über den Mythus im zehnten Buche der Platonischen Republik, und noch eine Stelle aus demselben Commentar dieses Philosophen (p. 366 bis 368.) mitgetheilt; wie denn auch in den Anmerkungen hie und da darauf hingewiesen wird; wobei selbst dem geduldigsten Leser doch endlich die Frage einfallen mufs, warum Hr. A. Mai nicht schon längst die Erwartung der Philologen und Philosophen erfüllt, und den vollständigern Text dieses wichtigen Buchs herausgegeben hat; — während er Zeit gefunden, uns mit so manchem mittelmäfsigen und weniger als mittelmäfsigen Fund zu beschenken? — Bei der Uebersicht der mittelalterischen Autoren, die aus diesen Büchern Cicero's vom Staat oder aus seinen Nachahmern geschöpft, hätte das 13te Jahrhundert nicht übergangen werden sollen, weil in demselben Heinrich von Hessen mit Benutzung Ciceronischer Gedanken denselben Gegenstand behandelt hat. Wir besitzen dieses Werk unter den Handschriften unsrer Universitätsbibliothek unter No. 729. Das Manuscript enthält 310 Folioseiten, und hat den Titel: *Henrici de Hassia summa de republica.* Ich habe darüber und über des h. Augustinus Auszüge aus jenem Ciceronischen Werke in diesen Jahrbüchern (1826. No. 63.) Bericht abgestattet. — Jetzt will ich bemerken, dafs ich auch in dieser neuen Mai'schen Ausgabe unter der Abtheilung: Librorum de Re Publica incertorum fragmenta (p. 364 f.) Folgendes vermisse: »Idem Cicero in dialogis de Re Publica multa dicit, referens Asianos oratores ditrochaeo clausulas terminasse.« (S. Rhetores Latini ex bibliotheca Francisci Pithoei. Paris 1599. p. 319.) — Man sollte diese Bemerkung freilich eher in Cicero's Schriften über die Redekunst suchen. — Von S. 391. folgen Bruchstücke aus einem gröfseren Gartenbuche des Gargilius Martialis (eines von den Landbauschriftstellern genannten Autors und, wenn es derselbe ist, auch unter den Historikern der Regierungszeit des Alexander Severus genannt), überschrieben: de cydoneis, de medicina ex cydoneis; de persicis etc. Diese aus einem Neapolitaner Palimpsest gewonnenen Fragmente hat Hr. A. Mai mit andern aus einer Vaticaner Handschrift vermehrt, welche im Tom. III. dieser Sammlung von p. 418. an mitgetheilt werden und die Aufschrift führen: De pomis, seu medicina ex pomis. Hieran schliefsen sich kostbare Fragmente aus den Geschichts-

Digitized by Google

büchern des Sallustius, überschrieben: Sallustii Historiarum lib. III. Sie waren zwar früher nicht unbekannt, sind aber hier aus einer Vaticaner Handschrift, ehemals der Bibliothek der Königin Christina angehörig, verbessert und mit beigefügten Fac Simile's des Codex geliefert, und seitdem von mehreren Herausgebern Sallustischer Schriften bearbeitet worden. (S. Bähr's Geschichte der Römischen Literatur. S. 379 f. u. 786.) — Den Beschluſs dieses Bandes machen einige griechische Stücke des Archimedes, überschrieben: Ἀρχιμήδους περὶ τῶν ὕδατι ἐφισταμένων ἢ περὶ τῶν ὀχουμένων, von p. 427 bis 430 incl.

Im 2ten Bande dieser Sammlung folgt nun gröſstentheils die vermehrte und verbesserte Ausgabe der alten Erklärer über eine Anzahl der Reden des Cicero, deren Verzeichniſs (p. XVI.) hier abzuschreiben unnöthig ist. Durch die neueren Untersuchungen von Niebuhr, Cramer, Heinrich, Madvig, Orelli u. A. ist über diesen Zweig der Römischen Literatur Licht verbreitet und eine kritische Sonderung der alten und classisch zu nennenden Commentatoren von den zum Theil dürftigen und in Sache und Sprache sehr mittelmäſsigen Scholien begründet worden. Herr A. Mai hat in dieser neuen Ausgabe in seinen Anmerkungen und Einleitungen die Kritiken jener Philologen, so weit sie zu seiner Notiz gekommen, allenthalben sorgfältig benutzt. Da er in der Vorrede unter dem Artikel: de antiquis Ciceronis interpretibus auch den Grammatiker des 4ten Jahrhunderts, Marius Victorinus anführt, so will ich gelegentlich auf einem Pergament-Codex aufmerksam machen, der, in einer Privatbibliothek von Heidelberg befindlich, Stücke dieses Victorinus und einige andere grammatische Schriften enthält. — Es schlieſst an jene Erklärer der neue Abdruck der neuaufgefundenen Bruchstücke der Reden für den Scaurus, Tullius, Milo, Fontejus und Rabirius sich an, die hier in verbesserter Gestalt mit untergesetzten alten Scholien erscheinen. Nach dem Index historicus und nach den Indices Latinitatis et palaeographiae (Fac Simile's der Codices sind auch diesem Bande beigegeben) kommt erst aber noch die köstliche Zuthat: Orationum in C. Verrem partes cum varietatibus, ex antiquissimo palimpsesto Vaticano (von p. 390 bis p. 537.) — Wenn Hr. A. Mai in der Praefatio (p. XIV.) über diesen Fund sich folgendermaſsen äuſsert: »Jam quanta emendationum seges ex Verrinarum palimpsesto proveniat, scholia mea critica paginis libri subjecta demonstraut. Multa quippe vocabula in editionibus vitiata, vel perverso ordine collocata vel omissa codex restituit« — so sagt er

Digitized by Google

in der That nicht zu viel. Um so weniger hätte Herr Zumpt in den Nachträgen zu seiner gröſseren Ausgabe der Verrinen über den Gewinn, den wir aus diesem Palimpsest für den so sehr verderbten und interpolirten Text dieser wichtigen Staatsreden ziehen können, sich nicht so laulich, ja mitunter verdrieſslich äuſsern sollen. Ich habe neulich in dem Bericht über seine sonst sehr werthvolle Ausgabe in den Wiener Jahrbüchern aus beigebrachten Belegen erwiesen, wie hoch der Werth dieser vaticanischen Handschrift für die Reinigung des Ciceronischen Textes anzuschlagen ist.

Im 3ten Bande beschenkt uns Hr. A. Mai auf einmal mit drei lateinischen Mythographen oder mythologischen Schriftstellern, und auſserdem mit einem lateinischen Stück über die zwölf Zeichen des Thierkreises, auch mit Martini Bracariensis episcopi (fragmentum) de origine idolorum; wobei bemerkt wird, daſs nicht nur in der vaticanischen, sondern auch in andern Bibliotheken sich noch mehrere solcher Mythenschreiber, aber von schlechterer Schreibart vorfinden, unter andern ein noch nicht gedruckter Erklärer der Mythen beim Ovidius. — Sie müssen sehr schlecht seyn, wenn der Herausgeber die drei hier gelieferten »bonos et *classicos*« nennt, wie er in der Praefat. §. X. p. XVI. thut — eine Benennung, die wir ihnen nicht beilegen möchten. — Jedoch was Hr. A. M. von diesen Verfassern hält, welche Namen er ihnen beilegt und aus welchen Handschriften er sie hier zum ersten Mal mittheilt, hat Hr. Bähr in den Zusätzen seiner Geschichte der Römischen Literatur, zweite Ausg. S. 790 f. in zweckmäſsiger Kürze aus Dessen Vorreden ausgezogen. — Mein Geschäft ist es nun, von der seitdem in Deutschland veranstalteten neuen Ausgabe, deren Titel ich am Anfang dieses Berichts mit dem der Mai'schen Sammlung verbunden habe, in möglichster Kürze das Nöthige zu sagen.

Es war bei dem lebhaften Interesse für die Mythologie, zumal in Deutschland und in Frankreich, zu erwarten, daſs ein neuer Abdruck dieser Mythographen bald nachfolgen werde. Aber mit einem bloſsen Abdruck wäre uns in der That wenig gedient gewesen. Hr. Bode hat den Text dieser Schriftsteller kritisch durchgemustert, an nicht wenigen Stellen wesentlich verbessert, und den dritten Mythographen in einer ganz neuen Recension geliefert. Nach einem Dedicationsblatt an den Veteranen Herrn Heeren folgt zuvörderst die Mai'sche Praefatio unter der Aufschrift Prooemium (nicht Prohoemium, wie Hr. A. Mai sonst

Digitized by Google

immer schreibt; gegen welche Sonderbarkeiten sich Hr. Bode p. XXII. mit Recht erklärt hat. Es wundert mich, dafs Derselbe über eine Freiheit nichts gesagt, die sich Hr. M. mit diesen Texten gestattet hat, und worüber er sich (p. XVI. p. XIII. ed. Cell.) folgendermafsen äufsert: »quos (lectores) etiam illud non celabo, me videlicet complura mythographorum horum vocabula, quae, ut fit in ethnica mythologia, pudicis auribus ingratiora accidissent, euphemismis commutavisse.« Die Leser hätten doch wenigstens durch Zeichen oder verschiedene Lettern erinnert werden sollen, wo dies geschehen ist.) Hieran schliefst sich zunächst die Epikrisis der Mai'schen Vermuthungen über diese drei Verfasser, und zwar, weil im Vaticaner Codex am Ende des 2ten Buchs (p. 71.) der Verfasser der ersten Fabelsammlung Hyginus genannt wird, eine Erörterung über die verschiedenen unter diesem Namen vorkommenden Personen (p. XIV.): »Hactenus Maius. Quod igitur ad mythographum primum attinet, hic non est ille Hyginus (ut recte Maius censet), quem Augustus manumisit, et quem plura volumina scripsisse constat, nec ille, cujus fabularum collectionem adhuc legimus, quique Antoninis imperantibus floruit, ut virorum doctorum hodie fert consensus; sed multo serior aetas hunc sibi vindicat scriptorem, seculum quintum dico, ut Orosius ab eo laudatus (fab. 219.) satis superque docet. — Ac ne is quidem Augusti libertus est, quem Virgilio coaetaneum [*aequalem*] fuisse oportet" etc.; und zuletzt das Resultat (p. XVI sq.): »Quae quum ita sint, de Hygini nomine valde ambigua est quaestio, quippe quod nec uni homini debetur nec uni aetati. Quae ambiguitas eo potissimum augetur, quod veteres scriptores non solent inter diversissimos Hyginos accuratius distinguere. Nullus tamen dubito, quin commentariorum in Virgilium auctor diversus sit a C. Julio, quem de viris illustribus, de Italicis urbibus, de re rustica etc. scripsisse arbitror. Deinde qui Astronomica composuit iterum differre videtur a fabularum collectore. De Hygino *gromatico* nunc non disputo. Mythographo autem Vaticano, quem post Servium et Orosium vixisse certum est, quemque, si scriptorum easdem res narrantium summus consensus ullam habet in hac quaestione vim, Lactantium Placidum, qui argumenta Metamorphoseon Ovidii et Scholia ad Statii Thebaidem et Achilleidem confecit, nosse oportet, adeoque post Boethium floruisse probabile est, num idem nomen recte tribuatur, ex sola ista epigraphe, quae in fine libri secundi legitur, vix potest dijudicari.« — Hiernach wäre also dieser erste

Digitized by Google

Mythograph in's 6te Jahrh. nach Chr. herabzurücken, und sein Name unbestimmt zu lassen — eine Entscheidung, der, wie ich denke, jeder besonnene Kritiker beipflichten wird. Mir wenigstens ist es gleich bei dessen Erscheinung klar gewesen, dafs dieser Mythenschreiber eine grofse Anzahl seiner Erzählungen dem gedachten Lactantius Placidus und dem Servius abgeborgt hat. — Ich habe dies auch seitdem bei Bearbeitung einzelner Mythen nachgewiesen, unter andern in einer Abhandlung über Herakles-Buzyges und Minos, zur Erklärung eines unedirten Vasenbildes, bei Mythogr. I. lib. 1. fab. 47; wo, gelegentlich bemerkt, Hr. Bode, wenn er seine Observationes hätte ganz liefern dürfen (wovon hernach) eben so wohl als ich die Abweichung der Erzählung beim Lactantius (in Statii Thebaid. V. vs. 431.) und den ihm folgenden ersten und zweiten Mythographen von der Erzählung des Akusilaos beim Apollodor (II. 5. 7. vergl. Acusilai Fragg. p. 220. ed. alter. Sturz., wo statt des Juppiter als Thäter Neptun genannt wird, vermuthlich schon nach Hesiodus) angemerkt haben würde; wie er denn schon in seinen *Notis criticis* über jeder Erzählung dieser Mythographen die Stellen dieser beiden und einiger anderer Gewährsmänner auf's Sorgfältigste nachgewiesen hat. — Da Hr. B. in der oben angeführten Stelle der unter Hygin's Namen vorhandenen Schrift: Poeticon Astronomicon gedenkt, und um an einem Beispiele zu zeigen, dafs solche Mythographen auch zur Erklärung von antiken Denkmalen dienen, benutze ich diese Gelegenheit, vorläufig eine kurze Notiz über ein jüngst bei Wiesbaden gefundenes bronzenes Cohortenzeichen zu geben, dessen Abbildung mir bald nachher Hr. F. G. Habel gütigst mitgetheilt hat. Es ist ein auf einem Schafte befestigter Steinbock mit einem Fischschwanz, behängt mit Myrthenblättern und in seinen Vorderfüfsen eine Kammmuschel (Pectinit) so haltend, als wenn er sie herabwerfen wollte. Der Steinbock als Nativitätszeichen des Kaisers Augustus bedarf keiner Bemerkung, und die Myrthe möchte auch hier an die Venus als Stammmutter der gens Julia erinnern; auch kommt der fischschwänzige Capricorn auf vielen Städtemünzen der Kaiserzeit vor, besonders auf Münzen des Gallienus als Cohortenzeichen der 18ten Legion, wo er über Wellen schwebt, und der 22sten (Eckhel D. N. V. VII. p. 403. Wiener de legione Romana XXII. p. 79 sq.) vor. — Was aber der gesenkte Pectinit zwischen den Vorderpfoten des Thieres bedeuten will, sagt uns allein jener Mythograph (Poet. Astron. cap. 28. p. 480. Staver.):

Digitized by Google

— »Hic (capricornus) etiam dicitur, cum Jupiter Titanas obpugnaret, primus objecisse hostibus timorem, qui Πανικὸς adpellatur, ut ait Eratosthenes: hac etiam de causa ejus inferiorem partem piscis esse formationem (formatione al.), *quod muricibus* [id est maritimis conchyliis] *hostes sit jaculatus* pro lapidum jactatione (jactione).« Hieraus ersieht man auch, dafs in der Erzählung des Eratosthenes (Catasterism. cap. 27.) mit der von Koppiers versuchten Aenderung nicht geholfen, sondern dafs die Stelle lückenhaft ist. Ich habe den Hrn. Habel auf diese Worte des Beschreibers der Sternbilder aufmerksam gemacht, und will hier nur andeuten, was an einem andern Orte auszuführen ist, dafs wir in jenem Bildwerk einen neuen Beleg haben, wie die Sage von der sogenannten legio fulminatrix entstanden ist, dafs nämlich Roms Legionen und Cohorten als Heerschaaren des Juppiter und zwar als des furchtbaren Herrn der Natur betrachtet wurden, und dafs die mythischen Erinnerungen an vulkanische Eruptionen und Erdrevolutionen (dergleichen sich noch in historischer Zeit am Rhein ereigneten — Tacit. Annall. XIII. 57.) den Römern die Sinnbilder für ihre Kriegs- und Feldzeichen an die Hand gaben.

Hr. B. zeigt sodann (p. XVII.), wie Hr. A. Mai zu rasch geschlossen: der zweite Mythograph sey Lactantius Placidus, da ja der erste Mythograph den Lactantius ausgeschrieben. Auch sey es augenscheinlich, dafs beide Mythographen entweder aus denselben Quellen geschöpft, oder der eine das Seine vom andern entlehnt habe; wie nicht minder, dafs einer wie der andere den Fulgentius gekannt habe. Hierauf erklärt sich Hr. B. (p. XVIII ff.) über die Hülfsmittel, die ihm bei Bearbeitung des Mythogr. I. et II. zu Gebote gestanden, und über die Grundsätze, die er befolgt habe. Ferner wird erwiesen, dafs Hrn. A. Mai's Annahme der dritte Mythograph sey der christliche Autor Pontius Leontius aus Bordeaux, chronologischen Anstand habe, dafs dieser dritte Mythenschreiber sich selten griechischer Zeugnisse bediene, mit späteren lateinischen Mythographen und mit Macrobius, Martianus, Isidor von Sevilla übereinstimme und sie anführe, und dafs er als Anonymus den Schriftstellern des 9ten oder 10ten Jahrhunderts beizuzählen sey.

Nun aber folgt eine recht betrübte Nachricht (p. XXI.): »*Observationes*, quas huic triplici operi adjicere constitueram, abruptae sunt in fabula 12. mythographi I. Id mihi suadebant rationes *librarii, qui hos mihi chartarum terminos praescripserat*« —

Digitized by Google

in der That ein höchst trauriges Zeichen unserer Zeit, wenn eine wohlbegründete Verlagshandlung, die durch gutes Papier und durch die ganze typographische Ausstattung ihre Achtung gegen das Publikum in dieser Ausgabe beurkundet, dem gelehrten Herausgeber solche Schranken setzen mufste! Möchte der Absatz dieses Werks ihr bald den Muth geben, den Hrn. B. zur Fortsetzung seiner schätzbaren Anmerkungen in einem Nachtrag aufzufordern, oder vielmehr eine zweite, vollständige Ausgabe nöthig machen. — Am Schlusse folgen Erörterungen und Beispiele der Orthographie, worin Hr. B. mit gutem Grunde sich zum öftern von Hrn. Mai's Grundsätzen entfernt hat. — An den darauffolgenden Text der oft genannten drei Schriftsteller schliefst sich am Ende des ersten Bandes ein Index, von p. 256—296. an.

Den 2ten Band dieser neuen Ausgabe eröffnet: Junioris philosophi totius orbis descriptio; worauf die Demonstratio provinciarum folgt aus einer Göttinger Handschrift (p. XXIII sq.), ein und eine halbe Seite mit zwei Notizen über den Boethius. Es ist indessen nicht abzusehen, warum diese drei Stücke dieser den Mythographen gewidmeten Edition einverleibt worden, zumal da in den geographischen Artikeln offenbare Fehler der römischen Ausgabe beibehalten worden sind; wie denn z. B. p. XXII. §. 19. statt flumine Aeno offenbar fl. *Rheno* zu schreiben ist.) Vor den Notae critici steht sodann der Index Codicum, welche Hr. B. bei dieser Bearbeitung der Mythographen sehr sorgfältig zu Rathe gezogen, und worauf er zum Theil seine neue Recension dieser Texte gegründet hat. Diese Notae criticae geben nun dieser Bearbeitung ihren eigentlichen Werth, und sind für jeden, der diese Mythenschreiber kritisch für die Mythologie gebrauchen will, ganz unentbehrlich. Ich füge schliefslich eine kurze Stelle als Probe bei, woraus theils die Quellen, woraus diese Fabeln geflossen, theils die Mythendeutung, die hier gegeben wird, so wie endlich die Ergänzung eines Schriftstellers durch den andern ersichtlich werden wird. In Mythogr. II. 81. (p. 103. ed. Bod.) wird der Fabel vom Aktaeon folgende Auslegung beigefügt: »Quod exponens Anaximenes dicit, Actaeonem venationem dilexisse; sed quum ad maturam venisset aetatem, consideratis venationum periculis, nudam artis rationem, extimuit; et dum periculum venandi fugeret, affectum tamen canum non dimisisse, quos inaniter pascendo, paene omnem suam substantiam perdidit. Ob hoc a suis canibus diciter esse devoratus.« Dieselbe Auslegung findet sich beim Mythogr. III. 7. 3, der nur

Digitized by Google

einige andere Wendungen des Ausdrucks hat. Beide haben, wie Hr. B. p. 90. nachgewiesen, den Fulgentius (Mytholog. III. 3.) ausgeschrieben. Nur schliefst der dritte Mythograph sich enger an diesen ihren Führer an. So hat er gleich den Zusatz: „Refert tamen Anaximenes *in libro, quo de picturis antiquis disseruit.*“ Fulgent. l. l.: „Anaximenes, qui de picturis antiquis disseruit, *libro secundo* ait.“ An den ionischen Philosophen wird hierbei Niemand denken; wohl hat man aber an den Geschichtschreiber dieses Namens gedacht, und in dem Artikel von den Musen bei Fulgentius (I. 14.) *Anaximander* Lampsacenus in *Anaximenes* Lamps. ändern wollen (s. Staveren p. 709.). Allerdings war im Zeitalter Alexanders d. Gr. die pragmatisch-historische Deutung der Mythen, wie sie hier der vorliegenden Sage gegeben wird, und wie sie auch Palaephatus giebt, unter den Griechen schon gäng und gebe, noch ehe Evhemerus sie in ein rafinirtes System brachte. Darum möchte ich doch sofort mich nicht jener Conjectur anschliefsen, sondern lasse lieber einen Kunstschriftsteller Anaximenes gelten, zumal da das Werk von den alten Gemälden, dem Fulgentius zufolge, mehrere Bücher enthalten zu haben scheint; wie denn auch Junius (de pictura veterum III. p. 55.) diesen Anaximenes ohne Weiteres unter den Kunstschriftstellern aufführt, nur dafs er ihn nach einer verdorbenen Lesart Anasimenes nennt. — Was die Sprache betrifft, so hat auch schon Fulgentius den bei späteren Juristen gebräuchlichen Ausdruck: *substantia*, für bona, res familiaris, Vermögen. Dagegen hat der dritte Mythograph den griechischen Vers des Homer (Iliad. I. 232. *οἰνοβαρές — κραδίηνδ' ἐλάφοιο*), den Fulgentius in der Originalsprache beigesetzt, weggelassen, und, wie ihm das Griechische fremder war, sich begnügt, die lateinische Uebersetzung zu geben.

Wir kehren von dieser Bode'schen Ausgabe, deren grofsen Werth unsere Leser aus dem Beigebrachten zu würdigen in den Stand gesetzt sind, zu dem 3ten Bande der Römischen zurück; beschränken uns aber auf kurze Angabe seines übrigen Inhalts. Dahin gehört zuerst die Probe der Lesarten der 15ten Satire Juvenals und der ersten des Persius (p. XVIII—XXII.) aus einer kostbaren Vaticaner Handschrift von Bobbio. P. 278—314, sodann: Fabulae novae sub Phaedri nomine und Phaedri fabularum fragmenta Vaticana, mit Einleitungen des Hrn. A. Mai. — P. 317 bis 345: Boethius de rhetoricae cognatione und in Boethium de consolatione philosophiae commentarius. P. 346—348: Franconis ex opere de quadratura circuli specimen. P. 350—357: Cassio-

Digitized by Google

dorii clausula inedita operis de artibus ac disciplinis liberalium litterarum. P. 359—364: Carmina de viris illustribus Romanis. P. 379—384: Martini Bracariensis episcopi de origine idolorum. — Es folgen die bereits oben erwähnten geographischen Stücke, und des Gargilius Martialis Artikel von den Baumfrüchten. Weiter p. 427—503. die Glossae des Grammatikers Placidus, nach dem Alphabete geordnet. Den Beschluſs machen p. 504—511. Stücke aus Metrorii Maximini ars metrica.

Der vierte Band, ganz der Griechischen Literatur gewidmet, liefert zuvörderst, auſser einem anderthalb Seiten (p. XIII sq) langen Aufsatz eines Mönchs, sogenannt Mercurius, über die Pulse (περὶ σφυγμῶν), eine Anzahl Stücke der groſsen ärztlichen Sammlung des Oribasius vom 44 bis zum 50sten Buche (p. 1 bis 200.), mit einem Register der in diesen Büchern excerpirten Schriftsteller und einem Fragment des Arztes Rufus aus einem andern Vaticanischen Codex. Als Nachtrag folgt (p. 276—278.) noch ein Supplement des 44sten Buchs derselben Sammlung. Dieser Leibarzt des Kaisers Julianus Apostata Ὀριβάσιος (auch wohl Ὀρσιβάσιος oder Ὀρόβασιος geschrieben, s. Roether zum J. Laur. Lydus de mens. p. 278; aber die erste Schreibung ist die bewährteste, wie denn auch die Vaticanische Handschrift Ὀριβασίου und Eunapius in einer andern derselben Bibliothek Ὀριβάσιος hat) war zugleich Staatsmann, hatte Denkwürdigkeiten (Mémoires, ὑπομνήματα) seiner Zeitereignisse geschrieben, zu der Thronbesteigung des Julianus hauptsächlich beigetragen (Eunapii Excerpta in der andern Vaticanischen Sammlung des Hrn. A. Mai: Scriptorum veterum Collectio. Tom. II. p. 254 f.) und ihm bis zum Tode beigestanden. (J. L. Lydus a. a. O., wo er den tödtlich verwundeten Kaiser in's Lager bringt, und ihn seine letzten Einrichtungen zu machen ermahnt; worauf dieser dann den Jovian zu seinem Nachfolger bestimmt.) Auf desselben Julianus Befehl hatte dieser gelehrte Arzt und Naturforscher (Eunap. a. a. O.) eine groſse Sammlung von Auszügen aus einer Menge griechischer Schriftsteller von Hippokrates an veranstaltet. Wie es mit fast allen so umfassenden Sammlungen geht, war auch diese im Laufe der Zeit decomponirt worden, und nachdem man einzelne Theile in lateinischer Uebersetzung herausgegeben, haben Cocchi hauptsächlich aus Florentiner Handschriften und Matthäi aus Moskauischen eine Reihe von Büchern in griechischer Originalsprache geliefert.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 3. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Classicc. Auctores e codd. Vaticc. edit. cur. A. Maio.

(Beschlufs.)

Hr. A. Mai hatte schon früher in einer Anmerkung zur *Collectio* Vaticana (a. a. O.) seine Freude über seinen Fund ungedruckter Bücher des Oribasius geäufsert, aber dabei auch bemerkt, dafs ein Codex mit Stücken der Sammlung aus der Vaticana nach Heidelberg zurückgebracht worden. Jetzt tröstet er sich in der Praefatio p. VI, und in einer Annotatio p. 279, weil er die im Heidelberger Codex befindlichen Stücke in Rom selbst in einem Ottobonischen gefunden; setzt aber zuletzt hinzu: „Etsi vero ea res non mediocriter primum me delectavit, mox tamen nihil prope novum me invenisse cognovi. Nam liber quidem posterior nihil aliud continet quam Rufum de partibus humani corporis, et Galenum: prior autem (liber), id est XXIV, occupatur item a Galeno et a Sorano de feminae naturalibus. Unicum igitur edendum mihi supererat Lyci brevissimum de conjugii opere fragmentum, quo liber XXIV. concluditur: sed quia id quoque in graecorum medicorum editione, quam Lipsiae V. C. Kühnius curat, proditurum brevi vix dubito, ego quidem non invitus praetermisi.« So stimmen also der Ottobonisch-Vaticanische Codex No. 235. und unser Heidelberger No. 375. ihrem Inhalte nach miteinander überein. Um des letzteren willen habe ich diese Bemerkungen hier niedergelegt, wobei ich unsre Handschrift vor mir habe, und mufs bei dieser Gelegenheit noch bemerken, dafs hieraus der Katalog in der Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen (S. 289.) zu berichtigen ist. Es heifst nämlich dorten: Oribasii medicarum collectionum *libri XXIV.* Die Handschrift enthält aber nur von Fol. 230—283. den gröfsesten Theil des 24 und des 25sten Buchs. Es ist übrigens eine treffliche alte Pergamenthandschrift, und sie verdient eine sorgfältige Vergleichung; welche dem Hrn. Kühn, so wie jedem andern Gelehrten, jederzeit zu Gebot steht, da unsre Regierung und Universität von einer Vaticanischen Clausur nichts weifs. — Ohne den grofsen Verdiensten des glücklichen Entdeckers und Herausgebers A. Mai im Geringsten zu nahe treten zu wollen, kann ich

Digitized by Google

doch bei diesem Anlafs mein Dankgefühl gegen die wesentlichen Dienste, die mir ein blofser scrittore an der Vaticana, der seelige Amati geliefert hat — ehe Hr. A. Mai Vorsteher dieser Bibliothek war — nicht unterdrücken. Uebrigens steht jenes Fragment des Lykos, den man mit andern griechischen Autoren, Namens Lykos oder Lykon nicht verwechseln darf, in unserer Handschrift Fol. vers. 254, ist überschrieben: Ἐκ τῶν Λύκου, und handelt, um es mit Plato's Worten (Tim. p. 91. p. 139. Bekkeri) zu bezeichnen, von den μήτραις καὶ ὑστέραις —; was bekannt zu machen sich für einen Medicus freilich besser schickt, als für einen Prälaten.

Von p. 202 bis 275. werden Briefe des Procopius von Gaza als eine Zugabe zu den sechzig bisher mehrmals edirten beigegeben nebst einem Fragment aus einer polemischen Schrift desselben gegen die theologischen Sätze des Proclus — also einer Schrift desselben Inhalts, wie die von Hrn. Voemel zuerst herausgegebene Streitschrift des Nicolaus von Methone. Francof. ad M. 1825, welche dem Hrn. A. Mai unbekannt geblieben zu seyn scheint. — Es folgt die früher schon aus einer Mailänder Handschrift der Ambrosischen Bibliothek von Hrn. A. M. herausgegebene vollständigere Rede des Isaeus de hereditate Cleonymi; sodann die Declamation des Aristides gegen Demosthenes in Sachen des Leptines; wobei der Herausgeber einiger Verbesserungen erwähnt, die er aus Hrn. Dindorfs Ausgabe jenes Redners geschöpft, und endlich, um die Notiz von diesen drei Rednern gleich zusammenzufassen, ebenfalls ein neuer Abdruck der früher zu Mailand von ihm edirten Rede des Themistius de praefectura sua; wobei der Herausgeber die Hülfe rühmt, die ihm für diese neue Edition die von Hrn. Friedrich Jacobs mitgetheilten Anmerkungen geleistet. Gleiche Hülfe hätten die Verbesserungen desselben Kritikers bei dem hier ebenfalls zum zweiten Mal erscheinenden Brief des Porphyrius an seine Frau Marcella leisten können, wenn Hr. A. Mai dessen Anmerkungen zum Achilles Tatius, zum Stobaeus und zum Philostratus hätte vergleichen wollen; aber er scheint nicht einmal die nach der Mailänder erschienene Leipziger Ausgabe dieses Briefs (in Joh. Conr. Orelli's Opuscula Graecorum veterum sententiosa. Tom. I. Lips. 1819. mit J. Casp. Orelli's Anmerkungen) gekannt zu haben. — Daran reihen sich an: die griechischen Texte mehrerer Aufsätze des Juden Philo, de cophini festo, de honorandis parentibus und ein Bruchstück von dessen weitläufigem Commentar über das zweite Buch Mosis;

Digitized by Google

Stücke, welche von den neuerlich in armenischer Sprache edirten Licht erhalten, und ihnen hinwiederum an mehreren Stellen Licht geben. — Dazwischen erscheint hier zum ersten Mal der Abdruck einer griechischen Bittschrift an einen königlichen Beamten aus einer ägyptischen Papyrusrolle, mit Vorwort, lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen des Herausgebers. Den Beschluſs machen (von p. 523—628) Atticismen aus einer Mailänder Handschrift, wodurch die aus einer Venetianer früher von Villoison bekannt gemachten vermehrt und zum Theil verbessert werden.

Der fünfte Band dieser Sammlung, der fast ausschlieſslich wieder der Römischen Literatur gewidmet ist, führt uns bis an die äuſsersten Grenzen der Latinität, bis in's Mittelalter herab. Wie der Titel schon besagt, enthält er hauptsächlich Schriften späterer Autoren über die Grammatik, christliche Gedichte, nebst einigen andern Stücken. Der Herausgeber hat in der ausführlichen Vorrede von jedem dieser Autoren, sowie von den hier mitgetheilten Schriften gehandelt, was um so weniger zu excerpiren nöthig ist, da ein Referent in einer andern literarischen Zeitschrift diese Mühe bereits übernommen. Die Reihe eröffnet ein christlicher Grammatiker, Virgilius Maro aus Toulouse, vermuthlich aus dem 6ten Jahrh. nach Chr. (denn es ward schon jetzt Sitte, daſs die Gelehrten mit vornehmen Namen der Vorzeit, wie Cato, Cicero, Varro, Horatius u. s. w. prunkten, wie nachher die Mitglieder der Akademie Karls des Groſsen thaten), und den Beschluſs machen die grammatisch-metrischen Tractate des brittischen Meisters Aldhelm aus dem 7ten Jahrhunderte. Der bedeutendste unter den hier auftretenden Autoren ist unstreitig der Grammaticus Vaticanus, in welchem Hr. A. Mai (praefat. p. XXXV sqq.) den Probus zu erkennen glaubt. Aber auch die spätesten Schriften dieses Bandes liefern mannigfaltige Belege für die Gestaltung der lateinischen Sprache in den späteren Zeiten, verschiedene sachliche Notizen und charakteristische Züge, wie denn hier z. B. nicht nur der unermeſsliche Reichthum dieser Sprache gepriesen wird, sondern auch von zwölf Latinitäten die Rede ist, oder von zwölf Formen des Lateinischen, die groſsentheils gar kein Latein mehr sind, sondern celtische, fränkische und aus nordischen Sprachen entlehnte Ausdrücke. (p. XLIX. p. 124 sq. p. 483 sq.) Es kommen die lateinischen Namen der Thierstimmen (der unarticulirten Sprache, vocis confusae) vor (p. LII. vergl. p. 569 sq.), wie wir dergleichen im Griechischen von Grammatikern haben. (s. meine Meletemata I. p. 10—13.)

Digitized by Google

Bemerkenswerth ist auch die Nachricht von der Sitte der Mönche des Mittelalters, heidnische und christliche Schriftsteller in abgesonderten Bibliotheksräumen aufzubewahren, um die Vermischung des Reinen mit dem Unreinen zu verhüten. (p. 41 sq.) Ausnahmsweise enthält dieser Band wiederum einige griechisch-ägyptische Papyrusschriften aus den Zeiten der Ptolemäer mit Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers (p. 350—365. und p. 600—604.), mit welcher letzten Seite dieser Band beschlossen wird.

Fr. Creuzer.

Casualpredigten und Reden bei besondern Vorfällen und Veranlassungen in der Kirche und im Staate, während einer siebenundzwanzigjährigen Amtsführung gehalten von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, geh. Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten und Oberpfarrer zu Gotha, Rittern des herzogl. sächs. Ernestinischen Hausordens, Mitgliede der latein. Gesellschaft zu Jena. Gotha, Becker'sche Buchhandlung. 1834. IV u. 360 S. 8.

Wiewohl der Unterzeichnete im homiletischen Fache sonst nicht zu recensiren pflegt, so macht er doch bei obigem Buche eine Ausnahme, von einem patriotischen Interesse dazu gedrungen. Von den Casualpredigten und Reden, die Hr. Dr. Bretschneider dem Publikum gedruckt übergeben, gehören nämlich siebzehn auf Gothaisches Gebiet, an welches, als an sein vaterländisches, Ref. mit unauflöslichen Banden des Gemüthes geknüpft ist. Indem er sich aber aus gemüthlichen Gründen zur Anzeige der Schrift bestimmen läfst, gedenkt er doch auch durch geschickte Hervorhebung einzelner, allgemeiner Beherzigung werther Stellen verständig zu nützen. Denn alle diese während einer siebenundzwanzigjährigen Amtsführung (seit dem Jahre 1807), bei besonderen Vorfällen und Veranlassungen in der Kirche und im Staate, theils zu Annaberg in Sachsen, theils zu Gotha gehaltenen Predigten und Reden des berühmten Theologen gehören in eine politisch-aufserordentliche Zeit, und es ist belehrend zu lesen, wie sich der lebendig theilnehmende und doch ruhig beobachtende Diener des göttlichen Wortes bei Gelegenheit denkwürdiger Ereignisse ausspricht. Ueberall betrachtet er es als seine heilige Pflicht, im Sturme der Zeit die Stimme der evangelischen Wahrheit zur Beruhigung und Belehrung zu erheben, und nie verleugnet sich dabei der christlich freisinnige, im Geiste der Reformation geborene und gebildete, aber auch, ächt-

Digitized by Google

deutsch, Fürsten und verordneter Obrigkeit treu anhangende, alle Verbrechen revolutionärer Bestrebung in Worten und Werken mit edlem Zorne züchtigende Gottesgelehrte. Und wenn wir auch hie und da in der Schilderung der Zeit weniger Berührung einzelner Begebenheiten wünschen möchten, so tritt der Redner doch niemals aus den Schranken seines religiösen Berufes heraus; vor der widerlichen Einmischung des eigentlich politischen Tones in die heilige Rede der Kirche weifs er sich in fester Haltung und Würde stets zu bewahren. Hören wir den Lehrer christlicher Weisheit kurz nach dem Ausbruche der französischen Revolution im Sommer 1830, als auch in Deutschland ein gewaltsamer Geist der Neuerung an verschiedenen Orten sich kund gab, wie er im Sinne des Evangeliums seine Gemeinde ermahnt: »Wollen wir für die allgemeine Wohlfahrt wahrhaft und wirksam sorgen, nun so lafst uns die sittliche Gesinnung als die Hauptsache im Christenthum betrachten, sie uns selbst aneignen, sie im bürgerlichen Leben herrschend machen. Denn wenn alle Stände von Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit und von dem Geiste christlichen Wohlwollens gegen einander durchdrungen sind, so wird es bei den Herrschenden nie an Weisheit und Gerechtigkeit, bei den Gehorchenden nie an Gehorsam und Treue fehlen. Lafst uns daher Freunde der Wahrheit seyn, ob sie auch unserem Eigennutz widerstreite, und alle Lüge und Täuschung ablegen, die stets verderblich werden, so viele Vortheile sie auch Anfangs verheifsen mögen. Lafst uns Bruderliebe und Treue in unsrer und jeder andern Brust pflegen, und Alle durch das selige Band eines aufrichtigen Wohlwollens verknüpfen. Lafst uns Recht und Gesetz ehren, und den Uebelgesinnten und Rohen Ehrfurcht davor einflöfsen. Lafst uns die obrigkeitliche Macht als Gottes heilige Ordnung, die Personen, Eigenthum und Recht in Obhut trägt, betrachten, und mit vereinter Kraft die Achtung vor Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten. Lafst uns das beglückende Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen, worauf die väterliche Milde der Regierungen beruht, nicht durch Gewaltthat verletzen, sondern, nach Vorschrift des Apostels, unterthan seyn aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen. Lafst uns unsre bürgerliche Ehre, die noch durch keinen Aufstand gegen die Gesetze verletzt ist, auch ferner unbefleckt erhalten. Lafst uns, wenn wir Mängel und Gebrechen des öffentlichen Zustandes wahrnehmen, nicht vergessen, dafs es an dergleichen noch zu keiner Zeit und bei keinem Volke gefehlt hat, dafs es Uebel

Digitized by Google

giebt, die auch der beste Wille nicht sogleich entfernen kann, dafs eine lieblose Beurtheilung derselben nur schädliche Erbitterung erzeugt, und dafs es Pflicht des Christen ist, nur auf gesetzlichem und erlaubtem Wege Verbesserungen des allgemeinen Zustandes zu suchen. Und auf diesem Wege wird das Ziel auch sicherer und ohne Verletzung des Gewissens erreicht werden, als auf dem Wege gewaltthätiger Aufregung. Je treuer und anhänglicher an ihre Regenten sich die Unterthanen zeigen, desto mehr werden sie ihnen Liebe und väterliche Gesinnungen einflöfsen, desto leichter mit ihren Bitten und Wünschen Eingang finden. Aufruhr dagegen verderbt jede gute Sache; er ist eine Verletzung göttlicher Gebote und des Gewissens und immer mit Sünden vergesellschaftet; er beweiset kein Recht; er zerreifst das glückselige Band des Vertrauens zwischen Fürst und Unterthan; er giebt durch Ungehorsam gegen die bestehende Ordnung ein Beispiel, das Bösgesinnte nur zu schnell zum Unrecht und zum Schaden Andrer nachahmen; er nöthigt die Regenten zu Strenge und Strafgerichten; er hemmt den friedlichen Betrieb der Gewerbe, und bringt die Klasse der Handarbeiter durch Mangel an Verdienst in grofse Bedrängnifs, und — was das Wichtigste ist — er verbessert am Ende doch wenig oder nichts in dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft. Denn nicht die Gewalt, sondern die Aufklärung des Geistes und die wachsende Sittlichkeit sind es, die den bürgerlichen Zustand wahrhaft verbessern. Diese aber erfordern Zeit. Die edelsten Früchte und Gewächse bedürfen der längsten Zeit zur Reife; das Edelste auf Erden aber ist der menschliche Geist, und die von ihm gestiftete bürgerliche Gesellschaft. Die Verbesserung derselben mufs daher auch von der Veredlung des menschlichen Geistes kommen. Gewaltthätige Aufstände können zwar die äufserlichen Formen der Gesellschaft verändern, aber nicht die Menschen, nicht ihre Vorurtheile, Leidenschaften, Untugenden und geistigen Gebrechen. Darum ist noch nie ein besserer Rath gegeben worden, und wird kein besserer je erfunden werden, als der: wollen wir, dafs es besser werden soll in der menschlichen Gesellschaft, so lafst uns selbst erst immer verständiger und besser werden.“ S. 325 u. fg.

So können wir uns auch nicht enthalten, aus einer gleichzeitigen Predigt über Matth. 22, V. 15—22. von dem pflichtmäfsigen Verhalten des Christen bei den Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, und zwar 1) bei ihrer Erforschung,

Digitized by Google

2) bei ihrer Abstellung, einige Stellen mitzutheilen, welche hochwichtige Lebensfragen des Tages aus der Quelle der heiligen Schrift eben so bestimmt, als klar beantworten: „Bei der Erforschung und Beurtheilung der Mängel der bürgerlichen Gesellschaft fordert die christliche Pflicht die gröfste Vorsicht, Gewissenhaftigkeit und Billigkeit, damit wir nicht etwa das für ein Gebrechen erklären, was keines ist, oder das als ein Gut herbeizuführen trachten, was der bürgerlichen Gesellschaft nicht nützlich, vielleicht schädlich ist. Wir dürfen daher die Mängel und Gebrechen nicht beurtheilen nach unserm Gefühl, denn nichts ist täuschender, als dieses; auch nicht nach unserm Vortheil, denn nichts ist unbilliger, als die Selbstsucht; auch nicht nach dem Geschrei des Partheigeistes, denn er hat immer nur das Wohl Weniger im Auge. Besonders aber müssen wir uns hüten, nicht das, was uns beschränkt, uns hemmt, darum auch für ein Uebel und Gebrechen zu halten; denn es ist das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, dafs jeder in ihr seine Schranken hat, und auch der unumschränkteste Monarch ist durch Gesetze, Sitten, Einrichtungen und Verhältnisse Einschränkungen unterworfen, denen er sich nicht entziehen kann und darf. Eben so wenig aber dürfen wir alle Neuerungen, die uns Vortheil bringen würden, darum auch für gut halten, denn sie würden oft Andern zur unbilligen Last werden, und dem gemeinen Besten zum Nachtheil gereichen. Das Wohl Aller ist es vielmehr, das unser Urtheil leiten mufs. Es ist daher Pflicht, wenn wir über Gebrechen und Mängel der bürgerlichen Gesellschaft urtheilen wollen, dafs wir uns ganz unpartheiisch halten, alle Selbstsucht, Vorliebe und Leidenschaft von uns entfernen, mit Sorgfalt prüfen, uns selbst fragen, ob wir auch die Sache recht verstehen, uns von ihr hinlänglich unterrichtet haben, und zu einem Urtheil fähig sind, dabei auf das Urtheil der Verständigsten sehen und überhaupt die gröfste Vorsicht und Gerechtigkeit hierbei für eine Gewissenssache halten. Noch stärker verpflichtet uns zu jener Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit das heilige Gebot der christlichen Menschenliebe. Denn es ist mit den Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft also gethan, dafs an ihr Bestehen gewöhnlich auch Berechtigungen und herkömmliche Vortheile für Andere geknüpft sind, die man dabei in ihren Rechten zu kränken, in ihrem herkömmlichen Besitz zu beunruhigen, gewifs aber durch das Gefühl eines erlittenen Unrechts zu kränken in Gefahr kommt. Wenn also irgendwo die christliche Liebe

walten soll, so mufs sie uns da leiten, wo wir an die Beurtheilung bürgerlicher Mängel und Gebrechen gehen, weil hierin Irrthum auch unvermeidlich zu Lieblosigkeit, Härte, wo nicht zu offenbarer Ungerechtigkeit wird. Dazu kommt, dafs hier der Irrthum so ungemein leicht, dafs er daher auch so gewöhnlich ist, und also Vorsicht und Gewissenhaftigkeit für uns dabei doppelt heilige Pflicht wird. Ueber Mängel und Gebrechen trauet sich in der Regel jeder ein sicheres Urtheil zu, weil jeder sein eigenes Verhältnifs zur bürgerlichen Gesellschaft kennt. Aber um richtig zu urtheilen, mufs man mehr wissen, — mufs man auch den Zusammenhang aller Verhältnisse, den Zustand der ganzen bürgerlichen Gesellschaft überschauen. Und dieses ist schwer. Auch in glücklichen Zeiten waren immer die Klagen über Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft wach; es gab zu allen Zeiten Unzufriedene; man änderte und besserte, aber immer noch gab es Klagen, weil es immer Unverständige gab, die das Gute tadelten, das Schlechte in Schutz nahmen. Die weisesten Völker der alten Welt, Griechen und Römer, thaten viel für Verbesserung ihres bürgerlichen Wesens, aber fertig wurden sie nie, auch nie ganz zufrieden. Auch wifst ihr ja, wie viel seit vierzig Jahren bei einem grofsen Nachbarvolke Versuche gemacht worden sind, die bürgerliche Gesellschaft vollkommen einzurichten, wie oft aber diese Versuche scheiterten, wie oft die Formen wechselten, und wie bis diese Stunde noch keine sich eines allgemeinen Beifalls hat erfreuen können. Diese Erscheinungen wären nicht möglich, wenn nicht der Irrthum bei Gebrechen des Staats so leicht wäre, und daher nicht immer so viele unzufrieden wären, ohne dafs jederzeit dazu ein rechter Grund vorhanden ist.« S. 330 u. fg.

Ein drittes goldnes Wort der Wahrheit finden wir in einer Predigt, im Herbste 1819, kurz nach Erscheinung der Karlsbader Beschlüsse und der Anordnung einer Untersuchungscommission wegen der demagogischen Umtriebe in Deutschland, gehalten. Der Redner giebt hier zu bedenken, dafs „das Heil der Völker mehr von ihren Tugenden als von ihren politischen Verfassungen abhängt, und dafs es eine göttliche Vorsehung giebt, welche das Loos der Völker bestimmt und welcher wir verantwortlich sind.« Er sagt: „Ich bin weit davon entfernt, den Werth einer guten Staatsverfassung zu verkennen. Es ist vielmehr kein Zweifel, dafs gute Gesetze, zweckmäfsige Ordnung, richtige Vertheilung der Gewalten und der Geschäfte von sehr gesegneter Wirkung

Digitized by Google

sind für jedes Volk. Eben so mufs jeder Verständige, der die Weltgeschichte kennt, zugeben, dafs man in den Staatseinrichtungen nicht immerfort im Laufe der Jahrhunderte bei dem Alten bleiben kann, sondern dafs mit der Fortbildung des Staatslebens, mit den veränderten Verhältnissen, mit der steigenden Bildung auch die Staatseinrichtungen verbessert und den veränderten Umständen angepafst werden müssen, wenn ein Volk sich wohl befinden soll. Eben so würden wir uns selbst täuschen, wenn wir sagen wollten, dafs irgend ein bürgerlicher Zustand, und namentlich der unsers deutschen Vaterlandes von allen Mängeln und Gebrechen frei und unverbesserlich sey. Jede Verfassung ist Menschenwerk, und hat darum ihre Unvollkommenheiten und Gebrechen. Auf der andern Seite aber sind diejenigen in einem grofsen Irrthum, welche glauben, es hänge alles Glück der Völker ganz allein von ihrer Verfassung ab, und man könne jedes Volk durch den Wechsel seiner Verfassung glücklich machen. Die Weltgeschichte zeigt uns glückliche und starke, und unglückliche und schwache Völker bei jeder Verfassung, bei der monarchischen und bei der republikanischen, bei der künstlichsten und bei der einfachsten, bei der vollkommenen und bei der mangelhaften. Sie giebt uns im Gegentheil die Lehre, dafs die Völker, mochte ihre Verfassung seyn wie sie wollte, so lange glücklich und stark blieben, als die Sitten rein und unverdorben, und die Pflichten den Völkern heilig waren, dafs aber überall und bei jeder Verfassung öffentliches Elend, Unordnung und Schwäche einrifs, sobald als die Sitten eines Volks verdarben, die Ehrfurcht vor der Pflicht erlosch, und Ungerechtigkeit, Laster, Bestechung und andre Untugenden überhand nahmen. Denn sey auch eine Verfassung noch so vortrefflich, so wird sie doch wenig Gutes wirken, wenn sie nicht treu und gewissenhaft beobachtet und verwaltet wird, und dieses wird sie nur allein dadurch, dafs ein Volk Tugend und Gewissen hat und ehrt. Ist dieses nicht der Fall, lebt kein sittlicher Geist im Volk, sondern überlifst sich jeder seinen Begierden und Leidenschaften, so wird die Macht der Gesetze stets gemifsbraucht, die beste Ordnung überall umgangen, die vorsichtigste Schranke des Gesetzes übersprungen, und die Verfassung durch List, Bestechung, Eigennutz, Gewissenlosigkeit auf allen Seiten unwirksam gemacht werden. Es bewährt sich hier überall der Ausspruch der Schrift: 'Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.' So wenig der Einzelne glücklich wird durch Verstand, Kenntnisse

Digitized by Google

oder Reichthümer, wenn er nicht sittliche Kraft hat, dies alles recht und heilsam zu gebrauchen, so wenig wird ein Volk durch Verfassungen glücklich, wenn es nicht die sittliche Kraft hat, sie treu zu halten. Es ist daher stets thöricht und gewissenlos zugleich, die Leidenschaften zu entfesseln und das Band der Ordnung zu lösen, um durch Veränderungen in der Verfassung die Völker glücklich zu machen. Solche traurige Bestrebungen waren nach dem Zeugnisse der Geschichte oft nur der Austausch andrer Uebel, und immer mit vielen Gewaltthaten, Ungerechtigkeiten und Verheerungen verbunden. Der Weg zum Glück geht nicht durch Gewalt, Ungerechtigkeit und Verbrechen, sondern durch Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend.« S. 171 u. fg.

Ist irgendwo die ruhige und mäfsige, auf allen Schmuck verzichtende Sprache, welche den Kanzelvorträgen des Verfs. ihr eigenthümliches Gepräge giebt, der Wirksamkeit des inneren Gehaltes der Rede entsprechend und günstig, so ist es bei diesen Predigten politischer Art. Es liegt in dem geräuschlosen Worte der Wahrheit eine stille, aber unüberwindliche Gewalt der Ueberzeugung. Je bilderreicher und erhitzter der Vortrag des politischen Redners ist, desto mehr mufs man in der Regel gegen die Richtigkeit, oder wenigstens bleibende Festigkeit seines Systems Mifstrauen hegen. Davon hat uns auch in der neuesten Zeit die untrüglichste Lehrmeisterin, die Erfahrung, sicheres und merkwürdiges Zeugnifs gegeben.

Hiermit haben wir aber des Unsrigen genug gethan, die Leser der Jahrbücher auf diese zeitgemäfsen Predigten aufmerksam zu machen, für deren Veröffentlichung jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes dem Hrn. Verf. Dank sagen wird. Wir legen zum Schlufs noch den Inhalt des ganzen Bandes vor: A) Vorträge in der Hauptkirche zu Annaberg gehalten: 1) Predigt bei der kirchlichen Feier des 60sten Geburtstages Sr. Majestät, des Königs Friedrich August von Sachsen, am 4ten Advent 1810; 2) Pr. am 11ten Sonntage nach Trinitatis 1811; 3) Pr. am Johannistage 1813; 4) Rede bei Vereidung der Landwehr am 10ten Decbr. 1813; 5) Pr. am Dankfeste wegen gänzlicher Befreiung Sachsens von den französischen Heeren, am 2ten Februar 1814; 6) Pr. am Dankfeste wegen der Einnahme von Paris, den 17ten April 1814; 7) Pr. am Dankfeste wegen der Zurückkunft Sr. Majestät, des Königs Friedrich August von Sachsen den 7ten Jun. 1815. — B) Vorträge in Gotha gehalten: 1) Zwei Predigten am ersten und dritten Tage des Reformationsfestes, den 31sten Oct.

Digitized by Google

und 2ten Novbr. 1817 in der Augustinerkirche, mit erläuternden Anmerkungen und einer kurzen Nachricht von der Jubelfeier in der Stadt Gotha; 2) Pr. am 22sten Sonntage nach Trinitatis 1818, zum Gedächtnifs der Schlacht bei Leipzig; 3) Pr. am 23sten Sonntage nach Trinitatis 1819 in der Hofkirche; 4) Rede am Grabe des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg, den 20sten Mai 1822; 5) Gedächtnifspredigt auf denselben, am 30sten Juni 1822; 6) Pr. bei der Jubelfeier des Gymnasiums zu Gotha, den 21sten Decbr. 1824; 7) Rede am Grabe des Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha und Altenburg, den 17ten Febr. 1825; 8) Gedächtnifspredigt auf denselben, den 20sten März 1825; 9) Pr. am Dankfeste bei der Succession des herzogl. Hauses Sachsen-Coburg in dem Herzogthum Gotha, den 26sten Nov. 1826; 10) Pr. am Jubelfeste der Margarethenkirche am 2ten Advent 1827; 11) Pr. bei Eröffnung des Landtages des Herzogthums Gotha, am 2ten Advent 1829; 12) Pr. beim Schlusse dieses Landtags, am Sonntage Septuagesimae 1830; 13) Pr. am Jubelfeste der Uebergabe der Augsburgischen Confession, den 25sten Jun. 1830; 14) Pr. am 14ten Sonntage nach Trinitatis 1830; 15) Pr. am 23sten Sonntage nach Trinitatis 1830; 16) Pr. am ersten Pfingstfeiertage 1831.

F. W. C. Umbreit.

Origines Biblicae, or Researches in primeval history, by Charles Tilstone Beke. Vol. the first. (Motto: Genes. 10, 32.) *London. Parbury, Allen, and Co. Leadenhall-street.* 1834. 336 S. in 8. *Mit einer Charte.*

Der Verf. verwahrt sich in der Vorrede recht angelegentlich, dafs Er bei seinen Lucubrationen gar keine Bekanntschaft mit den Werken gemacht habe *belonging to the German School of Rationalism.* Er befürchtete, dafs, wenn gleich »diese *acute and indefatigable Critics* über manches Dunkel der früheren Geschichte und auch der Schrifterklärung wichtige Resultate und Licht verbreitet haben,« dennoch der Geist, in welchem sie arbeiten, den Wahrheiten der göttlichen Offenbarung allzu gefährlich sey. Vermieden habe Er sie daher ganz und gar, um sich nicht dem Zufall auszusetzen, dafs Er durch sie »von der unmittelbaren und nicht erklügelten (unsophisticated) Einsicht in die Schrift abgelenkt« werden könnte, welche er in allen ihren Theilen — also auch in dem kosmographischen Kapitel

Digitized by Google

Genes 10. — nur nach dem „breiten“ (broad) und unabänderlichen Grundsatz, dafs sie „das geoffenbarte Wort Gottes“ sey, betrachte und auslege.

Rec. erkennt sich dem Verf. um so mehr verbunden, dafs derselbe, ungeachtet dieses *horror* gegen die deutsche Schule der Rationalisten, ihm sein ingeniöses Werk unmittelbar zu übersenden die Güte hatte. Glücklicher Weise ist in mir, dem zur Prüfung Aufgeforderten, der rationale Geist nicht so scheu und an sich selbst zweifelnd, dafs er sich vor irgend einer nach andern Grundsätzen bearbeiteten Schrift gleichsam fürchten und zurückziehen müfste. Er begreift vielmehr nicht, wie der Verf. oder irgend ein Andersdenkender sich je seines Glaubens oder Wissens gewifs halten könnte, wenn er nicht die Wege und Bahnen, auf denen Andere dem gemeinschaftlichen Ziel, das Wahrheitsuchen zu befriedigen, »approximiren« wollen, mit seiner Laufbahn oder Methode oft und viel zu vergleichen und also sich des Bessern, wenigstens des vergleichungsweise Bessern, deutlich zu versichern gesucht hat. Oder kann denn ein von Vorurtheilen sich möglichst befreiender Geist in irgend einer Sache sich selbst für „überzeugt“ halten, und kann man das grofse Wort, dafs man seiner Ueberzeugung treu denke und handle, nach Röm. 14, 23. (παν ὁ ουκ εκ πιστεως, ἁμαρτια εστιν) mit ruhigem Gewissen aussprechen, wenn man nicht durch Prüfung anderer Methoden, An- und Einsichten, sich des Besseren gewifs gemacht hat.

Dies wenigstens, dafs der Verf. für einen Rationalen durchaus nicht gehalten (oder bei der High-church verdächtigt) werden könne, hat Er gewifs durch die freimüthige Erklärung verdient, dafs Er bei seinen Studien sich auf irgend etwas Rationalistisches zu beziehen, ausdrücklich und sorgfältig vermieden habe. (I have expressly and carefully avoided, making reference to them, nämlich den writers von der German School of Rationalism.) Auch in unserm mit keiner herrschenden und allein bepfründenden Kirche begabten Germany wissen sich doch die meisten Antirationalisten nur dadurch am besten zu präserviren, dafs sie sich durch einige das Gift keck vorkostende neuevangelische Zeitschriften anzeigen lassen, welche Schriften gar nicht gelesen, selbst aus Lesezirkeln verdrängt und blos durch Ignoriren geprüft werden müfsten, um im unverfälschten Glauben (oder Meinen) desto fester und wider die feurigen Pfeile des Satans gesicherter zu bleiben, welcher gegenwärtig im Schwabenland die sonst zu seinem Vortheil bezweifelte Existenz seiner »Unnatur« sogar

Digitized by Google

durch neue Besessene zu offenbaren — man weifs nicht — ob die Unklugheit hat? oder durch eine Prädestination gezwungen ist?

Aufrichtig bekennt Rec. dem Verf., dafs — abgerechnet diese ominöse Scheu vor den Schriften der Andersdenkenden, über welche vielmehr Er durch seinen ausschliefslichen Wahrheitsglauben leicht zu triumphiren suchen müfste — dennoch das von ihm gewählte System des vollständigsten und uneingeschränkten Supernaturalismus oder absoluten Inspirationsglaubens, nach welchem auch die Völkergenealogie Gen. 10. unfehlbare Offenbarung oder Gotteswort seyn müfste, als das allein consequente und logikalisch (wenn gleich nicht logisch) haltbare erscheint, bei welchem man entweder ganz oder gar nicht bleiben müfste. Denken wir nur zurück, wie allmählich man sich immer mehr dem (gleichsam unvermeidlichen) Rationalismus näherte, weil man nicht, wie der Verf., carefully jeder Berührung mit demselben auswich. Welch eine glückliche Glaubensfestigkeit der Zeiten war uns einst geworden, wo alles Antirationalistische noch wie aus Einem Gufs gegossen zusammenhielt und daher auch dies als Glaubensartikel galt und in dem Dunkel der Inquisitionskerker unverkennbar gemacht wurde, dafs, weil vorlängst, nach dem evidenten Wortsinn, die Erde nicht rund, sondern als eine auf dem Ocean schwimmende Fläche, folglich ohne den »scandalösen« Gedanken an Gegenfüfsler« und zugleich als der unbewegliche, der besondersten Herablassungen des Höchsten gewürdigte Mittelpunkt der ganzen Schöpfung geglaubt worden ist, eben deswegen auch in alle Ewigkeit, dem schwachen Erfahrungsverstand des Columbus und Galiläi zum Trotz, immer nur eben dasselbe geglaubt werden müsse.

Rec. bedauert dagegen, dem Verf. eingestehen zu müssen, dafs auch in unserm Deutschland indefs von dieser Systemsgediegenheit gar viel verloren gegangen ist. Auch die schlufsfestesten Eingebungsglauhigen sind doch um vieles nachgiebiger und wankender geworden, als die bis jetzt wohl fondirt gebliebene Episcopaltheologie jenseits des Kanals in ihrer abgeschlossenen Inselwelt. Viele nämlich haben trotz dem Hutterus mortuus und redivivus auf die vielerlei Bedenklichkeiten der Rationalität, ob und wie denn die vielerlei biblischen Abweichungen von historischen, chronologischen, physikalischen, psychologischen Erkenntnissen dennoch als unfehlbare Bestandtheile der Revelation zu vertheidigen seyen, ihre Aufmerksamkeit zu richten nicht so streng,

Digitized by Google

wie der Verfasser, vermieden. Daher nun die Halbheit, dafs sie gegenwärtig fast alle darin übereingekommen sind, all jener unangenehm störender Einwendungen und Rationalismen sich mit Einem Schlag, und zwar durch Aufstellung der (sonst unbekannten) Grundeinsicht zu entledigen, dafs die biblischen Ueberlieferungen einzig in dem, was zur Religion wesentlich gehöre, das infallible Gotteswort enthalten, das damit in Verbindung stehende physikalische, historische u. s. w., auch selbst das theologische (ob Gott Reue habe, nach Gen. 6, 6. Exod. 32, 14, ob er Vätersünden an den Kindern strafe, nach Exod. 20, 5. und dergl.) gar nicht als etwas Geoffenbartes vertheidigt, sondern dem natürlichen Verstand zu schicklicher Umdeutung überlassen werden müsse, so, dafs daher auch Gen. 10. 11. nur als eine althebräische Meinung von Geographie, als eine Meinung, deren Zeit und Entstehungsart Niemand wisse, zu behandeln sey.

Dem weit consequenteren Verf. gegenüber getraue ich mir demnach nicht, zu leugnen, dafs die Vielen, welche als rationale Supernaturalisten eine rechte Mitte gefunden zu haben hoffen, auch mir etwas sehr Bedenkliches zu wagen scheinen, wenn sie die Rationalität, das ist = die gesammte menschliche Erkenntnifskraft, zwar einer grofsen, schon durch Adams Fall längst vor der Geburt verschuldeten Schwäche und Verkehrtheit über göttliche Dinge beschuldigen, auf der andern Seite aber doch eben dieser »schwachen« Vernunft zumuthen und sogar, ohne übernatürliche Bevollmächtigung, das Recht einräumen, in den vorliegenden Schriften das Infallible von dem, was rationell beurtheilt werden darf, zu scheiden und der Verstandeskritik auszusetzen, das aber, was selbst in religiöser Beziehung doch allzu menschlich gesagt scheint, anders und gleichsam richtiger zu offenbaren.

Der Verf. nämlich, welcher darauf, dafs alles zugleich und in gleicher Weise Gegebene auch in gleichem Sinn Gotteswort seyn müsse, consequent feststeht, befürchte ich, möchte leicht unser Deutschland um solcher theilweise rationaler Eingebungsglaubigen willen noch mit gröfserer Scheu zu vermeiden für nöthig halten. Denn wie dürfet Ihr, wird Er wohl einreden, der schwachen Vernunft gerade das allerschwerste Beurtheilen, wie Geoffenbartes und Nichtgeoffenbartes, buchstäblich Unfehlbares und Anderes, das Ihr selbst besser wisset, nebeneinander stehen könne, zugeben? wie dürfet Ihr sogar von ihr fordern, dafs sie das allzu menschlich, wenn gleich prophetisch (1 Kön. 22, 19—18.) Gesagte, aus dem Anthropopathischen in das Theoprepes (= Gott-

Digitized by Google

ständige) zu übersetzen habe? in andern Fällen aber dennoch in ein stillschweigendes Nichtbeurtheilen sich resigniren solle?

Soviel im Allgemeinen von dem Standpunkt des Verfs., von welchem aus nicht nur der volle, sondern auch der halbe Rationalismus, also fast die ganze deutsche Theologie Ihm sehr bedenklich erscheinen mufs. Wie ich nun als Rec. seine Consequenz (entweder die Infallibilität als durchgängig zu postuliren oder aber in den biblischen Ueberlieferungen allen die menschliche allmählige Perfectibilität rationell zu beobachten) gar gerne anerkennt, aber mit der Bemerkung, dafs die folgerichtigsten Schlüsse uns mit einer desto festeren Kette von Selbsttäuschungen umgeben, wenn die obersten Prämissen unrichtig sind, begleiten mufs; eben so möchte ich gerne auch bei der ganzen Schrift meinem Recensentengrundsatz folgen, dafs man, bei fleifsig bearbeiteten Untersuchungen, das, was dadurch wissenschaftlich zu gewinnen ist, viel lieber ausheben und nutzbar anwenden, als das Irrige, wenn es nicht schädlich ist, kritisireud zur Schau stellen sollte. Ohnehin könnte es auch dem Rationalisten nicht anders als sehr angenehm seyn, wenn für die alte Weltbevölkerungstafel Genes. 10. wenigstens theilweise eine für uns belehrende Auslegung gefunden würde. Wenden wir uns also ganz unbefangen und einzig im Geiste der freien Wahrheitsliebe zu den Resultaten des wohlmeinenden Verfs.

Die gewöhnlich orthodoxe, eigentlich rabbinische, Auslegung, wie wenn jedem der 3 Söhne Noahs Ein besonderer Welttheil zugewiesen worden wäre und daher Sem (= der Hochländer, nach der Ableitung von שָׁמַי) seine Nachkommen über Asien verbreitet, Cham (= der Heifsländer) aber die Seinigen sofort nach Afrika, und Japhet (= der weitauszudehnende, nach פתא und פתת) nach Europa (Εὐρωπη = יֶפֶת) versetzt habe, scheint dem Verf. unglaublich gewesen zu seyn. Dagegen wählt Er nun (etwas rationell?) das Wahrscheinlichere, dafs allmählich von den 3 Vätern (wie sich von Jakob 12 Nomadenhorden und später 12 Stämme bildeten) mehrere Horden und Volksstämme entstanden seyen, die sich bis zum Babelischen Thurmbau als »Ein Volk mit Einer Sprache« zusammengehalten hätten, weil Gen. 11. gesagt ist, dafs bis dahin die ganze Welt (das sey: Weltbevölkerung) nur Eine Lippe (Aussprache) und einerlei Worte (Sprachschatz) gehabt habe. Weil nun aber Gott dem Noah 9, 1. befohlen hatte, „die Erde zu füllen," jener

Digitized by Google

Thurmbau dagegen die erklärte Absicht, Alle zusammenzuhalten, gehabt hätte, so habe Gott (S. 233.) der in 3 Hauptstämme nach den 3 Söhnen des Noah trennbaren Menge drei sie scheidende Hauptsprachen gegeben, aus denen erst nach und nach alle den im K. 10. genannten Stämmen eigene Spracharten und Dialekte auf natürliche Weise (!) sich gebildet hatten; weswegen auch von den Sprachforschern alles auf drei Stammsprachen zurückzuführen sey.

Man sieht von selbst des Verfs. Bestreben, bei dem sorglichsten Ausgehen vom alterthümlichen Buchstaben doch dem Rationell-Wahrscheinlichen immer wieder sich möglichst zu nähern. Daher sodann sein Hauptgedanke: Alle die K. 10. genannten Stämme hätten sich zwar, als von einander durch die 3 Hauptsprachen geschieden, von dem Babelbau weg, jedoch noch nicht mit einem Mal in die weite Ferne, nicht in andere Welttheile begeben. Er nimmt vielmehr als Grundsatz (wir wissen nur nicht, durch welche Offenbarung) an, dafs in eben der Reihe, wie die Namen der Söhne Eines Vaters auf einander folgen, sie auch von Sinear aus für sich so nahe wie möglich, Wohnländer in Besitz genommen hätten, so dafs auch die entferntesten wenigstens noch nicht über Vorderasien hinausgewandert wären.

Dafs dieses Nahebleiben, wenn wir einmal die miraculose Trennung in 3 wechselseitig unverständliche Sprachen voraussetzen, zunächst das Verständigste gewesen wäre, wird man dem (ohne seinen Willen abermals rationalisirenden) Verf. nicht bestreiten. Er selbst aber ist seiner Fiction so gewifs, dafs Er Alles sogleich auf einer Landcharte anschaulich verzeichnet hat, auf welcher, vorerst zwischen dem caspischen Meer, dem persischen Meerbusen, dem Nil, Archipelagus und Pontus Euxinus eingeschlossen, alle in Genes. 10. genannte als Cadres von Völkerschaften untergebracht sind, die nur künftig in die weite Welt sich zerstreuen sollten, indefs aber doch schon die Namen hätten, welche sie künftig auf ihre eigentliche Wohnländer übertragen würden. Wer kann leugnen, hier ganz neue geographische Offenbarungen zu erhalten?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 4. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mr. Beke, Researches in primeval history.

(Beschlufs.)

Den Hergang der Sache, oder wenigstens seiner Gedankenreihe weifs der Verf. sinnreich und mit einer Unerschrockenheit zu deduciren, die gewifs ist, auf einem Felde zu arbeiten, wo kein Gegenbeweis geschichtlich gegeben werden kann. Er beginnt S. 18. davon, dafs nach Mr. Richs Memoirs on the Ruins of Babylon. ed. 2. p. 13. noch jetzt diese Schutthaufen Babylons alljährlich vom Austreten des Euphrats (wie Aegypten durch den Nil) bis nach Felugiah (12 leagues von Bagdad) und bis gegen den Tigris überfluthet und fruchtbar gemacht werden. Daraus die erste kecke Voraussetzung, dafs das Gen. 10, 10. dem Nimrod, als einem nahen Nachkommen Noahs zugeschriebene Babel nicht das Babylon Nebukadnezars gewesen seyn könne, welches bei Hillah an dem Euphrat gelegen, etwa 200 engl. Meilen in gerader Linie von dessen Vereinigung mit dem Tigris und mehr als 300 Meilen vom Einströmen der beiden Flüsse in den persischen Meerbusen entfernt sey. Im hohen Alterthum, ungefähr 400 Jahre nach der (Sünd-) Fluth müsse also — dies setzt sich der Verf. fest — jene Gegend Babylons noch viel mehr unter Wasser gestanden und der persische Golf bis dahin und noch weiter herauf gereicht haben. Gefolgert wird, dafs also Nimrods Babel dort gar nicht zu erbauen gewesen sey (wie wenn nicht in Aegypten der Städte viele gebaut worden wären, ungeachtet der Nil alljährlich den ganzen Raum zwischen den Gebirgen unter Wasser setzt und dadurch befruchtet!). Dem Verf. ist nur daran gelegen, folgern zu können, dafs die Erbauung des Babelischen Thurms viel weiter hinauf gegen den Taurus hin möglich geworden sey. Denn überall ist es dem Verf. eine Angelegenheit, die Noachiden in den ersten Jahrhunderten bis zur Sprachenverwirrung in der Nähe des Taurus zusammenzuhalten, weil bis dahin »nur Eine Lippe oder Sprachart gewesen seyn müsse.«

Deswegen wird dann ferner S. 27. sowohl das Gebirg Al Judi, südwestlich vom See Van, als der einzelne hohe Berg Agridagh oder Masis, bei Erivan, zwischen dessen zwei Spitzen man

Digitized by Google

sonst in einer hoch genug gelegenen Thalschlucht der Arche eine sichere Niederlassung anzuweisen pflegt, dieser Ehre entsetzt und sie ohne weiteres — irgend einem südlicheren Berge Armeniens zugetheilt. Dieser neue Ararath müsse »nach Gottes Güte« die reizendste Aussicht auf den von Osten nach Westen fliefsenden Euphrat (dem bei Diaden, nicht sehr weit vom Agridagh entspringenden Flufs Morad) dem Noah gegeben haben, doch so, dafs (nach wunderbar schneller Vermehrung seiner Nachkommen) derselbe sich gerade von Osten her, מִקֶּדֶם, zu einem weiteren Zug, nämlich an dem östlichen Euphrat hin entschlosssen habe.

Näher dem Taurus beugt sich der Euphrat südwärts und der Verf. führt entlang demselben seine Noachiden, welche ungeheuer schnell sich vervielfältigt haben müssen, durch das Thal, in welchem der Euphrat das Taurusgebirg durchbrochen hat. So nahe wie möglich an den Taurus, nach Ober-Syrien, versetzt dann der Verf. auch das Land Singar, wo das von Babylon ganz verschiedene Babel Nimrods und jener Babelische Thurm gebaut worden sey, dessen Absicht, alle die schon nach 400 Jahren aus Noah entstandenen Völkerschaften (?) unzerstreut zusammenzuhalten, Gott durch die wundervolle Eingebung von 3 Hauptsprachen vereitelt habe.

Eben so leicht, wie der Verf. ein anderes Babel, auch ein von Mesopotamien verschiedenes Singar geschaffen hat, zerstreut Er jetzt, wenigstens auf seiner Landcharte, alle Gen. 10. genannte Völkerschaften, zwar ohne allen historischen Grund, auch ohne dafs der Bibeltext davon einen Wink giebt, aber doch mit der Bequemlichkeit, dafs vorerst keine aufser den oben beschriebenen Umfang von Vorderasien auswandern mufs. Wir können von dieser im Studierzimmer des Verfs. ohne Congrefs entschiedenen Ländervertheilung nur einige Beispiele geben. Die neue Erdcolonisationscharte setzt nunmehr Elis und Tharsisch *) an den

*) תַּרְשִׁישׁ ist nach dem Arabischen ein zu Stürmen erregbares Meer. ترسس ist sich aufrütteln zum Aufstehen, ترّس überhaupt rütteln. Daher ist כִּתִּים Gen. 10, 4. nicht durch ein ו von תַּרְשִׁישׁ getrennt. Vielmehr gehören beide Worte zusammen und bedeuten das Sturmmeer der zerrissenen Inseln, den Archipelagus. In andern Stellen heifst das Mittelmeer Tarschisch, in andern das

Propontis, und die Gegend Troas; Cittim, als Völkerschaft genommen, und Dodanim kommen weiter herab bis gegenüber von Rhodus. Die Chamiden, Cush, Mizraim, Phut und Canaan werden zuerst in Singar, zwischen den Naharaim, nämlich zwei Flüssen, Euphrat und Eleutherus als Gichon placirt, Cush jedoch erhält zugleich die schwere Aufgabe, vom Euphrat durch ganz Arabien frühe genug bis nach Aethiopien zu wandern und von da aus das obere und mittlere Aegypten zu bevölkern. Zugleich macht der Verf. die Entdeckung, dafs, weil Unterägypten (vielmehr nur das Delta) durch Alluvion entstand, selbst bis auf Mose's Zeit noch kein Unterägypten gewesen sey, Mizraim vielmehr das Land (Goshen) zwischen dem Golf von Sues und von Akaba bedeute. Daran wird unbedenklich geknüpft, dafs auch die Israeliten unter Mose nicht durch die Meerenge von Sues, sondern durch die von Akaba gegangen und hierauf 40 Jahre lang in Arabien herumgezogen seyen. Dafs deswegen auch ein anderer Sinai anzunehmen sey, ist nach all diesen willkührlichen Ländervertheilungen eine Kleinigkeit.

Das Sonderbarste aber möchte seyn, dafs die Semiden — ungeachtet dem Sem ganz richtig die Erstgeburt vindicirt und הַגָּדוֹל Gen. 10, 21. auf שֵׁם bezogen wird — gar wenig erhalten, weil Gen. 9, 27. angenommen wird, wie wenn Japhet in den Hütten Sems hätte wohnen sollen. (Die Stelle sagt vielmehr nach der chaldäischen Bedeutung von פתא: Möge Gott den Japhet zum יֶפֶת = יַפְתְּ d. i. ausgedehnter machen und (Gott, nicht Japhet) wohnen in Sems Zelten (d. i. bei dem hebräischen Volke Gottes als Semiden.) Noch mehr wagt der Verf., indem Er sogar die hebräische Sprache für eine chamitische erklärt, welche Israel erst in Mizraim (warum nicht eher von den Cananäern, Sidoniern u. s. w.?) gelernt habe. Kam denn Abraham etwa ohne Sprache aus Aram? — Dafs das Arabische Mizritisch sey, ist dem Verf. *a fact, which cannot be disputed.* p. 237. War doch die Hagar eine Mizritin. Ihre Sprache soll sie also allen Ismaeliden eigen gemacht haben?

Meer, worauf man aus dem arabischen Meerbusen nach Ophir fuhr. Nur weil das Wort Appellativum ist, kann es so verschiedene Gegenden bezeichnen. Sollte es Tartessus bedeuten, so müfste es תַּרְתִּישׁ heifsen und von einem רחש abstammen, das sich nicht findet.

Digitized

Unsere Leser sehen, dafs der Verf. Alles, was in Deutschland zuletzt van der Hardt, aber mit grofser Erudition, gewagt hat, weit überbietet. Wer in einem Zeitraum, wo es gar keine Geschichte giebt, solche Völkerwanderungen festsetzt, hat natürlich freie Hand und kann, weil gar keine Data da sind, auch nicht durch Data widerlegt werden. An zwei schwere Probleme aber scheint der Verf. nicht gedacht zu haben, nämlich wie Er so zahlreiche Völkerschaften (nach S. 69.) schon um das Jahr 401 nach der Fluth bei Pelegs Geburt zusammenbringen könne? und dann, wie Er, wenn sie sich so, wie seine Charte angiebt, einmal festgesetzt hatten, sie zu weiteren Wanderungen zu bewégen vermöchte, so dafs sie dann, schaarenweise ausgezogen, einem weit entfernten Lande den gleichen Namen gaben, z. B. das Volk Mizraim zuerst im nördlichen Syrien Platz genommen, alsdann aber für sich, östlich von Aegypten, ein Mizraim gesucht und eingenommen haben sollte.

Beruft der Verf. wegen des letztern Problems sich vielleicht auf das Sonderbare der (eigentlich nur sehr unklar bekannten) Völkerwanderungen des Mittelalters und wollen wir über das, was Noth, Zufall und Caprice auch bei Völkern vermögen, nicht streiten; so ist doch das zuerst genannte Problem unauflöslich. Sem soll nach der Fluth geboren seyn, 350 Jahre vor Noahs Tod (S. 68.) Peleg, 51 Jahre nach diesem Tode, soll seinen Namen von der Erdvertheilung erhalten haben, also da der Babelische Thurmbau schon unterbrochen war. Wie können durch 3 Urväter auf der leeren Erde in 400 Jahren von Sem bis Nimrod so viele Völkerschaften entstanden seyn, als Gen. 10. Namen angegeben sind? so viele Völkerschaften, dafs Gott sie durch Sprachverwirrung auseinander zu treiben und nach des Verfs. Charte wenigstens über ganz Vorderasien zu zerstreuen hatte?

Ich berühre noch ein einziges specielles Beispiel von der (allerdings nicht rationalen) Methode des Verfs. Auch Charan, Gen. 27, 43. 28, 10. soll nicht das durch Crassus allzu bekannt gewordene Carrae seyn. Warum? Weil nach Gen. 31, 21. Jakob, als er von Laban mit seinen Heerden entfloh, zwar 3 Tage, ehe Laban es erfuhr, voraus gehabt habe, aber dann doch den Berg Gilead nicht in der Zeit von 10 Tagen zu erreichen vermocht hätte, indem Carrae von dem Gilead etwa 400 engl. Meilen entfernt sey, Jakobs nomadischer Heerdenzug aber nicht jeden Tag 60 engl. Meilen hätte machen können.

Das Letztere wäre also wohl der Natur der Sache gemäfs.

Digitized by Google

Straks aber ist dann der Verf. entschlossen, dafs es ein anderes Charan gegeben haben müsse und Paddan Aram (28, 2.) bei Damaskus zu suchen sey. Man bewundert auf der einen Seite die Aufmerksamkeit und Reflexion des Verfs; aber man staunt doch auch, dafs man immer andere und andere synonyme Orte annehmen soll. Betrachten wir also den Text (rational) genauer! Ist etwa gesagt, dafs des fliehenden Jakobs Heerden eine Strecke von 100 Stunden in 10 Tagen, also Tag für Tag 10 Stunden Wegs von Charan bis zum Berg Gileads zu machen gehabt hätten? Dies wäre freilich nicht möglich. Aber der Text sagt auch nicht, dafs Jakob jenen Weg in 3 + 7 Tagen gemacht habe. Jakob hatte abgewartet, bis Laban zur Schaafschur so weit weg (ostwärts von Charan) sich entfernt hatte, dafs er erst nach 3 Tagen von Jakobs Flucht Nachricht erhalten konnte. (31, 19. 22.) Wie schnell aber Laban nun umkehren konnte und Jakob zu verfolgen anfing, besonders auch, wie bald er wufste, dafs Jakob seine Richtung Gilead zu (welches nicht der nächste Weg nach Canaan war) genommen habe, ist uns nicht gesagt. Nur dies sagt die Stelle, dafs für Laban, den Verfolger, der Weg, den Er machte, 7 Tagereisen betrug (31, 23.), das heifst also, dafs die Distanz, welche Er zwischen Charan und Har Gilead durchritt, so grofs war. In wie viel Tagen Jakob den geraden Weg dahin mit den langsamen Heerden zurücklegen konnte, ist aus dem Text gar nicht zu sehen, weil Niemand weifs, wie viele Umwege Laban machte, der natürlich nicht sogleich wissen konnte, ob Jakob gegen den Berg Gilead hin, oder in einer andern Richtung ziehe. Für einen verfolgenden, also reitenden Araber wären 400 engl. Meilen in 7 Tagen, also 55 engl. Meilen = 11 bis 12 Stunden, viel zu wenig. Was ergiebt sich also für eine Lösung des nur selbstgeschürzten Knoten? Sobald der Text, nicht blos um etwas Neues herauszufinden, genauer angesehen wird, zerfällt der Grund für Erschaffung eines zweiten Charan und die Verlegung des Paddan Aram, welches nach dem Syrischen und Arabischen, auch nach Hos. 12, 13. Aramaea campestris bedeutet. Rec. aber setzte die Stelle um so lieber in's Licht, weil er sich dunkel erinnert, dafs J. D. Michaelis schon in seinen „Vermischten Schriften" sich damit beschäftigt hat, und die Lage vom Berge Gilead zu wissen für die Geographie nicht unbedeutend wäre. Auch in den Supplementen ad Lex. hebr. unterscheidet Michaelis noch nicht, dafs der Text nicht von den Tagen, welche Jakobs Zug nöthig hatte, sondern von dem Weg spricht,

Digitized by Google

welchen Laban durchritt, da er Jakobs Richtung erst aufsuchen mufste.

Dem Rec. kann es nicht genug seyn, indefs Hauptmomente dargestellt zu haben, durch welche das Gewagte und durch Willkührlichkeiten Unrichtige der Resultate des Verfs. nur allzu sehr erkennbar wird. Wichtiger ist's, überhaupt einzusehen, woraus dieses Unrichtige nicht nur in diesem einzelnen Beispiel entstund, sondern auch jedesmal, wo ebenso verfahren wird, auf's Neue entstehen mufs. Ehre und verdiente Achtung bleibe dem Verf. nicht blos wegen seiner unverkennbar guten Absicht, nach der ihm angewöhnten Ueberzeugung einen absoluten Supranaturalismus in der Entstehung aller biblischen Mittheilungen vorauszusetzen und dann doch denselben mit dem, was Er als das natürlich Verständige erkennt, möglichst in Harmonie zu setzen. Auch sein Fleifs und Scharfsinn ist schätzungswerth, nebst dem mühsamen, glücklichen Bestreben, Alles klar und erweislich darzustellen. Nur die Methode, nach welcher Er arbeitet, verderbt Alles zum Voraus, und wo die nämliche Methode befolgt wird, ist durch sie zum Voraus unvermeidlich entschieden, dafs die Arbeit, ihre Wirkung, nicht gedeihlich seyn, nichts Richtiges liefern kann. Bedächte man doch, dafs für alles Wahrheitforschen, ehe von allen Erkenntnifsmitteln die Frage ist, all das Wichtigste von der richtig berechneten Methode des Forschens abhängig ist.

Des Verfs. Methode ist folgende. Er findet in Genes. 11. die Behauptung: bis zum Babelischen Thurmbau haben die Stämme des neuen Menschengeschlechts zusammenbleiben wollen und, damit sie sich bei einiger Zerstreuung immmer wieder leicht zusammen finden könnten, den weithin sichtbaren Thurmbau unternommen. Gott aber, weil Er die Bevölkerung der ganzen Erde wolle, habe es sich zur Angelegenheit gemacht, dieses Zusammenwirken dadurch zu stören, dafs er eine ihre Einverständnisse verwirrende Sprachenverschiedenheit bewirkte.

Der erste Forschersgedanke müfste nun seyn: Besteht nicht diese Erzählung aus unauflöslichen Unwahrscheinlichkeiten? Konnten damals schon viele Völkerschaften seyn? Hätte ein auch noch so hoher Thurm so weithin gesehen werden können, dafs er sie, da sie doch viele Meilen umher hätten bebauen und beweiden müssen, vor dem Wegirren gesichert hätte? Ferner:

Würde das Sprachverwirren das Mittel gewesen seyn, sie zum ruhigen Auseinandergehen und Verbreiten über Vorderasien

Digitized by Google

oder viel eher zu Fehden unter einander zu bewegen? u. s. w. Ist also die Erzählung einem Factum ähnlich oder vielmehr einer Muthmafsung über die Entstehung des Namens Babel? Dafs der Sammler der Genesis diese Entstehung des Names Babel, aus Bilbel, vermengen, glaubte und glauben machen wolle, ist nicht zu zweifeln. Aber was folgt hieraus? Weil der Mythos in einer Schriftensammlung steht, welche viele Wahrheiten enthält, so nimmt der Verf. den längst von Vielen übereilten Schlufs an, dafs alle Theile der Sammlung gleich wahr seyn müfsten, anstatt dafs nach dem Verstand bei jedem Gesagten einzeln zuerst, was der Verf. behaupte, verstanden, alsdann aber, in wiefern sein Geglaubtes wahrscheinlich oder wahr, und also immer zu glauben sey, einzeln erforscht und geprüft werden mufs.

Diese sonst überall und in allen Fächern des Wissens anwendbare Regel der Rationalität ist's, was der Verf. sorgfältig vermeiden zu müssen, wie ein Religionsgebot voraussetzte. Da Er aber doch auch das Unglaubliche gerne vermeiden möchte, so hält Er es nun für seine Aufgabe, für die von dem alten Schriftsteller behauptete Sprachenverwirrung und Völkerzerstreuung allerlei minder unglaubliche Folgen auszudenken. So hält Er es ohne Zweifel für verdienstlich, ausgedacht zu haben, dafs damals doch nicht alle für einander unverständliche Spracharten, sondern nur 3 Hauptsprachen von Gott bewirkt, die weitere Trennung der Sprachen und Dialekte aber dem natürlichen Entwicklungsgang der Menschheit überlassen worden sey. Somit, scheint es, wäre doch das Natürliche mit dem Uebernatürlichen in Zusammenhang gebracht. Ferner wäre es freilich fast allzu übernatürlich, wenn, weil mit einem Mal ein Drittheil chamitisch, ein anderer Drittheil semitisch gesprochen hätte, der dritte Drittheil, der japhetische, sofort nach Europa aufgebrochen wäre, der chamitische aber sich in's heifse Afrika (Cham bedeutet heifs!) in Marsch gesetzt hätte. Der Verf. versucht deswegen an das Allzuübernatürliche etwas Natürliches, aber biblisch nicht Gesagtes, anzuknüpfen, dafs nun die zerstreuten Völker nicht sogleich in die fernen Gegenden, wo die Geschichte sie antrifft, verschickt worden, sondern (mit ihrer Sprachverschiedenheit) doch einander noch so nahe wie möglich geblieben seyen und dergl. m.

Man staunt über diese und noch viel mehrere dem Verf. beliebige Fictionen. Er selbst aber hält sie für glückliche Entdeckungen, durch welche Ihm, der Offenbarung einen Dienst zu

Digitized by Google

thun gegeben sey, anstatt dafs die Rationalität Ihn vorerst zur Prüfung aufgefordert hätte, zuerst den ursprünglichen Sinn, den der Ueberlieferer hatte, als eine geschehene Sache sprachlich und historisch (nach den Zeitumständen) zu entdecken, alsdann aber wohl die Frage zu unterscheiden: ob die Ueberlieferung eine Offenbarung sey?

Seine Methode also ist: das Ueberlieferte sofort in Masse als an sich wahre Offenbarung vorauszusetzen, sich selbst aber in die willkührlichsten Fictionen zu verwickeln, nur damit das vermeintlich Geoffenbarte etwas glaublicher und annehmbarer erscheine. Und eben diese Methode wird nicht nur im Theologisch-historischen, sondern auch von Philosophierenden auf so mancherlei Weise, aber immer nur zum Glaublichmachen des nichtgeoffenbarten Unglaublichen angewendet, dafs vielleicht für den besseren Fortgang theologisch- und philosophischer Forschungen gegenwärtig nichts nöthiger ist, als die kurze, einfache Nachweisung der zwei wesentlichen Unrichtigkeiten, durch deren Nichtvermeidung eine ungeheure Menge künstlich ausgedachter, sinnreich scheinender Unrichtigkeiten als scheinbare Vertheidigungen und Glaublichmachungen dessen, was als geoffenbart vorausgesetzt wird, entstehen mufs.

Das Gegenmittel ist die Rationalität, das heifst, vorurtheilsfrei verstanden: Die gewissenhafte Anwendung aller unserer Erkenntnifsmittel, um vor allen Dingen, wenn wir den Sinn einer alterthümlichen Ueberlieferung nach seinem ursprünglichen Inhalt verstehen, alsdann auch dies zu prüfen, ob das Ueberlieferte uns etwas an sich Wahres? oder nur etwas alterthümlich Geglaubtes? offenbare. Leider aber ist sogar oft Das nicht einmal alterthümlich behauptet und dem ursprünglichen Sinn nach überliefert, was man doch durch eine Menge von Fictionen glaublicher zu machen sich abmühet. Doch begegnet uns diese Abirrung ingeniöser Zeitgenossen eher in den Arbeiten für Religionsphilosophie, als in dem Felde des Verfs., in den Versuchen, dem Glauben an Uebernatürliches in der Religionsgeschichte durch ein Aussinnen natürlicher Entwicklungen nachzuhelfen.

Im vollen Ernst versichert nach dieser Methode der Verf. S. VII, dafs Er mit den litterary productions of the Rationalists — also auch ohne Zweifel von ihrer Methode, exegetische Wahrheit zu finden, nur zufällig aus der *current* english Litterature einige Bekanntschaft habe. Wer sieht das nicht aus dem Werk

Digitized by Google

selbst? Auch wissen wir ja wohl, welch treffliche patriotische und wissenschaftliche Notizen darüber, von Deutschland selbst aus, zu Cambridge besonders für die Herren Rose und Compagnie current gemacht worden sind. Nur von Heerens historical Researches und Manual of ancient History habe er occasionally einigen Gebrauch gemacht und von keinem andern hebräischen Lexikon als dem „kleineren" von Gesenius (!) nach Gibb's englisch-amerikanischer Uebersetzung. (War denn hier doch nicht schon der Name gefährlich?) Genug! Man sieht, zu der dem Verf. bisher angewöhnt gewordenen Methode gehört auch — die Entschlossenheit, zu scheuen und zu verwerfen, was man nicht selbst probirt und (durch any strict investigation) geprüft hat. Es soll wohl Jemand einmal versichert haben, dafs er »gerne gut schwimmen lernen möchte. Nur scheue er sich vor dem Wasser!« — Sollte dies ein solcher anglikanischer Exegete gewesen seyn?

Trotz allem diesem könnte es der Verf. vielleicht übel deuten oder für ein Zugeständnifs halten, wenn seiner Hauptentdekkung von dem Rec. hier nicht besonders erwähnt und ihr ein Wort der Prüfung geweiht würde. Allerdings zum Erstaunen ist das S. 169—196. und dann noch in einem besondern Kapitel S. 267—310. Deducirte, dafs ein bis jetzt von keinem Alterthümler geahnetes Königreich Mizraim östlich von Aegypten, von dem arabischen Meerbusen, dem Mittelmeer, Canaan und dem damals noch in den Golf von Akaba (oder Elat) strömenden Jordan begrenzt, bis auf die Prophetenzeit herab mächtig und eben das Land gewesen sey, aus welchem die Israeliten unter Mose durch den Sinus Elaniticus und nicht durch den von Sues (= Κλυσμα oder Colsum) ausgezogen seyen; ein Reich, welches die Städte Zoan (sonst Tanis), On (Heliopolis), Tachpanhes (Jer. 11, 16. 13, 7—9. 14, 1. 16, 14. Ezech. 30, 18.), Noph (sonst Memphis), Noamon u. a. in sich geschlossen habe; ein ganz unbekanntes Königreich, an welchem alle seinen vollen Untergang drohende Orakel (Jes. 19, 5. Zach. 10, 11. Ezech. 30, 13.) die — bei Aegypten nicht nachzuweisende — Erfüllung fänden und welches endlich von dem durch Aethiopier bevölkerten Aegypten, nachdem dieses sehr allmählich durch Alluvien entstanden war, verschlungen und sogar seines Namens beraubt worden sey. Bei all diesen geographischen Neuigkeiten ist es dann nur noch ein Kleines, dafs, weil diese Entdeckung des nie gekannten Mizraim feststeht, auch zwei

Digitized by Google

Midians und ein anderer Sinai als bei Tor, anzunehmen oder zu entdecken sind.

Natürlich kommt Alles auf die Gründe an. »Multa renascuntur, quae jam cecidere.« — Wir müssen uns kurz fassen, also Gründe und Antworten zusammendrängen.

1. Grund. Die ausziehenden Israeliten haben keinen Fluſs passirt, also auch nicht den pelusischen Kanal, der ihnen, wenn sie und ihre Verfolger Sues zum Ziel gehabt hätten, in dem Wege hätte seyn müssen. Ihr Ziel muſs demnach ein anderes, nämlich der Golf Akaba, gewesen seyn. Antwort: Der pelusische Kanal war wohl der östlichste. Aber wer auſserhalb des Delta von Memphis her gen Sues marschirte, hatte ihn nicht zu passiren. Deswegen wollte Trajan (und will man so eben wieder) einen Kanal von Kairo nach Sues anlegen, welcher weit mehr östlich, als der pelusische, seyn würde. Der pelusische zog sich als Grenze des Delta nicht so weit ostwärts, daſs nicht Mose, ohne ihn zu berühren, seinen Plan, um Sues herum in die drei Tagereisen weit entfernte Wüste des Sinai zu marschiren, fassen und beginnen konnte.

(Was übrigens das allmähliche Angeschwemmtwerden des Delta — nicht aber auch des ganzen Mittelägyptens — betrifft, wundert sich wohl der deutsche Literaturkenner, daſs der Engländer nicht vornämlich auch an Homers Kunde über die Entfernung des Pharos vom damaligen ägyptischen Festland und an das, was Wood Ueber das Originalgenie Homers darüber bemerkt hat, erinnert)

2. Grund. Das Jam Suph ist nach Deut. 2, 8. 1 Kön. 9, 25. 2 Chron. 8, 17. Jer. 19, 20. 21. Jos. 15, 1. 2. der Meerbusen von Elat, nicht von Sues. Antwort: Vielmehr der ganze arabische Meerbusen ist Jam Suph. Dazu gehört der Arm bei Sues, wie der bei Akaba. Und durch diese einzige Bemerkung hätte der Verf. sich alles Weitere ersparen können.

3. Grund. Nach Exod. 14, 21. wurden die Wasser in der Nacht vor dem Durchgang der Israeliten „durch einen Ostwind« so getrieben, daſs der Boden trocken war. Der Ostwind hätte im Kanal Sues, welcher gerade gegen Norden zieht, die Wasser gerade auf die Westseite getrieben, wo der Durchgang angefangen werden muſste. Der Arm bei Akaba zieht sich mehr nordöstlich. Antwort: Dennoch hätte in beiden Golfen der Ostwind die Wasser nicht weg, sondern den Uebergehenden in den Weg gejagt. Er hätte also die ganze Unternehmung sehr er-

Digitized by Google

schwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Der Text aber spricht auch nicht von einem רוּחַ קָדִים, sondern קָדִים. Dies Wort bedeutet überhaupt das, was vor einem ist, entweder nach der Zeit, oder örtlich. Auch dafs Osten קֶדֶם genannt wird, kommt daher, weil man das Gesicht gegen Sonnenaufgang richtete. Dies war dann קֶדֶם oder קֶדֶם, *ante faciem*, gegenüber dem Sehenden. Daher nun ist Exod. 14, 21. Ruach Kadim ein dem Wasser des Meeres gegenüber wirkender Wind. Und dies war dann bei Sues der Nordwind. Bei dem Golf Akaba aber wäre wenig gewonnen. Denn auch dort müfste mehr ein Nord- als ein Ostwind gewirkt haben, wenn durch ihn die Gewässer den Israeliten hätten aus dem Wege getrieben und der Boden des Golfs trocken gemacht werden sollen.

Uebrigens führt hier der Verf. S. 181. aus Dr. E. D. Clarke's Travels Vol. I. p. 325. ed. in 4. 1810. eine Parallele an, welche wohl bemerkt zu werden verdient. Sie sagt: Während starker Ostwinde geht die See (im Meerbusen von Asof) so merkwürdig zurück, dafs die Einwohner von Taganrok auf trokkenem Boden auf die entgegengesetzte Seite hinübergehen können; eine Weite von 20 Wersten (= 14 engl. M.). Jedoch, wenn der Wind sich ändert, was bisweilen ganz plötzlich geschieht, kommen die Wasser so reifsend in das gewohnte Bett zurück, dafs schon Manche das Leben verloren." — Was nach der Richtung des Meerbusens bei Asof der Ostwind thut, das konnte bei Sues von einem die ganze Nacht durch stürmenden Nordwind bewirkt werden, wie bei Akaba der Nordost dazu erforderlich gewesen wäre.

Der Verf., so wunderglaubig Er ist, will doch gerne, dafs Gott, wenn es nicht anders seyn müsse, vermittelst der vorhandenen Natur das Wunderbare thue. Aber dafs Gott denjenigen Wind geschickt hätte, der den Israeliten die Gewässer gerade dort, wo sie eintreten mufsten, entgegen gethürmt hätte, wird doch Niemand sich einreden lassen. Durch Ostwind wäre in beiden Golfen der Boden auf der Westseite, wo die Israeliten einzumarschiren anfangen mufsten, nicht trocken, sondern überfüllt geworden. Bleiben wir also philologisch dabei, dafs קָדִים

ist *ventus ex adverso flans, contrarius*, s. auch Winer Lex. Daher ist קָדִים Hos. 12, 2. Hiob 15, 2. jeder Wind, der aus

Digitized by Google

entgegengesetzter Richtung kommt. Exod. 10, 13. ist רוּחַ קָדִים allerdings Ostwind, weil er im Gegensatz gegen רוּחַ יָם Westwind steht. Aber eben diese Stelle ist auf anderm Wege dem Verf. entgegen. Aus seinem Mizraim hätte nicht der Westwind die Heuschrecken in den arabischen Meerbusen stürzen können.

4. Grund. Mehrere Eigenschaften, welche dem Lande Mizraim beigelegt werden, passen nicht auf Aegypten. Zum Beispiel: *a*) Das alljährlich vom Nil überschwemmte Aegypten war nicht für nomadisirende Heerdenstämme. Antwort: Allerdings. Auch Genes. 46, 34. verstehe ich so: Nomadische Hirten sind wider die Landesart (= dem Lande ein Abscheu). Aber eben deswegen wird längst angenommen, dafs Goshen aufserhalb des vom Nil gewässerten Landes ein ägyptisches Grenzland gegen Canaan (Gen. 47, 1.) war, das dem Berge Casius nahe lag, — dafs Gen. 47, 6. בְּמֵיטַב das für sie passendste Land bedeutet (vergl. die Bedeutungen von יטב = وطب, da natürlich nicht wahrscheinlich ist, dafs den Fremdlingen der an sich beste Theil des Landes eingeräumt worden wäre), auch dafs Mose unmittelbar nur Die ausführte, welche zum Frohnen in's Innere von Aegypten theilweise von allen Stämmen herein genöthigt wurden. Die Andern, welche nomadisirten, konnten sich dann, sobald Mose jenseits des arabischen Meerbusens war, von Goschen her um so leichter an ihn anschliefsen. — *b*) Aus Mizraim kamen vorzügliche Pferde (Deut. 17, 16. 1 Kön. 10, 18. 2 Chron. 12, 3.). Selbst in den Hieroglyphen ist das Pferd selten. S. Champollions Précis du Systéme hieroglypique. No. 329. 330. 331. Antwort: Die Hieroglyphen sind meist aus Oberägypten. Warum sollte Mittelägypten nicht wenigstens von Arabien herüber Pferdezucht gehabt haben? Nur zum bewässerten Ackerland war der Ochse passender und auf Pferdezucht sah man in Aegypten wohl erst, seit man an auswärtige Kriege dachte und von Assur oder Babel Anfälle befürchtete. — *c*) Nach Deut. 11, 10. wurde Mizraim nicht überschwemmt, sondern begossen. Antwort: Auch in Aegypten gebraucht man am Nil und an den Kanälen Wasserräder und Menschenarbeit. Die ganze Gegend, wohin der Verf. Mizraim versetzt, hat so wenig Wasser, dafs Hr. B. selbst hofft, sie könne ehedem wasserreicher gewesen seyn. — *d*) Gegen die Einwendung: ob denn Aegypten gar nicht im A. T. genannt sey, meint der Verf., es sey Ezech. 29, 10. unter Cush verstanden.

Digitized by Google

Denn מִמִּגְדּוֹל סְוֵנֵה lasse sich nicht übersetzen a Migdol versus Syenen, weil עַד nicht dazwischen fehlen dürfte. Ich vermuthe, dafs in dieser Stelle und 30, 6. סְוֵנֵה punktirt seyn sollte. Dies ist dann bestimmt *Syenen versus*. Uebrigens stimme ich dem Verf. gerne bei, dafs der Nathor Mizraim und Nachal Mizraim nicht den Nil bedeute, da das hebräische Reich zu keiner Zeit sich bis zum Nil ausdehnte. Ob aber Aegypten sich über Rhinocorura erstreckt habe und daher an den Wadi bei Gaza als Grenzfluſs zu denken sey (S. 286.), ist sehr zu bezweifeln, da selbst גָּזָר 1 Röm. 9, 16. bis zu Salomo's Zeit Cananitisch geblieben war. — —

Auch die neue französische Uebersetzung und Erklärung des Pentateuch von Herrn S. Cahen versichert der Verf. ein Paar Stunden gehabt, aber (als eine rationale Arbeit) kaum in etlichen Stellen nachgesehen zu haben. Wir wollen unsre Leser um so mehr nächstens mit der Fortsetzung dieses interessanten und in Beziehung auf Frankreich ganz besonders verdienstlichen Werks bekannter machen.

20. Nov. 1834. Dr. *Paulus*.

***Lehrbuch der Psychologie.** Von Dr. Fr. E. Beneke, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, Posen und Bromberg.* 1833. XX und 266 S. 8.

Der Verf. dieses Lehrbuchs hat sich durch mehrere psychologische Schriften schon früher als einen scharfsinnigen und gründlichen psychologischen Forscher bewährt, und es ist daher jedenfalls von nicht geringem Interesse, seine früher nur zerstreut und monographisch mitgetheilten Ansichten über die Psychologie hier zu einem vollständigen System vereinigt wieder zu finden. Sehen wir zunächst auf die Stellung, die der Verf. in dem in der vorausgegangenen Anzeige von Scheidler und Fischer*) bezeichneten Entwickelungsgang der neueren Psychologie einnimmt, so müssen wir ihn ohne Zweifel in die Reihe derjenigen

*) Die hier als schon vorausgegangen erwähnte Anzeige von Scheidler's und Fischer's psychologischen Werken konnte in dem vorhergehenden Hefte der Jahrbb. besonderer Umstände wegen nicht abgedruckt werden; sie wird daher demnächst folgen. *d. Rec.*

Digitized by Google

Psychologen stellen, welche eine wesentliche Umgestaltung der bisherigen Psychologie erstreben. Aber zugleich ist der Weg, auf dem er diese Umgestaltung zu realisiren sucht, der der gesetzmäfsigen Reform, in so fern die Grundlage und die Methode eine dem Wesen der Psychologie angemessene ist, und kein dieses Wesen zerstörendes Element in sich hat. Als das Wesen der Psychologie zerstörend betrachten wir nämlich nur theils das Element der mystischen Speculation, welches die Grenzen der Natur in der Psychologie überschreitet, theils das materialistische Element, welches die Selbstständigkeit der Psychologie als innerer Naturlehre nicht anerkennt. Der Verf. erkennt entschieden die beiden Grundsätze an, die wir oben als die nothwendigen für die ächt wissenschaftliche Behandlung der Psychologie aufstellten, nämlich 1) die Psychologie als Naturwissenschaft nach Grundsätzen der Naturwissenschaft zu bearbeiten und 2) sie als innere Naturwissenschaft von der äufseren unabhängig zu halten. Dafs die Psychologie Naturwissenschaft sey, dafs sie als solche lediglich von der Erfahrung ausgehen müsse und nur von ihr aus vorsichtige Hypothesen zu Hülfe nehmen dürfe, dafs sie nur durch diese Grundlage die gleiche Sicherheit und Klarheit zu erreichen hoffen dürfe, wie die Naturwissenschaft sie schon erreicht hat, dafs alle von der Erfahrung unabhängige Speculation von ihr auszuschliefsen sey, dafs die Einmischung dieser Speculation in die Psychologie derselben immer geschadet habe, dies spricht der Verf. wiederholt in der Vorrede und Einleitung aus. Eben so aber erklärt er auch ausdrücklich und scharf, dafs sie in der inneren Selbstbeobachtung eine selbstständige, von der äufseren Naturwissenschaft unabhängige Erkenntnifsquelle habe, dafs ihr in dieser Erkenntnifsquelle ein eigenthümlicher Gegenstand, die menschliche Seele, gegeben sey und dafs damit ihr Umfang und ihre Grenze auf das Bestimmteste festgestellt seyen (vergl. vorz. S. 20.). Diese Ansichten spricht er u. a. als das Resultat seiner Uebersicht über die Geschichte der Psychologie sehr klar und bündig so aus (S. 19.): „Ueberblicken wir nun das von der Geschichte der Psychologie Mitgetheilte, so sehen wir das schon früher angedeutete Verhältnifs bestätigt und näher bestimmt, dafs nämlich aus der Einmischung der äufseren Naturwissenschaften in die psychologischen Constructionen nie auch nur eine scheinbare Förderung für dieselben, aus der Einmischung der Metaphysik allerdings vielfach ein glänzender Schein von Förderung erwachsen ist, welcher sich aber stets bald wieder in

Nichts aufgelöst hat. Der Verf. dieses Lehrbuchs hat daher, in Einstimmung mit den philosophischen Denkern aller übrigen gebildeten Völker, schon früher den Versuch gemacht, ohne alle nicht nur theosophischen und materialistischen, sondern auch metaphysischen Einmischungen, rein auf der so ausgedehnten und sicheren Grundlage der inneren Erfahrung, ein neues Lehrgebäude der Psychologie aufzurichten.« Besonders erfreulich ist dem Verf. zugleich die Anerkennung des hohen Werthes, den die Psychologie als die Grundlage aller übrigen Wissenschaften und der Philosophie im Besondern, in sich trägt. Darüber spricht sich der Verf. u. a. sehr treffend so aus (S. 27.): »dafs wir für die psychologischen Probleme klare und allgemein anerkannte Lösungen gewinnen, ist von um so gröfserer Wichtigkeit, da die Psychologie die tiefste Grundlage für alle übrigen philosophischen Wissenschaften bildet, und lediglich von ihren Zergliederungen und Aufklärungen eine allgemein-gültige Ausbildung der Logik, der Aesthetik, der Moral, der Rechtsphilosophie, der Religionsphilosophie u. s. w. erwartet werden kann. Das in den Grundbegriffen aller dieser Wissenschaften Gedachte — besteht ja nur aus verschiedenen psychischen Bildungsformen; und gelingt es uns also, die Entstehungsweise und den durch diese wesentlich begründeten Charakter dieser Formen klar und erschöpfend darzulegen, so werden wir hiermit zugleich auch eine erschöpfende Aufklärung über die Grundbegriffe der genannten Wissenschaften gewinnen.« (Vergl. Vorr. S. XV.)

In dem Allen also befindet sich der Verf. noch in durchgängiger Uebereinstimmung mit der bisher gangbaren Psychologie. Was er an dieser wesentlich umzugestalten sucht, das ist hauptsächlich der bisher ziemlich allgemein eingeführte Schematismus der psychischen Vermögen, die er für blos logische Abstractionen hält, und an deren Stelle er, durch eine schärfere Beobachtung und tiefere Regression, einfache Elemente zu stellen sucht, aus denen sich dann, nach Festsetzung der allgemeinsten Grundgesetze, alle psychischen Entwickelungen mit völliger Sicherheit construiren lassen sollen. Nächst der Ermittelung der einfachen Elemente legt er daher hauptsächlich einen grofsen Werth auf eine sorgfältigere Beachtung der quantitativen Verhältnisse, ohne jedoch eine mathematische Bestimmung psychischer Verhältnisse zulässig zu finden. Indessen erhält sein System auf diese Weise fast den Charakter eines mathematischen

Digitized

Systems, indem es aus den aufgestellten einfachen Elementen nach quantitativen Verhältnissen in immer zusammengesetzteren Combinationen allmählich die verwickeltsten und mittelbarsten psychischen Zustände construirt. In diesem Sinne zählt er in der Vorrede (S. X.) zu den Hindernissen, welche der vollkommnen Entwickelung der Psychologie als Wissenschaft entgegenstehen, auch »die Methode der Ableitung der Seelenentwickelungen von den bekannten abstrakten Vermögen,« und verlangt statt derselben eine »tiefer dringende genetische Construction.« Später in der Einleitung erklärt er die Bestimmungen der psychischen Vermögen für bloſse logische Zusammenfassungen psychischer Erscheinungen, denen man fälschlich eine reelle Bedeutung gegeben habe, indem man die Klassenbegriffe der Wirkungen diesen als Ursachen untergelegt, substantiirt, ja gewissermaſsen personificirt habe (S. 24 fg.). „Im Gegensatz hiermit,«, sagt er, »müssen alle jene abstracten Kräfte oder Vermögen gänzlich aus der Psychologie verbannt, und jede einzelne Entwickelung unserer Seele zunächst auf eine besondere Kraft bezogen werden, von der man dann erst weiter zu untersuchen hat, in welchen reellen Verbindungen sie stehe, und ob sie schon ursprünglich in der Seele vorhanden, oder erst später entstanden sey. — Nur so können wir wahre Sacherklärungen für die psychischen Phänomene gewinnen, während die bisherige Psychologie wenig mehr als Namen- und Begriffs-Erklärungen enthält.« Und über die Anwendung quantitativer Verhältnisse setzt er hinzu: „Möchte auch das Unternehmen, mathematische Berechnungen auf die psychischen Entwickelungen anzuwenden, auf jeden Fall noch viel zu früh kommen, so können wir doch unendlich viele Verschiedenheiten in Hinsicht der Kräftigkeit, der Lebhaftigkeit, der Angeregtheit, der Stärke, der Ausgedehntheit u. s. w. der Entwickelungen nicht nur unterscheiden, sondern auch, nach mannichfachen Verhältnissen, mit ziemlicher Gewiſsheit bestimmen. Nur hierdurch aber können auch die psychischen Entwickelungsgesetze, nur hierdurch selbst ihre Probleme ihre angemessene Bestimmtheit erhalten.“

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 5. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Beneke, Lehrbuch der Psychologie.

(Beschluſs.)

Ref. gesteht dem Verf. zu, daſs manche der hier gerügten Gebrechen in der Methode der Bestimmungen der psychischen Vermögen mit Recht gerügt werden, allein in der völligen Verwerfung dieser Methode überhaupt kann er ihm keineswegs beistimmen. Es ist wahr, daſs man in der Feststellung besonderer Vermögen häufig leichtsinnig und willkührlich verfahren ist, es ist wahr, daſs die ganze ältere Psychologie, wie sie namentlich von Wolf entwickelt war, die Vermögen nur nach logischen Abstractionen bestimmte, und daſs diese logische Abstractionsweise sich zum Theil auch bis auf unsere Zeit fortgepflanzt hat, so daſs wir in vielen der Vermögen in unseren heutigen Psychologien noch immer nur logische Zusammenfassungen psychischer Erscheinungen haben. Aber keineswegs können wir zugeben, daſs alle unsere Vermögen nur auf diesem Wege entstanden seyen und gar keine reelle Bedeutung haben; vielmehr ist es unleugbar, daſs die neuere Psychologie schon längst jenen Unterschied zwischen logisch-abstracten und reellen Vermögen erkannt hat, und sorgsam bemüht gewesen ist, wahre Sacherklärungen der psychischen Erscheinungen zu suchen. Und die Methode, nach der sie dies versucht hat, möchte wohl schwerlich an sich verwerflich seyn, wenn sie auch in der Anwendung derselben geirrt haben mag. Wenn sie nämlich auf regressivem Wege die zusammengesetzten psychischen Thätigkeiten immer mehr in ihre einfachen Qualitäten aufzulösen sucht, und diejenigen Qualitäten, für welche keine weitere Auflösung möglich ist, einem ursprünglichen Vermögen der Seele als ihrem Daseynsgrunde zuschreibt, so sind dies wahrhaft reelle Vermögen, denn ihre Realität ist in der beobachteten Qualität gegeben. So sind die bekannten drei Grundvermögen solche reelle Vermögen, in denen wir den drei unauflöslichen Qualitäten psychischer Thätigkeiten ihren Daseynsgrund in der Seele anweisen. So oft man auch versucht hat, diese weiter aufzulösen oder auf noch einfachere Elemente oder eine Grundkraft zurückzuführen, so oft ist es doch miſslungen.

Freilich sind uns damit nur die höchsten qualitativen Principien der Psychologie gegeben, und der Verf. hat ganz recht, wenn er für die Entwickelung des psychologischen Systems auch die quantitativen Verhältnisse in Anspruch nimmt. Zur vollständigen Darstellung des ganzen psychischen Organismus hält der Rec. die schärfere Bestimmung der reinen Elemente der Form der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit, und der Gesetze der Lebenseinheit oder Wechselwirkung der Seele für unumgänglich nöthig, und erst die Combination dieser Formen mit den drei Grundqualitäten giebt uns ein reines Bild des gesammten Seelenorganismus, und setzt uns in den Stand, alle Thätigkeiten vollständig aus den Gesetzen des Seelenlebens zu erklären.

Ein zwar sehr scharfsinniger und kunstvoll ausgeführter, aber darum dennoch nach der Ueberzeugung des Rec. in der Hauptsache mifslungener Versuch, alle ursprünglichen qualitativen Unterschiede zwischen den verschiedenen Vermögen, namentlich auch zwischen den drei Grundvermögen aufzulösen in noch einfachere Elemente und sie aus quantitativen Verhältnissen zu erklären, ist das psychologische System des Verfs. — Die Grundlage dieses Systems ist kürzlich folgende: Unserem unmittelbaren Bewufstseyn bieten sich zunächst verschiedene Entwickelungen, ein verschiedenes Geschehen in der Seele dar. Durch Zergliederung dieser Entwickelungen werden wir weiter auf gewisse Grundprocesse geführt, d. h. gewisse Formen der Entwickelungen, die mehreren derselben als das Gemeinsame und Einfache zu Grunde liegen. Als das Wirkende in den Entwickelungen oder dem Geschehen denken wir uns aber Kräfte, mithin in den Grundprocessen Urkräfte. »In den Dingen (reell) sind freilich,« wie der Verf. richtig bemerkt, »die inneren Kräfte das Ursprüngliche; für die Erkenntnifs aber ist es umgekehrt: denn die Erfahrung stellt uns nur das Geschehen dar, nicht die inneren Kräfte, am wenigsten die Urkräfte. Wir müssen vielmehr diese erst erschliefsen von dem Geschehen oder den Processen aus.« (S. 28.) Es ist daher ganz richtig, wenn der Verf. hinzusetzt: »Die Annahme jeder inneren Kraft ist eine Hypothese.« (Das.) Als Grundprocesse stellt er folgende psychische Entwickelungen fest: 1) Das Aufnehmen äufserer Eindrücke oder Reize in der Empfindung und Wahrnehmung. Da dieses Aufnehmen von Reizen nicht als ein passiver Zustand der Seele gedacht werden darf, so müssen ihm gewisse innere Kräfte oder Vermögen zu Grunde liegen, die sinnlichen Vermögen, welche die einzigen

Digitized by Google

substantiellen Urvermögen der Seele sind. Es giebt so viele sinnliche Urvermögen, als es sinnliche Reize giebt; durch jeden Reiz wird ein Vermögen erfüllt. 2) Das Bleiben der Spuren von jeder psychischen Thätigkeit, d. h. Alles was in der menschlichen Seele einmal gebildet wurde, erhält sich unbewufst in ihr, mit der Möglichkeit, wieder zum Bewufstseyn erweckt zu werden, mithin als Angelegtheit zur Reproduction. 3) Die Combination psychischer Thätigkeiten, d. h. gleiche und ähnliche Thätigkeiten ziehen sich einander an und vereinigen sich. 4) Die Ausgleichung, d. h. alle psychischen Thätigkeiten sind in jedem Augenblick unseres Lebens bestrebt, die in ihnen beweglichen Elemente gegeneinander auszugleichen, und bilden so Gruppen und Reihen psychischer Thätigkeiten. Den drei letzteren Grundprocessen liegen keine substantielle Urvermögen zu Grunde, sondern nur attributive, d. h. es sind nur Eigenschaften der sinnlichen Urvermögen. So deutet das Daseyn der Spuren auf Kräftigkeit, die Ausgleichung auf Lebendigkeit der sinnlichen Vermögen. Demgemäfs bestimmt er die Natur der menschlichen Seele im Allgemeinen auf folgende Weise näher. (S. 41.) Die Seele ist 1) ein durchaus immaterielles Wesen (was sich in den ihr eigenthümlichen Kräften kund giebt), sie ist 2) ein sinnliches, d. h. reizempfängliches Wesen, 3) ihre Kräfte erhalten eine bestimmte Ausbildung durch das Zusammenfliefsen und Verknüpfen (Ausgleichen) derselben, 4) sie haben auch eine ursprüngliche Bestimmtheit, theils in Ansehung der Systeme, zu denen sie gehören, theils in Ansehung des Grades der Kräftigkeit u. s. w.

Aus dieser Grundlage des Systems ergiebt sich, dafs der Verf. keine anderen ursprünglichen qualitativen Verschiedenheiten zwischen den Seelenvermögen anerkennt, als die in den sinnlichen Vermögen nach den qualitativen Verschiedenheiten der Reize begründeten; alle anderen s. g. Vermögen sind erst geworden durch die Entwickelungen und Combinationen dieser Grundprocesse. Sie können nur noch quantitative Verschiedenheiten enthalten, die aus den Verhältnissen der Grundprocesse erklärt werden müssen. In diesem Sinne sucht der Verf. die Beschaffenheiten der drei Grundvermögen nur aus verschiedenen Reizungsverhältnissen zu erklären. (S. 48 fg.) Sie sind nach ihm nur drei Grundformen für die Entwickelung der menschlichen Seele, begründet durch die Verhältnisse der Erregungen oder Reize zu den erregten Urvermögen. „1) Die Form des Vorstellens tritt ein,

Digitized by Google

soweit Vermögen und Reize einander vollkommen durchdrungen haben, die letzteren angeeignet sind von den ersteren. 2) Die Form des Aufstrebens oder Begehrens tritt ein, soweit die Reize wieder entschwunden, die Vermögen wieder frei oder unerfüllt geworden sind. 3) In jedem Augenblick unseres wachen Seelenlebens haben wir ein mehr oder minder merkbares, unmittelbares Bewufstseyn von den Verschiedenheiten in der Bildung der gegebenen Entwickelungen. Durch dieses unmittelbare Bewufstseyn wird die Grundform des Fühlens begründet.« (S. 50.) »Vorstellen, Begehren und Fühlen,« fährt er fort, »entstehen demnach keinesweges aus verschiedenen Urkräften der menschlichen Seele. Vielmehr sind die Urvermögen derselben gegen diese Formen gleichgültig: aus jedem Urvermögen kann die eine eben so wohl, wie die andere hervorgehen.« (Das.) — Ref. kann sich darum durchaus nicht überzeugen, dafs auf diese Weise die drei Grundvermögen hinlänglich erklärt seyen, weil er in diesen ursprünglich verschiedene unauflösliche Qualitäten sieht, die schlechterdings durch keine blos quantitativen Verhältnisse eines Mehr oder Weniger von Reiz oder innerer Kraft erklärlich werden können. Sollte ein und dasselbe Vermögen, je nach verschiedenen Verhältnissen des Reizes, bald zur Erkenntnifs bald zur That angeregt werden, so müfsten auch diese beiden Thätigkeiten von derselben Qualität seyn, was sie nicht sind. Gesetzt also, es würde, nach der Theorie des Verfs., ein Vermögen zum Vorstellen angeregt, wenn es durch den Reiz ganz erfüllt oder durchdrungen wird, zu einem Aufstreben aber, wenn es von dem Reize wieder frei würde, so müfste dieses Aufstreben doch ebenfalls die Richtung des Vorstellens haben, es müfste ein Streben der Erkenntnifsthätigkeit, d. i. der Anerkennung eines Seyns seyn, und es bliebe ganz unerklärlich, wie es dennoch eine praktische Richtung zum Handeln, zur Wirkung in dem Seyn enthalten könne. Die eigenthümliche Qualität des Gefühlsvermögens hat übrigens der Verf., mit sehr vielen anderen Psychologen, ganz übersehen, da er den Begriff der Lust oder des Werthes nicht als den wesentlichen ansieht, und dasselbe, statt in den Zustand der Lust oder des Interesse, der Liebe selbst zu setzen, nur in das unmittelbare Bewufstseyn von diesem Zustande setzt. Denn das Bewufstseyn ist immer schon eine Thätigkeit des Erkennens oder Vorstellens, sey dieses nun ein unmittelbares oder mittelbares, sey es auf die eigenen subjektiven Zustände oder auf Gegenstände aufser uns bezogen.

Digitized by Google

Wir würden den Umfang dieser Anzeige zu sehr ausdehnen, wenn wir dem Verf. in seinen ferneren Constructionen noch näher in das Einzelne folgen wollten. Nachdem also jetzt die Grundlage des Systems ausführlicher dargestellt wurde, wird es genügen, nur kürzlich an einigen Beispielen zu zeigen, wie er fortfährt, aus diesen einfachen Elementen alle psychischen Erscheinungen zu erklären, ohne noch andere angeborne Vermögen anzunehmen. Das Bewufstseyn z. B. entsteht nicht aus einer angebornen Kraft, sondern nur durch gleichzeitige Ansammlung der Empfindungen und der dadurch begründeten Verstärkung derselben. (S. 57.) Das Gedächtnifs ist nichts als die allgemeine Beharrlichkeit der psychischen Entwickelungen, also nur ein Attribut der anderen Vermögen. (S. 84 fg.) Die Erinnerung ist fortgesetzte Reproduction, mit dem Bewufstseyn der Zeit, des Orts u. s. w. (S. 86.) Die Einbildungskraft ist ebenfalls nur Reproductionskraft; zu ihr gehören alle Spuren der statt gefundenen psychischen Thätigkeiten; sie ist also ebenfalls kein angebornes Vermögen, sondern eine Wirkung des zweiten Grundprocesses. (S. 88.) Alle Denkthätigkeiten werden aus dem Grundprocefs der Combination des Gleichartigen erklärt, indem deren Grundlage, die Abstraction, nur in der Vereinigung des Gleichartigen in mehreren Vorstellungen zu Einem Vorstellungsakt besteht. Also ist auch der Verstand kein angebornes Vermögen und unterscheidet sich nicht reell (dem Inhalt der Vorstellungen nach) von der Wahrnehmung, dem Gedächtnifs und der Einbildungskraft. Aus den Combinationen des Ungleichartigen nach dem vierten Grundprocefs erklärt er ferner das Selbstbewufstseyn, die Begriffe von Arten, Gattungen und Klassen, und die allgemeinen Naturgesetze als Gruppen- und Reihen-Begriffe u. s. w. — So weit sich diese Erklärungen auf diejenigen Vermögen beziehen, die Ref. mittelbare Vermögen nennt, zu denen er alle diejenigen zählt, die durch die blofsen Formen der Reproduction nach den Gesetzen der unwillkührlichen und willkührlichen Association bestimmt sind, wozu also namentlich das Gedächtnifs, die Einbildungskraft und der Verstand gehören, soweit kann er ihnen gröfstentheils beistimmen. Allein bei diesen Erklärungen findet der Ref. darin doch immer eine Lücke, dafs der letzte Grund der Einheit und Nothwendigkeit unserer Erkenntnifs daraus niemals begreiflich wird, da die s. g. Erkenntnisse a priori oder die Erkenntnisse der Vernunft im Unterschiede von denen des Verstandes in dem Systeme des Verfs. gar keine

Stelle finden. Allerdings hat der Verf. darin sehr Recht, dafs er alle angebornen Begriffe und alles angeborne unmittelbare Bewufstseyn schlechthin leugnet, aber ursprüngliche Formen der Selbstthätigkeit unseres Geistes, also im Gebiete des Erkennens ursprüngliche Gesetze der Vernunft, sind ein nothwendiges Element neben der Empfänglichkeit, welches bei dem Verf. nicht die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. In seinen sinnlichen Urvermögen ist nur das Element der Empfänglichkeit gegeben, und da er aufser diesem schlechterdings kein angebornes Vermögen in der Seele mehr zugiebt, so fehlt gänzlich die Selbstthätigkeit als reine angeborne Form oder Gesetzmäfsigkeit der Seele, ohne die auch schon des Verfs. Grundprocesse unbegreiflich bleiben, weil die sich gleich bleibende Gesetzmäfsigkeit derselben nur von ihr herrühren kann. Mit Recht leitet der Verf. allen Gehalt unserer Erkenntnifs allein aus der Wahrnehmung ab, aber die Formen der Einheit und Nothwendigkeit, denen wir diesen Gehalt in der ausgebildeten Erkenntnifs unterwerfen, können nur in einer ursprünglichen oder angebornen Form unserer Selbstthätigkeit ihre Erklärung finden.

H. Schmid.

Reise zum Ararat. *Von Dr. Friedrich Parrot, Prof. der Physik zu Dorpat, Russ. Kais. Staats-Rathe, Ritter des Ordens der heil. Anna 2ter Kl. mit der Kais. Krone u. s. w. unternommen in Begleitung der Herren Cand. d. Philos. Wassili Fedorov, Stud. d. Miner., Maximil. Behaghel von Adlerskron, Stud. d. Medic., Julius Hehn und Karl Schiemann. Mit vier Ktfln. und einer Karte. Berl.* 1834. *Ister Th.* 262 *S.* *IIter Th.* 198 *S.* 8.

Reisen gehören unter die vorzüglichsten Mittel zur Beförderung der Cultur und der Wissenschaften; sie wirken durch gegenseitigen Austausch von Ideen und Kenntnissen auf diejenigen, die sie vollführen, und die Bewohner derjenigen Länder, die bereiset werden, wenn diese anders einer Vermehrung der Cultur fähig sind. Sollen aber die Beschreibungen der Reisen Interesse erregen, so müssen sie nach entfernten, minder bekannten, Gegenden unternommen seyn, was in der Regel mit nicht unbedeutenden Mühen und Kosten verbunden ist, und daneben mufs der Reisende nicht blos seine gewohnten Bequemlichkeiten entbehren können, sondern auch einen nicht gemeinen Grad von Dreistigkeit und ein gewisses eigenthümliches Vermögen, eine ohne natürliche

Anlage nicht leicht zu erwerbende Fertigkeit besitzen, sich in die verschiedensten Lagen und Umstände zu fügen, und schnell das Geeignete zur wissenschaftlichen Benutzung aufzufassen. Der Verf. der vorliegenden Reisebeschreibung besitzt ein solches Talent in einem vorzüglichen Grade, und hat dieses auch bereits durch frühere Proben in den Alpen und Pyrenäen, insbesondere aber mit v. Engelhard im Kaukasus bewährt; zugleich lieset man seine Berichte mit grofsem Vergnügen, weil neben den lichtvoll dargelegten Thatsachen zugleich seine gründlichen Kenntnisse, sein eifriges wissenschaftliches Streben und die ächte Humanität seines feingebildeten Charakters ein nicht gemeines Interesse erregen. Hoffentlich wird es daher auch den Lesern unserer Zeitschrift willkommen seyn, hier eine kurze Uebersicht des Hauptinhaltes dieses Reiseberichtes zu erhalten.

Der erste Theil enthält kein eigentliches Tagebuch, vielmehr nur eine zusammenhängende Erzählung der hauptsächlichsten Ereignisse nach ihrer Reihenfolge. Der Verf. unternahm die Reise eigentlich aus einem gewissen religiösen Eifer in der Absicht, den Berg zu besteigen, auf welchem der biblischen Sage nach Noah's die Reste des Menschengeschlechts erhaltende Arche einst sich niederliefs, und dessen beeisetes Haupt Parrot schon früher vom Elbrus, der höchsten Spitze der kaukasischen Gebirgskette, herab mit Entzücken betrachtet hatte. Noch nie war der Gipfel desselben durch den Fufs eines Reisenden betreten, obgleich deren eine grofse Zahl sich bereits früher in seiner Nähe befand, weil namentlich das Vorurtheil der umwohnenden Armenier, dafs die Erreichung desselben gegen den Willen des Schicksals sey, den Versuchen dieser Art unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellte. Kaum aber war durch die siegreichen russischen Waffen auch dieser auf allen Fall klassisch merkwürdige Berg, ein imposant erhabener Punct auf einer weiten Ebene, und ganz dazu geeignet, von seiner hohen Spitze herab auf Mesopotamien, die Wiege der Völker, hinüberzublicken, den Grenzen des unermefslichen Reiches einverleibt, als die Achtung gegen die so eben erkannte Macht, und nicht minder das Vertrauen auf die gleichzeitig bereits erprobte Gerechtigkeit und Milde der neuen Regierung einem Unternehmen dieser Art so grofsen Vorschub leistete, dafs die Ausführung nicht blos möglich wurde, sondern dafs auch ein Diaconus aus dem Kloster Etschmiadsin und zwei Einwohner aus dem Dorfe Argure als Begleiter sich dabei einfanden. Nicht unbedeutend war übrigens die Wach-

Digitized by Google

samkeit der in der Nähe befindlichen russischen Truppen, insofern diese den Reisenden möglichste Sicherheit gegen die Gewaltthätigkeiten der wilden Kurden gewährten, die gerade die Schlupfwinkel zwischen dem grofsen und kleinen Ararat auf ihren Raubzügen gern zum Aufenthalte wählen.

Ref. kann ohne zu grofse Weitläuftigkeit der Erzählung nicht Schritt vor Schritt folgen, und würde auch dann blos ein mageres Skelett zu geben vermögen, dem alle Annehmlichkeit der ohnehin nur gedrängten reichhaltigen Erzählung mangeln müfste, weswegen es genügen wird, blos einige Hauptpuncte des Reiseberichtes herauszuheben. Parrot und seine Gefährten unternahmen die Reise aus freiem Antriebe und auf eigene Kosten, erhielten aber einige der nöthigen Instrumente von der Krone, und einen Feldjäger zur Begleitung nebst der erforderlichen militärischen Bedeckung da, wo und so weit dieses nöthig war. Nachdem sie aber ihren Zweck so vollständig erreicht hatten, bekamen sie den gehabten Aufwand vergütet, und wurden zum Theil noch für ihre angestrengten Bemühungen belohnt. Ein eigenes Interesse gewährt es, wenn man aus der Erzählung der Thatsachen die Eigenthümlichkeiten und den so auffallend verschiedenen Charakter der vielen einzelnen Völkerschaften kennen lernt, welche dem russischen Scepter als gemeinschaftliche Unterthanen unterworfen sind. Nach Beendigung der Reise durch die bekannteren Provinzen bis zur Mündung des Don und Neu-Tscherkask schlug die übrige Gesellschaft mit dem Gepäck den geradesten Weg über Stavropol nach Mosdock ein, während Parrot in Begleitung v. Behaghel's und des Feldjägers einen Abstecher längs des Manetsch-Flusses hin machte, um wo möglich ein barometrisches Stationen-Nivellement bis zu den Quellen desselben zu erhalten. Hier durchzogen sie das Gebiet der nomadisirenden, aber höchst friedlichen und gastfreien Kalmücken, bei denen der Eingang europäischer Cultur durch religiöse und andere nicht leicht zu beseitigende Vorurtheile mehr, als man glauben sollte, gehindert wird. Inzwischen bietet der Soldatendienst unter den Kosacken, wozu sie tauglich und auch verpflichtet sind, die Gelegenheit dar, mit den Gegenständen der Civilisation etwas vertrauter zu werden, wie unter andern einer ihrer Fürsten Timenief beweiset, der sich den Rang eines Obristen erworben, und nachher im Widerspruche mit seinen religiösen Grundsätzen die wandernde Kibitke gegen einen festen Wohnsitz vertauscht hat. Wollte man diesen genügsamen Nomaden und deutschen

Digitized by Google

Ackerbauern einen gegenseitigen Tausch anbieten, so würden ohne Zweifel beide sich weigern; und diesemnach wirft der Verf. die Frage auf, ob den ersteren wohl eine höhere Civilisation zu wünschen seyn möchte? Ref. nimmt keinen Anstand, dieses unbedingt zu bejahen, wenn auch nur aus dem Grunde, weil dann auf einem gleichen Flächenraume eine ungleich gröfsere Menge gleichfalls glücklicher Menschen leben könnten. Es ist allerdings ein hoher Vorzug der Menschen, dafs sie ihren natürlichen Anlagen nach unter so verschiedenen höchst ungleichen Bedingungen glücklich seyn können, weil ihre Zufriedenheit gröfstentheils nur auf ihren Vorstellungen beruhet; allein das Glück solcher Naturmenschen erscheint oft nur deswegen ein reelles, weil es mit dem unschuldigen Frohsinn der Kinder verglichen wird, bei denen jedoch die erste Frische der Gesundheit und die Freiheit von allen Sorgen, welche die Erwachsenen für sie übernehmen, als wesentliche Bedingungen zu berücksichtigen sind. Das vortheilhafte Licht, worin solche genügsame Hirtenvölker leicht erscheinen, wird auch bald verdunkelt, wenn man lieset, dafs die Reisenden die Quellen des Manetsch zu erreichen gehindert wurden, weil die Furcht vor den räuberischen Horden der Truchmenen sie aus triftigen Gründen davon abhalten mufste. Weiter nach dem Kaukasus hin, namentlich in der Umgegend der Festung Wladikavkas, ist die Unsicherheit noch gröfser, ja bis zu einem solchen unglaublichen Grade, dafs keine Excursion aus derselben ohne militärische Bedeckung gemacht werden darf. Wann wird es den fortgesetzten Anstrengungen des Gouvernements gelingen, durch Bezähmung der wilden Horden jene grofsen und herrlichen Länderstrecken civilisirten Bewohnern zugänglich zu machen?

Die Strafse über den Kaukasus hat ihren höchsten Punct auf dem Gudberge, erreicht dort 7534 Fufs über der Meeresfläche, also eine dem Passe über den St. Bernhardt ohngefähr gleiche Höhe, und führt dann sogleich nach Keschaur, der ersten südlichen Militär-Station. Sehr richtig beurtheilt der Verf. die hohen Vortheile, welche das unablässig durch Aufruhr und Kriege geängstigte Georgien durch den ihm gewordenen russischen Schutz errungen hat, warnt aber zugleich gegen alle übereilte Projecte einer schnellen Civilisirung jener Völker, die noch auf einer so tiefen Stufe der Cultur stehen, dafs kaum bei der nächsten Generation der Grund zur anfangenden Bildung gelegt werden kann. Der Aufenthalt der Reisenden zu Tiflis dauerte etwas lange, weil die in Erivan und der Umgegend ausgebrochene Pest ein unüber-

Digitized by Google

windliches Hinderniſs in den Weg legte; inzwischen benutzten sie diese Zeit zu verschiedenen wissenschaftlichen Forschungen, unter andern zur genauen geographischen Bestimmung dieses Ortes unter 41° 41′ N. B. und 62° 34′ östl. Länge von Ferro, und zur Auffindung der Höhe des Wasserspiegels des Kur-Flusses über dem schwarzen Meere mittelst eines später ausgeführten barometrischen Stationen-Nivellements zu 1070 par. Fuſs. Merkwürdig ist, daſs dieser ganze Ländertractus bis nach Persien hin so ausnehmend arm an Wäldern und Bäumen ist, daher unglaublich durch vorherrschende Dürre leidet, während der dem schwarzen Meere näher liegende District durch übergroſse Waldungen schädlichen Ueberfluſs an Wasser hat, abermals ein Beweis, daſs die Menschen leicht durch zu starke Ausrottung der Wälder auch unter mittelmäſsigen Breitengraden die schönsten Gegenden zu verderben vermögen. Hieraus werden die eigenthümlichen meteorologischen Verhältnisse in Tiflis und der Umgegend erklärlich, namentlich die groſse Regelmäſsigkeit im Verlaufe der Witterung, und die schon im Mai anfangende, später bis in's Unerträgliche steigende, im August aber plötzlich abnehmende Hitze, die des Morgens drei und des Nachmittags sechs Stunden in den Häusern Schutz zu suchen zwingt, bis ein im August erscheinendes heftiges Gewitter den Anfang der kühleren Jahreszeit bezeichnet. Ein bedeutendes Hülfsmittel gegen den Einfluſs der Hitze gewähren die dicken und flachen, aus Thon gemachten Dächer, die bei Nacht Feuchtigkeit anziehen und bei Tage durch deren Verdunstung, wie auch nicht minder durch gänzlichen Ausschluſs des Lichtes Kühlung gewähren, am Abend aber zum angenehmen Sammelplatze für die Familie dienen. Merkwürdig ist die Eigenthümlichkeit, daſs das Maximum der Tagswärme nicht bald nach Mittag fällt, sondern erst zwischen 5 und 6 Uhr Abends, von da an allmählig abnimmt, bis um 6 Uhr Morgens das Minimum eintritt. Die gröſste Hitze betrug in jenem Jahre am 28sten Juli 30°,4 R., und an mehreren Tagen desselben Monats zeigte das Thermometer um Mitternacht noch 24° R. Noch auffallender ist jedoch das ganz auſsergewöhnliche Resultat, daſs das Barometer in den Sommermonaten regelmäſsig von 6 Uhr Morgens an fiel, und von 6 Uhr Abends an wieder stieg. Diese Abweichung von den bekannten regelmäſsigen Schwankungen des Barometers, falls fernere Beobachtungen sie bestätigen sollten, muſs nothwendig auf örtlichen Bedingungen beruhen, und beweiset abermals, wie viel noch fehlt, bis nur der Gang dieses einzigen meteorologischen

Apparates über der ganzen Erde genugsam ausgemittelt seyn wird Wegen dieser grofsen Wärme liefert die Provinz Kacheti zwischen dem Kur und dem Kaukasus so vortrefflichen und reichlichen Wein, welcher in Schläuchen oder in merkwürdig grofsen, bis 8 Fufs hohen und 6 F. weiten, unten sehr verjüngten, irdenen Krügen aufbewahrt wird, die man eingräbt, dann füllt, mit einer Schieferplatte und dann mit Erde bedeckt. Doch auch die Weizenerndte ist sehr einträglich, und liefert der mangelhaften Agricultur ungeachtet die zehnfache Aussaat.

Wir dürfen indefs bei den vielen interessanten Beobachtungen, wozu der verlängerte Aufenthalt zu Tiflis unsere Reisenden veranlafste, nicht länger verweilen, und beeilen uns vielmehr, über das Resultat des Hauptzwecks dieser Expedition noch Einiges mitzutheilen. Parrot war für die Ausführung des Planes so enthusiastisch eingenommen, dafs er die Absicht hatte, wenn das Pestübel noch länger dauern sollte, sich allein der Gefahr auszusetzen, und die Besteigung des Ararat ohne seine Begleiter zu versuchen, wiewohl er die Schwierigkeiten hiervon nicht verkannte, die sich auch in der nachfolgenden Erzählung als so bedeutend zeigen, dafs ohne Zweifel eine solche Unternehmung gescheitert seyn würde. Inzwischen liefs die Krankheit so weit nach, dafs die Reise mit der gehörigen Vorsicht und möglichster Vermeidung der angesteckten Orte unternommen werden konnte. Der Hauptpunct auf der gewählten Strafse war das berühmte Kloster Etschmiadsin, der Sitz des Oberhaupts der armenischen Kirche, von jeher angesehen und reich begütert, so weit die stets erneuerten Erpressungen der habsüchtigen persischen Regenten dieses zuliefs. Ohne uns bei der Beschreibung dieses uralten Zufluchtsortes der Christen und den interessanten geschichtlichen Erinnerungen aufzuhalten, die diese Gegend in der Nähe des Araxes darbietet, wo Hannibal die Laufbahn seiner kühnen Eroberungen endigte, und Tiridates der Parthe die Stadt Artachata zum Hauptsitze seines im stolzen Rom erhaltenen Königreichs wählte, möge blos die Bemerkung hier Platz finden, wozu Ref. beim Lesen der mitgetheilten interessanten Nachrichten veranlafst wurde, nämlich dafs das Christenthum, wenn auch in wenig geläuterter Gestalt, seine Bekenner stets gegen solche gänzliche Verwilderung geschützt hat, als wir bei andern Völkern wahrnehmen. Was diese Religion, deren Grundlage das moralische Princip des Friedens ist, zu wirken vermöge, zeigt sich hauptsächlich bei den Kopten und vor allen namentlich bei den

Digitized by Google

Armeniern, die unablässig verfolgt, gedrückt und mifshandelt, doch nie zu einer solchen Barbarei herabsanken, als die sie umgebenden Völker, namentlich die räuberischen Kurden und die höher hinauf wohnenden wilden Bewohner des Kaukasus. Sicher hat daher Parrot vollkommen Recht, wenn er es so höchst wünschenswerth findet, dafs die Armenier zum Besitze des Neuen Testaments in der Volkssprache gelangen möchten, was aber die hohe Geistlichkeit zu Etschmiadsin hindert.

In diesem Kloster wurden die letzten Plane zur Besteigung des berühmten Berges entworfen, auch schlofs sich der Diaconus Chatschatur Abowian als neuer Reisegefährte der Gesellschaft an. Der Weg ging über den Araxes und den Schwarzbach zum Dorfe Arguri, welches jedoch wegen der dort gewesenen Pest mit gehöriger Vorsicht betreten werden mufste. Deswegen begaben sich blos Parrot und der Diaconus dorthin, hielten dann auf einem freien Platze, um die erforderlichen Hülfsmittel, namentlich an Lastvieh, zur Besteigung des Berges zu erhalten, ohne irgend eine Person oder Sache im Dorfe zu berühren, und demnächst wurden sowohl die Treiber als auch die zum Tragen dienenden Ochsen und alles Geräthe mit einer Auflösung von Chlorkalk in Wasser tüchtig besprengt. Als nächster Punct, von welchem aus die Besteigung des Ararat versucht werden sollte, wurde das schon in beträchtlicher Höhe am Fufse desselben gelegene Kloster St. Jacob gewählt, welches zwar nur geringen Raum und wenig Bequemlichkeit darbot, aus andern Rücksichten aber gewifs der geeignetste Ort war. Von hieraus wurden alle Expeditionen bis zur Rückreise unternommen.

Das Gebirge Ararat erhebt sich frei liegend am südlichen Rande der etwa 100 Werste langen und halb so breiten Ebene des Araxes, und besteht, wie man schon früher wufste, aus zwei einzeln emporragenden, jedoch durch einen zwischenliegenden Bergrücken verbundenen Kuppen, wiewohl in der Regel nur von einem einzigen Gebirge die Rede zu seyn pflegt. Den Namen hat dieser Berg aus der Bibel erhalten, indem man ihn von jeher für denjenigen hielt, auf welchem nach der allgemeinen Fluth Noah's Arche sich niederliefs. Ob der noch jetzt so genannte Ararat wirklich der in der Mosaischen Urkunde bezeichnete sey, abgesehen von der geschichtlichen Begründung der erzählten Thatsache überhaupt, gehört in ein Gebiet der antiquarischen Forschung, worin Ref. nicht bewandert ist, und worin sich sofort die grofse Schwierigkeit darbietet, dafs in den ältesten Urkunden

bald von einem Berge, bald von einem Königreiche dieses Namens die Rede ist, und nach Moses von Chorene die Gegend früher Amasia nach einem Könige Amassis, dem sechsten Abkömmlinge Japhet's, geheifsen haben soll, wonach der Berg den Namen Massis erhielt, wie er noch jetzt bei den Armeniern heifst, und auch von den Türken, Persern und Kurden, überhaupt im Arabischen, genannt wird. Dagegen erhielt nach eben jenem Schriftsteller eine Ebene Armeniens den Namen Ararat (Arai-Arat, Arai's Verderben) von einer grofsen Niederlage, welche der König Arai in einer Schlacht gegen die Babylonier erlitt. Parrot weiset in manchen Einzelnheiten nach, dafs allerdings die Lokalitäten dieses Berges der biblischen Erzählung angepafst werden können, allein die Erörterung dieser höchst weitläuftigen antiquarisch-geologischen Streitfrage konnte in der Reisebeschreibung selbst nur beiläufig geschehen und darf in dieser Anzeige überall nicht berührt werden, vielmehr haben wir nur die Bemühungen dankbar anzuerkennen, wodurch unsere Kenntnifs eines auf allen Fall in jeder Hinsicht höchst interessanten Berges und seiner Umgegenden eine bedeutende Erweiterung erhalten hat.

Der grofse Ararat liegt unter 39° 42′ N. B. 61° 55′ östl. Länge von Ferro, und sein Gipfel erhebt sich bis zu einer Höhe von 16,254 par. Fufs über den Spiegel des Meeres, 13,530 Fufs über die Ebene des Araxes; der südwestlich von ihm 10½ Werste entfernte kleine Ararat dagegen liegt unter 39° 39′ N. B. 62° 2′ östl. Länge, und hat eine Höhe von 12,284 par. Fufs über der Meeresfläche, also 9561 Fufs über der Ebene des Araxes. Abbildungen des einen oder beider Berge sind hier vier von verschiedenen Standpuncten aus gegeben, bei denen durch genaue Messungen dafür gesorgt ist, dafs die Umrisse genau gezeichnet sind, und nicht so, wie sie meistens in Folge optischer Täuschungen viel zu steil dargestellt werden. Das sinnreiche Mittel, dessen sich Parrot zu solchen Aufnahmen bedient, verdient von Reisenden sehr beachtet und künftig benutzt zu werden. Man verfertigt sich für diesen Zweck im Voraus einen in die Schreibtafel passenden Rahmen von steifer Pappe, im Inneren etwa 3 Z. lang und 2¼ Zoll breit und nach jeder Seite mit 8 feinen schwarzen, straff angespannten und in Firnifs getränkten Seidenfäden versehen, die somit ein unveränderliches Netz von 81 kleinen Rectangeln geben. Diesen correspondiren auf gleiche Weise fein liniirte Blätter mit gröfseren Rectangeln, und die Linien des Rahmens sowohl als auch der Blätter sind zur Vermeidung von Ir-

Digitized by Google

rungen mit gleichen, die einen mit römischen, die andern mit arabischen Ziffern versehen. Man betrachtet dann die zu zeichnenden Gegenstände durch dieses Gitter, projicirt zwei kenntliche Puncte auf zwei bestimmte Durchkreuzungsstellen, um jederzeit den richtigen Augenpunct wiederfinden zu können, und zeichnet nach den correspondirenden Rectangeln mit Schätzung der kleineren Abtheilungen sowohl die Conturen als auch die einzelnen Gegenstände richtig dargestellt auf eine Weise, die keiner weiteren Erläuterung bedarf. Hiernach erscheinen die Bergkuppen bei weitem nicht so steil, als auf gewöhnlichen Zeichnungen, wie denn namentlich der Ararat in allen Darstellungen keineswegs das Ansehn hat, als sey er sehr steil, ohngeachtet er nicht anders als vermittelst in das Eis eingehauener Staffeln erstiegen werden konnte, was mit den vielen Erfahrungen des berühmten Reisenden v. Humboldt genau übereinstimmt. Die Schneegrenze erreicht die unglaubliche Höhe von 13,300 F. über der Meeresfläche, was blos mit der am Himalaya gefundenen, sonst aber mit keiner anderen übereinstimmt; doch gingen die Gletscher bis 11,700 Fufs herab.

Beseelt von Begierde, dem Gipfel des wundersamen Berges näher zu kommen, machte Parrot schon am Tage nach der Ankunft im Kloster St. Jacob am 12ten Sept. blos in Begleitung von Schiemann, eines Kosaken und eines der Jagd kundigen Bauern aus Arguri einen vorläufigen Versuch, wie weit es möglich sey, dem Gipfel desselben nahe zu kommen. Sie untersuchten zuerst die Quelle (vielleicht die einzige am Ararat, da dessen Gletscher gegen die Regel keine zu erzeugen scheinen), wo sich ehemals ein Eremit aufhielt, und wohin noch jetzt die Armenier viel zu wallfahrten pflegen. Das Wasser derselben ist rein und nicht mineralisch, soll aber die wundersame Eigenschaft haben, einem Vogel aus dem Geschlechte der Staare, bei den Armeniern Tarm oder Tetägusch, bei den Tataren Gasyrtschach genannt, anzulocken, welcher häufig in ganzen Schaaren ankommend die Maulbeerfrüchte zerstört, dann aber, wenn Heuschrecken vorhanden sind, diese schnell vertilgt, weswegen man einen Krug mit solchem Wasser, ohne ihn unterwegs niederzusetzen, in entlegene Gegenden, selbst bis zum Kaukasus, zu tragen und am Orte seiner Bestimmung hinzustellen pflegt. Der Kosack mufste wegen Ermüdung durch Hitze und Steigen bald zurückgeschickt werden, die Uebrigen erreichten aber am ersten Tage eine Höhe von 11,673 par. Fufs, und übernachteten an einer Stelle, wo schon

frischer Schnee lag. Am andern Morgen setzten die drei Uebrigen ihren Weg fort, überschritten zwei Eisfelder, aber hier verliefs auch den Jäger aus Arguri der Muth, er ging zurück, und liefs die beiden Europäer ihr Wagestück allein fortsetzen. Sie überschritten noch eine Eislage, und kamen an die ununterbrochene Eisdecke des Gipfels, auf welcher sie ohngeachtet einer Neigung von nur 30° nicht gerade aufwärts gehen konnten, sondern eine schräge Richtung wählen mufsten, indem sie noch obendrein mit ihren Eisstöcken Staffeln gruben. Wirklich erreichten sie eine Höhe von 14,550 Fufs, also ohngefähr die des Montblanc, mafsen diese mit dem Barometer, und traten dann den Rückweg an. Es dauerte jedoch nicht lange, als Schiemann ausglitt, und von Parrot glücklich aufgefangen wurde, hinter welchem er etwa zwanzig Schritte zurück war; allein im Augenblicke des Festhaltens mit der Linken, während die Rechte gegen den Eisstock gestemmt war, zerrissen die Riemen der Eisschuhe, und beide glitten dem Abgrunde zu. Schiemann blieb bald an einem Steine hängen, Parrot aber legte besinnungslos wohl eine halbe Werst auf diese Weise zurück, zerbrach sein Barometer, verlor alle Sachen aus seinen Taschen, und blieb endlich nicht wesentlich beschädigt zwischen Lavastücken hängen. Nach der Erholung vom nicht geringen Schrecken nahmen sie sich vor, von diesem Unglück nichts zu erzählen, weil sonst die Entmuthigung der Uebrigen jede fernere Expedition unmöglich gemacht hätte. Bald nachher fanden sie den zurückgebliebenen Jäger, übernachteten, und kamen am dritten Tage wieder zurück; jedoch bekam Parrot am folgenden Tage ein starkes, aber bald vorübergehendes Fieber.

Sofort wurden Anstalten zur eigentlichen Besteigung des Berges gemacht, da der Versuch die Möglichkeit derselben gezeigt hatte. Diesesmal war die Gesellschaft stärker, denn aufser Parrot nahmen Schiemann, v. Behaghel, der Diaconus Abowian, vier Bauern aus Arguri, drei russische Soldaten und ein Treiber der vier Lastochsen daran Theil, auch führten sie ein zu Etschmiadsin verfertigtes und geweihetes, 10 Fufs hohes tannenes Kreuz mit sich, welches sie mit einer auf einer Bleitafel gemachten Inschrift auf der Spitze aufzurichten beabsichtigten; als Führer diente Stepan Melik aus Arguri, welcher diesesmal einen anderen, etwas längeren, aber weniger steilen, Weg zu wählen rieth, auf welchem ihn selbst sein kleines persisches Pferd am ersten Tage bis zu einer Höhe von 12,346 par. Fufs über

Digitized by Google

der Meeresfläche trug, bis wohin, als dem ersten Nachtlager, auch die Lastthiere folgten. Am nächsten Tage gelangte die Gesellschaft erst um Mittag zu der in den Abbildungen kenntlichen flachen Stelle, bis wohin einer der Armenier den Hauptbalken des Kreuzes auf seiner Schulter schleppte; dasselbe noch höher zu bringen, schien unmöglich, und es ward daher in einer Höhe von 15,138 Fufs im Eise aufgerichtet. Auf der 27 ℔. schweren Bleitafel standen die Worte: „*Nicolai Pauli Filio totius Rutheniae autocratore jubente hoc asylum sacrosanctum armata manu vindicavit fidei Christianae Joannes Friderici Filius Paskewitsch ab Erivan anno Domini* MDCCCXXXVI.“ Ein Blick auf die übrige zu ersteigende Höhe, die noch drei Stunden Zeit erforderte, die Unmöglichkeit, in der Eisregion zu übernachten, und die eintretende Trübung des Himmels vereitelte auch diesesmal die Erreichung des Gipfels; die kühnen Abentheurer mufsten sich entschliefsen, zurückzukehren, und kamen am folgenden Tage wieder im Kloster an.

Die grofsartige Unternehmung sollte jedoch endlich mit glücklichem Erfolge gekrönt werden. Als das Wetter noch einmal einen beständigen Charakter angenommen hatte, wurde eine dritte Expedition unternommen, aber von einer kleineren Gesellschaft und mit weniger Gepäck, weil beide vorhergehende Versuche gelehrt hatten, dafs das Gelingen häuptsächlich davon abhänge, gleich am ersten Tage eine möglichst grofse Höhe zu erreichen. Die Theilnehmer an dieser Besteigung kamen frühzeitig auf einer Höhe von 13,036 par. Fufs an, wählten daselbst ihr Nachtlager, setzten sich am andern Morgen noch vor Tagesanbruch in Marsch, einige der Bauern kehrten ermüdet um, die übrigen aber befanden sich schon um 10 Uhr auf der früher erst um Mittag erreichten Fläche. Nach einiger Ruhe wurde der Weg fortgesetzt, fast aber wäre ihr Muth gebrochen, als sie schon am Ziele sich wähnend noch eine Reihe von Hügeln vor sich sahen, wie es so oft bei hohen Bergkuppen zu geschehen pflegt, die den höchsten Gipfel ihren Blicken entzogen. Doch auch diese wurden vermittelst ausgehauener Stufen überschritten, und ein Viertel nach drei Uhr am 27sten Sept. 1829 standen sie auf dem höchsten Gipfel des Ararat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 6. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Parrot, Reise zum Ararat.

(Beschlufs.)

Die oberste Kuppe bildet eine fast kreisrunde Fläche von etwa 200 Schritt im Umfange, die nach allen Seiten steil abfällt, sie ist mit ewigem undurchdringlichem Eise bedeckt, fast eben, und bietet eine unbeschreibliche Aussicht dar, obgleich nur grofse Gegenstände in der weiten Ferne erkennbar sind, z. B. der kleine Ararat, das zackige Haupt des Alaghés in Nord-Nordwest, in Südost und West eine Menge kleiner vulkanischer Kegel und sogar ein grofses Stück des See's Kotschkai. Aufser Parrot selbst erreichten den Gipfel der Diaconus Abowian, der sich sogleich angelegen seyn liefs, ein kleines mitgenommenes Kreuz aufzurichten, auch ein Stück Eis mitnahm, welches im Kloster Etschmiadsin nach dem Aufthauen als geheiligtes Wasser aufbewahrt wurde, Alexei Sdrowenko und Matwei Tschalpanow, zwei Soldaten vom 41sten Jägerregimente, Owannes Aiwassian und Murat Pogossian, zwei Einwohner aus Arguri. Nach einer kurzen Ruhe von ¾ Stunden stiegen die Reisenden herab, und eilten mit Hülfe der eingehauenen Staffeln, jedoch nicht ohne schmerzhafte Ermüdung in den Knien, herabzukommen, weil die Sonne bereits unterging, als sie sich in der Höhe des grofsen Kreuzes befanden, wobei aber das allmählige Eintauchen in den Schatten, zuerst der Thäler, dann der Berge und zuletzt der erhabenen Kuppe des Ararat ein wundersam herrliches Schauspiel darboten, dem ein anderes nicht minder interessantes, nämlich die grofsartige Landschaft im Mondenlichte, folgte, so dafs noch am nämlichen Tage das Nachtlager und am folgenden das Kloster ohne Unfall erreicht wurde. Ein Zweifel an der wirklichen Ersteigung der höchsten Spitze des Ararat ist uns beim Lesen nicht in den Sinn gekommen, auch würde Ref. nach Parrot's bekanntem Charakter an der Wahrheit seiner Erzählung keinen Augenblick gezweifelt haben, jedoch wurden allerdings Widersprüche gegen diese Thatsache bekannt, vermuthlich wegen des bei den Armeniern einmal unvertilgbaren Vorurtheils, dafs dieser Berg nicht zu besteigen sey, weswegen jedoch der

Verf. seine Gefährten später eidlich vernehmen liefs, und ihre Aussage in die Beschreibung mit aufnahm.

Der Raum verbietet uns, von den übrigen erhaltenen wissenschaftlichen Resultaten, den trigonometrischen Messungen, der Ausbeute für Botanik und Zoologie, den Angaben über Sitten und Gebräuche der Bewohner jener Gegenden u. s. w. noch etwas mitzutheilen, und es möge daher die Bemerkung genügen, dafs der grofse Ararat eben wie der demnächst gleichfalls erstiegene kleine Ararat blos aus vulkanischen Felsarten besteht, unter denen eine schwarzbraune sehr harte, aber löcherige und eine bläulichgraue, beide zum Schleifen geeignet, sich vorzüglich auszeichnen. Die Rückreise ging über Erivan, bot noch einige interessante Abentheuer dar, namentlich bei der Quarantäne unweit des Dorfes Gerger, wo der Arzt, ein Deutscher, sich begnügen wollte, die geöffneten Chronometer blos in Essig zu tauchen, mit der Versicherung, dafs sie dann ganz unschädlich seyn würden. Zum Glück drang der angewandte Chlordampf in die Kisten, worin die Instrumente eingepackt waren, nicht ein, und letztere blieben daher unversehrt; überhaupt aber war die ganze Vorsicht unnöthig, da die Reisenden mit keinem Pestkranken in Berührung gekommen, und bereits so lange unterwegs gewesen waren, dafs die Folgen einer Ansteckung sich schon gezeigt haben müfsten. Unterwegs besuchte Parrot einige von den sieben deutschen, meistens durch würtembergische Auswanderer bevölkerten, Ansiedlungen jenseits des Kaukasus, deren Bewohner in ihrer Abgeschiedenheit sich ganz wohl befinden, seitdem sie den Ueberfällen der Kurden nicht mehr ausgesetzt, den benachbarten wilden Tataren aber an Stärke überlegen sind. Inzwischen kehrten gerade damals mehrere aus der drückenden Sklaverei zurück, in die sie beim Ausbruche des letzten Krieges gefallen waren.

Von Tiflis aus traten die übrigen Mitglieder die Rückreise nach der Heimath an, Parrot aber und v. Behaghel vollführten erst, der vielen Schwierigkeiten ungeachtet, das barometrische Stationen-Nivellement von dort aus bis zur Küste des schwarzen Meeres, worauf alle gefundene barometrische Höhenbestimmungen basirt sind. Hierbei kamen sie durch die bereits erwähnten höchst fruchtbaren, aber zugleich sehr feuchten Gegenden, wo der Chevalier Gamba, französischer Consul zu Tiflis, eine Colonie zu Warziche in Imeretien mit Aufopferung eines grofsen Theils seines bedeutenden Vermögens anlegte. Allein der eigentliche Handel ist noch nicht bis zu jenen Gegenden vorgedrungen, die

Digitized by Google

landwirthschaftliche Anlage konnte nicht gedeihen, obgleich die Fruchtbarkeit so grofs ist, dafs die Bewohner die schönsten wildwachsenden Trauben nicht alle verzehren können; ein gleiches Schicksal hatte die angelegte Sägemühle, so vortrefflich auch das im Uebermafs vorhandene Holz ist, verschiedene dorthin verpflanzte fleifsige und geschickte Handwerker fanden keinen Absatz für ihre Erzeugnisse, und alle Ergebnisse führten zu dem Resultate, dafs die Einführung höherer Cultur und Indüstrie sich nicht übereilen lasse, weil man einmal den Charakter roher Menschen nicht schnell umzuändern vermag, für die kein anderes Mittel übrig bleibt, als sie allmählig mit Gewalt an eine bessere Lebensart zu gewöhnen. Ein Haupthindernifs für diese Gegenden ist noch der Mangel eines guten Hafens, da die beiden am Ausflusse des hinlänglich tiefen Rion, der zu Redout-Kaléh und der zu Poti nicht hinlänglich tief sind, der einzig geignete zu Batuni aber jenseits der russischen Grenze liegt. Zudem sind die Wege noch so schlecht, dafs es kaum möglich ist, wenigstens im Winter, die Waaren vom Meere nach Tiflis durch Fracht zu schaffen.

Nachdem diese Messung in 18 Tagen vollendet war, wurde sogleich die Rückreise angetreten, die in der Mitte des Winters über den Kaukasus ging. Diesseits desselben untersuchten sie unter starker militärischer Bedeckung das Thal der Sundscha, und übernachteten beide, jedoch ohne irgend eine andere Sicherheit, als die ihnen das Gastfreundschaftsrecht gewährte, in einem Inguschen-Dorfe, dessen Bewohner blos ihnen allein den Zutritt gestatteten. Man weifs bei der Erzählung dieser Begebenheit in der That nicht, was man mehr bewundern soll, ob die Dreistigkeit der Reisenden, die den nie gebändigten Halbwilden ihr Leben mit solcher Unbefangenheit anvertrauten, dafs Parrot sogar im Dunkeln allein in eins der Häuser ging, um dessen Einrichtung kennen zu lernen, oder die Heiligkeit der Gastfreundschaft bei diesen Naturmenschen, die im steten Kampfe mit den Russen diesen einzelnen Fremdling, vermuthlich weil er vertrauensvoll in ihr Haus kam, freundlich auf ihren Polster nöthigten, und ihre Nachtsuppe mit ihm theilten. Eine Untersuchung der Quellen des Manetsch war jetzt der Jahreszeit wegen noch weniger ausführbar, als auf der Hinreise; Parrot und v. Behaghel reiseten daher ohne Aufenthalt nach Astrachan, vollendeten in nicht mehr als 12 Tagen ein barometrisches Stationen-Nivellement von dieser Stadt an längs der Wolga und des Don bis Tscherkask, von wo aus sie am 13ten Februar beide zugleich abreiseten, und über

Woronesch, Tula, Kaluga, Smolensk und Pleskov ihrer Heimath zueilten, die Parrot schon am 1sten März wieder erreichte.

Der zweite Theil des Werkes enthält die wissenschaftliche Ausbeute, welche durch diese Reise gewonnen wurde; denn es versteht sich wohl von selbst, dafs eine solche Expedition, von Parrot unternommen und ausgeführt, nicht ohne reichlichen Gewinn für die Wissenschaften bleiben durfte. Ref. kann jedoch hierbei nicht einmal so weit in Einzelnheiten eingehen, als bei der Erzählung der Reise-Schicksale, weil dieses zu grofse Weitläuftigkeit herbeiführen würde, und es möge daher genügen, nur die Hauptresultate kurz anzugeben. Eins der wichtigsten unter diesen ist die wohl unverkennbar vollständig begründete Wahrheit, dafs der Wasserspiegel des kaspischen Meeres keineswegs tiefer liegt, als der des schwarzen Meeres, sondern dafs beide eine ganz gleiche Höhe haben. Bei der bekannten früheren Reise unseres Verfs. mit v. Engelhardt ergab sich nämlich aus einem barometrischen Nivellement, dafs zwischen beiden ein Unterschied von nicht weniger als 300 Fufs statt finde, einige spätere Beobachtungen schienen dieses zu bestätigen, und es wurde daher bis jetzt als ausgemacht angenommen; inzwischen zeigt Parrot mit ehrenvoller Wahrheitsliebe aus dem Ergebnisse seiner diesmaligen sämmtlichen, genau mit einander übereinstimmenden, barometrischen Nivellements, aus dem Laufe der Flüsse, insbesondere des Manetsch, aus dem Gefälle der Wolga und des Don, hauptsächlich aber aus der Beschaffenheit der Landstrecke zwischen beiden Meeren, dafs auf allen Fall ein so bedeutender Unterschied nicht statt finden könne, und daher das Resultat der neueren Messung, wonach beide Meere einen gleich hohen Wasserspiegel haben, volles Zutrauen verdiene. Ref. hat bereits früher einige Zweifel gegen die ältere Behauptung geäufsert, und findet die hier beigebrachten Gründe so vollständig überzeugend, dafs er kein Bedenken trägt, dieser neuen Ansicht unbedingt beizutreten. Die barometrischen Messungen zwischen Tiflis und dem schwarzen Meere, desgleichen von eben dieser Stadt aus nach dem Ararat und über den Kaukasus sind gleichfalls so genau beschrieben, dafs man den daraus erhaltenen Höhenbestimmungen volles Zutrauen schenken darf, soweit diese Methode überhaupt sichere Resultate zu geben vermag.

Sehr interessant für den Physiker sind die mitgetheilten 23 Messungen der Quellen-Temperatur an den verschiedensten Orten, durch welche die Reisenden kamen, nicht minder die magneti-

Digitized by Google

schen zu Tiflis und im Kloster St. Jacob angestellten Beobachtungen, einen Haupttheil aber machen die Pendelversuche aus, die vor und nach der Reise zu Dorpat und während des Aufenthalts zu Tiflis und im Kloster St. Jacob angestellt wurden, um die Länge des einfachen Secundenpendels aufzufinden. Sowohl die gebrauchten magnetischen Apparate, als auch das Pendel sind genau beschrieben, die erhaltenen Resultate aber durch den berühmten Astronomen Struve berechnet. Ref. darf seinem Verlangen, aus dieser interessanten Abhandlung etwas mitzutheilen, nicht Raum geben, und begnügt sich daher nur das wichtige Resultat aufzunehmen, wonach aus der Zusammenstellung der Pendelversuche zu Dorpat und Tiflis die Abplattung $= \frac{1}{312,5}$, zu Dorpat und am Ararat aber $= \frac{1}{279,3}$ folgt, was mit den neuesten und besten Bestimmungen überraschend genau übereinstimmt. Vorzüglich bemerkenswerth ist dieses hauptsächlich noch deswegen, weil die meisten neuesten Pendelversuche auf Inseln oder an Küsten angestellt sind, diese aber fast genau im Schwerpuncte des alten Continents, und da das beobachtete Verhältnifs der Schwere zu Dorpat, Tiflis und am Ararat im Mittel von dem aus den bisherigen Pendelversuchen gefolgerten nur um $\frac{1}{40,000}$ abweicht, so folgt hieraus, dafs die Veränderung der Schwere an der Erdoberfläche im Innern des alten Continentes die nämliche ist, als in der Nähe des Oceans. Endlich wurde die Schwere am Ararat nicht geringer, vielmehr gröfser gefunden, welches beweiset, dafs sich dort keine grofse Höhlungen in der Tiefe finden können, wohl aber das gröfsere specifische Gewicht der vulkanischen Massen diese Wirkung erzeugt habe.

Die astronomischen Ortsbestimmungen und die geodätischen Messungen, eben wie die geognostischen Untersuchungen, die dem Reiseberichte hinzugefügt sind, müssen wir mit Stillschweigen übergehen.

Muncke.

Digitized by Google

Der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes. Oder die Stufenfolge des naturkundigen Schulunterrichts als des organischen Mittelgliedes zwischen dem der Erdkunde und der Geschichte. Zweiter Beitrag zur welthistorischen Ansicht alles Unterrichts. Von Dr. Friedr. Kapp, Direct. des kön. Gymn. zu Hamm. Ebendas. Schulzische Buchhandlung. **1834. 8. (IV u. 182 S.)**

Der Titel kündigt eine Idee an, welche sich über bisherigen Schulschlendrian erhebt, und darum verdient diese Schrift, in der jetzigen Bewegung der fortschreitenden Methodik, die Aufmerksamkeit der Pädagogen. Denn dafs der Schulunterricht einer neuen encyklopädischen Einrichtung und Vereinfachung bedarf, ist bei dem Anwachs und Zudrang der Lehrgegenstände nicht mehr zu bezweifeln. Der Verf. des vorliegenden Buches hat in dieser Hinsicht gerade diejenigen Gegenstände in's Auge gefafst, welche dermalen für unsere höheren Schulen die zudringlichsten geworden sind, die keine Schule, auch die für die Gelehrtenbildung bestimmte nicht, noch ferner zurückweisen kann, und die wegen der Zeit, die sie andern nicht minder wichtigen Gegenständen wegnehmeu, den ordnenden Schulmann schier ängstigen. Auch besitzt der ehrenwerthe Verf. nicht nur die materielle Kenntnifs jener Lehrgegensände, sondern hat auch über die formelle Behandlung derselben für die Forderungen der Methodik tief genug gedacht, um sich durch kein objectives Fachwerk von der subjectiven Rücksicht abhalten zu lassen; überhaupt erkennt er eine »Organomie der menschlichen Bildungsmittel« an, und urtheilt mit Geist. Weniger zwar hat er seine Idee zur Anwendbarkeit ausgebildet; und schon sein allgemeines Gesetz der Methodik mufste ihm das vorsagen. Denn dieses ist ihm »nichts Anders, als die vernünftige Anwendung des gesetzlichen Entwicklungsganges der ganzen Menschheit auf die Entwicklungsstufen des menschlichen Individuums.« Hiefse nur der Ausdruck: „der ganzen Menschheit« bestimmter: »der menschlichen Natur,« so wäre das vermieden worden, wohin er verleitet, dafs nämlich der Schüler die ganze Culturgeschichte seines Lerngegenstandes in seinem Cursus durchlaufen müsse, und z. B. in der Botanik mit Hippokrates, der nur erst 234 Pflanzen kannte, anfangen bis zu Tabernämontanus, der schon 3000 lehrt, fortschreiten, und dann bis zu Linné, und zu dem neuesten Systeme gelangen. Doch mifsverstehe man weder den Verf. noch den Rec.; es ist hier nicht ein historischer Lehrcursus gemeint, sondern ein in der Geschichte der Botanik vorgezeigter Typus, wornach der Unter-

Digitized by Google

richt zu ertheilen sey: zuerst die wenigen Pflanzen etwa um das Haus, dann die im Flufsgebiet, hierauf die von dem Alpengipfel bis zum Meeresufer, mit Hinweisung auf einzelne Gesetze über das gesammte Leben der Natur und »der Menschheit;« auf diese durch die ganze europäische Flora eingeübte, grammatische Redetheile der Botanik folgt dann ihre „Syntax," und endlich als 5te Stufe, „ihre reine Logik, — die künstliche Systembildung." Gewifs ein trefflicher Gedanke, und auch für die formale Geistesentwicklung des Schülers der Ausführung werth. Nur steht der Ausführbarkeit das im Wege, dafs das Methodische nicht genug in die subjective Entwickelung des Schülers eingeht; denn das nimmt seinen Weg nicht blos in diesem objectiv aufgefafsten Entwicklungsgang, sondern zugleich in dem subjectiven der Fassungskraft des Schülers, z. B. in der Uebung seiner Sinnenthätigkeit und Aufmerksamkeit u. s. w. zum Unterscheiden und Vergleichen der Pflanzen, in der Anregung seines Interesse an den Gewächsen u. s. w., und überhaupt in der Anwendung jener Grundgesetze, die von dem rechten Anfangspunct ausgehen, und vom Leichten zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten u. s. w. gebieten. Der Verf. ist in die Idee eingedrungen, wornach C. Ritter den geographischen Unterricht umgeschaffen hat, nicht minder in die Ideen eines Göthe und Nees v. Esenbeck für die Botanik, und hat insbesondere bei Letzterem, wie er S 21 fg. erzählt, und einigen Freunden, schon i. J. 1821 sein Nachdenken auf seinen Gegenstand gewendet. Für den methodischen Geschichtsunterricht erkennt er, nach Kohlrausch u. A., wie es auch die Instruction für die Gymnasien der Provinz Westphalen von 1830 vorschreibt, die 3 Stufen an: die biographische, ethnographische, universalhistorische, aber er führt seine Gründe an, weshalb er die Verbindung desselben mit dem Unterricht in der Geographie, der auch bekanntlich schon mehrfach vorgeschlagen und z. B. im Lehrbuch von Fr. Dittenberger versucht worden, wünschen mufste. Nun nimmt er zum leitenden Grundsatz für diese Vereinigung als »den Mittelpunct des menschlichen Daseyns, die Heimath;« und glaubt, dafs hierdurch diese Belehrung wahrhaft „encyklisch" werde. Rec. glaubt das mit dem Verf. auch, aber nur unter der Bedingung, dafs man die subjective Entwicklung der Natur in dem Schüler mehr in's Auge fasse; er will jedoch damit nicht im mindesten die trefflichen Gedanken zurückstellen, z. B. S. 32: »Man kann daher nicht allein die Geschichte als wandernde Geographie, so wie diese als still-

Digitized by Google

stehende Geschichte betrachten, sondern die stagnirende Geschichte China's ist eben sowohl seine Landcharte, als die Landcharten des revolutionären Frankreichs von 1793 bis 1815 seine Geschichte sind;« er möchte vielmehr alles dieses in die wahre Methode des erziehenden Schulunterrichts einführen, welcher von dem wissenschaftlichen verschieden ist, und sich seinen Weg von der Naturentwicklung des Schülers vorzeichnen läfst. Was der Verf. über die Behandlung der Geschichte, auch für das Gemüth und die Religiosität sagt, würde in dieser naturgemäfsen Methode eben recht seinen encyklischen Ort finden.

»Das praktische Räthsel, mehr Zeit und Kräfte als bisher in Raum und Zeit zu gewinnen, lösen wir,« sagt der Verf. den Schulmännern fast scherzhaft, doch zum ernsten Bedenken, »wenn wir die sämmtlichen Unterrichtsgegenstände, nicht ferner abstract isoliren, sondern, wie es einige ja schon wollen, zu immer bestimmungsreicherer Einheit sich einander lieben und mit einander verloben und vermählen lassen, (Das Bild möchte allenfalls von je zwei Gegenständen gelten, auf die Vielheit angewandt lassen wir es lieber fallen.) Und in der That führen die Vorschläge des Verfs. für die drei genannten Gegenstände einige Schritte näher zum Ziele. Auch wird eine Verbindung des Unterrichts im Zeichnen mit denselben angegeben. Wenn aber der Hr. Verf. der Naturkunde einen so grofsen Werth für die Schulen beilegt, dafs man diese vielleicht gar dem Isisdienste zu weihen versucht würde, dem es nicht an geweiheten Priestern fehlen soll, so möchte wohl die dermalige Begeisterung für die Naturwissenschaften an solchen Vorschlägen einigen Antheil haben, welche in einiger Zeit den Schulmann, der sich ihr hingegeben, manches wird bereuen lassen. Nicht mit bunten Steinchen und Muscheln und dergl. wollen wir ja die Wege im Garten Gottes verzieren, sondern fruchtbaren Samen in die jungen Seelen streuen. Oder schliefsen die Nomenclaturen mehr Kern und Keim in sich als die Vocabeln? Sie zieht nur zu leicht von dem wahren encyklischen Mittelpuncte der Jugendbildung ab. Alsbald wird denn das Naturgesetz dieser Bildung aus den Augen verloren, und an dessen Stelle das objective in der Wissenschaft in den zu bildenden Zögling herein metastasirt. Ganz besonders erscheint die Schilderhebung der Naturkunde als unpädagogisch, wenn sie auch als Vorbereitung zum Religionsunterricht gelten soll. Eher umgekehrt! Wir berufen uns auf dieselbe Stelle Röm. 1, 19 fgg., welche in G. H. Schuberts, von unserm Verf. angeführten Urtheil

Digitized by Google

vorkommt. Ebenso verhält es sich mit dem Unterricht in der Geschichte und Geographie. Begleiten soll die Religion, als die früheste bildende Kraft, alle Unterrichtszweige, oder vielmehr sie durchdringen, als der Geist, und allerdings ganz besonders die genannten Gegenstände: dann werden sie in der innigsten Wechselwirkung unsern christlichen Glauben und auch die Belehrung in demselben verstärken und beleben. Denn die Religion wird dem Herzen nicht erst durch Reflexion gegeben. Sie will aus ihrem Lebenskeim erwachsen. So nur kann der »jetzigen Impietät der Gottlosigkeit die Fülle des naturkundigen Unterrichts, — des Hochverraths, die Kraft des geschichtlichen, — der Gedankenlosigkeit, die Oriflamme des geographischen« erfolgreich entgegen gesetzt werden. Und so kann Rec. dem Verf. darin nicht beistimmen, wenn dieser (S. 118.) fortfährt: »Haben diese drei Zuchtruthen so erst einzeln ihre Schuldigkeit gethan, dann (?) wird es Zeit, sie allzeit wieder zusammen zu binden zum Palmzweig des positiven Religionsunterrichts, als derjenigen, geistigen, wirklichen Einheit, welche sie alle drei umfassen, durchdringen und halten mufs, um jene ungeistige, unwirkliche Vielheit, den Giftbaum der Ehrfurchtslosigkeit, mit Erfolg überschatten, verdorren und verwehen zu können.« Dafür aber erfreuen wir uns an der Hinweisung auf diese Einheit, — an der ernsten Mahnung, dafs jeder nur das Seine thun möge, »das ihm von Gott und dem Staate vorgeschriebene Nächste und Einfachste auf dem ihm angewiesenen Puncte u. s. w. — an der zeitgemäfsen Aufforderung die Schüler überhaupt zur Ehrfurcht zu erziehen, — und an den vielen tiefgeschöpften, wenn auch nicht immer durchgeklärten Gedanken des geistreichen Verfs., die dem Pädagogen, insbesondere dem Methodiker als fruchtbare Keime dienen mögen. Wie gesagt, zur Anwendbarkeit sind sie noch nicht erwachsen, und so wird auch die angehängte methodologische Tabelle »des naturkundigen Schulunterrichts als des organischen Mittelgliedes u. s. w.« noch auf keine Aufnahme in einen Schulplan rechnen können; so wenig wie die S. 68 fgg. vorgeschlagene Bilderbelehrung dem Pädagogen einleuchten wird: indessen das Verdienst des Hrn. Verfs. dürfen wir darum nicht geringer anschlagen, denn seine Idee hat eine nicht geringe Verbesserung der Methodik für Schulen zum Grunde, und giebt den Fortschritten derselben eine Richtung zum Ziele, die nicht gehemmt werden wird. Wir wünschen um so mehr, dafs von solchen Lehrern der Lehrer der Zweck auch der höheren Schulen fest im Auge behalten werde:

Digitized by Google

sie sollen in dem Sinne Elementarschulen für das Lernen im Leben seyn. Dann wird man weniger Werth auf das Einlernen der Naturkenntnisse und dergl. in der Schulbildung legen, als auf die Anregung der Aufmerksamkeit auf die Natur.

Diese Schrift ist zugleich ein Beleg für die gedeihliche Wirksamkeit der Directoren-Conferenzen, die Ref. früher in diesen Blättern als einen wichtigen Fortschritt in dem Schulwesen anzeigte. Der Verf. führt manche Stellen aus denselben an; und man sieht so recht, wie solche Anstalten die Akademien für die Schulmänner nicht nur, sondern für die ganze Schulwirksamkeit und die Nationalbildung seyn können. Die kön. preufs. Provinz Westphalen hat sich hierin durch so Manches, was uns aus der Thätigkeit der dortigen Gymnasiallehrer vorliegt, ausgezeichnet; sie hat unter ihrem Schulcollegium, unter dem hochverdienten CR. Kohlrausch, seit 1823, jene Conferenzen, wie wir sie hier in einer Anmerkung lesen, angeordnet, die sich nunmehr unter dessen würdigem Nachfolger, Hrn. CR. Wagner weiter gebildet haben. Dieser Provinz ist denn, wie diese Anmerkung weiter sagt, „im J. 1831 als die zweite die Provinz Preufsen gefolgt, und im J. 1833 als die schulengesegnetste die Provinz Sachsen.« Ref. freut sich hinzufügen zu können, dafs in dem J. 1834 auch in andern Ländern im Norden gelehrte Schulmänner sich zu solchen Zusammenkünften vereinigt haben. Sie verdienen, wie nur irgend etwas der Art, die Unterstützung der Regierungen. Denn zu dem Kostenaufwand reichen doch selten die Besoldungen der Lehrer hin, gleichwohl sind diese Berathungen von grofser Wichtigkeit für unser ganzes Erziehungswesen. Es entwickelt sich durch diese Vereine etwas Neues für das Schulleben, und es wird daraus ein neuer Zweig erwachsen, welcher reiche Frucht für die gesammte deutsche Jugendbildung verspricht. Ja für die Menschenkunde könnten sie vielleicht das — oder noch mehr? — werden, als für die Naturkunde durch die bekannten und erfolgreichen jährlichen Versammlungen gewonnen wird. Steht ja doch der Mensch über der Natur. Würden die begeisterten Eiferer für die Einführung der Naturwissenschaften in die Schulen folgerichtig seyn, so müfsten sie sogar ihren Priestern die höchste Weihe wünschen, die Erforschung der Natur des Menschen in dem Kinde, und die Erkenntnifs der Hoheit derselben in der Entwicklung des Geistes aus dem reinen Geistesquell.

Rec. liebt die Naturwissenschaften, hat sie in ihren Hauptzweigen in seinen früheren Jahren nach damaliger Weise wissen-

Digitized by Google

schaftlich studirt, hat selbst darin unterrichtet, und ist ihren Fortschritten bis in sein Alter mit Interesse gefolgt, auch haben sie sich bei seinen pädagogischen Studien seinen Dank erworben: allein in allem diesem hat er die Ueberzeugung gewonnen, dafs sie Wissenschaften für Erwachsene sind, an denen man in dem Leben fortwährend Theil nimmt, nicht für die Schuljugend, die jedoch allerdings in dieselben eingeleitet werden soll. Wie nun das am besten geschehe, das ist eine pädagogische Frage, welcher alsobald zu antworten ist, dafs der Sinn, die Aufmerksamkeit, der Verstand der Jugend auf das Buch der Natur gelenkt, und ihr dabei nur die Anleitung ertheilt werde, in diesem Buche richtig, fertig und auch wohl täglich zu lesen. Wie das am besten geschehe, ist nun die besondere Aufgabe der Methodik für niedere und höhere Schulen. *) Hiermit will Rec. das Verdienst des schon in früherer Zeit von ihm hochgeachteten, gedankenreichen Verfs., das er sich durch seine Vorschläge zu jener wünschenswerthen Combination erworben hat, anerkennen und zugleich seine Hoffnung äufsern, dafs derselbe ihm, wenigstens in der Hauptsache, zustimmen werde.

Schwarz.

---

*) Wie die vorzüglicheren Schulmänner an Gelehrtenschulen jetzt die Bedeutung der Methodik für die Schulen weit mehr verstehen, als ehedem, beweisen mehrere Schulprogramme der neuesten Zeit. So lesen wir in dem Frühlingsprogramm 1834. von dem würdigen Director des Gymnasiums zu Darmstadt, Hrn. Oberstudienrath Dilthey in seinen angefügten kleineren Abhandlungen, deren Fortsetzung das Publikum wünschen mufs, Urtheile über den Unterricht im Französischen, in der Philosophie u. dergl. auf Gymnasien, welche der Verf. dieser Recension als Belege für die seinigen anführen möchte.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

HISTORISCHE LITERATUR.

Der Verf. dieser kürzern Anzeige ward längere Zeit durch seine Abwesenheit von Heidelberg gehindert, seinem Versprechen gemäfs auf diejenigen Schriften, welche nach dem Plane unserer Jahrbücher oder wegen Mangel an Raum nicht ausführlich beurtheilt werden können, wenigstens durch eine kurze Nachricht zur Kunde der Leser zu bringen. Er will dies nachzuholen suchen, und bemerkt zuerst, dafs er mit Vergnügen den raschen Fortgang des grofsen historischen Tabellenwerks von Vehse bemerkt hat, da ihm schon die 6te bis 8te Lieferung zugekommen sind. Er behält sich eine Beurtheilung für die Zeit vor, wenn einmal das Ganze vollendet ist.

Von Hrn. Carové, einem seiner ehemaligen Zuhörer, der zugleich sehr eifrig Hegel'sche Philosophie trieb, ohne jedoch die Kunstsprache und die Anmafsung der Schule anzunehmen, liegen zwei Bücher vor ihm, deren Titel er zwar mittheilen will, deren Beurtheilung er aber den Philosophen und Theologen überlassen mufs. Diese beiden Bücher sind:

Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung von Friedrich Wilhelm Carové. Hanau. Edler. 1834. 186 *S.* 8.

Der Messianismus der neuen Templer und einige merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiet der Religion und Philosophie in Frankreich nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustands der Philosophie in Italien von F. W. Carové. Leipzig. Hinrichs. 1834. 368 *S.* 8.

Von der

Geschichte der Deutschen von Dr. Karl Halling. Berlin 1833. *und* 1834. *in Commission bei Nauck,*

sind zwei Hefte des ersten Bandes, zusammen 184 S. kl. 8. ihm mitgetheilt. Das Buch scheint ungeheuer gelehrt zu werden. Der erste Band soll blos den Skythen gewidmet seyn. In den vorliegenden Heften verweilt der Verf. in Asien. Er gelangt nämlich erst auf der hundert und vier und achtzigsten Seite zum Garten Eden. Wie unfähig Ref. ist, über ein so gelehrtes Buch zu urtheilen, das wird Jeder einsehen, der nur die Ueberschrift des achten Kapitels lieset, dessen Beendigung man erst im dritten Hefte zu erwarten hat. In diesem zweiten Heft stehen blos zwei Blätter Einleitung, oder vielmehr nur die Uebersetzung von

Digitized by Google

1. B. Moses 2, 8 fg., nebst Erklärung und einem Abdruck der hebräischen Textesworte. Zur Erbauung des Lesers setzen wir ein Stück der Ueberschrift dieses achten Kapitels hierher, um die Leser begierig auf den dritten Theil zu machen:

„Das Land Heden der Zendschriften, Eden der Genesis, das Paradies; die mythischen Weltströme des Orients; Verschiedenheit derselben von den Flüssen Edens; Ardeiser, das Wasser des Lebens, der Paradiesstrom; Bestimmung der Flüsse Edens; Merkwürdige Verwechselung derselben mit den Flüssen Persiens bei den Griechen.“ — Aber unsere Leser werden schon sehen, wo das hinaus will. Gegen diese Geschichte der Deutschen wird wenigstens die Censur nichts zu erinnern haben. Dafs der Verf. ein ächter Deutscher von altem Schrot und Korn der Zeit der langen Manschetten, Aermel und Perücken ist, scheint er durch die Art seiner Gelehrsamkeit zu beweisen. Wir wollen seiner wieder gedenken, wenn er einmal nach Jahren an den Rhein, Main und Neckar gelangt seyn wird, wo wir besser Bescheid wissen, als am Pischon, Gihon und Chidekel.

Die Geschichte der letzten funfzig Jahre von C. F. E. Ludwig. Altona 1834.

Der erste Theil erscheint als zweite Auflage und auf dem farbigen Titel wird gemeldet, dafs das Buch den ganz besondern Beifall des Kaisers von Rufsland erhalten habe. Es scheint also, dafs der Verf., der übrigens mehr Philosophie der Geschichte als eigentliche Geschichte giebt, eine sehr schwere Aufgabe, die Ref. nicht wagen würde zu lösen, glücklich gelöset hat, und wir freuen uns, dafs jetzt wenigstens ein Buch über neueste Geschichte existirt, das nicht als Contrebande, sondern ganz offen überall eingeführt werden darf. Ref. kann übrigens vom Inhalte des Buchs nichts sagen, weil er es nicht gelesen hat. Wie sich dieses Buch zu der Geschichte verhält, so verhält sich das folgende Schriftchen von vier und neunzig Seiten zur Politik. Auch ihr Verf. bleibt beim Allgemeinen stehen und macht wie der des vorigen nur allerlei geistreiche Bemerkungen, wie sie jedem gebildeten Mann leicht einfallen und wie sie in dem vorher angeführten Heft bei Gelegenheit der Geschichte der letzten funfzig Jahre, wovon dort noch nichts vorkommt, über die gesammte frühere Geschichte gemacht sind. — Der Titel der erwähnten Flugschrift ist:

Freimüthige Bemerkungen über einige der wichtigsten Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens. Leipzig. Fest. 1834.

Die bisher erwähnten Bücher hat Ref. angezeigt, ohne von ihrem Nutzen sich überzeugen zu können, er glaubt vielmehr, sie hätten ganz gut ungedruckt bleiben können; dagegen ist er

Digitized by Google

von dem Nutzen des folgenden Werks überzeugt, welches noch dazu eine Zeitschrift ist; da ihm doch sonst jede neue Zeitschrift ein neues Uebel scheint. Wir haben offenbar der Bücher und Zeitschriften zu viel und mehr Gelehrsamkeit als gesunden und richtigen Sinn; in Rufsland ist das anders, Ref. zeigt daher mit Vergnügen die vor ihm liegenden Stücke der Dorpater Jahrbücher an. Der Inhalt ist durchaus wissenschaftlich und zugleich anziehend. Ref hat den Jahrgang 1833 nicht gesehen, von 1834 liegen sieben Hefte vor ihm, in denen besonders die Nachrichten von der russischen Literatur für uns Deutsche wichtig sind. Der Titel ist:

Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst besonders Rufslands. Herausgegeben von Blum, Bunge, Göbel, Neue, Struve, von dem Borg, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter· Riga und Dorpat. Frantzen. 2ter Band. 1834.

Neben den Aufsätzen, deren Anzeige Ref. Andern überlassen mufs, weil sie nicht in sein Fach gehören, bemerkt er gleich in den vier ersten Heften dieses Bandes eine ganze Reihe von Auszügen aus russischen Werken über Statistik, welche nicht zu uns gelangt sind, oder den mit der russischen Sprache unbekannten Deutschen verschlossen bleiben. Im vierten Heft findet man nicht blos eine Nachricht von der russischen Journalistik, sondern auch Auszüge aus den Aufsätzen in russischen Journalen, und diese Auszüge werden im fünften Hefte fortgesetzt. Die jedem Hefte beigefügten Intelligenzblätter, die Univerlitäts- und Schulchronik in den verschiedenen Heften, die Verordnungen für die Studierenden in Dorpat, die Briefe aus Sibirien und den russischen Niederlassungen in Amerika von der Baronin v. Wrangel geb. von Rossillon verdienten eine nähere Betrachtung, wenn sich Ref. dazu berufen fühlte; er will aber das Geschäft lieber Andern überlassen. Im sechsten Heft findet man einige Nachrichten von den bekannten russischen Romanen Jury Misladawski und Rofslawlew. In diesem Aufsatze ist uns aufgefallen, dafs Herr von Brackel, in Rufsland lebend, über Bonaparte's Regierungsweise schmäht. Wir wollen die Weise Bonaparte's im Allgemeinen keineswegs empfehlen oder loben, aber *quis tulerit Gracchos de seditione querentes?* Es heifst im sechsten Heft S. 505: »In der ersten Hälfte des Jahrs 1812, da noch Napoleons Gewaltherrschaft auf Europa lastete« u. s. w. Im siebenten Heft giebt gleich auf den ersten Seiten Hr. Eichwald eine neue Untersuchung über den Zug des Darius Hystaspis in die Gegend von Pinsk, und versucht bei dieser Gelegenheit die von Herodot und Andern genannten Oerter, Völker, Flüsse genauer, als bisher geschehen ist, zu bestimmen. Ein Aufsatz über litthauische Gesetzgebung von Danilewicz füllt einen bedeutenden Raum in mehreren Heften, die Aufnahme desselben, so wie die medicinischen Artikel in mehreren Heften scheinen uns dem Titel der Zeitschrift nicht durchaus angemessen. Für eine rus-

Digitized by Google

sische Zeitschrift sehr passend scheint uns eine nicht in Rufsland, sondern in Leipzig erschienene Schrift eines jungen Mannes, der mit einer ganz eignen Zuversicht auftritt, und wie es uns scheint, nach der Art unserer jungen Männer, die sich geistreich zeigen und den Preufsen empfehlen wollen, gleich von oben herein und von vorn her zu wirken strebt. Sollte er indessen ein älterer Mann seyn, so ist wenigstens der Ton und Inhalt der Schrift sehr jugendlich.

Universitäten und Hochschulen im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Eine wissenschaftliche Abhandlung von G. O. Marbach. Leipzig. 1834. *Hinrichs.* 98 *S.* 8.

Was wir von Ton und Inhalt der Schrift oben bemerkten, können wir am besten durch Anführung einer Stelle über Preufsen erläutern. Wenn man diese Stelle gelesen hat, wird man nicht erwarten, dafs wir über das Einzelne eingehen, die Sache ist mit den Machtsprüchen des Hrn. Marbach völlig abgethan. Er sagt S. 25:

„Preufsen wird gehafst von den meisten übrigen Nationen; (das ist glücklicher Weise nicht wahr, es wird von Niemand gehafst, auch von den Süddeutschen nicht, wenn man sie nicht durch Schimpfen und Arroganz reizt; wenn es aber wahr wäre, dann bewiese der Verf. zu viel, d. h. nichts;) aber es mufs stolz auf diesen Hafs seyn, denn der Grund des Hasses ist, weil es glücklicher ist, als die übrigen Staaten, die den Keim des Verderbens in sich tragen und bis jetzt mit wenigen Ausnahmen nicht haben unterdrücken können. Dafür aber erkennen auch die wahrhaft Gebildeten aller Nationen, selbst des eiteln Frankreichs und des stolzen Englands seine Gröfse an, Die übrigen deutschen Staaten hassen Preufsen, weil in ihm das Wort Preufs höher steht als das Wort Deutscher« u. s. w. In dem Tone geht es hernach fort. Gott bewahre Preufsen vor seinen Freunden, wenn diese von der Art sind!

Des Herrn Julius von Hagemeister Flugschrift von 52 Seiten:

Rufslands Territorialvergröfserung von der Alleinherrschaft Peters des Grofsen bis zum Tode Alexanders des Ersten geschichtlich dargestellt. Riga und Dorpat. 1834. *Frantzen.*

enthält ganz bekannte Sachen von einem russischen Unterthan vom russischen Standpunct dargestellt und mit vielem ganz Unwesentlichen vermischt.

Digitized by Google

Sehr wichtig für den Forscher der mittlern Geschichte und des deutschen Rechts ist ein anderes, auf Veranlassung und Kosten der verbundenen Ritterschaften Liv-, Esth- und Kurlands herausgegebenes Werk, das keiner ausführlichen Anzeige bedarf, wie schon das erste Wort des Titels andeutet:

Index corporis Historico diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae oder kurzer Auszug aus derjenigen Urkunden-Sammlung, welche für die Geschichte und das alte Staatsrecht Liv-, Esth- und Kurlands mit Unterstützung Sr. Maj. des hochseligen Kaisers Alexanders I. von Rufsland und auf Verwilligung Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preufsen aus dem geheimen, ehemaligen Deutschordens-Archive zu Königsberg von den Ritterschaften Liv-, Esth- und Kurlands zusammengebracht worden ist und wie solche mit einigen Stücken aus inländischen Archiven vermehrt, bei einer edeln Ritterschaft des Herzogthums Livland aufbewahrt wird. Riga und Dorpat. Frantzen. 1833.

Dieser erste Theil reicht von 1198 bis 1449 incl.

Mit dem

Fürstenbuch von Damberger, Prediger und Officiator an der Theatiner Hofkirche in München. Regensburg. 1831. *Pustet,*

weifs Ref. gar nichts anzufangen. Die Fürstentafel der europäischen Staatengeschichte, wozu das dicke Buch gehört, kann wenigstens als genealogische Tabelle gebraucht werden, von dem dicken Commentar kann Ref. aber nichts anderes sagen, als dafs er die Zahl der vielen überflüssigen Bücher um eins vermehrt. Das Fürstenbuch enthält eine Menge Namen und Zahlen und ist über tausend Seiten stark; der Tabellen sind sechzig und es läfst sich nicht leugnen, dafs Buch und Tabellen dem Verf. recht viele Arbeit gekostet haben mögen, und dafs es weder die Kirche noch den Staat gefährdet. Wer Alles weifs, was in diesem Buche steht, wird übrigens Mühe haben, bis zur eigentlichen Geschichte zu kommen.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 7. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Historische Literatur.

(Beschlufs.)

Sehr passend für seine Bestimmung als Lehrbuch für obere Classen der Gymnasien scheint dem Ref. das

Lehrbuch der Staatengeschichte des Alterthums und der neuern Zeiten, von Ch. Fr. Ferd. Haake. Erster Theil. Alte Geschichte, mit geographischen Einleitungen und drei synchronistischen Tabellen. Fünfte vermehrte Ausgabe. 1834. *Stendal. Franzen und Grofse.*

Keine Rhetorik, keine Ur-urgeschichte; kein tief, gründlich und wie das Lied weiter heifst, nach den neuesten Erfindungen abgefafstes Handbuch, sondern das Nöthige, Nützliche und Brauchbare ganz einfach und passend, um das Dictiren zu vermeiden. Wir wünschen jedem Gymnasium zu einem Director Glück, der so gut über Methode des historischen Unterrichts urtheilt, als der Verf in der Vorrede gethan hat. Durchaus unpassend für denselben Zweck scheint uns

Dr. J. F. C. Kampe's Handbuch der griechischen Geschichte. Zum Gebrauche für die oberen Klassen der Gymnasien. Neu-Ruppin. Oehmigke und Riemschneider. 1834. 346 *S.* 8.

Das Buch mag übrigens ganz gut seyn, das können wir bei flüchtiger Durchsicht nicht beurtheilen, dafs es aber kein Handbuch der griechischen Geschichte ist und noch weniger ein Lehrbuch für Gymnasien, das zeigt gleich der erste Blick. Passender wäre der Titel: »Vorlesungen über griechische Geschichte für Damen und die ihnen ähnlich gebildeten Männer.« Diesen wird gewifs die rhetorische Sprache, die Bestimmtheit, mit welcher der Verf. über Alles abspricht, Alles besser weifs, von Allem Ursache und Zusammenhang dreist angiebt, so wie die eingemischten Verse sehr gut gefallen.

Dafs unter den zur Anzeige eingesendeten Büchern auch ein Volksbuch von Napoleon und seinen Helden sey, hat uns leid gethan, weil doch warlich unsere Büchermacher Gegenstände genug hätten, die sie für den armen deutschen Michel bearbeiten könnten, ohne ihn mit der Speise unserer Nachbaren jenseits des Rheins zu füttern. Wenn der eigentliche Historiker grofse Helden und ihre Genossen preiset, von welcher Nation sie auch immer seyn mögen, so lassen wir das gelten; aber jedes Volk sollte doch nur seine eigne Helden haben, und wenn das unsrige

Digitized by Google

keine Helden hat, die man preisen mag, so hat es doch wenigstens Märtyrer! Das Büchlein führt den Titel:

Napoleon und seine Helden. Herausgegeben von Dr. C. F. R. Auer. Leipzig 1833. *Drittes und viertes Bändchen.*

Da das Bändchen dieses mit fortlaufenden Seitenzahlen gedruckten Buchs zu 8 Groschen verkauft wird, so mufs es für eine Klasse von Lesern bestimmt seyn, die nicht gern viel Geld auf einmal ausgiebt. Darin sind doch die Franzosen viel glücklicher! In Frankreich wird es keinem Schriftsteller, so dürftig er sey, einfallen, Blücher und seine Helden oder Wellington und seine Helden zu schreiben, keinem speculirenden Buchhändler, ein solches Buch, wenn es auch geschrieben würde, zu drucken, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil kein Mensch ein solches Buch kaufen würde. Darum wird, wenn's einmal gilt, der schlaue Jean Foutre immer den gutmüthigen, grundgelehrten und cosmopolitischen Michel in den Sack stecken und verkaufen.

Zum Schlusse benachrichtigt Ref. das Publikum, dafs endlich der 9te oder letzte Theil seines universalhistorischen Abrisses der alten Geschichte erschienen sey. Dieser Theil enthält den Abschnitt über die Literatur der letzten Zeiten des weströmischen Reichs, die im achten Bande ausgelassen war, um ihn nicht zu stark zu machen; ferner die ostgothische Geschichte und die Literatur der ostgothischen Zeit. Den gröfseren Theil des Bandes füllt das von den Besitzern des Werks verlangte, vom Herrn Dr. Kriegk sehr fleifsig gearbeitete Register über alle Theile.

Von folgenden beiden Büchern werden ausführliche Beurtheilungen in den Jahrbüchern gegeben werden:

Der siebenjährige Krieg in seiner geschichtlichen, politischen und allgemeinen militärischen Beziehung, dargestellt von P. F. Stuhr, Professor an der Universität in Berlin. Lemgo. Meyer. 1834. 239 *S.* 8.

Dieses Buch ist zwar wieder in Lemgo gedruckt, doch hat man sich wenigstens anderer Lettern bedient und statt des schwarzen Löschpapiers, das die Handlung sonst gebraucht, weifses genommen.

Das zweite Buch, das wir ausführlich beurtheilen wollen, und zwar noch im Jahr 1835, ist:

Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Dr. August Neander. Dritter Band, welcher die Kirchengeschichte von Gregor dem Grofsen bis zum Tode Karls des Gr. enthält. Hamburg. Perthes. 1834. 586 *S.* 8.

Digitized by Google

Ein nützliches Unternehmen der Herren Mohnike und Zober darf hier nicht unerwähnt bleiben. Diese beiden Herren haben nämlich eine Sammlung Stralsundischer Chroniken herauszugeben angefangen, und der erste Theil der Sammlung ist erschienen unter dem Titel:

Johann Beckmann's Stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen Stralsundischen Chroniken nebst einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte Stralsunds enthaltend. Aus Handschriften herausgegeben von Dr. G. Ch. Mohnike und Dr. E. H. Zober. Stralsund. 1833. *Löffler.* 400 *S.*

Endlich bemerkt Ref., dafs Hr. Förstemann, der jetzt an der Spitze des Sächsisch-Thüringischen Vereins für Geschichte und Alterthumsforschung steht, und also Nachfolger der Herren Lorenz und Rosenkranz geworden ist, zwei Hefte des ersten Bandes „Neuer Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen im Namen des Sächsisch-Thüringischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Alterthums“ herausgegeben. Halle, bei Anton. 1834. 106 S. u. 116 S.“

Ausführlich anzeigen wird Ref. im Laufe des Jahres 1835 das folgende Buch, welches einige anziehende urkundliche Nachrichten zur Geschichte des letzten Viertels vom siebzehnten und des ersten vom achtzehnten Jahrhundert mittheilt:

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Aus Originalquellen bearbeitet. 2 *Theile. Leipzig. Weidmann.* 1834.

Schlosser.

NATURWISSENSCHAFTEN.

J. Rennie, die Baukunst der Vögel. I *u.* II. *Th.* 416 *S. Mit* 82 *Abbild. Leipzig* 1833. *kl.* 8.

Dieses Werkchen ist aus der »Bibliothek der unterhaltenden Wissenschaften,« welche in England erscheint, in's Deutsche übersetzt. Der Verf., Professor der Naturgeschichte am königl. Collegium zu London, hat dasselbe, wie er selbst sagt, ausgearbeitet in der Absicht, Geschmack für die Beobachtung der Schönheiten der Natur zu erwecken und zu verbreiten, wie denn der Zweck der obenerwähnten Bibliothek überhaupt dahin geht, wissenschaftliche Gegenstände auf eine ansprechende und unterhaltende Weise vorzutragen und denselben so Freunde zu gewinnen. Die Form der Ausarbeitung ist daher verschieden von

Digitized by Google

jener, die ein bereits für die Sache gewonnenes Publikum, welches vielmehr lernen, als unterhalten seyn will, zu fordern pflegt, und von der Art, dafs sie doch auch bei diesem letztern ihres Zweckes nicht verfehle. Der Verf. theilt die Vögel nach der Art ihres Nestbaues ein in Minir-Vögel, Erd-Nister, Maurer, Zimmrer, Korbmacher, Weber, Schneider, Filzer, Zämentirer, Dom-Bauer, Schmarotzer-Vögel, und betrachtet die in eine jede Abtheilung gehörigen Arten dann genauer bei ihrem Geschäfte, indem er sich theils auf eigne Beobachtungen stützt, theils Stellen aus verschiedenen Werken citirt und auf diese letztre Art seinem Publikum zugleich die Bekanntschaft einer grofsen Menge trefflicher Natur-Beobachter und Ornithologen verschafft. Er verweilt zuweilen etwas lange bei Anführung der verschiedenen Berichte über diese oder jene einzelne Art, allein es geschieht dennoch in einer anziehenden Weise, und wo der eingeweihte Naturforscher rascher die Zeilen durcheilt, da findet der Laie gewöhnlich Gelegenheit, bald rücksichtlich eines weit verbreiteten Vorurtheils oder mancher von Schrift zu Schrift fortgepflanzten Fabeln sich zu belehren, bald die bessern Berichterstatter und genaueren Beobachter unter der Menge zu erkennen. Zwischen inne sind viele belehrende Nachrichten über verwandte Triebe und Kunstfertigkeit bei Thieren andrer Klassen und viele belustigende Anekdoten aus dem Leben und den Sitten mancher Vögel-Arten aufgenommen. So gehört zu den in mehrfacher Beziehung interessanten Erzählungen die über die efsbaren Nester der Schwalben, die über die Fortpflanzungsweise des Kuckucks u. a. Die vielen eingeschalteten schwarzen Abbildungen stellen meistens Nester, oder auch die in der Erzählung berührten Vögel-Arten selbst und interessantere Theile derselben dar.

Was die Uebersetzung anbelangt, so ist sie im Allgemeinen flieſsend und gut; doch wäre bei den Trivialnamen (denen übrigens die wissenschaftlichen Benennungen meist beigefügt sind) weniger eine wörtliche Uebersetzung der englischen Ausdrücke, als fast immer die umsichtige Wahl eines in Deutschland hinreichend bekannten oder doch einer sonst bezeichnenden Benennung zu wünschen gewesen. So ist der provinzielle Ausdruck „Neunmörder“ statt „Neuntödter“ störend und keineswegs zweckmäfsig, und wenn Finken-Arten, die sich durch schönen Gesang und lebhaftes Kolorit des Gefieders auszeichnen, unter dem Namen von »Sperlingen« aufgeführt werden, mit welchen sie nicht einmal in dasselbe Subgenus gehören, so wird die Vorstellung des Lesers auf eine unangenehme und der Absicht des Verfs. widersprechende Weise irre geführt. Ueber die Tendenz dieses und der damit zusammenhängenden Werkes können wir uns nur freuen. Gewifs stiften Original und Uebersetzung viel Gutes.

Bronn.

Digitized by Google

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft, herausgegeben in Verbindung mit Prof. Hermann in München, Geh. Conferenzrath Lotz in Koburg, Präsident Freih. v. Malchus in Heidelberg, Prof. Mohl in Tübingen, Staatsrath Nebenius in Karlsruhe und Ministerialrath Regenauer daselbst, von Dr. K. H. Rau, Geh. Hofr. u. Prof. in Heidelberg, Ritter des Zähringer Löwenordens. I. *Bd.* 1. *Heft. Heidelberg, bei Winter.* 1834. 140 *S.* 8.

Es ist eine vielfach gemachte Bemerkung, dafs in unseren Tagen die Literatur sich mehr und mehr in die Zeitschriften ziehe. Von dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften und ihren Anwendungen in der Medicin und den Gewerben gilt dies am meisten, doch ist es auch in anderen Fächern wahrzunehmen. Es würde nichts helfen, eine solche Erscheinung, die, wie jede, ihr Gutes und Schlimmes hat, zu beklagen; fruchtbarer ist es, sich über ihre Ursachen Rechenschaft zu geben. Hier werden wir nun sogleich auf die Menge der schriftstellerischen Bestrebungen hingewiesen, die, wie sehr auch der Kreis der wissenschaftlichen Leser sich erweitert haben mag, doch die Kaufmittel und die Zeit derselben weit übersteigt, so dafs in der Fluth des Neuen eine lesenswerthe Schrift nach der anderen eintrifft, ehe noch die vorhergehende zur Hälfte gelesen ist. Während die Kürze der Aufsätze in den Zeitschriften der sehr unterbrochenen und zerstückelten Mufse der meisten Leser gut zusagt, finden sie zugleich den Vortheil, durch ausführliche Recensionen dasjenige, was sie nicht unmittelbar kennen lernen können, wenigstens in den Hauptpuncten dargestellt zu sehen, sie erhalten Manches im Auszuge oder übersichtlich mitgetheilt, und werden, sey es auch nur durch kurze Andeutungen, mit dem Gange der neuesten Forschungen auf die leichteste Weise im Zusammenhang erhalten. Zugleich ergiebt sich eine andere gute Folge: Statt manches Buches, welches sein Verfasser nur geschrieben haben würde, um einige neue Ansichten zu verbreiten, liefert derselbe einige Aufsätze, in denen er das Neue eben so leicht dem Publikum vorlegen kann, ohne viel Altes dabei wiederholen zu müssen. Auf diese Weise wird weniger gedruckt und doch eben so viel geleistet. Auch ein Theil der Flugschriften wird nun entbehrlich, und das Gediegene, welches in ihnen leicht neben den zahlreichen schülerhaften Versuchen übersehen würde, findet eine Stelle, in der es sicherer auf die Zeitgenossen wirken und selbst länger fort beachtet werden kann. Wenn diese Betrachtungen die Vorliebe für Specialzeitschriften zu erklären dienen, so geben sie freilich auch zugleich den Mafsstab für die Anforderungen, die man an ein solches Unternehmen zu machen berechtigt ist, welches den Zweck hat, nicht blos encyklopädische, oberflächliche Bildung zu befördern, sondern gründliche Forschungen zu pflegen und anzuregen.

Digitized by Google

Für den Zweig des Wissens, welchen das Archiv umfassen soll, hat es bisher an einer Zeitschrift gefehlt, welche, blos Originalabhandlungen aufnehmend, einen Vereinigungspunkt der Theorie und Praxis bilden könnte, und von dem heutigen Standpunkte des Wissens aus die verschiedenen Gegenstände des Administrativfaches zu beleuchten bestimmt wäre. Das Mifslingen mehrerer früherer Unternehmungen dieser Art, die wenigstens keine längere Dauer erreichten, ist wohl kein Beweis, dafs kein solches Bedürfnifs vorhanden ist.

Der Unterzeichnete hat das nun zur Ausführung gekommene Vorhaben seit mehreren Jahren mit seinen Freunden besprochen und sich bemüht, zwei Bürgschaften eines günstigen Erfolges darzubieten, nämlich die Mitwirkung einer Anzahl von gediegenen Gelehrten, sowohl Praktikern als Lehrern, und einen scharfbegrenzten, nicht allzuweiten Plan. Die freundschaftliche Verbindung mit den 6 genannten Mitherausgebern ist ihm hierbei auf das Erfreulichste zu Statten gekommen, und eine Anzahl anderer Kenner des Faches hat bereits ihren Beistand zugesagt. Das Archiv wird sich von dem Felde des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, sowie von dem Einzelnen der Gewerbskunde fern halten, um sich ganz der Nationalökonomie, ihrer Anwendung auf die Beförderung der volkswirthschaftlichen Zwecke durch den Staat (sogenannte Wirthschafts- oder Gewerbspolizei), der Finanz- und Polizeiwissenschaft zu widmen; es wird zugleich die Ergebnisse der Statistik zu verarbeiten und jene Verbindung dieser Wissenschaft mit der politischen Oekonomie zu befördern suchen, die für beide den entschiedensten Gewinn hoffen läfst. Der Inhalt zerfällt in Abhandlungen, Recensionen und Nachrichten über die Staatsverwaltung einzelner Länder.

Das erste Heft, welches zwar die Jahreszahl 1834 trägt, eröffnet den Jahrgang 1835 und enthält: K. H. Rau, über den Nutzen, gegenwärtigen Zustand und die neueste Literatur der Nationalökonomie (zur Orientirung und Vorbereitung für die künftigen literarischen Anzeigen), — R. Mohl, über Schuldentilgung mittelst Herausloosung einzelner Nummern (besonders auf Würtemberg bezogen), — v. Schlieben, über vergleichende Statistik und die Zwecke des statistischen Vereins im K. Sachsen, — Hermann, über den gegenwärtigen Zustand des Münzwesens in Deutschland und die neueren Vorschläge zur Abstellung seiner Gebrechen (erste Hälfte), — Recensionen, — Budget von Zürich mit Erläuterungen. — Das unter der Presse befindliche 2te Heft wird folgende Aufsätze in sich schliefsen: Hermann, Beschlufs der Abhandlung über das deutsche Münzwesen, — Freih. von Ulmenstein, über Hausirhandel, — Rau, Nachtrag hierzu, — Schön, über Smiths Ansicht der Entstehung der Renten, — Recensionen.

K. H. Rau.

Hamburgische Monatsschrift für Politik und Handel. Jahrgang 1. 1834. *Band* 1. *Januar bis Juni. Herausgegeben und verlegt von C. W. Asher, Dr. Hamburg.* 6 *Monatshefte.* 440 *u.* 270 *S.* 8.

Der Herausgeber hat sich über den, dieser neuen Zeitschrift zu Grunde liegenden Plan nicht geäufsert. Derselbe scheint vorzugsweise auf die hamburgische Lesewelt berechnet zu seyn, sowie auch die ausgesprochenen Ansichten und die Auswahl der Gegenstände auf den Standpunkt der gebildeten Bewohner dieses, in grofsartigem Welthandel reich gewordenen Freistaates hindeuten. Indefs thut diese Eigenthümlichkeit dem Interesse, welches die vorliegenden Hefte dieser Monatsschrift erregen, keinen Abbruch, denn es ist in ihnen eine Anzahl lehrreicher und gediegener eigener Aufsätze niedergelegt, und was aus englischen und französischen Schriften im Auszuge mitgetheilt wird, verdient in Deutschland verbreitet zu werden. Die Blicke des Herausgebers richten sich, wie man denken kann, häufig auf die auswärtigen Staaten, während sie auf dem, was in Deutschland vorgeht, weniger verweilen; insbesondere sind britische Angelegenheiten mit Vorliebe zur Sprache gebracht. Dies ist nicht blos für Hamburg, es ist für das ganze Norddeutschland, welches mit Grofsbritannien in vielfachen Verbindungen steht, schätzbar, und auch für das südliche Deutschland nützlich. Ungefähr den dritten Theil jedes Heftes nimmt die Erzählung von Rechtsfällen ein, die den Freunden des Handelsrechtes willkommen seyn mögen, jedoch gegen die übrigen Artikel etwas heterogen erscheinen. Deshalb sind sie auch besonders paginirt und haben einen eigenen Titel an der Spitze der 6 Abtheilungen. Die erheblicheren Aufsätze, welche wir unter die beiden, auf dem Titel stehenden Rubriken ordnen wollen, sind folgende:

Zur Politik. Januar, S. 41: Europa im J. 1833, ein Ueberblick des Wichtigsten im Zustande der heutigen Staaten. Der Verf. ist weder ein Freund der Censur noch der Handelsbeschränkungen, und man mufs gestehen, dafs er seine Urtheile mit Scharfsinn und Würde, fern von leidenschaftlichem Treiben, auszuführen versteht. — Februar, S. 90: Irland und Herr O'Connell; wie man leicht vermuthen wird, fällt das Urtheil des Berichterstatters nicht zu Gunsten der Repealers aus. — März, S. 202: Politische Vereine in Frankreich; ein, wie dem Unterz. scheint, nicht begründeter Tadel des neuen Zusatzes zu dem Verbote der Associationen. — April, S. 232: Griechenland und die Türkei. Aus der historischen Darstellung leuchtet der Wunsch hervor, Griechenland möge einst die ganze europäische Türkei in sich aufnehmen. — Mai, S. 277: Ostindien, der Anfang eines gröfseren, im Juniheste fortgesetzten geschichtlichen Aufsatzes. — S. 324: Spanien; Geschichte des dortigen Verfassungswesens, wobei der Abdruck des neuen Statuto wohl hätte unterbleiben können, indem solche einzelne Urkunden in einer Zeitschrift, in der eine vollständige Sammlung doch nicht möglich ist, nicht gesucht werden.

Digitized by Google

Zum Handel (womit überhaupt volkswirthschaftliche Betrachtungen verbunden sind). Januar, S. 1: Preufsisch-sächsischer Zollvertrag, auf dessen Abdruck die vorhin gemachte Bemerkung ebenfalls anwendbar ist. — S. 27: Handel nach China, eine Erzählung des von Capit. Lindsay, in Begleitung des Deutschen Gützlaff, im J. 1832 angestellten merkwürdigen Versuches, an verschiedenen Stellen der chinesischen Küste trotz des Regierungsverbotes Handel zu treiben. Die Auszüge sind vermuthlich aus dem Edinburgh Review genommen, wenigstens hat dort Unterz. eine ausführliche Anzeige jener Reise gelesen. Es ist auffallend, bis zu welchem Grade sich die chinesischen Beamten durch die Entschlossenheit und Dreistigkeit der Engländer einschüchtern liefsen; Hr. Gützlaff hatte die Genugthuung, seiner vollständigen Sprachkenntnifs wegen für einen verkleideten verrätherischen Chinesen gehalten zu werden. — Februar, S. 65: Vorbereitungen zu einem neuen Zollgesetze in Frankreich. Der lesenswerthe Bericht der Handelskammer Lyon, obgleich einer Fabrikstadt angehörend, schildert doch eine Ermäfsigung der Zölle als dringend nöthig. Das Gutachten von Ferrière zu Bordeaux weist nach, wie die Abnahme der Weinausfuhr eine Folge der Zölle ist und rühmt das von der preufsischen Regierung gegebene Beispiel der Rückkehr von Verboten und übermäfsigen Zollsätzen. — März, S. 137: Motive des Zollgesetz-Entwurfes, von Thiers. — S. 170: Viscount Milton, an die Landeigenthümer in England; eifrige Bekämpfung des jetzigen Korngesetzes von einem Grundeigenthümer selbst, der seine Standesgenossen von ihren Irrthümern abzubringen sich bemüht. Er zeigt, wie die Blüthe der Fabriken den Landwirthen nützt und der hohe Kornpreis schadet. Die angehängten Tabellen beweisen, dafs der Arbeiter sich wirklich bei niedrigen Fruchtpreisen am besten befunden hat, weil der Lohn nicht in dem nämlichen Verhältnifs gesunken ist, wie der Preis des Waizens. — April, S. 211: Resultate einer Untersuchung über den Zustand der Fabriken, des Handels und der Schifffahrt in England, ein Auszug aus den Minutes of evidence der vom Unterhause niedergesetzten Commission, ebenfalls aus dem Edinburgh Review bekannt, aber der Verbreitung vollkommen werth. — Mai, S. 311: Ueber den grofsen deutschen Zollverband in Bezug auf den Handel Hamburgs. Dieser Aufsatz ist gegen die in der Allg. Zeitung zu verschiedenen Malen erschienenen Anpreisungen des Zollvereins für Hamburg gerichtet und thut dar, dafs diese Stadt mit Ausnahme ihrer Zuckersiedereien keinen Nutzen, wohl aber vielen Schaden haben würde, wenn sie sich in die Zolllinie einschliefsen liefse. Der ungenannte Verf. ist unbefangen genug, zuzugeben, dafs Bremen vielleicht aus guten Gründen den entgegengesetzten Entschlufs fassen dürfte. — Juni, S. 361: Die englischen Getreidegesetze, nach Mac Cullochs Aufsatz im Edinburgh Review.

K. H. Rau.

Digitized by Google

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Γραμματικὴ Ρωμαϊκὴ καὶ Χρηστομάθεια εἰς χρῆσιν τῶν ἐν τῇ Γερμανίᾳ σχολείων. Ἐκδοθεῖσα ὑπὸ Δ. Φεδώρου Ποσσάρτου. Ἐν Λειψίᾳ τῆς Σαξωνίας, παρ' Ἐφμάνου Ρεῖχενβαχ. Ἐν Μυνιχίᾳ καὶ ἐν Ναυπλίῳ παρὰ Γεωργίου Ζάκουετ. 1834. — Oder: *Neugriechische Grammatik nebst einer kurzen Chrestomathie mit einem Wörterbuch für den Schul- und Privatgebrauch. Herausgegeben von Dr. Fedor Possart. Leipzig, bei Hermann Reichenbach. München und Nauplia, bei George Jacquet.* 1834. XII *und* 346 *S. in gr.* 8.

Die neu-griechische Sprache erfreut sich bis jetzt, aus Gründen, die wohl begreiflich sind, noch nicht der wissenschaftlichen Behandlung, welche der alt-griechischen in einem so hohen Grade zu Theil geworden ist, und darum verdient jeder Versuch, der auch die neugriechische Sprache und Grammatik auf diesen Punkt zu führen bestimmt ist, doppelte Aufmerksamkeit und gebührende Anerkennung. Die wiedergewonnene Selbstständigkeit der Nation, das dort gegründete deutsche Königthum, das, je mehr es Wurzeln schlagen wird, eine desto innigere Verbindung mit dem Mutterlande herbeiführen muſs, wird eben dadurch, daſs es das seit Jahrhunderten vernachlässigte Land zu gleicher Stufe der Cultur und Bildung mit dem übrigen Europa zu erheben sucht, der Sprache einen Impuls geben, der von den erfreulichsten Folgen seyn muſs, ja zum Theil es schon geworden ist, wenn wir nämlich das, was in dem letzten Decennium geschehen ist, mit dem vergleichen, was die Sprache vor dem Ausbruch der griechischen Revolution darbot. Erst mit der fortschreitenden Cultur der Sprache, wie des Landes, indem jene eine der früheren, der alt-griechischen sich mehr und mehr annähernde Gestalt annimmt, wird es dann eher möglich werden, eine Grammatik zu liefern, welche die Sprachgesetze mit Vollständigkeit und Bestimmtheit aufstellt, den Sprachgebrauch in seine bestimmten Grenzen gewiesen, und zugleich die Formen festgesetzt hat, in welchen die Sprache förderhin sich hewegen soll, um so ein festes, abgeschlossenes Ganze darzubieten. So Etwas ist aber jetzt noch nicht möglich, wo kaum die Formen dieser Sprache nach den verschiedenen Mundarten, in welchen sie gesprochen wird, bekannt sind und oft ein wundersames Gemengsel darzubieten scheinen, wo die Erscheinungen des Sprachgebrauchs noch gar nicht vollständig aufgefaſst und erkannt sind, sondern in unbestimmter Willkühr, zum Theil wenigstens noch, umher zu schweifen scheinen. Diese Umstände erschweren ein Unternehmen der Art noch gewaltig, sie müssen daher auch billig in Anschlag gebracht werden bei der Beurtheilung und Würdigung der Leistungen Derer, welche diese beschwerliche Bahn zu betreten nicht scheuen, und durch ihre Vorarbeiten allein uns die Aussicht eröffnen, dereinst den oben bemerkten Standpunkt zu erreichen. Wenn demnach eine neu-griechische Grammatik, unseres Erachtens, jetzt noch nicht den Grad von Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit er-

Digitized by Google

reichen kann, den die Grammatik anderer vollkommen ausgebildeter, in ihren einzelnen Erscheinungen, wie in ihren Formen bestimmt abgeschlossenen und auf bestimmte Regeln und Grundsätze zurückgeführten Sprachen erreicht hat, so werden wir darum doch nicht das Verdienst Derer verkennen, die, wie der Verf. dieser neu-griechischen Grammatik, das Studium dieser Sprache zu fördern und zu erleichtern, ihre Erscheinungen auf bestimmte Gesetze und Regeln, so weit es bei dieser im Munde des Volks lebenden und noch wenig in Schrift niedergelegten, also vielfachen Modificationen unterworfenen Sprache möglich ist, zurückzuführen suchen. Daher war es auch vom Verf. dieser Grammatik wohl gethan, in der Anordnung des Stoffs ganz dem Muster der Grammatiken des Alt-griechischen zu folgen, weshalb er nach einer kurzen Einleitung über Entstehung und Bildung der Sprache (wir hätten wohl diesem Abschnitt gröfsere Ausführlichkeit gewünscht) in der ersten Abtheilung den formellen Theil oder die Formenlehre in befriedigender Weise abhandelt. Da wir den Formenreichthum, den die verschiedenen, uns kaum dem Namen nach bekannten Mundarten Griechenlands darbieten, noch nicht vollständig kennen, die Dialektsverschiedenheiten bei dem Mangel näherer Nachrichten und Sammlungen noch keineswegs gehörig ausgemittelt sind, Manches auch, als Verderbnifs oder Abkürzung und nicht als Dialektsverschiedenheit, auszuscheiden ist, so treten hier eigene Schwierigkeiten ein, die unser Verf. möglichst zu überwinden gesucht hat, obwohl ihm selbst das Schwankende und Unsichere, das noch in Manchem liegt, keineswegs entging. Dasselbe ist auch der Fall bei der Syntax, wo der Verf. sich insbesonders mit vieler Sorgfalt über die auch im Neu-Griechischen wichtige Lehre von den Partikeln verbreitet; die Lehre des Gebrauchs der Modi und Tempora wird sich, bei dem offenbaren Bestreben, auch hierin, so weit als möglich, zu den Regeln der alt-griechischen Sprache zurückzukehren und Manches wieder daraus aufzunehmen, was in dem Neu-griechischen verwischt oder durch Formen der neueren Sprachen entstellt ist, erst späterhin nach festen Principien und Regeln behandeln und lehren lassen. Hier ist überhaupt ein Feld, wo täglich neue Beobachtungen und Verbesserungen gemacht werden können, und der Verf. wird uns in einer zweiten Auflage gewifs noch Mehreres liefern, was sein Werk dem obigen Ziele immer näher bringen wird.

Eine zweckmäfsige Zugabe ist das in einem Anhang beigefügte Verzeichnifs der Titulaturen und die darauf folgenden Uebungen zu freundschaftlichen Gesprächen über die verschiedenen, im gewöhnlichen Umgang vorkommenden Gegenstände; daran schliefst sich ein neu-griechisches Lesebuch für Anfänger, mit grammatischen und andern Anmerkungen, nebst den erforderlichen biographischen und literärhistorischen Notizen über die Schriftsteller, aus deren Werken die in diese Chrestomathie aufgenommenen Stellen entlehnt sind. Zuerst kommen prosaische Stücke aus den

Digitized by Google

Schriften des Demetrius Nikolaus Darvaris, Korai, Kuma, Georgius Rusiades, Neophytos Bamba und auch ein Stück aus Alexander Ypsilanti; dann in der zweiten Abtheilung poetische Stücke: einige Kriegslieder, Mehreres von Rhigas, Anastasios Christopulos, Georgios Sakellarios, endlich Einiges aus Fauriel Chants populaires de la Grèce moderne in verschiedenen Dialekten, die sowohl in einzelnen Formen als in dem Gebrauch und in der Bedeutung der Wörter manche Abweichung von der gewöhnlichen Sprache darbieten. Der Herausgeber hat auf alle diese Punkte in den Noten die erforderliche Rücksicht genommen, so dafs mit Hülfe des am Schlufs beigegebenen Wörterbuchs man leicht, ohne fremde Beihülfe, diese Poesien sich verständlich machen kann. Alle diese Producte der neu-griechischen Muse sind unter uns im Ganzen noch gar nicht so bekannt, als sie es doch zu seyn verdienten, da sie manche ganz eigenthümliche Erscheinungen darbieten, die, namentlich in der Vergleichung mit der alt-griechischen Poesie, von der uns freilich gerade in der lyrischen Poesie, im Volksliede, am wenigsten erhalten ist, wesentlich hervortreten.

Wir verbinden damit die Anzeige einer andern Schrift, deren Inhalt allerdings das Interesse der Sprachforscher erregen wird, selbst wenn man mit dem Resultate, das der Hr. Verf. zu gewinnen sucht, sich nicht befreunden kann. Diese Schrift führt den Titel:

2) *Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen. Ein Beitrag zum vergleichenden Sprachstudium von Johann Michael Heilmaier, Professor am königl. Gymnasium zu Aschaffenburg. Aschaffenburg* 1834. *Verlag von Theodor Pergay.* 42 *S. in gr.* 4.

Unter der romaischen Sprache versteht nämlich der Herr Verf. diejenige Sprache, die wir bisher die neu-griechische zu nennen gewohnt waren, d. i. die Sprache des Volks, das sich Ῥωμαῖοι nannte, eine Benennung, welche bekanntlich etwa seit der allgemeineren Verbreitung des Christenthums und seiner Erhebung zur Staatsreligion (323 p. Chr.), wo der Name Hellene bald gleichbedeutend mit Heide wurde, seit der Verlegung des Reichssitzes nach dem Orient, im ost-römischen Kaiserthum unter den byzantinischen Griechen herrschend geworden, und es ist die Tendenz dieser Schrift, zu zeigen, dafs diese Sprache kein Dialekt der alt-griechischen sey (wie man bisher allgemein glaubte), sondern eine eigene und neue Sprache, welche zwar die im Land gesprochenen Volksidiome und das byzantinische Griechisch zur Grundlage habe, aber im Verlaufe der Zeit durch die Sprachen der angesiedelten Völkerstämme sich zu dem ihm eigenthümlichen Typus herausgebildet habe. Der Hr. Verf. verwirft daher die Benennung Neu-griechisch, um so mehr, da man ja auch die romanischen Sprachen, die aus dem Lateinischen entstanden, nicht neu-lateinische [neu-römische?] nenne. Aber das Verhältnifs

Digitized by Google

der jetzigen französischen, spanischen oder portugiesischen Sprache z. B. zur alt-römischen Sprache ist ein ganz anderes, als das des sogenannten Neu-griechischen zum Alt-griechischen.

Um nun zu dem oben bemerkten Resultat zu gelangen, giebt der Hr. Verf. zuerst einen kurzen Ueberblick der Schicksale des hellenischen Volks von der Gründung des byzantinischen Reichs bis zu der Unterwerfung durch die Türken, und dann betrachtet er die Sprache der Hellenen, wie sie sich zu den Zeiten der christlichen Kaiser zu Byzanz gestaltet hatte, indem er die Veränderungen nachzuweisen sucht, welche schon damals in einzelnen Formen und Ausdrücken, in dem Gebrauch und der Bedeutung der Wörter vorgegangen und die eben am besten den Verfall der Sprache, insbesondere ihren Uebergang von einer quantitirenden in eine accentuirende, was eine natürliche Folge der Verflüchtigung und des Erlöschens des wahren Lebensgeistes war, der vordem die Sprache erfüllt hatte, erkennen lassen. Es ist dies ein sehr interessanter, aber von unsern Grammatikern und Sprachforschern noch gar nicht in dem Grade, als es hätte geschehen sollen, berücksichtigter Gegenstand: die Veränderungen und Abweichungen nachzuweisen, welche in der Grammatik und im Sprachgebrauch, der sich immer mehr von dem alt-griechischen entfernt, eingetreten sind, und diese Veränderungen Schritt für Schritt durch die einzelnen Schriftsteller hindurch im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen. Vgl. diese Jahrbb. 1829. p. 200. Nur wenige Gelehrte, wie z. B. ein Hase, Boissonade, haben diesem Gegenstand Aufmerksamkeit gewidmet, und wenn die neue Herausgabe der byzantinischen Schriftsteller zu solchen Untersuchungen eine erwünschte Gelegenheit darbot, so ist diese, bei der Art und Weise, womit das ganze Unternehmen betrieben wurde, leider unbenützt gelassen worden, indem wir uns mit einzelnen correcteren Textesabdrücken im Ganzen begnügen mufsten. Hier ist noch für Grammatik, Lexikographie, Kunde des Sprachgebrauchs ein unermefsliches Feld offen, auf welchem reichliche Ausbeute den lohnen wird, der die Mühe nicht scheut, solche Untersuchungen darauf anzustellen. Wir sind auch überzeugt, dafs des Hrn. Verfs. Abschnitt weit reichhaltiger ausgefallen wäre, wenn ihm nur irgend umfassendere Vorarbeiten zu Gebote gestanden hätten! Es würde dies vielleicht auch auf das Resultat, das er aufzustellen und zu begründen versucht, nicht ohne Einfluss geblieben seyn.

Nach diesem Abschnitt über das byzantinische Griechisch kommt der Hr. Verf. auf den Hauptabschnitt des Ganzen: „Die romaische Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestaltung unter dem Einflusse fremder Zungen.“ S. 16 ff. Nach der Ansicht des Verfs. nämlich hat sich aus diesem (in seinen Abweichungen von dem älteren Griechischen im vorhergehenden Abschnitt geschilderten) byzantinischen Griechisch bei den Nachkommen jener Ῥωμαῖοι eine neue Sprache gebildet (die romaische — vulgo neu-griechische), deren Entstehung

Digitized by Google

schon frühe, wahrscheinlich in der Zeit zu suchen sey, wo die Slaven den Peloponnes colonisirten. Wie aber diese Sprache entstanden und ihre jetzige Gestalt angenommen, sucht S. 19. zu erklären. »Wenn sich nämlich,« so lesen wir daselbst, »einzelne Wanderschaaren eines oder verschiedener Völker [also hier der Slaven, Albaneser u. s. w.] in ein anderes [das Griechische] einkeilen, so bestehen wohl beide einige Zeitlang in der Gesondertheit. Weil aber da ein gegenseitiger Austausch statt finden mufs, so stellt sich ein gewisses Gleichgewicht zwischen ihnen her, so dafs ihre Sprachen oft lange neben einander bestehen. Allein da das Bedürfnifs des Lebens sie zur Verständigung zwingt, so fluthen die wesentlichen Sprachformen mit den Begriffsbezeichnungen gegenseitig über, bis Ein Volk und Eine Sprache erwächst. Dieses ist der Bildungsgang der romaischen Sprache, welche, auf dem Grunde des Byzantinischen wurzelnd, durch den Mund der slavischen, wlachischen, romanischen und der albanesischen Sprache nach verschiedenen Modificationen zersetzt worden ist. Dagegen kann der Einfluss des Türkischen nur ein äufserlicher seyn.« Demnach sey, heifst es dann weiter, das Romaische eine Mischsprache zu nennen, in der sich zwei oder mehrere verwandte Sprachen ausscheiden lassen, und so werden denn drei verschiedene Idiome der romaischen Sprache angenommen: das slavische oder nördliche, das südliche oder romaische (italienische) und das in der Mitte liegende und den Uebergang bildende, das albanesische, woran sich noch der Einfluss des Türkischen, der ein äufserlich nothwendiger sey, schliefse. In den nun folgenden vier Abschnitten sucht der Verf. den Einfluss jener vier Sprachen auf die romaische im Einzelnen nachzuweisen, um so das schon oben angeführte Resultat, dafs das Romaische oder Neu-griechische eine eigene und neue Sprache sey, zu gewinnen, obwohl volle Begründung dieser Ansicht erst dann gewonnen werden könne, wenn es bei der jetzt beginnenden Cultur des Volkes möglich werde, die Sprache in ihren landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen. Auch wir theilen diesen Wunsch einer näheren und vollständigen Kunde der einzelnen Dialekte, wie sie noch jetzt in den einzelnen Gauen des Landes gesprochen werden, in denen sie Jahrhunderte hindurch sich erhalten haben, bezweifeln aber sehr, ob sie eine Begründung oder Bestätigung der Ansicht, die der Hr. Verf. sich gebildet, bringen werde, sondern sind eher geneigt, das Gegentheil davon zu glauben, nach Allem dem, was uns Diejenigen, die Land und Volk selbst kennen gelernt haben und in das Innere des Peloponnes eingedrungen, davon berichtet haben. So wenig als wir in den jetzigen Griechen nur slavische Nachkömmlinge finden, wie Hr. Fallmerayer wähnt (vergl. auch diese Jahrbb. 1831. p. 282 ff. 285 ff.), können wir auch die Sprache derselben für eine ganz neue, in der oben angegebenen Weise entstandene halten, weil wir in ihr die Grundelemente, die allein eine neue Sprache zu bilden vermögen, vermissen; wir können sie auch eben so wenig für eine

Digitized by Google

Mischsprache ansehen, weil wir diese Bezeichnung keineswegs auf eine Sprache anwenden zu dürfen glauben, deren ursprünglicher Charakter keineswegs untergegangen ist, sondern nur im Laufe der Zeiten dem Charakter alter Sprachen überhaupt mehr entfremdet und den der neuern Sprachen genähert worden; woher denn auch die Möglichkeit entsteht, das Neu-griechische, seit es wieder mehr Schriftsprache geworden, durch Zurückführung auf das Alt-griechische und Wiederaufnahme mancher in Abnahme gekommenen älteren Ausdrücke und Constructionen zu verbessern, wie dies mit vielem Glück in dem letzten Decennium geschehen ist und noch mehr geschehen wird. Wir wollen keineswegs die Einmischung slavischer Laute, Formen, Endungen, ja selbst Wörter oder die Aufnahme einzelner italischer oder albanesischer, oder auch türkischer Worte in Abrede stellen; aber wird dadurch die Sprache zu einer Mischsprache, d. h. zu einer aus verschiedenartigen Grundbestandtheilen gemischten Sprache, wenn einige fremde Wörter aufgenommen sind, andere, namentlich Lokalbenennungen fremdartige Endungen bekommen haben, und der Charakter, der fast blos im Munde des Volks, nicht in Schrift, sich erhaltenden, also weit gröfseren Veränderungen im täglichen Verkehr mit andern Nationen ausgesetzten Sprache sich mehr dem der übrigen Völker der neuern Zeit genähert hat, jedoch ohne die Möglichkeit auszuschliefsen, auf die ältere Sprache sich wieder zurückführen und ihr sich immer näher bringen zu lassen, wie dies doch hier der Fall ist? Diese und andere Gründe, die wir nicht alle anführen können, werden uns hinreichend rechtfertigen, wenn wir Bedenken tragen, der vom Verf. vorgetragenen Ansicht beizutreten, so dankenswerth auch sonst dieser Beitrag zur näheren Kunde des Neu-griechischen in mehr als einer Beziehung seyn wird.

---

3) *Lycurgi Oratoris Attici Reliquiae. Ediderunt Joannes Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Turici*, 1834. *Typis et impensis Orelli, Fuesslini et Sociorum. VIII und* 271 *S. in gr.* 8.

Diese Bearbeitung der Rede Lykurgs gegen Leokrates und der übrigen Stücke, welche sich von den andern Reden dieses gefeierten Staatsmannes erhalten haben, nebst der Vita Lycurgi aus Plutarch, ward hervorgerufen durch das fühlbare Bedürfnifs eines geläuterten und berichtigten Textes, zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. Wenn nun auch der Text im Ganzen an die Bekker'sche Recension sich anschliefst oder vielmehr anschliefsen mufste, da diesem Gelehrten bedeutendere handschriftliche Hülfsmittel zu Gebot standen, als irgend einem seiner Vorgänger, durch die er eben im Stande war, eine neue Recension und Revision des Textes zu liefern, so finden sich doch zahlreiche Abweichungen, zu welchen theils sorgfältigere Benutzung des vorhandenen (und hier noch vermehrten) kritischen Apparats, theils bessere eigne Einsicht die auf diesem Gebiete der Griechi-

schen Literatur rühmlichst bekannten Herausgeber führte. Auch beschränkten sie sich darauf nicht, einen gereinigten und fehlerfreien, dem Urtext so nahe als möglich gebrachten Text zu liefern (und wir haben alle Ursache, ihnen dafür zu danken), sondern sie fügten auch eine neue kritische Sammlung aller Bruchstücke aus den verlorenen Reden des Lykurg bei, und gaben unter der Aufschrift Adnotationes einen Commentar, der sich nicht blos über die kritischen Punkte und die im Texte etwa aufgenommenen oder verworfenen Lesarten verbreitet, und zugleich eine Zusammenstellung der abweichenden Lesarten der bekannt gewordenen Handschriften und der alten Ausgaben (darunter die genaue Collation der Stephan'schen Ausgabe, welche durch Hrn. Prof. Halm in München mitgetheilt wurde), so wie der neueren Bearbeitungen, namentlich der von Heinrich und Bekker mit seltener Sorgfalt und Genauigkeit und in möglichster Kürze liefert, sondern auch für das bessere Verständnifs vieler bestrittenen Stellen sorgt, namentlich auch durch richtige Auffassung des Sprachgebrauchs (wofür sich hier höchst schätzbare Beiträge finden), sowie auch durch geeignete Verweisungen in sachlichen Gegenständen. Wir müssen dabei insbesondere der gedrängten Kürze des Ausdrucks in der mit möglichster Schärfe und Bestimmtheit den Gegenstand erfassenden Sprache gedenken, die bei allen grammatischen Bestimmungen oder in kritischen Entscheidungen oder bei Entwicklung schwieriger Punkte der Geschichte und Chronologie vorwaltet, wo allerdings kein Wort hinweggenommen oder hinzugesetzt werden kann. Es erstrecken sich diese Adnotationes gleichmäfsig über die Rede gegen Leokrates und über die Bruchstücke der verlorenen Reden, die einer sorgfältigen Behandlung allerdings sehr bedürftig waren. Der von S. 175—270. reichende Index Graecitatis (von Hrn. Sauppe) ist ein wahres Muster, wie man Indices anlegen sollte; hier ist bei jedem einzelnen Worte auch zugleich die ganze Phrase, in der es vorkommt, angegeben und dadurch der Gebrauch des Index erst recht nützlich gemacht. Auf diesen Index folgt dann noch ein zweiter Index Adnotationum. — Druck und Papier sind vorzüglich.

---

4) *Isocrates Evagoras. In usum scholarum edidit et commentariis illustravit Gust. Eduard Benseler, ph. Dr. gymnasii Fribergensis Adjunctus. Lipsiae, sumtibus Chr. Ern. Kollmanni.* MDCCCXXXIV. XII *und* 115 *S. in* 8.

Hr. Benseler, dem wir bereits eine gröfsere und umfassende Ausgabe des Areopagiticus *) verdanken, die durch ihre zahlreichen grammatischen und sprachlichen Bemerkungen einen höchst schätzbaren Beitrag zur Kunde des Isokrateischen Sprachgebrauchs

---

*) *Isocrates Areopagiticus. Cum priorum annotationibus edidit suasque notas adjecit Gustavus Eduardus Benseler, ph. Dr., gymnasii Fribergensis Adjunctus. Lipsiae, sumtibus C. E. Kollmanni.* MDCCCXXXII. XXXIV *und* 458 *S. in gr.* 8.

Digitized by Google

liefert und in möglichster Vollständigkeit Alles, was zum Verständnifs dieser Rede dienen kann, enthält, setzt in dieser Bearbeitung des Evagoras seine Bemühungen um Isokrates in einer, durch die Bestimmung der Ausgabe gebotenen, etwas verschiedenen, aber doch nicht minder erfreulichen, Weise fort. Wenn jene Ausgabe mehr den Chrrakter einer Collectivausgabe hat, die neben den eigenen Bemerkungen des Herausgebers zugleich die der früheren Bearbeiter vollständig wieder giebt, so gebot hier die Bestimmung der Ausgabe *in usum scholarum* eine veränderte Einrichtung und Anlage. Es konnte hier nicht der Reichthum der aus der Lectüre des Redners gewonnenen Adversarien zur näheren Ausmittlung und schärferen Bestimmung des Isokrateischen Sprachgebrauchs entfaltet werden, sondern die Adnotatio mufste sich im Kritischen, Grammatischen, Sprachlichen wie Sachlichen auf das beschränken, was zum richtigen Verständnifs des Textes, zur Auffassung und Würdigung des Inhalts unmittelbar nöthig ist, um in die Lectüre der Reden des Isokrates einzuführen, und minder kundigen und geübten Lesern einen Führer zu geben, dessen Leitung sie in allen einigermafsen schwierigen Stellen sich anvertrauen können. Von diesem Standpunkt aus mufs man die unter dem Text stehenden Anmerkungen beurtheilen, in denen der Verf. diesen Zweck zu erreichen bemüht war; in wiefern aber seine, mit solchen Commentaren versehene Ausgabe zum Schulgebrauch dem Schüler mit Nutzen in die Hände gegeben werden könne, das wollen wir lieber erfahrenen Schulmännern zur Beurtheilung überlassen; aufser der Schule aber beim Privatgebrauch und zur Selbstbelehrung wird die Ausgabe (daran zweifeln wir nicht) mit Nutzen gebraucht werden können.

---

5) *Luciani Charon, Vitarum Auctio, Piscator. Recensuit et illustravit Carolus Jacobitz Lusatus. Lipsiae, apud bibliopolam Chr. Ern. Kollmann.* MDCCCXXXIV. VIII u. 302 S. in 8.

Auch diese Bearbeitung einiger Stücke des Lucian scheint zu gleichen Zwecken und in gleicher Absicht unternommen, indem der Herausgeber nicht blos einen kritisch berichtigten Text zu liefern beabsichtigte (wozu er auch eine Görlitzer und bei dem Piscator eine Wiener Handschrift benutzte), sondern diesem auch zahlreiche kritische, grammatische und sprachliche Bemerkungen beigefügt hat, welche das Verständnifs des Autors erleichtern und in die Kenntnifs des Sprachgebrauchs und der feineren Syntax einführen sollen, wie dies auch bei andern, von dem Hrn. Verf. bereits früher herausgegebenen Dialogen der Fall ist. Die am Schlufs beigefügten ausführlichen Register verdienen gewifs Dank und Anerkennung; um so mehr wäre es zu bedauern, wenn der Hr. Herausgeber, wie er sich in der Vorrede äufsert, den fernerhin von ihm zu bearbeitenden Stücken keine solche Indices mehr beifügen wollte.

(Die Fortsetzung folgt in einem der nächsten Hefte.)

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 8. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Tübingen, bei Fues: Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305. *von Leopold August Warnkönig. I. Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem* XIV. *Jahrhundert und einem Facsimile.* 1835. XIV *und* 465 *S. Diplomatischer Anhang* 102 *S.*

2) *Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles Archives historiques literaires et scientifiques. — Recueil publié par MM. de Reiffenberg à Cravain, Jacquemyns, Serrure, van Lokeren Voisin, Warnkönig à Gand. Gand* 1833. 4 *livraisons.* 1833. 2 *livr.*

Nicht leicht bietet die Rechtsgeschichte eines Landes eine so reichhaltige Ausbeute dar, als die von Flandern, von jenem Lande, das überall die Spuren einer frühen Civilisation an sich trägt, und jetzt noch die interessantesten Denkmäler alter Kunst zeigt, die Beweise eines sehr ausgebildeten Ackerbaues und vorzüglichen Gewerbfleifses an sich trägt, und dessen Bewohner durch Talente, heiteren Lebensgenufs und durch einen Geist der Selbstständigkeit und Freiheit sich auszeichnen. Die Rechtsgeschichte dieses Landes zeigt eine Reihe von Fürsten, welche mit Klugheit die Blüthe ihrer Städte zu benutzen verstanden, und durch Privilegien theils diese Blüthe zu vermehren theils selbst auf dem flachen Lande Ansiedler anzulocken und die Industrie zu wecken verstanden. Die Städte dieses Landes zeichnen sich früh durch ihren blühenden Handel und Gewerbsfleifs und durch eine freie, sehr früh bis in das kleinste Detail ausgebildete Verfassung aus. Die Geschichte des Privatrechts Flanderns liefert überall die Beweise einer früh vorangeschrittenen Bildung, und höchst vollständige Bestimmungen über privatrechtliche Verhältnisse zu einer Zeit, wo noch die Statute andrer Gegenden eben an privatrechtlichen Vorschriften sehr dürftig waren. Die rechtsgeschichtliche Forschung über Flandern führt uns vorzüglich auf Rechtsmonumente, die wir in anderen Gegenden gar nicht, oder nur sehr mager finden, nämlich die Gewohnheitssammlungen und Keuren von einzelnen Distrikten des flachen Landes. Die Keuren des Landes Waes von 1241, die Keure der Aemter Assenede, Hulst, Axel von 1242 enthalten so viele für die Rechtsgeschichte wichtige Bestimmungen, die man vergebens in anderen Statuten der alten Zeit sucht. Die Idee des Vertrages, wechselseitiger

Digitized by Google

Bürgschaft und die Erhaltung des Friedens liegt vorzüglich dem flandrischen Rechte zum Grunde. Für die deutsche Rechtsgeschichte ist die flandrische nicht blos wegen der inneren Verwandtschaft der Deutschen mit den Bewohnern Flanderns, und wegen des Verhältnisses Flanderns zum deutschen Reiche, sondern auch deswegen merkwürdig, weil nach den urkundlichen Zeugnissen die niederdeutschen Städte in der lebhaftesten Handelsverbindung mit jenen blühenden und weltherrschenden Städten, z. B. Gent, Brügge standen, und von diesen nicht blos manche Sitten, sondern auch privatrechtliche und politische Einrichtungen entlehnten, und weil die flammändischen Auswanderer in Deutschland durch ihre Colonieen einen grofsen Einfluſs auf die Bildung mancher deutschen Gegenden gewonnen haben. — Flandern besitzt aber auch für seine Rechtsgeschichte manche interessante Quellensammlungen und historische Arbeiten. In den bekannten Urkundensammlungen und in den Chroniken sind Schätze aufgehäuft, das Werk von St. Genvis (s. meine Grundsätze des deutschen Privatrechts. 4te Auflage. S. 24. Not. 17.) zeigt, welche Schätze erst noch in den Archiven Flanderns sich befinden, und die Arbeiten von Diericx, von Raepsaet, von Bast enthalten manche treffliche Notizen und kostbare Urkunden. Zu beklagen ist nur, dafs eben die genannten Werke fast gar nicht in den Buchhandel gekommen und in so kleiner Zahl von Exemplaren abgedruckt worden sind, dafs man mit grofsen Summen kaum ein Exemplar sich verschaffen kann. Den Bearbeitern selbst fehlt gewöhnlich die tiefe historische Kenntnifs, sie wissen gar nicht den reichen Vorrath von Materialien, der ihnen zu Gebote steht, zu benützen, oder überlassen sich den kühnsten Hypothesen; ihre Schlüsse, die sie ableiten, sind häufig sehr unrichtig, und nicht selten lassen sie durch die französischen Autoren sich irre leiten, und betrachten die politische Entwickelung Flanderns so, wie die Franzosen die Geschichte Frankreichs darstellen. Ein Beispiel liefert die Art, wie sie z. B. die Städtegeschichte Flanderns darstellen, und darin überall das Werk einer Revolution erblicken, weil auch die französischen Städte durch Revolution ihre Freiheiten erhielten. Höchst wichtig ist daher das vorliegende Werk. Hr. Warnkönig war ausgerüstet mit allen historischen Kenntnissen, um die Quellen Flanderns zu benützen. Vertraut mit den Forschungen der deutschen Historiker, war er im Stande, die Ergebnisse deutscher Wissenschaft auf die Prüfung der flandrischen Quellen anzuwenden, während seine genaue Kenntnifs der fran-

zösischen Literatur ihn vor Einseitigkeit bewahrte und reichhaltige Vergleichungspunkte lieferte. Unermüdlich alles, was bereits an gedruckten Quellen für Flanderns Rechtsgeschichte existirte, erforschend, und durch seinen Aufenthalt im Lande in den Stand gesetzt, alles Vorhandene kennen zu lernen, mit Umsicht und Beharrlichkeit die Archive des Landes benützend und so im Besitze einer Materialiensammlung, wie sie vor ihm vielleicht noch Niemand besafs, beseelt von seltenem Eifer und geleitet von Scharfsinn und einem richtigen historischen Takt, hat er in dem vorliegenden Buche ein jedem Historiker und Juristen unentbehrliches Werk geliefert. Schon früher hatte er in einzelnen Abhandlungen über interessante Punkte der flandrischen Rechtsgeschichte sich erklärt und wir benützen die Gelegenheit, auf eine in Deutschland noch wenig bekannte interessante flandrische Zeitschrift, deren Titel wir oben angegeben haben, aufmerksam zu machen. Der Messager enthält nicht blos juristische Gegenstände, sondern ist der Wissenschaft und Kunst überhaupt gewidmet; darnach kommen Beschreibungen alter Gemälde (zuweilen finden sich auch Abbildungen beigefügt), Recensionen wichtiger Werke, Biographien älterer und neuerer interessanter Männer aus Flandern, und endlich archäologische oder historische Abhandlungen in die Zeitschrift. Das erste Heft des Messager von 1833 enthält p. 1. eine Beschreibung des Grabmals von Jordaens (eines berühmten Malers und Zeitgenossen von Rubens); p. 17. biographische Notizen über einen vorzüglichen alten Maler Stuerhout (aus der Mitte des XV. Jahrh.); p. 23. Aufsatz von Warnkönig über die Geschichte des hanseatischen Bundes (eigentlich Recensionen über Lappenbergs Werk); p. 53. eine Abhandlung über die alten Münzen der flandrischen Städte. — Im zweiten Hefte verdienen besondere Erwähnung die Aufsätze p. 193. von Warnkönig über die Geschichte des Kollegiums der 39 in Gent mit bisher ungedruckten Urkunden; p. 185. eine statistische Notiz über die Bevölkerung von Brabant 1472; p. 189. eine botanische Abhandlung über die aus Japan neuerlich gebrachte Species der Lilie; p. 193. merkwürdige alte flamändische Gedichte aus dem XIII. Jahrhundert mit altem Text und Musik. Aufserdem sind mehrere neuere in Belgien erschienene Werke recensirt. — Im 3ten Hefte verdienen Beachtung: p. 253. eine Abhandlung von Morren über die in den Torfmoorgruben aufgefundenen menschlichen Gebeine; p. 285. über die Kultur des Weinstocks in Belgien (von Schayez); p. 295. über die alten Damastzeuge (es wird

Digitized by Google

eine Zeichnung, welche auf einer Serviette von 1656. vorkommt, beigefügt); p. 303. Mittheilung merkwürdiger chartes d'affranchissement aus dem XI—XIII. Jahrh.; p. 329. eine Abhandlung von Willems über das bekannte Gedicht: Reineke Fuchs (eine Recension über Mone's Werk mit Nachweisungen, dafs das Gedicht, bei welchem selbst mehrere Perioden gemacht werden müssen, Belgien angehört); p. 252. eine Recension Warnkönigs über das neue Werk von Smet histoire de la Belgique. Gand. 1832; und p. 579. Recension des Nämlichen über die Schrift von Raoux mémoire sur le rapport de la conformité de plusieurs points des anciennes Coutumes et chartes du pays du Hainaut avec l'ancien droit romain. Bruxelles 1833. — Im 4ten Hefte lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser auf eine Abhandlung p. 417. über ein Gemälde (hierzu Steindruck) des alten Malers van der Goes; p. 425. über eine alte Inschrift auf dem Grabmal der Königin Gunilde; p. 455. Abhandlung von Roulez über eine alte lateinische Inschrift auf dem St. Bernhardsberge; p. 466. Abhandlung von Parmentier über Urkunden, die auf die Hansa in Flandern sich beziehen; p. 452. Recension von Warnkönig über das Werk von Moulan histoire de Liège. — Im Jahrgang 1834 enthält das erste Heft p. 1. eine Abhandlung über ein altes Gemälde von Memling (hierzu Steindruck); p. 5. eine Abhandlung über das alte belgische Strafrecht (merkwürdig durch die Nachrichten, dafs in Gent üblich war, durch Strafurtheile den Verbrechern aufzulegen, einen Kriegszug gegen die Sarazenen zu machen, dafs auch nicht selten die Schöffen den Verurtheilten auflegten, ein Kreuz oder sonst ein Denkmal zur Abbüfsung bauen zu lassen, dafs auch zuweilen als Strafe aufgelegt wurde, ein Glasfenster z. B. in der Kirche machen zu lassen); p. 53. eine Recension von Voisin über Flandria illustrata, ein unedirtes Ms. von Scanderus; p. 64. Recens. von Tandel über Vandermaeen dictionaire geographique de la province de Hainaut; p. 80. Recension von Warnkönig über Gachard Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique. — Im zweiten Hefte ist eine Abhandlung von Warnkönig p. 127—550. wichtig über die alte belgische Gesetzgebung im XII. und XIII. Jahrhundert. (Der Verf. giebt eine Nachricht von den belgischen Rechtsquellen); p. 150. Nachricht über ein altes Gemälde von Stuerhout aus dem XV. Jahrh. (mit Steindruck), und p. 200. über ein aufgefundenes Aquarellgemälde aus dem XIII. Jahrh. (gleichfalls mit Steindruck). Sehr beachtungswürdig ist p. 164—189. ein Aufsatz

Digitized by Google

von Ducpetiaux über statistique des tribunaux et des prisons de la Belgique. (Der Bericht zeigt auf eine schauderhafte Weise das Vorkommen schwerer Verbrechen in dem Bezirke von Audenarde: 101 Verurtheilte auf 170,000 Einwohner, so dafs jährlich 1 Verurtheilter auf 1700 Einwohner kommt, während in Luxemburg nur auf 18,000 und in Furnes nur auf 66,000 Einwohner ein Verurtheilter kommt. Der Verf. liefert eine Tabelle von den seit 1826 bis 1833 in Belgien erkannten Todesurtheilen; seit 1830 wurde kein solches Urtheil mehr exequirt, und da die Zahl der Verbrechen seit dieser Zeit in Belgien abgenommen hat, so scheint der Verf. p. 187. dies auf Rechnung dieser, wie er sagt, abolition de fait de la peine de mort in Belgien zu schreiben.) P. 189. findet sich eine Abhandlung über die Tempelherrn in Ypres.

Dies mag genügen, um die Leser auf den Inhalt der Zeitschrift: Messager, aufmerksam zu machen, Wir wenden uns zu dem Werke von Warnkönig, dessen Anzeige der Gegenstand unseres Aufsatzes ist. — Der vorliegende erste Band zerfällt in eine Einleitung und in zwei Bücher, wovon das Erste den Abrifs der Geschichte Flanderns von Balduin dem Ersten bis zum Tode Guido's von Dampierre (anno 863 — 1305) liefert, das Zweite den geselligen und rechtlichen Zustand Flanderns im XIII. Jahrhundert darstellt. Das erste Buch enthält IV Kapitel, das zweite VI. In der Einleitung macht der Verf. auf die Quellen und die Literatur der älteren Geschichte von Flandern aufmerksam, spricht daher p. 6. von den Archiven (der Regierung — der Klöster — der Städte), zeigt, wie viele herrliche Sammlungen durch die französische Revolution zerstört wurden, und giebt dann Nachrichten von den einzelnen Archiven, von welchen das in Lille, nämlich das Archiv der chambre des comptes (hierüber hatte St. Genois in seinem seltenen Werke Nachrichten gegeben) besonders wichtig ist. (Das Werk von St. Genois ist durch den Buchhandel gar nicht zu erhalten und höchst selten selbst in Flandern zu finden. Rec. benutzte ein in der Pariser Bibliothek befindliches Exemplar.) Weit vollständiger als die in den übrigen Schriften gelieferten Nachrichten ist das, was der Verf. S. 14 — 82. von den Sammlungen sagt, die Urkunden über flandrische Geschichte und Recht enthalten, so wie über den Werth der Chroniken und die Art, wie sie benützt werden sollen. Ueberall findet man höchst bedeutende literärhistorische Notizen und Berichtigungen der gewöhnlich bei den Schriftstellern angeführten Nachrichten. Im Buch I. Kap. I. beschreibt der Verf. das Land und nimmt S. 86.

Digitized by Google

als die wahrscheinlichste Conjectur die an, dafs Vlandern von dem alten flamändischen Worte: *Vländer*, stamme, was Brücke bedeutete, und bezeichnend war, da in jenem mit Morästen und Teichen angefüllten Lande es wohl viele Brücken geben mufste. Als die ältesten Bewohner Flanderns nimmt der Verf. S. 88. die Menapier, Moriner und Atrebatenser an, zeigt, dafs dies Land früh römische Provinz wurde, dafs aber zu diesen romanisirten Völkern im 4ten und 5ten Jahrh. germanische Ansiedler kamen (S. 90.), und zwar theils Sachsen theils Franken, und dafs man schon früh zweierlei Flandern unterschied, nämlich ein deutsches, wo jene germanische Ansiedler wohnten, und das von den Menapiern, Morinern u. s. w. bewohnte, wo sich mehr eine der gallischen Sprache ähnliche Mundart und andere Sitten ausbildeten. Der Verf. spricht dann S. 93. von der Gaueneintheilung in Flandern und zählt dann S. 97. die wichtigsten, schon im frühen Mittelalter in Flandern vorkommenden Orte auf. Er zeigt S. 100, wie schon im 4ten Jahrh. das Christenthum in Flandern verbreitet wurde, wie früh die Kirchen zu grofsem Ansehen und Reichthum gelangten. — Die alte Sage von den Waldgrafen von Harlebeke wird S. 105. geprüft. — Die Kapitel II—IV. sind der Entwickelung der politischen Geschichte und der Reihenfolge der flandrischen Grafen gewidmet. Es würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, wenn wir daraus Auszüge liefern wollten; nur darauf müssen wir aufmerksam machen, dafs der Verf. auch hier wieder mit Gründlichkeit und Scharfsinn die verschiedenen Meinungen prüfend, seinen historischen Darstellungen dadurch den wahren Werth giebt, dafs er vorzüglich bei dem verweilt, was einzelne vorzügliche Herrscher für die Fortschritte der Civilisation gethan, wie sie wohlthätig in die politische Entwickelung ihres Zeitalters eingegriffen haben. Insbesondere ist die Schilderung des legislativen Wirkens des Grafen Philipp von Elsafs (S. 149.), dem Flanderns Städte ihre vorzüglichen Privilegien verdanken, sehr interessant. Mehrere neue von den meisten Historikern unbenützte Nachrichten liefert der Verf. S. 173. über Margarethe von Constantinopel (1244—78), und S. 186. über Guido's von Dampierre Rechtsstreit über Reichsflandern. — Im zweiten Buche über Flanderns geselligen und rechtlichen Zustand im 13ten Jahrhundert macht der Verf. S. 214. aufmerksam auf die Verschiedenheit des deutschen und französischen Flandern (in dem ersten spricht sich eine grölsere Freiheitsliebe der Einwohner aus) und auf den fernern Unterschied von Flandern unter der Krone (das unter der Oberlehnsherrlichkeit

Digitized by Google

von Frankreich stand) und von Reichsflandern (unter der Lehensherrlichkeit des deutschen Reichs), und bezeichnet dann genauer, als man dies in andern Schriften findet, die Grenzen. S. 217. — Bei der Schilderung der Ständeverhältnisse spricht der Verf. S. 244. von den Unfreien und von den in der Mitte zwischen Unfreien und Freien stehenden tributariis. (S. 245.) Von einer dinglichen Unfreiheit spricht er bei den Laeten, die er den Hörigen gleichstellt. (Nicht ganz kann hier Rec. dem Verf. beistimmen. Es ist zwar richtig, dafs häufig die Laeten so bezeichnet werden, wie die in den Urkunden vorkommenden Litones, und in einer Urkunde von 1377 bei Lüntzel über die bäuerlichen Lasten in Hildesheim, S. 56, werden selbst die Litones Laten genannt; allein die Vergleichung vieler niederländischen Urkunden hat den Rec. belehrt, dafs häufig die Laeten nur das bezeichnen, was nach den deutschen Rechtsbüchern die Landsassen sind; und Laeten stehen dann denen gleich, die in den niederländischen Urkunden auch oft hospites oder mansionarii heifsen — welche Ansiedler waren, die deswegen aber noch keine Merkmale der Hörigkeit hatten.) — Eine treffliche Schilderung findet sich S. 249. über das Lehensverhältnifs der Grafen von Flandern zum Könige von Frankreich und besonders verdienstlich (da die deutschen Schriftsteller nur sehr dürftig darüber sprachen) ist S. 256. die Darstellung des Lehensverhältnisses von Flandern zu dem deutschen Reiche. — Eine willkommene Darstellung der Hofämter, Ministerialen der Grafen von Flandern ist S. 261. geliefert. (Nicht beistimmen kann man S. 266. der Behauptung, dafs jeder Mann von Adel den Ehrentitel miles geführt habe. Die Urkunden zeigen, dafs man auch in den Niederlanden streng darauf hielt, dafs nur der wirkliche Ritter als miles sich unterzeichnete.) — Interessante Nachrichten über einige den Grafen von Flandern lehenspflichtige Grafen und Herrn in Flandern finden sich S. 268 bis 273). — Sehr richtig geht der Verf. S. 274. davon aus, dafs die Grundlage der gräflichen Gewalt — so wie überall, also auch in Flandern — die Gerichtsbarkeit und die Militärgewalt war. Der Verf. leitet nun daraus die Folgerungen ab und zeigt, wie die Grafen ihre Gewalt ausübten. Auch in Flandern zeigt sich die nämliche Erscheinung wie in andern Staaten, dafs kein gleichförmiges Verhältnifs des Herrn zu allen Einwohnern vorkam, dafs vielmehr besondere Vertragsverhältnisse zu den verschiedenen Klassen der Einwohner entstanden. Diese Verschiedenheit erzeugte auch die verschiedenen Beamten, die im nämlichen Kreise

Digitized by Google

nebeneinander vorkamen; nämlich die castellani, die villici oder sculteti und die ballivi (bajuli). In allen Gerichten waren Schöffen, und mit Recht nimmt der Verf. an, S. 278, dafs auch hier die Schöffen nicht blos Thatsachen zu untersuchen, sondern auch über das Recht zu entscheiden, eigentlich das Recht zu finden, und so das Recht fortzubilden, daher auch Keuren zu machen hatten. In Bezug auf die Schöffengerichte ist die von dem Verf. S. 281. angegebene Bemerkung, dafs vierschare das Schöffengericht bedeutet, ganz richtig; nur wird dies Wort blos für die öffentlichen, feierlichen Gerichte gebraucht. Der Verf. (S. 283.) deutet das alte Verhältnifs der alten grofsen Versammlungen an, in welchen, wie in den englischen Gerichten, aus denen die grofse Jury hervorging, das Volk Verbrechen anzeigte. In diesen franche verité, doorgaende Warheden genannten Gerichten liegt eine der wichtigsten Spuren der frühen Ausbildung des Inquisitionsprocesses im germanischen Rechte (mein Strafverfahren in den deutschen Gerichten, S. 130.) Der Verf. wird wahrscheinlich in dem zweiten Theile über dies höchst bedeutende Institut umständlichere Nachrichten geben. Kein Land hat darüber so merkwürdige Statute, als die Niederlande. Die Keure des Landes Waes enthält namentlich sehr vollständige Vorschriften. Sehr wichtig ist, was der Verf. S. 284. über den Wirkungskreis der Chatelains, S. 297. der Baillis, S. 303. der Schultheifsen sagt. — S. 307. untersucht er das Wesen der alten flandrischen Landtage, und auch Rec. ist zu dem vom Verf. aufgestellten Resultate gekommen, dafs in Flandern vor dem 14ten Jahrhunderte sich keine regelmäfsige ständische Verfassung oder Vertretung des Landes nachweisen läfst. Man mufs sich sehr hüten, von den Versammlungen der Ministerialen oder aller Lehensmannen unter dem Vorsitze des Grafen oder den zum Zwecke des Landfriedens gehaltenen Versammlungen eigentliche Landtage abzuleiten. — Die wichtigste und vorzüglich verdienstvolle Abtheilung des Werkes ist die (Kap. IV. S. 311.) Geschichte der flandrischen Städte. Hier kam es, wie wir schon oben bemerkten, darauf an, dem Irrthum so vieler Schriftsteller entgegenzutreten, welche die niederländischen Städte auf ähnliche Weise wie die französischen Städte entstehen lassen, bei welchen der Weg der Revolution (daher auch bei den gleichzeitigen Schriftstellern comunio und conjuratio gleichbedeutend ist) am meisten die Entwickelung erklärt, wo die Könige schlau, um die Macht der Barone zu brechen, die Verschwörungen der Bürger begünstigten, und endlich

Digitized by Google

die errungenen Siege anerkannten und Privilegien verliehen. Der Verf. (S. 369) hat ganz Recht, wenn er bemerkt, dafs die Geschichte der flandrischen Städte auf friedlichem Wege vorging, indem die aufgeklärten Grafen Flanderns früh die Wichtigkeit der Städte erkannten, ihre Blüthe durch Privilegien begünstigten, die freie Verfassung einführten. Namentlich hatte Dietrich von Elsafs ein Interesse, den Städten dankbar zu seyn, die ihn im Kriege gegen seine Nebenbuhler kräftig unterstützten, daher er und Philipp von Elsafs es vorzüglich waren, die die Städteprivilegien ertheilten. Veranlassungen, dafs gröfsere Complexe von Wohnungen an einem Orte sich bildeten, woraus dann Städte wurden, gab es auch in Flandern schon früh (S. 315.); in den villis lag wohl eine vorzügliche Veranlassung. Wir finden (S. 317.) schon im 12ten Jahrhundert die flandrischen Städte auf einer Stufe von Blüthe und Reichthum, der es ihnen möglich machte, in die politischen Verhältnisse einzugreifen. Ihr Geldreichthum machte sie zu willkommenen Bundesgenossen für Jeden, dem sie in jenen unruhigen Zeiten, wo ein Dynast dem anderen feindlich gegenüberstand, beistehen wollten. Wir finden (S. 327.) Brügge und Damme als Mittelpunkte des Welthandels. Der Verf. macht bei dieser Gelegenheit auf die Wichtigkeit des Seerechts von Damme aufmerksam (S. 328.), welches zwar aus dem Seerecht von Oleron stammte, aber doch das selbstständig in Flandern anerkannte Seerecht enthielt. Für die frühe Blüthe der flandrischen Städte und ihren Einfluſs ist der Umstand wichtig (S. 329.), dafs die flandrischen Städte (ursprünglich 17) eine eigene Hansa bildeten. Als Grundlagen des geselligen Verbandes der Städte führt der Verf. S. 352. das materielle Nebeneinanderstehen der Menge von Wohnungen, das religiös-kirchliche Band und das Schöffenthum an. Noch hätte hier Erwähnung geschehen sollen des Gildenverhältnisses. Es ist kaum zu bezweifeln, dafs diese Gilden, politisch-religiöse gewerbliche Vereine in den Städten, auch in Flandern es vorzüglich waren, welche auf die Städteverfassung wirkten. Die Gildebrüder waren unter sich durch eigene Statute vereinigt, hatten ihre besonderen Vorsteher, und übten bald eine solche Macht aus, dafs sie an manchen Orten auf die Besetzung des Stadtraths Einfluſs erhielten. Die amicitiae in einigen niederländischen Städten scheinen auch solche Verbrüderungen gewesen zu seyn. (Ueber die Gilden auch in den Niederlanden verdient aufser dem bekannten Werke von Wilda eine gut gearbeitete Schrift von Fortuyn de Gildarum historia forma

et auctoritate politica. Amstelod. 1834. Beachtung. — Vorzüglich ist für die Städtegeschichte der Umstand wichtig (der Verf. deutet ihn S. 336. an), dafs in den Städten früh Veranlassung entstand, z. B. an den befestigten Orten, diese Orte von dem gewöhnlichen Gaugerichte zu befreien, und eigene Gerichte für sie anzuerkennen. In dieser Selbstständigkeit städtischer Schöffen lag, wie sich nachweisen läfst, ein Hauptgrund, aus dem eine eigene städtische Verfassung entstand. Richtig hat der Verf. bemerkt (S. 348.), dafs ursprünglich die Bevölkerung der Stadt aus sehr verschiedenen Klassen von Einwohnern bestand, unter denen viele nicht Vollfreie waren, woraus sich erklärt, dafs allmählig die verschiedenen Klassen in eine freie Bevölkerung zusammenschmolzen, und wo die minder Freien von den Lasten der Hörigkeit befreit wurden. Schon im 7ten und 8ten Jahrhundert kommen in Flandern viele Orte, die später blühende Städte wurden, als oppida vor. (S. 345.) Grofs waren die Freiheiten (S. 355.), deren sich die flandrischen Städte erfreuten, und die grofsen Einnahmen und Ausgaben (der Verf. liefert S. 863. aus den alten Urkunden ein merkwürdiges Verzeichnifs) beweisen, zu welcher Blüthe sich die Städte früh emporgeschwungen hatten. Bei der Schilderung der Verfassung der Städte hebt der Verf. S. 367. das Dasein der Räthe (Radmanen) hervor, welche man in den Städten neben den Schöffen vorfindet. Nicht ganz deutlich erklärt sich der Verf. über das Verhältnifs der Choremanni zu den Schöffen. — Nach der Ansicht des Rec. ist der Ausdruck choremani in verschiedenem Sinne gebraucht. — Gewifs bedeutet das Wort oft alle Bürger, qui secundum eandem coram vivunt (als Gericht), alle Rechtsgenossen heifsen daher zuweilen Choremani oder Keurnoten. Die Radmanen sind das, was auch in den deutschen Städten vorkommt, nämlich entweder im Gegensatz der Schöffen, die bei Gericht urtheilen, die Verwaltungsräthe, welche die nicht gerichtlichen Angelegenheiten in der Stadt besorgen — oft auch die Repräsentanten der Zünfte — während die Schöffen aus den Geschlechtern genommen sind. — Ueber die Amtsthätigkeit der Schöffen handelt der Verf. S. 377. gut. Vorzüglich wichtig und reich an neuen Forschungen ist die Darstellung der flandrischen Rechtsquellen (Kapitel V.). Es ist völlig gegründet, wenn der Verf. S. 384. annimmt, dafs das System der persönlichen Rechte früh in Flandern unterging (begreiflich, weil die Territorial- und Feudalrechte sich früh dort ausbildeten). Durchaus nothwendig ist es, die alten Keuren der Städte in Klassen zu bringen, wie

Digitized by Google

auch der Verf. S. 387. thut; nicht selten enthält die alte Keure nur einzelne Privilegien für die Bürger, oft nur für die unfreie Bevölkerung, oft sind nur einzelne Verfassungsbestimmungen gegeben, oft ist das Schöffenverhältnifs geordnet. Eine hohe Stufe von Macht scheinen die Schöffen schon früh in den flandrischen Städten gehabt zu haben; eine allgemeine Gewohnheitssammlung, wie z. B. der Sachsenspiegel in Deutschland, findet sich in Flandern nicht; mit Recht macht aber der Verf. S. 390. auf das Ansehen von Bouteiller somme rural aufmerksam. Der Verf. handelt S. 391. von der Bedeutung des Worts: Keure. Nach ihm deutet das Wort immer auf das Schöffenthum; es liegt darin überhaupt die Idee eines durch Convention oder Gewohnheit bestimmten Rechts. So wie aber wet und das französische loï oft auch das Gericht bedeutete, so bezeichnet Keure auch eben so oft das Gesetz als das Gericht. — Eine willkommene Uebersicht der alten flandrischen Rechtsquellen liefert der Verf. S. 394—406. Er beginnt mit den Keuren von Furnes als den ältesten Keuren; besonders ausgezeichnet wegen ihrer Vollständigkeit oder der Originalität ihrer Vorschriften sind die Keuren von 1176 von Gent, von 1190 für das Land de Vryen van Brugge (darüber auch Bärnbaum in der kritischen Zeitschrift für ausländische Rechtswissenschaft I. S. 156.), die Keure von 1492 für Gent. Wichtig ist noch die Keure des Landes von Waes von 1241 (sehr bedeutend wegen der Schilderung der damaligen processualischen Verhältnisse), die Keure von 1242 der 4 Aemter Assenede, Rouchaute, Hulst und Axel (die weitläufigste der flandrischen Keuren), Keure von 1281 von Brügge, von 1296 für Gent, und die grofse Keure für Brügge von 1204. — In dieser Aufzählung vermifst Rec. eine Keure von 1248 für die Leute des Landes de Langle (Rec. kennt ihren Inhalt aus St. Genois monumens p. 570.). — Das 6te Kapitel enthält Nachrichten über die kirchlichen Verhältnisse Flanderns, vorzüglich S. 497. von der Eintheilung in Archidiakonate und Dekanate und S. 411. über die vorzüglichsten Klöster und Stifter von Flandern. Wir finden diese Klöster im Besitze hoher Macht und als reiche Grundherrn. (S. 423.) Merkwürdig ist auch das Verhältnifs der Sendgerichte in Flandern. (S 435.) Wie in Deutschland, so sehen wir auch die flandrischen Städte früh Versuche machen, sich von dem Drucke dieser inquisitorischen Gerichte zu befreien, z. B. in Gent kommt schon 1192 die Bestimmung vor, dafs nur alle 4 Jahre ein Sendgericht gehalten werden sollte. Auf die Ausbildung der Volksrügege-

Digitized by Google

richte in den einzelnen Landstrichen haben vielleicht die Sendgerichte Einfluſs gehabt. — Eine interessante, auf jeden Fall für die Literargeschichte wichtige Notiz liefert der Verf. S. 443, indem er den wesentlichen Inhalt der zahlreichen Streitschriften über den Ursprung und die Natur der flandrischen Zehenden mittheilt. Rec. hatte schon in seinen Grundsätzen des deutschen Privatrechts §. 161. not. 4. auf diese von den deutschen Schriftstellern fast gar nicht beachteten Werke aufmerksam gemacht. Sie ergeben die gröſste Wahrscheinlichkeit, daſs die Zehenden in Flandern der Mehrzahl nach nicht kirchlichen Ursprungs sind, sondern grundherrliche Abgaben waren, worüber die Grafen verfügten, so daſs viele flandrische Kirchen ihre meisten Zehenden nur den Verleihungen der Grafen verdankten. Eine Urkunde von 961 (S. 448.), nach welcher es scheint, daſs der Pabst die Zehenden in Flandern den Dynasten überlassen habe, damit sie besser Mittel hätten, das Land gegen die Barbaren zu vertheidigen, würde wichtig seyn, wenn sie nicht so manche Kennzeichen der Unächtheit an sich trüge. — Der Anhang liefert 48 Urkunden, von welchen mehrere entweder bisher ungedruckt waren oder nur in höchst seltenen Büchern vorkommen oder bisher so fehlerhaft abgedruckt waren, daſs ihr Abdruck nach guten Codices verdienstlich ist. Besonders interessant sind mehrere alte Urkunden, z. B. von 830 und 840 über Prästarei; ferner p. 27. die älteste Keure der Stadt Omer von 1127; p. 33. die ältesten Keuren der Städte Gent, Brügge, Ypern und Audenarde von 1172, 1176, 1189, 1190; p. 43. Vertrag der Bürger von Cöln und von Flandern über den Gebrauch des Rechts in den verschiedenen Ländern über Schuldsachen von 1197; p. 53. Protokoll einer Conferenz zwischen Gräfin Margaretha von Flandern und dem römischen König Wilhelm von Holland von 1253; p. 63. Auszüge aus der Chronik des Mönchs Johann von Thilrode von den Jahren 1282—1300; p. 78. Privilegien der Messen von Flandern von 1290; p. 81. Statute der flandrischen Hansa in London; p. 86. alter Text des Seerechts von Damme. — Mit Sehnsucht sieht man dem zweiten Theile des Werks entgegen, in welchem der Verf. Erörterungen über die einzelnen Theile der Rechtsgeschichte und den Schatz der flandrischen Statute liefern wird. Wir rechnen das vorliegende Werk zu einem der bedeutendsten der neuen Zeit.

Mittermaier.

---

by Google

Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik, ein Beitrag zur Einleitung in das Alte Testament von F. C. Movers, Pfarrer zu Berkum bei Bonn. Bonn 1834. Verlag von T. Habicht. X und 342 S. gr. 8.

Vorliegendes Buch, welches Ref. als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Felde alttestamentlicher Kritik erklären muſs, ist aus dem Schooſse der katholischen Kirche Deutschlands hervorgegangen, auch darum eine höchst erfreuliche. Während viele Protestanten, noch meist negativ-kritisch verfahrend, das Objekt der Kritik verstümmeln und zerfetzen, oder vom Standpunkte der Dogmatik aus, die zerstreuten Gliedmaſsen sammeln und atomistisch zusammenleimen, ohne den Erschlagenen wieder zu beleben, beut uns hier ein katholischer Geistlicher ein ächt wissenschaftliches Werk, durchweht vom Geiste der allein wahren, der positiven Kritik, jener Kritik, »mit der es nichts ist«: nach Versicherung gewisser kritischer Könige, welche, nachdem sie ihr eigenes Gebiet, das Feld der Kritik, lange genug verwüstet haben, bald nach Fug und Recht noch über den Zaun gebieten werden. Sie gänzlich zum Lande hinauszuschlagen, ist unser Verf. mit Erfolg bemüht. Freilich verfährt er nicht immer nach Kriegsmanier, und trifft mitunter auch den Unrechten. Doch daſs derselbe nicht blos kritischer Gegner, sondern auch katholischer Polemiker ist, müssen wir als eine Nebensache ansehn. Wo überhaupt dem Buche die Erziehung seines Verfs. in der katholischen Kirche Schaden thut, da ist es nur anhaftender Makel, nicht charakteristisches Merkmal, noch weniger der Charakter des Buches selber. Wir kommen später hierauf zurück, und lassen uns in dem vielfachen Genuſs, den das Werk uns gewährt, vorerst nicht stören.

Die Chronik wurde bekanntlich in unserem Jahrhundert eben so heftig und oft plump angegriffen, als ungeschickt und leblos vertheidigt. Den Sieg den Gegnern der Chronik zu entreiſsen, und die Kritik durch die Kritik, nicht durch Dogmatik, wie verkehrte Ohnmacht gern möchte, zu entwaffnen, ist das Bestreben des Hrn. Movers, der hierbei seine Geschosse begreiflicher Weise besonders gegen de Wette's Anwalt, den wilden Vorfechter des negirenden Unwesens gerichtet hat. Daſs das Treiben Grambergs ein Unwesen, daſs sein Schmähen und Schelten über die Chronik übertrieben sey, hatte mehr und minder klar den Unbefangenen längst eingeleuchtet. Man hatte wohl bemerkt, daſs G. an der Chronik hatte zum Ritter werden wollen, daſs das Ungeheure der

Digitized by Google

Behauptungen und das Maſslose der gebrauchten Ausdrücke der Geistesarmuth Deckmantel seyn sollte, daſs der dichte Rauch statt der Flamme da sey; und namentlich war G. mit dem Satze, der Chronik lägen überall keine eigenen Quellen zu Grunde, von Anfange an nirgends durchgedrungen. Hr. Movers aber deckt Grambergs Verfahren in seiner ganzen Blöſse auf und vernichtet alle seine Kritik, stellt aber nicht nur Grambergs wissenschaftliche Person an den Pranger, sondern schlägt das negirende Völklein überhaupt an's Kreuz, so daſs gekreuzigt zu seyn die Negirer wohl wieder negiren, allein weder durch eigene Kraft, noch durch fremde Beihülfe vom Kreuz herabsteigen werden.

Der erste Abschnitt der Untersuchung handelt auch bei Hrn. Movers vom Alter der Chronik, dessen Bestimmung zunächst von dem Urtheile über das Verhältniſs der Chronik zum Buche Esra abhängt. Hr. M. zeigt, daſs die Schluſsworte der Chronik, mit welchen Esra anfängt, dort, nicht hier, zuerst gestanden haben, so daſs die Chronik früher, als das Buch Esra, abgefaſst ist. Er entwickelt sofort, daſs das erste Kapitel Esra's vom Chronisten herrühre, ja beweist, daſs Letzterer der Redakteur des Buches Esra ist, welcher nicht esraitische Dokumente, zu denen Rec. mehr rechnet, als Hr. M. vorgefunden, interpolirt und verbunden habe. Der Chronist wäre insofern jünger, denn Esra; und zwar wären kraft der Stellen 1 Chron. 9, 17. 18. vergl. Nehem. 11, 19. 12, 25. 26. Zeitgenossen Nehemia's noch ältere Zeitgenossen des Chronisten gewesen, so daſs die Abfassung des Buches gegen das Jahr 400 fällt: ein Ergebniſs, gegen welches sich nichts Erhebliches dürfte einwenden lassen. Nachdem so Hr. M. seine Ansicht vom Alter der Chronik begründet hat, weist er S. 30 ff. eine Anzahl Gründe für ein noch jüngeres Zeitalter derselben zurück. Er zeigt z. B. recht umsichtig und gründlich, daſs der Chronist das übrige Alte Testament keineswegs in Quadratschrift vor sich liegen hatte. Warum Hr. M. die hierher einschlagenden Ansichten von Kopp, Ewald, Hupfeld bezweifelt, S. 33, ist nicht abzusehn. Auch haben sich in beide Theile dieses Abschnittes einige, jedoch geringfügige Fehler eingeschlichen. Z. B. לְכָלוֹת וגו׳ Esr. 1, 1, kann aus mehrern Gründen nicht bedeuten »um ganz zu vollenden,« vergl. S. 12, sondern (vergl. Richt. 20, 38. 2 Sam. 18, 29. Jes. 7, 15.) »Gegen das sich Vollenden hin,« gegen die Zeit hin, daſs sich vollendete u. s. w. Ferner sollte Hr. M. den chronologischen Irrthum, das Exil habe 70 Jahre gedauert, nicht mit den

by Google

70 Jahren Sach. 1, 12. vgl. C. 1, 7. 7, 5 ff. stützen wollen; denn bis zum zweiten Jahre des Darius, J. 518 v. Chr., wo Sacharja schrieb, waren zwar seit der Gefangenführung der Juden gerade 70 Jahre verflossen, die Juden aber fast 20 Jahre lang bereits wieder zu Hause. Die zwei Ausrufungszeichen des Hrn. M. S. 44. wären hier mehr am Platze. Anderes, wie z. B. dafs S. 22. die Stelle Jer. 51, 11. übergangen wird, können wir ebenfalls übergehen.

Höchst interessant und lehrreich ist der zweite Abschnitt, über die Textbeschaffenheit der Chronik. Der Hr Verf. beweist vollkommen überzeugend, dafs bei Differenzen die richtige Lesart häufig auf Seiten des Chronisten sey, nicht auf Seiten der BB. Samuels und der Könige, dafs manche Textgebrechen auf beiden Seiten, die sich dann oft in den LXX. noch nicht finden, von Abschreibern herrühren, vgl. z. B. die Stelle 2 Sam. 6, 5, beim Verf. S. 76; er findet sehr scharfsichtig die Veranlassung der Fehler auf, ist kühn in der Conjektur, und im Verbessern glücklich. Der erste §. handelt von Corruption der Namen und Zahlen. Der Verf. zeigt sehr einleuchtend, dafs die Hebräer sich auch der Zahlzeichen, Ziffern und Buchstaben, zu bedienen pflegten. So erklärt er z. B. die Differenz 2 Chr. 2, 1. gegen 1 Kön. 5, 16. aus einer Verwechslung von ט und ם in der alten Schrift, „vorausgesetzt, dafs die Finalbuchstaben der alten Schrift nicht fremd waren," S. 61. Allein es ist eine ausgemachte Sache, dafs die Gestalt der Finalbuchstaben die ursprüngliche, und die Veränderung nur durch das cursivische Princip entstanden ist. Die Entwickelung der erwähnten Behauptung selbst, welche mehrere hübsche Parthien bietet, möge man beim Verf. nachlesen.

Der folgende §. bespricht Textgebrechen anderer Art, die sich bald in der Chronik, bald in den gegenüberstehenden Quellen vorfinden. Höchst sinnreich ist die Art, wie er den Seher Hosai 2 Chr. 33, 18. 19. wegschafft, S. 81, und die Stadt Caleb-Ephrata, S. 84; mit Recht vertheidigt er die Stellen 1 Chr. 18, 4. 20, 5. gegen ihre Parallelen II Sam., und heilt oft mit kluger Benutzung der LXX nicht wenige Schäden. Anders, als Hr. M., möchte Rec. über 1 Chr. 17, 6. vgl. 2 Sam. 7, 7. urtheilen. Der Sinn: »irgend einer der Stämme Israels, denen ich aufgetragen, mein Volk zu weiden," ist schwerer, als der, »irgend einer der Richter, denen u. s. w.;" und die ihn gewährende Lesart vorzuziehn. Hr. M. sagt, keinem einzelnen Stamme sey vor David die

Digitized by Google

Hegemonie übertragen gewesen. Richtig! aber mehreren Einzelnen, bald dem, bald jenem in verschiedenen Zeiten. Richt. 1, 2. 8, 1. 12, 1. 20, 18. 1 Mos. 49, 16. Hr. M. beruft sich auf V. 10. der Chronik; wir uns auf C. 28, 4; und wie nach unserer Ansicht fehlerhaft hier שפמי aus שבמי ward, so ist z. B. 2 Chr. 20, 25. פגרים aus בגדים entstanden; und zwar hat beide Male nicht der Chronist, sondern ein Abschreiber gefehlt, da die LXX noch das Richtige lasen.

Der dritte Abschnitt: „über die Quellen der Chronik," wäre richtiger „über die eigenthümlichen Nachrichten der Chronik" überschrieben; denn nur von diesen ist hier die Rede. Nach einer Einleitung über die compilatorische Manier orientalischer Annalisten, und so auch des Verfs. der Chronik, welche wirklich παραλειπομενά enthalte, bemüht sich Hr. M. §. 7, den geschichtlichen Charakter der Chronik besonders dadurch zu retten, dafs er eine Anzahl eigener Berichte derselben mit Stellen aus den Propheten und Psalmen zusammenhält, letztere aus ersteren erklärt und die Wahrheit chronistischer Berichte durch diese Stellen bestätigen läfst. Hr. M. entwickelt hierbei grofse Combinationsgabe, nicht selten von dem glücklichsten Erfolge begleitet. Besonders auszuzeichnen sind zu 2 Chr. 20. die Erörterungen über das Thal Josaphats S. 117. 18, die Combination mehrerer Stellen Joel C. 4. mit 2 Chr. 21, 16 ff., der Stelle Mich. 7, 14. mit 2 Chr. 26, 10, vorzüglich aber die der Stelle Mich. 1, 15. mit 1 Chr. 4, 38—40. Freilich was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Was Hr. M. für Joel 4, 17. in Anspruch nimmt, S. 122, ist auch für Sach. 9, 8. gültig; allein die frühe Abfassung von Sach. 9—14, für welche Ref. eben so viele Beweise, als er einst in einem nirgends widerlegten Aufsatze veröffentlichte, noch in petto hat, erkennt Hr. M., unmöglich auf kritische Gründe gestützt, nicht an: wogegen auch Ref. nicht wenigen, wie er glaubt, zu leicht angenommenen Combinationen und übereilten Behauptungen in diesem Abschnitte seine Zustimmung versagt. Zu ersteren rechnen wir hauptsächlich die Beziehung von Ps. 48. auf Josaphats 2 Chr. 20. erzählten Sieg. Rec., welcher den Psalm jetzt besser, denn vor vier Jahren versteht, und die Beziehung von V. 8. auf die in Cilicien eingefallenen Griechen längst aufgegeben hat, mufs auf seiner Erklärung beharren, und begreift nicht, warum sich Hr. M. S. 116. gegen den hinreichend festgestellten Sprachgebrauch von ירכתי צפון sträuben mag.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 9. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Movers, Kritische Untersuchungen über die biblische Chronik.

(Beschlufs.)

Gleichfalls zu leichtgläubig, weil es in den Kram taugte, angenommen, S. 139, ist die Beziehung der Klage Hadadrimmons auf Josia's Tod bei Megiddo. Rec. meint seither zu Jes. 17, 8. die richtige Beziehung, welche auch den Namen Hadadrimmon erklärt, aufgestellt zu haben. Desgleichen mögen wir über eine Anzahl andrer Combinationen des Verfs., da er die Sätze des Rec. noch nicht prüfen konnte, hier nicht streiten. Schliefslich aber bestreiten müssen wir noch die S. 132. vorgebrachte Meinung, dafs die Weissagung Jer. 49, 1—6. aus einem ältern Propheten entlehnt sey. Nirgends hätte Hr. M. mit solchem Leichtsinn — wir bedienen uns der Sprache des Hrn. Verfs. — in kategorischem Behaupten übler anlaufen können, als gerade hier. Dafs die Weissagung älter sey, lehrt nach Hrn. M. schon ihre Stellung zwischen zwei ältern Orakeln. Hr. M. glaubt also in der That mit de Wette und Andern, dafs das folgende Orakel den Obadja plündere! Es sey ferner noch vor der Zerrüttung des judäischen Staates unter Ahas verfafst; denn nach V. 1. 2. sey damals noch Hoffnung gewesen zu Wiedereroberung des gaditischen Gebietes durch Israeliten — nicht doch! durch Nebukadnezar vgl. C. 49, 28, in Folge dessen die Israeliten es einst wieder besetzen würden. Die Wendung endlich der Frage: „hat Israel denn keine Kinder? Mangelt ihm ein Erbe wohl? Warum erbte Malkam Gad?« ist nur dem Jeremia eigen, vgl. z. B. C. 22, 28. 14, 19. 2, 14. und ähnlich C. 31, 20.

Die Rechtfertigung des historischen Charakters der Chronik im Allgemeinen erweist in unserem Falle zugleich auch den Gebrauch historischer Quellenschriften. Von den unbekannten Quellen zugleich auch den Gebrauch historischer Quellenschriften. Von den unbekannten Quellen der Chronik und deren Verhältnifs zu frühern historischen Schriften handelt der vierte Abschnitt. Der Hr. Verf. zeigt zunächst, dafs der Chronist aufser den BB. Samuels und der Könige, seiner Hauptquelle, wenigstens noch Eine Quelle benutzt haben mufs, indem der Chronist, sonst wörtlich

Digitized by Google

abschreibend, bisweilen doch die Darstellung der BB. der Könige verläfst, zweierlei Berichte über dieselbe Begebenheit zusammenschiebt, oder aus der Secundarquelle die Erzählung interpolirt und berichtigt. Ferner thut nun Hr. M. dar (S. 172 ff.), dafs in der Chronik aufser der primären nur noch Eine weitere Quelle gebraucht worden; dafs in seinen zahlreichen Quellencitaten der Chronist, abgesehn von unsern BB. Samuels und der Könige, nur auf Ein und dasselbe geschichtliche Werk verweise, das bald nach seinem Inhalte, bald nach seinem eigentlichen Titel 2 Chr. 24, 27, bald nach dem gerade benutzten Abschnitte aus demselben bezeichnet werde, vergl. z. B. 2 Chr. 13, 22. mit 1 Chr. 29, 29. Diese Quelle sey, wie der Name 2 Chr. 24, 27. besagt, ein מִדְרָשׁ, eine freie Ueberarbeitung des alten Buches der Könige gewesen, von welchem unsere BB. der Könige ein Auszug sind. Den triftigsten Beweis seines Satzes führt Hr. M. durch die Thatsache, dafs die häufigen, von Königen und Propheten gehaltenen Reden, welche auf unbekannte Quellen zurückgehn, einander alle auf ein Haar gleichen. Hr. M. bestimmt sodann S. 185 ff. das Verhältnifs des Midrasch zum Buch der Könige, und das des letztern zu unsern BB. der Könige und Samuels, und beschreibt seinen historischen Charakter näher dahin, dafs die Tendenz, wie überhaupt bei den jüngern Büchern, mehr eine didaktische als eine rein historische, gewesen, und dafs der rein historische Gehalt nur in sofern aufgenommen worden sey, als er dem paränetischen Zwecke des Bearbeiters zusagte. Dafs Solches der Charakter des Midrasch sey, darin geben wir Hrn. M. Recht. Wir werden aber diese Ansicht vom Midrasch mit andern in Zusammenhang setzen, und die nöthigen Consequenzen ziehn, was Hr. M. unterlassen hat.

Der folgende Abschnitt, mit welchem das Werk schliefst, erörtert das Verhältnifs der Chronik zu den BB. Samuels und der Könige. Diese Untersuchung nimmt, ihrer Wichtigkeit angemessen, weit über ein Drittheil des ganzen Buches ein, und wird von Hrn. M., wo möglich, mit noch gröfserer Genauigkeit und Umsicht, als die vorhergehenden, geführt. Zunächst ordnet und beurtheilt er im Ganzen sehr beifallswürdig die planmäfsigen Aenderungen, Auslassungen und Interpolationen. Aus den drei Classen der Aenderungen, welche Hr. M. aufstellt, ist als die wichtigste die der exegetischen herauszuheben, welche der Hr. Verf. wiederum vielfach eintheilt.

Digitized by Google

Man kann Hrn. M. blinde Vorliebe für seinen Schriftsteller nicht mit Recht zum Vorwurfe machen. Aber anstatt die Entscheidung zu übereilen, und dann, des leichten Sieges über den Chronisten froh, zu poltern und sich ungebehrdig zu betragen, findet er, was seine Vorgänger weder gewollt, noch gekonnt, hinter dem Fehler auch seinen Grund auf, weist nach, wie der Chronist durch Versehen im Lesen zu seiner Abweichung kam, oder zeigt den Grund des Uebels beim spätern Abschreiber auf. Für Ersteres ist die Erklärung von 2 Chr. 9, 12, für den letztern Fall die Heilung des Schadens 2 Chr. 9, 18. ein trefflicher Beleg. Höchst interessant ist auch S. 210. die Auseinandersetzung, dafs nach dem K'tib 1 Kön. 9, 18, welches gegen K'ri und Chronik Recht habe, Salomo keineswegs Erbauer von Palmyra, sondern Engedo's sey, welches nicht nur in der Wüste, sondern auch im Lande liege. Die Richtigkeit der S. 219. aufgestellten Ansicht von 2 Chron. 32, 31. können wir noch weiter bezeugen. Der Chronist bietet hier an der Stelle des babylonischen Königes Merodach Baladan שָׂרֵי בָבֶל, Fürsten von Babel, weil er, wie der Verf. vermuthet, מראדך ובלאדן las oder dachte. Ebenso steht statt ניר לבנין in einer Gegend der Chronik, die von Fehlern, doch meist des Abschreibers, wimmelt, 2 Chr. 21, 7. ניר ולבניו (לו). Unverständlich aber und unrichtig übersetzt Hr. M. S. 211. mit de Wette die richtige Lesart: »ihm die Leuchte scheinen zu lassen bei seinen Söhnen alle Zeit,« was um Nichts besser ist, als der Chronik und der LXX Verständnifs von 2 Kön. 8, 19. Die Grammatik zunächst verlangt, dafs לבניו der Genitiv sey, vergl. z. B. Ps. 128, 6. »Kinder deiner Kinder.« Nun heifst aber ferner ניר trotz Uebersetzungen und Lexicis niemals Leuchte, sondern nach bekanntem Sprachgebrauch Neubruch, *novale;* und die Meinung ist, Jehova habe dem David verheifsen Neubruch seiner Söhne alle Zeit, d. h. stets sich erneuerndes Hervorgehn einer Generation aus der andern ohne Aufhören: ein einzig passender Sinn dieser Formel, welchen Kenner des sonstigen hebräischen, und auch griechischen Sprachgebrauches ganz begreiflich finden werden.

Der zweite §. des Abschnittes handhabt die Vertheidigung der Chronik gegen die Unbilden, welche ihr wegen ihres Gebrauches der BB. Samuels und der Könige Gramberg angethan hat. Dieser büfst für Nachlässigkeit, Unwissenheit und schonungsos ungerechtes Urtheilen, wie nur je ein Schriftsteller gebüfst

hat. Alle die zahlreichen und schweren Beschuldigungen, die dieser unbesonnene untergeordnete Kopf gegen die Chronik schleuderte, läfst Hr. M. auf ihn zurückfallen; und zwar fast immer mit Recht, während Hr. M., den es auch nach der Vorrede reut, sich allerdings mit diesem kläglichen Buche nicht so lange hätte beschäftigen sollen. Zu den ausgezeichneteren Parthien dieses §. gehört, was Hr. M. S. 235 ff. über den historischen Werth der Genealogien bemerkt, vorzüglich aber S. 255 ff. die Kritiken und Hypothesen zur Geschichte des Königes Asa. H. M. filzt die endlosen Widersprüche der Erzählung auseinander, thut dar, dafs verschiedene Quellen zu Grunde liegen, aus welchen der Chronist compilirt hat, und berichtigt die Angabe 2 Chr. 15, 19, bis zu Asa's fünfunddreifsigstem Jahre sey kein Krieg gewesen, sehr ansprechend dahin, dafs Asa's fünfzehntes Jahr gemeint sey, welches aber das Jahr 35 seit der Trennung der Reiche war. Von einzelnen Ehrenrettungen des Chronisten, die hier versucht werden, will es Ref. dahingestellt seyn lassen, ob sie gelungen zu nennen seyen, oder nicht. So kann z. B. dem, was Hr. M. S. 254. bei der Verwandlung der Tarsisschiffe in »Schiffe, welche nach Tarsis gingen,« 2 Chr. 9, 21. meint, nämlich: »Tarsis« sey später überhaupt für fern liegendes Handelsland gebraucht worden, der Billige ihm wohl beipflichten; allein Zwingendes hat Hr. M. nichts gesagt; und jedenfalls liegt solchem Sprachgebrauch ein Irrthum zu Grunde. Selten ist die Vertheidigung ganz unglücklich zu nennen, z. B. S. 244, wo Hr. M. die Stelle 1 Chr. 18, 1. seines Schutzes würdigt. Diese läfst bekanntlich den David statt des „Zaumes der Obmacht« 2 Sam. 8, 1. »Gat und dessen Töchter« den Philistäern abnehmen. Hr. M. ruft hier mehrere schwer zu begründende Hypothesen zu Hülfe. Unter Anderem behauptet er, אִמָּה sey = אֵם, Metropolis, Hauptstadt. Allein das wäre dann wenigstens אִמָּהּ; jene Formel, welche der Chronist nicht verstanden, hat Ref. zu Jes. 6, 4. inzwischen aus dem Arabischen erklärt; und die Chronik hat uns hier lediglich ein Quidproquo gegeben.

Nachdem Hr. M. bis dahin den unbefangenen Leser zu seinen Gunsten gestimmt hat, so kommt er endlich gegen Schlufs des Buches auf das eigentliche punctum saliens, auf den Punkt, der einst den Grimm des Priesterfeindes Gramberg aufregte, und wegen dessen hauptsächlich der Priester, Hr. Movers, in die Schranken tritt, wir meinen den levitischen Charakter, den prie-

Digitized by Google

sterlichen Geist der Chronik. Diesen scheint Hr. M. zuzugestehn. Er sagt S. 270 ff., in der von einem Priester geschriebenen Chronik herrschte ein gottesdienstlicher Gesichtspunkt; individuelle Bildungsweise, eigner und der Zeit Charakter, Bedürfnifs der Leser, zu Gebot stehende Quellen hätten auf Auswahl und Behandlung des Stoffes entscheidenden Einfluſs ausgeübt; allein mit Unlust schaut er auf die Consequenzen, und, statt in alles Einzelne eingehend, sich rund und präcis zu erklären, sucht er lieber auch hier wiederum seine Gegner auf zum Scharmützel über einige Einzelheiten. Mehr als einen unverdienten Angriff weist er zurück; doch können die Resultate dieser kleinen Siege nicht bedeutend seyn; und auch Hr. M. wagt sich zu weit vor, und schadet der Vertheidigung durch eigensinniges Behaupten unhaltbarer Aufsenwerke. Wir geben Hrn. M. gerne zu, dafs auch die Bücher der Könige das Vorhandenseyn der Mosaischen Gesetze voraussetzen. Sie setzen selbst das Daseyn des Deuteronomiums voraus. Allein damit ist wenig gewonnen. Hr. M. macht gegen hyperkritische Zweifler sehr wahrscheinlich, dafs schon Moses den Stamm Levi zur heiligen Kaste ausersah, beweist, dafs Samuel zu eben diesem Stamme gehört hat, und zeigt, dafs bereits vor dem Exil die Priester in 24 ἐφημερίας eingetheilt waren. Die Erklärung S. 284, wonach die 25 Männer Ez. 8, 16—18. die 24 ἀρχιερεῖς nebst dem Vorsteher des gesammten Priesterstandes wären, hält Ref. für allein richtig. Allein keines der Zeugnisse aufserhalb der Chronik führt die 24 Classen über die Zeit des Josia hinauf; auch finden wir erst von da an, seit Josia's Reformation des Cultus, einen „Hohen" Priester und einen Nächsten im Rang, 2 Kön. 25, 18. 22, 8. Mit der Zurückführung dieser Eintheilung in 24 Classen auf David, wie die Chronik und Hr. M. wollen, ist und bleibt es daher immer ein mifsliches Ding. Ferner hat Ref. gegen die Angabe der Chronik, dafs die Stiftshütte unter Davids Regierung sich zu Gibeon befand, vgl. S. 293, gar nichts einzuwenden; auch hat Ref. im Widerspruch gegen de Wette zu Jes. 30, 29. eine Feier des Passafestes unter Hiskia anerkannt, vgl. S. 296. 97. Allein jeder Erweis im Einzelnen, dafs in Dingen des Priesterthums und des Cultus die Chronik Wahrheit berichtet, beweist vorerst nur den jedesmaligen einzelnen Fall; und sie müfsten sich bedeutend vermehren lassen, um das Gewicht gegenüberstehender Wahrscheinlichkeiten zu überwiegen. Hiervon weiter unten noch mehr. Hier müssen wir Hrn. M. nur noch bemerken, dafs seine Beweisführung im Ein-

Digitized by Google

zelnen an mancherlei Gebrechen leidet. Ref., dem man Ungeneigtheit, sich überzeugen zu lassen, nicht vorwerfen wird, kann den Beweis, dafs „vor Jehova“ so viel bedeute, als „am Orte des Nationalheiligthums,“ S. 285 ff., nicht stringent finden. Es hat ferner den Ref. befremdet, dafs S. 289. die Zahl von 400,000 Mann, Richt. 20, 17. als richtig gefafst und darauf gefufst, so wie dafs S. 291. ernsthaft an eine Chronologie in der Zeit Samuels gedacht wird. Wenn eben daselbst Hr. M. meint, die Lade sey später wiederum in das Haus Abinadabs zurückgebracht worden, so giebt er eine für Jeden offenbare Blöfse. Auch davon, dafs Gibeon und Gibea Sauls eine und dieselbe Stadt gewesen, S. 293, wird er schwerlich Jemanden überzeugen. Jesaja hält beide auseinander, und während der Weg von Jerusalem nach Bethoron über Gibea führte, lag nach Jos. 10, 10 ff. Bethoron südlich von Gibeon. Am auffallendsten für den Ref. war auch ihrer ganzen Art und Weise wegen die Beweisführung §. 12, dafs כֹּהֵן auch Hofbeamter bedeute. Bekanntlich heifst es 2 Sam. 8, 16, die Söhne Davids seyen Priester gewesen. Der Chronist, der nicht begreifen konnte, dafs Männer aus dem Stamme Juda das Priesteramt bekleidet haben sollten, mufste unter dem Worte כֹּהֲנִים etwas Anderes versteckt denken, und schrieb seine Vermuthung hin 1 Chr. 18, 17: sie waren die Ersten zur Hand des Königs. Hr. M., der auch sonst die BB. Samuels nicht gehörig von den in ganz anderem Geiste geschriebenen BB. der Könige trennt, vertheidigt dies, und zwar auf eine nach unserem Dafürhalten seiner ganz unwürdige Weise. Er sagt, die Chreti und Phleti seyen ebenfalls noch Subjekt, und seyen doch keine Priester gewesen. Allein sie sind nicht Subjekt, vergl. 2 Sam. 20, 23; sonst kämen sie auch nach Hrn. M.'s Erklärung auf dieselbe Rangstufe zu stehn mit den Königssöhnen. »Davids Söhne seyen zu jung, damals kaum 20 Jahre alt gewesen.« Aber wie alt war denn der Hohepriester Aristobulos III., des Herodes Schwager? »Priester gewesen seyen Zadok und Ebjatar.« Waren sie (vgl. 2 Sam. 20, 26.) die Einzigen? »David, der Stifter des levitischen Cultus, werde doch nicht vom Gesetz untersagte Priester angestellt haben.« *Petitio principii!* „Im Arabischen bedeute das Wort bevollmächtigter Diener.« Im Hebräischen aber bedeutet es Priester; der Sprachgebrauch steht durch hundert Stellen fest; und nur dogmatische Befangenheit hat sich früher und jetzt gegen denselben verblendet.

Digitized by Google

S. VI. bedauert Hr. Movers selbst, dafs er nicht einzelne Parthien umständlicher ausgeführt habe; und wir bedauern es aufrichtig mit ihm. Es ist Schade, dafs ein der Aufgabe so sehr gewachsener Mann, welcher die Kritik wieder auf die rechte Bahn einlenken liefs und so rüstig auf dieser voranschritt, die Untersuchung ihrem Ziele nicht noch näher führen und sie in der Hauptsache endlich abschliefsen mochte. Es knüpfen sich nämlich eine Menge nicht ganz, oder auch gar nicht erledigter Fragen, welche sich Ref. aufwarf, an jenen Midrasch des alten Buches der Könige, den Hr. M. als hauptsächliche Quelle der Chronik angenommen hat; und unstreitig bedarf die Kritik der Chronik hier zuerst der Ergänzung. Man wünscht ein Näheres zu wissen über Zeitalter, Verfasser, Zweck und Charakter desselben: über welches Alles sich Hr. M. nur beiläufig, oder überhaupt nicht, und nirgends erschöpfend ausgesprochen hat. Ref. erlaubt sich über diese Punkte seine unmaafsgebliche Meinung skizzirt herzusetzen, in der Hoffnung, Hrn. M. selber, oder irgend einen andern Kritiker zu neuer Untersuchung anzuregen.

Als Zeitalter hat schon der Hr. Verf. richtig die nachexilische Zeit angegeben, theils auf den Namen »Midrasch« sich stützend, theils auf die jüngere Sprache in den aus ihm entlehnten Stücken, vergl. S. 175. 183. Letzteres wäre nun im Einzelnen nachzuweisen besonders durch Aufzeigen der spätern Syntax, durch Sammlung von Wörtern, wie das sonst nur talmudische צִוֶּרְ 2 Chr. 2, 15, und durch Zurückführung ganzer Stellen und einzelner Verbindungen und Formeln, welche der Midrasch im Geist des Buches Esther, des Buches Jona u. s. w. aus Reminiscenz aufgenommen hat, auf ihre Originale. Vergl. z. B. 2 Chr. 7, 21. 22. 1 Chr. 28, 2. 2 Chr. 24, 24.

Zu diesem Ende müfste aber das Eigenthum des Midrasch von dem des compilirenden Chronisten weit vollständiger und auch strenger geschieden werden, als dies durch Hrn. M. bereits geschehen ist. Der noch vorhandene Bestand des Midrasch sollte so genau als möglich erhoben werden; und dies leitet uns auf die weitere Frage nach dem Verfasser desselben. Hr. M. hat die Chronik in das Buch Esra hinüber verfolgt, hat hier chronistische Bestandtheile, Zusätze und Interpolationen nachgewiesen; den Ref. will es bedünken, als seyen im Buche Esra Spuren auch des Midrasch zu entdecken, der hier natürlich nicht mehr Midrasch eines andern Buches wäre; und als habe Hr. M. Manches, was

Digitized by Google

dem Midrasch angehöre, hier auf Rechnung des Chronisten gesetzt, in Stellen, wie Esr. 7, 10. 1, 6, von denen nicht einleuchtet, oder nicht nothwendig anzunehmen ist, dafs sie der Diaskeuast geschrieben, beziehungsweise sie eingeflickt habe. Die Untersuchung würde hier wohl eine ganz andere Wendung genommen, Hr. M. würde z. B. sogleich Esr. 1, und Cap. 3. nicht ohne weiteres und rein dem letzten Compilator zugewiesen haben, wenn er die Frage nach den Quellen vor der nach dem Zeitalter abgehandelt hätte. Für den Verfasser nun des Midrasch hat Ref. nicht wenig Lust, den Esra zu erklären, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens tragen die von Esra selbst anerkanntermaafsen herrührenden Stücke vielfache Verwandtschaft des Ausdrucks zu dem Midrasch. Hierher gehört der Gebrauch von מקוה Esr. 10, 2. 1 Chr. 29, 15. für תקוה, vgl. Hi. 7, 6, das sonst sehr seltene קִבֵּל Esr. 8, 30. 2 Chr. 29, 16. 22., die Formel חזק ועשה Esr. 10, 3. 1 Chr. 28, 10. vgl. 20, die Verbindung von מִן und אֶל zu Phrasen, wie מִפֶּה אֶל פֶּה Esr. 9, 11. (vgl. dagegen 2 Kön. 10, 21.) 1 Chr. 16, 20. 23. 17, 5, die verhältnifsmäfsig sehr häufige Setzung des Artikels anstatt אשר Esr. 8, 25. 10, 17. 1 Chr. 26, 28. 29, 17. u. s. w. Zweitens hat der Chronist nicht etwa die bekannten Urkunden und die wenigen schriftlichen Aufsätze Esra's in eine übrigens von ihm verfafste Geschichterzählung aufgenommen; sondern ihm lag nach Esr. 8, 20. eine schriftliche Quelle vor, von welcher Namenregister, welche er ausläfst, einen Hauptbestandtheil bildeten. Eben dies ist aber auch der Fall jenes Midrasch, vgl. Movers S. 183. — Die Aussage: »sie sind namentlich angegeben,« nämlich, in der Quelle, finden wir ebenso in der Chronik, vgl. z. B. 1 Chr. 16, 41. — und auch darum ist vermuthlich er an seinem Schlusse noch in Esra Quellenschrift. Einen andern Hauptgrund bringen wir nachher bei. Nun sind aber ferner nicht etwa die anerkannt esraitischen Bestandtheile schon vorgefunden und in den Midrasch aufgenommen worden. Dagegen und für Esra, als Verfasser, spricht drittens Verumständung aller Art. Das Buch schliefst mit Esra's Geschichte und zwar bleibt es mitten in derselben behangen. In Esra's Zeitalter fällt der Midrasch ohnehin; und es ist Niemand, ihn verfafst zu haben, in so hohem Grade geeignet, als Esra, »der geschickte Schriftgelehrte.« Er, der Priester, macht uns des Midrasch priesterlichen Geist begreiflich; und er mehr, als ein Anderer, konnte auch den Zweck erreichen wollen, den der

Digitized by Google

Midrasch, wenn wir recht sehen, wirklich verfolgt. Doch mit dieser Frage hängt die nach dem historischen Werthe enge zusammen. Sofern er nun Bearbeitung eines Geschichtwerkes war, von einem Spätern verfafst, dürfte er keinen neuen ächt geschichtlichen Gehalt herbeigeschafft, wohl aber vorhandenen verwahrlost, in Schatten gestellt und verschlechtert haben. In Rücksicht hierauf äufsert sich S. 182. Hr. M. selbst sehr unbefangen. Der Midrasch konnte z. B. dem David Schätze Ophiritischen Goldes zuschreiben, 1 Chr. 29, 4; denn der Zweck einer solchen Bearbeitung eines Geschichtsbuches konnte nicht Geschichte seyn; sondern es war dieser ein paränetischer und didaktischer. Es fragt sich aber: was wollte er lehren? wozu wollte er ermahnen? Hr. M. äufsert sich hierüber S. 194. 95. lange nicht befriedigend; aber auch Ref. mufs sich begnügen, einige Andeutungen zu geben. Wir setzen voraus, dafs der Verfasser die Begriffe und Vorstellungen seiner Zeit theilte, dafs er, wie jeder Andere, im Stande war zu glauben, später und zuletzt Bestandenes sey von jeher also gewesen, und dafs er mit seinem Buche die Geschichte eben erbaulich machen wollte. Die Gegenwart war eine Zeit der Restauration des Staates, des Tempels und seines Cultus, und war so von selbst der Antitypus jener frühern Epoche, wo unter David und Salomo zuerst das Staatswesen geordnet, der Tempel gebaut und der Cultus eingerichtet worden war. Da nun zugleich jene frühere Epoche schon ihres grauen Alterthums wegen in einem idealen Lichte gesehen wurde, und da es sich darum handelte, den neuen Einrichtungen Bestand, dem Gesetze Mosis Gehorsam, dem Cultus Glanz zu verschaffen, so darf es uns nicht wundern, wenn ein wohlgesinnter Priester zu zeigen suchte, David und seine Zeitgenossen hätten es schon ebenso gehalten, wenn er spätern usus, der gut scheinen mufste, durch Beilegung eines hohen Alters heiligte, und durch das aufgestellte Beispiel der Vorfahren seine Mitbürger zu edler Nacheiferung zu entflammen bemüht war. Neben Hiskia's und Josia's, der vorläufigen Restauratoren, Geschichte ist hauptsächlich Davids Regierung ein hervortretender Lichtpunkt. Davids und Salomo's Zeit besonders verähnlichte er seiner Gegenwart, da sie zum voraus schon einige Aehnlichkeit bot, z. B. darin, dafs beide Male die Sidonier das Bauholz vom Libanon zum »Meere von Joppe« schafften, welcher Ausdruck an beiden Stellen steht, 2 Chr. 2, 15. Esr. 3, 7. Besonders zu achten ist hier auf die grofsen Gaben Davids, dem Cyrus entsprach, zum Tempelbau, und auf die freiwilligen Bei-

Digitized by Google

steuern, welche seine Magnaten geleistet haben sollen, 1 Chr. 29. vgl. 2 Chr. 35, 7. 8, und die Zeitgenossen leisteten, oder leisten sollten, Esr. 1, 4. 8, 8. Ebenso löst die Stelle Esr. 3, 8. das Räthsel, warum die 30 Jahre der Leviten 1 Chr. 23, 3. nachher mit Gewalt auf 20 herabgesetzt werden, V. 24. 27. 2 Chr. 31, 17. Desgleichen kann die Aehnlichkeit zwischen Esr. 3, 10. 11. und 1 Chr. 25, 6. 3. nicht verkannt werden. Dem Refer. aber ist durchaus wahrscheinlich, dafs der Midrasch noch die Geschichte der Restauration umfafste, weil diese erst für den aufgestellten Typus den Antitypus liefert, und eben hier erst der grofse Cyclus geschlossen ist.

Nachdem wir nun dem Publikum das im Ganzen höchst preiswürdige Buch vorgeführt, und den Lesern Bericht erstattet haben, drängt es den Unterzeichneten, mit Hrn. Movers allein noch ein Paar Worte zu reden, und demselben im Interesse der Wissenschaft, welche Soviel von ihm hoffen darf, einigen guten Rath zu ertheilen.

Die gefährlichste Klippe, an welcher Hrn. Movers Kritik scheitern könnte, ist eine zu grofse Positivität der positiven Methode, die sich, wie wir auch schon gesehen haben, bisweilen ganz dogmatisch gebehrdet. Vermeide es Hr. M., gewisse unkritische Erbmeinungen zur Schau zu tragen, wage er nie, sie kritisch machen zu wollen! Wer soll ihm glauben, was er im Buche voraussetzt, dafs das Deuteronomium von Moses herrühre? Wem will er einreden, dafs Psalm 132 zu Salomo's Zeit vorhanden gewesen sey, vgl. S. 323. 223? Und welcher Kritiker wird nicht lächeln, wenn Hr. M. S. 31. bei Gelegenheit des Buches Daniel, die Sache leicht nehmend, in Parenthese setzt: soll in Antiochus Epifanes Zeit abgefafst seyn! Glaubt Hr. M. gegen den Strom schwimmen zu können, oder zu müssen? Nach Belieben! Der Strom wird dennoch seine Bahn ziehn. Hat er Lust, wider den Stachel zu lecken? Wir glauben, nicht; denn Solches gelüstet keinen Vernünftigen.

Für das Zweite rathen wir Hrn. M. wohlmeinend, sich in hebräischer Grammatik noch weiter umzusehn. Es ist in der That merkwürdig, dafs Hr. M. bei so mittelmäfsigen Sprachkenntnissen so bedeutende Ergebnisse zu Tage fördern konnte; aber wir hoffen auf Gröfseres von gröfseren Studien. Und Hr. M. wird sie gewifs machen. Er gehört ja keineswegs zu jenen naïven Füchsen, die aus Gründen die leidige Grammatik gerne verachten möchten, und welche, weil sie selbst früher nichts gelernt haben, auch

Digitized by Google

jetzt noch nichts lernen, und, dafs Andere etwas lernen, nicht leiden wollen. Dafs Hr. M. solcher Studien noch bedarf, wollen wir an wenigen Beispielen, die sich vermehren lassen, nachweisen. S. 90. sagt er, die Auslassung von שֶׁקֶל nach der Zahl sey ohne Beispiel. Bekanntlich ist es Regel. s. auch Sach. 11, 12. — S. 125. 189. übersetzt er הֵ, als stände הֲלֹא, was die rationale Grammatik geradezu verpönt. — S. 94. corrigirt er in der Stelle 2 Chr. 19, 8. הַיּשְׁבֵי יְרוּשָׁלַם. Er vergleiche 2 Chr. 32, 33. — S. 320. schreibt er יֶרֶךְ als Status absolutus, S. 151. als K'tib in der Stelle 2 Kön. 16, 6. אֲרוֹמִים für אֲרוֹמִים, S. 301. und noch einmal עֹבֶן Stein für אֶבֶן u. s. w. Dergleichen Fehler sind an einem so guten Buche Flecken, dergleichen wir von zukünftigen Schriften des Verfs. wegwünschen.

Drittens rechtfertigt auch Hr. M. wieder die alte Klage, dafs die katholischen Theologen Deutschlands nicht deutsch schreiben können, Folge der Gymnasialbildung, die man wohl eine lateinische nennen kann, aber so wenig eine klassische, als sie eine deutsche ist, die den Geist der Alten, namentlich der Griechen, nicht aufschliefst und den Geschmack der Jünglinge verkümmern läfst, oder verderbt. Es giebt unter diesen Theologen rühmliche Ausnahmen, — die die Regel bestätigen, und zu welchen so wenig Hr. Movers zu rechnen ist, als Hr. Hug. Im vorliegenden Buche herrscht gar zu sehr ein *genus orationis tenue*, der Styl ist allzusehr trocken und farblos, die Rede nicht belebt, die Bewegung langsam. Der ganzen Darstellung mangelt Uebersichtlichkeit. Einzelner Flecken trägt sie eine ganze Menge. Man sagt nicht: »walten über die Geschichte,« wie S. 2, »ungefährig« (S. 27.), »in etwa« (S. 58.). Ein Feldstück, S. 76, ist kein Stück Feld; »deren Entledigung« S. 127. für »das ledig Werden von ihr« ist ein syntaktischer Fehler, »auf Anstand« S. 220. für »auf Anliegen, auf Verlangen,« ein solcher gegen den Sprachgebrauch. Von den Zeitwörtern scheeren und flechten kann man keine Formen, wie S. 217. 264. er scheerte, er flechtet, ableiten. U. s. w. Wir machen den Verf. aufmerksam auf diese Lücke in seiner Bildung, selbst auf die Gefahr hin, seine, allerdings begreifliche, Rancune gegen den Protestantismus noch mehr zu reizen, deren Spuren in diesem Buche uns schliefslich noch eine ernstliche Rüge abnöthigen. Hr. M. möchte gar zu gerne Grambergs Schrift und Person als Repräsentanten des Protestantismus,

Digitized by Google

protestantischer, zumal rationalistischer Kritik ansehn und hinstellen. Denn wozu sonst das ungerechte und unedle Herbeizerren S. 262. der Institutionen des achtungswürdigen Wegscheider? Wozu S. 267. das Gerede von Lutherischer Controverspredigt? Der Protestantismus ist Pfleger der Kritik überhaupt, nicht nur der negativen; und durch ihn fast ausschliefslich lebt die Bibelkunde, wie er durch sie. Spiele doch Hr. M. den wissenschaftlichen Streit nicht auf das Gebiet des christlichen Bekenntnisses hinüber! Da sind für ihn nur unrühmliche Schläge zu holen. Trachtet er nach Wunden, so suche er ehrenvollere zu empfangen und zu erwiedern auf dem Felde, auf welchem wir ihm noch oft zu begegnen wünschen.

Zürich. *Hitzig.*

---

1) *Propädeutik und Grundrifs der Psychologie von Dr. E. H. Scheidler, Prof. der Philos. an der Universität zu Jena. Zweite sehr vermehrte Ausg.* — Auch unter dem Titel: *Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Erster Theil. Darmst.* 1833. XII u. 492 *S.* 8.

2) *Die Naturlehre der Seele. für Gebildete dargestellt von Dr. Fr. Fischer, Prof. der Philos. zu Basel. Erstes Heft. Basel*, 1834. VI u. 196 *S.* 8.

Je mehr das Interesse an der rein speculativen Philosophie in der wissenschaftlichen öffentlichen Meinung heut zu Tage erkaltet ist, um so erfreulicher ist es, die Bestrebungen unserer Denker vorzugsweise auf die Psychologie hingerichtet zu sehen und hier die gedeihlichsten Fortschritte zu bemerken. Abgesehen nämlich von dem bedeutenden Gewinn, den daraus die Psychologie selbst, als der eine und zwar der wichtigste Theil der Anthropologie und damit als einer der bedeutendsten Theile der Naturwissenschaft, ziehen wird, beurkundet diese psychologische Richtung einen gesunderen Geist in der Philosophie überhaupt, als der bisher in Deutschland herrschend gewesene, und versprechen die Fortschritte in der Psychologie mittelbar auch sehr wichtige Vortheile für die künftige glückliche Fortbildung der Philosophie. Die Hinneigung zu psychologischen Untersuchungen bezeugt unverkennbar, dafs die neuere Philosophie zu ermüden anfängt von den fruchtlosen Anstrengungen des leeren Denkens, und im Gefühle der Nichtigkeit ihrer gehaltlosen dialektischen Begriffsspiele oder phantastischen Träume, sich zurücksehnt zu

Digitized by Google

dem reichen Urquell aller menschlichen Wahrheit in dem eigenen Ich und zurückkehrt zu dem sicheren Boden der Selbstbeobachtung. Von hier aus wird sich zuverlässig die neuere Philosophie regeneriren, und die erfolgreichen Bemühungen um die Aufklärung der Seelenkunde streuen daher den Saamen aus, aus welchem jene, nachdem die gehaltlose transcendente Speculation unserer Tage, die den Tod in ihrer eigenen Denkleerheit trägt, abgestorben, zu neuem Leben erstehen wird. So heifsen wir also jeden neuen Schritt in der Fortbildung der Psychologie aus dem doppelten Interesse freudig willkommen, einmal aus dem an dieser Wissenschaft selbst als Theil der Anthropologie, an welches sich mannichfaltige praktische Beziehungen auf die Naturwissenschaft, Heilkunde, Gesetzgebung und Rechtspflege knüpfen, und dann aus dem an der Philosophie, als deren nothwendige Grundlage wir die Psychologie betrachten.

Eine natürliche und gewifs nicht unerfreuliche Folge dieser neuen Bemühungen um die Psychologie war, dafs in dieser Wissenschaft eine umgestaltende Bewegung bis in ihren tiefsten Grund hinein erregt wurde. In der Methode, in den Grenzen, in dem ganzen inneren Organismus der Psychologie genügt nicht mehr das bisher Hergebrachte und für unumstöfslich sicher Gehaltene. So hofft man die bisher allein auf innerer Erfahrung oder psychologischer Selbstbeobachtung beruhende psychische Erkenntnifsweise bedeutend erweitern und vervollkommnen zu können, indem man von der einen Seite in der Physiologie des menschlichen Körpers oder in dem thierischen Leben neue Erkenntnifsquellen für die Seelenkunde sucht, andererseits in transcendenten Speculationen, in religiös-mystischen Phantasieen von einem höhern Geisterleben aufser dem menschlichen, der psychischen Erkenntnifs einen tieferen Grund oder ganz neue Thatsachen zu verschaffen meint. Auf diese Weise ist man eifrig bemüht, die Grenzen, die man für die Seele theils gegen die Körperwelt hin theils gegea das ideale, göttliche Seyn sorgfältig zu befestigen bemüht war, zu durchbrechen oder doch flüssig zu machen. Endlich in dem Innern der Psychologie hat man das ganze System der Vermögen, das lange Zeit als sichere wissenschaftliche Grundlage der Psychologie gegolten hat, wanken gemacht, indem man entweder die Trennung der Vermögen überhaupt ganz aus der Psychologie zu verbannen, oder ihr Wesen und ihre gegenseitigen Verhältnisse ganz anders zu bestimmen suchte. Manche dieser psychologischen Neuerungen sind gewifs nicht gehörig be-

Digitized by Google

gründet, andere mögen vielleicht die Keime zu sehr wichtigen Umgestaltungen der ganzen Psychologie in sich tragen. Jedenfalls aber kann auch dieser Kampf des Alten mit dem Neuen, wie überall, nur dazu beitragen, das Wahre zu bewähren, und wir hoffen also auch von dieser Krisis, in der sich die Psychologie befindet, nur Gutes für diese Wissenschaft.

Für das Wesentliche in der wissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie hält Ref. nur zweierlei: 1) dafs sie rein als Naturlehre betrachtet, mithin auch nach den allgemeinen Grundsätzen der Naturwissenschaft behandelt werde, 2) dafs ihr ein selbstständiges Gebiet der inneren Natur im Unterschiede von der äufseren zugestanden, also eine Unabhängigkeit des Psychischen von dem Körperlichen behauptet werde. Die Psychologie ist schlechterdings keine eigentlich philosophische Wissenschaft, sie ist kein Gegenstand der Speculation, sondern der Erfahrung. Der menschliche Geist ist freilich mehr als nur Natur, aber nur so weit als er Natur ist, d. h. so weit als er uns in seinen Thätigkeiten erscheint, ist er Gegenstand der Psychologie, und aus ihr ist alles das abzusondern und der Metaphysik oder Religionsphilosophie zu überlassen, was dem übernatürlichen Wesen des Geistes gehört, wie Unsterblichkeit und ideale Freiheit. Aber innerhalb der Natur überhaupt hat sie doch darum wieder ein scharf abgegrenztes eigenthümliches Gebiet, weil sie auf der ursprünglich eigenthümlichen Erfahrungsweise des inneren Sinnes beruht und erhält eben daher eigenthümliche psychische Naturgesetze, die von der Natur der inneren Erfahrung hergeleitet sind. Die Erfahrungen des äufseren Sinnes sind den beiden reinen Anschauungsformen der Zeit und des Raumes zugleich unterworfen, die des inneren Sinnes nur der der Zeit. Und so scheidet sich das Gebiet des Körperlichen als zeitlich und räumlich bestimmtes Daseyn auf das Strengste von dem Psychischen als nur zeitlich bestimmtem Daseyn, und auch der genaueste Parallelismus zwischen körperlichen und psychischen Erscheinungen in dem menschlichen Leben vermag doch keinen natürlichen Causalzusammenhang und noch weniger eine substantielle Einheit zwischen beiden zu begründen. Dieser zweite Grundsatz aber ist es, den die neuere Psychologie vorzüglich wankend zu machen versucht hat, indem sie, verleitet durch den unläugbaren und durch neuere anthropologische Naturbeobachtungen immer vollständiger herausgestellten Parallelismus zwischen körperlichen und psychischen Erscheinungen, einen engeren Naturzusammenhang zwischen diesen

Digitized by Google

beiden Lebensgebieten herzustellen suchte, ja manche Psychologen versprachen sich gerade von diesem Zusammenhang eine tiefere Auffassung psychischer Gegenstände und eine neue Gestaltung dieser ganzen Wissenschaft. Keineswegs stellt auch Ref. in Abrede, dafs diese nähere Einsicht in den Zusammenhang des Psychischen mit dem Leiblichen in sofern von grofser Bedeutung ist, als sie uns subjektive Erkenntnifsgründe für psychische Erscheinungen giebt, nur dürfen keine objektiven Erklärungsgründe des Psychischen aus dem Körperlichen abgeleitet werden, sondern Psychisches mufs allein aus Psychischem, und Körperliches allein aus Körperlichem erklärt werden. Dagegen befinden sich die meisten der neueren Psychologen wenigstens auf dem sicheren Boden der Naturforschung, und von hier aus werden sich die statt findenden Differenzen immer mehr ausgleichen. Gewifs wenigstens darf nur von diesem Standpunkt aus eine glückliche Fortbildung der Psychologie erwartet werden, während die Bearbeitungen derer, die sich in religiös-mystischen Phantasieen oder transcendenten Speculationen über das übersinnliche Wesen des Geistes bewegen, für die Psychologie fast ganz fruchtlos bleiben.

Unter denen, die neuerlich die Psychologie nach Grundsätzen der Naturwissenschaft behandelt haben, sind vorzüglich drei auszuzeichnen: Beneke, *) Scheidler und Fr. Fischer, die wir daher hier zur Beurtheilung auswählen.

Wir beginnen mit Scheidler, weil dessen Ansicht von der Psychologie im Allgemeinen am nächsten mit der unsrigen zusammentrifft. Er gehört der neueren kritischen Schule an, wie sie durch Fries reformirt worden ist, und behandelt demgemäfs die Psychologie als innere Naturlehre, unabhängig von, obgleich keineswegs ohne Rücksicht auf die körperliche Natur des Menschen. Sein Buch zeichnet sich, aufser der Richtigkeit der allgemeinen Grundsätze, noch besonders durch eine lebendige, geistvolle Darstellung und durch eine sehr reiche Ausstattung an lehrreichen psychologischen Datis und literarhistorischen Nachweisungen aus. Die letzteren könnten wohl dem Vorwurf der Ueberhäufung unterliegen. Die Schrift enthält erstlich eine ausführliche „Propädeutik der Psychologie," die eine weitere Ausführung einer früher von ihm herausgegebenen kleinen Schrift:

*) Die Anzeige von Beneke's Psychologie s. im vorigen Hefte p. 61.

Digitized by Google

„über das Studium der Psychologie« ist, und dann folgt der Grundrifs der Psychologie, dessen blofses Schema ebenfalls schon mit jener Schrift erschienen war.

Die Propädeutik hat zum Hauptthema die Darstellung des Werthes des Studiums der Psychologie, und knüpft an diesen Hauptgedanken alle übrigen propädeutischen Betrachtungen an. Das Thema ist mit Wahrheit und Gründlichkeit, mit Geist und Lebendigkeit und, wie alle Schriften des Verfs., mit zahlreichen Proben seiner ausgebreiteten Belesenheit, die ihm für jeden Gedanken eine treffende Stelle aus irgend einem meist classischen Schriftsteller zum Belege darbietet, durchgeführt. Nur wäre hier eine mehr gedrängte Sprache zu wünschen. Er unterscheidet den absoluten Werth oder die Würde der Psychologie von dem relativen Werth oder dem Nutzen derselben. Den absoluten Werth weist er theils in formeller Hinsicht theils in materieller Hinsicht nach. In formeller Hinsicht besteht ihr Werth darin, dafs sie, als Wissenschaft, den ursprünglichen und reinen Trieb des Wissens oder den intellectuellen Trieb im Menschen befriedigt, und zwar als philosophische Wissenschaft (was sie jedoch nach des Verfs. eigenen Grundsätzen nicht ist) diesen Trieb am vollkommensten befriedigt. In materieller Hinsicht hat sie ihren Werth zuerst in theoretischer Hinsicht als Theil der Naturwissenschaft, und in dieser darin, dafs sie den würdigsten Theil der Natur, den menschlichen Geist, zu ihrem Gegenstand hat; dann in praktischer Hinsicht darin, dafs alle Zwecke und die höhere religiös-sittliche Bestimmung des menschlichen Lebens aus ihr erkannt werden. Nachdem er hierauf die Vorurtheile gegen das Studium der Psychologie abgewiesen hat, geht er zur Darstellung des relativen Werthes der Psychologie über. Er bemerkt hier gleich im Voraus, dafs er dabei nicht die Absicht habe, diejenigen, die die Wissenschaft nur um des Nutzens oder Brodes willen treiben oder, wie er sie nennt, die Artolatristen, gegen die er immer mit gerechtem Unwillen zu Felde zieht, für die Psychologie zu gewinnen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 10. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Psychologie von Scheidler und Naturlehre der Seele von Fischer.

(Beschluſs.)

Der Nutzen der Psychologie ist nach Hrn. S. ein doppelter, erstlich ein unmittelbarer, nämlich die Bedeutung derselben für die Menschenkenntniſs. Zur Erläuterung dieses Punktes führt der Verf. seine Ansichten über Pathognomik, Physiognomik und Organologie näher aus, und bemerkt darüber viel Gutes und Zeitgemäſses. Der mittelbare Nutzen der Psychologie wird durch ihr Verhältniſs zu andern Wissenschaften begründet. Hier entwickelt der Verf. zuvörderst sehr klar und treffend die oben angedeutete Ansicht, nach welcher die Psychologie, als Lehre der Selbsterkenntniſs, die nothwendige Grundlage oder Fundamentallehre der ganzen Philosophie ist. Aus dieser Begründung aller höchsten philosophischen Principien des menschlichen Wissens in psychologischen Beobachtungen ergiebt sich dann eine ähnliche Bedingtheit aller andern Wissenschaften in Ansehung ihrer höchsten Principien durch die Psychologie, welche der Verf. völlig überzeugend in Ansehung der Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Philologie und Politik durchführt. Endlich erörtert er noch das bedeutende Verhältniſs der Psychologie zu den s. g. Fach- oder Facultätswissenschaften, nämlich der Medicin, Rechtswissenschaft und Theologie, sowohl in theoretischer (die Psychologie giebt ihnen ihre Principien) als in praktischer Hinsicht (die Psychologie giebt ihnen die zur Anwendung erforderliche Menschenkenntniſs). Als Anregung zu dem Studium der Psychologie und als Belebung eines höheren wissenschaftlichen Sinnes so wie einer im edleren Sinne praktischen Richtung der Wissenschaft kann diese Propädeutik vorzüglich jungen Männern empfohlen werden.

In dem Grundriſs tritt das Material mehr hervor als die Form und die einzelnen psychologischen Thatsachen mehr als die organische Einheit des Seelenlebens. Jedoch möchte dies nicht als ein Vorwurf zu betrachten seyn, denn für den Zweck eines Grundrisses für akademische Vorlesungen kam es mehr auf richtige Darstellung des Factischen und auf vollständige Zusammen-

Digitized by Google

stellung und Anordnung des einzelnen Materials an, als auf allgemeines Räsonnement. Wenn daher auch manche der schwierigeren und streitigen Fragen hier nicht ihre befriedigende Erörterung gefunden haben, so hat das Werk dagegen den hier gröfseren Vorzug der reichen Belehrung und leichten Verständlichkeit für den Studirenden, der zugleich in den Anmerkungen immer vielfache Anregung und Anleitung zu einem tieferen Selbststudium finden wird. Zugleich kann die Schrift als ein literarisches Repertorium für die Psychologie gelten, indem es mit einer Vollständigkeit und Fülle, wie bis jetzt noch kein anderes psychologisches Werk, fast für jeden einzelnen psychologischen Gegenstand literarische Hülfsmittel anzeigt. Für einen Grundrifs für akademische Vorlesungen wäre in dieser Hinsicht freilich mehr Auswahl zu wünschen gewesen. — Die Einleitung wiederholt Vieles, was schon in der Propädeutik ausführlich abgehandelt war; auch enthält sie mancherlei aus der Physiologie und allgemeinen Biologie, was eigentlich nicht in die Psychologie gehört, was jedoch zur Erläuterung psychischer Verhältnisse dienen mag. Nachdem er die Idee und Aufgabe der Psychologie und die Stellung derselben in dem Gesammtgebiet der Wissenschaften bestimmt hat, geht er zu einer näheren Erläuterung der Begriffe Organismus, Leben, Vegetation, Animalität, Menschheit und Seele über. Sehr richtig erklärt er den Organismus als ein Ganzes, bestehend durch die Wechselwirkung seiner Theile, wodurch er das alte, neuerlich wieder aufgefrischte Vorurtheil von einer substantiell von der unorganischen Masse verschiedenen organisirenden Bildungskraft vermeidet. Eben so erklärt er sich auch mit Recht gegen den Irrthum, dafs die Lebenskraft erst von Aufsen zu dem Körper hinzukomme, sondern findet sie nur in der Form der Thätigkeiten oder in einem bestimmten Proceſs von Thätigkeiten: nur in dieser Form, sagt er sehr wahr, besteht die Substanz des Lebens, nur sie ist das Bestehende darin, die Materie ist das Wechselnde, die Accidenz. Allein nicht eben so können wir der Ansicht des Verfs. in der Bestimmung des Verhältnisses des Lebens zu der Seele seyn. Unter Leben nämlich versteht er eine durch Anregung von Aufsen bedingte Selbstthätigkeit, und dehnt also damit diesen Begriff auf alle Organismen, auch die Pflanzen, aus; jeder mit Empfindung und willkührlicher Bewegung begabte Organismus aber, also der thierische, hat Seele. Ref. mag nicht um Worte streiten, und läfst es daher gern dahin gestellt, ob man das Leben, das im Allgemeinen eine Selbstthätigkeit oder

Digitized by Google

Bewegung von Innen heraus bedeutet, die allerdings in gewissem Grade allen organisirten Wesen angehört, auch den Pflanzen zugestehen sollte, obgleich der allgemeine Sprachgebrauch dasselbe nur auf die Thiere, als die mit Empfindung und willkührlicher Bewegung begabten Wesen, beschränkt. Die Seele hingegen wird immer (aufser von dem Materialismus) als ein substantiell von dem Leib verschiedenes Wesen gedacht, als eine Erscheinungsweise des Geistes, von der wir gar keine Erfahrung haben als durch das Selbstbewufstseyn in uns selbst. An den Thieren bemerken wir nur körperliche Lebensäufserungen, denen ähnlich, durch die sich in uns die Seele in dem Körper äufsert, und wir schliefsen daraus auf ein unserer Seele ähnliches Wesen in den Thieren; allein die Unvollständigkeit der Analogie läfst uns nie über die blofse Aehnlichkeit hinauskommen. Die Gleichheit erreichen wir nur bei vollständiger Analogie, wie bei andern Menschen, an denen wir ganz denselben körperlichen Organismus finden, wie an uns selbst, daher wir ihnen auch Seelen wie uns zugestehen. Die menschliche Seele unterscheidet der Verf. von der thierischen durch die Vernunftfähigkeit und Perfectibilität. Ref. bestreitet nicht die Richtigkeit dieser Unterscheidungsmerkmale, aber er glaubt, dafs Vernunft von dem Begriff der Seele unzertrennlich sey, ja dafs sie das Wesen der Seele ausmache. — Der Verf. handelt dann noch von den Quellen der Psychologie und stellt als Hauptquelle die psychologische Selbstbeobachtung fest, schliefst also damit die Metaphysik und Mathematik (versteht sich nur als unmittelbare Quellen, nicht als Hülfswissenschaften) aus. Namentlich über die neuerlich versuchte Anwendung der Mathematik auf die Psychologie findet man hier viele treffende Bemerkungen. Ferner spricht er von den Hülfswissenschaften zur Psychologie, der Eintheilung (Universal- und Specialpsychologie), Methode (die Erfahrung) und Geschichte der Psychologie.

In dem ersten Abschnitt, der von dem Seelenleben im Allgemeinen handelt, nimmt der Verf. die Unterscheidung zwischen menschlicher und thierischer Seele von Neuem auf, und indem er hier die menschliche Seele als das Princip oder den Realgrund der inneren blos die Zeit erfüllenden Erscheinungen bestimmt, unterscheidet er damit die Menschenseele qualitativ von der Thierseele, denn da wir von dem Thierleben keine innere Erfahrung haben, so erkennen wir es eigentlich auch nie als Inneres, sondern nur als Form einer Wechselwirkung äufserlich auf einander wirkender Theile, mithin konnte auch nicht mit Recht

Digitized by Google

von dem Verf. hinzugesetzt werden, dafs sich die thierische Seele von der menschlichen nur durch den geringeren Grad der Vollkommenheit, durch geringere Innerlichkeit, Selbstthätigkeit u. s. w. unterscheide. Im 2ten Abschnitt behandelt er das schwierige Verhältnifs der Seele zum Leib und stellt hier recht gut die wichtigsten Gründe zusammen, durch die sich die Selbstständigkeit des Wesens der Seele gegen den Materialismus behaupten läfst. Ob sich hingegen, ungeachtet dieser Selbstständigkeit des Seelenwesens, mit dem Verf. behaupten lasse, das eigentlich wahre Menschenleben sey nur Seele, oder der Mensch (als Naturwesen) habe nicht blos Seele, sondern er sey Seele, der Leib hingegen gehöre zu seinem Ich nur als Organ der Seele, möchte noch bezweifelt werden können. Das natürliche Selbstbewufstseyn fühlt und denkt der Leib immer eben so unmittelbar als sein Selbst, wie die Seele, es fühlt sich unmitelbar in dem Leib als gesund oder krank u. s. w., und nicht erst mittelbar, als Werkzeug der Seele. Das natürliche Menschenleben ist daher wohl richtiger zu denken als das immanente Zusammenseyn von Leib und Seele, und nur in der idealen Abstraction bleibt uns der Geist als Wesen des Menschen allein stehen. — In der näheren Bestimmung des Verhältnisses der Seele zum Leib behauptet er eine Wechselwirkung des ganzen Körpers mit der Seele, erklärt also auch den ganzen Körper als Organ der Seele, und obgleich er eine nähere Beziehung des Nervensystems und eine noch nähere des Gehirns zu der Seele zugiebt, verwirft er doch die Hypothesen von einem *sensorium commune* als ausschliefslichem Sitz der Seele mit vollem Rechte. Im dritten Abschnitt erklärt er dann das Bewufstseyn als die Grundlage und den Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens, dessen Wesen er recht gut erläutert, und rechtfertigt dann sehr treffend für die Psychologie den Begriff von Vermögen überhaupt (im Unterschiede von Kraft) und die Unterscheidung einer Mehrheit von ursprünglich qualitativ verschiedenen Grundvermögen, gegen die von mehreren neueren Psychologen bekanntlich dagegen gemachten Angriffe. Hierauf entwickelt er sehr richtig folgende allgemeine Grundgesetze des geistigen Lebens: 1) der Geist ist lebendig, 2) der Geist ist vernünftig, 3) der Geist ist empfänglich; dazu kommt dann 4) das Gesetz des Gedächtnisses, 5) das Gesetz der Gewohnheit, 6) das Gesetz der Association, 7) das Gesetz der reinen Vernunft. So richtig, nach der Ansicht des Ref., diese allgemeinen Gesetze sind, so möchten sie doch auch zum

Digitized by Google

Theil auf einfachere Elemente zurückzuführen seyn, wodurch ihr Verhältnifs zur Einheit des Seelenlebens anschaulicher würde als hier, wo sie zu isolirt neben einander stehen. Ref. hat dies in seiner »Metaphysik der inneren Natur« durch die Verbindung der Formen der Wechselwirkung der Seelenthätigkeiten mit den Grundelementen der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit zu erreichen gestrebt.

In der zweiten Abtheilung werden nun die einzelnen Aeusserungen des Seelenlebens nach der Reihe abgehandelt. Die Darstellung des Verfs. wird hier auffallend kürzer und ist oft nur skizzenartig, und in der Vorrede (S. VIII.) erklärt er dies selbst daraus, dafs er sich auf die hier gelieferte Bogenzahl wider seinen Willen beschränken mufste: ein Zwang, der dem Buche nicht zum Vortheil gereicht hat. In dem 1sten Abschnitt handelt er von dem Erkenntnifsvermögen, mit dessen Darstellung Ref. gröfstentheils einverstanden ist: nur einige Punkte haben ihm Anstofs erregt. Der innere Sinn, der auch nach der psychologischen Theorie des Verfs. von der gröfsten Wichtigkeit ist, ist zu kurz und flüchtig behandelt. Das Wesen der Einbildungskraft scheint dem Ref. nicht richtig als eine unmittelbare Erkenntnifsthätigkeit gefafst zu seyn, da die s. g. productive Einbildungskraft als ein wirklich neue Vorstellungen schaffendes Vermögen erklärt wird. Ueberhaupt vermissen wir ungern ganz den bedeutenden Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Erkenntnifsthätigkeiten. Der so dunkle Unterschied zwischen Verstand und Vernunft ist zwar im Allgemeinen ganz richtig dadurch angedeutet, dafs der Verstand auf die Form, die Vernunft auf den Gehalt des Geistes bezogen wird. Allein diese Bestimmung reicht doch nicht hin und die nähere Erklärung des Verhältnisses verbirgt sich ganz in der ausführlichen Aufzählung der zahllosen Meinungen, die darüber aufgestellt worden sind. Die intellectuellen Talente, zu denen der Verf. den Beobachtungsgeist, die Divination, den Witz, Scharfsinn, Tiefsinn und das Genie zählt, sind nicht mit der gewohnten Vollständigkeit dargestellt worden. — Von der Darstellung des Gefühlsvermögens (Abschn. 2.) hat sich Ref. am wenigsten befriedigt gefunden. Zwar zeichnet sich der Verf. auch hier vor vielen Psychologen dadurch sehr vortheilhaft aus, dafs er dem Gefühl durch seine Beziehung auf Lust und Unlust bestimmt seine ursprüngliche Qualität anweist, und es so scharf von Erkenntnifs und Begehren unterscheidet, während sehr viele nur an dem un-

Digitized by Google

bestimmten Begriff von subjektiven Zuständen oder auch von unentwickelten, dunklen Vorstellungen, Empfindungen u. s. w. stehen bleiben. Die Darstellung der einzelnen Gefühle aber scheint dadurch mifslungen, dafs er sie nicht aus allgemeinen Gesetzen des Geisteslebens, die unmittelbar auf gleiche Weise auf alle drei Grundvermögen anwendbar sind, entwickelt, sondern einen Eintheilungsgrund aus der, für die Natur der Gefühle selbst unwesentlichen Verbindung derselben mit verschiedenen Erkenntnifsweisen entlehnt. So unterscheidet er Sinnengefühle, Phantasiegefühle, Verstandesgefühle und Vernunftgefühle. Dafs damit jedoch nicht das innere Wesen der Gefühle selbst bezeichnet sey, ergiebt sich daraus, dafs auch rein sinnliche Gefühle, d. i. Gefühle von sinnlicher Lust und Unlust, sich auf Erkenntnisse der Phantasie, des Verstandes und selbst der Vernunft beziehen können, und umgekehrt vernünftige Gefühle, d. i. vernünftiges Wohlgefallen an dem Guten durch sinnliche Erkenntnisse bestimmt seyn können, z. B. reine Frömmigkeit bei sinnlicher Vorstellung von dem Göttlichen. Als besondere Modificationen der Gefühle werden hier auch die Affekten, ganz nach dem Eintheilungsschema der Gefühle, dargestellt. — Das Begehrungs- oder Thatvermögen (Abschn. 3.) ist nach dem Verf. die Richtung der Seelenthätigkeit auf die Einwirkung auf das Seyn, im engeren Sinn aber als menschliches Begehren oder Wollen, bewufste Kraftäufserung zum Wirken oder nach Zwecken. Ein Element dieses Begehrungsvermögens (und zwar das materielle) ist ohne Zweifel das Vermögen der Triebe und zwar, nach des Verfs. richtiger Bestimmung, das Begehrungsvermögen, sofern es die Vorstellungen des Zweckes in unseren Geist einführt. Allein eine Beschreibung der besonderen Grundtriebe scheint Ref. nicht nöthig, da sie ihrem Gehalt nach schon in den Gefühlen oder Werthbestimmungen enthalten sind, und sich von diesen nur der Form nach unterscheiden, nämlich durch ihre Beziehung auf das Begehren. Der Trieb ist die Richtung des Begehrens auf den Gegenstand des gefühlten Wohlgefallens, d. h. er sucht das Wohlgefühl zu realisiren. Grundtriebe müssen daher ganz den Grundgefühlen analog seyn. Das andere (formelle) Element des Thatvermögens ist der Wille, d. i. die Kraft, welche zwischen den durch die Triebe dargebotenen Motiven entscheidet. Darin liegt die Freiheit des Willens, die jedoch, wie der Verf. richtig bemerkt, als psychische Kraft, keine absolute ist. In der Ausbildung dieser Willensfreiheit findet allerdings eine stufenmäfsige

Digitized by Google

Ausbildung statt, welche sich auch nach bestimmten Gesetzen bestimmen läfst, nur hätte der Verf. diese Gesetze nicht wieder aus den bei den Willensäufserungen vorherrschenden Erkenntnifsfunctionen ableiten sollen, sondern nach den allgemeinen Gesetzen der Ausbildung des Geistes oder den Formen der Lebenseinheit der Seele, nach welchen an die Stelle der Stufen des Sinnes, der Einbildungskraft, des Verstandes und der Vernunft, die des Sinnes, der Gewohnheit und des Verstandes oder der Freiheit getreten seyn würden. Die Erkenntnisse haben eben so wenig einen entscheidenden Einfluſs auf die Form des Willens als auf die der Gefühle. — Den Schluſs dieses Abschnittes macht die Lehre von den Leidenschaften und von dem Charakter.

Damit schliefst zugleich das Buch, das also nur die allgemeine Psychologie enthält, und die besondere Psychologie einer späteren Darstellung vorbehält Es ist zu wünschen, dafs der Verf. recht bald auch diesen nicht minder interessanten Theil der Psychologie bearbeiten möge.

Während Scheidler, wie sich aus dieser Darstellung ergiebt, mehr auf der Seite derjenigen Psychologen steht, welche den bisher bestandenen Zustand der Psychologie im Wesentlichen noch festhalten und ihre Vervollkommnung nur auf dem Wege der allmähligen Reformation erstreben, ist Fischer, der Verf. von No. 2, wohl mehr zu der Classe der Neuerer in der Psychologie zu zählen, welche sie revolutionär von Grund aus umzugestalten suchen. Wenigstens enthält seine Schrift viele die bisherige Gestalt und Methode der Psychologie wesentlich angreifende Ansichten. Der Verfasser wendet sich daher mit seiner Darstellung nicht an die Psychologen ex professo, die, wie er in der Vorrede klagt (S. VI.) in eine Wolke von Vorurtheilen eingehüllt seyen, und »deren Seelen in den Gehirnkammern, wo sie das Vorurtheil (welcher Psychologen?) residiren läfst, zu fest gebannt seyen, als dafs er sich noch die undankbare Mühe geben möchte, diese Gefangenen daraus zu befreien.« Eine unbefangenere Aufnahme hofft er vielmehr bei dem gebildeten Publikum zu finden, an welches er sich daher vorzugsweise mit seiner Schrift gerichtet hat. So sehr wir es nun auch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit billigen und preisen, dafs man mehr als sonst bemüht ist, die gewonnenen und gesicherten Resultate der Wissenschaft von dem schwerfälligen Kleide der Schule zu entkleiden und dem gröfseren Publikum mitzutheilen, so wenig können wir doch glauben, dafs dieses ein fähigerer und besser be-

Digitized by Google

rechtigter Richter sey, um über neue noch nicht bewährte Ansichten und Entdeckungen in der Wissenschaft zu entscheiden, als die Männer vom Fache. Die willigere Empfänglichkeit dieses gröfseren Publikums für das Neue als solches, wird man doch wohl nicht als einen Beweis für die gröfsere Unbefangenheit oder Fähigkeit desselben ausgeben wollen? Ref. freut sich von Herzen des allgemeinen Zuges unserer Zeit, »welche,« wie der Verf. sagt, „die Wissenschaft aus dem Staube rauchigter Studierstuben hervorzieht, und sie in die freieren Kreise des Lebens und der Gesellschaft einführt," aber keineswegs würden wir es für vortheilhaft für die Wissenschaft halten, wenn nun diese öffentliche Meinung des allgemeineren Publikums zur höchsten Richterin in Sachen der Wissenschaft erhoben und das Urtheil der Sachverständigen ganz perhorrescirt werden sollte. Indessen darf man hoffen, dafs der Verf. nicht selbst so sehr in Vorurtheilen gegen die Psychologen befangen seyn werde, dafs er jede Einwendung gegen seine Ansichten nur als Vorurtheil der Psychologen betrachten werde; wenigstens wird Ref., obgleich ebenfalls Psycholog, und zwar mehr auf der Seite der Erhaltung und allmähligen Reformation, als der Revolution stehend, bemüht seyn, die Ansichten des Verfs. so unbefangen als möglich zu beurtheilen. Dies wird ihm in Beziehung auf den Verf. um so leichter werden, da er sich mit demselben auf dem gemeinsamen Boden der Naturforschung befindet, von wo aus eine Verständigung über die etwa statt findenden Differenzen leicht möglich ist. Ueberhaupt aber haben die psychologischen Forschungen des Verfs. durch diese naturwissenschaftliche Methode immer eine sichere und richtige Grundlage, von wo aus von seinem scharfen Beobachtungsgeist und treffendem Takt viele gute Früchte für die Fortbildung der Psychologie zu erwarten sind. Manche der Behauptungen des Verfs. sind dem Ref. paradox und gewagt erschienen, nie aber hat er die Grenzen der besonnenen Naturbeobachtung überschritten. Weniger als die Grenzen der Natur und der Erfahrung gegen leere Speculationen und mystische Phantasieen hat er die der inneren Natur gegen die äufsere festgehalten, und es besteht eben sein Neuerungsstreben hauptsächlich darin, diese Grenzen zwischen Leib und Seele flüssig zu machen.

Das bis jetzt erschienene erste Heft enthält nur die Darstellung der allgemeinen Psychologie, worunter der Verf. die Lehre von dem Seelenleben im Allgemeinen versteht, noch ohne die

Digitized by Google

Beschreibung der einzelnen Seelenthätigkeiten. In der Einleitung handelt er kurz und treffend von dem Werth der Psychologie, den Schwierigkeiten ihres Studiums, dem Begriff und der Uebersicht derselben und ihrem Verhältnifs zu andern Wissenschaften. Er erklärt die Psychologie ausdrücklich als »Lehre von der Natur und dem Leben der Seele« (S. 13.), mithin als Naturlehre. Auch hat sich Ref. getraut, die Psychologie als »nothwendige Grundlage der Wissenschaften,« namentlich der Logik, Aesthetik, Religionsphilosophie und Moral, von dem Verf. anerkannt zu finden. (S. 15 fg.)

Er beginnt seine Untersuchungen gleich (Kap. 1.) mit dem streitigen Verhältnifs des Körperlichen und Geistigen. Der Hauptgedanke, den er hier durchzuführen sucht, und worin ihm Ref. nicht beistimmen kann, ist der, dafs Körper und Geist blos graduell, nicht specifisch verschiedene Dinge sind. Zwar verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, als ob er dadurch den Geist materialisire, sondern vielmehr wolle er den Körper vergeistigen (S. 21.); allein Ref. hält beides für gleich verwerflich. Er vereinigt beide in den Begriff der Kraft. »In Wahrheit, wird sich zeigen, ist das Körperliche das gleiche Wesen, wie der Geist, nämlich Kraft, der Unterschied ist blos graduell, ein Mehr oder Weniger der Entwickelung; das Körperliche besteht aus Kräften, die nur auf einer unendlich tieferen Entwickelungsstufe stehen, als der Geist, so dafs man, freilich etwas paradox und vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichend, sagen könnte: ‚Die ganze Welt bestehe aus Seelen, die nur hier, wo sie Körper bilden, noch in Bewufstlosigkeit und Unfreiheit schlummern, dort hingegen als Geister zum Bewufstseyn und zur Freiheit erwacht seyen.« (S. 21.) Der Verf. wird jedoch selbst nicht mit diesem Begriff der Kraft, der freilich beiden auf gleiche Weise zukommt, eine specifische Einheit zwischen Körper und Geist ausgedrückt zu haben glauben, da Kraft nichts ist als das Schema der Kategorie der Causalität, mithin alle Verschiedenheiten der Qualität noch in sich begreift, wie die Substanz. So wäre also die specifische Verschiedenheit zwischen materieller und psychischer Kraft hiermit noch unüberwunden und somit auch die zwischen materieller und psychischer Substanz. Der Verf. sucht seine Ansicht dadurch näher zu bewähren, dafs er die sonst anerkannten Verschiedenheiten zwischen Körper und Geist als nur graduelle darstellt. 1) Der Hauptunterschied besteht in der verschiedenen Art sie zu erkennen. Der Körper wird durch die

äufseren Sinne, der Geist durch den inneren Sinn wahrgenommen. Allein, sagt der Verf., auch der Geist in anderen Menschen wird durch die äufseren Sinne — namentlich in der Sprache durch das Gehör und Gesicht wahrgenommen; im Auge, in den Mienen kündigt sich uns der fremde Geist auch äufserlich an, der Unterschied ist also kein scharf abgegrenzter, sondern ein schwebender. Allein der Verf. hat den Einwurf, den er sich selbst macht, nicht beseitigt, dafs das fremde Seelenleben nur mittelbar durch den Körper erkannt werde, nie unmittelbar. Er sagt zwar: Der subjektive Unterschied in der Art und Weise der Erkenntnifs begründe keinen objektiven Unterschied in den Dingen. Eben dies aber glauben wir mit Entschiedenheit behaupten zu dürfen, da jede unmittelbare Erkenntnifsweise vermöge der in ihr liegenden ursprünglichen Form eine ursprüngliche Qualität auf die Dinge überträgt. Dieser objektive Unterschied zeigt sich in dem zweiten von dem Verf. angeführten Punkte, dafs das Geistige nur als zeitlich, das Körperlich auch als räumlich erkannt wird. Dies ist nichts als die objektive Bedeutung des subjektiven Unterschiedes zwischen äufserem und innerem Sinn. Der Verf. nun behauptet, auch dieser Unterschied gelte nicht streng, denn auch der Geist sey räumlich bestimmt, zuerst durch seinen Körper, dann in diesem näher durch seine Organe; seine Grenzen im Raume seyen nur nicht so scharf bestimmt, wie die der meisten Körper, aber auch viele Körper, wie Luft, Elektricität, Licht u. s. w. seyen nicht bestimmt im Raume abgegrenzt. Allein auch hier können wir nur sagen, dafs die Wirkungssphäre des Geistes in der Körperwelt einigermafsen räumlich begrenzt sey, keineswegs aber, dafs der Geist selbst, seiner Qualität nach, räumlich bestimmt sey oder in dem Raume erscheine. Ferner setzt der Verf. hinzu, der Körper erfülle den Raum, er sey solid, so dafs kein anderer Körper in demselben Raume seyn könne, der Geist hingegen erfülle ihn nicht, sondern sey nur in ihm. Dies ist ganz richtig, aber eben damit ist ein objektiver specifischer Unterschied zwischen Körper und Geist zugegeben: der Körper ist das den Raum Erfüllende, der Geist das nur die Zeit Erfüllende. Doch auch diese Unterscheidung sucht der Verf. noch locker zu machen. Endlich auch der Unterschied zwischen Zusammengesetztheit oder Theilbarkeit des Körpers und der Einfachheit der Seele soll nach dem Verf. nicht absolut gelten; allein die Distinctionen, dafs die Seele zwar theillos sey, aber doch getheilt werden könne, ist eine leere Spitzfin-

Digitized by Google

digkeit, und die Facta von doppeltem Bewufstseyn in den geisteskranken Zuständen des s. g. Besessenseyns sind nichts weniger als eine Theilung der Seele, sondern nur eine krankhafte Abspiegelung des Einen Selbstbewufstseyns in der Phantasie, wo jedenfalls beide Bewufstseyn doch nur dem Einen untheilbaren Seelensubjekt angehören. Den Unterschied zwischen dem Körperlichen und dem Geistigen bestimmt der Verf. durch drei Punkte, die aber alle nur graduell gelten sollen: 1) das Körperliche bildet nur continuirliche Massen, das Geistige schliefst sich zur individuellen Einheit zusammen, 2) das Körperliche ist todt, der Geist lebendig, 3) das Körperliche ist blind und nothwendig, das Geistige bewufst und frei.

Die Ueberschrift des 2ten Kapitels: Von den verschiedenen geistigen Seiten der menschlichen Natur, läfst eine Darstellung der verschiedenen Vermögen der Seele erwarten; davon ist aber hier nicht die Rede, sondern von den Stufen, in denen sich die Seele von ihrer Gebundenheit an den körperlichen Organismus allmählig zur Selbstständigkeit entwickelt. Hier werden also die Begriffe des Anorganischen, des Organischen, des Lebens und der Lebenskraft, der Seele, des Geistes erläutert. Unerwartet war es dem Ref., hier die ältere Meinung wieder in Schutz genommen zu sehen, dafs der Organismus nicht blos durch die Wechselwirkung der Theile des Körpers selbst zu Stande komme, sondern dafs die Materie durch ein höheres geistiges Wesen zusammengehalten und ausgebildet werde, welches die s. g. Lebenskraft ist. Ref. kann sich schlechterdings nicht in einer Kraft eine Realität denken, die von der des Seyns verschieden wäre, worin sie wirksam ist, weil ihm, wie schon oben angedeutet, Kraft nichts ist als das Seyn selbst unter der Kategorie der Causalität gedacht. Er sieht daher diese Lebenskraft als besonderes Wesen nur als eine phantastische Hypostasirung eines Begriffs an. Nach dem Verf. also ist Seele als Lebenskraft schon in jedem organisirten Wesen: sie entwickelt sich zunächst selbstständiger in dem thierischen Organismus zu Empfindungs- und willkührlicher Bewegungsfähigkeit und in dem Menschen zum Bewufstseyn als Geist. Die drei Seiten (oder Stufen) des Seelenlebens sind also nach dem Verf.: Lebenskraft oder vegetative Seele, thierische Seele oder Sinnlichkeit und vernünftige Seele oder Geist. Diese drei sind jedoch nicht substantiell verschieden, sondern nur verschiedene Aeufserungen des Einen Ich. Die nähere Begründung der Identität der Lebenskraft in dem mensch-

Digitized by Google

lichen Organismus mit der Seele behält er sich noch einer späteren Nachweisung vor; auch den Unterschied zwischen der thierischen und menschlichen Seele betrachtet er als einen nur graduellen. Ref. bezieht sich in Rücksicht dieser Ansichten auf das oben gegen Scheidler Bemerkte.

Das 3te Kap. handelt von der »Stellung des Menschen im Universum und auf der Stufenleiter der Wesen,« und hier entwickelt der Verf. mit Geist die bekannte Idee von dem Menschen als Mikrokosmus der gesammten organischen Natur. Hierauf folgt (Kap. 4.) eine interessante Untersuchung über die „Substantialität der Seele," worin er die vollständige Wirklichkeit der Seele sehr geschickt theils gegen den Materialismus, der ihre Selbstständigkeit, theils gegen den Idealismus und Pantheismus, der ihre Wirklichkeit bestreitet, vertheidigt. Von dem Verdachte des Materialismus reinigt sich der Verf. durch diese Bestreitung vollkommen; allein es wird dabei doch zugleich auch sichtbar, dafs er sich selbst durch seine Annahme eines nur graduellen Unterschiedes zwischen Körper und Geist einigermafsen die Hände gegen den Materialismus gebunden hat. Er sieht sich daher zu dem Geständnifs genöthigt, dafs dem Materialismus, als einem in Mangel an innerer Beobachtung bestehenden geistigen Mangel nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch psychologische Zucht beizukommen seyn. Nach der Widerlegung des Idealismus und des Pantheismus folgt noch eine Beurtheilung einer Denkart, die er Realismus des Allgemeinen nennt, und worunter er die Behauptung versteht, dafs das Allgemeine, der Gedanke, der Begriff als solcher Realität habe: also in Beziehung auf den Menschen, dafs die Gattung, die Menschheit das Wirkliche sey, die einzelnen Individuen nur Erscheinungen jener. Der Verf. beweist auch hier seine Neigung zur Hypostasirung der Begriffe, indem er diesen Realismus des Allgemeinen in Rücksicht substantieller Wesen für richtig hält, mithin der Menschheit als Gattung, obgleich nur ein Product der Abstraction, doch Wirklichkeit für sich zugesteht.

Das 5te Kap. ist von dem »Sitz der Seele« überschrieben. Der Verf. spricht sich hier zwar etwas paradox zu Gunsten eines Sitzes der Seele aus, allein bei näherer Erklärung darüber findet man nichts Anderes als die gewöhnliche, und nach Ref. Ansicht richtige, Ansicht. Die Seele, sagt er, wohnt zunächst im Körper, ist aber immanent, d. h. in gegenseitiger Durchdringung mit diesem verbunden. Diesen Begriff der Immanenz

Digitized by Google

hebt der Verf. mit besonderem Nachdruck hervor, und Ref. findet ihn allerdings hier sehr passend, ohne ihn jedoch als einen für dieses Verhältnifs ganz neuen, von ihm oder sonst Jemand erst kürzlich entdeckten betrachten zu können. Die Wohnung der bewufsten Seele, fährt der Verf. fort, ist das Nervensystem, und zwar das ganze, doch so, dafs sich die Seele hier an gewissen Punkten mehr sammelt. In alle dem stimmt der Verf. ganz mit der gewöhnlichen Ansicht zusammen. Eigenthümlich ist nur die Ansicht von der Identität der vegetativen Lebenskraft mit der Seele, die er hier näher entwickelt. Die Seele nämlich als unbewufste ist die Lebenskraft und diese ist die durch die Vereinigung mit dem Körper ganz an diesen gebundene Seele, wie sie auch in den Pflanzen schon lebt. Die Seele als bewufste ist der Geist, und dieser ist gleichsam der Ueberschufs der Seele über die Lebenskraft, die von dem Körper ungebundene Seele, wie in den Thieren und Menschen. Der Sitz der ungebundenen, bewufsten Seele ist allein in dem Nervensystem, das der gebundenen unbewufsten in dem ganzen Körper.

Es folgt (Kap. 6.) die Darstellung der Vermögen der Seele. Der Verf. theilt sie nach einem doppelten Princip ein 1) ihrem Product nach: theoretische — Erkenntnifs, ästhetische — Gefühl, praktische — Begehren; 2) ihrer Natur nach, die oben genannten drei Entwickelungsstufen der Lebenskraft, Seele, Geist. Ref. stimmt der Eintheilung bei, doch scheint ihm die Eintheilung richtiger bezeichnet 1) der Qualität, 2) den Entwickelungsgraden nach. Die ersteren drei Grundvermögen glaubt er noch auf die einfacheren Elemente des Bewufstseyns und des Willens reduciren zu können, was nur durch die gewöhnliche Verkennung der ursprünglichen Qualität des Gefühls geschehen konnte, das er nur als die gleichmäfsige Mischung jener beiden Elemente betrachtet und worunter er nur die blofse Zuständlichkeit oder Subjektivität des Geistes versteht. — Im 7ten Kap. wird endlich noch die »Einfachheit oder Zusammengesetztheit der Seele« untersucht. Streng genommen gehört der Begriff der Einfachheit nicht in die Psychologie als Naturlehre der Seele, sondern sie ist nur eine Eigenschaft des idealen Wesens der Seele. Indessen mufs doch für die Natur der Seele die Einzelheit des Subjekts aller Seelenthätigkeiten behauptet werden. Der Verf. hat sich hier in die ganz widersprechende Behauptung verirrt, dafs die Seele ihrer Wirklichkeit und Gegenwart nach einfach, ihrer Entstehung und Auflösung nach zusammengesetzt sey. Er

Digitized by Google

meint damit, dafs die Seele ihrem Ursprung nach aus den zwei Elementen bestehe, die ihrer Wirklichkeit nach gänzlich zur theillosen Einheit ineinander aufgegangen sind. Allein die Entstehungsweise wie die Auflösung der Seele liegen jenseits unserer möglichen Erfahrung, wir können also auch nicht von einer ursprünglichen Zusammensetzung der Seele sprechen: als Gegenstand der Erfahrung ist es immer nur das Eine untheilbare Subjekt. Jenseits dieser Grenzen der Erfahrung liegt daher auch die Entstehung der Seelen aus der Vereinigung der beiden Eltern, die der Verf. für sich anführt. Doch der Verf. geht noch weiter, und behauptet auch in der Wirklichkeit der Seele eine mögliche Auflösung derselben in Theile. Er beruft sich dafür aber ganz mit Unrecht auf gewisse Erscheinungen des Wahnsinns, welcher nach seiner Theorie in einer Trennung Eines Vermögens oder Elemeuts von dem andern bestehen soll. Es mag sich mit dieser Theorie verhalten wie es wolle, gewifs ist, dafs dies nie eine wirkliche Theilung der Seele ist, denn jedes der isolirt wirkenden Vermögen schreiben wir doch immer dem Einen untheilbaren Ich als Subjekt aller Seelenthätigkeiten zu, und nie werden aus Einer Seele mehrere Seelen, wie aus Einem Körper mehrere Körper werden, sondern immer finden wir nur Thätigkeiten oder Aeufserungen der Einen Seele.

H. Schmid.

***Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache, wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphaël Kühner, Doct. d. Philos. u. Konrektor an den Gymnasialklassen des Lyceums zu Hannover. — Erster Theil. — Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1834. XII u. 476 S. 8. mit 1 Blatt Druckfehleranzeige und anderen Berichtigungen.* (Ladenpreis 1 Rthlr. 16 gr.)**

Als Ref. vor einigen Jahren in diesen Jahrbüchern eine neue wissenschaftlich bearbeitete Lateinische Grammatik (die Ramshorn'sche) anzeigte, machte er die Bemerkung, wie weit bisher bei uns die wissenschaftliche Behandlung der Lateinischen Grammatik hinter der Griechischen zurückgeblieben sey, und fand gleichsam in jenem Werke eine Bürgschaft, dafs nun auch jene Sprache einer tiefern, gründlichern und die Oberflächlichkeit verschmähenden Behandlung, auch für den Unterricht, sich bald werde erfreuen dürfen. Diese Hoffnung ist ja erfreuliche Er-

Digitized by Google

füllung gegangen. Und hätten wir auch nichts weiter, als die Werke von A. Grotefend aufzuweisen (um so manche andere zu übergehen), so würde man doch mit Unbilligkeit sich über Mangel an wissenschaftlicher, eigenthümlicher und origineller Behandlung der Lateinischen Grammatik zu beklagen haben. Da wir aber Zumpt und Ramshorn, da wir O. Schulz, K. L. Schneider, Struve, Krüger, Billroth, Krebs und ähnliche besitzen, so ist kein Grund mehr, die alten Klagen anzustimmen, oder in sie einzustimmen. Die Griechische Grammatik dagegen hat schon mit dem Anfange dieses Jahrhunderts in G. Hermann's, leider unvollendet bleibendem, Werke *De Emendanda Ratione Graecae Grammaticae* die fruchtbarsten Winke zu wissenschaftlicherer Bearbeitung erhalten, und diese Winke sind nichts weniger als unbeachtet geblieben; und wären auch sonst keine Früchte und Fortschritte aufzuzeigen, als die Grammatiken von Buttmann, Matthiä und Thiersch, und zwar von Jedem derselben in mehrfacher Gestalt und wiederholter Bearbeitung: so wären schon dieser Männer Werke allein die sprechendsten Beweise des Fortschreitens auf der einmal gebrochenen Bahn. Aber wie viele andere haben wir nicht in verschiedenen Monographien, in Commentaren über Griechische Schriftsteller, in Recensionen. Und so dürfte keine der klassischen Sprachen sich in dieser Hinsicht mit Grund über Vernachlässigung beschweren können. Das Ideal ist indessen noch von keinem der bisherigen Bearbeiter erreicht, und da es seiner Natur nach unerreichbar ist, so mufs uns wenigstens jede Annäherung zu demselben willkommen seyn. Dafs auch die gegenwärtige Grammatik die Sache um einen Schritt weiter führt, glauben wir mit Recht behaupten zu dürfen. Hrn. Dr. Kühner's Name hat im philologischen Publikum schon seit mehrern Jahren einen guten Klang. Er debütirte im Jahre 1825 mit seiner in Göttingen gekrönten Preisschrift: *M. Tullii Ciceronis in Philosophiam ejusque partes merita* (Hamburg. Perthes. 8.), gab dann im J. 1829 (in Jena, bei Frommann) seine gediegene Ausgabe von Cicero's Tusculanen heraus, von welcher wir demnächst einer neuen, vervollkommneten Auflage entgegensehen dürfen. Die erste Probe seiner grammatischen Studien über die Griechische Sprache gab er im J. 1829 in seinem Versuche einer neuen Anordnung der Griechischen Syntaxe (Hannover. Hahn. 8.), eine zweite (in eben demselben Verlage) in vier grofsen Folio-Tafeln: Sämmtliche Anomalien des griechischen Verbs im

attischen Dialekt, auf Analogieen zurückgeführt, im Jahre 1831. (s. Heidelb. Jahrbb. Jahrgg. 1832. No. 58.)

Nun erscheint dieses Werk, eine Frucht fast neunjähriger Forschungen, das also, nur nicht gerade in dem Sinne des Horatius, das *nonum prematur in annum*, wenigstens in dem Geiste des Verfs., erfüllt hat. Aber es erfüllt auch wirklich die gerechte Erwartung, dafs er nicht nur seinen Plan werde reiflich überdacht, sondern auch das Material in möglichster Vollständigkeit gesammelt, sich mit seinen besten Vorgängern bekannt gemacht, und ihr Gutes sich mit Selbstständigkeit werde angeeignet haben. Ist demungeachtet das Werk selbst nicht ganz, wie Pallas aus Jupiters Haupte, durchaus und allseitig vollkommen und gewaffnet gleich beim ersten Erscheinen an das Licht getreten, so hat es dieses Schicksal mit allen physischen und geistigen Productionen der Menschen gemein; und (um etwas nahe Liegendes als Beispiel zu nehmen) unterscheidet sich nicht Grimms zweite Ausgabe seiner deutschen Grammatik durch noch etwas ganz Anderes von der ersten, dennoch mit allgemeiner Freude empfangenen, als durch die gewählten lateinischen Lettern? Und (wir lenken wieder ein) gerade dieses Mannes Werk leuchtete unserm Verfasser als ein Muster und Urbild vor, das, nach dem Spruche des Confucius bei Schiller, die beiden Bedingungen aller tüchtigen Leistungen: „Mufst in's Breite dich entfalten" und „Nieder in die Tiefe steigen," wie kein anderes vor ihm auf demselben Gebiete, erfüllt hat. Ja, mit Recht sagt er in der Vorrede, so wie die wissenschaftliche Behandlung der Griechischen Grammatik der der Lateinischen weit vorausgeeilt, so die der Deutschen beiden. Er stellt sich seine Aufgabe hoch, und fordert, aufser Gründlichkeit im Griechischen selbst mit der weitesten Umsicht, überdies, als Ergänzung und Vermittlung, das Anschliefsen der vergleichenden Sprachlehre, und besonders Blicke auf das Sanskrit, als fruchtbare Winke für das tiefer eindringende Verständnifs in Geist, Form und Stoff.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 11. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kühner, Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache.

(Beschlufs.)

Der Zweck dieser Grammatik ist ein wissenschaftlicher und zugleich ein praktischer für die Schule (obgleich nach Vollendung dieser ausführlichen Grammatik unmittelbar eine eigentliche, kürzere, Schulgrammatik folgen soll); indessen schienen beide in der Ausführung nicht ganz vereinbar. Es mufste gleich der erste Grundgedanke aufgegeben werden: »der Versuch, die ganze Grammatik, ohne Scheidung des etymologischen und syntaktischen Theils, aus der organischen Entwickelung und Erweiterung des Satzes zu erklären;« auch ward es nicht thunlich gefunden, den Homerischen Dialekt (nach dem historischen Princip) zum Grunde zu legen, sondern es mufste »die Attische und gemeine Sprache zur Basis angenommen und die Dialekteigenthümlichkeiten in gesonderten Abschnitten oder Bemerkungen« erörtert werden; endlich war es nicht möglich, »die Verba auf μι, als die ältern, denen auf ω, und die dritte Deklination der ersten und zweiten« voranzuschicken. Die Syntax dagegen erlaubte eine wissenschaftlichere Form. Sie konnte mit Homer beginnen, der Entwickelung der Sprache folgen, und sie durch die verschiedenen Zeitalter herab begleiten. Andere Gründe bestimmten ihn jedoch, selten unter die Attischen Redner herabzusteigen, besonders, »weil aus der meist gekünstelten und unnatürlichen oder auch verderbten Sprache der Spätern nur Weniges zur tiefern Einsicht und Begründung der klassischen Sprache geschöpft werden könne.« — Diesen Satz und seine Folgerung dürften dem Verf. wohl Manche nur mit grofser Einschränkung zugeben. — Uebrigens bemerkt er, dafs manche in der Formenlehre ausgesprochene Ansichten erst in der Syntax (die wir, nach der Versicherung des Verlegers, noch in diesem Jahre erhalten sollen) ihre Begründung finden könne: namentlich der Punkt, dafs er »es gewagt habe, den Optativ, den man als einen der Griechischen Sprache allein eigenthümlichen Modus gepriesen und auf die spitzfindigste Weise, der Eine so, der Andere anders, erklärt hat, zu dem, was er ist, d. h. zum Conjunctiv der historischen Zeitformen zu machen, und

Digitized by Google

ihm in den Paradigmen den Platz, den er von jeher hätte einnehmen sollen, anzuweisen.« Hierher gehört auch die Versetzung des Aor. II. Pass. in das Activum, die Stellung der Declinationen nach den Conjugationen und dergl., und so werden wir wohl am besten thun, wenn wir, anstatt diese oder jene Neuerungen zu besprechen, den zweiten Theil abwarten, der darüber Aufschlüsse geben wird. Vielleicht erklärt sich dann der Verf. auch über die Ursache, warum er aus der allgemeinen Sprachlehre immer im Anfange der Haupttheile und der Kapitel derselben Einzelnes aufgenommen hat, was man in der Griechischen Grammatik (in so ferne mit der Lateinischen Sprache fortwährend der Anfang gemacht wird) als bekannt voraussetzen könnte? Ueber das Mehr oder Minder der Sprachvergleichung, worin der Verf. sich absichtlich gemäfsigt zu haben erklärt, wollen wir ebenfalls nicht mit ihm rechten, wohl wissend, dafs hier kein Mafsstab vorhanden ist, den Alle als allgemeingültig anerkennen müfsten. Ref. würde nach seiner Individualität zuweilen mehr gegeben haben, ohne deswegen das Buch um mehr als einen halben Bogen zu vergröfsern. Namentlich hätte er öfter das Lateinische neben das Griechische gestellt. Der Verf. wird einwenden, dies liege so nahe, dafs er geglaubt habe, die hieher gehörigen Winke füglich dem Lehrer überlassen zu können, ja dafs wohl denkende Schüler von selbst darauf kommen werden. Ref. würde beistimmen, wenn er nicht in seinem Wirkungskreise seit vielen Jahren die leidige Erfahrung gemacht hätte, dafs sogar, übrigens tüchtige, Lehrer so wenig an Sprachvergleichung denken, welche doch so überraschende Lichtblicke in so vielen Fällen gewährt, als ob in ihrem Kopfe zwischen den verschiedenen Sprachgebieten eine unübersteigliche Mauer aufgeführt wäre. Wir haben übrigens das Werk mit steigendem Interesse gelesen. Die Darstellung ist, im Ganzen, lichtvoll; Vieles erhält schon durch seine Stellung Klarheit und Zusammenhang; die Paradigmen geben durchaus einen klarern Ueberblick und eine lebendigere Anschauung, als in den Buttmann'schen Sprachlehren, wenn auch die oben berührten Neuerungen bei dem Verbum dem Lehrer, der an andere Form gewöhnt ist, anfangs etwas fremd erscheinen. Es wird kein Lehrer der Griechischen Sprache, dem es um Vervollkommnung in Stoff und Form zu thun ist, dieses Werk unbeachtet lassen dürfen, und Wenige dürften seyn, die hier nicht entweder Neues lernten, oder das Bekannte in neuem Zusammenhange und von neuen Seiten erblickten, oder zum Nachdenken,

Digitized by Google

auch wo sie nicht beistimmen möchten, angeregt würden. Wenn wir im Verfolg unserer Beurtheilung nun mehr in's Einzelne gehen, als über Allgemeines und dessen Behandlung uns herauslassen, so geschieht dies theils aus den oben angeführten Ursachen, die bis zur Vollendung des Ganzen ein ἐπέχειν gebieten, theils, weil wir voraussetzen, dafs unsere Leser sich wohl selbst mit dem Werke werden bekannt machen wollen, theils endlich, weil tiefer eindringende Erörterungen den für philologische Zwecke eigens bestimmten Zeitschriften angehören. Der Verf. mag das Folgende als einen Beweis unserer Aufmerksamkeit, als einen Beitrag zu Verbesserungen im Einzelnen, zuweilen auch als eine blofse Anfrage, in keinem Falle aber als ein Produkt der Tadelsucht betrachten, die Ref. gerne denen überläfst, welche sich darin wohl gefallen.

S. 3. ist nebenbei von der Pelasgischen Sprache die Rede, ohne dafs vorher ihrer Erwähnung gethan wäre, wo es erwartet werden konnte, und worauf sich jene gelegentliche Nennung beziehen sollte. Ebend. hätten wir in der Anmerkung, bei den Beispielen des Ueberganges von λ in *d* im Lateinischen, auch noch, als ganz hierher gehörig, μελετᾶν und *meditari* angeführt. — S. 6. werden die verschiedenen Mundarten, welche von den Griechen zu gewissen Gattungen der Sprachkunstformen angewendet wurden, Kunstsprachen genannt. Der Ausdruck giebt ohne Erklärung nicht nur nicht den rechten, sondern vielleicht einen falschen Begriff. Wir versuchten Stilgattungsmundarten oder Kunstgattungsdialekte. Da der Verf. auch sonst Schriften, wo der Lehrer das Ausführlichere lesen kann, citirt, so konnte hier wohl auch F. Jakobs: Ueber einen Vorzug der Griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. 8. München 1808, angeführt werden. — Eben so S. 15. zur Geschichte des Griechischen Alphabets: W. Bäumlein: Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und die Entwicklungen des Griechischen und über die Entstehung des Gothischen Alphabets. 8. Tbgn. 1833. Auch hätten wir unter der Rubrik *Prolitica* vor §. 74. p. 67. des Mannes Ehrenmeldung gethan, der diesen passenden Ausdruck aufgebracht und mit seiner Abhandlung darüber in diesen Gegenstand, wie in so viele, Licht gebracht hat, nämlich G. Hermann: *De Emend. rat. Gr. gr.* p. 96 sq. So denkt man jetzt auch kaum mehr, dafs Buttmann es war, der zuerst den passenden und Licht gebenden Ausdruck *Pronomen*

Digitized by Google

Reflexivum, statt des herkömmlichen schielenden, ja falschen *reciprocum*, gebraucht hat. — S. 17. Anm. 3. scheint noch zu bemerken, dafs die Griechen in der Schreibung Römischer Namen sich selbst nicht gleich blieben, und also offenbar bei manchen in der Aussprache schwankten. Wir erinnern nur an Lucullus, dessen Name sich bei Plutarchus auf dreierlei Art (Λεύκολλος, Λεύκουλλος und Λούκολλος) geschrieben findet. — S. 17 unten und 18 oben ist das, was über die Erasmische und Reuchlinische Aussprache der Vokale und Diphthongen gesagt wird, zu kurz, und ungenau. Erasmus hat die nach ihm genannte Aussprache nicht »festgestellt,« sondern nur vorgeschlagen; es fanden sich aber bald Leute, die seinen Vorschlägen folgten, welche er in seinem bekannten, und erst vor 2 Jahren wieder von C. F. Siedhof (Potsdam, bei Vogler. 8.) neu herausgegebenen *Dialogus de recta Latini Graecique Sermonis Pronuntiatione* niedergelegt hat. Ref. hat die erste Ausgabe davon vor sich (Lugd. ap. Seb. Gryphium. 1528.), und den Abdruck in Havercamp's *Sylloge* II*da Scriptorum de Linguae Graecae Pronunc.* (Lugd. Bat. 1740. 8.) Er selbst aber las und sprach, nach zuverlässigen Nachrichten, wie Reuchlin. Dafs aber durch Reuchlin die auf die Aussprache der Neugriechen gegründete Weise »aufgekommen« sey (wie hier gesagt wird), könnte die Vermuthung erregen, als ob vor ihm anders gelesen worden sey, da doch Niemand eine andere Aussprache kannte und kennen konnte, indem das Studium der Griechischen Sprache nur durch gelehrte Neugriechen zuerst, im funfzehnten Jahrh., nach Italien, und dann auch nach Deutschland kam, wo diese Aussprache allerdings von Reichlin lebhaft verfochten, aber nur vertheidigt, nicht eingeführt wurde. Das sagen wir nicht zur Belehrung des Verfs., sondern weil es aus seinen Worten nicht hervorgeht. — Zu S. 19. §. 9. Anm. bemerken wir, dafs sich die Spirituszeichen ⊢ noch in Druckschriften des 16ten Jahrhunderts finden, wie denn Ref. einen im J. 1531 in Hagenau gedruckten Hesychius mit solchen Zeichen vor sich hat. — Wenn §. 10. S. 20. die Formen ἠέλιος und ὔμμες zum Beweise angeführt werden, dafs der homerische Dialekt häufig den starken Hauch verschmähe; so ist dies zwar richtig, aber die Beispiele sind verschiedenartig, da ἠέλιος allein, und nie ἦλιος, bei Homer steht, bei ihm aber ὑμεῖς neben ὔμμες vorkommt. — §. 12. Ebend. sollte mit χθὲς neben *heri* die alte Form *hesi* verglichen seyn, woher *hesiternus*, *hesternus* und das Deutsche gestern kommt. Ebend. wird zwar mit Recht

Digitized by Google

gesagt, das Θ in χθών und χθαμαλὸς sey unorganisch, und blos der Verstärkung wegen eingeschoben: es konnte aber durch die Vergleichung von χαμαί, *humi* anschaulich gemacht werden. — §. 13. Ebend. ist zwar richtig, dafs das σ, der Zungenspirant, in der lateinischen Sprache in den Zungenlaut *r* überging: es konnte aber dabei auch nachgewiesen werden, dafs beide noch in der spätern und ausgebildeten Sprache in Wörtern Einer Wurzel noch neben einander bestanden, z. B. in *festum* und *feriae*. — §. 14. Dafs der eigentliche Griechische Name des Digamma *Vau* war (Faῦ, Ταῦ), kann man eigentlich nicht sagen; obgleich die Griechen es so nannten; gerade so wie man nicht sagen kann, der Name *Tau*, wie allerdings die Griechen das T nannten, sey ein Griechischer Name, da der eine wie der andere Phönicisch ist. Es ist ferner wahr, dafs sich noch auf Münzen und Inschriften das Zeichen F findet; allein für denselben Laut findet sich auch auf Münzen, z. B. denen von Axus in Kreta, das Zeichen Ɔ. S. Mionnet *Descript. de medailles antiques*, Th. II. S. 263. — Zu n. 2. bemerken wir, dafs unter den Wörtern, wo das Digamma in den weichen Kehllaut γ übergegangen und in demselben noch sichtbar ist, auch besonders das so auffallende γέντο (Fέλετο) bei Homer angeführt werden konnte, so wie die Merkwürdigkeit, dafs durch das Digamma und dessen Beibehalten oder Wegfallen, eine und dieselbe Stadt mit vier verschiedenen Formen ihres Namens vorkommt, nämlich *Elea*, *Hyela*, *Velia*, FΑΛΕΙΑ; die letztere auf Münzen. — §. 15. S. 22. steht: »das übermäfsige Verhältnifs der Laute werde durch das Zusammentreffen unverträglicher Konsonanten gestört:« das mufs sicher ebenmäfsige heifsen; so steht auch §. 31. S. 36. falsch δενδρέῳ ἐφιζόμενοι für ἑφεζόμενοι. — S. 35. §. 30. in der Anmerkung fehlt bei Aufzählung der digammirten Wörter in der Homerischen Sprache die Bemerkung, dafs der Gebrauch des Digamma bei mehrern derselben schwanke. — §. 33. 1. S. 38. ist der Ausdruck: »ῥά werde gewöhnlich elidirt,« falsch, statt: »ῥά erleide die Elision;« denn nicht ῥά, sondern α wird elidirt. — Ebend. wird richtig gesagt, das ν sey elidirt in dem Verse bei Herodot 7, 220: ἄστ' ἐρυκνδές, da sich sogar, was der Verf. nicht bemerkt, noch in den neuesten Ausgaben die Unform ἄστυ ἐρυκνδές findet. — §. 34. 1. steht zwar ganz richtig: »κατ assimilirt das τ dem folgenden Consonanten;« aber No. 2. falsch: »κατ assimilire das Digamma in κανάξαις,« statt: »κατ assimilire das τ dem Digamma in κανάξαις. — Zu §. 39. a. S. 42.

Digitized by Google

hätten wir auch *Caius* und *Gaius*, *Cnaeus* und *Gnaeus* (gew. *Cneius*), *cycnus* und *cygnus*, *Procne* und *Progne* verglichen, so wie §. 38, neben »στάδιον dor. und äol. σπάδιον,« die merkwürdige Umkehrung dieser Erscheinung in σπουδὴ *studium* und dagegen λύκος *lupus*. — In demselben §. steht, Θεὸς heifse lakonisch σιὸρ, und im folgenden, auf der folgenden Seite, σιός. — S. 55. sollte es nicht heifsen *penultima* (wie auch sonst öfter steht, z. B. S. 60. 61. 62.), sondern *paenultima*. — §. 53. 7. S. 51. steht, es gebe Wörter, in welchen die Verbindung der vier Consonanten στρρ vorkomme; das ist wohl ein Druckfehler. — Zu §. 67. 2. a. β. bemerken wir, dafs sich dort nicht blos, wie in den gewöhnlichen Grammatiken, und auch bei Buttmann, die Angabe des Unterschiedes zwischen οἶκοι und οἴκοι, sondern auch der Grund desselben angegeben findet: eine Frucht der Sprachvergleichung, die wir nur als Beispiel anführen, deren sich aber im Ganzen und im Einzelnen viele finden; so wie gleich der Grund der Accentuation παιδεύσαι im Aor. 1. Opt. 3. p. — §. 86. Anm. 2. p. 74. steht, die Consonanten σφρ können nur in der Mitte eines Wortes zusammentreffen; und kurz vorher doch ganz richtig: sie können zu Anfang eines Wortes stehen. — §. 86 Anm. S. 78. steht bei φοβοῦμαι der gewöhnliche deutsche Sprachfehler ich fürchte *mich*. Freilich sagt man sich fürchten, aber das heifst *sibi timere*, nicht *se timere*. Es mufs also heifsen ich fürchte *mir*. In einer Grammatik ist solche Rücksicht auf Kleinigkeiten an ihrem Platze. Man wird uns nicht einwenden: dieses ist Lateinisch, und jenes Deutsch. Ehe Etwas Lateinisch oder Deutsch ist, mufs es erst richtig gedacht seyn. — Uebrigens finden wir im Ganzen die Lehre vom Verbum besonders gut, Vieles durch die Sprachvergleichung in neuem Lichte dargestellt, namentlich §. 114; überdies die Paradigmen des Verbums sehr klar und viel leichter zu übersehen, als bei Buttmann. Auch bei der Deklination war die Sprachvergleichung fruchtbar, so wie in der Lehre vom Pronomen; wir weisen hier nur auf die §§. 225. 262. 333. (in dem letztern sollte in der Zeile: — „scheint nicht radical *zu seyn*, sondern aus den Singularformen angetreten *zu seyn*," das erste zu seyn wegfallen.) — Wenn §. 367. S. 413. steht: »die Wortbildung lehre die Bildung der Wörter" u. s. w. statt: die Wortbildungslehre u. s. w.; so ist dies gerade, wie wenn in den Grammatiken immer noch die Prosodik Prosodie genannt wird. — §. 368. S. 415. bei der Lehre von der Ableitung durch Anhängung

Digitized by Google

von Ableitungssylben konnte ein besonders über diesen Gegenstand geschriebenes Buch, für den Lehrer, angeführt werden, das freilich bei uns selten ist, aber in Holland erst im J. 1809 wieder neu aufgelegt wurde. Es heifst: *Phil. Cattierii Gazophylacium Graecorum; seu Methodus admirabilis ad insignem brevi comparandam verborum copiam. Cum auctario Frid. Ludov. Abresch, ex ed. alt. multis partibus locupletiori.* Lugd. Bat. ap. A. et J. Honkoop. 8. — §. 377. Anm. 8. S. 427. Die Schaltsylbe $\overline{\alpha\chi}$ in den aus Pronominalformen entstandenen Adverbien auf —*όθεν*, —*ῆ*, —*οῦ*, —*οῖ* denken wir uns als so entstanden, dafs man anzunehmen hätte, die Endformen seyen aus *ὅθεν*, *ᾗ*, *οὗ*, *οἷ*: es wären also die Adverbien *πολλαχόθεν*, *πολλαχοῦ*, *πολλαχῆ*, *ἑκασταχοῖ* entstanden aus *πολλαχ*— (Grundform von *πολλάκις*) *ὅθεν* (*πολλαχ—ὅθεν*), *πολλαχ—οὗ*, *πολλαχ—ᾗ*, *ἑκασταχ—οἷ*. — S. 429. §. 379. Anm. würden wir *προύργου* lieber durch förderlich, als durch nützlich übersetzen.

Doch genug dieser kleinen, wo nicht kleinlichen, Bemerkungen, die am Ende nichts beweisen, als dafs der Ref. das Buch durchgelesen hat. Wir hatten dergleichen noch Manches angestrichen, z. B. die seltsame Schreibung der grammatischen Kunstwörter, die zugleich inconsequent erscheint; da findet sich *Tempora, Modi, Futurum;* dann wieder Verb, Adverb, Zirkumflex; *Synizese* und *Silbe* und desgl. Allein dies sind Dinge, die dem Verf. entweder selbst auffallen werden, oder die auf Verschiedenheit der Ansicht beruhen, oder bei welchen sich der neuere Gebrauch noch nicht recht festgesetzt hat. Gegenstände wichtigerer Art lassen sich, aus oben angegebenen Gründen, erst nach Vollendung des Werkes besprechen, welcher wir mit Verlangen entgegen sehen. Man sagt zuweilen, um ein Werk zu loben, es fülle eine Lücke in der Literatur aus. Das gegenwärtige zeigt erst, dafs und wo, selbst bei unsern guten Grammatiken, eine Lücke war, und fängt durch sein Erscheinen und Daseyn selbst sogleich die Ausfüllung dieser Lücke mit Glück und gelungenem Streben an. Dafs das Buch nicht das Produkt irgend eines neuerlich gefafsten oder vor kurzer Zeit von aufsen veranlafsten Entschlusses ist, sieht man an dem umfassenden Ergreifen des so unermefslichen Stoffes, an dem Ausscheiden des Entbehrlichen, was sich aus schnell zusammengerafften Collectaneen bei in der Eile ausgearbeiteten Büchern sonst bei der Ausarbeitung anzuhängen pflegt, endlich an der richtigen Vertheilung desselben,

Digitized by Google

die den Verf. vor Widersprüchen mit sich selbst und vor Wiederholungen gröfstentheils (eine solche findet sich z. B. §. 251. 1. und 257. 1. beidemale am Schlusse) bewahrt hat. Wir sehen mit Verlangen dem zweiten Theile und der versprochenen Schulgrammatik entgegen.

Ulm. *G. H. Moser.*

Essai historique et politique sur la revolution belge par Nothomb, membre de la Chambre des réprésentans de Belgique, Secretaire général du Ministère des affaires etrangères, ancien membre du Congrès national etc. Troisième edition. Bruxelles. J. P. Meline. 1834. XII et 500 p. *)

Es ist bekannt, dafs die belgische Revolution vom Jahr 1830 in Europa nicht so günstig beurtheilt wird, als die französische, auf welche sie, wie auf ihre Ursache eine Wirkung folgte. Die niederländische Regierung stand im Rufe grofser Liberalität; König Wilhelm war bei allen Völkern als ein Vater seines Landes bekannt, dem nichts eifriger am Herzen lag, als das Wohl seiner Unterthanen; Belgien genofs, als seine Revolution ausbrach, einer grofsen Prosperität und einer ausgedehnten politischen Freiheit. Was die Franzosen durch ihren Aufstand vom 27. Juli zu erkämpfen suchten, bestand seit Jahren im Königreiche der Niederlande. Man wufste auch überall, dafs die Unzufriedenheit, welche durch die Petitionen und die Aufzählung der Beschwerden *(les griefs)* seit 1829 sich verbreitet hatte, der Geistlichkeit und ihren Anhängern zuzuschreiben gewesen, konnte also nicht begreifen, wie der im liberalen Sinne begonnenen Juliusrevolution eine in entgegengesetzter Richtung habe folgen können.

Was ferner in den Augen des gebildeten Europa's den neuen Abfall der Niederlande sehr heruntersetzte — sind die Greuelscenen, mit den sich mehrere Städte befleckten, die Art — wie

---

*) Die hier folgende Recension ist der Redaction der Heidelb. Jahrbb. aus Brüssel von unbekannter Hand durch die Post zugekommen. Obschon anonyme Recensionen keine Aufnahme in diesen Blättern finden, so glaubte doch die Redaction in vorliegendem Falle von dieser Regel Umgang nehmen zu dürfen, und hofft durch den Inhalt dieser Recension hinlänglich gerechtfertigt zu seyn, obwohl sie natürlich keine weitere Verantwortlichkeit für den Inhalt derselben auf sich nehmen kann.

Die Redaction der Heidelberger Jahrbücher.

Digitized by Google

man 1831 vor der holländischen Armee bei Hasselt und Loewen floh — ja sogar die neueste Geschichte Belgiens seit dem 6. April 1834 bietet kein erfreuliches Bild von dem bestehenden Zustande dar.

Dies Alles weifs man nun auch in Belgien, und längst war es den Staatsmännern, die jetzt an der Spitze der dortigen Regierung stehen, darum zu thun, ein günstigeres Licht über die Ereignisse seit 1831 zu verbreiten, des Landes Ehre wo möglich zu retten und Belgiens Revolution vor den Augen der Mit- und der Nachwelt zu retten.

Die Resultate des Aufstandes sind nicht die gewesen, welche ein grofser Theil der Männer erwarteten, die sich im September 1830 an seine Spitze gestellt hatten. Einmal wird allgemein beklagt: dafs die Unterhandlungen nicht zum Ziele der Anerkennung von Seiten der niederländischen Regierung geführt haben; dann ist man damit unzufrieden, dafs Belgiens Grenzen so beengt sind: endlich stehen der Regierung mehrere feindselige Partheien gegenüber, die sie um so mehr hassen, als an ihrer Spitze Männer sich befinden, welche 1831 dem Gange der Dinge eine andere Richtung hatten geben wollen.

Um nun die Resultate, wie sie vorliegen, zu beleuchten und zu rechtfertigen, hat ein junger Mann, der an dem Gange der Verhandlungen den einflufsreichsten Antheil genommen, Herr Nothomb, einen politisch-historischen Versuch über die belgische Revolution geschrieben, dessen dritte Ausgabe (v. Nov. 1834) wir hier anzuzeigen uns vorgenommen haben. — Die erste erschien im März, die zweite im Mai des vorhergehenden Jahres. Die schnelle Aufeinanderfolge dieser Ausgaben eines in sich wirklich höchst interessanten Buches, wie seit Jahren keines in Belgien erschien — reicht hin, um ihm die Aufmerksamkeit Deutschlands zuzuziehen.

Um dies Buch richtig beurtheilen zu können, ist vor allem nöthig, einige Notizen über dessen Verfasser vorauszuschicken.

Hr. Nothomb, ein ausgezeichneter Zögling der Universität Lüttich, als diese Universität unter ihren berühmtesten Professoren am blühendsten gewesen (1825), war seit 1829, ohne doch an der täglichen Polemik Theil zu nehmen, Mitarbeiter des Courier des Paysbas — eines liberalen Oppositionsblattes, dessen grofser Einfluſs viel zum Ausbruche der Revolution beigetragen hat. Er wurde, nach dem Aufstand von 1830, Mitglied des Congresses und insbesondre Secretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Als im Novbr. 1830 die niederländische

Digitized by Google

Armee Belgien geräumt und die königliche Gewalt im Lande ganz und gar aufgehört hatte — erschienen schleunigst in Brüssel zwei Diplomaten (von England und von Frankreich), welche als Friedensvermittler zwischen Belgien und Holland im Namen ihrer Höfe — bald hernach aber als der fünf grofsen Mächte Europa's — auftraten. Ein Waffenstillstand wurde am 10. Nov. vorgeschlagen und alsbald angenommen. Allein die Mitglieder der provisorischen Regierung sowohl als des Nationalcongresses waren über die angefangenen Unterhandlungen nicht derselben Meinung gewesen. Es fand sich eine friedlich und eine kriegerisch gesinnte Parthei. Die letztere wollte die durch die Revolution errungenen Vortheile benutzen und sich Meister vom holländischen Seeland so wie von Nordbrabant machen — auch wo möglich Mastricht nehmen. Auf diese Weise hofften die Anhänger dieses Systems die Revolution schnell zu enden, indem Holland, ganz besiegt, unter jeder Bedingung würde nachgegeben haben. Nothomb war Gegner dieser Parthei, deren Ansichten immer unterlagen, so oft die beiden Systeme wieder in Kampf geriethen.

Es fanden sich ferner unter den einflufsreichsten Anhängern der Revolution viele, welche Belgien eine ganz andere Verfassung geben wollten; mehrere, wie de Potter und eine nicht geringe Anzahl anderer, waren für die republikanische Verfassung; einige für die Vereinigung mit Frankreich. Fast alle diese Gegner der Unabhängigkeit Belgiens oder seiner Regierungsform, oder der Erwählung des Prinzen Leopold zum Könige, gehörten auch zur kriegerisch gesinnten Parthei.

Die Herren Nothomb nun und Lebeau, ferner van de Weyer, Devaux nebst einigen andern, waren es, welche das friedliche System durchsetzten, und folglich Belgien zu dem Königreiche machten, das es nun ist. Nothomb namentlich leitete das Detail aller Verhandlungen; er war in London, nahm an der Redaction der 18 Artikel Antheil, deren Annahme König Leopold auf seinen Thron führte. —

In sofern vertheidigt er nun in gegenwärtigem Buche sein eignes Werk und giebt über alles, was Belgiens Revolution betrifft, Aufschlüsse, die sonst Niemand im Lande zu geben im Stande gewesen wäre. Dazu kommt, dafs er sehr schön schreibt, und uns in seinem Essai hist. et politique zugleich ein Buch giebt, das schon als literärisches Produkt eine Anerkennung verdient. —

Digitized by Google

Ehe wir zur Analyse des Werkes übergehen, bemerken wir noch, dafs man vom Verf. nicht die Unpartheilichkeit eines Historikers erwarten darf, der mit überlegter Kälte von Oben herab und als Dritter die Thatsachen beurtheilt. Da er selbst am Drama der Revolution Antheil nahm, und hier sich selbst zu vertheidigen hat, so erscheint er oft als Advokat seiner eignen Sache. Auch ist er Vertheidiger und Anhänger des revolutionären Princips, obgleich ein sehr gemäfsigter und — eigentlich nur für sein Vaterland. —

Im ersten Kapitel seines Buches entwickelt der Verf. (S. 43 bis 70.), dafs die belgische Revolution von 1830 ein natürliches, unausbleibliches Ereignifs war: hervorgegangen aus den Beschlüssen von Wien (im Jahr 1815), welche aus Belgien eine holländische Provinz machen wollten, also ein Land von 4 Millionen E. einem andern von 2 Millionen als Anhängsel unterwerfen. Wären die materiellen Elemente in beiden Ländern homogen gewesen, so wäre die im Londoner Vertrag gewünschte Fusion schnell zu Stande gekommen: allein die in allen Verhältnissen so schroffen Gegensätze zwischen Belgien und Holland seyen so grofs, dafs keine menschliche Kraft sie hätte versöhnen können, und früh oder spät habe es zum Bruche kommen müssen — sey es in Belgien, sey es in Holland: wie sich die Regierung auf die eine Seite geneigt — war sie verloren. Behielt das belgische Element, wie es leicht möglich war, die Oberhand — so fiel Holland ab; jetzt, da man dieses in der Vorahnung seiner baldigen Unterjochung unter jenes — auf alle Weise begünstigte — mufste in Belgien bei der ersten Gelegenheit ein Aufstand ausbrechen.

Dieser war um so unvermeidlicher, da die Persönlichkeit des Königs die Belgier zu sehr aufreizte, und das Land seit Jahrhunderten mit Insurrectionen und Revolutionen vertraut war.

Nothomb stellt die Revolutionen von 1566, 1788 und 1830 zusammen, um zu zeigen, dafs sie alle dadurch entstanden seyen, weil man der belgischen Nationalität feindlich entgegengetreten sey. — Ob wir gleich weit entfernt sind, alles zu unterschreiben, was der Verf. in diesem ersten Kapitel sagt: so müssen wir ihm in der Hauptsache doch beistimmen. Es gehörten sehr glückliche Zeiten dazu, und eine in jeder Rücksicht kluge Regierung, um die Stürme zu beschwören, die aus den seit 1815 in Belgien im Dunkeln schleichenden Gährungen hervorbrechen mufsten. — Eine Revolution, wie die belgische, ist nicht das Werk einiger

Digitized by Google

Verschwörer — es mufs im ganzen Volke eine Prädisposition dafür liegen, damit dieselbe siegen kann. — Hätten die Holländer und Belgier vorurtheilsfrei wechselseitig sich zu würdigen verstanden, und hätte die Regierung nicht durch unzweckmäfsige Mafsregeln die Unzufriedenheit vorbereitet, so wäre es nie zum Bruche gekommen.

Nachdem der Verf. sich über die Ursachen der Revolution ausgesprochen, geht er im zweiten Kapitel sogleich zur politisch-diplomatischen Frage über. Was war zu thun: nachdem Belgien von Holland getrennt war? Zwei Wege lagen offen: entweder konnte Belgien mit dem übrigen Europa in ein friedliches Verhältnifs treten, um als unabhängiger Staat von ihm anerkannt und behandelt zu werden: oder es konnte, unbekümmert um alle andre Länder, sein revolutionäres Princip verfolgen und rings um sich her vergröfsern, auch im Innern sich nach Gutdünken organisiren. —

Diese letzte Meinung war bei den siegestrunkenen Helden der Septembertage vorherrschend. Ein zum Fanatismus gesteigerter Hafs gegen den »nordischen Despotismus« beherrschte ihre Gemüther. Die gröfste Feindin des Landes war „la sainte alliance," man erwartete Wunderdinge vom revolutionären Geiste; in allen Ländern hatte man Freunde und Alliirte: so fühlte man sich stark, allen Monarchen Europa's Trotz zu bieten. Zuerst mufste Holland revolutionirt werden, dann die Rheinprovinzen, dann das Herz von Preufsen — — die ganze Welt!!! Die Aufstände in Polen, in Sachsen, Hessen und Italien, die Bewegung der Gemüther im nahen Frankreich — die rastlose Thätigkeit der Propagandn in Frankreich — hielten diese politische Stimmung Monate lang lebendig in Belgien. —

Allein es gab in Brüssel auch kluge Leute. Es waren im Nov. 1830 Resultate gewonnen: Belgien war unabhängig: zwei Friedenstauben waren erschienen. Durch Klugheit, vereint mit Kühnheit konnte man retten, was man gewonnen hatte. Der Erfolg hat erwiesen, dafs diese Herrn richtig gerechnet hatten.

Kälter und ruhiger sahen sie, dafs Belgien nicht allein in Europa sey, und nur dann als Staat gelten würde, wenn es von den Hauptmächten Europa's anerkannt seyn würde. Es mufste also diesen Garantien seiner friedlichen Gesinnungen geben und dieselbe besonders darein setzen, der Welt zu zeigen, dafs es sich nicht um eine Einverleibung mit Frankreich handle. So wurde die belgische Revolution dem europäischen Staatensystem

Digitized by Google

nicht gefährlich; die Beschlüsse von 1815 erlitten nur eine geringe Abänderung, Niemand verlor, aufser Belgien selbst, als das Haus Oranien. Ein allgemeiner Krieg wurde vermieden. Dies wünschte im Lande vorzüglich eine Parthei, die als die eigentliche Schöpferin der Revolution anzusehen war, nämlich die sogenannte katholische, d. h. die Geistlichkeit und ihre zahlreichen Anhänger. Diese wollte eben so wenig Frankreich als Holland angehören, und fürchtete nichts mehr, als einen allgemeinen Krieg, der wie alle andere in Belgien hätte ausgefochten werden müssen. — Man gab also der Revolution, als sich die Gesandten zeigten, sogleich eine nationelle Richtung: man wollte nichts als »Belgiens gänzliche Trennung von Holland," und bald, als man die Ueberzeugung hatte, diese könne nicht bestehen, wenn beide Länder von demselben Oberhaupte regiert würden — die Befreiung vom Hause Oranien. —

Dies alles führt unser Verf. lichtvoll durch im zweiten und dritten Kapitel. Aus demselben Grunde verwarf man auch die republikanische Verfassung, die, wenn sie auch im Lande Anhänger gefunden haben würde, doch in Europa's Mitte von keinem andern Volke würde geduldet worden seyn. — Holland gegenüber wollte man den früher unabhängigen Staat anerkennen; es sollte so viel als möglich ein jus postliminii eintreten, jedoch auf eine Weise, die Belgien seinen Handel und die freie Schifffahrt auf der Schelde liefse. — Da die Conferenz in London sich erboten hatte, schiedsrichterlich das künftige Nachbarverhältnifs zu reguliren, so ging nun die belgische Politik dahin, die günstigsten Bedingungen zu erhalten. Erst am 15. Dec. 1830 wurde der Waffenstillstand genauer regulirt, als ein provisorischer Besitz uti possidetis. Es erfolgte bald am 20. und 27. Januar ein entscheidendes Protokoll, das aber nach der Meinung der Belgier so sehr zu Gunsten Hollands war, dafs der Congrefs es fast einstimmig zurücksandte. Der Verf. theilt uns hierüber die genauesten Aufschlüsse mit im V. und VI. Kapitel (p. 96—115.). Dieselben sind nun ganz vollständig, da er in der dritten Ausgabe mehrere Noten aus den vom englischen Ministerium dem Parlamente vorgelegten Papers relative to the affairs of Belgium beifügte. —

Allein alle Gefahren waren noch nicht überwunden; im Gegentheil, sie stiegen von Tag zu Tage. Die Rückerstattung der Protokolle war dem Einfluss der Extreme zuzuschreiben, dieselbe Parthei, sich stützend auf ihre Alliirten in Frankreich, setzte

Digitized by Google

am 3. Febr. die Wahl des Herzogs von Nemours als König von Belgien durch. Der Vorschlag, die Conferenz zuerst über dies Geschäft zu consultiren, war von 89 Stimmen gegen 62 verworfen worden. Der Mitbewerber um die Krone, der Herzog von Leuchtenberg, würde vielleicht den andern Mächten eher behagt haben, wäre aber für das regierende Haus in Frankreich eine gefährliche Nachbarschaft geworden. Die Wahl Nemours war eine indirekte Einverleibung Belgiens mit Frankreich: wollte Ludwig Philipp den europäischen Frieden erhalten, so mufste er ausschlagen. Er that es.

Ende Februars war nun die belgische Revolution in einer Krisis, aus der sie nur ein Wunder retten konnte. Man glaubt es noch jetzt kaum, wie es möglich war, dafs weder eine Restauration noch eine Theilung des Landes eintrat. Die provisorische Regierung hatte allen Kredit verloren. Der Congrefs hatte zwar eine Constitution ausgearbeitet, allein weder einen König gefunden, noch Aussicht zur Beendigung des Streites mit Holland. Bald brachen Verschwörungen aus. Die kriegerisch gesinnte Parthei erhob ihr Haupt, ohne zu bedenken, dafs es dem Lande an allen Mitteln fehlte, um Krieg zu führen, es gab weder eine belgische Armee, noch Generale, noch Kriegsmunitionen. Belgien war verloren, wenn man sich beigehen liefs, Holland anzugreifen.

In dieser äufserst gefährlichen Lage war es, als Lebeau und der Verf., gegen die herrschende Meinung, den Entschlufs fafsten, von der Conferenz sich einen König zu erbitten, und zwar den Prinzen von Koburg, den einzigen Fürsten, den zu erhalten möglich war. Im Anfange war dieser Plan in Belgien höchst unpopulär. Allein die Auffinder desselben, von wenigen Freunden unterstützt, versicherten sich von der Möglichkeit, ihn durchzusetzen, beim neuen englischen Gesandten Lord Ponsomby, und fanden geneigtes Gehör. England und die 3 nordischen Mächte wollten die Aufrechthaltung des Friedens um jeden Preis. Frankreich konnte nichts einwenden, und war der Prinz geneigt, sich an die Spitze Belgiens zu stellen, so konnten auch Bedingungen gemacht werden, um Hollands Zukunft zu sichern, und es war für den Augenblick geholfen. Rufsland befand sich damals in einer schlimmen Lage, die polnische Revolution hatte seine ganze Macht gelähmt — es mufste vorzüglich wünschen, dafs Frankreich keinen Prätext zum Kriege habe; Oestreich war in Italien lebhaft bedroht, und Preufsens König wünschte durchaus den Frieden.

Digitized by Google

Dies begriffen die jungen Staatsmänner; mit dem Falle der belgischen Revolution stand ihr Leben auf dem Spiele. Auch kannten sie die friedliebende Majorität des Congresses zu gut, um seiner nicht sicher zu seyn, wenn in London Alles im Reinen wäre. Indessen mufste regiert werden — man tauschte die ausgebrauchte provisorische Regierung mit der eines Regenten um; man wollte zeigen, dafs man entschlossen sey, die neue Constitution in's Leben treten zu lassen. Dann bearbeitete man im Courier belge die öffentliche Meinung. (Nothomb giebt uns im Chap. IX. Auszüge aus den von ihm und seinen Freunden herrührenden Artikeln.) Er zeigt, dafs Belgien der Conferenz über seit dem 4. Novbr. gebunden war, und eine Intervention von Seiten derselben sich mufste gefallen lassen.

Im Ch. X. werden die Unterhandlungen in London und die Königswahl Leopolds erzählt. Eine Commission des Congresses, bestehend aus den Grafen Felix v. Merode, H. Vilain XIIII., dem Abbé de Foere und H. D. Brouckere wurde Mitte April 1831 nach London gesandt, um die Gesinnungen des Prinzen von Koburg zu erfahren. Der Congrefs hatte sich vertagt und begann erst am 18. Mai das Wahlgeschäft. Es war ein schweres! Auf's Neue standen sich die Partheien gegenüber: allein die Friedensparthei hatte viel gewonnen, man war des Provisoriums allenthalben müde; am 31. Mai ging die Motion durch mit 137 Stimmen gegen 48, man werde sofort zur Wahl schreiten, und dann die Unterhandlungen wieder aufnehmen. Auch hier war unseres Verfs. Meinung entscheidend — er hatte jene Motion gemacht. (S. 147. 148) Er zeigt uns, wie Mangel an Taktik der Gegenparthei es dahin brachte, dafs es sogleich zur Wahl kam. Am 4. Juni ward Prinz Leopold zum Könige erwählt von 152 Stimmen, 43 waren dagegen; sie motivirten ihre Vota, und unser Verf. hat dieselben S. 150—152. aufgeführt.

Es ist nicht uninteressant, diese Vota zu kennen, indem aus den meisten derselben auf die politische Meinung ihrer Herren geschlossen werden kann. —

Man hatte durch die Wahl des Prinzen Leopold den Unmuth der Conferenz entwaffnet. Allein Belgien war noch nicht als Staat anerkannt, es hatte keine Grenzen, und galt im Haag noch als die südlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande! König Wilhelm hatte die Protokolle vom 20. und 27. Januar angenommen. Die Conferenz war ihm gegenüber gebunden. —

Digitized by Google

Die unerwartete Wahl des neuen Königs war nicht geeignet, ihn günstig für Belgien zu stimmen. Im Grunde war nichts gewonnen: die Conferenz mufste also bewogen werden, jene Protokolle durch ein anderes Arrangement zu ersetzen. Um dieses zu Stande zu bringen, begleiteten nun die Gesandtschaft des Congresses, welche dem Prinzen feierlich die Krone anbot, die Herren Devaux und unser Verf., und setzten es durch, den Entwurf der 18 Artikel zu Stande zu bringen.

Die leitende Idée war Wiederherstellung des alten Belgiens dem alten Holland gegenüber, jedoch mit Modificationen, welche die gegenseitigen Bedürfnisse beider Länder erheischten. Die Hauptpunkte, aufser denen der Staatsschuld und der Grenzen, sollten durch einen Vertrag zwischen beiden Staaten erst regulirt werden. Unser Verf. setzt die Unterhandlungen, an denen er einen so thätigen Antheil nahm, im Ch. XI. auseinander. (S. 153 bis 178.) Leopold hatte zwar unbedingt die belgische Krone angenommen, allein seine Ankunft im Lande von der Annahme der 18 Artikel abhängig gemacht.

Dieser Umstand brachte wieder Alles in Ungewifsheit — die Kriegs- und Friedensparthei standen sich auf's Neue feindselig gegenüber; die Majorität für die Annahme war nur von 126 Stimmen gegen 70!! (S. 177.) — Die belgische Revolution war hiermit Europa gegenüber geschlossen!! Man hatte von Seiten der 5 Mächte sich durch einen Vergleich mit dem revolutionären Element den europäischen Frieden erkauft. Nur so, bemerkt unser Verf. sehr richtig, war die Revolution zu retten. — Die Gegner dieser Politik sahen in einem solchen Schlusse eine infamirende Niederlage derselben, die sie noch zur Stunde nicht verzeihen.

Die Conferenz allein kam in Verlegenheit, als sie mit den 18 Art. bei König Wilhelm keinen Eingang fand! Das war aber Belgien gleichgültig. Es war nicht seine Sache, sondern die der fünf Mächte, namentlich der drei nordischen, Holland und das Haus Oranien zufrieden zu stellen. —

Da fand der Einfall der holländischen Armee vom Monat August und der siegreiche Feldzug des Prinzen von Oranien statt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 12. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nothomb, Essai historique sur la Revolution belge.

(Beschlufs.)

Man mufste sich in London überzeugen, dafs man zu eilig gewesen. Einen Monat früher hätte der Prinz von Oranien der ganzen Sache ein Ende gemacht. Indefs waren die Fürsten dem neuen Könige verpflichtet. Frankreich hatte im neuen Königreiche eine Vormauer gegen den Norden gewonnen und ein herrliches Land für seine künftigen Schlachtfelder — seine Intervention hielt die Beschlüsse aufrecht. Der Verf. erzählt uns die Unterhandlungen im 12ten Kapitel (S. 179—193.), ohne sich bei der Löwener Katastrophe aufzuhalten.

Jetzt zeigte sich im klarsten Lichte, wie richtig die diplomatisirende Parthei in Belgien verfahren war! — Nach einem Siege konnten Holland und sein König auf billigere Bedingungen rechnen; sie gewannen indefs nur den Vertrag der 24 Artikel vom 15. Oktober, der den gordischen Knoten eines beiden Staaten passenden Arrangements zerhieb. — Unser Verf. behandelt nun hier die Frage über die gegenseitigen Ansprüche sehr ausführlich und mit grofser Gelehrsamkeit. (S. 195—227.)

In der belgischen Kammer wurde derselbe wieder ein Zankapfel; der Congrefs war nicht mehr — fand sich aber in den 100 Mitgliedern der zweiten Kammer fortgesetzt: — dieselben Elemente standen sich in derselben gegenüber, indefs stimmten 59 gegen 35 für die Annahme des neuen, Belgien gewifs sehr günstigen Vertrages, den Holland, ohne in den Verfall seines Handels einzuwilligen, niemals annehmen kann.

Unser Verf. geht hier S. 226. offenbar zu weit, wenn er glaubt, dafs die Verwerfung der 24 Artikel die Auflösung des Königreichs würde zur Folge gehabt haben. Die französische Intervention im August hatte zur Genüge bewiesen, dafs von dorther dasselbe nicht mehr aufgegeben werden konnte. Indessen wurde Belgiens provisorische Lage durch die Annahme offenbar sehr günstig. Es trat ein Provisorium ein, nicht drückend für das Land, obgleich seinem Handel nachtheilig. —

Das französische Kabinet bestand nun alsbald auf den Vor-

Digitized by Google

theilen, welche das gegen Frankreich errichtete Königreich ihm gewähren mufste. Die Conferenz beschlofs die Niederreifsung der belgischen Festungen, welche dem Einrücken seiner Armee die gröfsten Hindernisse entgegensetzten. Europa hatte seine Schutzmauer gegen das unruhige, stets eroberungslustige Frankreich verloren; dagegen stand dies unter englischer Vormundschaft!! Die Zukunft wird lehren — was besser war!

Um indessen dem Norden eine neue Garantie zu geben, dafs Frankreich nicht Lust habe, schon jetzt Belgien zu verschlingen, dafs es im Gegentheil dem neuen Königreiche alle Dauer wünsche, gab König Ludwig Philipp im Juli 1832 dem König Leopold seine Tochter Louise zur Gattin! Auf diese Weise verband er die beiden Länder enger, als wenn er seinen Sohn, den Herzog von Nemours, den Belgiern zum Könige gegeben hätte. (S. 245 - 252.)

Indessen wünschte man den Vertrag der 24 Artikel, nach seiner Notification, in Erfüllung gesetzt. Diese konnte nur von Holland ausgehen. Allein am Willen des Königs Wilhelm waren alle Versuche gescheitert. Selbst Graf Orloff hatte nichts erreicht. — Belgien war stets bedroht, da die Citadelle von Antwerpen und mehrere belgische Forts an der Schelde noch in den Händen der holländischen Armee waren. Beim Ausbruche eines europäischen Krieges war das Königreich in seiner Hauptstadt bedroht. Wollte es Holland bekriegen, so bedurfte es einer Observationsarmee von 60,000 Mann an der Schelde. — Auch war das Bombardement vom 28. Oktober 1830. noch im frischen Andenken. —

Man wünschte, der König Wilhelm würde gezwungen, den 24 Artikeln beizutreten oder zu unterhandeln. Zwei Wege waren möglich: entweder man drang selbst mit gewaffneter Hand auf die Erfüllung — Krieg zwischen Belgien und Holland — oder man verlangte Zwang von Seiten der fünf Mächte oder einiger derselben.

Das erste Mittel war in jeder Rücksicht verwerflich. Denn gerade das hatte man durch die Vermittlung der Conferenz gewonnen, auch konnte man sich trotz der französischen Generale und Officiere noch nicht auf die unerfahrene belgische Armee verlassen.

Von der andern Seite war das Begehren einer Intervention wenig ehrenvoll für das Land. Das aus der katholischen Parthei gewählte Ministerium wollte nichts thun.

Es trat indefs ab, um von Lebeau und seinen Freunden, die

Digitized by Google

ja seit März 1831 die Seele der äufsern Angelegenheiten waren, auch diese heifse Kohle aus dem Feuer nehmen zu lassen. Man liebte die Franzosen nicht im Lande, und glaubte nicht, dafs sie, wenn sie zum zweiten Male kämen, so schnell wieder weggehen würden, wie im August 1831. Lebeau, Rogier und Goblet hatten diese Furcht nicht; man hatte sich der Gesinnungen des Pariser Kabinets versichert, und rief daher bei allen Höfen um Zwangsmittel an. — Es ist bekannt, dafs sich nun die Conferenz auflöste: Frankreich und England nahmen allein das gehässige Geschäft auf sich, einem unabhängigen Staate, mit dem sie in friedlichen Verhältnissen standen, dessen Gesandten sie an ihren Höfen hatten, einen von ihm verworfenen Vertrag mit gewaffneter Hand aufdringen zu wollen. —

Belgien, dessen Sache so verfochten wurde, blieb neutral. Antwerpen fiel. Am 31. Mai 1833 wurde zwischen Holland, Frankreich und England ein Vertrag abgeschlossen, der ersterem eine Militärstrafse nach Mastricht eröffnete. Es sollte also der provisorische Zustand auf unbestimmte Zeit fortgesetzt werden. Belgien hatte die Befreiung Antwerpens gewonnen, ohne einen Mann zu verlieren, ohne die geringste Geldaufopferung zu erleiden. — Dies sind also die Resultate eines politischen Systemes, das unser Verf. seit Jahren mit grofser Gewandtheit in den schlimmsten Umständen vertheidigt hat. —

Im Ch. XX. giebt der Verf. eine kurze Recapitulation der diplomatischen Ereignisse seit dem Ausbruch der Revolution bis zur Allianz Englands und Frankreichs, die Aufrechthaltung des Königreiches betreffend, und vergleicht die Lage Belgiens von 1833 mit der Hollands im Jahr 1609. Damals stand Heinrich IV. von Frankreich aliirt mit Jakob I. von England gerade so Spanien gegenüber zur Aufrechthaltung der niederländischen Republik, wie jene Länder nun Holland zu Gunsten Belgiens. (S. 290 bis 292.) Man kam damals gleichfalls zu einer trève de longues années! Auch fanden sich in Holland zwei Partheien, eine friedlich und eine kriegerisch gesinnte, wie in Belgien noch im November 1832. —

Im Schlufskapitel (No. XXI.) bespricht Hr. Nothomb Belgiens Zukunft und namentlich zwei Hauptfragen; nämlich: ob eine Restauration oder eine Vereinigung mit Frankreich denkbar seyen? Der Verf. verneint Beides. Er sucht geschichtlich nachzuweisen, dafs in Belgien ein stetes Streben nach nationeller Unabhängigkeit gewesen sey; aus ihr erklärt er die mannigfachen politischen Be-

Digitized by Google

wegungen des Landes gegen seine Fürsten, nachdem diese auf fremden Thronen dem Lande fremd geworden. Gerade die Resultate der Revolution von 1830 würden ihm seine Ruhe sichern, weil nun unter dem Schutze eines eignen Königs jene Nationalität sich frei entwickeln könne. (S. 303—305.)

Zwischen jenen zwei Unmöglichkeiten, nämlich der Restauration und der Vereinigung mit Frankreich (die unser Verfasser S. 306—314. entwickelt), waren nur zwei Wege da, die belgische Frage zu lösen: entweder des Landes Theilung unter seine Nachbarn oder dessen Unabhängigkeit; welcher Belgier hätte die erste vorschlagen können? Sie wird indefs von selbst eintreten, wenn das neue Känigreich, wie die Orangisten sagen, eine Frühgeburt ist! (S. 317.) Ein liberaler, wohlgemeinter Vertrag zwischen Belgien und Holland, auf den Handel und das Interesse beider Länder berechnet, wird dieselben glücklicher machen, als eine gezwungene unnatürliche Vereinigung! (S. 317.) Mirabeau hat bereits 1784 dies Thema mit grofser Geistesüberlegenheit entwickelt. (Der Verf. giebt seine Worte wieder S. 317—321.)

Wie jetzt Belgien constituirt sey, habe es von Aufsen nichts mehr zu fürchten — es müsse als neutraler Staat aufhören, das grofse Schlachtfeld Europa's zu seyn. Nur von Innen könne ihm also Unheil drohen, wenn es in sich selbst uneinig und zum Spiele des Kampfes der Partheien würde; deshalb schliefst der Verf. mit einer Aufforderung Wilhelms des Verschwiegenen zur Einigkeit. (S. 334.)

In einem Appendice von 6 Kapiteln, von S. 337—440, giebt uns der Verf. einen Abrifs der diplomatischen und politischen Geschichte Belgiens seit 1833 bis zum Augenblicke, wo er die neue Ausgabe dem Druck übergab. Er hebt heraus, wie auch die neuesten Versuche, ein Arrangement zwischen Holland und Belgien zu bewirken, an König Wilhelms Willen scheiterten, der auf dem Punkt, abzuschliefsen, sich eine Hinterthüre offen behalten wollte, nämlich die: dafs der deutsche Bund und seines Hauses Agnaten, auch wenn Alles im Reinen seyn sollte, durch ihre Verweigerung einer Cession des Wallonischen Luxemburgs, doch Alles vereiteln konnten.

Noch zur Stunde weifs man nicht, ob dieser im Grunde sehr unbedeutende Friedensstreit gehoben ist? Im Innern zeigt uns der Verf. die Fortdauer des Streites der Gegensätze zwischen der Kriegs- und der Friedensparthei, d. h. zwischen Lebeau's Ministerium und der Opposition. Schon längst hat derselbe seine

Digitized by Google

politische Wichtigkeit und folglich sein Interesse verloren. Er diente nur dazu, die Kammer in ihren Arbeiten zu stören, die doch zur endlichen Constituirung und Organisirung des Landes so nöthig sind. — Der Ministerialwechsel vom 1. August, welcher die politische Carriere Lebeau's endigte, hat wahrscheinlich dem ganzen Kampfe für immer ein Ende gemacht. Was auch für ein Ministerium Belgien regiert: es mufs nach Aufsen stets so handeln, wie das vorhergehende. Die äufsere Frage hat aufgehört, politische Wichtigkeit zu haben.

Desbalb wendet sich denn auch unser Verf. in einem Schlufskapitel des Anhangs an die gegenwärtige Generation Belgiens, um sie zur Lösung einer grofsen Aufgabe zu mahnen, die allein Belgiens Wiedergeburt sichern kann!

Seit zweihundert und funfzig Jahren ist Belgiens Bildung im beständigen Rückschritt! Im hohen Mittelalter stand es an der Spitze der europäischen Civilisation; Grofsthaten aller Art bezeichnen die Herrlichkeit jener Zeiten: die Kreuzzüge, die Eroberung Jerusalems und Konstantinopels sind Zeichen seines Ruhmes; im sechszehnten Jahrhundert noch blühten Handel, Wissenschaft und Kunst in seinen glücklichen Provinzen! Jetzt, ob ihm gleich einzelne Genies nicht fehlen, ist es doch hinter Frankreich, England, Deutschland, ja in gewisser Rücksicht selbst hinter Holland zurück. „Vorwärts," sey künftig seine Devise. Es studire seine eigene Geschichte in früheren Jahrhunderten, dann wird seine Nationalität ihm wieder werden, und mit ihr grofse Männer!

Wir gäben hier gerne wieder, was der Verf. S. 425—444. so tief gefühlt, so richtig aufgegriffen, sagt, wenn die engen Grenzen einer Analyse uns dies erlaubten. Namentlich lasen wir mit Vergnügen, dafs er seine Landsleute aufruft, die geistige Knechtschaft zu brechen, in der sie zu Frankreich stehen, und sie ermahnt, direct mit den übrigen gebildeten Nationen in literärischen Verkehr zu treten, um auch so unabhängig zu werden!

Dafs dies für Belgien höchst wünschenswerth sey, gestehen wir ihm zu: ob es aber möglich? das ist eine andere Frage! Welche Elemente hat die belgische Revolution an die Spitze seines Staates geführt, die edleren, gebildeten oder diejenigen, welche es einst in Unwissenheit und Dummheit vergruben? Das Mordschwerdt des Herzogs von Alba war es, das Belgien auf zwei Jahrhunderte hin so tief herunterbrachte. Als Joseph II. in dem geistig so sehr zurückgekommenen Lande seine Reformen versuchte, um es (freilich gewaltsamer Weise) auf die

Digitized by Google

Höhe des übrigen Europa's zu heben, fand er unversöhnliche Feinde in der geistig verkrüppelten Generation! Die Riesengewalt der französischen Revolution vertilgte allerdings das Mittelalter; aber die Freiheit im Königreiche der Niederlande liefs dem alten Unkraut Zeit, wieder zu wachsen. Es ist so vortrefflich gediehen, dafs die Nesseln den Gärtnern die Hände verbrannten, als sie es ausraufen wollten! — Jetzt, da die Alliirten des Herzogs von Alba das Regiment in ihren Händen haben: werden sie dulden, dafs eine philosophische Bildung sich frei entwickle? Werden sie Anstalten gründen, die gleich den deutschen Gymnasien und Universitäten Mittelpunkte eines wohlthätigen Lichtes sind?

Es ist wahr, die in Belgien herrschend gewesene Philosophie war feindselig gegen Kirche, Religion und Christenthum — sie konnte keine wahre Wissenschaft begründen! Ein Bündnifs zwischen der Religion und den Studien ist in Belgien nöthig! »L'union fait la force« war 1830 die Devise. Ist sie es noch? Stellt sich nicht die Geistlichkeit feindselig aller übrigen Bildung gegenüber, um, auf den aus ganz Europa in Belgien zusammenfliefsenden Jesuitismus gestützt, einst eine geistige Tyrannei zu üben? und dies im 19ten Jahrhundert, in einem Lande zwischen den gebildetsten Ländern Europa's gelegen! Organisirt sich nicht planmäfsig ein Antagonismus zwischen dem katholischen und liberalen Princip! Das Losungswort ist Krieg! Es sollte »Frieden« seyn!

Der Verf. würde Belgien und Europa einen schönen Dienst erzeigen, wenn er, wie er die äufsere Geschichte seines Vaterlandes schrieb, auch die innere seit 1814 schreiben wollte. Sein Standpunkt als Staatsmann macht ihm das möglich — der erste Versuch hat seine Meisterschaft als historischer Schriftsteller zur Genüge bewiesen.

Wir schliefsen mit diesem Wunsche unsere Analyse eines Buches, das die Ehre einer deutschen Uebersetzung verdient *) und gewifs jedem Publicisten angenehm seyn wird, wie gering ihm auch sonst die belgische Frage erscheinen möge.

Wir bemerken noch, dafs unser Verf. in der dritten Ausgabe die Luxemburger Frage näher beleuchtet hat, sowohl im Schlufskapitel des Appendice, als in der Vorrede.

Endlich dürfen wir nicht verschweigen, dafs dem Werke eine Menge Verträge und andre Dokumente bis zum Vertrag von Zonhoven, abgeschlossen am 12. Nov. 1833, angehängt sind.

---

*) Eine deutsche Uebersetzung ist bereits angekündigt und soll demnächst bei Cotta in Stuttgardt erscheinen. *(Anm. d. Red.)*

Digitized by Google

Gedichte von Franz v. Elsholtz. Berlin. Nicolai. 1834. VIII *und* 230 *S. kl.* 8.

Den lyrischen Dichter ergreift eine wehmüthige Empfindung, wenn er, zum Behufe eigenen oder öffentlichen Gebrauchs, die Hervorbringungen mehrerer Jahre oder gar Jahrzehente sammelt: Einzelnes ist wohl noch sein, ja vielleicht sein innerstes Eigenthum und nach zwanzig Jahren für ihn selbst so frisch, als ob er es eben erst in diesem Augenblicke, in dieser momentanen Stimmung, erzeugt hätte; Anderes, ohne schlechter zu seyn, ist ihm so fremd, als rührte es gar nicht von ihm her; so sehr wird man in mancher Beziehung, nicht nur physisch, wie allbekannt ist, sondern auch intellectuell und moralisch, oft in weniger als zehen Jahren durch und durch ein Anderer. Dies Gefühl scheint dem gefühlvollen Einleitungsgedicht Entstehung gegeben zu haben, das der Verf. an die Spitze seiner Sammlung stellt, und in welchem er »hingelebter Jahre Reihen, wie die grüne Friedens-Aue eines Kirchhofs durchwandelt.« Diese Hüllen

Sie drängen sich in halb erloschnen Bildern
Ans Licht hervor, und jedes ist willkommen.
Den trüben Eindrück braucht kein Trost zu mildern,
Das Helle macht die Brust nicht mehr beklommen.
Wie die Geschichten uns die Urzeit schildern,
Steht alles da, in Nebelduft verschwommen;
Ja fast erscheint wie Fremdlings Glück und Wunden,
Was doch ich selbst erfahren und empfunden.

Seine Gedichte sind ihm Gedächtnifssteine mit Grabschriften:

Um ferner dann mich eurer zu erfreuen,
Und trauriges Versinken abzuwenden,
So will ich Laub- und Schnitzwerk jetzt erneuern,
Mit kundger'm Sinn und mehr geübten Händen;
Und dafs die ältern nicht die jüngern scheuen,
Sollt ihr die Jahrzahl tragen an den Wänden.
So lohnt des Bildners Fleifs mit dem Entzücken,
Dafs manch verwandtes Herz ihr mögt erquicken!

Es gefällt, und wir halten es für einen Akt der Bescheidenheit, wenn der Liederdichter, wie die angezogene Stelle es von dem unsern besagt, die Daten der Lieder dem Verzeichnisse beischreibt. Hat es doch selbst der grofse Schiller gethan. Nur die vollendetsten Gedichte sind entweder ganz zeitlos, oder tragen das Gepräge ihrer Zeit ganz in sich; bei den andern dient die Jahreszahl offenbar zur Erklärung des Gedichtes, und hilft dasselbe oft interessant und recht schmackhaft zu machen.

Digitized by Google

Die Gedichte dieser Sammlung zerfallen in Lieder, Balladen und Legenden, Vermischte Gedichte, Huldigungen, Denk- und Sendeblätter, Räthselspiele. Dem Ganzen sind Erläuterungen beigegeben.

Des Verfs. sonst bethätigtes, anmuthiges Talent, leicht in Erfindung, Empfindung und Darstellung, verläugnet sich auch in dieser Sammlung keineswegs. Unter den Liedern zeichnen sich gleich das erste: „Es schickt sich nicht" (S. 7.), ferner »Alles zur rechten Zeit« (S. 9.), »Trinklied« (S. 15.), Jägerlied« (S. 29.), »Herzensblühen« (S. 31.) vor den andern in dieser Beziehung aus; das sehr artige, inzwischen etwas leichtfertige Liedchen: »Hamburgs kleine Körbe," ist wohl nur dem ganz verständlich, der, wie der Dichter, den Jungfernstieg an der Alster, den schon Hagedorn vor hundert Jahren verherrlicht hat, im Mondlicht bewandelte.

Zu Balladen und Legenden ist der Stoff meist äufserst glücklich gewählt, zum Theile des Verfs. früherer Schrift: „Reisemappen zweier Freunde« entlehnt, und die innere Anordnung desselben ist ebenfalls poetisch; an der Klarheit der äufsern Darstellung fehlt es hier und da. Dies ist jedoch weniger der Fall bei denjenigen Gedichten, die sich in den Schranken der älteren Erzählungsweise halten, wie das gar artige Geschichtchen vom »Glücklichen" nach einem persischen Mährchen, wo in der schlichten Weise eines Gellert oder Nicolay vom Schach Nadir berichtet wird, welcher, todtkrank, auf den Spruch eines Arztes seinen Grofsvezier ausschickt, um das Hemde eines Glücklichen zu erwischen, in das der Kranke hineinmufs, um geheilt zu seyn.

Er zieht von Ort zu Ort, in allen Schenken,
In allen Schlössern fragt er eifrig nach.
Umsonst! — kein Hemd, doch satt Gespött und Schmach,
Weil gar das Volk heraus sich nahm, zu denken:
„Wenn ein Minister reist nach Glück zu spähn,
So darf man neuer Steuern sich versehn."

Endlich, als der Vezier trostlos schon wieder zur Hauptstadt lenkt, hört er ein lustiges Lied singen, und erblickt einen mit schwerem Bündel auf der Reise umherziehenden Wanderer. Er frägt:

—— „Singst du immer so,
Und bist du glücklich denn, da du so froh?" —
„Ei freilich bin ich's, Herr, was soll mich quälen!" —
„So gieb, bei deiner Unterthanenpflicht,
Dein Hemd mir — gieb! am Lohne soll's nicht fehlen!" —
„Mein Hemd? Ei, Herr, ein Hemd — das hab' ich nicht!"
(S. 43.)

Digitized by Google

Weniger klar ist, was die äufsere Form betrifft, „der Bildner," ein Stoff von ächt poetischem Gehalte, nach Thorwaldsen's mündlicher Erzählung. Dieser grofse Meister modellirte das vom Kardinal Consalvi bei ihm bestellte Denkmal für Pius den VII., und überraschte sich selbst über der ahnungsvollen Verwechslung, dafs er statt dem Gesichte des Todten immer nur die Gesichtszüge des Kardinals herausbrachte:

„Doch als dem Thon das Antlitz soll entspringen,
Da will das Werk dem Meister nicht gelingen;
So viel er formt, das Antlitz wird es nicht.
Denn immerdar, als ob der Thon ihm lüge,
Erschafft die Hand, anstatt des Todten Züge, —
Des lebenvollen Freundes Angesicht.
Da fafst den Bildner ein geheimes Grauen;
Doch weckt er neu das wankende Vertrauen,
Und stärkt die Seele mit der Pflicht Gebot.
Er formt — und formt die vor'gen Züge wieder,
Da schlägt es an sein Thor, er steiget nieder,
Ein Bote kam — der hohe Freund war todt." (S. 48.)

Es ist wirklich Schade, dafs das Uebrige nicht so verständlich ist, wie der hier angeführte Schlufs. Noch unvollständiger ist die glückliche Erfindung der Vision: „die Schatten" ausgeführt, in welcher der Dichter uns im Mondscheine vor die Sanct-Peterskirche in Rom hinstellt und zwei Geister citirt; der eine ist Tetzel, „ein graues Männlein mit Kutte, Kreuz und Skapulier," der andere, Luther

— ein andrer Mann;
Schwarz war sein Kleid, sein hohes Haupt
Von dunkeln Locken rund umlaubt.

Sie gerathen in's Zwiegespräch, und Luther sagt:

„Ein Haus erbauten beide wir,
Mit Worten ich, mit Steinen ihr;
Vergessen sey der alte Streit,
Welch's länger steht, das lehrt die Zeit." (S. 51 ff.)

aber die 6 Verse, die dann noch folgen, entsprechen der Erwartung nicht, es handelt sich am Ende blos um die Privatreue Tetzels wegen seines Ablafskrames.

Untadelhaft dagegen ist die schöne Ballade Benedetto Marcello, welcher funfzig Psalme componirte, und nach Vollendung des funfzigsten vom Leben schied. Er war anfangs ein arger Sünder:

Als ob ihn trieb des Bösen Schaar
Entfloh er aus dem Hause;
Der Sünde Bild sein Antlitz war,
Im Winde flatterte sein Haar,
Er flog zum nächt'gen Schmause.

Digitized by Google

In einer sternlosen Regennacht kehrt er vom Saufgelage heim und geht an einer Kirche vorüber, wo eben ein Wanderer in seine letzte Klause eingesenkt wird; der Prasser tritt durch das offne Thor, aber im Vorwärtsschreiten fehlt der Boden seinem Tritt und er gleitet in die Gruft hinab:

Da stehn in feierlichen Reihn
Die blankbeschlagnen Särge;
Den Duft des Moders saugt er ein
Und Schauder rüttelt sein Gebein,
Es steigt sein Haar zu Berge.

Verschwunden war des Weines Dunst,
Ihm nahete die Reue!
Er fleht mit nie gefühlter Brunst
Um Befsrung an des Höchsten Gunst,
Gelobt ihm Dienst und Treue.

Da rauscht ein wunderbarer Klang
Melodisch durch die Lüfte,
Und leiser Ton wie Engelssang,
Dem Schöpfer kündend Preis und Dank
Durchzitterte die Grüfte. (S. 55.)

Da wird's in seinem Innern klar, und zu Hause angekommen, weiht er alle Kraft in heiliger Einsamkeit, den Blick nach oben gewendet, dem heiligen Gesange.

»Die übergossene Alp« erinnert in der Behandlung an eine Weise, die nach unserm Dafürhalten nicht wieder aufgefrischt werden sollte. Die Einschiebsel: »soviel mir ward bekannt« und »spricht die Sage wahr —« und „wenn man dem Mährlein glaubt,« sind mit dem Balladensänger Schiebeler zu Grabe getragen worden, und mit Recht. Man spart jetzt seine Worte zu Bildern und Gefühlen, und verschwendet sie nicht mehr an solche müfsige Zwischensätze.

In den vermischten Gedichten begegnen wir zierlichen französischen Poesien, die von vertrauter Bekanntschaft mit der französischen Sprache uud Versificationskunst zeigen, z. B. „Le profit d'avoir tort.“

Vous dont la force est le partage,
Apprenez à bien l'employer,
Et jamais n'en faites usage
Contre la loi de la beauté.
Au lieu de vous montrer rebelles,
Soumettez vous, soyez d'accord;
Enfin, Messieurs, pour plaire aux belles,
Ayez le talent — d'avoir tort. u. s. w. (S. 76.)

Digitized by Google

Nur ein Verstofs gegen die Metrik kommt vor, in dem Gedichte Mystère de l'amour, wo in dem Verse: »qu'on voit se clore dès qu'on la touche« skandirt werden müfste: „clor," was nicht erlaubt ist, das Wort mufs als zweisylbig zählen.

Von deutschen Gedichten zeichnen wir in dieser Abtheilung »Kahn und Ruder« (S. 84.), »Peter Vischer« (S. 109.), besonders aber »Selbstverhör und Urtheil am Neujahrsabend« aus. Das letztere Gedicht giebt uns die Persönlichkeit des Verfs. ohne Rückhalt zum Lesen, und wir müssen ihn daraus liebgewinnen. Wie redlich lautet es hier:

Wo unverhüllt die Sünde kam,
Da stand ich fest im Bügel,
Doch wenn ein Mäntelchen sie nahm,
Verlor ich Sitz und Zügel.

und weiter:

„Verläugnetest du um 'Gewinn
Der freien Meinung Stimme?" —
„„Stets widerstrebten Wort und Sinn
Der Mächt'gen Gold und Grimme.

Doch war wohl Lebensungeduld
Und eitles Selbstbetrügen
Oft an des Redners Keckheit schuld,
Denn Schweigen wär' nicht lügen.""

Wir versagen uns auch nicht, den Schlufs beizusetzen und schliefsen damit, die »Huldigungen« und »Räthselspiele« dem Leser aufzusuchen überlassend, unsern Bericht über diese Sammlung, der wir verdiente Theilnahme wünschen:

„Und meinst du, wie du lebst und bist,
So könn' es gehn und bleiben?" —
„„Ich kenn' des Teufels Hochmuthslist,
Und such' ihn auszutreiben!

Nur Dummen hüllt des Dünkels Rauch
In Nacht die eignen Flecken;
Der Kluge sieht sie, weifs er auch
Sie andern zu verstecken.""

„So geh'! — für diesmal wird es nicht
So streng mit dir genommen;
Doch kommst du wieder vor Gericht,
So magst du besser kommen!"

„„Versprechen kann ich nichts, allein
Wer prüft, hat Herz zum Guten;
Drum geifsle sich, wer gut will seyn,
Mit Selbstverhöres Ruthen!"

G. Schwab.

Digitized by Google

De Oro et Orione Commentatio: Specimen historiae criticae grammaticorum Graecorum. Scripsit et muneris professorii extraordinarii in universitate litterarum Vratislaviensi suscepti causa amplissimi philosophorum ordinis auctoritate die VII. *M. Febr.* MDCCCXXXIV. *publice defendet Fridericus Ritschl, philos. Dr. et professor publ. extraord. seminarii philologici condirector, musei archeologici numismaticique director. Vratislaviae. Expressum impensis A. Schulzii et Soc.* 84 *S. in gr.* 8.

Der Gegenstand dieser Schrift gehört zu den verwickelsten in der Geschichte der Griechischen Literatur, zumal der noch so wenig bearbeiteten Grammatik, und wir haben darum alle Ursache dem Verf. zu danken, dafs er sich der Bearbeitung eines eben so mühevollen als schwierigen Gegenstandes unterzogen hat, um uns so einen Beitrag zu liefern zu einer umfassenden Geschichte der grammatischen Studien des Alterthums, die wir nach solchen Vorarbeiten, von ihm zunächst zu erhalten wünschen müssen. Von welchen Folgen ein solches, in der Ausführung freilich höchst schwieriges Werk für die gesammte Alterthumswissenschaft seyn würde, werden selbst die, welche nur oberflächlich mit dem Gegenstande bekannt sind, leicht bemessen können.

Es ist dieses Specimen eigentlich eine Monographie über zwei namhafte, der Zeit nach freilich sehr getrennte, obwohl dem Namen nach verwandte und in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen sich näher stehende griechische Grammatiker, deren Werke selbst zwar untergegangen sind, die aber dadurch für uns eine Wichtigkeit erlangt haben, dafs von dem verhältnifsmäfsig Wenigen, was sich von den Bemühungen und Leistungen der alten Grammatiker im Gebiete der Etymologie erhalten hat, — wir meinen zunächst die beiden Etymologica, das Etymologicum Magnum und das Etymologicum Gudianum, wie man sie gewöhnlich nennt, — der gröfsere Theil aus den Werken dieser beiden Grammatiker, deren Leistungen hier näher besprochen werden sollen, geflossen ist, diese also für uns Hauptquelle einer näheren Kunde der etymologischen Studien des Alterthums und damit auch der Geschichte der griechischen Grammatik überhaupt werden.

So wichtig demnach dieser Gegenstand anerkanntermafsen ist, so ist er doch andererseits, seiner Natur nach, kein sehr anziehender, da wir in die dürren, oft trostlosen Steppen der alten Grammatik geführt werden, wo uns überdem fast von Schritt zu Schritt Hindernisse in den Weg treten, die theils in der verdorbenen Gestalt der auf uns gekommenen Ueberreste, und der dadurch, namentlich in den einzelnen Namen hervorgebrachten Ver-

wirrung, theils auch selbst in der Unkunde ihrer Verfasser, oder in der Nachlässigkeit und in dem Leichtsinn derer liegen, welchen wir die Erhaltung dieses aus den verschiedenen Werken früherer Grammatiker compilirten Nachlasses verdanken. Hier kann nur eine durch keine Schwierigkeiten zu besiegende Liebe zum Gegenstande und eine unermüdete Ausdauer, verbunden mit gründlicher Kenntnifs des Gegenstandes selber, das Dunkel einigermafsen lichten und weiteren Forschungen die Bahn brechen.

Gleich bei den Namen der beiden hier in Frage stehenden Grammatiker treten uns diese Schwierigkeiten hemmend entgegen in der durch die Namensähnlichkeit veranlafsten öfteren Verwechslung der Worte Ὦρος und Ὠρίων und der so entstandenen Verwirrung, die durch das Vorkommen mehrerer Grammatiker gleichen Namens in verschiedenen Zeiten vermehrt wird. So nennt Suidas einen Orion aus Theben in Aegypten, einen andern Orion aus Alexandrīa und einen dritten Oros ebenfalls aus Alexandria, er giebt dann über jeden derselben einige Notizen, während es sich bei näherer Prüfung und Vergleichung mit andern Angaben bald nachweisen läfst, dafs hier mehreres Verschiedenartige durcheinander geworfen ist, dessen sorgsame Ausscheidung der Verf. mit vielem Glück versucht hat. Wenn über den Alexandriner Oros nichts Näheres ausgemittelt werden kann, so ergiebt sich doch aus dem Gewinne verschiedenartiger und widersprechender Angaben mit Sicherheit ein Orus aus Milet aus dem zweiten Jahrhundert und ein Orion aus Theben aus dem fünften Jahrh., dessen etymologisches Werk in die beiden oben erwähnten Lexica übergangen ist, von welchen das sogenannte Gudianum, das uns erst in neuerer Zeit bekannt geworden ist, nach dem wohlbegründeten Urtheil des Hrn. Verfs. (vgl. S. 15.) den Vorzug höheren Alters und gröfserer Integrität vor dem andern verdient. Wenn also in diese Werke die Angaben des Orion aus dessen Etymologicum aufgenommen sind und daher auch oft selbst unter dessen Namen angeführt werden, so ist doch darin auch noch manches Andere aus andern Quellen aufgenommen, Manches namentlich auch mit dem Namen eines Oros beigefügt, den man anfänglich, freilich ohne nähere Kenntnifs der Sache, leichtsinnig genug, in einen Orion umwandeln wollte, ein Verfahren, das wohl geeignet war, die Verwirrung zu vermehren, die ohnehin die Nachlässigkeit der Abschreiber in öfterer Verwechslung beider Namen angerichtet hatte, dessen Wichtigkeit aber der Verf. vollkommen dargelegt hat, der dann auch weiter uns (vgl. S. 23. 24.) zu zeigen sucht,

Digitized by Google

wie die beiden angeblichen Bruchstücke aus des Orion's Werk, welche aus einer Darmstädter und zwei Pariser Handschriften bekannt geworden sind, keineswegs als integrirende Theile oder als Auszüge des wirklichen Orion zu betrachten sind, sondern als bloſse Compilationen erscheinen, in der Eile und mit sichtbarer Flüchtigkeit gemacht, sowohl aus dem Werke des Orion als auch aus andern Etymologicis; daher auch alle die hier mitgetheilten Notizen im Etymologicum Magnum wie in dem Gudianum vorkommen: ein Umstand, wodurch freilich der Werth dieser Reste sehr vermindert wird. Wie nun aber das etymologische Wörterbuch dieses Orion, das wir also in seiner Vollständigkeit und Reinheit keineswegs besitzen, beschaffen gewesen, was der Werth desselben, welches die Verdienste des Verfassers (abgesehen nämlich von Düfteleien und Spielereien, denen diese Grammatiker, in Ermangelung eines festen und sicheren Princips, fast durchgängig unterlagen), was seine Quellen gewesen und wie er sie benützt, über diese und andere damit in Verbindung stehende Punkte, muſs man die Schrift selbst nachlesen, wo diesem Gegenstande eine höchst sorgfältige Untersuchung gewidmet ist, um uns, bei der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, einen so deutlichen Begriff als nur immer möglich, von dem Werke selbst und den Leistungen seines Verfassers zu geben. Bei dieser Untersuchung weiſs es der Verf. sehr wahrscheinlich zu machen, daſs dieser Orion in sein Lexikon Vieles aus den Schriften des älteren Oros aufgenommen (wodurch sich also Verweisungen auf Oros in den vorhandenen, aus des Orion Werk geflossenen Etymologicis leicht erklären), daſs er aber dies zum öftern in ähnlicher Weise verschweigt, wie dies auch bei andern Grammatikern der Fall ist, die er für sein etymologisches Lexikon benutzte, wie z. B. Herodianus, Philoxenus und Andere. So kommt nun der Verf. auf Oros, mit dem er sich von §. 19. an bis zum Schluſs beschäftigt; er sucht zuvörderst die verschiedenen Schriften desselben, welche von den Alten genannt werden, auszumitteln (denn auch hier hat Nachlässigkeit und Unkunde der Abschreiber manche Verwechslung und damit auch manche Verwirrung hervorgebracht), und stellt dann die verschiedenen Fragmente zusammen, d. h. die Stellen, wo Orus citirt wird, nach diesen Werken, in so weit es sich wahrscheinlich machen läſst, daſs sie aus diesem oder jenem Werke entlehnt waren (denn nur bei manchen Anführungen ist neben dem Namen des Grammatikers auch das Werk, in welchem er diese Bemerkung mittheilte, angegeben): ein höchst mühe-

Digitized by Google

volles, aber in seinen Resultaten höchst ersprieſsliches Geschäft, da es uns einen sichern Ueberblick über die Leistungen des Mannes, den Charakter und Inhalt seiner Werke, und einen Maafsstab zur gerechten Würdigung derselben geben kann. Zunächst sind es drei Werke, die neben einigen, wie es scheint, minder bedeutenden, öfters citirt werden (was die §§. 22. 23. 24, wie bemerkt, gelieferte Zusammenstellung der Bruchstücke beweist), nämlich eine Schrift über Orthographie, eine andere über geographische Namen (Ἐθνικά, von Stephanus von Byzanz oftmals angeführt) und eine dritte Schrift, ebenfalls etymologisch-prosodischen Inhalts, περὶ πάθους, lauter Gegenstände, über welche auch der Grammatiker Herodianus geschrieben hatte. Es berührt diese Untersuchung über die Schriften des Orus und die Zusammenstellung der ihnen zugehörigen Bruchstücke auch noch manche andere Punkte, die wir hier nicht alle namhaft machen können; sie schlieſst dann §. 26. mit einem Verzeichniſs der älteren Schriftsteller, aus deren Werken Orus, so weit wir nach den vorliegenden Bruchstücken bestimmen können, seine Zeugnisse und Beweisstellen entlehnte. — Ein Index rerum et emendationum beschlieſst das Ganze.

Chr. Bähr.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

GRIECHISCHE LITERATUR.

(Fortsetzung von S. 112. im Januarheft.)

1) ***Theonis Sophistae Progymnasmata. Typis repetenda curavit, adnotationes selectas Joachimi Camerarii, Joannis Schefferi, Christiani Walzii editas, Johannis Henrici Lederlini ineditas, scholia Graeca et indices necessarios addidit Christoph. Eberhard. Finckh, phil. Dr. AA. LL. M. Stuttgartiae, sumtibus C. G. Loeflundii. MDCCCXXXIV. XXII u. 182 S. in gr. 8.***

Auch nach dem neuen, im ersten Band der griechischen Rhetores von Walz gelieferten Abdruck der Progymnasmata des Theon wird diese neue Bearbeitung eines vor ähnlichen Schriftstellern der späteren Zeit hervorragenden Autors keineswegs zu den überflüssigen gerechnet werden können, da sie noch weitere Zwecke verfolgt und eben deshalb eine besondere Ausstattung erhalten hat, die dieser in manchen Beziehungen für uns wichtige

Digitized by Google

Rhetor wohl verdiente. Auch war der Hr. Herausgeber so glücklich, den ganzen schriftlichen Apparat, welchen sich der 1737 zu Straſsburg verstorbene Professor Lederlin, Behufs einer neuen Ausgabe des Theon, deren Ausführung aber sein Tod verhinderte, gesammelt hatte, aus den Händen des nun ebenfalls verstorbenen Prof. Veesenmayer zu Ulm, dem jener Apparat zugekommen war, zu erhalten. Es enthält derselbe aufser zahlreichen Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen des genannten Lederlin auch die Varianten mehrerer älteren Ausgaben und einer Handschrift der königlich französischen Bibliothek (No. 2762.). Mit diesen Hülfsmitteln ausgestattet, und zugleich das benützend, was von Walz, Spengel und Andern in neuester Zeit für die bessere Gestaltung des Textes theilweise geschehen war, konnte der Herausgeber allerdings eine von den früheren Ausgaben wesentlich verschiedene und berichtigte Recension liefern, die er zugleich durch Abtheilung der einzelnen Kapitel in Sectionen und durch Beifügung der Seitenzahlen der Heinsius'schen Ausgabe für den Gebrauch bequemer eingerichtet hat. Die lateinische Uebersetzung, die ebenfalls in einer von Lederlin verbesserten, ja fast ganz zu einer neuen, umgeschaffenen Gestalt vorlag, ward indessen, um Raum zu ersparen, weggelassen. Und wohl mit Recht. Wer einen Theon liest und gebraucht, wird billig einer lateinischen Uebersetzung dazu nicht mehr bedürfen, die schwierigen und dunkeln oder verdorbenen Stellen abgerechnet, deren Verständnifs die unter dem Text stehenden Noten erleichtern. In diesen findet sich eine Auswahl dessen, was in den Bemerkungen von Scheffer, Lederlin u. A. von Belang vorkommt, vermehrt mit den eigenen Bemerkungen des Herausgebers, die insbesondere durch sprachliche Erörterungen und richtige Auffassung schwieriger Stellen nachhelfen sollen, auch die verschiedenen Abweichungen des Textes sorgfältig zusammenstellen, so wie die genaueren Nachweisungen der im Text citirten Stellen älterer Autoren und die darauf sich beziehenden geschichtlichen Erörterungen enthalten, so dafs, wer diese Ausgabe zu gelehrten Zwecken benutzt, sie gewifs nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die griechischen, schon früher bekannt gewordenen Scholien sind ebenfalls mit abgedruckt und folgen auf den griechischen Text; den Schluſs bilden sorgfältig gearbeitete Register, welche sich auch über die Anmerkungen erstrecken. Die dem Abdruck des Textes vorangehenden Prolegomenen enthalten eine neue literärhistorische Untersuchung über die Person des Theon, sein Zeitalter, seine Schriften und deren Ausgaben, sowie über die Handschriften (nicht mehr wie fünf in Allem), indem das, was über diese Punkte bei Fabricius und sonst vorkommt, allerdings nicht genügen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 13. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische Literatur.

(Fortsetzung.)

1) *Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, professor Tubingensis. Vol. III. Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cotta; Londini, apud Black Young et Young; Lutetiae, apud Firmin Didot.* MDCCCXXXIV. 750 *S. in gr.* 8.

Wir haben den ersten Band bereits im Jahrg. 1833. p. 100. angezeigt und dabei Anlage, Anordnung und Ausführung dieses grofsartigen Unternehmens näher besprochen. Der vorliegende dritte Band enthält eine Reihe von Schriften, die entweder bisher wenig bekannt und selten, oder auch gänzlich unbekannt, von dem Herausgeber zuerst an das Tageslicht gezogen und mit möglichster Sorgfalt durch einen correcten Abdruck bekannt gemacht worden sind. Zuerst kommt ein vielfach berichtigter Abdruck von des Hermogenes τέχνη ῥητορική, wozu zwei Handschriften, eine Wiener und eine Münchner (letztere zum einen Theil von einer älteren Hand des dreizehnten Jahrhunderts, zum andern Theil von einer späteren Hand geschrieben) vollständig, theilweise auch zwei Pariser Handschriften (die eine des zehnten Jahrh.), mehrere Farnesianische Codd., eine Dresdner u. E. A. verglichen wurden; der Text, unter welchem die Varietas Lectionis aufgeführt ist, hat auf diese Weise eine ganz andere Gestalt gewonnen, wie man fast auf jeder Seite zur Genüge sehen kann. Es reicht dieser Abdruck bis S. 445; dann folgt eines gewissen Rufus (vielleicht desselben, dessen Leben Philostratus Vit. Sophist. II, 17. beschrieb) τέχνη ῥητορική, zuletzt von Boissonade, früher von Gale herausgegeben, weshalb die Bemerkungen dieser beiden Gelehrten wieder hier abgedruckt stehen; zur Vergleichung des Textes ward noch eine Mediceische Handschrift benutzt. An Rufus schliefst sich S. 461 ff. Ἀνωνύμων συνόψεις ῥητορικῆς: zwei Stücke aus zwei Vaticanischen Handschriften von geringer Bedeutung, daher auch hier nur eine Probe mitgetheilt wird, die allerdings kein grofses Verlangen nach dem Uebrigen erweckt, zumal da andere Schriften, die wir besitzen, über diese Gegenstände sich weit besser und vollständiger verbreiten. S. 465 ff. bringt die bisher unbekannte Compilation eines ebenfalls bisher wenig bekannten Joseph, den der einzige Fabricius in der Bibl. Graec. XII. p. 639. unter den griechischen Aerzten anführt: Ἰωσὴφ

Digitized by Google

τοῦ Ραχενδύτου σύνοψις ῥητορικῆς. Der Herausgeber schrieb das Werk, das freilich keine grofse Meinung von den Talenten und dem Geiste seines Verfassers, der um 1300 lebte, erregen kann, aus einer Venetianer Handschrift ab, die auch die Grundlage des Textes bildet, verglich aber damit stellenweise noch eine Vaticanische, drei Mediceische und eine andere Venetianische Handschrift, welche, so wie eine Pariser, einzelne Abschnitte in verschiedenen rhetorischen Abhandlungen enthielt. — Nun folgt S. 570 ff. Ἀνωνύμου περὶ τῶν τεσσάρων μέρων τοῦ τελείου λόγου, aus einer Pariser Handschrift entlehnt, dann S. 588: Ἀνωνύμου περὶ τῶν ὀκτὼ μέρων τοῦ ῥητορικοῦ λόγου, ebenfalls aus einer Pariser Handschrift, und daran schliefst sich S. 610: Ἀνωνύμου ἐπιτομὴ ῥητορική, aus einem Venetianischen Codex; der Hr. Herausgeber theilt uns Anfang und Schluſs mit. Interessanter dürfte die nun folgende poetische Bearbeitung des Rhetorik des Hermogenes, nach politischen Versen, seyn (S. 615 ff.); sie ist aus einer Wiener Handschrift entnommen, und verschieden von der ähnlichen des Tzetzes, welche in einer Londner Handschrift steht und worüber bereits Ruhnken das Erforderliche bekannt gemacht hat; die hier mitgetheilte empfiehlt sich durch gröfsere Kürze; so lesen wir nun zuerst: Ἀνωνύμου ἐπιτομὴ ῥητορικῆς, dann S. 670 ff.: Ἰωάννου τοῦ Τζέτζου ἐπιτομὴ ῥητορικῆς aus einer Dresdner Handschrift, und dann zur Vervollständigung des Ganzen drittens: περὶ ῥητορικῆς τοῦ Ψέλλου, ebenfalls in Versen, aus einem Wiener Codex.

An diese gröfseren Stücke schliefsen sich noch einige kleinere mit dem Schluſs des Bandes an; zuvörderst: περὶ σχημάτων, ὧν Ἑρμογένης ἐμνημόνευσεν ἐν τοῖς περὶ εὑρέσεων καὶ ἰδέων βιβλίοις σύνοψις, aus einer Münchner Handschrift, S. 704 ff., dann: Κάστορος ῥοδίου ῥήτορος τοῦ καὶ Φιλορωμαίου περὶ μέτρων ῥητορικῶν, aus einem Pariser Codex, S. 712 ff., dann: Ἀνωνύμου ἔκθεσις ῥητορικῆς, nach dem von Bloch aus einer Koppenhagner Handschrift in den Miscell. Havnienss. T. II. veranstalteten Abdruck, S. 724 ff Den Schluſs des Bandes bildet ein »Index locorum Demosthenicorum, qui Tom. III. VI. et VII. continentur.«

---

3) *Vollständiges Sach- und Namenregister zu allen Ausgaben von Strabon's Erdbeschreibung, welche die Casaubonischen Seitenzahlen führen. Bearbeitet von Christoph Gottlieb Groskurd, Dr. d. Philos. und vormals Lehrer am Gymnasium zu Stralsund. Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung.* 1834. 453 *S. in gr.* 8.

Dieser Index bildet eigentlich den vierten Band zu der in diesen Jahrbb. 1833. No. 51. p. 804. und 1834. No. 26. p. 408. angezeigten deutschen Bearbeitung des Strabo, und obwohl für diese zunächst bestimmt, daher auch in deutscher Sprache abgefafst, erstreckt er sich gleichmäfsig über die verschiedenen Ausgaben des griechischen Textes, mit Ausnahme der kleinen bei

Digitized by Google

Tauchnitz, indem bei dieser die Seitenzahlen der zweiten Casaubon'schen Ausgabe, die allen andern am Rande beigefügt sind und nach denen auch gewöhnlich citirt wird, fehlen, was für den Gebrauch dieser Handausgabe eine Unbequemlichkeit ist, die mit dem Ref. gewifs Manche mehr als einmal empfunden haben. Das über die Uebersetzung und die Anmerkungen dieser Verdeutschung des Strabo gefällte Urtheil hat auch dieser Schlufsband in vollem Umfange bewährt, da sich der Verf. hier einer gewifs »höchst mühevollen, langweiligen und widerlichen Arbeit« mit einer Ausdauer unterzog, die eben, weil sie jetzt so selten ist, um so mehr die gerechte Anerkennung verdient. Die Vollständigkeit dieses Index, der nicht blos auf die Aufführung der Eigennamen und dergl. sich beschränkt, sondern jede einzelne Angabe, jede Vergleichung und Forschung, kurz jedwede Notiz von nur einigem Belang enthält, und überall mit der möglichsten Genauigkeit und Sorgfalt ausgearbeitet ist, macht ihn für den Gebrauch sehr förderlich und erledigt auf diese Weise ein, bei dem Ungenügenden des bisherigen Index, sehr fühlbares Bedürfnifs. Druck und Papier sind der Uebersetzung gleich.

---

4) *Anacreontis Carminum Reliquias edidit Theodorus Bergk. Lipsiae sumtu Reichenbachiorum fratrum.* MDCCCXXXIV. IV *u.* 298 *S.*

Wir haben hier eine vollständige und umfassende, mit Bemerkungen jeder Art reichlich ausgestattete Sammlung und Bearbeitung der Bruchstücke Anakreontischer Poesie anzuzeigen, die sich dabei auch über die Person des Dichters und den wahren Charakter seiner Poesie, der allerdings bei der bestrittenen Aechtheit von manchen unter Anakreon's Namen verbreiteten Dichtungen sehr in Berücksichtigung kommt, ausführlich verbreitet. Der Verf. kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die Vorgänger des Anakreon in dem von ihm freilich weiter ausgebildeten und verherrlichten Zweige lyrischer Poesie, er untersucht die Angaben der Alten über Anakreon und den Charakter seiner Poesie, die freilich nicht nach dem sittlichen Mafsstab unserer christlichen Zeit beurtheilt werden darf, um Anschuldigungen auf den Dichter zu häufen, die sich schwerlich werden gehörig begründen lassen, da wir bei solchen Anklagen nur zu leicht Zeit und Ort und die daraus entspringenden Verhältnisse übersehen, wie wir denn z. B. eben in dieser Beziehung bei Anakreon doch nie sein ionisches Vaterland und seinen späteren Aufenthalt an dem Hofe des Polykrates in Samos vergessen dürfen. Der Verf. bemüht sich dann weiter, die Vorzüge der Anakreontischen Poesien, namentlich auch in Absicht auf die Form und die passende Wahl des Metrums für jeden Gegenstand hervorzuheben, und geht dann auf die Geschichte ihrer Behandlung durch die alexandrinischen Grammatiker, einen Zenodotus, Aristophanes und Andere über, denen auch wohl die ursprüngliche Abtheilung dieser Poesien in fünf Bücher angehört; hier ist auch eine sehr genaue Untersuchung

Digitized by Google

den Metren gewidmet, in welchen diese Lieder, nach den vorhandenen Resten zu schliefsen, gedichtet waren. Eine nicht minder detaillirte Untersuchung über den ionischen Dialekt des Anakreon und die in den hinterlassenen Resten davon vorkommenden Spuren und Eigenthümlichkeiten beschliefst diese Einleitung, welche die ersten siebenzig Seiten füllt; dann folgen die einzelnen Bruchstücke, kritisch, sprachlich und sachlich erläutert, es sind deren in Allem hundert fünf und vierzig Nummern, bis S. 272; dann kommen neunzehn Epigramme, welche unter des Anakreon Namen in der Anthologie aufgeführt sind, obwohl die wenigsten darunter als Werke des Anakreon sich geltend machen können. So hat der Verf. wohl Alles geleistet, was man von ihm billigerweise verlangen konnte, da er seinen Gegenstand möglichst vollständig und ausführlich behandelt hat. In das Einzelne weiter einzugehen, gestatten Zweck und Bestimmung dieser Anzeige nicht. Druck und Papier, wie überhaupt die äufsere Ausstattung, ist sehr befriedigend.

---

5) *Homeri Carmina. Recognovit et explicuit Fridericus Henricus Bothe. Odysseae Volumen primum. Lib.* I—VIII. *Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae.* MDCCCXXXIV. 271 *S. in gr.* 8.

Wir zeigen die Fortsetzung dieser Bearbeitung der Homerischen Gedichte mit dem Anfang der Odyssee an, und verweisen auf die in diesen Blättern 1834. No. 25. p. 394 ff. gelieferte Anzeige, da die Behandlungsweise im Ganzen der früher erschienenen Ilias gleich ist und der Herausgeber sowohl als der Verleger (durch correcten Druck und die erforderliche typographische Ausstattung) sich bemüht haben, diese Ausgabe ihrer Bestimmung immer angemessener und für den Gebrauch zweckmäfsiger zu machen. Auch hier sind wie bei der Ilias und den Dramatikern insbesondere die alten griechischen Erklärer benutzt und zum Theil wörtlich in Auszügen mitgetheilt worden, was zugleich am besten in die Lectüre dieser Klasse von Schriften einführen und anleiten kann. Doch sind darüber die Neueren nicht vernachlässigt, wie denn nicht blos Grammatik und Sprache, sondern auch das Sachliche, z. B. das Naturhistorische, in der Erklärung gleichmäfsig berücksichtigt worden ist.

---

6) *Die Abentheuer des Odysseus, aus Hesiodus erklärt von Rudolf Heinrich Klausen. Mit einer Karte (die Fahrt des Odysseus darstellend). Bonn, bei Adolph Markus.* 1834. VIII *und* 92 *S. in* 8.

Nachdem wir in diesen Blättern verschiedener, über Homer und seine Gedichte in neuerer Zeit erschienenen Schriften gedacht haben, glauben wir keineswegs eine Schrift übergehen zu dürfen, die, wie die vorliegende, nicht sowohl die Kritik oder die Erklärung einzelner Theile des Ganzen zu ihrem Gegenstande hat, sondern zu den Versuchen neuerer Zeit, den tieferen Sinn

Digitized by Google

und die wahre Bedeutung Homerischer Mythen aufzufassen, um so zu einem richtigen Begriff von der Anlage, dem Plan und der Bestimmung der Homerischen Gesänge überhaupt zu gelangen, gezählt werden mufs. Der Hr. Verf. nämlich findet in den Irrfahrten des Odysseus, so wie sie der Dichter in der Odyssee dargestellt hat, lauter symbolische Beziehungen, freilich in anderer Art, und in anderem Geiste, als früher wohl von den Stoikern und andern ihnen sich anschliefsenden Philosophen versucht worden war, die ihre Dogmen und Lehrsätze in der heitern Mythenwelt des Homerischen Epos wiederzufinden gedachten; er findet zugleich überall eine stete Beziehung und Vergleichung mit den Mythen und Vorstellungen des Hesiod, welche ihm aber als die älteren, ursprünglichen erscheinen, »weil in ihnen die Allegorie offenbarer und unumwundener hervortrete;« er findet, »dafs in der Homerischen Darstellung dieselbe Allegorie zum Grunde läge, nur durch freiere Umbildung sey diese, aus der mehr neckischen ionischen Sage, oder aus der heiteren Absicht des Dichters hervorgegangen, in Mährchen gekleidet.« So kam der Hr. Verf. auf die Ansicht (welche diese Schrift im Einzelnen nachzuweisen bestimmt ist), dafs alle die phantastischen Gestalten und Gebilde der Odyssee, welche uns der Dichter in der Erzählung von den Irren des Odysseus vorführt, nicht anders betrachtet werden können, als hervorgegangen aus ähnlichen Umbildungen, und so gelangte er zu der Ueberzeugung von einer Gleichmäfsigkeit in den Folgen der Abentheuer des Odysseus und den dämonischen Gestalten eines Theils der Hesiodeischen Theogonie, so wie zu der weiteren Ueberzeugung von einem Parallelismus zwischen Hesiod und Homer und von dem wesentlichen Verhältnifs, in welchem die einzelnen Abentheuer zum ganzen Homerischen Charakter des Odysseus stehen.

Diesen Parallelismus nachzuweisen und dadurch den tieferen Sinn Homerischer Mythen eben aus und in jener Beziehung auf Hesiodus und dessen mehr symbolische Vorstellungen zu klarer Erkenntnifs zu bringen, ist das Bestreben des Verfs., den wir demnach keineswegs der Schaar jener Gelehrten zugesellen können, die in dem Ganzen homerischer Dichtung ein loses, zufälliges, also auch in sich unzusammenhängendes Spiel der Phantasie und weiter Nichts erblicken wollen, und in diesem Nicht-Erkennen aller Allegorie und Symbolik, die hinter der heitern und gefälligen Mythenwelt versteckt ist, nur die eigene Unkunde alt-griechischen Lebens und alt-griechischer Poesie zu erkennen geben. Obschon wir nun hier nicht in eine bis in das Detail sich erstreckende Prüfung dieser Ansichten des Verfs. und ihrer Begründung oder Nachweisung eingehen können, so fordert es doch unsere Pflicht, die leitenden Ideen des Hrn. Verfs. hier anzugeben und dann zugleich unsern Lesern einige Beweise vorzulegen, aus denen sie die Behandlungsweise und das Verfahren des Hrn. Verfs. richtig zu erkennen und zu würdigen im Stande sind.

Digitized by Google

Die Darstellung beginnt mit den Kyklopen, als dem ersten Wundervolke, zu dem Odysseus auf seinen Irren gelangt. Er nimmt sie als identisch mit den Kyklopen des Hesiod, die er als Dämone des Gewitters betrachtet, während sie in der Homerischen Sage in ein Mythenvolk umgebildet erscheinen, dessen wesentliche Eigenschaften und Grundzüge jenen dämonischen Charakter aber überall durchblicken lassen; und selbst der den Odysseus rettende Widder (S. 7.) erhält (als Sühnopfer) seine Beziehung und Deutung. In ähnlicher Weise behandelt folgt nun die Mythe von Aeolus, dann die von den Lästrygonen (»dem Volke der Frechschwirrer, Frechmurrer, Frechbrauser«), in welchen nur eine Umbildung der Hesiodeischen Dichtung von den Hekatonchiren, den hundertarmigen Dämonen der Orkane, erkannt wird, so dafs dann auf ein solches Dämonen- oder Riesenvolk alle einzelnen Züge der Sage bezogen werden. Odysseus, indem er in die Nähe dieses Volkes geräth, kommt an die furchtbaren Weltgrenzen selber und rettet aus der Zerstörung, welche die furchtbare Riesengewalt dieses Volks (d. i. der Orkane) über seine Schiffe verbreitet, nur das eigene Schiff. Dann folgt Kirke, die Zaubergöttin, die gleich der Hekate, als göttliche Fernwirkung sich dem Odysseus hold erzeigt und es ihm möglich macht, durch ausdauernden Willen die Grauen des Todtenreichs, die festhaltenden Fesseln des Todes, die Geister der Verwesung (die Sirenen nach S. 47. 49.) und den verschlingenden Meerhund an der Pforte zwischen Leben und Tod (Scylla und Charybdis — analog dem Hunde des Hades bei Hesiod —) zu überwinden; wobei also die Charybdis mit Charon und Charonisch zusammengestellt, auf den Tod bezogen wird, und sonach die Meeresgruft Charybdis die Stelle des hinabziehenden Grubengeistes in der Homerischen Bilderreihe vertreten soll (S. 53.), überhaupt die drei Gefahren, welche Odysseus nach der Rückkehr aus dem Todtenreich zu bestehen hat: die Sirenen, Scylla und Charybdis, nur als die Darstellungen der gewaltigen Fesseln erscheinen, mit welchen der Tod die ihm Verfallenen festhalte.

Hier wäre nun freilich Manches, was Stoff zu weiterer gegenseitiger Besprechung darbieten könnte, da Ref. über mehrere Punkte ganz anders denkt. So kann er z. B. bei der Hekate sich nicht entschlagen, an die Mondsgöttin zu denken und bei ihrer Zauberkraft, ihrer Fernwirkung und andern Eigenschaften an die verschiedenartigen Einflüsse des Monds auf die Erde und das Leben der Menschen, ja er bezieht darauf selbst Epitheta, wie Κουροτρόφος und andere; er möchte auch den Wolf, der dem Lichtwesen Apollo zugesellt ist, nicht als Zeichen verderblicher Gewalt unbedingt auffassen, sondern als Symbol des Lichts, dem Sonnen- und Lichtgott zugesellt, wobei denn freilich eben so wie bei dem bogenschiefsenden Apoll an nachtheilige und zerstörende Wirkungen des Sonnenlichts wie an wohlthätige gedacht werden kann. Auch die Sirenen, als blofse Dämonen der Verwesung aufzufassen, wagt Ref. nicht unbedingt, da er bei den

Digitized by Google

Sirenen wie bei den Musen auch an Schicksalsgöttinnen zu denken pflegt. Doch alle diese Punkte mit allen den daraus hervorgehenden Folgerungen bedürfen einer ausführlicheren Erörterung, als es hier möglich ist, wo wir nur im Allgemeinen die leitenden Ideen des Verfs. anzugeben haben und eine weitere Prüfung derselben veranlassen möchten. Uebrigens finden sich in diesem Abschnitte noch manche andere schätzbare Bemerkungen, unter denen wir z. B. nur auf S. 37 ff. über das Todtenreich, über die Lokalitäten des Hades (ganz übereinstimmend mit Hesiod), über Kimmerier u. A. verweisen.

Auf den Abschnitt über die Irrfelsen (S. 56 ff.) folgt dann S. 64 ff. Thrinakia, das nicht in Sicilien, sondern in einer kleinen einsamen, in der Nähe Siciliens gelegenen Insel gesucht wird (S. 67.), dann Kalypso, die Verhüllerin (die den Heros festhaltende Verhüllerin — als heitere Umbildung der ewigen Götterfesseln), dann Leukothea und die Phäaken (S. 73 ff.); Letztere werden (ebenfalls in einer gewissen Parallele mit der Hesiodeischen Dichtung) aufgefafst als »die dunkeln Wellengeister der von Dunkel und Gewölk geschwärzten See;« sie haben daher, gleich den Kyklopen, Lästrygonen und Giganten eine dämonische Natur und gehören darum, nach des Verfs. Ansicht, an die Grenzen der Welt im fernen Westen, an den südlichen Eingang in das Westmeer, in die Nachbarschaft der Riesen des Gewitters und der Orkane. Die Lotophagen sollen dann den Eintritt der Seefahrer in die Mythenwelt bezeichnen und so den Uebergang von dem menschlich kriegerischen Abentheuer bei den Kikonen zu den phantastischen bilden (S. 85.), sie werden daher auf dieselbe Küste mit Elysium und den Phäaken gesetzt, als ein menschlicher Vorgarten für den köstlichen Fruchthain der Götter, wie auch bei den Phäaken ein solcher Wundergarten geschildert werde (S. 86.).

In dem Schlufsabschnitt Odysseus (S. 86 ff.) vereinigt der Verf. noch einmal die einzelnen Ansichten und Deutungen, in denen er diese Mythen aufgefafst hat, zu dem Ganzen Eines Bildes, in welchem »der Held des beharrlichen, zweckmäfsigen Handelns — der das unersetzliche Gut des Lebens aus allen Gefahren errettet — (denn so nimmt der Hr. Verf. den Odysseus S. 86.) allerdings die Seele und den Mittelpunkt bildet.« — „Es ist (so lesen wir S. 76.) die unzerstörbare heroische Lebenskraft, welche der beharrliche Dulder Odysseus gegen alle Schrecknisse des dreifachen Todes durch Blitz, Orkan und Götterfluch, denen allen sein erfindungsreicher Sinn, obgleich des Beistandes seiner Göttin beraubt, sich zu entziehen weifs, bewährt hat.« —

Digitized by Google

7) ***Ptolemaei Hephaestionis Novarum Historiarum ad variam eruditionem pertinentium Excerpta e Photio edidit, lectionis varietate instruxit et commentario illustravit Jos. Imm. Gisl. Roulez, phil. et AA. LL. Doctor. Praefatus est Fridericus Creuzerus. Lipsiae, Aquisgrani et Bruxellis apud Mayer et Sommerhausen.*** **MDCCCXXXIV. 166 S. in gr. 8.**

Der Hr. Verf., der sich dem Publikum bereits mehrfach auf eine sehr vortheilhafte Weise durch Herausgabe der Fragmente des Heraclides Ponticus, einiger Reden des Themistius u. s. w. bekannt gemacht hat, übergiebt hier der gelehrten Welt eine Bearbeitung der durch Photius uns erhaltenen Reste des Ptolemäus Hephästion, welche in kritischer wie in exegetischer Hinsicht Alles, was in dieser Beziehung erwartet werden kann, zu leisten versucht. Der Hr. Verf. hatte diese Schrift, in Folge einer Aufforderung des Hrn. Geh. Rath Creuzer, der auch dieselbe mit einem Vorwort begleitet hat, in Deutschland, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ausgearbeitet, und als er von da in sein Vaterland zurückkehrte, unterbrach die inzwischen dort ausgebrochene Revolution, welche allen literärischen Verkehr, eine Zeitlang wenigstens, fast gänzlich hemmte, die Herausgabe, die jetzt erst, und zwar in Deutschland, erfolgt.

In dem, was uns vorliegt, giebt nun der Herausgeber zuvörderst einen berichtigten und genau revidirten Abdruck des Textes, wobei zugleich die früheren Ausgaben verglichen und insbesondere Bekkers Ausgabe des Photius berücksichtigt ist, weil in dieser nicht wenige Stellen des verdorbenen Textes durch die vorzügliche (aber nach unserer Ansicht von Correcturen und Interpolationen doch nicht ganz freie) Venetianische Handschrift glücklich verbessert worden waren. Alle Varianten sind unter dem Texte aufgeführt, auch hie und da mit eigenen Verbesserungsvorschlägen des Herausgebers begleitet, der übrigens bei der Revision des Textes mit rühmlicher Vorsicht verfahren und selbst manche Lesarten nicht in den Text aufgenommen hat, die ein Anderer unbedenklich aufgenommen haben würde, so z. B. S. 24. Lib. IV. ἡ Ἐπιδάμνου θυγάτηρ, wo im Text noch steht ἡ Ἐπιδαννίου, oder S. 25. ibid. καὶ τῶν Μυρτίλων, wo im Text noch steht καὶ τῶν Μυρτίλλων. Dagegen hat er z. B. S. 27. Lib. V., wo Bekker, vorschnell seiner Handschrift folgend, gab: Εὐβούλου ἐστὶ τοῦ κωμικοῦ εἰς Διονύσιον κωμῳδία, ganz richtig die Vulgata εἰς Διόννσον beibehalten, weil des Eubulus Komödie unter dem Namen Διόννσος ἢ Σεμέλη von Andern citirt wird. In der schwierigen Stelle S. 28: ὡς περὶ τὰς Θύλας τῆς Σικελίας ναναγήσαντος Ὀδυσσέως, wo kein Mensch eigentlich recht weifs, was mit dem Worte Θύλας anzufangen, erscheint des Herausgebers Conjectur περὶ τὰς Πύλας τῆς Σικελίας (als eine nicht unpassende Bezeichnung, wie wir glauben, der Sicilischen Meerenge, wahrscheinlich auch aus irgend einem älteren verlorenen Schriftsteller entlehnt) ganz passend; eben so auf der-

Digitized by Google

selben Seite der Vorschlag: ἐπὶ μονομαχίας προκλήσει statt προσκλήσει, wie Bekker aus seiner Handschrift statt der Vulgata προσκλήσεις, die ganz unpassend ist, emendirte. — S. 41. würden auch wir Ροδῶπιν der Vulgata Ροδόπην vorziehen; s. Herodot II, 134. nebst den in unserer Note angeführten Stellen. Eine wesentliche Abweichung in der Schreibart des Wortes bieten übrigens dort die Handschriften nicht. An einigen Stellen theilt uns der Herausgeber auch Verbesserungsvorschläge des Hrn. Prof. C. O. Müller in Göttingen mit, z. B. S. 22. 26. 35.

Auf den Abdruck des Textes folgt von S. 45. an der äufserst sorgfältig ausgearbeitete Commentar, in welchem alle einzelnen Notizen, welche in diesen Excerpten vorkommen, seyen sie historisch-antiquarischer oder mythologischer Art, näher beleuchtet und erörtert werden, begleitet mit den vollständigsten Nachweisungen über jeden einzelnen Punkt, so dafs wir in dem Verf. einen Mann erkennen, der, unter der Leitung seines Lehrers, des Prof. Bekker in Löwen, dem er auch diese Schrift dedicirt hat, sich mit der gesammten deutschen Literatur auf's Gründlichste bekannt gemacht hat und dem daher auch nicht leicht Etwas aus der früheren, wie aus der neueren Literatur entgangen ist, was zur Aufhellung der behandelten Gegenstände dienen könnte. — Wir wollen, bei der Vollständigkeit, womit diese Nachweisungen gegeben sind, nur einige nachträgliche Bemerkungen beifügen. S. 47 und 48. wird die Erzählung von dem auf einem Scheiterhaufen dem Tode bestimmten und dann wundersam geretteten Krösus besprochen, mit Anführung der abweichenden Angaben anderer Schriftsteller und mit Verweisung auf die in einer Note zu Herodot ausgesprochene Ansicht des Ref. über diese ganze Erzählung, wie sie bei Herodotus und andern griechischen Schriftstellern sich findet. Ref. glaubt nun in dem, was Welcker im Rhein. Museum II, 4. p. 504. not. über diesen Gegenstand bemerkt, nur eine Bestätigung seiner eigenen Ansicht gefunden zu haben, obwohl er noch nicht so bestimmt, wie dieser Gelehrte, darüber sich auszusprechen wagt. Höchst merkwürdig sind aber die dort erwähnten, zu Volci, also an der Stelle der alten Etrurischen Stadt Volsinii, neuerdings aufgefundenen Vasen, auf welchen wir den Lydischen König, auf dem Scheiterhaufen sitzend, mit der Inschrift ΚΡΟΕΣΟΣ erblicken. — Zu der Bemerkung über den Namen des Achilles: Ἄσπετος, S. 60, fügen wir noch die Bemerkung von Maltebrun bei (Annall. des Voyages III. p. 157–161.), wornach I-*spiti* bei den Albanesen noch heutigen Tags so Viel seyn soll als *prompt, leger*. — Eigen ist die Erzählung Lib. III. p. 21. von dem persischen König Darius (des Hystaspis Sohne), welcher ausgesetzt von seiner Mutter, von einer Stute gesäugt, und von dem Stallmeister (ἱπποφορβὸς) Spargapises erzogen worden. Etwas Aehnliches darüber kommt unseres Wissens nirgends sonst vor; merkwürdig aber ist die Notiz, weil sie zugleich auf die bekannte (nach unserer Ueberzeugung grăcisirte) Erzählung von des älteren Cyrus Aussetzung einiges Licht werfen kann, und

Digitized by Google

die Ausdehnung dieser griechischen Sage auf mehr als einen Monarchen des Orients wahrscheinlich machen kann. Eine Verwechselung an unserer Stelle zwischen Darius und Cyrus anzunehmen, geht schon wegen der unmittelbar darauf folgenden Worte *καὶ ἵππου χρεμετισμῷ βασιλεύει* nicht an. Dafs diese Sagen über Aussetzungen berühmter Männer in ihrer Kindheit, nicht orientalischen Ursprungs sind, glaubt Ref. behaupten zu können; dafs sie aber ächt griechisch sind, zeigt schon die Mythe von Oedipus und Anderes, was wir hier nicht anführen wollen. — S. 31. fiel uns auch die Angabe auf, dafs Cicero, in der Sänfte von seinen Sclaven getragen, die Medea des Euripides las, als ihn die abgesendeten Mörder erreichten und seinem Leben ein Ende machten. — Sehr genaue Indices sind am Schlusse beigefügt. — Druck und Papier, überhaupt die äufsere Ausstattung, ist sehr befriedigend.

---

8) *Programm der Zürcherischen Cantonsschule zur Eröffnung des neuen mit dem 22. April 1834. beginnenden Schuljahres. J. U. Fäsi's Berichtigungen und Zusätze zu Passow's griech. Wörterbuch. Zürich. Schulthessische Buchhandlung.* 24 *S. und* 24 *S. Schulnachrichten.*

Gern machen wir in diesen Blättern auf dieses Programm aufmerksam, weil es eine Reihe von sehr schätzbaren Beiträgen zur Lexikographie und zur Verbesserung und Vervollständigung des allgemein verbreiteten Passow'schen Wörterbuchs (dessen Werth hier übrigens nicht verkannt wird) enthält. Zuvörderst giebt der Hr. Verf. eine Nachlese von Wörtern und Wortformen, welche von Passow ganz übergangen worden sind, oder von Nebenformen, welche ebenfalls daselbst nicht angezeigt sind, sowie von unrichtigen Wörtern und Formen, die sich dort noch vorfinden. Den gröfsesten Theil bilden aber Wörter, bei welchen Passow die Bedeutungen nicht vollständig oder nicht genau angegeben oder deren syntaktischen Gebrauch er nicht richtig bestimmt hatte, und in dieser Hinsicht werden diese Beiträge bei einer neuen Ausgabe des Passow'schen Wörterbuchs ganz besonders berücksichtigt werden müssen. Am Schlufs sind auch einige Bemerkungen über etymologische Versehen beigefügt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

LITERÄRGESCHICHTE.

1) *Encyclopédie des gens du Monde, Répertoire universel des sciences, des lettres et des arts; Avec des notices sur les principales familles historiques et sur les personnages célèbres, morts et vivans; Par une Société de Savans, de Littérateurs et d'Artistes, Français et Etrangers. Tome quatrième. Paris. Librairie de Treuttel et Würtz. Rue de Lille No. 17. Strafsbourg. Grand Rue No. 15. 1834. 396 S. in gr. 8.*

Der rasche Fortgang dieses mehrfach in diesen Blättern *) besprochenen Unternehmens zeugt eben so sehr von der Theilnahme des Publikums, als von der Thätigkeit der Redaction, ein den verschiedenen Forderungen, welche man an ein solches encyklopädisches Werk macht, das nicht sowohl für den Gelehrten von Fach, als für die grofse Zahl der Gebildeten bestimmt ist, entsprechendes Werk zu liefern. Wir haben auch in diesem Bande, der von *Bougie* bis *Byzantins* reicht, meist selbstständige Artikel gefunden; nur wenige, auch meist minder wichtige, sind aus dem deutschen Conversationslexikon entlehnt; auch unter den Mitarbeitern fanden wir gröfstentheils dieselben rühmlichst bekannten Namen wieder, welche wir bereits in den früheren Anzeigen der drei ersten Bände angegeben haben. Depping hat auch in diesen Band zahlreiche, meist in das Gebiet der Geographie und Statistik einschlagende Artikel geliefert (z. B. den ausführlichen über das brittische Reich); zahlreiche geschichtliche und andere finden sich von dem Herausgeber des Ganzen, Herrn Schnitzler, andre Artikel von Villenave, Labourderie, Dumersan (der Artikel *Bronzes*), Parisot, Berger de Xivrey, auch von v. Sinner (der Artikel *Bucolique*), und von v. Eckstein (der Artikel *Brahma* und *Brahmines*).

---

2) *Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichen deutschen Volkslieder von der Mitte des funfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben und mit den nöthigen Bemerkungen und Hinweisungen versehn, wo die verschiedenen Lieder aufgefunden werden können, durch Friedrich Karl Freiherrn von Erlach. Mannheim 1834, bei Heinrich Hoff. Zweiter Band (in 4 Lieferungen). 631 S. in gr. 8.*

Auch bei diesem Werke, dessen zweiten — dem ersten rasch gefolgten Band wir anzuzeigen haben, müssen wir uns, was die Anordnung des Ganzen, was Plan und Inhalt der Sammlung betrifft, auf die frühere Anzeige Jahrgg. 1834. No. 65. p. 1026 ff. berufen. In vorliegendem Bande sind enthalten, an die Lieder des ersten Bandes sich unmittelbar anschliefsend: zuvörderst acht und zwanzig Lieder, aus Gräter's Bragur ausgewählt, dann drei andre aus Adelungs Magazin für die deutsche Sprache und zehn

---

*) Jahrgg. 1831. No. 51. 1834. No. 7. und 65. p. 1028.

Digitized by Google

aus Vulpius Vorzeit folgen; darauf eine Anzahl Lieder aus Nikolai's kleinem Almanach, aus H. Stilling's Jugend- und Jünglingsjahren, aus Bothe's Frühlingsalmanach für 1806 und aus v. Seckendorf Musenalmanach für 1808; daran schliefsen sich einige Lieder aus Wolf's Proben altholländischer und altdeutscher Volkslieder und eine gröfsere Anzahl aus Ebendesselben historischen Volksliedern, dann zahlreiche Kriegs- und Soldatenlieder und zwar Schweizerlieder aus den burgundischen Kriegen, andere aus dem dreifsigjährigen und aus dem siebenjährigen Kriege, sowie selbst aus dem letzten Kriege mit Frankreich. An diese Kriegslieder reihen sich an: Fliegende Blätter, meist aus des Knaben Wunderhorn, und zum Beschlufs des Bandes Waidsprüche und Jägerschreie. Ein besonderes Register über die einzelnen Lieder am Schlufs des Ganzen erleichtert den Gebrauch. Mit der äusseren Ausstattung wird man ebenfalls alle Ursache haben zufrieden zu seyn. Bei der Thätigkeit und Sorgfalt des Herausgebers läfst sich die baldige Vollendung des Ganzen erwarten.

---

8) *Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde. Zweiter Jahrgang. Zweites Heft. Auf Kosten und im Selbstverlag der Gesellschaft. Stettin* 1834. *Gedruckt bei Hessenland.* XXXII *und* 180 *S. in gr.* 8. — Auch mit dem besondern Titel:

Philipp Hainhofer's Reisetagebuch, enthaltend Schilderungen aus Frankreich, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahre 1617. *Mit einer lithographirten Abbildung.*

Wir haben die früheren Theile dieser Zeitschrift in diesen Blättern bei ihrem Erscheinen angezeigt (Jahrgg. 1832. No. 45. 1833. No. 50. 51.), und insbesondere in der letzten Anzeige S. 798 ff auf den erweiterten Plan, den die Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde bei ihren weiteren Bekanntmachungen zu verfolgen gedenkt und den sie auch in dem vorliegenden Bande auf eine so befriedigende Weise bewährt hat, aufmerksam gemacht. Wenn früherhin der Inhalt meist rein vaterländische Gegenstände, Alterthümer des Pommer'schen Landes und Bodens und dergl. m., also die specielle Kunde Pommerns und der nahe gelegenen Landesstriche betraf, somit eine bald mehr bald minder hervortretende lokale Beziehung hatte, die allerdings in den nächsten Zwecken des Vereins ihren Grund fand, so können wir uns freuen, dafs diese Richtung zwar nicht aufgegeben, aber doch auf eine Weise erweitert worden ist, die ihr zugleich ein allgemeines Interesse zuführen wird. So erhalten wir nun in vorliegendem Bande die Bekanntmachung eines Ineditums, das zwar mit Pommern in einer näheren Beziehung steht, dabei aber doch von so allgemein vaterländisch-deutschem Interesse ist, dafs es als ein höchst schätzbarer Beitrag zur Sitten- und Kulturgeschichte unseres gemeinsamen Vaterlandes aus einer

Digitized by Google

Zeit zu betrachten ist, die gerade von dieser Seite bisher eher verkannt als näher bekannt geworden ist.

Was die nähere Veranlassung des hier bekannt gemachten merkwürdigen Reisetagebuchs und die Person des Verfassers, seine Stellung u. s. w. betrifft, so erhalten wir darüber in dem Vorwort des Hrn. v. Medem eine in jeder Hinsicht befriedigende Auskunft, die zugleich auf manches Andere, dessen Bekanntmachung noch zu erwarten steht, hinweist, und den Charakter des Tagebuchs treffend bezeichnet. In jenen Zeiten, wo noch nicht durch Zeitungen, Kuriere, Dampfschiffe u. dgl. m. eine schnelle Kunde der Tagesereignisse verbreitet werden konnte, wie dies heutigen Tags der Fall ist, pflegten die Fürsten, um von dem, was auswärts vorfiel, sichere und zuverlässige Kunde zu erhalten, auswärtige Correspondenten an den bedeutendsten Orten zu halten, wozu sie natürlich nur Männer von Bedeutung, von Ansehen und Bildung wählten, zumal als damit oft auch die Besorgung von Geldangelegenheiten, von Ankäufen verschiedener Art u. dgl. m. verbunden war. So hatten denn auch die pommer'schen Herzoge zu Nürnberg, Prag, Leipzig u. a. O. ihre Correspondenten und Agenten; in Augsburg, das damals als freie Reichsstadt, sowie als reiche Handelsstadt, also in politischer wie in commercieller Hinsicht so sehr hervorragte, hatte Herzog Philipp II. von Pommern einen solchen Correspondenten in der Person eines dortigen Patriciers, des als Künstler, wie als Gelehrten gleich hoch stehenden Philipp Hainhofer, gewonnen, welcher ihm bald treuen Bericht über die Tagesereignisse abstattete, bald dessen Liebe zur Kunst durch Ankauf und Zusendung seltener und besonders merkwürdiger Kunstgegenstände erfreute. Das Leben dieses Mannes fällt in eine sehr bewegte Zeit; in die Zeit der Religionsstreitigkeiten und in die Zeit des dreifsigjährigen Kriegs; und da Hainhofer der evangelischen Lehre, und zwar recht eifrig zugethan war, und mit durch religiöse Ueberzeugung in seiner Handlungsweise geleitet und bestimmt wurde, so traf auch ihn mannigfach der Wechsel der Zeitereignisse. Von welchem Ansehen und von welcher Bedeutung aber dieser Mann war, das sehen wir aus der in dem Vorwort sorgfältig zusammengestellten biographischen Notiz, so wie aus dem nachfolgenden, aus einer Wolfenbüttler Handschrift S. XXI—XXXII abgedruckten: »Philipp Heinhofer's Lebenslauf« — eine chronologische Skizze der denkwürdigsten Begebenheiten in dem Leben dieses Mannes, welche offenbar aus jener Zeit selbst stammt und wohl bald nach seinem Tode 1647 — vielleicht aus handschriftlichen Notizen desselben — von einem seiner Verwandten oder Freunde aufgesetzt wurde; wir sehen dies noch mehr aus dem hier bekannt gemachten Reisetagebuch selber, wir sehen dies aus dem Verhältnifs, in welchem Hainhofer zu den bedeutendsten Männern und Fürsten jener Zeit stand, die Aufnahme, die ihm bei diesen zu Theil wurde, die öfteren Besuche derselben u. dgl. m. Wir fügen in dieser Beziehung noch weiter bei, dafs Hainhofer in ähnlicher Weise, wie für den Herzog von Pommern, auch die Correspondenz für

Digitized by Google

den französischen Hof, für den Herzog Wilhelm von Baiern, den Markgrafen Friedrich von Baden, den Herzog August von Braunschweig besorgte, dafs er eine ausgezeichnete Kunstsammlung besafs, welche, wie wir aus dem eben angeführten Lebenslauf sehen, die Aufmerksamkeit vieler Fürsten und anderer der angesehensten Personen erregte und ihm zahlreiche Besuche derselben zuführte.

Auf vielfache Aufforderungen des Herzogs Philipp II. von Pommern folgte Hainhofer einer Einladung an den Hof dieses durch seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft so wie durch seine edle, ächt fürstliche Gesinnung gleich ausgezeichneten Fürsten, und unternahm im Jahr 1617 von Augsburg aus die Reise nach Stettin; bei welcher Gelegenheit er ein Tagebuch sowohl über die Reise selbst als über den Aufenthalt in Pommern am Hofe und über die Aufnahme, die ihm daselbst zu Theil ward, führte; und dieses Tagebuch ist es, dessen Bekanntmachung wir der Sorge der Gesellschaft, insbesondere den Bemühungen des Vorredners, in diesem zweiten Hefte zu verdanken haben. Es enthält nämlich dieses Tagebuch Schilderungen, die, wie das Vorwort S. XV. ganz richtig bemerkt, in ihrer einfachen und kunstlosen Form das treueste Bild jener Zeit geben, deren innere Seite jetzt unserm Blicke klar vorliegt. Wir lernen in Hainhofer einen eben so gebildeten und kenntnifsreichen, als verständigen und gewandten Mann kennen, dessen Mittheilungen durch den einfachen, offenen und gemüthlichen Ton, der darin herrscht, äufserst anziehend werden, und uns das Leben jener Zeit, zumal das Hofleben, in einem getreuen Gemälde darstellen, insbesondere aber auch ein sehr einnehmendes Bild des letzten der angestammten Herzoge Pommerns geben. Wir lernen daraus, aufser dem politischen Leben, namentlich das häusliche und kirchliche Leben jener Zeit in getreuen Umrissen kennen, und so werden Hainhofer's Berichte zu allgemeinen Charakterschilderungen und Gemälden deutschen Lebens und deutscher Sitte aus einer Periode, die auch in so vielen anderen Beziehungen für uns höchst wichtig ist, da sie einen Wendepunkt für Deutschland bezeichnet.

Das Tagebuch beginnt mit dem ersten oder resp. dritten August, an welchem Tage Heinhofer sich auf den Weg machte, den Weg über Nürnberg, Forchheim, Bamberg nach Jena nehmend, „welches ein schlechtes Stättlin, aber berühmte Akademie, und in die 800 Studiosen dieser Zeit da hat, die theils ziemlich petulantes seyn, und ohnlängst fast einen Aufruhr erregen wollen, dieweilen in der Theurung etliche Professoren sie über ihren Thaler, wöchentlichen Kostgelts, zu steigern begert haben;“ von da über Leipzig durch Sachsen („wo ich gespuret, dafs sonderlich das Weibsvolk, mit Haupt- Halfs- und Armzier und Kleidung, so gar die alte Weiber, sehr prächtig sein, unter denen doch mancher der Mutz, als wie aim alten Rofs ein neu Kummt ansteht“ u. s. w.), nach »Berlin oder Cöln an der Sprew,« von welcher Stadt eine Beschreibung folgt, namentlich auch von den Kirchen; von hier aus nach Alten Stettin, wo Hainhofer am

Digitized by Google

Die Lehre vom Kraft- und Stoffwechsel. Ernährung und Nahrungsmittel. Von Prof. Dr. Carl Voit. Mit 28 Abbildungen. 2. Auflage. 1881. 12 M.

Handbuch der Ernährung des Menschen und der Landwirtschaftlichen Nutztiere. Von Prof. Dr. Oskar Kohnstein. Mit 3 Abbildungen. 1891. 6 M.

Die Ernährung des Menschen. Von Prof. Dr. Max Rubner. 1903. 4 M.

Die Ernährung des Menschen im Kindesalter. Von Prof. Dr. Adalbert Czerny und Dr. Arthur Keller. 1906. 16

Schaf [von dem Reichthum an Getraide war schon vorher die Rede], gute Woll, gut Kern- und Stainobs, wie wir dan über der Fürstl. Tafel alle Malzeit neben andern Obs, auch schöne grofse Melonen, Judenäpfel, Pfersich, rothe und weifse Trauben, so gar noch Erdbeer aufs den Fürstlichen Weinberg und Garten gehabt haben, mit mancherley schönem Blumenwerkh, mit vergulten Gewürz geziert, zur Sterkung des Haupts in Huet zu nehen auf das Losament geschückt, welches ain Anzaig, dafs die Luft zu Stetin sehr temperiert und es ordinariter hier gesund seyn müsse.«

Die Abreise fällt in den Anfang Oktobers, wo sich Hainhofer, mit „newen Pafsbriefen“ für sich und seine Güter, »umb desto sicherer überall durchzukommen“ versehen, auf den Weg macht und über Frankfurth an der Oder nach Cölln an der Sprew (Berlin) wieder gelangt, wo er bei Hofe feierlichst empfangen, auch zur Tafel geladen und zur Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten herumgeführt wird, und bei dieser Gelegenheit, in Abwesenheit des Churfürsten, auch der Churfürstin vorgestellt wird, die ihn äufserst freundlich aufnimmt. „Dieses ist gar aine beredte, verstendige, belesene, gottesfürchtige Fürstin,“ schreibt Hainhofer S. 119, »welche auch vast alle historias im Stammbuch auszulegen gewufst und gekandt. Und ihrer jungen Herrschaft guete Disciplin helt, sie gar schlecht in Klaidung aufzeucht, sagent: „man weifs dannocht wol, dafs sie Kurfürsten Kinder seien, denen die Tugend und Gottesforcht vil gröfsere Zier, als die Kleidung gebe“ und also gar aine kluge Haushalterin ist, auch wan's von nöthen ainen Ernst brauchen kann.“ —

Von da setzte Hainhofer die Reise nach Dresden fort, wo er der Besichtigung der dortigen Sammlungen und andern Merkwürdigkeiten viele Aufmerksamkeit schenkt, von da nach Meifsen und dann über Leipzig, Weifsenfels, Naumburg, Saalfeld, Koburg, Bamberg, Erlang, Nuernberg, in die Heimath zurückkehrte, wo er Abends am 2ten November anlangte.

Von S. 161 ff. an folgen Erläuterungen und Berichtigungen; insbesondre auch über den als Schreibtisch gewöhnlich bezeichneten Kunstschrank, der unter Hainhofer's Anordnung gearbeitet, jetzt unter dem Namen des Pommer'schen Kunstschrankes eine der Hauptzierden der königl. preufs. Kunstkammer zu Berlin bildet, und hier von Hrn. v. Ledebur genau beschrieben ist; auch ist eine Abbildung desselben beigefügt. Die übrigen Bemerkungen sind von der Hand des Hrn. v. Medem, dessen Sorgfalt und Genauigkeit bei der Bekanntmachung dieses Tagebuchs die dankbarste Anerkennung verdient. Auf der Koppenhagner und Wolfenbüttler Bibliothek befinden sich nach S. XVIII. noch mehrere Relationen, Correspondenzen und Reisebücher Hainhofer's handschriftlich; sollte ihr Inhalt von ähnlicher Art, wie bei vorliegendem Reisetagebuch seyn, so würde die Bekanntmachung derselben, entweder vollständig oder theilweise, gewifs ein gleiches Interesse gewähren.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

De religionis et superstitionis natura et ratione. Commentationis hist. et theologicae pars I. . . pro loco in S. V. Ordine Theologorum Evang. rite obtinendo defend. Augustus Hahn, Philos. et Theol. Dr., hujusque P. P. O. design. Boruss. Regi a Consiliis in sacro Silesiae Senatu. . Breslau Oct. 1834. 38 S. in 8.

Hr. Dr. Hahn untersucht gegen die Ciceronische Ableitung des Worts und Begriffs *religio* von *religere* (sc. mente, = ea omnia *diligenter retractare*, quae ad cultum deorum pertinerent — de Nat. Deor. II, 28.) — ob nicht die von Lactantius in seinen Institut. div. IV, 28. beliebte Ableitung von *religare* vorzuziehen sey, »quod hominem sibi *Deus religaverit et pietate constrinxerit*, quia servire nos ei *ut domino* et obsequi *ut patri* necesse est.« Die Untersuchung ist voll fleifsig angewendeter philologischer Kenntnisse und mit so löblicher Mäfsigung behandelt, dafs sie auch für den Verf. des Denkglaubigen, welcher 1825 in der I. Abth. S. 44 ff. die Ciceronische Ableitung vertheidigte und wenigstens im philologischen Punkt den Beifall des Hrn. Dr. Nitzsch »Ueber den Religionsbegriff der Alten« (in den theol. Studien I. Bds 3. u. 4. St. S. 532 und 732.) erhielt, eine angenehme Veranlassung ist, die Differenz, wo möglich, zu einer Entscheidung und sogar zu einer Vereinigung zu bringen.

Manche Wortableitungen sind deswegen denkwürdig, weil sie andeuten, wie die Redenden sich der Entstehung des Begriffs selbst in sich bewufst waren. Von dieser Art ist das Wort *religio*. Cicero war sich bewufst, dafs in seinem Gemüth Religion ihren Ursprung habe in einem sorgfältigen, man dürfte sagen, gewissenhaften, Nachdenken über göttliche Dinge, und zwar in einem nicht blos theoretischen, sondern praktischen Nachdenken, weil es ihm dabei um Verehrung der Götter, cultus deorum, zu thun ist, die ein Mann von seiner wissenschaftlich gebildeten Empfindung für das Wahre, Gute und Schöne nicht blos ins Aeufsere setzte, sondern im Gemüth ausübte. In diesem Sinn sprach Seneca sich aus, in Epist. I, 95. „Non pareo *Deo*, sed *adsentior ex animo*. Satis coluit Deos, quisquis eos imitatus est« und Markaurel: »Ich folge der Gottheit, aber ich fürchte sie nicht!« Welches edle Gemüth wird nicht ebenso empfinden, dafs nicht ein Fürchten des Göttlichen,

Digitized by Google

als des Dämonischen (= übermenschlich wissenden und wirkenden), sondern das Hochachten und Lieben des an sich Guten und Vollkommnen, des αγαθον Matth. 9, 17, welches in dem deutschen Wort göttlich der Stammbegriff ist, ihm der innigste Grund der Gottesverehrung und der Folgsamkeit gegen das Göttlichgute sey. Und wer kann denn sagen, dafs die, welche ihre Verbindlichkeiten oder Pflichten nicht aus Furcht, sondern aus Achtung dessen, was für das Denken der sittlichen Vollkommenheit (für das sittliche Selbstbewufstseyn) das Erhabenste ist, in sich selbst freiwollend ableiten, Pflicht, Ehrfurcht, Gehorsam aus der Religion zu verweisen streben?

Lactanz, indem Er *religio* und *religatio* (wörtlich = ein Zurückgebundenwerden) für gleichbedeutend erklärt, zeigt uns, dafs Er die Religion, wie Er sie in sich fand, nach seinem Bewufstseyn dadurch hatte, weil Er glaubte, dafs Gott, Gott selbst, für sich = sibi, den Menschen (gleichsam hinweg von dem Ungöttlichen) »zurückgebunden« und durch die Frömmigkeit »zusammengeschnürt« habe, weil man ihm als Herrn dienstbar seyn und als Vater folgsam seyn solle. Diese Beschreibung des religiösen Gefühls, wie es Lactanz in sich gefunden hat, klingt hart und der Diocletianischen Zeit angemessen. Aber es sind seine Hauptworte: nomen religionis a *vinculo* pietatis esse deductum, quod *hominem Deus sibi religaverit* et pietate *obstrinxerit*, quia *servire* nos *ei ut domino*, et *obsequi ut patri* necesse est.

Kein Zweifel, dafs (leider!) viele Menschen sich bewufst sind, nur deswegen Religion zu haben, weil sie durch sich selbst oder durch andere sich in den (allzu passiven) Glauben versetzen, dafs nur Gott es sey, der ihnen Verbindlichkeiten auflege und sie an sich, wie servos an den dominus und wie filios an den römischen paterfamilias, festknüpfe. Man kann auch wohl sagen, es ist besser (= ein minus malum), dafs sie auf diese Weise, als dafs sie gar nicht Religion haben. Aber dennoch ist es vorerst nicht eine wahre innere Thatsache, wenn sie behaupten, sie seyen sich bewufst, dafs Gott selbst für sich (sibi) eine solche *religatio* = ein Verbindlichmachen zum servire et obsequi bewirke. Ihr Bewufstseyn sagt ihnen dies, nur in sofern sie es selbst erst hineingelegt und eingedrückt haben. Entsteht die Religion in einem solchem Gemüth aus einem solchen Bewufstseyn, so bleibt dennoch psychologisch gewifs, dafs das Bewufstwerden ein an sich leeres und nur erst für Ge-

Digitized by Google

danken empfängliches Vermögen ist und dafs es jene Vorstellung von einem Deus sibi homines religans ursprünglich nicht, sondern erst alsdann hat, wenn es, sehr anthropopathisch, mit einem solchen Begriff von Gott, wie wenn Er (der Heilige und also Freiwilligkeit des Guten wollend!) die Gemüther, durch einen Machteinfluſs auf ihr Bewufstseyn, an sich bände, irgendwoher angefüllt worden ist. Ursprünglich in das Bewufstseyn von Gott gegeben und gleichsam eingepflanzt kann jene Vorstellung de Deo sibi hominem religante nicht seyn, weil sie sonst in allen Menschen seyn müfste.

Wo dann aber die religio nur eine religatio ist, in welcher man sich für einen von Gott selbst zu Verbindlichkeiten gebundenen Geist halten müfste, da mufste dem Religiosen die Religiosität als eine Gemüthsrichtung erscheinen, die ihm nur, weil ein Gott ist, von Gott selbst aufgenöthigt wäre. Ein solcher wird also in der Meinung leben, wie wenn er nur durch den Glauben, dafs Gott sey, Verpflichtungen habe.

Daraus entstehen leicht zwei sehr bedenkliche Folgen.

Die erste ist, der Wahn, wie wenn der Mensch, wenn er gleich an sich denkend und wollend zu seyn die oberste geistige Kraft hat und diese Kraft sein innigstes Selbst ist, doch ohne die Voraussetzung eines Glaubens an Gott (an welcher deswegen der praktische Atheist alsdann gerne soviel möglich rüttelt) keine innere, unsichtbare Verbindlichkeiten haben, keine *vincula* pietatis in sich tragen würde.

Die andere (im allgemeinsten Sinn pfäffisch oder hierodespotisch zu nennende) Folge der Beredung: dafs die Religion im menschlichen Gemüth entstehe, weil die Menschen von Gott selbst an Ihn gebunden würden, ist gar zu leicht diese, dafs, da man Gott nicht selbst fragen und hören kann, die meisten Religiosen von dieser Denkweise in allen Religionsarten sich entweder durch ein vermeintlich inneres Licht als durch ein eigenthümlich individuelles Religionsbewufstseyn, oder aber von Andern, die ein vollständigeres Gottesbewufstseyn, als von Gott unmittelbar gegeben, in sich zu „fühlen“ behaupten, alles ersinnliche von Dogmen und Leistungen, welche Gott wolle, einreden lassen, da sie auf den allein ächten, Gottes und des zum denkenden Wollen bestimmten Menschen würdigen Ursprung aller wahren Religion aus gewissenhaftem Nachdenken über göttliche Dinge, und also auf ein eigenes *diligenter religere* der gotteswürdigen Gottesverehrung denkend und wollend nicht zurückzugehen,

Digitized by Google

sondern nur auf das »Gefühl« des a Deo religatum esse Deo, angewiesen sind, um im Gemüth ungefähr das zu fühlen, was im Sinnlichen religatio zu nennen ist. s. Cic. de Senect. c. 15. *vitium religatio.*

So bedenklich demnach die Folgen wären, wenn die Religion nicht, nach Cicero, eine durch sorgfältiges (höhere Vollkommenheiten ahnendes und hochachtendes) Nachdenken entstehende Andacht und Gottandächtigkeit wäre, sondern als ein Gebundenseyn des Menschen durch Gott, als eine religatio, im Gemüth erscheinen müfste, so sollen uns doch diese Consequenzen an der blos philologisch-historischen Erforschung der Wortentstehung nicht zum Voraus hindern.

Um aber diese genau und deutlich zu verfolgen, sind zwei Fragen zu unterscheiden. Die Eine ist: Konnte, vermöge anderer Sprachbeispiele, dafs dergleichen Worte aus Verbis der ersten Conjugation gebildet wurden, auch religio von religare so gebildet werden, dafs also die ursprünglich von den Römern gedachte Grundbedeutung wäre — ein »Gebundenwerden?« — Die zweite ist: Zeigt der Sprachgebrauch, dafs das römische Alterthum in dem Wort religio selbst ein Gebundenseyn gedacht habe? oder zeigen die Worte religio, religiones, vielmehr in den Stellen der Alten selbst immer den Grund, aus welchem erst ein gewisses sittliches Gebundenseyn, als Folge, entstehe?

Was die erste Frage: ob die Ableitung der Substantiva in *io* von Verbis der dritten, oder aber von Verbis der ersten Conjugation als etymologische Regel zu erkennen sey? betrifft, so hat Dr. Hahn die Beispiele, dafs Worte, wie regio, legio, von Verbis der dritten Conjugation abzustammen pflegen, selbst durch Erinnerung an (usu-) capio (pignoris capio S. 13.) deliquio, excidio, vermehrt. Von Substantiven in *io* aber, welche von Verbis in *are* abstammen sollten, finden wir nur S. 9. das einzige scheinbare Beispiel von *opinio.* Aber auch dieses Wort ist doch mit opinatio nicht einerlei und wahrscheinlicher vom Adjectivum *opinus* abstammend (wovon Ovid. Metam. I, 124. nec *opina* perdere morte), wie rebellio von rebellis, nicht von rebellare. Andere Worte, die nicht in *io* sich endigen, wie ligamentum, ligius, religamen, können nichts beweisen. *Ligius* ist ohnehin erst ein Wort aus der Feudalsprache des Mittelalters und von dem damals angenommenen Wort *liga* abstammend. s. Lex. manuale mediae et infimae Latinitatis. Halae. 1776. T. IV. *Optio,* wenn es Masculinum ist

Digitized by Google

= accensus, bedeutet nicht einen gewünschten, optatus, sondern einen gewählten. Auch, wenn es Femininum ist, bedeutet es nicht Wunsch, sondern Wahl (si mihi *optio* detur, *utrum* malim. Cic. pro Caec. 23.). Es ist also nicht = optatio und stammt wahrscheinlich von einem obsoletum *optere* = obpetere, welches sich auch noch in den Adj. optimus (der wählbarste) und *optivus* (nomen optivum. Horat. Epist. 2, 2. 101. »gewählter Name«) zeigt. Ich möchte überhaupt die Vermuthung wagen, dafs alle solche Substantiva in io, nicht wie Gerh. Vofs in seinem Aristarchus (s. S. 350. der neuen trefflichen Ausg. von Foertsch. 1833.) angenommen hat, von dem Praesens der Verba, sondern dafs sie von dem *Infinitivus passivus* derselben gebildet wurden und dessen Stelle vertreten. Der Grund meiner etymologischen Vermuthung ist die Beobachtung, dafs sie gewissermafsen passive Bedeutung haben. *regio*, von regi, ist ein Regiertseyendes, *legio*, von legi, ein Erlesenes, *religio*, von religi, ein aus dem Bedachtwerden entstehendes, andächtig bedachtes u. s. w.

Am meisten Mühe machte beiden Gelehrten, Hrn. Dr. Nitsch und Hrn. Dr. Hahn, ein nur ein Paarmal als ein Kunstwort aus der alten Tempelsprache vorkommendes Substantivum *postulio*, oder *postilio*. Von der bekannten Aufopferung des Curtius nämlich ist bei Varro de L. L. IV. p. 57. ed. Odofr. Müller, 1833. »a Procilio relatum, in eo loco dehisse terram. Et id ex S. C. ad aruspices relatum. Esse responsum: Deum manium *postilionem* (nach Codd., wofür vulg. *postulionem* hat) *postulare*, id (vulg. id est) *civem fortissimum* eo demitti. Dr. Hahn nimmt hier, wie eine Glossa Isidori, an: postilio oder postulio sey = postulatio von postulare. Würde aber nicht alsdann der Ablativ stehen: postulione postulare? Dr. Nitsch (Studien. S. 537.) hat das auch mir wahrscheinlichste vermuthet, dafs postulio als ein Masculinum, wie stellio, pugio, papilio (optio, wenn es = accensus, ein zur Hülfe gewählter, ist) zu erklären sey, und die Stelle bedeute: der unterirdische Gott fordere einen postulio, das ist (einen der Forderung entsprechenden, gleichsam postulablen Mann) einen virum fortem. Auf jeden Fall kann auf ein so seltenes, idiomatisches Wort schwerlich eine Regel gebaut werden, dafs auch vom Präsens der ersten Conjugation Substantiva in io zu formiren gewöhnlich gewesen sey. (Wäre die Lesart postilio richtig, so würde ohnehin an eine Ableitung von postulo nicht zu denken seyn. — Nur um einen vielleicht weiter führenden Gedanken nicht zu unterdrücken, frage ich, nicht postilio ein Wort aus der

Digitized by Google

gemeinen Sprache gewesen seyn möchte, das mit Position (späterhin posta) Verwandtschaft hatte und etwa einen Stationarius bezeichnete? Der Deus Manium forderte nicht einen gemeinen, sondern bedeutenderen Menschen zur Sühne.)

Die zweite Stelle, wo das Wort *postulio* vorkömmt, ist bei Arnob. adv. Gentes C. IV, 31. »In ceremoniis vestris rebusque divinis *postulionibus* locus est et *piaculi* dicitur *contracta* esse *commissio*.« Es ist aber zweifelhaft, ob nicht *postulationibus* die ächte Leseart sey, wie bei Cic. de arusp. responsis 20, 10. und c. 14, wo der Sinn erhellt, dafs man glaubte, durch gewisse ostenta würden bestimmte piacula von den Göttern postulirt.

Da, nach all diesem, kein zuverlässiges Beispiel anzugeben ist, dafs ein Substantivum in *io* von einem Verbum der ersten Conjugation abstamme, so wird, dünkt mich, Hr. Dr. Hahn selbst nicht wahrscheinlich finden, dafs diese Origination allein bei religio philologisch anzunehmen sey.

Noch weniger ist der Sprachgebrauch dafür, dafs religio, von religare abzuleiten, soviel sey als religatio = ein Binden, Verbindlichmachen. Hr. Dr. Hahn hat viele klassische Stellen angeführt und geordnet, in denen allerdings religio mit religare, obstringere, devincire, exsolvere, zusammengedacht wird. Aber ist es denn in denselben nicht immer so, dafs religio das antecedens ist, woraus das religatum esse als consequens abgeleitet wird? In Beziehung auf den Aufsatz des Hrn. Dr. Nitzsch, welcher annimmt, dafs die Alten hauptsächlich an das Gebundenseyn durch Gott gedacht haben und dafs der Denkglaubige auf's Neue Pflicht und Gehorsam aus der Religion zu verweisen strebe (Studien I, 544.), berufe ich mich auf die Logik, und noch mehr auf den natürlichen Verstand der Klassiker. In der religio liegt auch ihnen der Grund, durch welchen man sich gebunden erkennt. An sich ist religio immer Nachdenken. In den Sprachgebrauch ist das Wort aufgenommen als Nachdenken über Göttliches, religio rei divinae, woraus dann Entschlüsse für Verbindlichkeiten — folgen. Der Gottandächtige sieht durch sein Denken an und über Gott, dafs er Verbindlichkeiten habe. Diligenter religens (res divinas) fit religatus. Aber der Grund, sich verbunden zu denken, ist doch nicht die Verbindlichkeit oder das Verbundenseyn selbst. Auch Hr. Prof. v. Drey (Einl. in d. Stud. d. Theologie. S. 4.) hat diesen logischen Unterschied treffend bezeichnet: religendo (cogitans homo) se sentit religatum. Und der Sprachgebrauch in allen Stellen zeigt, dafs auch den Römern

Digitized by Google

religio und religiones als Thatsachen des allgemein möglichen Denkens und Wollens die Gründe und Ursachen ihres religatum esse waren.

Tacitus Annal. 3, 26. sagt: Numa *religionibus* et divino jure populum *devinxit*. Wer aber könnte übersetzen: N. hat durch Verbindlichkeiten das Volk gebunden. Und doch müfste man, wenn religio und religatio einerlei wäre, immer diese Tautologie begehen. Das Volk aber hätte sich gewifs nicht binden lassen, wenn Numa nicht durch bedachte und auch von den rohen Gemüthern denkbare Vorstellungen zu binden, d. h. Gründe der Verbindlichkeiten vorzuhalten gewufst hätte. Diese giebt Livius an: Numa . . . positis externorum periculorum curis ne luxuriarentur otio animi . . rem ad multitudinem imperitam et illis seculis rudem efficacissimam, *deorum metum* injiciendum ratus est. Der injectus Deorum metus war also der Inhalt der religio, welchen Numa in das relegere der Menge injicirte, um ein devincire oder religatum esse zu bewirken. Die *religiones* bestanden in allerlei (wahren oder unrichtigen) Erregungen des allgemein möglichen Nachdenkens, dafs die Götter bei dieser oder jener Erscheinung (Blitz, Erdbeben, Vogelflug u. s. w.) oder bei einer wichtigen Handlung (wie der Soldateneid, wie ein Gelübde u. s. w.) zu scheuen seyen, weil sie das Verborgene wissen und strafen könnten. Darum war es dem Numa zu thun (was überhaupt so äufserst nothwendig ist), dafs seine Krieger auch im Frieden bedachtsam (religentes) würden, und dazu war ihm das Wirksamste ein Gewöhnen, mit Scheu an die den Gedanken wissende Götter zu denken. Der metus Deorum (die δεισιδαιμονια als Furcht vor den Wissenden) ist also dasjenige erste Ingrediens in der religio (= in dem auf Göttliches gerichteten, ernsten Bedachtseyn, oder in der damaligen Andacht und Andächtigkeit), welches alsdann die efficacia hatte, die Gemüther zu binden. Wenn die Priester oder Gelobende gewisse Güter den Göttern zueigneten, so hiefs dies: bona religionibus religare (Cic. pro domo c. 47.). Denn diese Güter wurden an die Götter gleichsam gebunden, durch die Meinungen und Gebräuche, die man aus dem Nachdenken über die Götter ableitete.

Wer nachdenklich und bedachtsam und daher auch gottandächtig genug wurde, war sodann im guten Sinn religiosus = voll von dem mente relegere metum Deorum. Weil dies aber (damals, wie jetzt) leicht übertrieben oder auf pfäffisch erdachte Motive der Andacht (auf Andächteleien statt Andachtübungen)

Digitized by Google

gegründet werden konnte, so erinnert Festus an eine diligentia in der Religion, die eine Auswahl, *dilectus*, hervorbringen solle. Religiosi dicuntur, qui *faciendarum praetermittendarumque rerum divinarum* secundum morem civitatis *dilectum* habent, nec se *superstitionibus* (= dem, was über das richtig denkbare hinausgestellt wird = *super sisti* solet) implicant. Eine Stelle, wo auch religio mit dilegere, nicht mit religatum esse in Verbindung gesetzt ist! In ähnlichem Sinn beschreibt Arnob. adv. Gent. 4, 30. religio als *opinatio* de diis digna, also als ein Denken und verbindet damit ein solicite relegere. Und in gleichem Sinn mochte ein Nigidius (bei Gell. IV, 9.) wohl auch warnend ausrufen: *religentem* esse oportet, *religiosum* nefas = bedachtsam, andächtig, gottandächtig zu seyn ist nöthig; bedenklich, allzu voll von Gottandächtigkeit, also andächtelnd zu seyn, sollte man nicht machen (weder in sich, noch in Andern). Solche Allzubedenkliche meint auch Liv. 24, 10. (Prodigia multa nuntiata. Quae quo magis credebant *simplices et religiosi* homines, eo plura nuntiabantur), ohne dadurch omnem metum Deorum aufheben zu wollen. Man versuche es nur. Bei allen Stellen, wo der Sprachgebrauch über religio oder religiones erkennbar wird, liegt der Begriff des ernsten Denkens an Göttliches (= im Wissen, Wollen und Wirken übermenschliches) zum Grunde. Nur ist nicht ein blos theoretisches, sondern ein mit Liebe suchendes = diligens, man möchte sagen ein gemüthliches, Denken vorausgesetzt. Auch darf es uns nicht stören, dafs die deutsche Sprache nicht ein einzelnes Wort hat, das in jede Stelle völlig pafste. Die Worte Gottandacht, Andächtigkeit, Andachtübungen, Rücksichten auf das Gottandächtige, sind die Ausdrücke, unter denen gewählt werden kann, ohne den Hauptbegriff zu verlieren. Das Irrige in den religiones betrifft bald übertriebene Bedenklichkeiten, bald Andächteleien.

Warum aber wird denn, darf man wohl fragen, aus dieser Wortableitung eine Angelegenheit gemacht? Ich antworte: Weil es ein Wort betrifft, welches auf das Entstehen des Begriffs im Gemüth hinleitet. Wer deutlich sich bewufst bleibt, dafs ihm sein Richtigdenken über sich selbst, über Andere und über Gott, Verbindlichkeiten auflege, der hat, wenn ihm durch ihn selbst oder durch Andere etwas nicht Gegründetes zur Verbindlichkeit gemacht ist, den Weg zur Berichtigung in sich selbst

Digitized by Google

offen. Er weifs, dafs sein ernstes Nachdenken (religio als ein diligenter relegere mente rem divinam = Deo dignam) ihn zu leiten und für ihn die Ueberzeugung zu entscheiden habe.

Auf diesem Wege haben wir Christen allmählich gefunden (oder hätten wir wenigstens finden können), dafs unsere Gottandächtigkeit nicht in einem Denken an das Göttliche »mit Furcht und Zittern,« nicht in einem mente relegere *metum* Deorum, sondern in einem Denken an Gott mit Ehrfurcht, reverentia, das heifst, in einem die Willensfreiheit, diese Basis der Menschenwürde, bewegenden Denken der Willensvollkommenheit oder Heiligkeit Gottes bestehe, die wir hochachtend verehren, und der wir deswegen gleichgesinnt zu werden, uns selbst willig und aus Liebe des Vortrefflichen zur Verbindlichkeit machen. Auf diesem Wege des Denkens an das höchstachtbare der Gottheit war Mark Aurel ein Gottverehrer ohne Furcht vor Gott, Θεοσεβης χωρις δεισιδαιμονιας geworden. Εις εαυτον 6, 30, wo δεισιδαιμονια allerdings, wie Apostg. 17, 22. nicht Aberglaube, aber auch nicht Gottandächtigkeit, sondern ein Fürchten der Götter bedeutet, das aber leicht entweder durch eigene, oder durch pfäffisch eingehauchte und angeblasene Aengstlichkeit eine Mutter vielerlei Aberglaubens werden kann.

Dahin aber, besorge ich nach manchen Zeichen der Zeit, führt es gar zu leicht, wenn die Religion nebst den Verbindlichkeiten, welche sie begründet, nicht auf ein eigenes Richtigdenken und Andächtigdenken des Göttlichen gegründet wird, wenn vielmehr mit Lactanz immer mehr angenommen würde, wie wenn der Mensch und besonders der Christ ein Gottesbewufstseyn in sich hätte, dafs er von Gott für Gott gebunden oder verbindlich gemacht sey und wenn sogar, nach der Schleiermacherischen Dogmatik, hinzuzufügen wäre, dafs überhaupt die Religiosität in einem Gefühl der Abhängigkeit von Gott bestehe und die Religion nur aus einem unmittelbaren Bewufstseyn dieser Abhängigkeit von Gott, das von ihm selbst in die Menschennatur gelegt sey, richtig entstehe.

Gegen diese Ableitung sowohl des Worts und Begriffs Religion als des wirklichen Daseyns der Religiosität in den menschlichen Gemüthern ist zuvörderst, rein um der Wahrheit willen, zu erinnern und nachzuweisen, dafs sie die wahre nicht ist, weil sie als geistiges Factum, ein unmittelbares, d. h. von Schlüssen oder Beweisgründen nicht abhängendes Bewufstseyn über Gott, behauptet, was doch in dem Gemüth — wie Jeder, der das:

Digitized by Google

Kenne Dich selbst! ausübt, in sich selbst finden muſs — psychologisch nicht vorgeht und nicht da seyn kann.

In der ersten Ausgabe der Schl. Glaubenslehre ist S. 33. und zwar als Grundlegung der ganzen Theologie, als Lehre über Gott, behauptet: Das Wesen der Frömmigkeit ist, daſs wir uns unsrer selbst als schlechthin abhängig bewuſst sind, das heiſst, daſs wir uns abhängig fühlen — von Gott.« Ist denn nun dies wirkliche Selbsterfahrung? Der seiner selbst unmittelbar bewuſste denkende und wollende Geist, oder das Ich, ist allerdings sich bewuſst, daſs der Inhalt oder die Gegenstände seines Denkens und Wollens ihm nicht, wie aus ihm selbst entstehend, sondern wie anderswoher ihm vorgehalten, und sogar wie aufgenöthigt erscheinen. Das Bewuſstseyn dieser Aufnöthigungen der Objecte ist das Fühlen. An diesem thatsächlichen Begriff dessen, was wir Gefühl zu nennen haben, muſs man festhalten, um nicht, wie gewöhnlich, Empfindung mit Gefühl zu verwechseln, da doch Empfindungen und das Leben in den Empfindungen, die Sentimentalität, nicht etwas unmittelbar Aufgenöthigtes sind, sondern erst aus der Vergleichung mit den idealischen Kategorien schön, erhaben, bewundernswürdig, entstehen.

Auch der Ideist leugnet sich das Bewuſstseyn nicht, daſs ihm die Gegenstände seines Denkens und Wollens wie objicirt und aufgenöthigt erscheinen. In sofern ist also Abhängigkeit vom objicirten Inhalt des Denkens und Wollens factisch im Selbstbewuſstseyenden. Aber daſs Er selbst, als Kraft, Gegenstände aufzunehmen und zu bearbeiten, in seiner wesentlichen Existenz von etwas Anderm abhängig sey, davon hat kein Ich ein Bewuſstseyn. Es weiſs ohne Schluſs oder unmittelbar, daſs es ist, und zwar als ein Wissen »und Wollen« könnendes. Daſs aber sein (nichtkörperliches) Daseyn anderswoher sey, fühlt und weiſs es nicht. Es hat auch gar keine Nöthigung, über das ihm gewisse eigene geistige Seyn, über seine Selbstständigkeit hinauszugehen. Und wenn es dies versucht, so stehen zwei Fragen gegeneinander: Ist der Geist, seinem Wesen nach, ewig, wie er auch ewig bleiben soll? oder ist in der ewigen Ewigkeit ein Zeitmoment denkbar, wo das Wesen eines denkendwollenden Geistes angefangen hätte? Diese zwei Fragen mögen durch Schlüsse beantwortet werden oder nicht. Sie könnten aber gar nicht von einem Ich gemacht werden, wenn jedes Ich sich unmittelbar bewuſst wäre, daſs sein wesentliches Seyn anderswoher abhängig sey. Nicht einmal dies also ist ein Factum des Selbst-

Digitized by Google

bewufstseyns, dafs Wir (nämlich unser eigentliches wesentliches Wir, die Grundkraft des Denkens und Wollens) in unserm *Seyn* abhängig uns fühlen. Kein Geist ist sich seines Entstehens, oder überhaupt irgend eines Entstehens als eines Anfangens zu seyn für das, was absolut nicht war, bewufst. Man hüte sich nur, das immerwährende *Anderswerden* der Anwendungen unsers Seyns für ein *Werden* des Seyenden auszugeben.

Achten wir aber auch blos darauf, dafs der Selbstbewufste den Inhalt des Denkens und Wollens als objicirt fühlt und dafs er sich in diesem Sinn als abhängig erkennt, so ist dann doch ganz unfactisch, dafs er sich dadurch abhängig fühle — »von Gott.« Sind denn die Objecte seines Selbstbewufstseyns — Gott? Er fühlt nur Abhängigkeit von Objecten. Ob diese Objecte von Gott herzuleiten, oder ob sie (ein All des Vielen) sogar selbst Gott seyen, kann nicht gefühlt, sondern nur, durch richtiges oder unrichtiges Räsonnement, gedacht werden. Selbst wenn er als Pantheist denkt und Alles, was er ist, denkt und will, ihm nur Ein einziges Wesen, Gott als Alles und Eines, ist, so kann er doch nicht sagen, dafs er dies fühle. Er kann ja doch nur durch Schlüsse philosophischer Pantheist geworden seyn.

Sein Fühlen sagt ihm nichts Anderes, als dafs er von sich (= von dem Quantum und Quale seiner Kräfte) und von vielen andern Potenzen im Wirken abhängig sich erscheine. Ist dann ihm, vermöge seines zum Pantheismus gelangenden Philosophirens, die Einheit aller dieser Kräfte Gott, so weifs er dies wahrhaftig doch erst durch ein Denken. Denn den Pantheismus erreicht man nur durch das Denken, dafs alles Wirkliche auf eine Einheit zu reduciren seyn müsse. Wäre je mit Recht zu schliefsen, dafs, weil logikalisch der Dualismus der Gedanken aufgehoben werde, auch in der Wirklichkeit kein Dualismus statt finde, so wäre dies doch immer nur ein Erschliefsen, nicht ein Fühlen, der Abhängigkeit von dem Einen All, was man Gott zu nennen beliebte. — Und so ergiebt es sich auch in der weiteren Ausarbeitung des Schleiermacherischen Glaubenssystems.

In der zweiten Ausgabe (1830.), wo diese Paragraphen sehr umgearbeitet sind, wird in §. 4. No. 4. S. 22. darauf Rücksicht genommen, dafs man einwendete und einwenden mufste: Wenn auch jedes Ich eine grofse Abhängigkeit (nämlich vom Objicirten) fühle, so fühle es dadurch doch nicht ein Abhängigseyn — von Gott. (Man müfste nämlich vorher schon von Gott wissen, um nur schliefsen zu können, dafs das Viele, wovon sich

der Geist in Hinsicht der Gegenstände abhängig fühlt, am Ende von Gott abhange. Dagegen beharrt nun aber der scharfsinnige Systematiker, wie Er, wenn er nicht sein ganzes Aufbauen der Theologie auf dem Abhängigkeitsgefühl aufgeben wollte, darauf beharren mufste, dafs, indem sich der Fromme (absolut- oder schlichthin *) abhängig fühle, er ebendadurch unmittelbar Gott fühle, als das, wovon er schlichthin abhänge. Denn allerdings, wenn die Frömmigkeit auf einem Fühlen der Abhängigkeit von Gott beruhen soll, so mufs dieses Fühlen Gottes ein ursprüngliches seyn und „nicht durch irgend ein vorheriges Wissen um Gott bedingt" werden. (S. 22.) Es mufs (mit S. 23.) zu sagen seyn: »Gott sey uns gegeben im Gefühl auf eine urspüngliche Weise.«

Alsdann folgt aber auch, was S. 23. consequent zugiebt, dafs eben das, wovon wir uns abhängig fühlen, Gott sey;

---

*) Beiläufig eine Bemerkung für ein Kunstwort der philosophischen Sprache. Dr. Schleiermacher dankt in der 2ten Ausg. der Glaubenslehre §. 4. S. 16. Hrn. Prof. Delbrück für die Einführung des Ausdrucks: schlechthinig, gebraucht auch denselben nachher oft für absolut und unbedingt. Die philosophische Sprache bedarf eines solchen Worts sehr, und wenn Schl. schreibt: „Wir sind uns Unsrer selbst als schlechthin abhängig bewufst," so klingt es viel leidlicher, als wenn Fichte einst den Ausdruck schlechtweg sehr oft gebrauchte. Dennoch ist überhaupt in diesem Gebrauch des Wörtchens schlecht nur eine fatale Verwechslung von schlicht mit schlecht, die wahrscheinlich zuerst aus Ungenauigkeit im Aussprechen entstand. Schlecht ist immer ein schimpfendes Wort. Sagt der Philosoph: dies ist schlechtweg wahr! so staunt, wer an den allgemeinen Sprachgebrauch gewohnt ist. Aber nur, aus einer falschen Aussprache und aus der deutschen Liebe zur Assonanz entstand es, dafs man sich an das alte: Schlecht und Recht, gewöhnte. Hier und immer in allen solchen Sätzen ist das passende Wörtchen Schlicht, das ist: einfach, rein, unvermischt, gemeint. Man wollte sagen: Der und Der handelt schlicht und recht, das heifst: einfach, geradezu, unvermengt gut. Sollte man also nicht aus der philosophischen Terminologie das unpassende schlecht, schlechtweg, schlechthin verschwinden lassen und dafür schlicht, schlichthin u. dgl. m. einführen? Von schlichter Wahrheit, von dem, was schlechthin gelten soll u. s. w., kann man reden, ohne dafs Diejenige lächeln, welche lächeln müssen, wenn sie dem Philosophen zuhören, der sich ereifert, dafs Alles, was ist, schlechtweg gut sey oder dafs Er schlechtweg das Wahre und das Schöne entdecke.

Digitized by Google

und so führt die consequent verfolgte Entwicklung des Satzes: Durch das Abhängigkeitsgefühl fühlen wir Gott! nothwendig auf vollendeten Pantheismus. Denn das, wovon wir uns abhängig fühlen, ist das Viele. Wenn nun eben dieses Abhängigkeitsgefühl uns unmittelbar Gott fühlen macht, so muſs eben dieses Viele für uns Gott seyn.

Schl. stellt zwar den Pantheismus unter den Worten, daſs Viele in einem höhern Selbstbewuſstseyn sich eines vollkommen begriffenen ursprünglichen, d. h. von allem Gefühle unabhängigen, Begriffs von Gott sicher wissen, deswegen, wie er sich ausdrückt, bei Seite, weil wir in der christlichen Glaubenslehre niemals damit zu thun haben können, weil er nichts unmittelbar mit der Frömmigkeit zu thun habe. Dennoch erklärt er (consequent), daſs »uns (d. i. Ihm und denen durch Ihn überzeugten) Gott zunächst nur Das bedeute, was in diesem (schlechthinigen Abhängigkeits-) Gefühl das Mitbestimmende ist und worauf wir dieses unser Soseyn zurückschieben.« — Nun aber ist das Mitbestimmende im Abhängigkeitsgefühl des menschlichen Ich alles das, was gefühlt wird, und dieser Gedankengang führt demnach zu dem — unumwunden auszusprechenden — Satz: Alles das, was unmittelbar gefühlt wird, also das sich unmittelbar selbst fühlende Ich und alles, was ihm im Fühlen aufgenöthigt (= als Nichtich) erscheint, ist das unser schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl mitbestimmende, ist = Gott.

Niemand, der mich kennt, kann den Gedanken einmischen, wie wenn ich diese Ableitung der Religion von einem „a Deo religatum esse“ oder von einem absoluten Abhängigkeitsgefühl, durch welches uns unmittelbar Gott im Selbstbewuſstseyn gegeben sey, deswegen auf den Pantheismus zurückführe, um dieses System als Ketzerei, und alles, was damit zusammenhänge, als ketzerisch gehässig zu machen. Keineswegs! Jedes System, d. i. jede consequente Gedankenreihe darf versucht werden. Es ist sogar sehr gut, daſs sie so scharfsinnig, wie möglich, durchgeführt erscheine. Desto gewisser ist zu entdecken, ob sie entweder in der Ausführung inconsequent, oder (was das Schlimmste ist, aber auch lange das Verborgenste zu seyn pflegt) sogleich in ihrem Ursatz oder Princip grundlos ist. Dies nun ist im Pantheismus. Gerade sehr wissenschaftlich Gebildete sind am meisten daran gewohnt, daſs sie logikalisch immer suchen, in wiefern zwei Begriffe (Sub-

Digitized by Google

ject und Prädicat) identisch Eines sind. Ebenso sind gerade solche Geister gewohnt, alles Einzelne in Classen, in Arten und Gattungen zu bringen und dadurch, dafs sie manches in der Betrachtung als unwesentlich weglassen, das Viele auf Einheiten zu reduciren. Das Dritte ist, dafs sie wissenschaftlich alle einzelne Wahrheiten auf Principien, auf oberste, schlichthin wahre, Einsichten zurückzuführen und davon abzuleiten haben. Man ist überdies den unendlich vielen Einzelnheiten abhold, weil man sie nicht umfassen kann. Wie viel theils verständiger scheint, theils bequemer ist es, alle Ursachen in Eine allgemeine Ursache zu concentriren. Daher nun, dafs Denker, wie Spinoza, die gröfste Fertigkeit darin hatten, logikalisch zu identificiren, durch abstractes Denken alles Einzelne im Generischen und Universellen auf Eines zu bringen, das Einzelne erweisliche in dem Ansichwahren (dem schlichten Princip) wie eingeschlossen zu entdecken, entstund die allem Pantheismus zum Grunde liegende, aber an sich grundlose Voraussetzung: dafs nicht nur in der Gedankenwelt alles Einzelne auf Einheit gebracht werden könne, sondern auch in der Wirklichkeit alles Einzelne blos in der Apparenz vereinzelt, in Wahrheit aber nur ein Eines, nur als das einzige Wesen = οντως ον, wirklich sey und sich selbst in unzähligen Individualitäten erscheine, aber so, dafs demnach diese real scheinenden Einzelnheiten alle nur als Erscheinungen sind und doch, wenn sie gefühlt werden, dadurch allein das Einzige Wesen (das Allwesen = Gott) unmittelbar zu fühlen sey.

Nur deswegen also, weil das Aufbauen der Religionslehre auf dem Abhängigkeitsgefühl nicht nur, wie oben zuerst gezeigt wurde, auf einem (psychologisch leicht erkennbaren) Unfactum beruht, sondern weil es auch folgerichtig auf eine grofse, die Denker täuschende Unrichtigkeit, den Pantheismus, hinführt, ist diese Ableitung der Religion und Religiosität als theoretisch verwerflich aufzugeben und weder aus Lactanz von den Todten zu erwecken, noch wegen der daran verschwendeten Schleiermacherischen Dialektik philosophisch oder theologisch zu erneuern und so auf einige Zeit zum Spielball der Systematiker und Controversisten zu machen. Frömmigkeit (das Wort, welches Schl. gerne statt Religiosität setzt) stammt freilich von Fron = Herr, und ist, wenn sie nach dieser Abstammung wirklich im Gemüth dá ist, ein Niederbeugen vor Gott als dem Herrn, welches schon der eigennützige Verstand fordert, wenn der Geist sich

Digitized by Google

noch nicht zum Allvollkommnen denkend und emporstrebend erhebt. Aber Lichtenberg sagte treffend: »Ich glaube nicht, dafs die sogenannten Frommen wahrhaft gut sind, weil sie fromm — sondern dafs sie nur wahrhaft fromm sind, wenn sie gut sind.«

Noch mehr aber ist diese in sich unrichtige Vorstellung, wie wenn die Religio ein von Gott selbst in das Bewufstseyn gelegtes oder im Bewufstseyn hervorgebrachtes Gefühl von Verbindlichkeiten wäre, und wie wenn unmittelbar durch das Abhängigkeitsgefühl Gott von uns gefühlt würde, deswegen zu vermeiden, weil dadurch alles ersinnliche Unrichtige in die religiösen Vorstellungen eingeführt würde. Man kann jene Behauptungen von einem unmittelbar von Gott gegebenen Gottesbewufstseyn nicht so auslegen, wie wenn blos der abstracte Gedanke, dafs ein Gott oder Göttliches sey, von Gott in alle Menschen gelegt sey. Vielmehr würde jeder Einzelne die Pflicht und das Recht haben, darauf festzuhalten, dafs das Gottesbewufstseyn, so, wie es Gott „ihm" im Gefühl gegeben habe, oder die Religion als *religatio*, gerade so, wie er sich dadurch von Gott selbst für Gott gebunden fühle, ganz richtig und wahr sey. Jeder würde sich daher, ganz consequent (wie wir es auch schon bei den sonderbarsten philosophischen und mystischen Behauptungen oft genug hören müssen) auf sein Religionsgefühl, auf sein christliches Gottesbewufstseyn, als auf eine unmittelbare Gabe und Gnade Gottes berufen können und sollen. Und wer dürfte gegen all den sonderbaren Inhalt, welchen diese individuellen Gefühle und mannigfache Arten von Gottesbewufstseyn von Gott selbst herzuhaben behaupten würden, bescheiden und vorsichtig erinnern, dafs sie nach Verstandesbegriffen und Vernunftideen durch gewissenhaftes Nachdenken zu prüfen und zu berichtigen seyen? Gerade deswegen, damit gegen das, was nur ihnen einzusehen »gegeben« und »vorbehalten« war, keine Einrede geschehe, haben selbst die Philosophen, welche alles absolut von Gott haben, den Verstand und die Reflexion über ihre Grenzen hinaus verwiesen. Was aber ist bis auf die gemeinsten Religionslehrer hinab davon die Folge? Gehet nur hin und höret, was alles die verschiedensten Parthien, welche nur in der Meinung, der Inhalt ihrer Gefühle und ihr christliches Bewufstseyn sey jedem von ihnen von Gott gegeben und Gott habe sie dadurch an sich gebunden, in dieses ihr Fühlen und Bewufstseyn, sie wissen selbst nicht, wie? aufgenommen haben!

Digitized by Google

und wie sie ebendeswegen das Aechte der Religion durchaus nicht durch das Nachdenken über das Gotteswürdige entstehen oder gebildet werden lassen wollen! Und wer darf verbieten, was solche Gemüther als Religion fühlen, wenn Religion überhaupt durch Gefühle gegeben ist? Ihr Wissenschaftlicheren aber! Prüfet nur selbst, ob nicht die meisten Mifsgriffe in der Theologie daher kommen, dafs man Manches, was die Vorzeit nach Gefühlen oder nach gemeinem Bewufstseyn als wahre und nicht blos relative Vollkommenheit ansah und deswegen für göttlich hielt, in das Gottesbewufsten als eine absolute und unmittelbar geoffenbarte Vollkommenheit aufgenommen und sodann als übervernünftig (consequent, und doch grundlos) festgehalten hat.

Die wahre Vereinigung, nach dem zum genauen Durchdenken der philologischen und philosophischen Entscheidungsgründe nützlich gewesenen Streit, wird nach all diesem darin bestehen, dafs 1) Religion immer durch ein erst ahnendes und dann weitere Schlüsse aus Analogieen und Ideen versuchendes Nachdenken der Denkfähigeren entstund, weil das Nachdenken selbst als menschliches Geistesbedürfnifs gefühlt wird, dafs 2) dieses Nachdenken = die durch das mente relegere res divinas s. Deo dignas im Gemüth entstehende religio, alsdann „religationes“ = Verbindlichkeiten gegen das Göttliche und Menschliche der Willensfreiheit als nothwendige Folgerungen vorhielt und so durch Denken das Wollen sich zur Einigung im Geiste bestimmte, dafs aber 3) stufenweise eben dasselbe Nachdenken, als Urquelle dieser das Wollen mit dem Denken vereinigenden Religiosität theils seine eigene theoretische Fehler (z. B. die folgenreiche Gewohnheit, an Gott nur als an die ursächliche Macht, nicht als an die heiligwollende Vollkommenheit zu denken), theils so manche irrig angenommene religationes bisher berichtigte und zu berichtigen fortfährt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 15. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. *Hahn, de Religionis natura et ratione.*

(Beschlufs.)

Wenn die Alten gegen das unvermeidliche Vielerlei der religiösen Gefühle und der daraus entstehenden Menge verschiedenartiger Andachtübungen (religiones) nur die mores civitatis, das Mittelalter die Conciliendecrete zum Schutz einiger Stabilität annahmen, also die geistigen Wahrheitseinsichten eigentlich von der Majorität (= der Stimmenmehrheitsmacht) abhängig machten, so hätte nie eine wahre Reformation auch nur angefangen werden können. Wäre man nicht auf die Urquelle der Religion, das gewissenhafte Nachdenken (wie Luther so oft sagt: auf das allgemein gewollte Fragen: Warum etwas für gotteswürdig, für evangelisch-christlich gelten solle?) zurückgegangen, wie hätte gegen das Vorurtheil, als ob das damals den Meisten inwohnende Gottesbewufstseyn das wahre sey und von der Auctorität der Meisten mit Recht als ein von Gott ihnen eingegebenes Religionsgefühl behauptet werde, »ex evidentibus rationibus« (zu Speier und zu Worms u. s. w.) protestirt werden können?

Kurz gesagt, kann nur dies das Wahre seyn: Wahre Verbindlichkeiten entstehen für den denkendwollenden, d. i. für den Menschen, wie er seyn soll, nur aus dem Einsehen der wahren Gründe der Obligation. Hierdurch sind religio und religationes vereinigt. Hierdurch allein, nicht aber durch die mores civitatis vel ecclesiae, auch nicht durch die, welche sich auf das Gefühl, von Gott gegebenes im heiligen Geist zu decidiren, berufen, werden die religiosi gegen falsche religationes gesichert oder ihrer entledigt. Man kann es also auch nicht etwa für indifferent ansehen: ob man umgekehrt die religio aus den religationibus entstehen lasse. Das Nachdenken mufs immer die höchste Instanz seyn, um zu entscheiden, ob Dogmen und Sittenvorschriften an sich, und nicht blos durch Auctoritäten, so gewifs gotteswürdig seyen, dafs sich der wollende Geist daran zu binden habe, um mit sich selbst, als dem Denkenden, übereinzustimmen. Denn nur diese Einigung des Denkenden und Wollenden im Geiste selbst ist der Sieg der Wahrheit und die beseligendste Beruhigung.

Digitized by Google

Ebenso besteht die Vereinigung zwischen dem System, welches die Religion aus dem Richtigdenken und Rechtwollen ableitet, und dem, welches Gefühle und namentlich ein schlichthiniges Abhängigkeitsgefühl als Quelle der Religion (als Gottandachtslehre) anzunehmen versucht, darin, dafs allerdings das Richtigdenken und Rechtwollen über das Göttliche nicht im Gemüth da seyn kann, ohne dafs religiöse Empfindungen davon die unmittelbare Folge sind. Eben dies aber gilt nicht umgekehrt. Denn sehr unrichtige Empfindungen können, wie religiös, erscheinen, wenn nicht das relegere mente Deum, als ein soviel möglich richtiges Denken und Wollen vorausgeht und nur die damit harmonische Empfindungen als ächt religiös gehegt werden. Und welche Logik darf die Folgen in Ursachen umwandeln?

Ich sage hier immer gerne Empfindungen, weil es gewifs, um vielen Mifsverständnissen zuvorzukommen, sehr gut wäre, wenn allein das, was durch die Sinne uns als ein Vieles aufgenöthigt wird, bestimmt durch das Wort fühlen, Gefühl, Sensation bezeichnet, das aber, was wir, ohne sinnliche Gefühle, in uns, als Geistern, finden, weil es — wie zunächst Bewunderung und Achtung des Vollkommnen und Göttlichen — aus Begriffen und Ideen entsteht, als Empfindung genau unterschieden würde. Wie viele Mifsverständnisse hängen von vermeidlicher Vermischung der Wortzeichen ab! Wenn aber aus religiösen Begriffen und Ideen bei Manchem nicht unmittelbar Empfindungen entstehen, so ist dieses nur alsdann möglich, wenn der Denkende erst mit dem Ergreifen und Prüfen jener Begriffe und Ideen beschäftigt ist.

Abhängigkeitsgefühl beruht auf alle Fälle auf sinnlichen Vorstellungen und Gedanken. (Der Geist an sich ist, ohne von Abhängigkeit zu wissen. Noch weniger kann er sie, ohne Sinnlichkeit, fühlen.) Daher ist das aus dem Abhängigkeitsgefühl entstehende Religiöse immer nur sinnlich, wie die Stellen der Alten es aussprechen = horror, timor, metus. Niemand wird das, wodurch das bekannte: Primus in orbe Deos fecit *timor!* historisch wahr ist, für die Entstehung einer ächten Religion halten.

Wird, statt des sinnlichen Gefühls von Abhängigkeit, der Verstand vorherrschend, so wird die Religion, als ein Denken an übermenschliche Wirklichkeiten, gebildet durch das Fragen nach Ursachen (der einzelnen Dinge, der Gattungen und endlich des als Eines sich harmonisch zeigenden All). Aber Pandämonismus, Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus, als

Digitized by Google

die aus dem bloſsen Denken an Ursachmacht entstehenden Religionsarten, beruhen auf Abhängigkeit, zwar nicht auf Gefühlen, jedoch auf dem Denken daran. Das Causalverhältniſs ist auch eine Abhängigkeit, nur aber eine solche, die der Verstand sich bildet, weil er denken muſs, und nil sine ratione, also auch das Existirende nicht ohne Grund des Daseyns, denken kann. Doch entsteht durch das Denken der ursächlichen Mächte oder Macht nur die Empfindung des Erstaunens und der Nothwendigkeit, sich zu unterwerfen und durch Dienst die Ursachmacht für sich zu gewinnen. Zwar folgt also hier aus Denken etwas von religiöser Empfindung, aber so lange die Ursachmacht blos als Macht und nicht mit (moralischen) Eigenschaften des Rechtwollens und des Richtigwissens des Rechten gedacht wird, ist auch die dadurch entstehende Religion vielen theoretischen und praktischen Unrichtigkeiten ausgesetzt.

Diese zu vermeiden findet der Geist in sich das Mittel nur in sofern er Vernunft ist, also Ideen der vollen Vollkommenheit, das Wahre unmittelbar zu wissen, das Gute, und nichts anderes, willigst zu wollen und auf Alles, aber nur als heilig, d. i. als Freiwollende wollend, zu wirken denken kann. Diese Ideen allein, welche man die Kategorien der Vernunft nennen könnte, geben, indem sie an die Stelle der Verstandeskategorien treten, nach Form und Inhalt ächte Religion, nämlich ein zuverlässiges Denken, daſs das Wahrhaft-Vollkommene auch in einem vollkommnen Zustand, also vollkommentlich-seyend (perfecte existens) seyn muſs, und zugleich das Denken all des Erhabenen und Wohlthätigen, welches seyn muſs, wenn die wahren Vollkommenheiten nicht nur der Macht, sondern auch des Wissens und Wollens auf vollkommne Weise, also gewiſs, existiren. Daraus entstehen dann (nicht sinnliche Gefühle, auch nicht blos verständige Verbindlichkeiten, religationes zum servire und obsequi, sondern) die geistigsten Empfindungen der Bewunderung und der freiwollenden (moralischen) wahren Verehrung (= des cultus ἐν πνευματι και αληθειᾳ, wie er in das Bewuſstseyn aller Christen aus Jesu Geist aufgenommen seyn sollte. Je mehr, diesem Denken und schlichten, reinen Empfinden gemäſs, die wahren Vollkommenheiten, an deren Spitze die göttliche Heiligkeit, d. i. die Harmonie des Rechtwollens mit dem Wissen alles Rechten und Guten steht, in Beziehung auf den Menschen durchgedacht und alle die Scheinvollkommenheiten (z. B. die Prädestination, die durch Büſsung zu versöhnende Strafgerechtigkeit u. dgl.),

Digitized by Google

welche auf den Vollkommenguten = Gott, aus der Gefühls- und Verstandesreligion, übergetragen worden sind, als Gottes unwürdig entdeckt werden, desto vollständiger wird die Religion der Vernunft und Empfindung, von unrichtigen Dogmen gereinigt, eine wahre Beseligung des davon erfüllten (ächtreligiösen) Gemüths. Sie wird und ist die Religion der Geist und Seele durchdringenden und erhebenden Anhänglichkeit an — nicht der Abhängigkeit von — Gott.

Dieses Gegeneinanderstellen der drei allmählich zum vollkommnen und wahren Gott aufsteigenden Entstehungsarten der Religion macht wohl, hoffe ich, am besten klar, wie keine ächte Religion aus Gefühlen entstehe; wie auch die Religations-Religion nur ein Product des ursächliche Mächte oder Macht suchenden und sich subjicirenden Verstandes wäre; wie es aber ein nur aus Unkenntnifs der Sache mögliches Vorurtheil ist, wenn man die Meinung ausbreitet, als ob die Vernunftreligion etwas Kaltes und ohne Empfindung wäre. Was kann mehr mit den reinsten Empfindungen die Gemüther erfüllen, als die aus richtigem Denken der Vollkommenheit im Wissen, Wollen und Wirken unmittelbar entstehende andächtige Bewunderang und ehrfurchtvolle Verehrung des auf diese vollkommne Weise gewifs seyenden, wenn gleich unausdenkbaren, Geistwesens? Der Rationalismus, wenn wir dies Wort als die Benennung der ächten Vernunftreligion annehmen, ist nicht blofser Intellectualismus, noch viel weniger aber Sensualismus und (verständig berechnender) Servilismus. Er ist aber auch nicht Product der individuellen (blos aus sich als einzeln schöpfenden), sondern der allen denkenwollenden gültigen Vernunft, welche Jesus Christus nicht etwa nur den Studierten von Jerusalem, sondern sogar auch der samaritischen Frau zutraute. Sollte denn nicht das, was Er vor dieser als denkbar und empfindbar Joh. 4, 20—26. ausgesprochen hat, von jedem Jesusverehrer wenigstens mit seiner Hülfe in dem, was jede individuelle Vernunft Allgemeingültiges in sich hat, so aufgesucht werden, dafs ihm die lebendigsten Empfindungen dadurch entstehen?

Hrn. Dr. Hahn's Forschungen über Religion haben mich auf's neue zu einer Reihe von Meditationen, die ich zu den wichtigsten zähle, veranlafst. Um so begieriger bin ich auf die ohne Zweifel eben so interessante Commentatio II, welche über natura et ratio *superstitionis* zu weiteren Entwicklungen Anlafs geben wird. Indefs mache ich zur Vergleichung mit Vergnügen auf-

Digitized by Google

merksam auf eine sehr zeitgemäfse und für die Lesewelt im Allgemeinen ästhetisch und philosophisch trefflich bearbeitete Schrift

„Ueber Schwärmerei Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit. Von J. H. v. Wessenberg. Heilbronn, bei Class. 1833. 554 *S. in kl.* 8.

Die ganze Schrift des scharfsinnigen, über den äufsern Dingen stehenden, aber überall mitempfindenden Menschenbeobachters ist so voll von den sprechendsten, wahren und doch milden Schilderungen der religiösen und politischen Abirrungen, in denen man schwärmt und Schwarm macht, zugleich aber auch so richtig auf die Gegenmittel hinweisend, dafs sie eine Panacee der Zeit werden müfste, wenn nur nicht eben die schwärmerische Beweglichkeit der Ekcentrischen allem, was sie bessern will, zum Voraus ihrer Natur nach scheu und unstät auszuweichen gewohnt wäre. Wer aber auch nur um einer reinen, schönen Unterhaltung willen liest, findet von einzelnen Personen und ganzen Gattungen auf's Feinste gezeichnete Porträts und Miniaturstücke, von denen ich gerne Proben ausheben möchte, wenn nicht das Treffliche die Auswahl zu schwer machte und wenn diese Gemälde ohne Verlust aus ihrer Einfassung herauszunehmen wären.

Man wähle z. B. die Schilderung der Frau von Krüdener S. 150 — 159. auch nach ihrem Einfluss auf die Wildenspucher Ausbrüche, die mit einer Kreuzigung endigten (bei welcher ich mir die Bemerkung wiederholen mufste, wie sehr dergleichen gesteigerte Gemüthserregungen gegen alle äufsere Schmerzen gefühllos machen können.) Auch mir gab, da ich nach der trefflichen Meyerischen Schrift von 1824. die Geschichte das erstemal durchdachte, die Bemerkung den meisten Aufschlufs, welche hier S. 157. gemacht ist: »Gerade zur Zeit ihres sorgfältig verheimlichten Ehebruchs sprach die (von Mad. Krüdener als Heilige prädicirte) Prophetin viel von ihrer bevorstehenden Himmelfahrt.« Wenigstens von dort an kann sie nicht mehr blos eine Selbstgetäuschte gewesen seyn. Sie opfert ihr Leben ihrem Schwärmerstolz. — Ferner S. 163 — 168. 328. von Methodisten, S. 189. und 199. von Columbus, als Beispiel religiöser, mit scharfem Verstand gepaarter Begeisterung, S. 191 — 194. von Charl. Corday und dem Mädchen von Orleans, S. 195. von Savonavola und S. 196 — 198. von dem edlen, nach seinen Hauptideen nie zu vergessenden Heinr. Pestalozzi.

In Mohammeds Schilderung, S. 205 — 208, wäre, dünkt mich, nicht soviel Schlauheit, sondern fester, aber sinnlicher

Digitized by Google

Glaube an sich selbst, als nothwendigen Verbreiter des: Gott ist Einer! und: Gott ist Allmacht und Erbarmen! vorauszusetzen. Dieser Glaube regte all seinen Lokalverstand auf; aber nie wollte Mohammed Wunderthäter scheinen. Die Reise auf dem Borak (Donnerpferd) in den Himmel und vieles Aehnliche ist ihm später nach orientalischer, unkritischer Unterhaltungslust angedichtet. Sein Koran protestirt gar oft gegen das Wunderthun, als Wahrheitsbeweis. Er wollte auch nicht unsündhaft scheinen. Sein letzter patriotischer Gebetsausruf war: »O Gott, vergieb! Nimm mich auf unter die von meinem Volk, welche oben sind.« Gagnier's aus den Arabern gesammelte vie de Mohammed. II, 29. Auch ob Cromwell ein verschlagener Heuchler war (S. 213. 333.), zweifle ich sehr.

Aber die Zeichnung der Revolution, S. 217—224. möchte ich wieder ganz unterschreiben. Wie kurz und wahr sagt S. 221: »Die Bewegung von 1830 bekam gleich Anfangs der Verstand in seine Gewalt (nämlich der ideenlose, nur egoistisch berechnende!)« Obgleich seither zwei bedeutende Partheien ihren Verstand anstrengen, um die Früchte dieser Bewegung sich zuzueignen und sicher zu stellen, so hat doch bisher keine, weder eine Schwärmerei noch Begeisterung für sich entzündet.«

Zu Pascals Ausspruch S. 246: »Nicht die Vernunft, das Herz ist, was in uns Gott empfindet!« möchte ich nur hinzufügen: aber das Herz empfindet für den wahren Gott nur, wenn die Vernunft ihn ihm wahrhaft und würdig idealisirt hat. Wie richtig deutet S. 257. darauf, dafs Glaube ohne Wissenschaft Mystik, Wissenschaft ohne Glauben Sophistik erzeugt, nur im Verein von Wissenschaft und Glauben wahre Philosophie leuchtet. Aber auch der Glaube, wenn er gleich Glaube des Uebermenschlichen ist, darf nicht ein übermenschlicher seyn wollen, ohne in Meinungs-Schwärmereien excentrisch zu werden; wie S. 266. selbst von Fichte ein extravagantes Wort dieser Art anführt: »Sobald der Mensch sich selbst rein, ganz, bis in die Wurzel vernichtet (d. i. für nichts achtet), bleibt allein Gott übrig und ist Alles in Allem.« (Zum seligen Leben S. 240.) Jesus will nicht Selbstvernichtung, sondern, rein harmonisch mit dem vernünftigen Nachdenken, dafs wir jedes soviel gelten lassen, als es ist, also Mitmenschen lieben, wie uns selbst, Gott aber und das Göttlichvollkommne über Alles.

Ich mufs Vieles übergehen; besonders wie mehrere Stellen S. 268 u. f. auf die Selbstbekenntnisse der heil. Theresia

Digitized by Google

(über ihre mystische Zustände) aufmerksam machen — wie Fenelon und Bossuet S. 292. verglichen werden und Innocenz XI. über Jenen, als Verf. der Maximes des Saints und seine Gegner vortrefflich distinguirte: Peccavit *excessu* amoris divini, sed Vos peccatis *defectu amoris proximi.* Vgl. des Verfs. sinnvollen Epos über Fenelon, im III. Bde von Wessenb. sämmtl. Dichtungen — ferner: wie das Urchristenthum (S. 385—402.) Fanatismus in den Römern weckte (und zum Theil in sich selbst apokalyptisch hegte), weil es ausschliefsend an die Stelle der Staatsreligion (durch die Allmacht) gesetzt zu werden drohete (und oft vergafs, dafs es nach Jesu Musterbild nur durch Ueberzeugung moralisch-gottgetreue Weltreligion werden sollte).

In dem achten, wegen der Ausübung wichtigsten Abschnitt: Beleuchtung der Mittel zur Abwehr und Abhülfe religiöser Schwärmereien, giebt schon das Motto: Wenn wir die Wahrheit erkennen, wird sie uns frei machen! Joh. 8, 32. die Tendenz des Ganzen. Schon Richard a Sct. Victore aber sagte nach S. 408: »Vor allem ist nothwendig, dafs wir Uns Selbst erkennen, ehe wir uns an die Erkenntnifs dessen wagen, was Ueber uns ist,« und schon S. 371. ist aus Augustin. de Ordine II, 9. angeführt: tempore authoritas, *re ratio prior est.* S. 455. bemerkt gegen La Mennais: »Ist Vernunft des Einzelnen trüglich, wie kann die Vernunft aller Einzelnen Untrüglichkeit ansprechen?« Dies gilt entscheidend gegen alle solche Autoritäten, von denen gerade das Individuelle der Vernunft der Mehreren, das, woraus das Meinen (= die Anhänglichkeit an das besondere Mein) entsteht, allen Uebrigen aufgedrungen wird. In jeder einzelnen Vernunft aber ist auch Allgemeingültiges und die Urtheilskraft kann, wenn man sie nur nicht durch Nebenrücksichten fesselt und verkehrt, gar wohl unterscheiden, was man »als wesentlich und nothwendig« einsehe und was nur um vergänglicher Beziehungen willen beigemischt werde. — Nicht umhin kann ich, deswegen, weil so leicht die Nothwendigkeit des rechten Erkennens mifskannt wird, noch von S. 173. her »ein Wort zu seiner Zeit« anzuführen:

> »Wenn gleich das Meiste im Leben von einer soliden Bildung des Herzens abhängt, so ist doch diese wieder durch solide Bildung des Kopfes bedingt. Daher ist es ein grofses Versehen in der Ausbildung der Candidaten des christlichen Lehramts, wenn die wissenschaftliche Bildung vernachlässigt und blos

die Bildung des Herzens betrieben wird. . . Hier bedarf es nicht des mühsamen Lernens (und kopfzerbrechenden Denkens), man kann gemüthlicher und in kurzer Zeit Meister in dem Berufsfache (wenigstens routinier) werden. Mit Hohn erhebt man sich über die »trockene« Gelehrsamkeit und wiegt sich, mit etlichen schönen (und rührenden) Phrasen ausstaffirt im Wonnegefühl von (inhaltslosen) Empfindungen.« (Kein Wunder, wenn alsdann auch die Zuhörer vom »Christus in Uns« nur träumen und alles Abentheuerliche in ihn hineintragen.)

In den sehr anziehenden Beilagen ist vorzüglich IV. eine Schilderung von Zinzendorf, dem Stifter der Herrnhuter, wie sie schwerlich irgendwo wahrer und seelenkundiger gegeben ist.

Aus Veranlassung der Schilderung der Trappisten und ihres Stifters, Rance, S. 482—469. möchte ich auch für die, Altes und Neues umfassende, inhaltreiche neue Schrift:

Der Orden der Trappisten, dargestellt von Ernst Fr. Ritaert, Freiprediger und Lehrer an der ersten höhern Mädchenschule zu Darmstadt. 1833. *b. Heyer.* 368 *S. in* 8.

allgemeine Aufmerksamkeit befördern.

Das für die Erkenntnifs Wichtigste der v. Wessenbergischen Beleuchtung der verschiedensten Arten von Schwärmerei ist die Beilage I. »Grenzbestimmung zwischen Glauben und Wissen,« wozu ich mir, weil auf das Charakteristische dieser beiden immer neben einander wirksamen Geistesthätigkeiten soviel ankommt und ihre Anwendung aus der richtigen Kenntnifs, wie sie entstehen, zu berichtigen ist, noch einige Bemerkungen erlaube. S. 445. erklärt: »Unter Glauben wird hier ein Fürwahrhalten aus dem Bewufstseyn zureichender Gründe, unter Wissen ein Fürwahrhalten aus gewissen (?) Gründen verstanden, wogegen das blofse Meinen ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe ist, womit das Bewufstseyn verbunden seyn kann, dafs es wohl auch anders seyn möchte.« — Wie kommt es denn aber, müssen wir wohl fragen, dafs die zureichenden Gründe oft doch nicht, oder nur zum Aberglauben zureichend sind? wodurch hingegen werden die Gründe gewifs?

Ueber das Meinen und seine grofse Macht ist am leichtesten klar zu werden. Es entsteht, wenn der Urtheilsschwache, oder Ungeübte oder durch Tiefsinn auf einen kleinen Kreis der Betrachtung sich beschränkende sich an das fast allein hält, was in

Digitized by Google

seinem Denken ihm individuell ist, nicht aber an das, was allgemeingültig ist, weil es aus dem Betrachten des Wesentlichen des Gegenstandes genommen wird. Dieses Mein wird alsdann, wenn es gleich für Andere nicht zureicht, als eigen desto fester gehalten.

Woher denn aber das so hoch gepriesene und oft so keck verworfene Glauben überhaupt?

Es versteht sich von selbst, dafs ein *v. W.* irgend ein Glauben ohne zureichende Gründe nie billigen könnte. Wie treffend sagt S. 441: »Glaube wird durch Losgerissenheit von Vernunft (und Urtheilskraft) und Gefühl (= thätiger Empfindung) ein todter Glaube, bald eine Halskette, die wir vor den Feinden klingen lassen . . bald ein Amulet, dem wir eine Kraft beilegen, ohne unser Zuthun, Gefahren von uns abzuwenden. Ein solcher Glaube giebt weder Licht noch Beruhigung, weder Ermunterung noch Seelenstärke. . . Da er die Denkkraft erstickt und das bessere Gefühl abstumpft, so ist er eigentlich ein Mörder alles Lebens. Er ist Ursache, dafs die meisten Menschen unaufhörlich [nur in Abhängigkeitsgefühle] sinken, statt, der Natur ihrer Seele gemäfs, stets aufwärts [zur Anhänglichkeit an das Göttlich-erhabene] zu streben. . . Vernunftscheue ist dem Christenthum zuwider. Alle, sagt Justin der Märtyrer, die der Stimme der Vernunft folgten und noch folgen, sind Christen. [ἡ λογικη λατρεια Röm. 12, 2.] Aber der Vernunft eben so sehr als dem Christenthum zuwider ist der Mifsbrauch der Vernunft, das Vernünfteln. Unstreitig ist's, dafs die scholastische Behandlung der Theologie als Gegenstand blofser Speculation des Verstandes [und der Phantasie, s. zum Beispiel: Anshelmi Cant. Cur Deus homo?] das andere Aeufserste, die mystische Ausdeutung der Bibel nach Eingebungen des Gefühls [und der Einbildungskraft] hervorgebracht habe.«

Aber ebendeswegen ist es eine Aufgabe: ob nicht deutlich genug, und so dafs man nie zuviel darauf baue, sich angeben lasse, in wiefern denn »zureichende Gründe« Glauben, und doch nur eine äufsere Annäherung zur Gewifsheit hervorbringen? und wie denn »die gewissen Gründe« beschaffen seyn müssen, um ein Wissen zu bewirken?

Wissen, Gewifsheit, ist da, wenn wir uns einer Nöthigung bewufst sind, die von der Sache, nämlich von der uns objicirten Vorstellung, selbst herkömmt. Der Selbstbewufste ist unmittelbar gewifs, dafs er ist, weil Bewufstseyn ein Seyn ist. Er hat dann

Digitized by Google

weiter durch Betrachtung seines Bewufstseyns sich selbst zu entdecken, was darin wesentlich gegründet und ihm gegeben, also nothwendig wahr und was dagegen vom Zufälligen, Veränderlichen, Vergänglichen abhängig ist. Jenes nur giebt ein Wissen, aber es wird häufig nur durch das Erscheinen in dem Veränderlichen, in der Erfahrung, erkennbar. Dies sey das oberste Beispiel von unmittelbar aufgenöthigtem Wissen. Im Bewufstseyn ist Seyn wesentlich und nothwendig enthalten.

Aber auch vermittelst des Schliefsens entsteht Gewifswissen, wenn nämlich der Schluſs aus dem Wesen der Sache nothwendig zu nehmen ist. Z. B. Allvollkommenheit ist nicht gedacht, wenn sie nicht auch in einem vollkommnen Zustand oder Seyn gedacht wäre. Also läfst sich vollkommenes Seyn von dem Wesentlichen des höchsten Ideals Allvollkommenheit gar nicht, nicht einmal in Gedanken trennen, wenn wir, was nothwendig, was zum Wesen (zur essentia) des Ideals Allvollkommenheit gehört, gedacht haben wollen. Alsdann also haben wir „gewisse" Gründe, die ein Gewifswissen bewirken, wenn sie aus dem Wesen des denkbaren Objects folgen, d. h. zum Wesen desselben unentbehrlich sind. Selbst wenn das Object eine Fiction ist, entsteht doch ein Wissen dessen, was im Wesen dieser Fiction gegründet wäre. Wenn Feen fingirt werden, so folgt aus dem Wesen dieser fingirten Naturen ein Gewifswissen, wie sie sich verhalten, ein Feenreich haben könnten (wenn nämlich ihr Wesen nicht blofse Fiction wäre).

Von anderer Art aber sind die Gründe, die zum Glauben zureichen. Jeder Glaube ist allerdings auch ein Wahrachten und sogar ein nicht blos vom Verstand, sondern auch vom Willen unterstütztes Wahrachten = ein Wahrachtenwollen. Wenn wir irgend etwas glauben, so ist in unserm Bewufstseyn immer das: Ich will es als wahr gelten lassen und annehmen! Woher aber dieser Unterschied, da beim Gewifswissen das Bewufstseyn ist: Ich muſs es als wahr achten, auch wenn noch so ungerne! — Der charakteristische Unterschied, soviel ich einsehe, besteht darin, dafs alles Glauben folgt aus einem Vertrauen, wofür wir zwar sehr zureichende Gründe haben können, die aber doch nicht durch das Wesen der Sache und dessen Betrachtung uns aufgenöthigt sind, sondern nur aus andern Umständen und Verhältnissen folgen, welche zum Entschluſs: Ich will vertrauen! mehr oder weniger genügen. Wir glauben, dafs Amerika ist, ohne allen Zweifel, aber doch nicht

Digitized by Google

so, wie wenn wir es wüfsten. Geben wir uns Rechenschaft, so entsteht doch selbst ein solches über alles Zweifeln erhabenes (in gleichem Grad seltenes) Glauben nicht aus dem Wesen der Sache, sondern aus Nebengründen, wie consequente Erzählungen von Personen, die ein unmittelbares Wissen versichern, die weder täuschen wollen noch als selbstgetäuscht zu beurtheilen sind u. dgl., so dafs wir endlich sagen: Wir haben Gründe genug, ihnen, den Personen, zu vertrauen, also die von ihnen versicherte Wirklichkeit als wahr festhalten = glauben zu wollen.

Aus dieser Entstehungsweise alles (auch des historischen, kritischen u. s. w.) Glaubens erhellt, in wiefern er sehr rationell, d. i. auf Gründen ruhend seyn kann und soll, aber doch nur auf Gründen des Vertrauens ruht und daher gar vielen Irrungen ausgesetzt seyn kann. Nur was bei jeder Betrachtung des Wesens der uns vorgehaltenen Vorstellung nothwendig in unsere Einsicht übergeht, ist uns so gewifs, wie wir es uns selbst sind.

Aber wie „vernünftelnd," wie kalt und flach und unnöthig scheint wohl Vielen ein so genaues Unterscheiden, in wiefern das Glauben rationell sey und wie auf ganz andere Weise das Wissen! Von dem edlen Verf. sind wir des Gegentheils gewifs. Und wir freuen uns dieser aus dem Wesentlichen seines Charakters folgenden Gewifsheit um so mehr, weil bei Ihm zugleich die mystische Jeremiade: Viel Vernunft, aber desto weniger Empfindung! zum voraus verstummen mufs. Wer so unglücklich wäre, dies nicht längst zu wissen, den verweisen wir auf die so eben erscheinende

„*Sämmtliche Dichtungen von J. H. von Wessenberg.* I. II. III. *Band. Stuttg. u. Tübingen, bei Cotta.* 1834. 12."

besonders in Bd. III. auf die Blüthen aus Italien, auf die 3 Gesänge Fenelon und auf die Lieder, Hymnen und Chorlieder zu christlichen Volksgesängen und Gottverehrungen.

Aus hundert Strophen hierher nur Eine (S. 268.):

Denke ich des schönen Bundes,
der die Christen einst umschlang,
als des Herzens, nicht des Mundes,
Hymne durch ihr Leben drang,
als Ein Herz und Eine Seele
jede Christgemeinde war —
O, wie vieles jetzt uns fehle,
stellt sich meiner Sehnsucht dar!

17. Dec. 1834. Dr. *Paulus.*

Rechtshistorische Literatur in Frankreich und Belgien.

1) *Essai sur l'étude historique du droit, et son utilité pour l'interprétation du code civil par Henri Klimrath, Avocat. Strasbourg* 1833. 8. 56 *Seiten.*

2) *Mémoire sur l'origine du droit coutumier en France et sur son état jusqu'au* XII. *siècle, lu à la séance de l'academie des inscriptions par M. Pardessus, membre de cette académie. Paris* 1834. 4. (Noch nicht im Buchhandel erschienen.)

3) *Recherches sur la legislation belge au moyen-age par M. L. A. Warnkönig, Professeur à l'Université de Gand. Gand* 1834. 8. 23 *S.*

Diese drei Schriften, so verschieden an Gehalt und Tendenz sie auch sind, kommen dennoch darin mit einander überein, dafs sie insgesammt geeignet sind, für rechtsgeschichtliche Studien auf einem Boden Interesse zu erwecken, wo die Abneigung gegen historisches Wissen noch immer eine wahre Rechtswissenschaft nicht aufkommen läfst.

Bekanntlich haben sich früher Birnbaum und Warnkönig in Löwen viele Mühe gegeben, die französischen und belgischen Juristen mit der deutschen Rechtsliteratur bekannt zu machen. Die Thémis ou Bibliotheque du Jurisconsulte et du Publiciste, deren Herausgabe von ihnen im Verein mit Blondeau in Paris besorgt wurde, lieferte regelmäfsig Anzeigen, zum Theil auch ausführlichere Berichte und Auszüge von neueren juristischen Schriften in Deutschland. Noch vor der bekannten Katastrophe in den Niederlanden, welche jene beiden Männer trennte und auch sonst auf das Universitätswesen in dem heutigen Belgien nachtheilig einwirkte, ist jenes Unternehmen aus Mangel an Theilnahme in Stocken gerathen, und seither hat nicht verlautet, dafs etwas ähnliches speciell Juristisches an die Stelle getreten wäre.

Indessen ohne Früchte sind die Verbindungen der genannten beiden Gelehrten mit Frankreich und dem ihm wohlverwandten Belgien nicht geblieben. Die Werke Hugo's und Savigny's, Eichhorn's und Mittermaier's, Thibaut's und Makeldey's und anderer berühmter Männer, welche allerdings auch ohne jene Mitwirkung früher oder später sich auswärts hin Bahn brechen mufsten, haben zum Theil durch jenen Kanal Eingang in Frankreich gefunden, und wenn Lerminier und andere achtungswerthe französische Rechtsgelehrte jene Werke jetzt häufig citiren und die Methode der deutschen Schule ihren Kommilitonen vom Fache zur Nachahmung empfehlen, so darf diese

Digitized by Google

Anerkennung, welche Deutschland nicht minder als seine Schriftsteller ehrt, mitunter auf Rechnung eben jener beiden Männer gesetzt werden, welche auch aufserhalb ihres Vaterlandes deutsch geblieben sind und eine warme Vorliebe für deutsches Wissen einzugestehen keine Scheu getragen haben.

Von den oben bemerkten Schriften ist No. 1, wie es scheint, der erste Versuch eines begabten jungen Mannes, welcher der deutschen wie der französischen Sprache vollständig mächtig, mehr als die meisten seiner Landsleute (welche gewöhnlich nicht einmal die Titel unserer Bücher ordentlich zu lesen und zu verstehen scheinen) eine Vergleichung zwischen der juristischen Bildung diesseits und jenseits des Rheins anzustellen im Stande war. Seine Begriffe von Recht und Gesetz und seine Vorstellungen von dem Verhältnisse beider zu einander sind, wie er selbst gesteht, aus v. Savigny's Schriften entlehnt; allein man sieht, dafs ihm die Ansichten seines berühmten Gewährsmanns nicht nur klar geworden sind, sondern auch, dafs er sich dieselben mit Selbstständigkeit angeeignet und darnach einen Standpunkt für die Beurtheilung der Jurisprudenz und Legislation in Frankreich zu gewinnen gewufst hat.

Die Verfasser des Code civil hatten, wie er aus Locré's bekannten Mittheilungen darzuthun sucht, nicht die Absicht, eine ganz neue, von dem bisherigen Rechtszustande lediglich absehende, alle möglichen Rechtsfragen erschöpfende Gesetzgebung für Frankreich zu schaffen; sie bauten vielmehr auf die Grundlage des bereits bestehenden, fremden und einheimischen, Rechts und umfassen ganze Materien theils gar nicht (wie z. B. die Emphyteuse, Vermögensübergabe) theils unzureichend (z. B. die Rechte der unehelichen Kinder). Wie sollen nun — fragt der Verf. — diese Lücken ausgefüllt, wie Zweifel über die Anwendung einzelner Gesetzesstellen gelöst werden? Durch die Doctrin — la jurisprudence — werden allerdings die französischen Civilisten antworten; allein was soll diese Doctrin, diese Rechtswissenschaft? fragt wiederum der Verf. Die allgemeinen Rechtsprincipien, die equité naturelle, loi naturelle, worauf der Code als Hülfsquellen verweist, seyen schon auf verschiedene Weise gebraucht und gemifsbraucht worden (wer erinnert sich nicht an das altfranzösische: „Dieu nous garde de l'équité du Parlement!") und können keine festen Anhaltspunkte abgeben. Nur ein sorgfältiges Quellenstudium also und ein Zurückgehen auf das alte Recht Frankreichs, fremdes und einheimisches, namentlich die

Digitized by Google

Ordonanzen, Statuten und die coutumes, könne das leisten, was man von einer Wissenschaft des französischen Civilrechts — freilich sehr verschieden von einem Cours de Code civil — zu erwarten berechtigt sey, und nicht sehr ehrenvoll wäre es für die französische Jurisprudenz, wenn sie noch länger in Deutschland Aufschluſs über Fragen zu holen genöthigt wäre, deren Lösung sich in der Geschichte des französischen Nationalrechts selber finde.

Zunächst empfiehlt hiernach der Verf. der Aufmerksamkeit der französischen Juristen das Studium des Gewohnheitsrechts. »La coutume c'est l'histoire!« ruft er aus, und dies ist denn auch der Standpunkt, von dem aus er in einem zweiten Abschnitte das französische Gewohnheitsrecht (le droit coutumier) betrachtet. Nicht blos das Gepräge einer bestimmten, als ob in sich abgeschlossenen, Zeit, etwa der Feudalherrschaft des 10ten und 11ten Jahrhunderts — nach Fleury's Ansicht — findet der Verf. in den coutumes, sondern das Erzeugniſs einer fortlaufenden Rechtsentwicklung, wovon Spuren schon in den ältesten Zeiten sich finden. Auch die Ansicht von Thaumassière, daſs die coutumes gallischen Ursprungs seyen, verwirft er, indem er behauptet, daſs die Germanen ihre Sitten nach Gallien übergetragen haben, und daſs eben diese Sitten die Grundlage des späteren droit coutumier geworden seyen.

Wir können hier dem Verf. in seinen, zum Theil auch in's Einzelne gehenden, Untersuchungen und Vergleichungen über die Einheit der coutumes, und ihr Verhältniſs zum römischen Recht nicht folgen; schon das Bisherige wird zeigen, daſs er sich auf einen für viele seiner Landsleute allerdings neuen wissenschaftlichen Standpunkt gestellt hat, und daſs dieser kein anderer ist, als derjenige, welcher von der deutschen historischen Schule längst als der einzig richtige bezeichnet worden ist, und dessen Durchführung im französischen Recht allein auch geeignet scheint, gründlichere Rechtskenntnisse und zunächst den Sinn für positive Jurisprudenz bei unsern Nachbarn zu verbreiten. Auch der Verf. wird gewiſs auf dem eingeschlagenen Wege manches Nützliche vollbringen können, zumal wenn er, wie es scheint, die Vorarbeiten der Deutschen für seine Zwecke zu benützen versteht, und wenn er unter diesen erst den umfassenderen rechtshistorischen Werken Eichhorn's, Savigny's und Anderer seine Studien zugewandt haben wird.

Unter eben dieser Voraussetzung glauben wir uns auch einer Berichtigung mehrerer Irrthümer des Verfs. überheben zu können,

Digitized by Google

z. B. wenn er (S. 29.) den deutschen Gelehrten vorwirft, dafs sie auch schottisches, irisches und galisches (also celtisches) Recht zu den germanischen Rechtsquellen zählen, was offenbar auf einem Mifsverständnisse von seiner Seite beruht. Nur über einen Punkt, der allerdings sehr erheblich ist und worüber sich der Verf. nicht mit hinreichender Bestimmtheit ausgesprochen hat, sey es uns erlaubt, hier noch eine Bemerkung beizufügen, nämlich darüber, in wie fern der Code überhaupt noch ein Zurückgehen auf altes Recht zulasse? Der Art. 7. des Gesetzes vom 30. Ventose des Jahrs 12, wodurch nach der gewöhnlichen Annahme das ganze frühere Recht abgeschafft worden, kann vor Allem, wie der Verf. selbst bemerkt, nur bezogen werden auf diejenigen Materien, worüber der Code selbst Bestimmungen enthält (dans les matières qui font l'objet du Code). In denjenigen Punkten, welche der Code nicht berührt, kann dagegen, wie sich aus den Verhandlungen des Staatsraths ergiebt, allerdings zurückgegangen werden auf die früheren Rechtsquellen; nur soll dieses Zurückgehen dem Richter blos erlaubt und nicht geboten seyn, und ein richterliches Urtheil aus dem Grunde, weil es jenen Quellen widerspricht, nicht cassirt werden können (Maleville analyse raisonnée etc. T. IV. p. 414—17. Locré Legislat. civile T. I. p. 102. 103. 106—109.). Schon hieraus ergiebt sich, dafs das frühere Recht keineswegs durch den Code ganz unpraktisch geworden ist; und wenn nach Art. 4. des Code civil ein Richter, der unter dem Vorwand der Dunkelheit oder Mangelhaftigkeit des Gesetzes sich keine Entscheidung zutraut, wegen Verweigerung der Justiz angeklagt werden kann, so müssen gründliche wissenschaftliche Untersuchungen über jenes frühere Recht den Praktikern in Frankreich doch erwünscht seyn. Der Umfang der Wirksamkeit des älteren Rechts wird nun aber zunächst von der Entscheidung der Frage abhängen, ob nur in dem Falle, wenn der Code über die ganze Materie, welcher eine Rechtsfrage angehört, oder auch dann, wenn er blos über die letztere keinen Aufschlufs giebt, eine Entscheidung nach dem älteren Rechte gestattet ist? Uns scheint die letztere Annahme, wenn man einmal in der Praxis über den Code hinausgehen und nicht in Willkühr sich verlieren will, consequenter zu seyn; und der Code selbst, indem er nicht blos im Allgemeinen die Gewohnheit als Hülfsquelle anerkennt, sondern auch an vielen einzelnen Stellen auf Gewohnheitsrecht besonders Bezug nimmt, so dafs die Bestimmungen des Code damit ergänzt werden sollen, wie z. B. in den Bestimmungen über

Digitized

die Wirkungen der Obligationen Art. 1135. 1159. 1160, ebenso Art. 1648. hinsichtlich der Gewährzeit bei Mängeln einer verkauften Sache, spricht für jene Annahme; denn nicht blos coutumes, sondern auch römische Rechtsgrundsätze können unter diesem Titel geltend gemacht werden. Aber freilich entsteht in Frankreich eine grofse Schwierigkeit in Construction einer Doctrin des subsidiären Rechts dadurch, dafs in den einen Provinzen römisches Recht, in den andern Gewohnheitsrecht vorherrschte; allein bei genauerer Betrachtung ist auch dies kein Hindernifs; nur müssen, wie in Deutschland, römisches Recht und einheimisches Recht je nach dem Ursprung der Institute gesondert werden. Römisches Recht wird nun allerdings auch in Frankreich gelehrt, ebenso Geschichte des römischen Rechts — wie? haben wir hier nicht zu untersuchen — aber das einheimische Recht, so weit es nicht im Code selbst bestimmt ist, wird dabei gänzlich vernachlässigt, und vollends von einer Geschichte des französischen Rechts hat man keine Ahnung; denn was Lerminier seit mehreren Jahren vorträgt und zum Theil veröffentlicht hat, ist ein mixtum compositum von politischer Geschichte und Geschichte der Philosophie. Hier also wären die Rudimente von einem Analogon dessen, was wir in Deutschland unter dem Germanicum begreifen, noch zu schaffen, und wenn wir zurücksehen auf den Reichthum an Quellen, der sich in Frankreich darbietet, auf die Unterstützungen, welche die dortige Regierung dergleichen Forschungen angedeihen läfst und auf das, was die Loisel, La Thaumassière, Eusèbe de Laurière einst für das droit coutumier geleistet haben, so möchten wir die jungen Gelehrten Frankreichs fast um den ihnen eröffneten Wirkungskreis beneiden. Allein nach dem, was wir über Skandale bei Eröffnung der Vorlesungen des berühmten Rossi über französisches Verfassungsrecht gehört haben, scheint es uns allerdings zweifelhaft, dafs sie ihn ausfüllen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 16. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechtshistorische Literatur in Frankreich und Belgien.

(Beschluſs.)

No. 2. ist ein in der Academie des inscriptions zu Paris den 29. März 1829. vorgelesenes Memoire, worin der bekannte Herausgeber der Seegesetze seine Untersuchungen über das französische Gewohnheitsrecht und dessen Zustand bis zum 13ten Jahrhundert mittheilt. Schon früher (vor 1791.) haben in derselben Akademie zwei ältere Mitglieder, Gautier de Sibert und Laverdy über denselben Gegenstand Mittheilungen gemacht, welche jedoch, wie uns der berühmte Verf. sagt, nicht mehr zu finden sind. Der Zweck, welchen Laverdy im Auge hatte, nämlich eine Vereinigung aller coutumes zu einem einzigen Gesetzbuche — ein Plan, welcher schon unter Louis XIV. und später wiederholt unter seinen beiden Nachfolgern zur Sprache kam — konnte den gegenwärtigen Untersuchungen nicht mehr zu Grunde liegen, welche vielmehr lediglich in historischem Interesse angestellt worden, eben darum aber auch nicht, wie Laverdy's verlorne Arbeit, bis zur Regierung Karls VII., auf dessen Befehl bekanntlich die coutumes abgefafst worden (Ordonn. du Louvre t. XIV. p. 312.), sondern nur bis zum 13ten Jahrhundert sich ausdehnen, wo der Einfluſs des römischen Rechts noch nicht das ursprüngliche droit coutumier verfälscht hatte.

Der Verf. betrachtet zunächst den Zustand des bürgerlichen Rechts bei den Galliern vor der Invasion der Römer, sodann die Gestaltung desselben unter der römischen Herrschaft und endlich unter den Franken. An eigenthümlichen, mitunter freilich sehr gewagten Ansichten fehlt es hier nicht, wie z. B. wenn der Verf. behauptet, die Gütergemeinschaft der Eheleute sey von den Römern den Galliern mitgetheilt, oder das System der Persönlichkeit der Rechte sey schon durch die Capitularien aufgehoben worden. Der Verf. verfehlt nicht, auch für solche Behauptungen Gründe anzuführen. So beruft er sich für die erste Ansicht auf Martial lib. IV. epigr. 75, wo von der Gütergemeinschaft als einer aufserordentlichen Convention di Rede, während dieselbe in der Folge bei den Römern sehr häufig geworden sey

Digitized by Google

nach D. lib. 34. tit. 1. de alim. et *(vel)* cib. leg. fr. 16. §. 3. Es sind dies allerdings schwache Gründe, denn beide Stellen weisen nur darauf hin, dafs auch bei den Römern communio bonorum unter den Ehegatten verabredet werden konnte (dafs dies häufig geschah, sagt die letztere Stelle nicht einmal). Mit mehr Grund hätte P. sich darauf berufen können, dafs bei der römischen strengen Ehe, die mit conventio in manum verbunden war, die Einheit des Guts von selbst eintrat; aber was wird mit all dem bewiesen? Dafs die Gallier erst durch die Römer mit der Gütergemeinschaft bekannt geworden? — Gewifs nicht; sonst müfste erst dargethan werden, dafs sie dieses Institut vorher nicht gekannt haben; und eben so leicht könnte man behaupten, dafs auch die Germanen ihr eheliches Güterrecht von den Römern entlehnt haben!

Auch die Ansicht, dafs das Princip der Persönlichkeit der Rechte schon unter den Karolingern in das der Territorialität übergegangen sey, beruht auf keinen festen Stützen. Die Ansichten Eichhorn's, Savigny's und anderer Deutschen über diesen Punkt scheint er nicht zu kennen; dagegen beruft er sich auf das Capitular Karls des Kahlen von 864. Cap. XIII. XVI. und XXIII. (Walther corp. jur. germ. III. S. 142 ff.) Allerdings heifst es hier, dafs man in den Gegenden, wo römisches Recht gelte, nach römischem Recht, anderswo aber nach den Reichsgesetzen die Münzfälschung bestrafen solle. Ebenso soll nach Cap. XXXI. eod. da, wo nicht römisches Recht gelte, der in den einheimischen Gesetzen und Gewohnheiten gegründete Satz zur Anwendung kommen: dafs die in einer ungültigen Ehe gebornen Kinder der Mutter folgen. Diese Unterscheidung zwischen römischem und germanischem Recht mit Rücksicht auf gewisse Bezirke ist mit dem Grundsatze der Persönlichkeit, oder wie ich lieber sagen möchte, der Nationalität der Rechte wohl vereinbar; denn man darf sich diesen Grundsatz nicht in der Art durchgeführt denken, wie Montesquieu esprit etc. liv. XXVII. c. 11. angenommen, als ob überhaupt jeder das Recht gehabt hätte, das Gesetz zu wählen, nach welchem er leben wolle, noch auch nur in der Art, wie der Verf. will, als ob wenigstens jeder Freie die Wahl gehabt habe, nach dem Rechte seiner Nation zu leben oder nicht. Die unterworfenen Römer hatten allerdings die Wahl, ob sie bei römischem Recht bleiben oder dem Rechte des herrschenden Volks sich anschliefsen wollten, L. Longob. lib. III. tit. 57. cap. 1. Const. Chlotarii R. de ao. 560. cap. IV. et fin.

Digitized by Google

Allein wo sie in gröfserer Zahl zusammen lebten, behielten sie das römische Recht immer bei; und auch Geschlechter von germanischer Abkunft, welche in geringerer Anzahl unter ihnen wohnten, accoutumirten sich nach und nach demselben, je mehr sie sich mit den Römern vermischten. So kam es, dafs späterhin zwischen den sogenannten »pays de droit écrit« und »pays coutumiers« unterschieden werden konnte. Allein wenn schon auf diese Weise die Anwendung des römischen beziehungsweise des einheimischen Rechts da oder dort zur Regel wurde — und mehr als dies wollen die angezeigten Gesetzstellen nicht besagen — so war doch damit die Rücksicht auf das persönliche Recht Auswärtiger, welche in eine dieser Gegenden kamen, nicht ausgeschlossen. So lange es noch keine Territorien gab, konnte die Territorialität nicht zum Principe werden; so lange mufste also wohl die Nationalität darüber entscheiden, nach welchen Rechten jemand innerhalb des fränkischen Reichs in Absicht auf seine persönlichen Verhältnisse und seine Handlungen beurtheilt werden sollte. Und wie sollte dies etwas Auffallendes für uns haben, da ja noch heute eine jede Person in Rücksicht auf ihren status nach den Rechten ihrer Heimath beurtheilt wird, und da wir auch noch in andern Rücksichten die Juden, obwohl sie unter Christen leben, nach ihrem Volksrecht beurtheilen?

Lehrreicher wird die Schrift von da an, wo sie die Geschichte der coutumes zum Gegenstande hat. Der Verf. leitet deren frühesten Ursprung von den germanischen Rechten ab, welche aber, wie schon Cäsar berichte, von den gallischen verschieden gewesen seyen. Den Grund der Einführung jener Rechte in Frankreich und in Verbindung damit die Ursache des Unterschieds zwischen den pays coutumiers und den pays de droit écrit findet er in der Eroberung Galliens durch die Franken. Wo diese in grofser Anzahl sich niedergelassen und die herrschende Bevölkerung gebildet haben, also in den nördlichen Provinzen, seyen nicht nur die römischen Gesetze, sondern auch die früheren einheimischen Gewohnheiten von ihnen verdrängt worden. Anders im mittäglichen Frankreich, noch späterhin pays des Romains genannt. Hier habe die vorherrschende Anzahl der römischen Einwohner für römisches Recht den Ausschlag gegeben und dasselbe zu einer coutume territoriale erhoben. Ausdrücklich sey aber dasselbe, obwohl es den Feudalherrn erwünscht gewesen, auch hier nicht aufgenommen worden; auch habe es immer nur, modificirt durch Lokalgewohnheiten, Anwendung gefunden.

Digitized by Google

Weiter untersucht der Verf. den Zustand des französischen Gewohnheitsrechts von seiner Einführung an bis zur Publication der Etablissements de St. Louis. Er kommt hier zuerst auf die Leges barbarorum und die Capitularien zu sprechen, deren Hauptsammlung von Balüge nach seiner Ansicht die erhaltene günstige Aufnahme nicht rechtfertigt. Was er an dieser und den späteren Sammlungen der Leges, der Capitularien und der Formelbücher tadelt, ist allerdings theilweise gegründet; auch geben wir ihm gerne den Grund zu, warum man in Frankreich nicht wage, die alten Dokumente zu benützen: weil man nämlich die lange Weile und die Ermüdung fürchte, die sich an diese Lektüre knüpfen; dagegen würde man in Deutschland keineswegs jene Sammlungen mit einer methodisch geordneten Zusammenstellung oder Verarbeitung der Urtexte vertauschen, wie sie der Verf. wünscht. Sehr richtig macht übrigens der Verf. beiläufig aufmerksam auf den grofsen historischen Werth der Urkunden-Sammlung von Breguigny, welche auch für germanisches Recht, namentlich aus der vorkarolingischen Zeit, von Interesse ist.

Der Verf. stellt nun den Inhalt der Volksgesetze und Capitularien, welche er für die Hauptquellen der Coutumes (?) hält, in allgemeinen Umrissen nach der Ordnung des code civil materienweise zusammen, ohne jedoch in den Geist der einzelnen Institute einzugehen. Als weitere Quellen der Coutumes betrachtet er den Gerichtsgebrauch (jurisprudence des tribunaux), der aber leider nicht aufgezeichnet worden sey und nur durch mündliche Tradition, namentlich durch Beglaubigung von Zeugen, dafs diese oder jene Entscheidung gefällt worden (records de cours) sich erhalten habe.

Eine neue Epoche für das droit coutumier habe begonnen mit den Etablissements von St. Louis zu Ende des 13ten Jahrhunderts. Wahrscheinlich hätten schon früher Aufzeichnungen von Gebräuchen statt gefunden, doch seyen nur wenige ältere coutumes überliefert worden. Und doch sey die Zeit zwischen den Volksrechten und der Abfassung der Etablissements zu wichtig, als dafs dieselbe übergangen werden könnte. Denn in dieselbe falle die Freiwerdung der Gemeinden von ihren Feudalherrn. Gerade dieses in die Periode vor den Etablissements fallende Gewohnheitsrecht wünscht nun der Verf. zu eruiren. Er glaubt, wenn es möglich wäre, den civilrechtlichen Inhalt derjenigen Urkunden, welche die Rechte der Communes enthalten, ganz oder theilweise auszuziehen, so würde man das damals be-

Digitized by Google

stehende Gewohnheitsrecht am sichersten auszumitteln und darnach Vergleichungen mit den Etablissements anzustellen im Stande seyn. Gewifs war P. hier auf dem richtigen Wege, allein — ein sonderbarer Widerspruch — kaum hat er noch von dem Werthe der Statuten gesprochen, die Unterscheidung zwischen charte de coutume und charte de commune, wovon jene das Gewohnheitsrecht einer Gemeinde, diese die politische Emancipationsakte enthalte, auseinander gesetzt, so verläfst er wieder seine Idee und hält eine Sammlung solcher Dokumente, wovon bis jetzt nur eine sehr kleine Anzahl theils in der Sammlung der ordonnances du Louvre, theils in den Part. Geschichtbüchern der Provinzen und Städte sich findet, für nicht sehr ersprieſslich (?!). —

Mitten in dem Dunkel zeigt sich ihm nun aber plötzlich eine Leuchte in einem kostbaren Dokumente, welches seinen Hauptgrundlagen nach dem Ende des 11ten Jahrhunderts angehört, also mitten in den Zeitraum fällt, dessen Aufklärung seine Aufgabe ist, nämlich die *Assises du Royaume de Jérusalem*, redigirt zum Gebrauche des von den Kreuzfahrern am Ende des 11ten Jahrhunderts in Palästina gegründeten Staats.

Der Verf. hält es für unzweifelhaft, dafs der Inhalt der unter diesem Namen bekannten Rechtsbücher den französischen Gewohnheiten entlehnt sey, und wäre diese Voraussetzung gegründet, liefse sich auch nicht leugnen, dafs jener Inhalt, wie wir ihn vor uns haben, im Wesentlichen identisch sey mit den Satzungen Gottfrieds v. Bouillon v. J. 1099, so mufs allerdings noch weiter eingeräumt werden, dafs die Assisen (vermuthlich nach den Sitzungen der Gerichtshöfe so genannt), für die Geschichte des französischen Rechts denselben Werth haben, welcher dem Sachsenspiegel, Schwabenspiegel u. s. f. in Absicht auf deutsches Recht zugeschrieben wird.

Wir können uns in eine umständliche Untersuchung der beiden Prämissen, welche keineswegs unbedingt zugegeben werden können, nicht einlassen und verweisen überhaupt den Leser auf den tüchtigen Aufsatz über die Assisen im Hermes Bd. XXX. Heft 2. (2. Jun. 1828.) S. 315, womit auch verglichen werden können einige Bemerkungen in Thémis Bd. IX. 3. Lieferung. Nur erlauben wir uns zunächst, was die erste Voraussetzung betrifft, aufmerksam zu machen auf den grofsen unverkennbaren Einfluſs des römischen und kanonischen Rechts auf den Inhalt der materiellen Rechtsbestimmungen in den Assisen, besonders in der Lehre von den Verträgen und Testamenten, während dagegen die

Digitized by Google

Formen des Processes in beiden Rechtsbüchern meist rein germanischen Ursprungs sind. Damit soll nicht behauptet werden, dafs nicht auch die materiellen Rechtsbestimmungen zum Theil dieses Ursprungs seyen. Allein abgesehen vom Lehenrecht, welches natürlich vor Allem germanisch ist, hat, wie gesagt, der Einflufs der fremden Rechte mehr oder weniger durchgewirkt, was nun freilich zunächst nur auf eine Bekanntschaft der neuesten Verfasser mit diesen fremden Rechten, nicht aber auch darauf nothwendig hinweist, dafs schon bei ursprünglicher Abfassung der Assisen das römische Recht unter den Kreuzfahrern so sehr in Uebung gewesen. Was dann aber das germanische Element betrifft, so lassen sich Vergleichungen der Assisen nicht blos mit französischem, sondern auch mit niederländischem und deutschem Gewohnheitsrechte anstellen. So ist das Mundium des Ehemanns, die eheliche Gütergemeinschaft, der Retract, der Rentenkauf, die Pfandnutzung auf eine mit den deutschen Rechtsbüchern nahe und übereinstimmende Weise entwickelt. Andere Bestimmungen können dann wieder zur Ergänzung und Bestätigung deutscher Rechtsansichten dienen. So waren nach den Assisen in dem Fall, wenn ein unzufriedener Vertheidiger (plaideur) den hohen Gerichtshof beschuldigte, falsch oder schlecht geurtheilt zu haben, die Richter, selbst wenn sie abweichend gestimmt hatten (parceque l'honneur et la honte est à tous) verbunden »de le dementir et offrir à la court aleauter de leurs cors contre le sien.« Der Vertheidiger mufste sich nun an einem und demselben Tage mit allen Richtern, einem nach dem andern schlagen. Unterlag er, so traf ihn der Tod; überwand er aber alle, so wurde das Urtheil für aufgehoben angenommen. Das Urtheil schelten (fausser le jugement) wiud hier deutlich als eine Beleidigung des Gerichts angesehen. Nur die Richter der haut cour standen übrigens mit ihrem Leibe und ihrer Ehre für das gefällte Urtheil ein. Die bürgerlichen Richter dagegen waren nicht verbunden, ihr Urtheil auf diese Weise zu rechtfertigen; nach der basse cour traf den Beleidiger vielmehr eine Strafe an Geld.

Der Verf. hat sich mit eben diesen Assisen längere Zeit beschäftigt und sie bilden den eigentlichen Mittelpunkt seiner vor uns liegenden Untersuchungen, welche sich, wie es scheint, an eben jene Beschäftigung angeschlossen haben. Er empfiehlt oder beabsichtigt vielmehr selbst eine Herausgabe der ganzen Assisen, nachdem die bisherigen Abdrücke von ihm unvollständig gefunden

Digitized by Google

worden sind. Das Manuscript soll durch die königliche Druckerei in Paris veröffentlicht werden und nur eine Bewilligung der übrigen Kosten des Unternehmens von Seite des Staats scheint er noch erwarten und eben hierzu durch sein gegenwärtiges Memoire einladen zu wollen.

Da das Unternehmen nicht blos ein französisches, sondern um der Bedeutsamkeit der Assisen willen, so zu sagen ein europäisches ist, so glauben wir den Plan desselben und die Mittel, womit er diese zu verfolgen meint, um so sorgfältiger in's Auge fassen zu müssen, als gleichzeitig mit dem Verf. eine Herausgabe der Assisen auch in Deutschland unternommen worden ist, so dafs das Publikum nun unter zwei Unternehmungen zu wählen haben wird.

Die Assises bestehen bekanntlich aus zwei Rechtsbüchern, welche den beiden in Jerusalem und später auch in Cypern eingerichteten Gerichtshöfen zur Rechtsquelle dienten, den Assises der haute cour, welche für die haute cour oder cour des barons, cour des chevaliers und aus den Assises der basse cour, welche für die cour basse oder cour des borgis (= bourgeois) bestimmt waren. Aufser diesen sogenannten Assisen finden sich in den Handschriften auch noch andere Stücke aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, welche bald den einen, bald den anderen Gerichtshof betreffen, zum Theil aber auch reinhistorischen Inhalts sind. Bis jetzt sind publicirt die Assisen des hohen Gerichtshofs durch la Thaumassière (1690.) in Verbindung mit französischen Coutumes, und beide Assisen in einer officiellen italienischen Uebersetzung, zuerst besonders 1505. in Folio und dann wieder bei Canciani barb. leges tom. II. p. 478 ff. tom. V. p. 107 ff. Aufserdem finden sich Bruchstücke bei Labbé, Abregé royale etc. Paris 1664. 4. Reinhardt, Geschichte des Königreichs Cypern. Erlangen und Leipzig 1768. 4. und Pardessus, Collection de Lois mar. Paris 1828. 4. *)

Was nun die Handschriften betrifft, so darf kaum noch bemerkt werden, dafs die Originale der beiden Rechtsbücher, wie

---

*) Die neue Sammlung französischer Gesetze (Recueil général) von Isambert Decrusy und Taillandier nimmt ebenfalls die Assisen auf, begnügt sich aber, aus der Ausgabe von La Thaumassière den Text des 1. Kap. und die Ueberschriften der übrigen 330 Kapitel abzudrucken. S. über jene Sammlung die Anzeige von Fölix in der krit. Zeitschr. für RW. Bd. 3. S. 167 ff.

Digitized by Google

solche in Jerusalem errichtet und mit der Unterschrift des Königs und der Fürsten in der Kirche zum heiligen Grabe aufbewahrt worden seyn sollen, nicht mehr vorhanden, sondern wahrscheinlich bei der Katastrophe vom Jahr 1187. verloren gegangen sind. Wohl aber giebt es noch Handschriften, welche aus nicht viel späteren Redactionen auf der Insel Cypern, nachdem solche von den französischen Kreuzfahrern in Besitz genommen worden, hervorgegangen sind. Dafs bei diesen Redactionen die französische Sprache gewählt worden, welche die Hof- und Gerichtssprache war, erscheint wohl sehr natürlich. Die altfranzösische Mundart bildet daher den Urtext bei den vorhandenen Manuscripten, während die neugriechischen und italienischen Handschriften nur Uebersetzungen jenes Urtextes sind, wovon jene wohl für den Gebrauch der einheimischen Griechen, letztere auf Veranstaltung der Republik Venedig nach ihrer Besitznahme von der Insel Cypern entstanden ist.

Von französischen Handschriften besitzt man in Frankreich bis jetzt nur die Copie eines in Venedig aufbewahrten Codex. Diese Copie, welche auf Befehl Ludwigs XVI. in Venedig selbst durch Morelli gefertigt und im Febr. 1791. eingesandt wurde, ist, nachdem sie während der Revolution abhanden gekommen, auf sonderbare Weise nach 37 Jahren, während welcher sie von Frankreich nach Rufsland, von da nach Polen gewandert, wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, und durch Kauf für die öffentliche Bibliothek abermals erworben worden — eben als man mit einer neuen Abschrift des Originalmanuscripts beschäftigt war, das der Verf. durch die kaiserlich österreichische Staatskanzlei mitgetheilt erhalten hatte. Diese also gerettete Copie hat nun der Verf. mit dem Original verglichen und vollkommen übereinstimmend gefunden, und er glaubt darauf eine neue vollständige Ausgabe der Assisen gründen zu können.

Das Original selbst, welches der Bibliothek zu St. Marcus angehört, und während der französischen Revolution gleichfalls eigenthümliche Schicksale erfuhr, indem es 1797. durch französische Commissäre der Bibliothek zu Venedig entzogen und nach Paris gebracht wurde, wo es bis 1815. blieb, enthält nach der Angabe des Verfs.: 1) auf 172 Blättern eine in 273 Kapitel abgetheilte haute cour, worin von der politischen und Territorialorganisation des Königreichs, dem Lehenwesen, von Strafbestimmungen für Verbrechen, vom gerichtlichen Verfahren und mitunter auch von civilrechtlichen Materien die Rede ist; 2) auf 94 Blät-

Digitized by Google

tern eine in 267 Kapitel abgetheilte basse cour, worin das Civil- und Kriminalrecht, so wie der Proceſs ziemlich vollständig abgehandelt sind; 3) aufserdem auf 165 Blättern eilf andere Stücke, worunter ebenfalls Gebräuche der beiden Gerichtshöfe und andere historische Dokumente, von welchen das meiste bis jetzt ungedruckt ist.

Pardessus nimmt an, dafs diese Handschrift bei der venetianischen Uebersetzung zu Grund gelegt worden, was sich allerdings aus einer Vergleichung des Inhalts leicht wird erheben lassen. Ist dieses richtig, so kann man noch weiter schliefsen, dafs auch bei der von La Thaumassière herausgegebenen haute cour im Wesentlichen kein anderer Text zu Grund gelegt worden, denn mit dem Inhalte der italienischen Uebersetzung stimmt die La Thaumass. Ausgabe in der Hauptsache überein; nur sind in dieser Ausgabe bedeutende Abkürzungen und Verstümmlungen bemerkbar, aus welchen zu vermuthen ist, dafs Thaumassière entweder ein verstümmeltes Exemplar vor sich gehabt habe, oder dafs er — was wahrscheinlicher ist — sich selbst Auslassungen oder Abkürzungen erlaubt habe.

Alle bis jetzt genannten Codices, mit Ausnahme des neugriechischen, wovon ein Exemplar auf der Pariser Bibliothek, das aber dem Ref. nicht bekannt ist, gehören daher wohl einer und derselben Handschriften-Familie an, und weisen sämmtlich auf den venetianischen Codex zurück. Dieser wurde in den Archiven zu Venedig in Folge Befehls von 1531. niedergelegt und erst 1789. daselbst wieder entdeckt, worauf er in die öffentliche Bibliothek zu St. Markus übertragen wurde. Pardessus hält dafür, dafs diese Handschrift die Assisen vollkommen in derjenigen Gestalt enthalte, in welcher sie aus der Redaction des Grafen Ibelin (comte de Jaffe) hervorgegangen und von einer Versammlung der Grofsen zu Cypern im Jahr 1369. genehmigt worden. In dem Beschlusse dieser Versammlung, welcher sich gleichfalls erhalten hat, heifst es nämlich: „Qu'il ne se puisse trover un plus vrai livre des assise ce est assavoir dou conte de Jaffe.“ Allein das Datum der Handschrift selbst ist, so viel dem Ref. bekannt, in derselben unmittelbar angegeben, nämlich das Jahr 1436. Dies ist nun freilich kein hohes Alter, und nehmen wir auch an, was von Pardessus keineswegs bewiesen ist, die Redaction vom Jahr 1369. liege derselben vollständig zu Grunde, so müssen wir doch fürchten, die Absicht des Verfs., die ursprünglichen Assisen herauszugeben, sey es, zu welchen Endzweck

Digitized by Google

es wolle, möchte, sofern er sich an jene Handschrift hält, vollständig getäuscht werden. Wie dem Verf. wohl bekannt ist, sind jener Redaction vom Jahr 1369. mehrere ältere Redactionen vorausgegangen, unter anderen eine unter Amauri, König von Cypern (1194.) und von Jerusalem (1197.) Der Verf. hält diese älteren Aufzeichnungen für verloren; nach dem, was wir später über neu aufgefundene Handschriften anführen werden, ist dies jedoch keineswegs anzunehmen. Uebrigens ist es nicht einmal wahrscheinlich, dafs die in jener Handschrift von 1436. enthaltenen Recensionen beider Rechtsbücher eine und dieselbe Person zum Verfasser haben. Denn schon, wenn man die Blätterzahl beider Rechtsbücher mit der Kapitelzahl derselben, wie beide oben angegeben sind, vergleicht, ergiebt sich, dafs die basse cour bei einer nahezu gleichen Anzahl von Kapiteln (267. 273.) fast nur die Hälfte des Volumens der haute cour einnimmt. Offenbar ist also diese viel weitschweifiger angelegt als die erstere; und nimmt man dann noch die venetianische Uebersetzung bei Canciani selbst zur Hand, so findet sich nicht nur diese Bemerkung bestätigt, sondern man überzeugt sich auch, dafs beide Rechtsbücher, wie sie aus dem Manuscript von 1436 hervorgehen, in Plan und Behandlung sehr von einander abweichen. Ohne Zweifel ist also wohl die weitläufigere haute cour, welche mit den übrigen oben angegebenen Stücken im ersten Theile des Manuscripts verbunden ist, späteren Ursprungs, als die kürzere basse cour, welche im zweiten Theile desselben allein sich findet.

P. scheint sich keine Hoffnung zu machen, ein älteres Manuscript für seinen Zweck aufzufinden; denn das ebengedachte Manuscript oder vielmehr die Copie der Pariser Bibliothek soll bei der beabsichtigten Ausgabe zu Grund gelegt, und dieser nur Varianten sonstiger englischer und deutscher Handschriften, welche er uns aber nicht näher bezeichnet, beigefügt werden. Es hätte ihm jedoch nicht unbekannt bleiben sollen, dafs gleichzeitig mit ihm von zwei andern Gelehrten: Kausler (Archivar in Stuttgart) und Bluntschli (einem Schweizer) die Herausgabe der Assisen auf selbstständige Grundlagen hin unternommen und in einer mit Cottaischen Schriften gedruckten lateinischen Ankündigung dd. Stuttgardiae 4. Kal. Maji 1830. dieses Unternehmen öffentlich angezeigt worden ist. Wir nennen dieses Unternehmen ein gleichzeitiges, weil dem Ref. erinnerlich ist, den erstern Gelehrten, welcher Anfangs allein die Herausgabe sich vorgenommen hatte, im Sommer 1829. mit Vergleichungen des Pariser Manuscripts auf

Digitized by Google

der dortigen königlichen Bibliothek beschäftigt gefunden zu haben. Es that dem Ref. bisher leid, dafs diese mit deutschem Fleifs und Takte unternommene Ausgabe so lange verzögert worden; allein nach den Nachrichten, die ihm kürzlich zugekommen, hat dieselbe durch den bisherigen Verzug nur gewonnen, denn aufser einem der Schrift nach bedeutend älteren Codex, als derjenige ist, welchen P. benutzen will, nämlich vom Jahr 1320, soll nun auch noch eine Handschrift vom Jahr 1280. bei der deutschen Ausgabe benutzt werden. Jener Codex vom Jahr 1320, welcher wahrscheinlich aus Cypern selbst stammt, soll eine von der bisher bekannten basse cour nur in einigen Punkten wesentlich abweichende, in ihren Lesearten jedoch gröfstentheils richtigere und bessere basse cour, dagegen aber eine von den bisher bekannten Editionen und Handschriften durchaus verschiedene haute cour enthalten, was abermals die obigen Bemerkungen hinsichtlich der Verschiedenheit der Redactionen des Manuscripts von 1436. bestätigt. Statt der weiteren, diesem Manuscript beigefügten Stücke enthält dann diese ältere Handschrift eine ziemliche Anzahl von Verordnungen, welche in den andern Handschriften fehlen, und auch noch durch Angabe des Datums, und der Personen, welche sie erlassen, merkwürdig sind. Der Inhalt des ältesten Manuscripts vom Jahr 1280. ist dem Ref. nicht bekannt; schon aus dem Datum desselben geht jedoch seine Bedeutung für die Herausgabe unserer Rechtsbücher hervor. Da die deutschen Herausgeber hiernach im Besitze mehrerer noch unedirter Handschriften von ungleichem Alter sind, so wird ihre Ausgabe nicht blos in geschichtlicher, sondern auch in kritischer Hinsicht den Vorzug verdienen.

Auch in Hinsicht auf den Plan bei dieser Herausgabe unterscheidet sich das deutsche Unternehmen vortheilhaft von dem französischen. Nach dem Vorschlage von P. sollen dem Texte seines Manuscript. die Varianten mehrerer Manuscripte und zugleich Noten, welche die Verbindung der Kapitel, die Verschiedenheit der beiden Rechtsbücher und den Zusammenhang ihres Inhalts mit dem französischen Recht, den Volksgesetzen, den Capitularien und dem römischen Rechte nachweisen, so wie endlich der ganzen Edition ein Glossar beigegeben werden. Die deutschen Herausgeber versprechen dagegen in ihrer gedruckten Ankündigung aufser einer geschichtlichen Einleitung, worin die Entstehung und die Fortbildung der ursprünglichen Assisen, der Ursprung und die Schicksale der späteren Redactionen und die

Digitized by Google

Beschreibung und Geschichte der jetzt noch vorhandenen Codices entwickelt werden sollen, einmal, was die Hauptsache ist, einen kritisch geordneten Text mit Angabe der Varianten der neugriechischen, italienischen und französischen Handschriften. Aufserdem wird auch von ihnen ein gründliches Glossar zugesagt, und zwar soll hier wie in dem übrigen Werk, wo die Autoren selbst reden, die Sprache die lateinische seyn. In 3 Bänden in 4to, je zu 40—50 Bogen soll das Ganze absolvirt werden, wovon jeder im Subscriptionspreis 2 Rthlr. 8 gr. sächs. kosten soll.

Wir haben diesem viel versprechenden und gut angelegten Plane nichts mehr beizufügen, als unsern Wunsch, dafs auch die Ausführung, woran wir übrigens nicht zweifeln, und dann insbesondere die typische Ausstattung dem deutschen Vaterlande Ehre machen werden. Von den deutschen Gelehrten und Bibliotheken aber glauben wir erwarten zu dürfen, dafs ein Werk, welches uns mitten in die merkwürdigste Zeit des Mittelalters versetzt, und das Rechtsleben eines eigenthümlichen Staats, bei dessen Gründung fast alle europäische Nationen mitgewirkt haben, zur Anschauung bringt, ein Werk aber, das in Deutschland nur durch Privatmittel in Stand gesetzt werden kann, durch zahlreiche Unterschriften unterstützen und möglich machen mögen!

In No. 3. sehen wir einen deutschen Gelehrten, dessen Namen bereits oben im Eingange mit Achtung genannt worden, damit beschäftigt, in französischer Form den Angehörigen seines neuen Vaterlandes das Wesen und den historischen Zusammenhang der älteren Rechtsquellen Belgiens klar zu machen.

Auch auf den belgischen Universitäten wird germanisches Recht nicht vorgetragen, noch überhaupt zurückgegangen auf die einheimischen Rechtsquellen vor Einführung des Code. Nur der Verf. hat, wie Ref. weifs, für gut gefunden, einheimische Rechtsgeschichte in seine Vorträge über Rechtsencyklopädie, die er nun in Gent hält, einzumischen. Indessen betrachteten wir es als ein günstiges Zeichen, dafs i. J. 1830. die Akademie zu Brüssel einen rechtshistorischen Gegenstand, nämlich die Nachweisung des Einflusses der französischen Gesetzgebung auf die Gesetzgebung der spanischen Niederlande seit Anfang des 16ten Jahrhunderts zum Preisthema gewählt hat, ein Thema, welches Grandgagne in Lüttich glücklich gelöst hat. Ebenso sind die Mittheilungen

Digitized by Google

Birnbaum's über den Zustand der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft im Königreich der Niederlande (Krit. Zeitschr. für RWiss. u. Gesetzgebung des Auslandes von Mittermaier und Zachariä Bd. I. S. 138 ff. 185 ff. s. auch II. u. III. Bd.), worin auch manche lehrreiche geschichtliche Winke, gewifs allenthalben in Deutschland mit Interesse gelesen und als ein Beweis aufgenommen worden, dafs man in den Niederlanden (bei den dortigen deutschen Gelehrten nehmen wir solches ohnedies an) mit dem Fortgange deutscher Wissenschaft allerdings mehr als in Frankreich vertraut sey. Vielleicht dürfte nun die Anregung, die unser Verf. in seiner vor uns liegenden Schrift giebt, dazu dienen, einen Lehrstuhl für germanische und belgische Rechtsgeschichte in Gent oder an der neu zu errichtenden Universität in Brüssel zu gründen.

In dieser Schrift, welche zuerst in dem Messager des sciences et des arts de la Belgique im Jahr 1834. erschienen ist, betrachtet der Verf. den Zustand der belgischen Rechtsquellen des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Er unterscheidet, wie die Frnnzosen, zwischen Coutumes, Loix und Jurisprudence, erkennt jedoch an, dafs im Mittelalter nicht so unterschieden worden sey, dafs hier vielmehr 5 Arten von Quellen ausgezeichnet werden können: 1) Landfrieden (flam. Landvreden oder herrlyke vrede), 2) Dienstrechte, 3) Stadtrechte, 4) Hofrechte, 5) Landrechte. Diese einzelnen geschriebenen Rechtsquellen geht er nun mit Bezug auf ihr Daseyn in Belgien durch, und weist nach, wie wenig noch für die Herausgabe und Bearbeitung dieser Quellen ungeachtet der neueren verdienstlichen Unternehmungen Einzelner, wie z. B. Delmotte's, als Herausgebers eines Dienstrechts der Grafen von Hennegau aus den Jahren 1207—1212. (also früher als das bekannte Kölner Dienstrecht) zu thun sey. Am längsten verweilt er bei den flandrischen Keuren, auf deren Wichtigkeit schon der leider zu früh verstorbene Raepsaet aufmerksam gemacht hat, und worunter im engeren Sinn allerdings nur die Keuren, das jus electum, im weiteren und gewöhnlichen Sinn aber das ganze geschriebene Recht der Gemeinden, also dasselbe zu verstehen ist, was man bei uns unter Statuten im weiteren Verstande zusammenfassen kann. An eigenthümlichen Rechtsbüchern, wie sie Frankreich in seinem Peter des Fontaines und Andern aufzuweisen hat, fehlt es bis jetzt in Belgien sehr. Nur eine derartige Arbeit unter dem

Digitized by Google

Namen Pavillard, worin Urtheile aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts enthalten sind, führt der Verf. an; indessen vermuthet er, dafs noch andere ähnliche Privatversammlungen bei genauerer Untersuchung der Archive sich ergeben werden.

A. L. Reyscher,
in Tübingen.

Geschichte von England von J. M. Lappenberg. Erster Band. Mit einer Karte. Hamburg 1834. 8. *bei Friedrich Perthes.*

Der durch mehrere historische Arbeiten schon rühmlichst bekannte Hr. Verf. giebt hier die Geschichte Englands bis auf die normännische Eroberung durch Wilhelm I. Ungeachtet die angelsächsische Geschichte in neuester Zeit mehrfach in England und Deutschland bearbeitet worden ist und seit Hume in mancher Hinsicht eine ganz andere Darstellung erhalten hat, so blieb Hrn. Lappenberg doch noch eine reiche Nachlese übrig. An der Geschichte der Angelsachsen von Turner hatte er eine kostbare Materialiensammlung, die, wenn auch nicht mit besonderer Kritik, doch mit grofsem Fleifse und Studium zusammengetragen ist; an Lingard, einen die Massen des historischen Stoffes ordnenden und die politischen wie die kirchlichen Zustände neu beurtheilenden Geschichtschreiber, an Makintosh einen mit philosophischem Geiste die Staatsentwicklung darstellenden Rechtskundigen, an Palgrave einen scharfsinnigen Erklärer der innern Einrichtungen der Angelsachsen und einen gründlichen Darsteller der Schicksale der gröfsern wie kleinern angelsächsischen Staaten nach zum Theil bisher unbenutzten Quellen; an G. Phillips einen fleifsigen Entwickler der Rechtszustände; an Reinhold Schmid einen kritischen Beurtheiler der Chroniken der Sachsen. Ungeachtet dieser und anderer vortrefflicher Hülfsschriften glaubte Hr. L. doch nicht das eigene Studium der Quellen unterlassen zu dürfen; er forschte überall selbst und war daher im Stande, wie eine nähere Einsicht des Buches zur Genüge zeigt, neue Resultate zu gewinnen, und es macht dem deutschen Fleifse und der deutschen Gelehrsamkeit nicht wenig Ehre, dafs in Rücksicht der gründlichen Forschung, unstreitig dem Buche des Hrn. L. der Preis zugestanden werden mufs vor den allgemein als vortrefflich anerkannten Werken Turner's, Lingard's, Palgrave's. Es läfst sich dabei aber freilich nicht leugnen, dafs ohne diese Vorarbeiten

Digitized by Google

Hr. L. schwerlich im Stande gewesen wäre, das zu leisten, was er geleistet hat. Hauptsächlich verdankt er dem Buche Palgrave's Vieles und nicht unrichtig hat er in der literärischen Einleitung (S. LXXVII.) angegeben, worin sich hauptsächlich sein Werk von der Palgrave'schen Bearbeitung der angelsächsischen Geschichte unterscheidet und was es ihm zu verdanken hat. Hrn. L.'s Worte lauten: „Die politischen Institutionen der Angelsachsen sind von ihm (Palgrave) mit vielem Scharfsinne erörtert, und eine sehr schätzbare chronologische Uebersicht der Geschichte der angelsächsischen gröfseren Staaten und kleinern Provinzen ist aus dem Befunde vieler für diesen Zweck unbenutzten Quellen gegeben. Wohl scheint er uns in der Anwendung mancher modernen historischen Hypothesen, namentlich in der Ableitung mancher historischen Erscheinungen aus römischen Elementen in Beziehung auf England, zu weit zu gehen. Unser Buch von den Angelsachsen trägt Beweise genug in sich, wie mannichfache Belehrung wir diesem kenntnifsreichen Forscher verdanken, obgleich manche der Hauptgedanken desselben, wenn auch Resultate seiner eigenen Wahrnehmungen, von uns nicht als neu anerkannten sondern als ein verjährtes Gemeingut der Volks- und Rechtshistorischen Forscher des Festlandes angesprochen werden müssen."

Ein sehr bedeutender Vorzug des Lappenberg'schen Buches vor den englischen Werken ist auch die literärische Einleitung, welche über die Quellen der ältern englischen Geschichte und ihre Bearbeiter handelt. Zuerst werden (von S. XXXI—XXXVIII.) die Sammlungen der englischen Chronisten aufgezählt. Es wird dabei recht klar, dafs England für eine kritische Sammlung der Quellschriftsteller seiner Geschichte wenig gethan hat und in dieser Rücksicht gegen die meisten Länder des Festlandes zurücksteht, besonders aber gegen Frankreich, Dänemark, Italien und Deutschland. Dafs diesem Mangel in der englischen historischen Literatur schon bald abgeholfen werde, erwartet man von der bekannten Recordcommission, die ohne Zweifel Mittel besitzt, Ausgezeichneteres zu leisten, als in irgend einem Lande bisher geleistet worden ist. Darf man aber aus den von dieser Recordcommission herausgegebenen Bänden historischer Aktenstücke einen Schlufs auf die Behandlung der Herausgabe der Scriptores machen, so läfst sich befürchten, dafs sie, wenn auch früher unbekannte oder nicht edirte Quellen dadurch an's Tageslicht gezogen werden, doch nicht so correct im Text und so brauchbar zur

Digitized by Google

Benutzung des Historikers bearbeitet werden, wie Pertz in den erschienenen Bänden der Monumenta Germaniae historica die deutschen Geschichtsquellen edirt hat. Schon aus dem zweideutigen Lobe von Hrn. Lappenberg, welcher einen Theil des ersten Bandes der materials for the history of Great Britain oder der Scriptores rerum Anglicarum von Petrie und Price besorgt, eingesehen hat, läfst sich schliefsen, dafs die englische Sammlung hinter denen von Bouquet, Muratori, Langenbeck-Suhm, Pertz zurückstehen wird. Denn wenn die Ausführung nur den billigen Erwartungen an ein solches Werk genügt, wie sich Hr. L. ausdrückt, so ist dieses nicht viel gesagt.

Bei der Beurtheilung der Geschichtsquellen hatte Hr. L. an der Abhandlung von Reinhold Schmid über die Chroniken der Angelsachsen eine vortreffliche Vorarbeit, doch zeigt er überall Selbstständigkeit der Forschung und des Urtheils. Auch die walisischen Geschichtsquellen werden aufgezählt und beurtheilt. Aus ihnen bedeutende Aufschlüsse über die älteste Geschichte Britanniens zu erhalten, hat sich als Täuschung bewiesen. Wichtig für die deutsche Geschichte ist bei der Beurtheilung der angelsächsischen Geschichtschreiber (S. LIX.) die Notiz über Florenz, Mönch von Worcester, dafs derselbe in seine Chronik den Marianus Scotus eingeschaltet und dazu eine viel vollständigere Handschrift benutzt habe, als Pistorius: daher man bei Florenz manche auf Deutschland, selbst auf das Kloster Fulda bezügliche Nachrichten des Marianus finde. S. LXVI fg. werden die normännischen Schriftsteller, die englischen Reimchroniken und spätere Chronisten aufgezählt, welche letzteren nicht mehr zu den eigentlichen Quellen zu rechnen sind, nur in so fern in Betracht kommen, als sie hie und da Nachrichten früherer Quellen aufgenommen haben. Diese literärische Einleitung schliefst (von Seite LXXII—LXXVIII.) mit einer kurzen Uebersicht und Beurtheilung der neueren englischen Geschichtschreiber.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 17. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lappenberg, Geschichte von England.

(Beschlufs.)

Die Darstellung der Geschichte selbst verfällt in diesem Bande in sechs Abtheilungen. Die erste (S. 1—64.) handelt von Britannien vor und unter den Römern; die zweite (S. 65—269.) von der Ankunft der Angeln und Sachsen bis zur festern Vereinigung der von denselben gestifteten Staaten; die dritte (S. 270 bis 460.) von der Vereinigung der angelsächsischen Staaten unter den Westsachsen bis zur Alleinherrschaft der Dänen; die vierte (S. 461—493.) von den Zeiten der Alleinherrschaft der Dänen in England; die fünfte (S. 494—557.) von der Rückkehr und dem Untergange der angelsächsischen Dynastie; und die sechste (S. 558—628.) von den innern Zuständen der Angelsachsen, d. i. von den staatsrechtlichen Verhältnissen, Privat- und strafrechtlichen Satzungen, der Rechtspflege, den städtischen Verfassungen und der Landescultur. Beigefügt sind neun genealogische Tabellen angelsächsischer Königsstämme und eine Karte des angelsächsischen Britanniens, worauf auch die Wappen der angelsächsischen Königreiche gezeichnet sind, wie man sie in späterer Zeit annahm.

Um den Werth des Buches wie auch die Art und Weise der Behandlung der Geschichte näher zu beleuchten, heben wir einige Punkte von Wichtigkeit heraus:

S 43. verwirft der Verf., dafs das litus Saxonicum in Britannien zu der Römerzeit seinen Namen von den Feinden, deren Angriffen es ausgesetzt gewesen, entlehnt habe, als sprachwidrig und unhistorisch: er erklärt sich für eine schon frühzeitige Ansiedlung der Sachsen, wie eine solche in Flandern und in der Normandie damals auch statt fand, und den Küstenstrichen ebenfalls den Namen litus Saxonicum gab. Dasselbe scheint auch Palgrave Part. I. p. 377. zu meinen, wenn er behauptet, dafs Carausius grofse Massen von Fremden und andern Verbündeten in Britanien habe ansiedeln lassen. Hr. L. will, wie es scheint, die Ansiedlungen in dieser Ausdehnung jedoch nicht gelten lassen.

S. 73 fg. erklärt sich Hr. L. gegen die Richtigkeit des Jahres 449, welches allgemein als das Jahr der Landung der Angelsachsen

Digitized by Google

unter Hengist und Horsa in Britannien angenommen wird, und zeigt, dafs Beda im Widerspruch mit sich selbst, indem er an verschiedenen Stellen seiner Geschichte andere Jahreszahlen angiebt, je nachdem er kenter oder nordenglischen Nachrichten folgt, ein nicht sicherer Führer für die chronologischen Bestimmungen seyn kann. Bei dieser Ungenauigkeit der englischen Nachrichten scheint dem Hrn. L. die bisher übersehene Angabe des fast gleichzeitigen Prosper Tyro von grofser Wichtigkeit, da derselbe berichtet, dafs Britannien schon im Jahr 441. in die Herrschaft der Sachsen gerieth. Doch wird aus der Darstellung des Hrn. L. nicht recht klar, ob er dieses Jahr als Landung der Angelsachsen unter Hengist festhält, oder das Jahr 445, welches sich auch bei den ältesten angelsächsischen Chronologen findet und womit Beda an einigen Stellen, wo er das Jahr 446. (das dritte Consulat des Aëtius) angiebt, ziemlich übereinstimmt.

Was S. 76 fg. über die Bedeutung der Achtzahl bei den Angelsachsen, über ihre Runenschrift und ihr Zahlensystem gesagt wird, ist nicht frei von ziemlich gewagten Hypothesen: auch unterbrechen diese Abschweifungen allzu sehr die geschichtliche Darstellung; sie hätten daher entweder ganz wegbleiben müssen oder in eine besondere Beilage an das Ende des Buches verwiesen seyn sollen.

Mit der Geschichte selbst mehr verflochten sind die Untersuchungen (S. 86—103.) über die Volksstämme der nach Britannien eingewanderten Germanen, der Sachsen, Angeln, Jüten; und es wird nachgewiesen, dafs die ersteren in der Zahl die bedeutendsten waren, letztere aber nur in geringer Zahl einwanderten, und dafs in vieler Hinsicht lange eine Nationalverschiedenheit der in Britannien eingewanderten deutschen Stämme sich erhielt.

Dafs hie und da Hr. L. allzu viel spätere Nachrichten und poetische Ueberlieferungen beachtet, wird ihm gewifs von der grösern Anzahl seiner Leser nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die strengere historische Kritik jedoch wird dabei Manches auszusetzen haben, wie z. B. in der Behandlung der Sagen über König Arthur, welchen in vielen Stücken historische Glaubwürdigkeit zugestanden wird. Ja sogar die Sage, dafs Arthur einen Kriegszug gegen die Römer unternommen habe, scheint Hrn. L. nicht ohne alle Glaubwürdigkeit (S. 105.), indem ja ein ähnlicher Zug von dem britischen Heerführer Riothamus im J. 468. nach Jornandes wenn auch nicht gegen die Römer, doch zu ihren

Digitized by Google

Gunsten an die Loire gegen die in Gallien eingewanderten Germanen gemacht worden sey. Ja, Hr. L. ist nicht ganz abgeneigt, mit dem im Anfange des 12ten Jahrhundert schreibenden Sigebertus Gemblacensis den Riothamus mit Arthur für identisch zu halten! Wenn man aber die auf Arthur bezüglichen Stellen dieses Chronisten genau und vollständig vergleicht, so wird man finden, dafs Sigebertus selbst der Meinung war, dafs Arthur's Geschichte der Sage und Fabel angehöre. Dahin deuten besonders die Worte beim Jahre 470: „Mortuo Utherpendragon rege, sublimatus est in regno filius ejus Arturus, cujus mirabiles actus etiam linguae personant populorum, licet plura esse fabulosa videantur. — In aliis historiis nullum de eo mentionem invenimus, et haec ipsa Britonum historia supputationem annorum, quibus Arturus et multi alii regnaverunt, vel aperte non dicit, vel omnis tacet. Nec dubia pro veris affirmamus, nec historicam narrationem, quae nuper de Britannico in Latinum translata est, lectori subtrahimus.“ Man sieht, dafs Sigebert (oder Robert de Monte, wenn diese Stellen von dem Fortsetzer eingeschaltet sind), ein Buch der Volkssagen und poetischen Ueberlieferungen von Arthur vor sich hatte. Da der älteste uns bekannte walisische Geschichtschreiber Gildas, der im J. 516. geboren ward, nicht einmal Arthur's Namen nennt, so möchte man bei den vielfachen Widersprüchen in des vielbesungenen Heldenkönigs Geschichte eher geneigt seyn, Gibbons's Ansicht, wornach Arthurs geschichtliche Existenz in Frage gestellt ist, zu folgen, als Hrn. L., welcher kurzsichtige Zweifelsucht schilt, das Daseyn dieses brittischen Königs zu leugnen.

Sehr richtig dürfte das seyn, was (S. 127.) über die vielgedeutete Würde des Bretwalda, welche einer der mächtigsten angelsächsischen Fürsten für die Zeit seines Lebens führte, gesagt ist. Palgrave, bemüht die Fortdauer römischer Verfassungen zu entdecken, hat auch in dieser Würde eine Nachahmung des weströmischen Kaisers wiederfinden wollen, welche von Sachsen und Britten zugleich anerkannt worden sey. Dagegen bemerkt der Hr. Verf.: »die Anerkennung der Britten, welche noch unter eigenthümlichem Oberbefehle vereinigt waren, darf indessen wohl ganz und gar geleugnet, der Nachahmungseifer der sächsischen Krieger, welcher einem ihrer Genossen, der sich das Ansehn des gefürchtetsten und verhafstesten Feindes hätte anmafsen wollen, darf stark bezweifelt werden. Die Ansprüche des mächtigsten angelsächsischen Königs erstreckten sich kaum über die germani-

Digitized by Google

schen Provinzen der südlichen Hälfte Britanniens; auf andere Theile des römischen Reiches sind sie nie ausgedehnt.« Dafs übrigens auch die angelsächsischen Könige, wie viele Fürsten anderer germanischsr Stämme, sich die kaiserlichen Titel Flavius, Augustus, Basileus u. a. beilegten, ist (S. 568.) an einer andern Stelle angegeben.

Dafs die angelsächsische Geschichte bis zum Ende des achten Jahrhunderts für den Leser wenig Anziehendes enthält, kann Hrn. L. nicht zum Vorwurf gemacht werden; selbst die Darstellung der Verbreitung des Christenthums bei den Angelsachsen und der kirchlichen Einrichtungen, wobei der Hr. Verf. länger verweilt, kann bei dem vielfach verschlungenen Gang der Begebenheiten, welche gewöhnlich zu gleicher Zeit mehrere Staaten berühren und die zum Theil nur aus dürftigen Berichten bekannt sind, kein besonderes Interesse erwecken. Hr. L. hat sich durch die Trockenheit des Gegenstandes nicht abschrecken lassen, in die sorgfältigsten und gründlichsten Forschungen und Untersuchungen einzugehen; fast jedes Blatt giebt Beweise davon, dafs sie nicht vergeblich angestellt worden, und Turner's, Lingard's, selbst Palgrave's Irrthümer und Versehen werden nicht selten berichtigt. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dafs Lingard in der angelsächsischen Geschichte an Turner einen Hauptführer hatte, und ihn vielfach benutzt, so geht Hr. L. doch zu weit, wenn er S. 109. Note 2. sagt: »der in seinen (Turner's) Fufsstapfen fortschlendernde Lingard.« Zwar hat der Verf. schon in der literärischen Einleitung zugegeben, dafs Lingard selbstständige und neue Forschungen geliefert, jedoch will er dieses Urtheil nur auf die seltenen Fälle beschränkt wissen, wo Katholicismus diesen Geschichtschreiber zum Widerspruche gegen einige engherzige Ansichten des englischen Protestantismus veranlafst habe. Sonst habe er gewöhnlich nur die von seinen letzten Vorgängern (d. i. besonders Turner) erwiesenen Thatsachen wiedergegeben. Dafs aber dieses Urtheil nicht ganz gerecht ist, davon hat der Verf. im Buche selbst Beweise gegeben. In nicht wenigen Fällen, wo es sich um andere als kirchliche Angelegenheiten handelte, hat Lingard Selbstständigkeit der Forschung und des Urtheils gezeigt. So giebt z. B. S. 350. Note 2. Hr. Lappenberg im Widerspruch mit obiger Behauptung an: »Der ältere Bruder (Alfred's, Athelred) wird von den Chronisten nicht genannt, doch ergiebt Alfred's Testament die Verwandtschaft unwiderleglich. Ich kann Turner's Stillschweigen so wenig als Palgrave's immotivirte

Digitized by Google

Entscheidung für Athelbald billigen; schon Lingard hat hier das Richtige gefunden."

Ueber die frühere Landung der Dänen in England unter ihrem Könige Regnar Lodbrok, welche in Hinsicht der Zeit die englischen Geschichtschreiber nicht genügend dargestellt haben, befriedigt auch Hr. L. nicht. Da er sonst so genau in den chronologischen Angaben ist, so hätte man erwartet, dafs (S. 299.) diese so wichtige Landung, welche als Veranlassung der folgenden gröfsern Züge angegeben wird, mit so wenigen Worten abgefertigt worden wäre. Zwar hat Geijer (Svea Rikes Häfder I, p. 545 sqq.), worauf auch hingewiesen ist, ziemlich ausführlich von Regnar Lodbroks Zug und Ende gehandelt, gewifs aber den Gegenstand nicht erschöpfend beleuchtet. Auch ist das Resultat der Untersuchung Geijer's ziemlich verschieden von dem, was Hr. L. in wenigen Worten darüber angiebt; denn der schwedische Geschichtschreiber setzt seinen Tod mit vieler Wahrscheinlichkeit gegen das Ende des achten Jahrhunderts, Hr. L. dagegen, indem er Regnar Lodbrok durchaus als historische Person annimmt, erklärt sich für die Nachrichten, wornach derselbe in der Mitte des neunten Jahrhunderts lebte, in Northumbrien starb und Vater des Inguar und dessen Bruders Ubba war, ohne die vielfachen Widersprüche anderer Nachrichten gegen diese Annahme zu berücksichtigen.

Ungeachtet der gediegenen Arbeit Turner's über Alfred, den gröfsten der angelsächsischen Könige, hat der Verf. in der Darstellung der Regierung dieses Königs (von S. 300—350.) gezeigt, dafs von seinem Vorgänger noch nicht alles durchforscht, verglichen und ausgemittelt worden war. Freilich ist auch in dieser neuen Bearbeitung nicht Alles aufgeklärt worden; die Geschichte Alfred's hat aber doch immer nicht unbedeutende Berichtigungen erhalten.

Als Zeit der Verheirathung des sächsischen Prinzen Otto, nachherigen deutschen Königs und römischen Kaisers, mit des angelsächsischen Königs Athelstan Schwester Eadithe wird nach deutschen Geschichtsquellen das rechte Jahr 930 bestimmt (S. 377.) und Turner's Angabe des Jahres 930 wie auch Lingard's Zeitbestimmung, der 936 angiebt, mit Recht verworfen. Athelstan's Theilnahme an den europäischen Welthändeln wird (S. 380 fg.) allzu kurz berührt und sein Bündnifs mit Otto dem Grofsen zur Erhaltung seines Neffen, des Karolingen Ludwig IV. auf den Thron von Frankreich kaum angedeutet, obwohl die früheren

Digitized by Google

Feindseligkeiten des deutschen Königs gegen den französischen König, die dieser aber veranlafst hatte, erwähnt werden. Wir glauben auch, dafs eine Stelle des Ekkehardi jun. (Casus S. Galli c. 9.), welche Hr. L., durch Florenz Chronik verleitet (S. 410.), in Eadgar's Regierung beim Jahre 959 angiebt, auf eine viel frühere Zeit, auf jeden Fall vor Ablauf des Jahres 940 bezogen werden müsse. Die Stelle Ekkehardi lautet: »Ottone apud Anglos cum Adaltage (anstatt Adalstane) rege ipsorum, socero suo, aliquamdiu agente, ut junctis viribus Chnutonem Danorum debellarent regem.« Weil man durch die unrichtige Jahreszahl 958 verleitet ward, die Stelle auf den Zug Otto's I. gegen Harald Blaatand zu beziehen, wovon Adam. Bremens. II. c. 2. spricht, so hat man den St. Galler Chronisten grober Irrthümer und Verwechslungen in den Namen beschuldigt und sich daher auch erlaubt, willkührlich Chnutonem in Haraldum umzuändern. Durch die Aenderung grade aber wird alles verwirrt. Denn mit den letzten Regierungsjahren Athelstan's gleichzeitig herrschte in Dänemark Kanut, Gorms Sohn, der im Jahre 939, ein Jahr vor Athelstan's Tod, von seinem Bruder Harald ermordet ward. Da von Ekkehard (c. 11.) auch die Königin Eaditha (er nennt sie Otigeba) noch damalt als lebend angegeben wird, was durchaus ganz gegen alle Chronologie wäre, wenn man die Stelle auf das Jahr 958 bezöge, indem Edithe damals schon 11 Jahre todt, und Adelheid schon seit mehreren Jahren Otto's Gemahlin war; so folgt daraus, dafs die angegebene Zahl als unrichtige verworfen und dafür nach den oben angegebenen Gründen das Jahr 938 gelesen werden mufs.

Eadwi's Regierung ist zwar nur kurz dargestellt (S. 394 bis 403.), jedoch mit Ruhe und Unpartheilichkeit. Die Darstellung wird daher eben so wenig den Verehrern Lingard's als dessen Gegnern gefallen. S. 402. ist das Resultat derselben gegeben: »Eadwi starb bald darauf — — ob durch den Hafs oder durch das Eisen seiner Feinde gemordet, ist ungewifs. Mit mehr Sicherheit dürfen wir im Allgemeinen über ihn urtheilen, dafs mönchische Schriftsteller sein Andenken unbillig und ungebührlich verunstaltet haben, und dafs der gekrönte Jüngling als eines jener mehr beklagenswerthen als schuldbelasteten Opfer fiel, welche die Einführung grofser Umwälzungen im Staate und in der Kirche nur zu häufig verlangt hat. Will aber die Nachwelt über dergleichen Charaktere ein gerechtes Urtheil fällen, so darf sie nie vergessen, dafs die Schriftsteller, welchen wir die Kenntnifs einer

Digitized by Google

Periode verdanken, gewöhnlich einer Parthei angehören und das Interesse ihrer Sache oft grofsartig und richtig auffassen, aber in den Gegnern nicht das entgegengesetzte, gleichfalls grofsartige Interesse erkennen, und in diesen nur rebellische, verstockte Menschen sehen, woher dann zuweilen, je gröfser die Sache, desto kleinlicher die Angriffe auf deren Feinde sind.«

Dafs Aethelgiva wirklich die Gemahlin Eadwi's gewesen sey, wird zur Widerlegung der Biographen des Abtes Dunstan, nicht nur aus Quellenschriftstellern, sondern auch aus einer Urkunde, welche Turner mittheilt, bewiesen.

Auch die von den meisten englischen Geschichtschreibern aus religiöser Partheisucht sehr entstellte Geschichte des Abtes Dunstan ist mit dem sichtlichen Streben nach Unpartheilichkeit dargestellt und jede nicht durch die Quellen gerechtfertigte Verdächtigung des Charakters dieses mit grofsem Eifer für das Interesse der Kirche thätigen Mannes ist als unhistorisch zurückgewiesen, in welcher Weise schon früher, wenn auch nicht so ausführlich, derselbe Gegenstand von Schlosser Weltgeschichte II, 2. S. 57 fg. behandelt worden ist.

Ziemlich kurz im Verhältnifs zu den übrigen Abtheilungen des Buches ist der Abschnitt über die Zeiten der Alleinherrschaft der Dänen in England. Es ist in der ganzen Bearbeitung dieser Geschichte Englands nicht zu verkennen und in der Vorrede (S. XIII.) wird es auch angedeutet, dafs die den Deutschen vorzüglich interessirende Periode der angelsächsischen Zeit besonders berücksichtigt werden sollte. Daher dürfte auch die Fortsetzung des Werkes der ersten Anlage in Rücksicht der Ausführlichkeit nicht entsprechen: denn das Werk würde sonst wenigstens so bändereich werden als das Lingard'sche, was dem ursprünglichen Plan dieser europäischen Staatengeschichte zuwiderliefe; und doch kann man im Interesse der historischen Wissenschaft nur wünschen, dafs ein so gründlicher Kenner der englischen Geschichte, der im Besitze von so vielen auf Englands Handelsgeschichte bezüglichen Aktenstücken ist, nicht durch den äufsern Plan der Sammlung beengt seyn möge, das Resultat seiner Forschungen vollständig mitzutheilen.

Aschbach.

Google

C. *Kirchneri Quaestiones Horatianae.* I. *De Bentlejana temporum, quibus Horatius poëmatum suorum libros scripserit, constitutione.* II. *De utroque Tigellio.* III. *De Satirae libri primi secundae et tertiae temporibus.* IV. *De itinere Brundisino. Praemittitur vita Horatii adhuc inedita e codice Msto. Subjungitur tabula chronologica Horatiana. — Quibus Solemnia scholae Provincialis Portensis Cal. Nov.* MDCCCXXXIV. *memoriam anniversariam inaugurationis suae ante hos* CCXCI *annos factae pie recolentis indicunt et ad orationes et recitationes etc. invitant rector et collegium scholae regiae Portensis. Numburgi, typis C. A. Klaffenbachii.* MDCCCXXXIV. 60 *S. nebst* XX *S. Schulnachrichten. in gr.* 4*to.*

Der Inhalt dieser *Quaestiones Horatianae* betrifft verschiedene für das Verständnifs und die richtige Auffassung der Horazischen Dichtungen mehr oder minder wichtige Gegenstände, darunter aber besonders einen, dem, ungeachtet seiner Wichtigkeit und seiner Bedeutung, bisher noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit von den verschiedenen Gelehrten, die sich nach einander mit der Herausgabe oder Bearbeitung Horazischer Dichtungen, im Ganzen, wie im Einzelnen, beschäftigt haben, zu Theil geworden war, dessen Behandlung aber auch freilich mit eigenen, nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, welche Manche von Untersuchungen der Art abhalten konnten. Es ist die Beantwortung der Frage nach der Zeit der Abfassung und Herausgabe der einzelnen Lieder und Dichtungen. Man hält sich im Ganzen meist an die (ganz grundlosen und unhaltbaren) Angaben Bentley's, sey es, dafs das Gewicht dieses Mannes oder die Schwierigkeit des Gegenstandes von eigener Forschung und Prüfung abhielt; man bedachte nicht, von welcher Wichtigkeit und von welchem Einfluſs die richtige Bestimmung und Ermittelung der Zeit der Abfassung und Bekanntmachung der einzelnen Gedichte ist, wenn diese Gedichte richtig in allen ihren Beziehungen und Anspielungen aufgefafst werden sollen. Um so mehr Dank werden wir dem Verf. schuldig seyn, dafs er sich der Behandlung eines solchen Gegenstandes unterzogen und bei der Art und Weise der Behandlung wenigstens die Resultate gewonnen hat, welche unter solchen Verhältnissen, wo oft nicht nach bestimmten Zeugnissen, sondern nach Wahrscheinlichkeitsgründen verfahren werden mufste, nur immerhin zu gewinnen möglich waren. So dürfen wir uns freuen, einen der schwierigsten Punkte bei der Bestimmung und Erörterung Horazischer Gedichte zur endlichen Erledigung gebracht zu sehen, und freuen uns doppelt, weil damit auch

Digitized by Google

manche andere, in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Punkte in gleich befriedigender Weise erörtert worden sind.

Der Hr. Verf. beginnt zunächst mit einer genauen und sorgfältigen Prüfung der Angaben Bentley's über die Zeit der Abfassung der einzelnen verschiedenen Dichtungen, und an diese strenge, aber gerechte Prüfung, die freilich die gänzliche Unhaltbarkeit von Bentley's Annahmen an den Tag legt, knüpft sich unwillkührlich die eigene Untersuchung über die wahre Zeit der Abfassung und Bekanntmachung jener Dichtungen und über die Art und Weise, in der dies geschehen. Wir könneu hier natürlich nicht dem Hrn. Verf. in das Detail seiner eben so gründlichen als umsichtigen Forschung folgen; aber wir unterlassen nicht, doch wenigstens die Resultate anzugeben, zu welchen diese Prüfung geführt hat; wir glauben damit am besten die Freunde Horazischer Poesien auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen.

Wir sehen deutlich und finden es klar nachgewiesen, wie irrig Bentley's Behauptungen sind, als habe Horatius zu Einer Zeit nur in Einer Gattung der Poesie sich versucht, wie falsch die Bestimmungen sind, welche der englische Kritiker über die Zeit der Sammlung und Bekanntmachung der einzelnen Bücher aufstellt, und wie die Eintheilung innerhalb bestimmter Jahre grundlos ist. Als Horatius (so haben wir uns nach den Untersuchungen des Verfs. die Sache zu denken) nach der Schlacht bei Philippi nach Rom zurückgekommen war, fing er dort, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren, 713. u. c. an, Gedichte zu verfertigen, durch die er in Rom bekannt wurde; anfänglich Satiren in der Weise des Lucilius, Jambische (Spott-) gedichte nach dem Muster des Archilochus und bald darauf wohl auch Lyrische Gedichte, nachbildend die Lieder eines Alcäus und einer Sappho; späterhin, etwa vom zwei und vierzigsten Lebensjahre an, nachdem die Satire und Epoden beendigt waren, auch Episteln; wobei wir uns aber keineswegs dem Glauben hingeben dürfen, als habe sich Horatius ausschliefslich immer nur mit Einer Dichtgattung beschäftigt, wenn gleich, im Ganzen genommen, die Abfassung der Satiren und Epoden, ihrer Natur nach, mehr in das jugendliche, die der Lyrischen Gedichte und dann der Episteln schon mehr der mittleren und späteren Lebensperiode des Dichters angehört. So sehen wir unsern Dichter vom 24sten Jahre seines Lebens an bis zum 57sten, wo er starb, mit Abfassung von Gedichten verschiedener Art beschäftigt, in der

Digitized by Google

späteren Lebenszeit, wie natürlich, weniger als in den früheren Jahren; doch läfst sich keine Zeit annehmen, in der nicht Horatius auf irgend eine Weise in der Poesie sich versucht und ein und das andere Lied gedichtet; daher auch wohl seine zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten und auf verschiedene Ereignisse gedichteten Lieder, alsbald den Freunden des Dichters einzelweise bekannt, von ihnen auch abgeschrieben und so unter dem Publikum verbreitet wurden, noch ehe dieselben vom Dichter gesammelt und als eine nach einzelnen Büchern abgetheilte Sammlung dem Publikum übergeben wurden. Dafs Horaz bei dieser (späteren, zur öffentlichen Herausgabe bestimmten) Sammlung seiner einzelnen Gedichte und deren Anordnung nach einem bestimmten Gesetz oder Princip, etwa mit Rücksicht auf den Inhalt oder die Zeit verfahren, davon lassen sich durchaus keine Spuren oder Beweise auffinden, auch durchaus kein bestimmter Plan in der Anordnung und in der Reihenfolge der in ein Buch aufgenommenen Lieder nachweisen. In Absicht auf die Zeit, in welcher Horatius diese Sammlungen veranstaltet und ausgegeben, hat nun der Hr. Verf. bewiesen, dafs die beiden Bücher der Satiren zugleich und zusammen (obwohl die einzelnen Satiren zu verschiedenen Zeiten und Orten promiscue abgefafst waren) innerhalb der Jahre 713—726 oder innerhalb des 24sten bis 37sten Lebensjahres des Dichters herausgegeben wurden; von einer partiellen oder getrennten Ausgabe einzelner Satiren findet sich keine Spur, während im Gegentheil alles Andere auf eine Bekanntmachung der beiden Bücher zu einer und derselben Zeit führt. Das Buch der Epoden, dessen Abfassung wohl in die Jahre 713—724 u. c. oder in das 24ste bis 35ste Lebensjahr des Dichters fällt, ward nach des Verfs. Annahme erst später, etwa 733 u. c. ausgegeben; schon der Inhalt dieser Liedersammlung mochte es dem Dichter räthlich machen, die Herausgabe derselben nicht allzu sehr zu beeilen; unstatthaft aber ist die Meinung, welche darin ein Opus posthumum, das erst nach des Dichters Tod bekannt geworden, erkennt. In Absicht auf die Oden zeigt der Hr. Verf., dafs keineswegs, wie man bisher annahm, das 3te Buch der Oden besonders und nach den beiden ersten, sondern dafs es zugleich und zusammen mit diesen, in dem Ganzen einer in drei Bücher getheilten und dem Mäcenas dedicirten Liedersammlung publicirt worden, etwa um 736 u. c., wenn auch gleich die eigentliche Abfassungszeit der einzelnen in dieser Sammlung enthaltenen Lieder in die Jahre 715—736 u. c. oder in das

Digitized by Google

46ste bis 47ste Lebensjahr fällt. Das vierte Buch der Oden erschien, wie auch Sueton bezeugt, weit später und längere Zeit nach dem Bekanntwerden der drei ersten Bücher; es würde etwa in 736—746 u. c. oder in das 47—55ste Lebensjahr des Dichters fallen. Das erste Buch der Episteln gehört dann zwischen 727—739, oder in die Lebensjahre 38—50, das zweite Buch nebst der Ars poetica (diese wohl des Dichters letztes Werk) innerhalb 743—746 u. c. oder in das 54—57ste Jahr des Dichters. Die erste Epistel dieses Buchs würde 744 u. c., die zweite schon 743 gedichtet worden seyn, die Ars Poetica dann 745 und 746; diese drei Stücke, meint der Hr. Verf., wären erst nach dem Tode des Horatius, etwa durch die Sorge des von ihm als Erben eingesetzten Augustus, öffentlich ausgegeben worden.

Das ist im Allgemeinen das Resultat der in dieser Schrift geführten Untersuchung. Indessen beschränkt sich der Hr. Verf. nicht auf diese allgemeinen Angaben, sondern er sucht dann selbst das Alter, d. h. die Zeit der Abfassung der einzelnen in diese Sammlungen aufgenommenen Lieder und Gedichte auszumitteln — eine oft höchst schwierige Aufgabe, deren Resultate in einer am Schluss angehängten Tabelle zu klarer Uebersicht zusammengestellt sind, auf welcher einem jeden einzelnen Gedichte das Jahr der Abfassung angewiesen ist. Wenn diese Resultate schon im Allgemeinen für die Literärgeschichte von grofser Wichtigkeit sind und Ref. sich insbesondere freut, die unvollständigen und ungenügenden Angaben, die sich in seiner Gesch. d. Röm. Literatur §. 106. und §. 124. 2te Ausg. über diese Punkte befinden, nun vervollständigen und berichtigen zu können, so sind sie zugleich auch für das unmittelbare Verständnifs der Lieder, die richtige Auffassung und Erklärung einzelner Stellen von nicht geringerer Wichtigkeit, wie denn in dieser Hinsicht auch andere zahlreiche und schätzbare Bemerkungen vorkommen; wir erinnern nur an die Auslegung der vielbesprochenen Stelle Ep. I, 2, 47. (S. 15 ff.), aus der man sogar beweisen wollte, dafs Horatius aus Noth, aus Armuth, sich dem Dichten zugewendet: ein Zweck, bei dem wir freilich nicht absehen können, wie er mit Spott- und Schmähgedichten — denn von dieser Art waren die ersten Dichtungen des Horatius — erreicht werden konnte. Auch auf die längere Bemerkung S. 20 ff. über die (bisher wenig beachteten) Titel und Aufschriften Horazischer Dichtungen, von denen zum grofsen Theile es sich wohl bezweifeln läfst, ob sie vom Dichter selbst herrühren, wenn sie auch gleich in die Zeit bald nach seinem

Digitized by Google

Tode fallen, können wir aufmerksam machen und auf die andere S. 28 ff. über die Liebschaften des Horatius, über die keineswegs blos fingirten Namen seiner Geliebten und den Charakter seiner erotischen Poesie überhaupt. Der Verf. verspricht bei dieser Gelegenheit eine eigene, bereits ausgearbeitete Abhandlung *De Horatii amoribus*. Andere Bemerkungen der Art übergehen wir, um noch über die drei folgenden Abhandlungen in der Kürze Einiges zu bemerken.

Die zweite Abhandlung *De utroque Tigellio* S. 42 ff. sucht den Beweis zu führen, dafs in den Dichtungen des Horatius zwei Personen dieses Namens, welche Andere identificirten, angenommen und unterschieden werden müssen, nämlich *Tigellius Sardus*, der Aeltere, gestorben 714 u. c., dessen in dem Exordium zur 2ten und 3ten Satire des ersten Buchs gedacht wird, und *Tigellius Hermogenes*, der Jüngere, Zeitgenosse, Neider und Feind des Horatius, der an mehreren Stellen seiner gedenkt.

Die dritte Abhandlung bestimmt die Zeit der Abfassung der zweiten und dritten Satire des ersten Buchs; jene wird auf das Jahr 714 (mit Weichert) angesetzt, diese an das Ende von 716 oder in die ersten Monate von 717, jedenfalls vor die Reise nach Brundisium. Diese, in der 5ten Satire so herrlich geschilderte Reise ist Gegenstand der vierten, diese Quaestiones beschliefsenden Abhandlung, welche sich über die Zeit und Veranlassung dieser Reise und die Zeit der Abfassung der Schilderung derselben verbreitet und dabei alle hier in Betracht kommenden Nebenumstände sorgfältig erläutert. Die auch von Weichert u. A. angenommene Bestimmung Wesseling's, welche diese Reise in das Jahr 716 u. c. setzt, wird verworfen, dagegen der Frühling des Jahres 717 u. c. als die Zeit der Reise (womit alle Nebenumstände und sonstigen Verhältnisse zusammentreffen) und der Herbst desselben Jahres als die Zeit, in welcher Horatius vielleicht in der Nähe zu Tarent diese Satire abfafste, bestimmt. — Die auf dem Titel erwähnte und auf der Rückseite der Praefatio des Ganzen vorangehende, bisher ungedruckte *Vita Horatii* ist aus einer Berliner Handschrift, die dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört, entlehnt, stammt aber wohl aus einer weit älteren Zeit, und rührt von einem nicht ganz ungebildeten Grammatiker her, der freilich das Meiste aus Sueton's Biographie (deren Aechtheit auch unser Hr. Verf. S. 7. u. 8. not. mit Recht in Schutz nimmt) entlehnte, aber doch auch einiges Eigene beifügte.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

De societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico Commentatio. Scripsit Augustus Bernhardus Krische, Gottingensis. Χρόνῳ τὰ πάντα γίγνεται καὶ κρίνεται. Commentatio de sententia amplissimi philosophorum ordinis Gottingensis D. IV. Jun. MDCCCXXX. praemio regio ornata. Gottingae, apud Rud. Deuerlichium. MDCCCXXX. X und 101 S. in gr. 4to.

Die Aufgabe, deren Lösung diese Schrift beabsichtigt, ging zunächst dahin, zu bestimmen, ob der Zweck der Pythagoreischen Gesellschaft ein blos moralischer und sittlicher, auf Bildung des Geistes wie auf strenge Sittlichkeit berechnet, gewesen, oder ein politischer, zur Erhaltung und Förderung der aristokratischen Parthei in den verschiedenen griechischen Städterepubliken des südlichen Italiens. *) Der Hr. Verf., indem er die Beantwortung dieser in das innerste Wesen der wenig bekannten, weit öfters aber verkannten Pythagoreischen Philosophie eingreifenden Frage übernahm, hat diesen Gegenstand auf eine so vielseitige und umfassende Weise, und dabei mit einer Klarheit, die wir in den neuesten deutschen Schriften über diesen Theil der alten Philosophie mehr oder minder vermissen, in der Art behandelt, dafs, selbst abgesehen von der so glücklichen Beantwortung der Frage selbst, auch manche andere Theile der bisher so dunkel erachteten Philosophie (die, aus dem Leben und der Verbindung, in der sie mit ihm stand, herausgerissen, in dieser Weise isolirt, allerdings ihrem wahren Charakter nach, nicht leicht richtig aufgefafst werden konnte) in ein Licht gesetzt werden, das uns dieselbe überhaupt erst in ihrer rechten Gestalt erkennen läfst. So erklärt sich der gröfsere Umfang der Schrift; wir beschränken uns, indem wir dem Gang der Untersuchung folgen, die Resultate dieser Forschung anzugeben, weil daraus am besten die Wichtigkeit der Schrift erhellen und unser eben ausgesprochenes Urtheil über die durch sie zu gewinnende Ansicht dieser Philosophie sich bestätigen wird.

Nachdem der Verf. in einem Vorwort über die Quellen, aus welchen seine Darstellung geschöpft ist und aus denen, dem Inhalt der Aufgabe gemäfs, der Beweis zu führen war, sich erklärt,

---

*) Die Frage nämlich lautete wörtlich so: „Historia societatis a Pythagorâ in urbe Crotoniatarum conditae, ita tamen ex scriptoribus fide dignis illustrata, ut pateret, quis fuerit scopus hujus societatis, an mere moralis ad culturam animi, an politicus ad conservationem et amplificationem potestatis optimatium in civitatibus Graecis spectans."

folgt eine Erörterung der Lebensverhältnisse des berühmten Philosophen, welche im ersten Abschnitt bis auf den Punkt fortgeführt ist, wo er Griechenland verläfst und nach Italien zieht, etwa um die sechzigste Olympiade (jedenfalls vor Olymp. LXII.), nachdem er zuvor noch in Delos den kranken Pherecydes, etwa um Olymp. LIX, besucht; in Italien aber die griechische Stadt Kroton zu seinem Aufenthaltsort wählt. Der Hr. Verf. hat die verschiedenen, bisweilen widersprechenden Angaben über einzelne Momente im Leben des Pythagoras kritisch geprüft und insbesondere der Entwicklung und Feststellung der chronologischen Punkte eine sehr sorgfältige Untersuchung gewidmet.

Im zweiten Abschnitt folgt dann eine Uebersicht der Geschichte Kroton's bis auf die Zeit, wo nach der unglücklichen Schlacht beim Sagrasfluss und der grofsen Niederlage, welche die Krotoniaten hier im Kampfe mit den vereinten Locrern und Rheginern erlitten, als Muthlosigkeit jeder Art sich der Krotoniaten bemächtigt, und in Folge dessen, eine gänzliche Erschlaffung und mit ihr ein gänzliches Hingeben in Ueppigkeit und Weichlichkeit, Luxus u. dgl. einzureifsen drohte, Pythagoras erschien, Muth und Vertrauen in die eigenen Kräfte wieder zurückführend, aber auch die Forderungen strenger Sittlichkeit und die Rückkehr zur alten dorischen Sitteneinfalt in allen Lebensverhältnissen erneuernd, wobei ihm freilich die ernste Art und Weise seines Auftretens, und die Würde seiner Person nicht wenig zu statten kam, um so dem ganzen zerrütteten Gemeinwesen eine bessere Gestalt zu geben, durch die Zurückführung altdorischer Zucht den Staat selbst wieder auf feste und sichere Grundlagen zurückzuführen, und ihn so gegen einbrechenden Luxus und Ueppigkeit, wie gegen den verderblichen Einfluss unruhiger Demagogen — der beiden Hauptgefahren für eine dorische Staatseinrichtung — sicher zu stellen. In dieser Tendenz, welche den Pythagoras natürlich zu der Optimatenpartei führte, ist die Veranlassung und der Grund der von ihm gestifteten Gesellschaft zu suchen, und daraus die ganze Richtung dieser Verbindung zu erklären, obschon in den Nachrichten der Alten über die Einrichtung dieser Verbindung, vor Allem eine sorgfältige Kritik anzuwenden ist, um die Zuthaten späterer Schriftsteller und der späteren Zeit überhaupt, von dem, was ursprünglich in der Verfassung und Einrichtung dieser (politischen) Verbindung lag und mit ihr gegeben war, auszuscheiden, weil wir dann natürlich erst den wahren Charakter des Bundes und seine Tendenz

Digitized by Google

zu erkennen und auch zu würdigen vermögen. Darum dringt der Hr. Verf. in dem dritten Abschnitt, in welchem er von den Institutionen dieser Gesellschaft handelt, vor Allem auf ein sorgfältiges Ausscheiden des früheren Pythagoreismus von dem späteren, der mit jenem nur zu oft vermengt worden und dadurch die Quelle mancher Irrthümer und falscher Ansichten über die Einrichtung dieser Gesellschaft und ihre Zwecke geworden ist, indem man in dieser Verbindung selbst eine Art von Klosterbrüderschaft, die, strengen Ordensregeln in Allem unterworfen, sogar durch Gütergemeinschaft verbunden war, finden wollte. Diese und ähnliche Ansichten der neueren Zeit, entstanden aus irrigen Angaben späterer Schriftsteller, welche selber den alten, reinen Pythagoreismus nicht mehr kannten und darzustellen wufsten, werden hier beseitigt; nach den älteren, reineren und ungetrübten Quellen wird hier der wahre Charakter dieser Verbindung dargestellt, welche allerdings in sofern einen rein politischen Zweck hatte, als sie bestimmt war, junge Leute, insbesondere aus den vornehmeren Familien des dorischen Adels, für die Erhaltung der überlieferten dorischen, durch Neuerer gefährdeten Einrichtungen durch Lehre und sittliche Strenge zu gewinnen, und durch höhere geistige Bildung sie für die Grundsätze dorischen Lebens und deren Verwirklichung würdig vorzubereiten. Diesen dorischen Grundcharakter zeigt die ganze Verbindung in allen ihren verschiedenen Einrichtungen, sowie selbst der ganze Charakter dessen, was uns als Lehre des Pythagoras überliefert ist und nur in dieser Beziehung auf Staat und Leben gehörig aufgefafst werden kann. So erhält dann auch der Cultus des Apollo, an dem Pythagoras so sehr hielt, Grund und Bedeutung, ebenso der Einfluſs der Musik, das Lyraspiel u. dgl. m., jene κάθαρσις, welche pflichtmäfsig den Gliedern der Gesellschaft auferlegt war, so erklärt sich nun auch das Verhältnifs der einzelnen Glieder selber zu einander, ihre gegenseitige Freundschaft und die strengen im Leben und im Umgang mit Andern zu beobachtenden Vorschriften u. A. der Art, was wir hier nicht Alles anführen können, was aber der Hr. Verf. mit grofser Sorgfalt zusammengestellt hat. So war diese Verbindung allerdings zwar hervorgegangen aus einer verderbten und entarteten Zeit, aber bestimmt, die Folgen einer solchen Entartung zu hemmen und eine bessere Zeit zurückzuführen, sie war, so würde man sich vielleicht in moderner Weise ausdrücken können, gebildet zum Schutz und zur Verthei-

Digitized by Google

digung der conservativen Principien, dem drohenden Radikalismus jener Zeit und dem daraus über kurz oder lang hervorgehenden Tyrannenthum und damit der Auflösung und Zernichtung alles Gemeinwesens und aller Freiheit entgegengesetzt. Und daraus erklärt sich dann auch weiter die grofse Bedeutung, welche der Stifter dieses Bundes auf Beobachtung strenger Sittlichkeit, die den Grund des ganzen dorischen Staatsgebäudes bildete, legte, daraus erklären sich die strengen Vorschriften, welche in dieser Beziehung den Gliedern der Verbindung auferlegt waren, und die selbst auf die häusliche Zucht, das Familienleben, insbesondere das Hauswesen der Frauen, sich erstreckte, was, wenn man den grofsen Reichthum der griechischen Städte in Italien, und die daraus für die Sittlichkeit drohenden Gefahren bedenkt, gewifs als nothwendig erscheinen wird. Der Hr. Verf. hat, wie zu erwarten, auch diesem Punkt wohlverdiente Aufmerksamkeit zugewendet, aber er bleibt dabei nicht stehen, er sucht vielmehr den dorischen Charakter, welcher den Einrichtungen und der Bestimmung der Gesellschaft zu Grunde lag und daher im Einzelnen überall durchschimmert, auch in der Lehre selber, in der Philosophie des Pythagoras, in sofern sie in dorischer Lebensansicht gewurzelt und aus ihr hervorgegangen, nachzuweisen und damit zugleich auf den wesentlichen Gegensatz aufmerksam zu machen, in welchem Pythagoras mit der ionischen Philosophie und mit dem ionischen Materialismus steht, und wie er dadurch die Platonische Philosophie (die so viel, ja mehr als die Meisten glauben, aus der Pythagoreischen entlehnt hat) vorbereitet und ihr gleichsam den Weg gebahnt hat. Aus diesem Grunde erklärt der Verf. auch das Streben des Pythagoras, Alles, also auch die Welt der Gedanken, auf bestimmte mathematische Verhältnisse, auf Zahlen und deren Einigung (Harmonie) zurückzuführen und daher mit dem Unterricht in der Mathematik zu beginnen und dann erst zur höhern Anschauung der Dinge, der Welt und damit auch der Gottheit seine Jünger zu führen, sie also dann erst zu vollkommnen Weisen zu bilden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 18. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Krische, De societatis Pythag. scopo politico Comm.

(Beschlufs.)

Worin nun diese Lehre bestanden und von welcher Art diese höhere Erkenntnifs und Anschauung beschaffen gewesen, welche Pythagoras seinen Jüngern mittheilte, sucht der Verf. mit möglichster Genauigkeit und Bestimmtheit anzugeben, und damit hat er eigentlich mehr gegeben, als die Aufgabe zunächst verlangte, weil ihm natürlich daran gelegen seyn mufste, den politischen und rein praktischen Zweck der Pythagoreischen Verbindung auch von dieser Seite, in ihrem Zusammenhang mit der eigentlichen Lehre des Pythagoras, und eben durch diese mit bestimmt, nachzuweisen. So erhalten wir zugleich eine Uebersicht der Pythagoreischen Philosophie, d. h. derjenigen Lehre, die der Meister selbst, und zwar schwerlich wohl in vollkommen systematischer Ausbildung, die eigentlich erst die spätern Pythagoreer, als der Bund mit dem Meister längst untergegangen war, der Lehre zu geben suchten, aber in der steten Richtung und Beziehung auf das Praktische und Politische, also auf den Zweck der ganzen Verbindung, gegeben haben mochte. Dafs der Hr. Verf. bei Entwicklung dieser Lehee sich zunächst an Philolaus hält, der bekanntlich zuerst die Lehre des Samischen Weisen schriftlich aufzuzeichnen und darzustellen suchte, wird man, bei der Unsicherheit, die mehr oder minder bei allen Angaben späterer Schriftsteller obwaltet, wo die Lehre schon mehr in ein geschlossenes System ausgebildet war, nur billigen können.

In dieser Schilderung der Pythagoreischen Philosophie, auf die wir eben wegen der möglichst genauen Ausscheidung dessen, was späteren systematisirenden Pythagoreern angehört, von der älteren, mehr praktischen Lehre des Pythagoras selbst (wie wir solches in den verschiedenen Werken über die Geschichte der griechischen Philosophie keineswegs in der Weise antreffen), alle Freunde alter Philosophie aufmerksam machen wollen, geht der Hr. Verf. natürlich von der Naturphilosophie des Pythagoras aus, von seiner Lehre zweier Principien (dem Unbegrenzten und Begrenzten), er berührt dann die weiteren hier in Betracht kom-

Digitized by Google

menden Punkte, namentlich die Lehre von den Zahlen und Zahlenverhältnissen, deren Bedeutung, Anwendung und Verbindung selbst mit der Religion, die Lehren von der Harmonie und dem Kosmos, desgleichen die eigentliche Naturlehre oder Physik, die Lehre von dem Centralfeuer u. s. w., von der Seele, deren Wesen und Ursprung, von der Seelenwanderung und Divination, endlich die Ethik oder Moralphilosophie, lauter Punkte, die wir hier nur andeutend berühren können, um wenigstens darauf die Aufmerksamkeit zu leiten. Die so durchgebildet und in die Weisheit und Erkenntnifs höherer Dinge vollkommen Eingeweiheten (wobei freilich nicht an eine bestimmte Scheidung zwischen einer exoterischen und esoterischen Lehre zu denken ist, sondern an die natürliche Weihe, deren Jeder theilhaftig wird, der in die Tiefen und in den innersten Kern der Philosophie eingedrungen ist — was natürlich vieljährige Studien und Vorbereitung erfordert), diese vollständigen und wahren Weisen wurden dann erst von dem Meister in der Regierungskunst, in der Staatskunde und Politik, die also auf diese Weise das höchste und letzte Ziel; gewissermafsen der Endpunkt der gesammten Philosophie war, unterrichtet. Dies erzählt Varro in einer merkwürdigen Stelle, deren Erhaltung wir dem Augustinus verdanken, deren Inhalt aber von der Art ist, dafs er auch weitere Folgerungen daraus abzuleiten verstattet. Wie wir im Weltengebäude die das Ganze erhaltende, aus der Einigung verschiedenartiger Stoffe und Elemente hervorgegangene Harmonie und dadurch den Kosmos erblicken, so bedarf auch die Familie, der Staat, zu seinem Bestehen und zu seiner Erhaltung einer gleichen Ordnung und damit einer gleichen Harmonie, um ein Kosmos (ornatus, wie ihn Cicero nennt) zu werden und zu bleiben.

Fragen wir aber nun, von welcher Art denn eigentlich die politischen Principien des alten Meisters, die er seinen vollendeten Jüngern, als den Schlufsstein seiner ganzen Lehre und seiner Weisheit, mitzutheilen suchte, gewesen, so stellen sich nach der sorgfältigen und genauen Untersuchung, die der Hr. Verf. auch diesem Punkte gewidmet hat, allerdings diejenigen, die wir die rein conservativen zu nennen pflegen, heraus, gegründet in dem Bestreben und in der Nothwendigkeit der Erhaltung alt-dorischer Satzung, Sitte und Zucht, also: Erhaltung des Bestehenden und des von den Vorfahren Ueberlieferten, durch strenge Beobachtung der Gesetze und des Herkommens, und damit auch möglichste Bewahrung der Sittlichkeit und Sitteneinfalt, vor ver-

Digitized by Google

derblichem Luxus, der, indem er die Unzufriedenheit erzeugt, zur Quelle aller Unruhen wird und damit das Wohl des Staates untergräbt, weil dann leicht die rohe Masse einen Einfluſs gewinnt, der nach gewaltigen und furchtbaren Reactionen zuletzt zu einer Tyrannei führt, welche Pythagoras, als ein ächter Dorer, tief verabscheute. Daſs es nun aber nichts Leichtes war, diese Principien in Anwendung zu bringen und dadurch einer Regierungsform Bestehen, Erhaltung und Dauer zu geben in einer Stadt, welche wohl eine Bevölkerung von einigen hunderttausend Menschen zählte (denn dies schlieſsen wir füglich aus dem Umstande, daſs gegen Sybaris ein Heer von hunderttausend Mann aus der Stadt zu Felde zog), die also gewiſs auch einen zahlreichen, armen und unruhigen Pöbel und einen bedeutenden Mittelstand besaſs, der durch Handel und Gewerbe zu Vermögen und Ansehn gelangt, mit einem gewissen Selbstgefühl sich erhob, ist leicht zu begreifen; daraus aber auch hinwiederum zu begreifen, wie Pythagoras, nachdem er den Staat reformirt und die alte Sitte, das alte Herkommen in der Regierung wieder in sein Recht eingesetzt hatte, vor Allem darauf denken muſste, dieses Regiment zu sichern und zu erhalten, die bestehende Staatsform vor jedem Eingriff und vor jeder Veränderung sicher zu stellen, ihr also auf die Dauer eine feste Stütze zu geben. Dazu aber war kein anderes Mittel, als die Verbindung der Jünger, die er um sich versammelt, meist junge Männer, die den ersten Familien, also dem Adel, dem regierenden Theile der Bürgerschaft zu Croton, wie in den andern nahen griechischen Städten, wo im Ganzen dieselben politischen Verhältnisse obwalteten, angehörten, die hier früh in die Grundsätze politischer Weisheit, der Sittlichkeit und der damit in Verbindung gebrachten Regierungskunst eingeführt, von ihnen durchdrungen, auch dann für die Anwendung dieser Grundsätze in der Erhaltung der bestehenden Ordnung, Sitte und Zucht, Alles aufzubieten und jedem Angriff darauf den kräftigsten Widerstand entgegenzusetzen bereit waren. Wenn also dies die Bestimmung des Pythagoreischen Bundes war, so muſste daraus bald ein Einfluſs auf die sich aufsern, welche, waren sie nun entweder selbst Glieder des Bundes, oder doch durch den Einfluſs desselben erwählt, die Leitung der Staaten führten, in welchen die Verbindung sich ausgebreitet hatte; sie muſsten die Grundsätze Pythagoreischer Weisheit und Staatskunst sich aneignen und im Leben verwirklichen, und so werden uns denn allerdings auch die Lobsprüche nicht befremden, mit denen

Digitized by Google

dieses auf einen solchen Grund und eine solche Basis gebaute Regiment in seinen wohlthätigen Folgen erhoben wird, und wir sehen hier die Bestätigung des bekannten Platonischen Satzes, dafs die Staaten dann glücklich seyen, wenn die Philosophen Könige wären oder die Könige Philosophen (S. 91.). Dafs aber ein solches Regiment doch keine lange Dauer versprechen konnte, wie dies auch wirklich der Fall war, das lag, unserem Erachten nach, eben so sehr in der Natur und dem Wesen der dorischen Einrichtungen, die den Grund des Pythagoreischen Systems bilden, als in den Verhältnissen der Städte, in welchen dasselbe bestand; Verhältnisse, die menschliches Bestreben und menschliche Thätigkeit nicht zu bewältigen und zu beherrschen vermag, die aber früher oder später den klar schauenden Pythagoras eine Veränderung und damit den Umsturz und die Auflösung des durch ihn geschaffenen Regiments voraussehen liefsen und ihn dadurch gewifs zur Entfernung aus einer Stadt bewogen, die der Hauptsitz seiner Thätigkeit gewesen und die ihm zu einem zweiten Vaterland geworden war. Dieses fällt in die Zeit, als nach der Zerstörung von Sybaris über das eroberte Land ein Streit sich erhob, indem das durch Demagogen und Gegner des herrschenden Adels aufgeregte Volk einer Vertheilung dieser Ländereien unter die einzelnen Bürger, die ja auch mit ihrem Blut den Sieg errungen und somit gerechten Anspruch auf Belohnung machen konnten, verlangte, darin aber in der regierenden Parthei, die das gewonnene Land zweifelsohne lieber in eine Staatsdomäne (ager publicus) verwandelt und somit ihrer Benutzung überlassen wissen wollte, einen heftigen Widerstand fand, welcher diese Parthei, in der Absicht, weitere Angriffe und Bitten der Art für die Folge zu verhüten, selbst dahin gebracht haben soll, an eine Aufhebung und Auflösung der Volksversammlung, von der solche Pläne ausgingen, zu denken. Wenigstens unterliefsen ihre Gegner nicht, sie vor dem Volk eines solchen Versuchs und damit eines Eingriffs in die bestehende Verfassung, zur Unterdrückung der Rechte des Volks, zu beschuldigen, man knüpfte daran weitere Anschuldigungen, um die erhitzte Masse gegen die Pzthagoreer in ihrem angeblichen Streben nach Alleinherrschaft immer mehr aufzubringen, bis endlich dieser Hafs in einen furchtbaren Kampf ausbrach, dem die an Zahl schwächeren Pythagoreer natürlich unterliegen mufsten. Damals hatte Pythagoras bereits Kroton verlassen; aber in den andern griechischen Städten, zu denen er sich gewendet hatte, fanden Bewegungen ähnlicher Art

Digitized by Google

statt, die seinen Tod zu Metapontum veranlafsten, wahrscheinlich um die LXIX. Olympiade (er hatte Kroton nach der Eroberung von Sybaris, die in Olymp. LXVII, 3. fällt, verlassen), also in einem Alter von achtzig Jahren. Die weiteren harten Schicksale der Pythagoreer, die gänzliche Auflösung ihres Bundes durch Tod oder Verbannung der einzelnen Glieder, so wie späterhin die Zurückberufung der Uebriggebliebenen in die nun durch furchtbares Pöbelregiment und Tyrannenthum verheerte und durch die eigene Zerrüttung über ihre wahren Vortheile belehrte Stadt werden am Schlusse berührt.

Wir haben in dieser Anzeige nur die Hauptpunkte und die durch die Untersuchung gewonnenen Resultate angeführt, vieles Andere aber, insbesondere in dem Abschnitt, welcher der Entwicklung der wahren und ursprünglichen Lehre des Pythagoras bestimmt ist, übergangen oder unberührt gelassen. Wir zweifeln indefs nicht, dafs jeder Freund der alten Philosophie sich gern auch ohne unsere specielle Aufforderung an eine Schrift wenden wird, die ihn über mehrere der schwierigsten Punkte alt-griechischer Philosophie eine so gründliche Belehrung erwarten läfst, und die auch von Seiten der klaren, heutigen Tags bei Philosophen immer seltner werdenden Darstellung, volle Anerkennung verdient. Wir setzen zum Schlufs noch das Resultat der ganzen Untersuchung mit des Verfs. eignen Worten bei: „societatis scopus fuit mere politicus, ut lapsam optimatium potestatem non modo in pristinum restitueret, sed firmaret amplificaretque; cum summo hoc scopo duo conjuncti fuerunt, moralis alter, alter ad literas spectans. Discipulos suos bonos probosque homines reddire voluit Pythagoras, et ut civitatem moderantes potestate suâ non abuterentur ad plebem opprimendam, et ut plebs, intelligens suis commodis consuli, conditione sua contenta esset. Quoniam vero bonum sapiensque moderamen nisi a prudente literisque exculto viro exspectari licet, philosophiae studium necessarium duxit Samius iis, qui ad civitatis clavum tenendum se accingerent.“

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Gedichte von Gustav Pfizer. 1831. *Stuttgart, bei P. Neff. kl.* 8. 349 *S.*

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. 1835. *Stuttg., bei Dems.* 8. 416 *S.*

Die Besorgniſs, daſs auch der letzte Anker, den die Dichtkunst in unserer undichterischen Zeit ausgeworfen, auf keinen Grund mehr kommen dürfte, daſs selbst die lyrische Poesie haltungslos auf einem Meere charakterloser Gefühle und zerflossener Bilder verschwimmen möchte, wird seit einigen Jahren durch die Thatsache bedeutender Erscheinungen im Gebiete der Lyrik erfreulich gehoben. Unter diesen nehmen die Gedichte Gustav Pfizer's einen der ersten Plätze ein, und der kurze Zwischenraum von vier Jahren, welcher die zweite, reichere Sammlung von der ersten trennt, muſs zum Beweise dienen, daſs unser Publikum sich zwar vom Verbrauchten mit schnellem Ekel abwendet, jeder neuen Offenbarung des Dichtergeistes aber mit Nachhaltigkeit zugethan bleibt. Nun hat sich zwar die Kritik schon aus Veranlassung der ersten Sammlung mehrfach über die auch von ihr schnell anerkannte Eigenthümlichkeit des genannten jungen Dichters ausgesprochen, und es liegt ihr hinfort mehr ob, auf die Art und Weise aufmerksam zu machen, in welcher sich dieses, nach seiner ersten Probe noch im Knospen begriffene Talent jetzt in vollständigerer Blüthe gezeigt hat; doch kann auch dieses letztere nicht geschehen, ohne daſs die Grundzüge dieser poetischen Individualität, wie sie sich bei dem ersten Auftreten derselben gezeichnet haben, noch einmal in's Auge gefaſst werden. Erst so wird ausgemittelt werden können, was der Verf. seitdem an sich selbst vollständiger ausgebildet, welche Tugenden er ferner entwickelt, welche Fehler er abgelegt, welche kleinere Unvollkommenheiten er abgestreift hat.

Gustav Pfizer ist bei seiner ersten Erscheinung als ein Sänger der durch ächte Poesie verklärten Reflexion, als ein meditativer Dichter begrüſst worden, der, in die Fuſsstapfen seines groſsen Landsmanns Schiller tretend, von Sinn und Gedanken zu Bild und Gefühl fortschreitet, in welchem die Idee nach leiblicher Ueberkleidung strebt, und bei welchem eben diese Sehnsucht und dieses Streben die Poesie bildet. Wenn es andern jungen Dichtern oft schwer wird, mit ihrer Armuth hauszuhalten, so schien ihm vielmehr sein geistiger Reichthum, und die poetische Verwendung desselben zu schaffen zu machen; die Ueberfülle an Gedanken, an Vergleichungen für dieselben, an augen-

Digitized by Google

blicklichen Eingebungen während der Production selbst, schien die Harmonie der letzteren nicht selten zu erschweren oder zu stören. Bei alle dem war eine mächtige Herrschaft über die innere und äufsere Form in seinen Dichtungen sichtbar, und viele durch einzelne Unvollkommenheiten entstellte Gedichte liefsen eine vortreffliche Anlage durchblicken und berechtigten zu der Hoffnung, dafs bei gröfserer Reife dieses seltene Talent sich aller seiner Mängel entschlagen und, innerhalb der Grenze seiner herrlichen aber entschieden ausgesprochenen Naturanlage, Classisches zu leisten im Stande seyn würde. Und in einzelnen Poesien war dies auch wirklich schon in der ersten Sammlung geleistet worden, überall, wo der angeborene Tiefsinn zur Klarheit hindurchgedrungen war, und sich die strengen Falten dieser sinnenden Stirne in's milde Lächeln der Grazie verwandelt hatten. Inzwischen zeigte sich bei ihm der Ernst als vorherrschendes Element seiner Poesie, und die Kritik glaubte ihn als den Sänger des philosophischen Zweifels bezeichnen zu müssen. Wenn andre Dichter der jüngsten Schule ihre Lieder mit der Sünde würzten, so entlehnte er für seine schwermüthigen Gesänge einen reizenden Beigeschmack von den Vorstellungen des Todes und der Vernichtung, die er jedoch nicht auf materiell-englische Manier, wie etwa Lord Byron, sondern auf deutsch-ideale Weise auffafst. Dies ist sogar häufig der Grundton desjenigen Theiles seiner Poesien, der sich unter dem Namen sinnbildlicher Dichtung zusammenfassen läfst. Jene skeptische Ansicht des Lebens ist am einfachsten und präcisesten in dem Gedichte „Einsamkeit," einem der schönsten und klarsten in der ersten Sammlung, ausgesprochen, wo er dieses räthselhafte Wesen, das er bisher mit andern Profanen unter dem irdischen Bilde einer zarten Jungfrau gepriesen hatte, als Nacht, als die ewige Nacht, als den Tod erkennt. So wie dies letzte Wort ausgesprochen ist, fährt der Dichter fort (S. 270 f.):

Du siehst es! dein Geheimnifs ist zerbrochen!
Den schlimmsten Namen hab' ich ausgesprochen!
Doch schlimm für Thoren und für Feige nur;
Ich aber folge trostlos deiner Spur.
Du bist der Tod! das Machtgebot der Trennung
Ist mir das Wort der sicheren Erkennung!
Mag man dir Fackel oder Schädel reichen —
Was kümmern mich die starren Marmorzeichen!

Ja! Grab und Tod sind schattige Gedanken,
In die sich tausend bunte Zweige ranken,

Digitized by Google

Sind Lauben, wo gehafst nicht noch geliebt,
Die Seele sich der Einsamkeit ergiebt,
Wo sie, wie Kinder mit geschlofsnen Augen,
Darf durstig lang an ihrem Busen saugen,
Und wo von aufsen weder Wort noch Licht
Das Schweigen und die tiefe Nacht durchbricht.

Jene Ruhe winkt ihm, wie eine holde Braut. Ein süfses Ahnen sagt ihm, dafs die Seele, von der Welt getrennt,

Von Todesglocken tönend eingesungen,
Vom weichen Arm der Einsamkeit umschlungen,
Von Lebensmühen zum Zerschmelzen matt,
Von Göttermilch für Ewigkeiten satt
Die Seligkeit auf glänzenderen Sternen,
Im Grab erstarkend, mufs ertragen lernen.

In diesem Gedichte schwebte noch eine zweifelhafte Hoffnung der Unsterblichkeit im Hintergrunde, aber mehrere andre schliefsen mit einer finstern Trostlosigkeit, oder mit dem bald bittern, bald resignirten Ausdrucke der Hoffnungslosigkeit. So betrachtet in dem überaus schönen und tiefsinnigen Gedichte: »Das verlorene Paradies« der Schöpfer den neuen Menschen mit Entzücken und Rührung und zeichnet ihm sein heitéres und stolzes Loos bis zum Grabe vor. Bei diesem aber angekommen, verkündet er ihm in der Hoffnung des ewigen Lebens nur eine Täuschung (S. 277.):

Drum stirb in deines Daseyns Frühe!
Doch deines Geistes Flamme glühe
Schon hier in voller Freiheit aus!
Mein Liebling bleibst du doch! aus Gnaden
Brech' ich dir ab den goldnen Faden
Und schmücke dir dein stilles Haus.

Kein finstres Bild soll dich erschrecken;
Mit Rosenkränzen überdecken
Will ich das kalte, trübe Grab;
Ein Traum soll deine Nacht erhellen,
Und auf der Abendröthe Wellen
Schwimmt sanft der dunkle Kahn hinab.

Und dafs nicht schaudre deine Seele:
Die Hoffnung ich dem Grab vermähle,
Weil süfser der Getäuschte ruht;
Ich zeige dir am Sarkophage
Die Chrysalide und die Wage,
Die Schlange und die Opferglut.

Mit dieser Tendenz konnte die Kritik nicht rechten: der ächten Poesie mufs es erlaubt seyn, in alle Tiefen des Menschengeistes hinabzusteigen, und mit der Fackel einer düstern Phantasie auch

Digitized by Google

seine nächtlichsten Reviere zu beleuchten. Sie hatte sich nur hier und da über die Form aufzuhalten, und klagte in dieser Beziehung über allzu dialektische und didaktische Behandlung dieses Stoffes und dadurch entstandene ungebührliche Länge mancher Gedichte, so wie über die bei einer atomistischen Manier unvermeidliche Auf- und Nebeneinanderhäufung von Bildern und Gedanken, die eins das andre verdrängen und zu schnell verdunkeln, so dafs die vielen funkelnden Sterne eines einzigen Gedichts oft in eine verschwommene Milchstrafse vor der Phantasie des Lesers zusammenfliefsen. Gedichte dieser Art sind in der ersten Sammlung »das Glück« (S. 256.), das nicht weniger als 22 achtzeilige Strophen zählt; »Deutung des Schicksals« (S. 64.), von ebenfalls 22, »die Perlen« von 32 Strophen (S. 72.); auch das cyklische Gedicht: »Guido's letzte Tage« (S. 216—245.) leidet an einer solchen dialektischen Ueberfülle. »Der Dichter reifst uns — klagte die Kritik — mit seiner wahrhaft Günther'schen Sprach- und Reimfertigkeit, von Bild zu Bild, von Gedanken zu Gedanken fort, und gönnt uns nicht leicht bei einem einzelnen auszuruhen; so wird durch den schnellen Wechsel von kühnen Gedanken (die zuweilen Einfälle sind) und gigantischen, häufig disparaten Anschauungen nicht selten eine peinliche, den künstlerischen Eindruck zerstörende Unruhe hervorgebracht; auch läfst ihn die Eile, mit welcher er den Bildersaal seiner Phantasie durchströmt, nicht mit gehöriger Sorgfalt der Deutlichkeit pflegen, und in den schönsten Produkten, in welchen die Idee des Ganzen sehr klar ist, können uns einzelne dunkle, zuweilen ganz unverständliche Verse ordentlich abängstigen.« *)

Die Kritik glaubt auch den ausgezeichnetsten Dichter bei seinem ersten Auftreten aus wohlmeinenden Absichten fast immer zuerst mit strengem Tadel begrüfsen zu müssen. Sie hätte wohl beisetzen dürfen, dafs jener monotone Skepticismus nicht selten schon in der ersten Sammlung einer heiteren Lebensanschauung Platz machte, dafs jener Ernst selbst nicht immer in didaktischer Form und ermüdender Länge sich abmüht, und zwischen jenen dunkeln und breiten Tiefen, auch in schöner, harmonischer Begrenzung spiegelklare Bilder schimmern. Als ein solches hebt sie hier nachträglich folgendes kurze Gedicht aus (S. 73.):

---

*) Ref. citirt hier aus seinem Eigenthum, einer ausführlichen Beurtheilung der ersten Sammlung in den Leipziger Blättern vom 15ten und 16ten Jan. 1832.

Digitized by Google

Die Gefangenen.

Wenn aus der Wälder grünen Nächten
Den Vogel fing des Jägers List,
Wenn er in künstlichen Geflechten
Ein klagender Gefangner ist:

Dann setzt er sich in trübem Sinnen
Auf seines Käfigs ehrnen Ring,
Und denkt den Aether zu gewinnen,
Drin er sonst fröhlich jubelnd hing.

Vom Ringesschaukeln eingewieget
Bewältigt ihn des Schlummers Macht,
Und seinen wachen Gram besieget
Und seinen Zorn der Träume Nacht.

So sinket in des Lebens Ringe
Die Seele eingewiegt zur Ruh';
Gefaltet ist die Silberschwinge;
Erblindet fällt das Auge zu.

Die Heimath, der sie abgeschieden,
Verhüllet ihr Vergessenheit.
Wie ihren Kerker so zufrieden
Mit goldnen Träumen sie bestreut!

O Taub' und Falk! mit mächt'gem Schlage
Der Flügel sprenget euer Schloſs!
Und schwinget zu der Freiheit Tage
Zurück euch in des Lichtes Schooſs!

Noch einen andern Ausgang aus dem Labyrinthe etwas eintöniger, polemischer Lehrgedichte gegen die gewöhnlichen Vorstellungen von Vorsehung und Unsterblichkeit bahnte sich der Dichter in das wechselvollere Gebiet der alten Mythensage, und die tiefe Behandlung derselben in den Gedichten: »Heidenthum« (S. 280.), »Pirithous« (S. 301. 306. 309.), »Persepolis« (S. 314.), »Gesang der Mänaden« (S. 325.), »Gesang der Korybanthen« (S. 329.), »die Mysterien der Demeter,« die übrigens sämmtlich von seiner symbolischen Weise zu denken und zu dichten durchdrungen sind, erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und würden sich noch allgemeinere Anerkennung erworben haben, wenn aus dem Kampfe mit der Sprache der Gedanke überall in voller Klarheit hervorgetreten wäre.

Während sich Gustav Pfizer in seinen andern Gedichten mit den gebräuchlichen Sylbenmaſsen begnügte, hat er sich für mehrere seiner sinnbildlichen Darstellungen der Mythen durch Verschmelzung des daktylischen Sylbenmaſses mit dem trochäischen und anapästischen eine eigenthümliche Form geschaffen, in

Digitized by Google

deren Erfindung hauptsächlich der selbstständige Dichter zu erkennen ist. Die ältere geistliche Liederpoesie der Deutschen hatte viele schöne Lieder in daktylischen Metren nachzuweisen, von welchen wir hier nur drei Haupttypen erwähnen wollen: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ — „Einiger Mittler und ewiger Priester“ — „Es glänzet der Christen inwendiges Leben.“ — In der weltlichen Poesie haben diese Sylbenmafse nie recht Wurzel fassen können. Man wurde sowohl der in denselben gedichteten Bürger'schen Lieder und Balladen, als der ebenfalls daktylischen Lehrsprüche Schillers, obgleich in ihnen das Metrum sich mitunter und namentlich am Schlusse der Zeilen schon durch einen Trochäus milderte, ziemlich bald müde, und fürchtete, durch das Hüpfende des Walzertaktes in Einförmigkeit zu gerathen, und ernsthaften Stoffen durch sie unwillkührlich eine unerwünschte Lustigkeit beizumischen, die zuweilen selbst in's Lächerliche fällt, ein Gefühl, dessen man sich selbst bei jenen geistlichen Gesängen, wo jedoch der Inhalt die Form besiegt hat, nicht immer erwehren kann. Pfizer hat es gewagt, zu jenen Sylbenmafsen zurückzukommen, und sie durch die freieste Einmischung von Trochäen (seltner Spondeen), welche dann, je nachdem die Messung vorgenommen wird, wieder Anapäste erzeugen, auch zu Anfang der Zeile zuweilen von Vorschlagsylben begleitet sind, wechselvoller zu machen und den allzuhüpfenden Takt, sobald der Inhalt es fordert, in einen sanft sich wiegenden zu verwandeln. Bei der wunderbaren Wechselwirkung, in welcher Form und Inhalt in der ächten Poesie zu einander stehen, darf man sich nicht wundern, dafs sich auf das so umgeschaffene daktylische Sylbenmafs die originellsten und vollendetsten Gedichte Pfizer's gründen. Eines der eigenthümlichsten und gehaltvollsten Gedichte der Sammlung ist in diese Form gegossen:

Leuchtende Blitze der Wonne flogen
Ueber des blühenden Gottes Gestalt,
Jetzt hat die Seele ihm Trauer umzogen;
Fühlen auch Götter der Liebe Gewalt?
In seinem Auge zittert's wie Thränen,
Nebel der Wehmuth um's Angesicht:
Und, sie umfassend mit schmerzlichem Sehnen
So er zur bangenden Jungfrau spricht:

„Was kann ich dir geben? Wähle, o wähle!
Was bringt dir, Geliebte, die höchste Lust?
O mich jammert in tiefster Seele,
Dafs du so frühe sterben mufst!

Stirbst du mir nicht mit jedem Tage?
Welkst du nicht selbst in meinem Arm?
Nimmer schwankt mir des Geschickes Wage,
Und Du erbleichest in frühem Harm!" u. s. w.

Die erste Strophe, welche das plötzliche Erröthen des Gottes, den ersten Anflug von Kummer auf seinem Antlitze schildern soll, bedient sich noch des Daktylus mit wenigern Ausnahmen, aber in der zweiten Strophe, wo sein Mund die sanfte Klage anhebt, schmiegt sich auch das gefügig gemachte Sylbenmafs in weichere und wechselndere Formen und stellt sich in seinem Takte etwa so dar:

$$\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}$$
$$\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,-$$
$$\acute{-}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}$$
$$\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\underline{\breve{}}\,|\,-$$
$$\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}$$
$$\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,|\,\acute{-}$$
$$-\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}$$
$$\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,-\,\breve{}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,\breve{}\,|\,\acute{-}\,.$$

Eine Messung, an welcher wir nichts auszusetzen haben, als das »nimmer schwankt« in der vorletzten Zeile, wo nicht anstatt des erforderten Daktylus ein Amphimacer stehen sollte ($-\,\breve{}\,-$), der das Sylbenmafs sofort entstellt und schwerfällig macht; ein Fehler, der zwar selten, aber doch zu Zeiten bei dem Dichter wiederkehrt, z. B. in dem ausgezeichneten Gedichte „Morgenland" (S. 85.), in welchem dies Metrum übrigens mit dem schönsten, freiesten Wechsel angewandt ist:

Abendlich ist es mir jetzt zu Muthe,
Da die Sonne im Westen sinkt;
Und ein Kreis von glühendem Blute
Leuchtend das duftige Blau umschlingt;
Ich fühle die Kraft des Lebens beben,
Ich steh' an des Grabes winkendem Rand;
Ich will um das aschenbleiche Leben
Noch schlingen des Morgenroths Purpurband.

Morgenroths ($-\,\breve{}\,-$) als Daktylus gebraucht, sowie Götterfurcht (II, 151.) hemmt den Flufs des Metrums, ebenso in der

Digitized by Google

zweiten Strophe der falsche Daktylus Blutbach des (– ∪ –). Auch Zeilen wie:

In den Katakomben meines Schmerzens —

und:

Seit Odone mit diesen Locken gespielt —

wovon die erste eigentlich mit ∪ ∪ ∪ ∪ | – ∪ |, die zweite mit – ∪ | – ∪ ∪ | anhebt, sind, man mag skandiren, wie man will, mit dem Sylbenmafse, selbst in seiner gröfsten Freiheit, nicht zu vereinigen.

Ref. kann übrigens von der ersten Sammlung nicht mit einem Tadel scheiden. Er weist vielmehr schliefslich auf das vortreffliche Gedicht: Grofsmuth hin (S. 31.), das in seiner Abrundung und klaren Tiefe Hoffnungen von dem jungen Dichter erweckte, welche die zweite Sammlung durch einen grofsen Theil der ihr einverleibten Dichtungen wirklich erfüllt hat.

Je weiter man sich in diesen zweiten Theil hineinliest, desto mehr wird man überzeugt, dafs der Verf. im Geiste vielseitiger und freier, am Stoffe reicher, in der Form organisirender und strenger, in der Musik der Sprache gehorsamer geworden ist. Die gedehnten Gedichte werden seltener, die Gegenstände mannichfaltiger, die Behandlungsweise wird objectiver; schon das ist ein Vortheil und ein merklicher Fortschritt, dafs sich sein Tiefsinn mehr dem Leben zuwendet, dafs Hoffnung und Zweifel, Hoffnungslosigkeit und Kummer sich nicht mehr im unaufhörlichen Kampfe mit dem Jenseits abringen, dafs der Dichter nicht mehr vorzugsweise ein Jünger der neuesten Metaphysik ist, sondern seitdem ein Mann geworden ist, der auch aus dem Erdenleben Freuden und Leiden der Poesie zu schöpfen gelernt hat. Zwar zieht es ihn noch immer, wie vorher, der Ewigkeit und vielleicht der Vernichtung zu, aber diese Sehnsucht ist doch mit mehr Gefühl der Gegenwart, mit mehr Lebensmuthe gepaart, und schon im ersten Gedichte ruft er der Zeit zu:

Einmal wohl möcht' ich dich flehen,
Spenderin von Lust und Noth,
Freundlich mit mir still zu stehen,
Doch dein Stillstand — ist der Tod.
Und, nun du hinabgezogen
Hast den Sprecher sammt dem Wort:
Rausch' ich in den wildsten Wogen
Kühn und freudig mit dir fort! (S. 4.)

Bald erfreuet er sich der Jahreszeiten, er besingt den Sturm, die Regennacht, den kürzesten Tag, den Wintermorgen, das

Digitized by Google

Thauwetter, den Vorfrühling und des Lenzes Müdigkeit, den Aether, den Sommer im Walde, in der Nacht, den Herbstnebel und den Herbstabend (S. 10—25.), den ganzen Herbst (S. 28 bis 38.); ja er verschmäht es nicht, dem 1834er Weine ein feuriges Wiegenlied zu singen, das sich ohne Rückhalt der Gegenwart hingiebt (S. 39.):

Wie man für geliebte Gäste
Sorglich räumt und schmückt das Haus:
Also räumt für ihn aufs Beste
Den Palast, den Keller aus.
Dafs er da wohne bequemer und besser,
Leeret, o leert alle Eimer und Fässer!

Nur selten verführt ihn noch sein Talent für den Reim zu einem störenden Bilde, wie in dem hübschen Liede: »Eins von Dreien« gleich im Anfang:

Mancherlei kann ich verdauen,
Wenn nur blau der Himmel scheint,
Aber wenn aus dunkelgrauen
Wolken Hera's Auge weint:
Dann erlischt der Seele Feuer —

wo der Leser ungern die Parallele sieht.

Ein sehr liebliches Lied, in welchem sich die Sprache, an deren Schwerfälligkeit wir uns in der ersten Sammlung schon einigermafsen gewöhnt hatten, mit zwangloser Leichtigkeit bewegt, ist dem dolce far niente gewidmet, und wagt es, in lauter Daktylen dahinzurollen (S. 107.):

In Rosengebüschen, bei dunkeln Cypressen
Der Arbeit, des dröhnenden Marktes vergessen,
Den kühlenden Wein aus krystallenen Flaschen
In langen erathmenden Zügen zu naschen,
Zu horchen der Bienen melodischem Summen,
Der Glocken metallenem Hall und Verstummen —
Von Morgenroth (— ∪ — für — ∪ ∪) bis zur Bestattung der Sonne
O ahnt ihr des Müfsiggangs (— ∪ —) selige Wonne?

Nachdem nun der Müfsiggang in seinen reizendsten Formen geschildert ist, wendet sich das Lied an die Pedanten:

Ich höre von ferne das Schelten der Weisen,
Dafs frech ich den Müfsiggang wage zu preisen;
O freilich, ihr könnt nicht geniefsen, nur fassen!
Ihr traget halb seufzend, halb eitel die Lasten!
Ihr wollt nur immer verbessern und meistern,
Und sänget Moral selbst Titania's Geistern!
Ihr flechtet das Leben aus Angst und Verlangen,
Und mangelt der holdesten Kunst: zu empfangen!

Digitized by

Doch wähnet nicht, dafs ich als Tagdieb nur sauge
Die Wunder der Schöpfung mit durstigem Auge!
Wie aus dem Rubin, der die Strahlen getrunken,
So steigen des Nachts aus der Seele die Funken;
Schnell werden im flüchtigen Taumel der Horen
Die blühenden Kinder, die Lieder, geboren!
Sie tragen die fröhlichen, leichten Naturen,
Auf schimmernden Stirnen des Müfsiggangs Spuren.

In diesem übermüthigen Gefühle der Kraft, die der Dichter aus dem Genusse der Gegenwart schöpft, dem er sich um so feuriger überläfst, je seltener ihm die Tendenz seines Geistes zum Abstrakten ein so ungetrübtes Fest der Poesie gestattet, läfst sich der angenehme Muthwille des Dichters auch an seinem Kritiker aus, der »das gräfsliche Ungeheuer, das Taggespenst Philosophie« in seinen Gedichten erblickt haben will (S. 105.):

Zwar bin ich selbst nicht ganz unschuldig;
Oft hab' ich mich nach ihm gesehnt,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
Und wenn es sprach, oft nicht gegähnt.

Nun aber ist mir's selbst verdrieflich,
So oft der Geist vorüberhuscht,
Und Verse, die sonst wohl erspriefslich,
Mit dürrer Knochenhand verpfuscht.

Leider versteht der Dichter, wie er uns versichert, nichts vom Geisterbanne, obgleich er einen Mann, »der klar in's Geisterreich geschaut hat« (den Theologen und Propheten Johann Albr. Bengel) unter seinen Ahnen zählt. Dennoch will er es versuchen, den Geist mit Sprüchen aus dem Wunderhorn zu verjagen, will ihm des Hafis schäumenden Pokal kredenzen, ihn mit Rosenöl spritzen, ihm die Narrenmütze mitsamt den Schellen über's Ohr werfen. Erst wenn in fernen Tagen der Freude Fest verrauscht ist, mag er wieder kommen, und ein Stündchen mit ihm kosen.

Doch ist dieser Bann nicht so ernstlich gemeint, und der finstre Geist wird noch oft zum Feste des Liedes mitgenommen; man mufs ihm aber nachsagen, dafs er sich immer besser mit der Poesie vertragen lernt. So möchte man ihn nur ungerne in dem rührenden Gedichte: »Zwillingsloos« vermissen (S. 103.), aus welchem wir erfahren, dafs unser Dichter nicht einsam in die Welt getreten ist, und ihm in einer Wiege freundlich zugesellt ein Schwesterchen lag:

Zwei Engel stiegen aus dem stillen Reich,
Wo man der Menschheit Loose wägt, zugleich,
Doch Einem ward die Vollmacht nur gegeben,
Sein Kind zu lenken durch das wirre Leben.

Digitized by

Dies Zwillingsloos macht den Zurückgebliebenen unglücklich; bei Jubel und Genufs raunt es ihm in's Ohr, warum denn er fortlebt, da sein Fleisch und Blut gestorben ist.

Und drum, so weit mir das Gedächtnifs reicht,
War mir das Leben nie wie Andern leicht,
Schwer, wie den Schläfer drückt des Alpes Last,
Trüb, wie des Abschieds Stunde wird dem Gast;
Mir bleibt das Herz erkältet und erschreckt,
Mein Mark vom Hauch des Todes angesteckt.

Seinen Genius selbst aber fragt er, ob ihm seine Sendung nie leid geworden, ob er nie mit Leide des andern Engels gedacht,

Der von dem zarten Schützling ungekränkt,
Der Heimath gleich sich wieder zugelenkt
Und von der Mutter Brust in raschem Flug
Die unbefleckte junge Seele trug.

Diesem Gedichte hat erst der philosophische Tiefsinn den Stempel der Originalität aufgedrückt, ohne den es leicht einen Anstrich widerlicher Sentimentalität bekommen haben würde. Dasselbe rühmen wir von dem Liede: „des Lebens Unruhe" (S. 81 f.), in welchem sich so unvergleichlich schön der Hunger und Durst nach Unvergänglichem ausspricht, namentlich im Schlufsverse:

Mich jagt mit scharfen Nesseln
Das Leben vor sich her;
Zersprengend alle Fesseln
Bleibt frei das Herz, doch leer;
Empört die Pulse klopfen
Die müde Seele bangt,
Die stets nach einem Tropfen
Der Ewigkeit verlangt.

Solche Einmischung der Philosophie in die Poesie gespenstisch nennen zu wollen, kann dem Kritiker nicht beikommen. Eben so wenig wird er den tiefsinnigen Gedichten: »der Phönix« (S. 83.), »die Epochen der Geschichte« (S. 97.), »Hermes Psychopompos" (S. 241.), »Göthe's Farbenlehre« (S. 124.), »die Seele« (S. 60) etwas anhaben können, die sämmtlich zu den Zierden der neuen Sammlung gehören, und in welchen, sowie in vielen andern, jene eigenthümliche Mischung von Reflexion und Anschauung herrscht, die Göthe so sehr an Schillers schönsten Gedichten bewundern zu müssen erklärte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 19. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gedichte von Gustav Pfizer.

(Beschluſs.)

Etwas unheimlicher, und an die finsteren Lehrgedichte der ersten Sammlung erinnernd, tritt dagegen der Geist des Skepticismus in dem langen Gedichte »Gerontes« (symbolisch in epischer Form) hervor (S. 222—240.), und nicht nur die dürre Knochenhand, sondern das ganze Knochengerippe streckt er, ohne jedoch die Verse zu verpfuschen, in den schauerlichen Cyclus von Gedichten herein, der »die Tafelrunde« betitelt ist (S. 132 bis 156.), und in welchem ein Dutzend Freunde dargestellt wird, die, auf Veranstaltung des trübseligsten Philosophen unter ihnen, aus dem Schädel eines vor Jahresfrist gestorbenen Freundes als Trinkschale zechen und, jeder auf seine Weise, den schauerlichen Pokal apostrophiren. Der Gegenstand ist kannibalisch gewählt, aber wir können dem Dichter unsere Bewunderung nicht versagen, dessen düsterer Humor unsern Widerwillen zu besiegen weifs, und uns durch den seltenen Trank tiefsinniger Meditation, den er uns in der gräfslichen Schale reicht, unversehens zu Mitschuldigen des schauerlichen Umtrunks macht.

Wohlthätiger ist der Eindruck, den die Anwendung der Symbolik des Dichters auf die politischen Zeiterscheinungen hervorbringt, und das schöne Gedicht: »Mythe« (S. 298.), in welchem die Freiheit mit dem Loose des Tithonus verglichen wird, der bis zur wesenlosen Stimme eingeschrumpft ist, die aber nicht untergehen kann, die sich frischen Leib und goldne Waffen aus dem Nichts schaffen wird, mag wohl seines Gleichen suchen. Aus der tiefsten Schmerzempfindung ist »Lethe« entstanden (S. 300.), wo die Dichterseele den Versuch macht, sich nach dem Untergange Polens, dem einige seiner schönsten Lieder gesungen sind, aus der trüben Gegenwart in einen gewissen Egoismus der Poesie hinüberzuflüchten, was aber umsonst ist; die Zither der Freude ist saitenlos, verstummt ist der Ruf der Vögel, der Pokal ist gallenbitter, der Mund der Geliebten ist kalt:

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde wehn so traurig
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mutter Brüste;

Digitized by Google

Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe
Ich der Menschheit Schicksal sehe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildnifs Graun erbleichte
Mir der Völker Mifsgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück.

Ganz von Poesie eingegeben sind »der Garten am Kirchhof« (S. 71.); »an Justinus Kerner« (S. 119.); »Almansor" (S. 250.); „Meleager" (S. 168.); einige der Sonette und Gaselen; „Einsames Leben" (S. 93.); dann das »Gespräch« (S. 46.), wo die Freundin dem Geliebten ihre Traurigkeit bei dem Nachtgedanken eingesteht, dafs sie sich niemals hätten finden können. Tiefe der Liebe und Tiefe der Weltanschauung wetteifern in diesem Gedichte miteinander. Endlich heben wir noch das kleine Lied: »der Junggesell," heraus (S. 160.), in welchem ein Jüngling, der das Weib seiner Jugend und sein Kind verloren hat, dies Geschick als einen Traum besingt:

— — — — —

Der Ausgang liegt mir stets im Sinn:
Zum Grabe feucht und kalt
Trug man die schöne Mutter hin;
Das Kind dann welkte bald.

Der ganze Traum ist jetzt vorbei;
Mein Auge wasch' ich hell,
Durchwandre wieder leicht und frei
Die Welt als Junggesell.

Zwei Locken aber wunderbar
Vom Traum mir blieben sind;
Die braune von der Mutter Haar,
Die blonde von dem Kind.

Schau' ich die goldne Locke an,
So bleicht das Abendroth;
Und seh' ich auf die dunkle dann,
So wünsch' ich mir den Tod.

Dieses kleine Lied, in welchem der dichtende Junggeselle kein eigenes Erlebnifs schildert, ist von der besten Vorbedeutung für des Dichters weitere Entwicklung, denn wer sich so in die Tiefe eines fremden Lebens hineindichten kann, ist schwerlich bestimmt, mit seiner Poesie bei der Lyrik allein stehen zu bleiben.

G. Schwab.

Digitized by Google

1) *Hodegetik für Medicin-Studirende oder Anleitung zum Studium der Medicin nebst einer ausgewählten medicinischen Literatur. Ein Handbuch zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen von Dr. Joh. Wilh. Arnold. Heidelberg und Leipzig, bei K. Groos. Wien, bei K. Gerold.* 1832. VI *und* 258 *S.* 8.

2) *Methodologie oder Hodegetik als Einleitung in das gesammte medicinisch-chirurgische Studium kurz verfaſst von Dr. Burkard Eble, k. k. Regimentsfeldarzte, Bibliothekar und Oberaufseher der Zöglinge an der med. chirurg. Josephs-Akademie und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Wien, bei K. Gerold.* 1834. 60 *S.* 8.

Der Verf. von No. 1. glaubte sich zur Herausgabe eines Handbuchs der medicinischen Hodegetik berechtigt, da er in seinen Vorträgen, die er seit dem Jahr 1827 über diesen Gegenstand gab, hinsichts Eintheilung, Gang und Behandlungsweise überhaupt in mancher Beziehung nicht ganz den früheren Lehrbüchern folgen konnte. Er suchte die Medicin nach ihrem dermaligen Standpunkte darzustellen und beim Studium derselben im Allgemeinen und der einzelnen Wissenschaften im Besondern auf gründliche, umfassende, nicht blos die nächsten Zwecke beachtende Bildung junger Aerzte hinzuwirken, vorzüglich aber durch fleifsiges Studium der Naturwissenschaften dieselben vor Einseitigkeit und einem oberflächlichen, schlendrianmäfsigen Treiben in der Praxis zu schützen. Auch glaubte er bei der Literatur sich nicht auf Angabe einiger Handbücher beschränken zu dürfen, indem er in einer mehr ausgedehnten, jedoch für den Studirenden ausgewählten medicinischen Literatur ein Hauptmittel zur Leitung und Förderung eines gründlichen und umfassenden Studiums dieser Wissenschaft erkennt. Es freute ihn die mehrseitige Anerkennung dieses seines Strebens und es wird ihm dieselbe zur Aufmunterung dienen, mehrere in diesem Handbuch niedergelegte Ansichten in der Folge näher zu begründen und durchzuführen.

In No. 2. liefert Hr. Eble einen Auszug von No. 1, ähnlich wie er in seinem Taschenbuch der Physiologie Rudolphi's bekanntes Handbuch und in dem der allgemeinen Nosologie, Symptomatologie und Semiotik Ph. C. Hartmann's Theorie der Krankheit im Excerpt gab, jedoch mit dem Unterschied, dafs er hier die Schriften, welche er excerpirte, genannt, in seiner Hodegetik aber die Schrift No. 1. mit keiner Silbe erwähnt. Da wohl jeder mit der Literatur vertraute Arzt die Quelle, aus welcher hier geschöpft wurde, alsbald erkennen wird, so hätte der Verf. von No. 1. die Sache auf sich beruhen lassen, wenn ihm nicht mehrere

Digitized by Google

belobende Anzeigen der Eble'schen Schrift zu Gesicht gekommen wären. Zeigen diese auch auf's Neue, auf welche Weise die Kritiken verfafst werden, und welche literärische Bildung viele Recensenten besitzen; so könnte doch Hr. Eble dadurch bestimmt werden, seine Taschenbücher-Fabrik noch mehr wie bisher zu betreiben, und neue literärische Plagiate zu begehen, was um so bedauerlicher wäre, als er Kräfte besitzt, Selbstständiges zu produciren, wie seine Werke über die Bindehaut des Auges und über die Haare zeigen, denen auch die verdiente Anerkennung wurde.

Um zu zeigen, wie bequem sich Hr. Eble die Arbeit machte, um ihn von dieser unerlaubten und verachtungswürdigen Art der Schriftstellerei abzuhalten und ihn zu ehrenden und die Wissenschaft fördernden literärischen Arbeiten zurückzuführen, sollen hier nur einige Parallelstellen aus beiden Schriften angeführt werden.

Arnold's Hodegetik.

§. 12. Medicin (*medicina, ἰατρική*) wird die Gesammtheit derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten genannt, die uns in den Stand setzen, die Gesundheit lebender Wesen und besonders der Menschen zu erhalten, so wie die verlorene wieder herzustellen, in sofern dies in den Grenzen der Möglichkeit liegt.

§. 87. Arzt (*medicus, ἰατρός*) wird der genannt, der die unter Medicin begriffenen Kenntnisse sinh zu eigen gemacht hat, und zugleich die erforderliche Kunstfertigkeit besitzt, um diese Kenntnisse zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, vorzüglich der Menschen, so wie auch zur Wiederherstellung derselben, und Linderung von Leiden anzuwenden. §. 39. Da die Medicin, wie dies im vorigen Abschnitt gezeigt wurde, sowohl den Anforderungen einer Wissenschaft, als auch denen einer Kunst zu entsprechen hat, so mufs derjenige, welcher die Medicin ausüben will, Gelehrter und Künstler seyn.

Eble's Hodegetik.

§. 3. Unter Medicin, *medicina, ἰατρική*, im Allgemeinen versteht man den Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die uns in den Stand setzen, die Gesundheit zu erhalten, und, wo sie verloren ging, wieder herzustellen, oder wenigstens das Leiden zu mildern.

§. 8. Dem Vorausgeschickten gemäfs mufs der Arzt (*medicus, ἰατρός*), d. h. derjenige, welcher sich die unter Medicin begriffenen Kenntnisse eigen gemacht, und die gehörige Kunstfertigkeit, selbe behufs der Erreichung des Hauptzwecks der Medicin anzuwenden, erlangt hat, Gelehrter und Künstler zugleich seyn.

Digitized by Google

Arnold's Hodegetik.

§. 114. Die allgemeine Anatomie *(anatomia generalis)* hat die allgemeinen Bildungsgesetze aufzustellen, die Urformen und die verschiedenen Gewebe, welche in die Bildung des Organismus eingehen, zu betrachten, und zu zeigen, wie die Gewebe zur Bildung von Organen und Systemen zusammentreten. Deshalb wird sie auch von manchen Gewebelehre *(Histologia* von ἱστὸς) genannt.

Eble's Hodegetik.

§. 22. Die allgemeine Anatomie *(anatomia generalis)* untersucht die Urformen und die verschiedenen Gewebe; sie zeigt, wie selbe zur Bildung von Organen und Systemen zusammentreten, und folgert hieraus auf die allgemeinen Gesetze der Bildung. In dieser (wohl in jener soll es heifsen) Beziehung heifst sie auch Gewebelehre *(Histologia)*.

Diese wenigen Stellen mögen als Beweise meiner Angabe genügen, um so mehr, als der Raum dieser Blätter nicht verstattet, mehrere abdrucken zu lassen. Eine genaue Vergleichung beider Schriften wird jeden leicht überzeugen, dafs es sich mit dem gröfsten Theil des Eble'schen Buchs eben so verhält, wie mit den angeführten §§. Aufserdem ist dasselbe auch mit der gröfsten Leichtfertigkeit verfafst, was schon daraus erhellt, dafs die Diätetik ganz fehlt. Mögen auch diätetische Vorschriften dem Geschmack der Wiener nicht ganz entsprechen, so darf doch davon nichts in den Unterricht übergehen.

Heidelberg im Januar 1835.

Dr. *Arnold.*

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PSYCHOLOGIE.

1) *Ueber das Verhältniſs zwischen Leib und Seele im Menschen, mit besonderer Beziehung auf sittliche Freiheit und Zurechnung, von B. Jos. Hilgers. Bonn, 1834. 111 S. 8.*

2) *Drei anthropologische Vorlesungen gehalten von Dr. L. Choulant. Leipz. 1834. 92 S. 8.*

3) *Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie. Von Dr. Fr. Groos. Mannh. 1834. 136 S. 8.*

4) *Archiv für Psychologie für Aerzte und Juristen. Herausg. von Dr. J. B. Friedreich. J. 1834, H. 1. Heidelb. 130 S. 8.*

5) *Positive Ideologie. Ein Beitrag zur neuesten Physiologie. (Aus dem Französischen.) Stuttg. 1834. 33 S. 8.*

6) *De modo propagationis animarum in genere humano. Diss. theol. philos. quam scripsit J. B. Baltzer. Bonnae 1833. 36 S. 8.*

7) *Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessenseyn und Zauber. Karlsruhe, 1834. 189 S. 8.*

Nachdem wir in ausführlicheren Anzeigen dreier der vorzüglichsten psychologischen Werke der letzten Zeit in diesen Blättern von dem gegenwärtigen Standpunkte der Psychologie Nachricht gegeben haben, fügen wir zur Ergänzung davon noch kürzere Anzeigen einer Reihe kleinerer psychisch-anthropologischer Schriften hinzu. Die ziemlich grofse Anzahl derselben, die nur den letzten zwei Jahren angehört, bestätigt auf eine erfreuliche Weise die früher ausgesprochene Bemerkung, dafs die Psychologie unter uns jetzt ein Gegenstand besonderer Vorliebe geworden sey. Beachtungswerth ist aber dabei auch die Bemerkung, dafs die hier angeführten Schriften wenig das Innere der Psychologie selbst, sondern fast sämmtlich das Verhältnifs derselben zu der äufseren Naturlehre oder zu der Heilkunde betreffen, und nicht eigentliche Philosophen, sondern gröfstentheils Aerzte und Naturforscher, zum Theil auch Theologen zu Verfassern haben, die weniger durch das rein wissenschaftliche Interesse an der Psychologie selbst, als durch irgend ein praktisches Interesse darauf hingetrieben worden sind. Obgleich nun dadurch unsere Hoffnung auf eine besonders lebhafte Theilnahme an der Psychologie selbst einigermafsen geschwächt werden mag, so kann man sich doch in unserer so vorherrschend praktischen Zeit nur Gewinn für die Psychologie aus dem Umstand versprechen, dafs diese Wissenschaft jetzt mehr als sonst als eine praktische betrachtet

Digitized by Google

zu werden anfängt, und wenn dadurch Männer von den verschiedensten Standpunkten veranlafst werden, sich näher damit zu beschäftigen. Wenn die Klage vielleicht nicht ganz ungerecht ist, dafs die Philosophen von Profession, denen der Anbau der Psychologie bis jetzt fast ausschliefslich übergeben war, oft zu viel und zu einseitig speculirt und theoretisirt, zu wenig beobachtet haben, dafs sie sie zu scharf von der Naturwissenschaft überhaupt und der physischen Anthropologie abgesondert haben: so kann man sich nur darüber freuen, wenn nun Aerzte, Physiologen und Naturforscher diese Wissenschaft von ihrem Standpunkte aus behandeln und sie dadurch vielleicht an empirischem Stoffe mehr bereichern und in engere Wechselwirkung mit der Physiologie setzen. Mag auch dadurch der entgegengesetzten Einseitigkeit der materialistischen Denkart eine stärkere Nahrung gegeben werden, so wird diese doch durch die fortgesetzte Theilnahme der Philosophie als der natürlichen Repräsentantin der spiritualistischen Denkart mit dieser in dem Gleichgewicht gehalten werden können und die Einseitigkeiten beider allmählig aufzuheben Gelegenheit geben. Ueberhaupt aber ist gerade von der Psychologie, die so tief in alle Angelegenheiten des Lebens und der Wissenschaft eingreift, ganz besonders zu wünschen, dafs sie sich immer mehr als ein Bestandtheil der allgemein menschlichen Bildung geltend mache.

Vorzüglich aus diesem praktischen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte mag daher auch die Frage nach dem Verhältnifs des Leibes zu der Seele, die früher längere Zeit geruht hatte, aber noch lange keine allgemein befriedigende Antwort gefunden hat, von Neuem in lebhafte Anregung gekommen seyn. Diese ist es, welche die Schrift No. 1. sich zum besonderen Gegenstande gewählt hat; und wenn Ref. darin auch keine erschöpfende Lösung der schwierigen Aufgabe gefunden hat, so gebührt ihr doch gewifs das Lob eines verständig besonnenen Urtheils und einer klaren Darstellung der faktischen Verhältnisse, auf die es dabei ankommt, wodurch sie wenigstens zweckmäfsige Materialien für diese Untersuchung darbietet. Der Verf. derselben fand als Seelsorger und Theilnehmer an der Krankenbehandlung in dem Irrenhause zu Siegburg allerdings Gelegenheit genug zu reichhaltigen Beobachtungen, aber die im Voraus festgesetzte Absicht, mit der Abhängigkeit der Seele von dem Leib, die sich ihm in seinem Berufe so stark aufdrängte, die sittliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit des Menschen zu behaupten, gab seiner ganzen Untersuchung eine Befangenheit, die nicht glücklich auf den Erfolg derselben einwirken konnte, besonders da sich auch noch theologisch-dogmatische Elemente, die hier gar nicht an der rechten Stelle sind, einmischen. Der Verf. stellt nämlich zuerst zwei Hauptansichten über dies Verhältnifs einander gegenüber: den Monismus oder die Ansicht von der Einheit der Seele mit dem Leibe, und den Dualismus, nach welchem Leib und Seele zwei verschiedene Wesen sind. Er widerlegt hierauf

Digitized by Google

nach der Reihe die drei Formen des Monismus, des materialistischen, spiritualistischen (den er dynamischen nennt) und des pantheistischen, und schliefst daraus auf die Wahrheit des Dualismus. Allein auch hier begnügt er sich nicht blos mit einem theilweisen Dualismus, der nur die höheren Seelenthätigkeiten für unabhängig von dem Leibe hält, die niederen dagegen für Eins mit dem Körper, sondern er behauptet einen reinen Dualismus, der die Seele für durchaus verschieden von dem Leibe erklärt. Allein die Begründung dieses seines reinen Dualismus ist sehr schwach. Sie stützt sich darauf, dafs Vernunft und Gewissen nicht bedingt sey durch den Körper. Dies ist ihm nun zwar ohne Zweifel zuzugeben in Ansehung der Anlage oder Vermögen dazu, aber nicht in Ansehung ihrer wirklichen Lebensäufserungen. Wer kann es leugnen, dafs körperliche Zustände, Mischung der Säfte u. s. w. auch auf diese höhern Functionen der Vernunft und Sittlichkeit bedeutend einwirken. Wäre also die dualistische Selbstständigkeit der Seele von dieser Unabhängigkeit ihrer höheren Functionen von dem Körper gegründet, so stünde es schlecht darum. Ref. glaubt dagegen, dafs die Selbstständigkeit des Seelenwesens nicht gefährdet werden kann durch eine noch so weit ausgedehnte Abhängigkeit seiner Thätigkeiten von körperlichen Bedingungen auch in ihren höchsten Verrichtungen, weil ihr doch unantastbar die besondere Qualität des Geistigen selbst bleibt, die aus materiellen Ursachen schlechterdings nicht erklärt werden können. Wenn zuletzt noch die göttliche Gnade dem durch die körperliche Bedingtheit bedrohten freien Willen zu Hülfe gerufen wird, so spricht darin der Theolog, dem hier keine Stimme zukommt.

Die Schrift No. 2. ist zwar nicht rein psychologischen Inhalts, indessen bietet sie doch, von ihrem allgemeineren anthropologischen Standpunkt, Manches für die Psychologie Interessantes dar. Sie besteht aus drei untereinander nicht zusammenhängenden Vorlesungen, die in gewählter Sprache und allgemein faſslichem Ton gehalten und geistvoll und verständig ihre Themata behandeln. Die 1ste Vorlesung, „über die natürlichen Cyklen der Kulturgeschichte“ ist die unbedeutendste und scheint in der Idee eben so unbegründet als in der Ausführung locker zu seyn. Interessanter ist die 2te, „über die Naturgeschichte des Menschen,“ welche recht gute Bemerkungen über den Einfluſs des Klima's und der Abstammung auf die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Menschenraçen zusammenstellt. Die 3te, „über die Sinne des Menschen,“ betrachtet diese theils physiologisch theils psychologisch klar und ansprechend, so weit es einer gröfseren gemischten Gesellschaft von Interesse seyn konnte, ohne auf neue Entdeckungen Anspruch zu machen.

Auf die Beurtheilung der Schrift No. 3. kann Rec. hier nicht näher eingehen, weil er sein Urtheil darüber schon anderwärts ausgesprochen hat; er glaubte jedoch hier, wo es sich um eine Uebersicht über die neuesten Erscheinungen in dem Gebiete der psychologischen Literatur handelt, diese interessante und anziehend

Digitized by Google

geschriebene Schrift eines achtungswerthen Veteranen im Dienste der Psychologie und im Besondern der Psychiatrie, worin er die Resultate seiner letzten, zum Theil bedeutend umgewandelten psychologischen Resultate niedergelegt hat, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, da ihr jedenfalls ein sehr ehrenvoller Platz in dieser Reihe gebührt.

Die unter No. 4. angeführte bekannte Friedreich'sche Zeitschrift für Psychologie entspricht einem anerkannten Bedürfnifs der Literatur, indem sie der Psychologie, vorzüglich aus dem oben angedeuteten praktischen Gesichtspunkt ein Organ darbietet. Sie hat diesen Zweck schon seit mehreren Jahren ehrenvoll erfüllt, obgleich sie von Seiten des lesenden wie des schreibenden Publikums eine noch bessere Unterstützung verdient. Der unermüdlich verdienstvolle Hr. Herausgeber hat nun in der Redaction der bisher unter dem Titel: »Magazin für philos., medic. und gerichtliche Seelenkunde" erschienenen Zeitschrift, um sie ihrem Zwecke und dem Bedürfnisse noch strenger anzupassen, einige Veränderungen vorgenommen, vorzüglich durch Ausschliefsung aller Anzeigen und Auszüge aus andern Schriften, und Beschränkung auf bloſse Originalaufsätze und zwar gröſstentheils von praktischem Inhalt. Auch haben die Herren Mittermaier, Grohmann und Groos auf dem Titel ihre Mitwirkung an der Sache zugesagt. Das 1ste Heft, das bisher von dieser neuen Folge erschienen ist, bietet uns vier Abhandlungen, deren jede in ihrer Weise werthvoll ist. Die 1ste giebt eine lichtvolle und unterrichtende »Schilderung von Neu-Bethlem in London," von Bergmann in Hildesheim; die 2te theilt interessante „Bemerkungen einer irre gewesenen Person über ihren eigenen geisteskranken Zustand" mit, von Demselben; in der 3ten erhalten wir scharfsinnige und treffende Ansichten des Dr. Diez „über die praktische Anwendung der psychologischen Untersuchungen über Zurechnungsfähigkeit bei Verbrechen," besonders rücksichtlich des Wahnsinns u. a. die Zurechnung aufhebender psychischen Zustände; in der 4ten endlich spricht sich der Herausgeber selbst »über die Zurechnung der im Zustande der Trunkenheit und Trunkfälligkeit begangenen Handlungen" mit Gründlichkeit und Umsicht aus. Seine Bemerkungen über Einzelnes in diesen Abhandlungen, wozu vorzüglich die beiden letzteren Stoff bieten, hält Rec. hier zurück. Möge dieser Zeitschrift ein recht glückliches Gedeihen zu Theil werden. Obgleich Ref. für seine Person auch oft ein tieferes Eingehen in die psychologische Theorie wünschen würde, so glaubt er doch allerdings, dafs ihr Zweck mehr auf Mittheilung von Erfahrungen aus dem Gebiete der Psychiatrie und gerichtlichen Psychologie beschränkt werden mufs, und in so fern wird ihr Gedeihen hauptsächlich von der thätigen Theilnahme denkender Irrenärzte und Kriminalisten abhängen.

Der Schrift No. 5. gedenken wir nur kürzlich und vorübergehend als einer Stimme eines Franzosen, die hoffentlich unter deutschen Psychologen wenig Gehör finden wird. Der Verf. em-

Digitized

pfiehlt nämlich in diesen wenigen Blättern den deutschen Naturforschern zu Stuttgart, an die sie gerichtet sind, die wohl bekannte materialistische Theorie, dafs die Seele nichts sey als feine Materie und nothwendige Wirkung ihrer körperlichen Organe. Man könnte es nur als Folge der unter unseren praktischen Aerzten leider nicht seltenen Vernachlässigung der Philosophie und Psychologie betrachten, wenn der Materialismus noch unter ihnen Beifall finden kann.

Die kleine Schrift No. 6. ist zwar ihrer Absicht und ihrem Verf. nach theologisch, aber da ihr Thema, die Art der Fortpflanzung der Seelen in dem menschlichen Geschlecht, durchaus ein anthropologisches ist und nur auf dem Boden der Anthropologie beantwortet werden kann, so glaubt sich Rec. berechtigt, sie in diese Reihe mit aufzunehmen. Indessen bietet sie wenig Interesse dar: sie beurtheilt nach der Reihe die bekannten Hypothesen des Transfusianismus (auch das s. g. Einschachtelungssystem), Traducianismus, Präexistentianismus und Creatianismus, und zwar theils biblisch theils vernünftig, er bestreitet die drei ersteren und vertheidigt dann die letzte, wornach jede Seele im Augenblick der Geburt des Leibes von Gott auf übernatürliche Weise neu geschaffen werden soll. *Sapienti sat!*

Zu den merkwürdigen Erscheinungen in dem Gebiete der Psychologie und Psychiatrie gehört unstreitig die Schrift No. 7. Der Verf. der bekannten Schrift über die Seherin von Prevorst, dem die Natur eine besondere Gabe zur Beobachtung solcher unbegreiflichen Gegenstände verliehen zu haben scheint, theilt hier eine Reihe von psychisch abnormen Zuständen mit, und zwar zum grofsen Theil aus dem Kreise seiner eigenen Beobachtung und Erfahrung, die ganz den Anschein des Besessenseyns durch böse Geister haben. Der Verf. nimmt sie freilich, nach seiner schon sonst bewährten Starkgläubigkeit, unbedenklich für wirkliche kakodämonische Besitzungen, und erzählt uns ausführlich, wie er mit jenen bösen Geistern, die in dem Leibe seiner Patienten Platz genommen hatten, über ihre Austreibung verhandelt, wie diese ihm das Bekenntnifs ihrer Sünden zu Protokoll dictiren, wie sie durch den blofsen Namen Jesu Christi, ohne alle andere Mittel, ausgetrieben worden u. dgl. m. Aber abgesehen von dieser Deutung, sind mehrere der hier mitgetheilten Fälle psychologisch sehr merkwürdig; wogegen andere, in denen ganz gewöhnliche ältere Geschichten von Teufelsbesitzungen und Austreibungen aus den Zeiten des Hexenglaubens ganz ernsthaft als unbezweifelbare Thatsachen nacherzählt werden, nicht die gleiche Aufmerksamkeit verdienen. Das psychische Wesen dieser Zustände ist immer dieses, dafs sich in der Seele neben dem Selbstbewufstseyn gleichsam ein zweites Selbstbewufstseyn eines fremden Individuums bildet, das nun neben dem eigenen in ihr denkt und aus ihr spricht. Die Bildung eines solchen zweiten Bewufstseyns nun ist nichts psychologisch unerhörtes, und kommt in sehr verschiedenen Gestalten und aus sehr verschiedenen Ursachen vor. Erklärlich aber

Digitized by Google

wird das Entstehen eines solchen Zustandes auf folgende Weise: das Krankhafte in uns wird leicht als etwas uns Fremdes gefühlt. Irgend ein Gefühl oder eine Vorstellung oder Begierde sey nun durch krankhafte Affection aus ihrem normativen Zusammenhange mit der Einheit unseres Seelenlebens herausgetreten, so wird es sich dem Bewufstseyn besonders des weniger Gebildeten, als ein von Aufsen in uns Eingedrungenes und zugleich, da es störend auf uns wirkt, Feindseliges, Bösartiges darstellen. Wie nun das gemeine Bewufstseyn jede Kraft zu personificiren geneigt ist, so wird es auch dieses krankhafte Element des eigenen Seelenlebens als einen fremden, feindseligen, in es eingedrungenen Geist betrachten, der nach dem alten Volksglauben ein Teufel oder ein abgeschiedener verdammter Geist ist. Die allgemeine Personification entwickelt sich nun weiter zur besonderen Individualisation, und aus dem bösen Geist im Allgemeinen wird dieses bestimmte Individuum, dieser Mönch, dieser Müller u. s. w. Das an den krankhaften Zustand geknüpfte Bewufstseyn fühlt, denkt und lebt sich immer mehr in das Bild oder Schema des eingebildeten Individuums hinein, und kann es, bei der krankhaft gereizten und geschärften Einbildungskraft, in der Nachbildung dieser fremden Individualität oft so weit bringen, dafs es die gewöhnlichen psychischen Fähigkeiten des Patienten übersteigt, und darum auch dem Beobachter als Wirkung eines Uebernatürlichen erscheint. So wird u. a. in der zuerst erzählten Geschichte des Mädchens von Orlau ein grofses Gewicht darauf gelegt, dafs diese sich von einem Mönch besessen glaubte, der im 15ten Jahrh. gelebt hatte, dafs sie genau in der Rolle dieses Mönches sprach, von Klöstern, Nonnen und Mönchen, Messen u. a. katholischen Gebräuchen redete, obgleich sie protestantischer Confession, aus einer protestantischen Gegend und so wenig unterrichtet gewesen sey, dafs sie von dem Allen nichts wissen konnte. Allein dafs sie gar nichts davon gewufst haben sollte, ist gar nicht denkbar: der unwissendste Bauer, selbst in Sachsen und anderen Gegenden, wo weit und breit keine Katholiken leben, hat von Klöstern, Mönchen und dergl. gehört. Gerade das Dunkle, Fremdartige und geheimnifsvoll Schauerliche, was diese Vorstellungen für sie gehabt haben mögen, mufste sie besonnders geneigt machen, ihre Phantasien daran zu knüpfen. War dies aber einmal geschehen, so geschah es dann eben so natürlich, vermöge der krankhaft zu höherer Kraft angespannten Phantasie, dafs das Bild dieses Individuums ihr nun viel klarer werden mufste, als im gesunden Zustande, und dafs sie sich also dieses, bis auf die tiefe Bafsstimme, nachzubilden vermochte. Aber freilich zweifelt Rec. nicht, dafs eine schärfere und unbefangenere Beobachtung gar Vieles entdeckt haben würde, was der Individualität eines Mönchs aus dem 15ten Jahrh. schlecht entspricht. Ich erinnere nur daran, ob wohl der Mönch in der Sprache des 15ten oder des 19ten Jahrh. geredet habdn mag? Oder sollte er als körperlos umherschweifender Geist sich in seiner Sprache bis auf unsere Zeiten

fortgebildet haben? In wie weit sich auch absichtliche oder unbewufste Täuschung von Seiten der betreffenden Patienten mit eingemischt habe, kann natürlich nur nach genauerer Selbstbeobachtung behauptet, darf aber doch schon aus den mitgetheilten Umständen vermuthet werden; wenigstens war die vorgefafste Neigung, überall Wunderbares zu erblicken, nicht geeignet, den Betrug zu entdecken. Fast noch merkwürdiger aber, als die hier erzählten psychischen Zustände, ist die Theorie, welche Fr. Eschenmayer am Schlusse dieses Buches darüber aufstellt. Er belehrt uns, dafs die menschliche (irdische) Natur das Mittelglied sey zwischen einer Uebernatur und einer Unnatur, die beide von entgegengesetzten Seiten her auf sie einwirken. Der Uebernatur gehört das Reich des Uebersinnlichen, Göttlichen und Himmlischen, in ihr leben die Engel und seligen Geister, aus ihr stammen die göttlichen Offenbarungen, die Erscheinungen der Engel, Visionen, Wunderkraft u. s. w.; der Unnatur gehört das Reich des Teufels, der Verdammnifs, der bösen Geister, der verdammten Seelen, und von ihr rühren die Erscheinungen von Besitzungen und von Zauberei und Hexerei, der böse Magismus. Dieser Einfluſs der Uunatur auf die irdische Natur des Menschen „ist nichts anderes als die an der negativen Grenze der Körperwelt sich erzeugende Polarkraft, welche, durch einen dämonischen Willen beseelt, in die Körperwelt aufsteigt und selbst unter gewissen Bedingungen die menschliche Natur zu ergreifen im Stande ist« (S. 132.). »Die stärkste Schutzwache gegen die Einflüsse der Unnatur ist der Name des Herrn, weil an diesen Namen der Dienst aller guten Engel und der Sieg über alle Böse geknüpft ist« (S. 134.). „Besitzung ist diejenige Wirkung der Unnatur, welcher Einer oder mehrere unreine Geister durch irgend eine Vermittlung in einen Menschenleib eindringen, sich der Sinnen-, Bewegungs- und gröfstentheils auch der Sprachwerkzeuge bemächtigen, die Macht der Seele auf dieselben sistiren und in kürzeren oder längeren Paroxysmen sich in fremden Tönen, Worten, Geberden und Bewegungen, meistens spöttischer, ruchloser und gewaltsamer Art, vernehmen lassen« (S. 136.) Ferner: „Zauber ist diejenige Wirkung der Unnatur, wodurch der Satan eine Menschenseele durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag zum förmlichen Eigenthum machen, ihren Willen mit seiner Macht vereinigen, dadurch gegen die gewöhnlichen Gesetze der Natur handeln und auf vielfältige aber geheime Weise Unheil und Schaden stiften kann« (S. 164.). Rec. begnügt sich mit diesen wenigen Mittheilungen aus dieser merkwürdigen Theorie: ein näheres beurtheilendes Eingeben darauf würde, auch wenn es der Raum hier gestattete, doch von geringem Interesse seyn, da sie wahrscheinlich doch mehr als eine seltene Abnormität der Wissenschaft bewundert, als mit Beifall aufgenommen werden wird.

H. Schmid.

Digitized by Google

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) *Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Histoire de la guerre de Peloponnèse, par Thucydide. Traduction française, par Ambr. Firmin Didot. Avec des Observations par M. de Brussy et Ambr. Firmin Didot. Paris, Typographie de Firmin Didot Frères*, 1833. 4 *Bde.* 8.

2) *Periclis Oratio funebris apud Thucydidem Lib.* II. *c.* 35—47. *cum versione et perpetuis adnotationibus Bartholomaei Prierii. Augustae Taurinorum ex regio Typographeo*, 1834. 79 *S.* 8.

Es ist ein den anerkannten Verdiensten um die griechische Literatur, die sich Hr. F. Didot bereits erworben hat, entsprechender Gedanke, zu Verbreitung und Belebung dieses in Frankreich so vernachlässigten Studiums, durch eine neue Sammlung der griechischen Classiker mit gegenüberstehenden französischen, neu ausgearbeiteten Uebersetzungen beizutragen. Wie billig wurde die Sammlung mit Homer eröffnet, der von Dugas Montbel übersetzt und erläutert wurde, und noch glücklicherweise vor dem Tode des Verfs. seine Vollendung erhielt. Herodot, übersetzt vom Grafen Miot, erschien in 3 Bänden, und von demselben Verf. erschienen bereits 2 Bände der Uebersetzung des Diodor von Sicilien; von Thurot die Moral und Politik des Aristoteles.

Unbeschadet des Werthes der übrigen Werke, die wir nicht eingesehen haben, war für uns die Uebersetzung des Thucydides von Hrn. Firmin Didot von dem gröfsten Interesse. Die Erscheinung ist seit Henricus Stephanus nicht mehr vorgekommen, dafs ein in der Kunst der Typographie Epoche machender Mann zugleich durch eigene gelehrte Arbeiten für Verbreitung der griechischen Literatur wirkte. Schon früher ist von Hrn. Didot eine metrische Uebersetzung des Theocrit erschienen; mit besonderer Vorliebe und vieljährigem Fleifse behandelte er den Thucydides, den er aufser der Uebersetzung auch mit Prolegomenen und Anmerkungen ausstattete. Die Prolegomenen handeln zuerst über das Leben und die Geschichte des Thucydides, wobei zu bedauern ist, dafs der mit den Leistungen der deutschen Literatur sonst so vertraute Verf. K. W. Krüger's scharfsinnige „Untersuchungen über das Leben des Thucydides, Berlin 1832.“ noch nicht benutzen konnte; sodann wird Rechenschaft gegeben über die bei der Uebersetzung befolgten Grundsätze, wobei Hr. Didot einen Punkt zur Sprache bringt, der dem auswärtigen Leser französischer Uebersetzungen längst anstöfsig war, nämlich die Willkühr, mit welcher die Eigennamen von den Franzosen mifshandelt werden. Hr. Didot stellt in einer kurzen Tabelle die Grundsätze auf, nach denen er hierbei verfahren, und äufsert den Wunsch, die Akademie möchte hierüber feste Normen aufstellen. Der griechische Text hält sich gröfstentheils an den Bekker'schen, doch so, dafs die Vulgata da, wo sie ohne dringenden Grund mit neuen Lesarten vertauscht wurde, wieder zurückgerufen ist. Bei der Uebersetzung selbst

Digitized by

stand es Hrn. D. klar vor Augen, dafs die paraphrasirende Uebersetzungsweise seiner Landsleute am allerwenigsten für den Thucydides passe; unverdrossen rang er daher mit den grofsen Schwierigkeiten, die ihm der französische Styl entgegensetzte, um seine Uebersetzung in Rücksicht der Treue und Kürze möglichst seinem Urbild nachzubilden, und dies gelang ihm ohne Nachtheil der Klarheit so gut, dafs wir uns nur weniger Stellen entsinnen, wobei man zum richtigen Verständnifs der Uebersetzung auf den Text recurriren mufs. Für die Kürze des Ausdrucks bietet schon der Anblick des Buches einen hinlänglichen Beweis, indem die Uebersetzung stets gleichen Schritt mit dem gegenüberstehenden Text hält. Die Anmerkungen, an denen Hr. von Brussy, ein Grieche aus Constantinopel, Theil hat, beschäftigen sich gröfstentheils mit Rechtfertigung der von dem Bekker'schen Text abweichenden Lesarten, und mit der Erklärung schwieriger Stellen, deren manche hier neues Licht erhalten. Bei dieser Gelegenheit wird manche sprachliche Bemerkung mitgetheilt, und in Fällen, wo die frühern Commentare schweigen, näher begründet; so wird z. B. I, 10. die Bedeutung von περίνεως, die in Poppo's Commentar sehr mangelhaft entwickelt ist, sehr gut bestimmt, dafs es so viel sey als οἱ περὶ τὴν ναῦν, und Leute bezeichne, welche in der Hierarchie des Schiffsdienstes auf der niedersten Stufe standen. Ebenso wird I, 20. παντὶ ἐξῆς τεκμηρίῳ πιστεῦσαι das vielfach erklärte ἐξῆς durch *egalement* übersetzt, und diese Bedeutung durch verschiedene Parallelstellen erwiesen. Eine besonders anziehende Seite in diesen Anmerkungen bilden die Parallelen, welche zwischen den von Thucydides erwähnten Gebräuchen der ältesten Griechen und dem heutigen Griechenland gezogen werden: ein Gesichtspunkt, welcher Hrn. Brussy vermöge seiner Herkunft, Hrn. Didot vermöge seines Aufenthaltes in Griechenland und Constantinopel nahe lag. Das Ganze wird von einem sehr brauchbaren Index beschlossen.

No. 2. Die Uebersetzung und Erläuterung des Epitaphios von Hrn. Bartholomeo Prieri, Secretär der königl. Bibliothek zu Turin, ist eine Arbeit, die wegen ihrer Selbstständigkeit in Deutschland Beachtung verdient. Schon die Dedication an den berühmten Latinisten Bucheron ist eine gute Empfehlung für sie, und wirklich ist der kräftige und bündige lateinische Styl der Uebersetzung ein Beweis, wie glücklich der Schüler dem Meister nacheifert. In der Erklärung zeigt Hr. Prieri Bekanntschaft mit den neuesten Leistungen der Deutschen auf dem Gebiet der griechischen Grammatik, und führt p. 44. auch eine von ihm verfafste Dissertation über die Bedeutung der modi an: von den neuesten Arbeiten über Thucydides war ihm aufser Poppo's Commentar keine zugänglich; ein Umstand, der für die Selbstständigkeit seiner Arbeit gewifs förderlich gewesen ist. Denn die Specialschriften über diese Rede sind in Deutschland zu einer solchen Masse angewachsen, dafs einem, der darüber schreiben will, vor der Benutzung dieses Apparats ordentlich bange seyn mufs, und doch darf man ohne

Digitized by Google

vorgängige Prüfung der bisherigen Arbeiten eine neue Erklärung kaum wagen, ohne sich dem Vorwurf des Plagiats auszusetzen. Hrn. Pr. war diese ermüdende Vorarbeit erspart, und desto ungetheilter war die Aufmerksamkeit, mit der er sich in den Gedankengang seines Schriftstellers hineinversetzte. Als Beispiel seines Verfahrens führen wir aus C. 41. die Stelle an: Καὶ μόνη οὔτε τῷ πολεμίῳ ἐπελθόντι ἀγανάκτησιν ἔχει ὑφ' οἵων κακοπαθεῖ, οὔτε τῷ ὑπηκόῳ κατάμεμψιν, ὡς οὐχ ὑπ' ἀξίων ἄρχεται. Hr. Didot übersetzt dies nach der gewöhnlichen Erklärung, dafs ἔχει s. v. a. παρέχει sey: »et seule aussi, elle n'inspire pas d'indignation à l'ennemi qui l'attaque, comme si elle ne valait pas les peines qu'il endure, ni à ses propres sujets, de motifs de plainte, comme s'ils étaient administrés par des hommes incapables.« Hr. Pr. übersetzt: »solaque ea est, quae neque hosti se invadenti irascitur ob ea, quae patitur; neque subditos incusat, quod indignis pareant.« Er macht auf die Politik des Perikles aufmerksam, die stets dahin ging, die Athenienser von einer entscheidenden Schlacht abzuhalten, die Peloponnesier durch ihre wiederholten Einfälle ins attische Gebiet zu schwächen und zu ermüden, und im Vertrauen auf die Seeherrschaft der Verheerung des platten Landes ruhig zuzusehen (I, 143: τῆς δὲ θαλάττης καὶ πόλιως φυλακὴν ἔχειν καὶ Πελοποννησίοις ὑπὲρ αὐτῶν ὀργισθέντας πολλῷ πλείοσι μὴ διαμάχεσθαι). Diesem gemäfs sagt er auch hier: die Macht Athens sey so grofs, dafs es allein dem Feinde über das von ihm zugefügte Uebel nicht zu zürnen brauche. Den zweiten Theil des Satzes erklärt er so: »nec subditos incusat (urbs), quod indignis pareant, idest quod defectionem faciant et in Lacedaemoniorum imperium veniant.« Die Unzufriedenheit der als Unterthanen behandelten Bundesgenossen ist bekannt, und hatte sich durch den mit dem Abfall Euboea's zusammentreffenden Abfall Megara's stark ausgesprochen; Euboea wurde aber von Perikles (I, 114.), gleich wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Im Gefühl dieser That würde er also sagen: »unsere Stadt macht den Unterthanen, während sie abfallen, keine Vorwürfe, sondern weifs sie vermöge ihrer Macht in Unterwürfigkeit zu erhalten.« Ein gleiches Verfahren beobachtet Hr. Pr. durch die ganze Rede hindurch, und berechtigt durch diese Probearbeit zu der gegründeten Hoffnung, dafs er bei fortgesetzten Studien sich dereinst an den gelehrten Hellenisten seiner Vaterstadt, von dem eine italienische Uebersetzung des Thucyd zu erwarten ist, würdig anschliefsen werde.

C. Walz.

Quaestionum Demosthenicarum Particula tertia. Scripsit Antonius Westermann, in Acad. Lips. Prof. Ord. Lipsiae 1834. *Barth.* Mit dem Motto: *Εὑρίσκεται γὰρ ἡ ἀλήθεια ἐκ τῶν εἰκότων. Aeschin. adv. Timarch. gr.* 8. 166 *S.*

Auch unter dem Titel:

De Litibus quas Demosthenes oravit ipse. Accedit Epimetrum De repetitis locis in orationibus Demosthenis.

Bekanntlich hat sich Hr. Prof. Westermann schon so grofse Verdienste auf dem Gebiete der Alterthumskunde, und insbesondere um das Verständnifs der Demosthenischen Reden erworben, dafs man auch von der vorliegenden Schrift nichts Gewöhnliches erwarten durfte. Auch in diesem neuesten Werkchen zeigt er historischen Sinn, gesunde Kritik, gründliche Sprachkenntnifs, klare Anschauung, grofse Gelehrsamkeit und angenehme Darstellung.

Das erste Capitel, De lite tutoria, macht nach der nöthigen Einleitung in alle 5 hierher gehörigen Reden die dritte gegen Aphobus, ψευδομαρτυρίας, verdächtig. Nach den von Hrn. W. aufgestellten Gründen kann sie allerdings nicht von Demosthenes herrühren. Nicht als hätte der Anfänger in der Beredsamkeit schon damals gleich so Vollendetes geliefert, wie in der Rede De corona (denn wollte man so verfahren, so müfsten alle diese Reden unächt seyn); sondern die innern Gründe, die einzigen, welche in einem soschen Falle gelten können, zwingen den aufmerksamen Leser zu der Annahme, dafs die dritte Rede gegen Aphobus nicht von Demosthenes herrühren könne. So, um nur einen dieser Gründe anzuführen, wird in der Rede erzählt, Aphobus sey, nachdem er den Proceſs über die Vormundschaft gegen Demosthenes verloren, nach Megara gezogen. Wozu soll er denn erst nach Megara ziehen, und dann eine Klage über falsches Zeugnifs erheben, das von Phanus während dieses Processes erhoben worden? Er hätte offenbar gleich Einwendung machen müssen, nicht lange nach dem gefällten Spruch, von dem keine Revision statt fand, wenn er diesen zu seinem Vortheil wenden wollte. Daran reihen sich andere triftige Gründe des Verdachtes an, dafs diese Rede von einem des attischen Rechtes Unkundigen zusammengeschrieben seyn müsse. Dagegen nimmt Hr. W. die beiden Reden gegen Onetor als ächt in Schutz.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 20. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische Literatur.

(Beschluſs.)

In der Einleitung wird mit vollem Recht die Vermuthung ausgesprochen, daſs Demosthenes, was mit der Zeitbestimmung über seine Volljährigkeit, also auch mit seiner Klage gegen die Vormünder zusammenhängt, zur Beredsamkeit nicht durch die Rede des Kallistratus über den Verlust von Oropus habe begeistert werden können, weil diese Sage einen Anachronismus enthält. Denn Demosthenes wurde Ephebus schon unter dem Archonten Polyzelus, d. i. Olymp. CIII, 2. am Ende des Jahres; Oropus aber ist erst in diesem Jahre verloren gegangen. Diodor (Lib. XV. cap. 76.) setzt zwar dies Factum in Olymp. CIII, 3. Allein dem widerspricht die Erzählung Xenophon's (Hell. Lib. VII. cap. 4. init.): Ἔτι τειχιζόντων τῶν Φλιασίων τὴν Θναμίαν καὶ τοῦ Χάρητος ἔτι παρόντος, ὁ Ὠρωπὸς ὑπὸ τῶν φευγόντων κατελήφθη Dies geschah Olymp. CIII ½. S. Xenoph. loc. cit. cap. 2 fin. Und selbst Diodor erzählt cap. 75 extr. zu Olymp. CIII, 2: Χάρης ἐπανῆλθεν εἰς τὰς Ἀθήνας. Wollte man nun darin noch keinen Anachronismus finden, weil dies im Anfang des Jahres geschehen sey, so hat doch erst Olymp. CIII, 3. der Proceſs darüber vor einer Austrägalinstanz verhandelt werden können. Das ist der Grund, warum Diodor die ganze Sache unter diesem Jahre zusammenfaſst. Kallistratus aber in diesen Handel verwickelt, indem er beschuldigt wurde, er sey mit Schuld, daſs die Stadt für Athen verloren gegangen sey, konnte sich erst noch später vertheidigen. Vgl. der Kürze wegen Niebuhr's kl. Schriften Vol. I. p. 121. Ders. in Denkschr. der Berl. Akad. 1804—11. p. 93 sq. Ohnehin liegt in der Sage viel Unklares. — Damals, als Demosthenes durch eine Rede des berühmten Kallistratus entflammt wurde, war er noch ein Knabe; machte darauf Studien in der Beredtsamkeit und im Recht; und nachdem er Ephebus geworden, klagte er gegen seine Vormünder. Folglich muſs bei einer andern Gelegenheit Kallistratus aufgetreten seyn und jenen Eindruck auf Demosthenes gemacht haben. Libanius drückt sich darum auch sehr zweifelhaft darüber aus: Καλλίστρατος — ἔμελλε δημοσίαν τινὰ δίκην ἀγωνίζεσθαι, φασίν, οἶμαι, τὴν περὶ Ὠρωποῦ. Diese kurze Andeutung fügt bei dieser Gelegenheit Rec. seinem Commentar über Liban. Vit. Dem. p. 10 sq. hinzu.

Das zweite Capitel, De litibus Midianis, zeigt schon, daſs hier nicht blos von dem Proceſs, dessen Partheischrift wir noch übrig haben, geredet wird. Hr. W. entwickelt darin die verschie-

Digitized by

denen Chikanen und Injurien des Midias gegen Demosthenes, dessen nicht blos persönlicher, sondern auch politischer Gegner jener war, wie sehr wahrscheinlich gemacht wird. Darauf wird nach Böckh's Vorgang bewiesen, dafs die vorhandene Orat. Midiana von Demosthenes wohl verfafst und zwar kurz vor der gerichtlichen Verhandlung (Olymp. CVI, 4.), aber nicht gehalten worden sey, weil dieser auf Bitten mehrerer Abgeschickten des Midias und aus Furcht, der Parthei des mächtigen Gegners am Ende doch nicht gewachsen zu seyn, die Klage fallen liefs. Midias hatte sich ohnehin dadurch für schuldig erklärt, dafs er dem Demosthenes die Strafsumme zum voraus bezahlte, die er möglicher Weise erlegen müfste, wenn das alte Gesetz de causa deserta auf ihn in Anwendung kommen sollte.

Angehängt ist eine kurze Nachweisung über die damit verwandte Klage, welche Demosthenes über vorsätzliche Verwundung gegen seinen Vetter Demomeles angestellt hat. Mit Recht wird darauf Aeschin. c. Ctes. p. 84. §. 212. bezogen, aber gewagt ist die Conjectur, dafs daselbst statt *ὁ γὰρ ἄνθρωπος οὐ κεφαλὴν, ἀλλὰ πρόσοδον*, nicht blos *ὁ γὰρ ἄνθρ. οὐ κεφαλὴν, ἀλλὰ κεφάλαιον* gelesen werden, sondern auch hinzugesetzt werden müsse: *οὐ πρόσωπον ἀλλὰ πρόσοδον*.

Das dritte Capitel De litibus Aeschineis ist der Haupttheil der Schrift. Zuerst bemüht sich der Hr. Verf., die Widersprüche zu beleuchten, welche sich in den Erzählungen der beiden Gegner über die Gesandtschaft an Philippus finden. Wir gestehen, dafs mit vielem Glück meist ein Indifferenzpunkt gezeigt wird, in welchem sich die Gegensätze heben; namentlich gelingt es gröfstentheils dem Hrn. Verf., die Erzählung von der partheiischen und rednerischen Ausschmückung zu entkleiden und die Wahrheit nackt hinzustellen. Da steht denn freilich Aeschines meist als Lügner da, schon deswegen, weil er sich selbst in den beiden Reden öfter widerspricht. Jedoch scheint dem Ref., dafs, wie er auch in den Prolegg. ad orat. de pace versucht hat, der Wahrheit unbeschadet noch ein oder das andere Factum aus Aeschines gewonnen werden könne. Einer der auffallendsten Widersprüche bei Aeschines ist das doppelte Datum von der Volksversammlung, worin die Gesandten der Bundesgenossen den Frieden beschworen. Nämlich in der orat. fals. leg. giebt er die *ἕκτην φθίνοντος* an, in der Rede c. Ctes. die *ἑβδόμην φθίνοντος*. Jener Angabe folgt Hr. W. darum, weil jene Rede dem Ereignifs näher stand, während sich Aeschines in der spätern Rede schon mehr und leichter Unwahrheiten erlaubte. Allein es sind auch in der Rede de fals. leg. nicht wenige auffallende Unwahrheiten; dagegen fufst Aeschines in der Stelle c. Ctes. auf ein Decret und nennt das Datum zweimal. Darum sagte Rec. in genannten Prolegg. p. 257: »erravit aut sciens orator aut sciolus scriba.« Er glaubt nämlich, dafs f. leg. §. 90. gelesen werden müsse: *Περσοβλέπτης ἀπολώλεκε τὴν ἀρχὴν καὶ Ἱερὸν ὄρος κατείληφε Φίλιππος Ἐλαφηβολιῶνος μηνὸς ἑβδόμῃ φθίνοντος, Δημοσθένης δ' ἐν τῷ δήμῳ*

δήμῳ προήδρευε τούτου τοῦ μηνός — ἕκτῃ φθίνοντος. Ein unwissender Abschreiber, der glaubte, sechs müsse vor sieben kommen, drehte die Sache herum. Vergl. auch den in den Prolegg. l. cit. angeführten Spengel.

Nachdem hierauf der Hr. Verf. das Nöthige über die Rede gegen Timarchus erinnert, geht er zu der Frage über, ob die Reden des Aeschines und des Demosthenes über die Gesandtschaft gehalten worden seyen? Dies wird verneint, ja es wird sogar behauptet, dafs der Proceſs über die Gesandtschaft nie angefangen worden sey. Diese kühne Behauptung wird, wie sich denken läſst, nicht ohne Gründe hingestellt; hauptsächlich ist das dem Hrn. Verf. anstöſsig, dafs die Klage nach dem Zeugniſs des Alterthums erst Olymp. CIX, 2, also im vierten Jahre nach der Gesandtschaft eingebracht worden. Wir gestehen, dafs wir uns in dem an Chikanen so reichen Athen recht gut die Möglichkeit denken können, warum ein politischer Proceſs von dieser Wichtigkeit vor die Heliäa kommen konnte, nachdem er schon viele Jahre vorher eingeleitet war. Dafs dies durch des Aeschines Schuld im vorliegenden Fall wirklich statt hatte, sagt Demosthenes p. 423. §. 258. ausdrücklich: διακρουόμενος πάντα τὸν ἔμπροσθεν χρόνον εἰσιέναι εἰς τοιοῦτον ὑπῆκται καιρόν etc. Die Stelle aber Dem. fals. leg. p. 416. §. 240. ist nach dem Vorausgehenden nicht auf Demosthenes, sondern auf Timarchus zu beziehen. Die andern Gründe für die aufgestellte Behauptung sind subjectiver Art, denen man eben so gut gleiche entgegensetzen kann. Wie es aber kam, dafs schon die alten Kritiker diese Frage aufwarfen, das haben wir angedeutet ad Liban. Argum. in Dem. de pace p. 56. §. 2. Comment. p. 223.

Der letzte und gröſste Theil dieses Capitels über die Rede c. Ctes. und de Corona hatte Hr. W. 1833. unter dem besondern Titel drucken lassen:

De Aeschinis oratione adversus Ctesiphontem Commentatio Qua orationem ad auspicandum munus Professoris extraord. Philos. etc. habendam indicit. Lips. Typis G. Haack. 8.

Den Gesichtspunkt, auf welchen sich der scharfsinnige Hr. Verf. bei dieser Untersuchung gestellt hat, geben wir wohl am kürzesten folgendermafsen an: die Reden des Aeschines und des Demosthenes de Corona sind zur Zeit der pythischen Spiele gehalten. Diese aber wurden, wie jetzt durch Böckh zur Evidenz dargethan ist, im dritten Jahr einer jeden Olympiade gefeiert. Da nun das Dekret des Ktesiphon, wornach Demosthenes gekrönt werden sollte, nach der Schlacht bei Chäronea Olymp. CX, 3. fällt, so setzt Hr. W. Olymp. CXI, 3. als die Zeit, in welcher Aeschines den Ctesiphon deshalb verklagt und Demosthenes vertheidigte, also 4 Jahre nachher, denn eine frühere Zeit anzunehmen erlaubten die bei Demosthenes vorkommenden Facta nicht. — Allein Aeschines war nach CXI, 3. noch zu Athen (s. die von Hrn. W. p. 88. angeführten §§.), da er doch in Folge des Pro-

Digitized by Google

cesses zu Rhodos in der Verbannung leben mufste; ferner nach Theophrast (dessen Stelle freilich von Hrn. W. als ein späterer Zusatz erklärt wird), dann nach Dionysius H. und nach Plutarch sind die Reden gehalten Olymp. CXII, 3, also 8 Jahre nach vorgebrachter Klage; und in der Rede des Aeschines wird die Schlacht vor Megalopolis erwähnt, welche ebenfalls in diesem Jahre statt fand, worüber weiter unten noch ein Wort. Dieser Zeitraum dünkt aber dem Hrn. Verf. zu lange. Darum glaubt derselbe, dafs Aeschines die späteren Facta und den ganzen τέταρτον καιρόν §. 159—167. erst nachher hinzugesetzt habe. Ursprünglich könnte dies Capitel, meint Hr. W., Aeschines nicht vorgetragen haben, weil es sonst auch Demosthenes, welcher dem Prooemium zufolge von seinem ganzen politischen Wirken sprechen und auf jede Beschuldigung des Aeschines Weniges antworten wollte (§. 34. cf. §§. 17 et 59.) hätte erwähnen müssen. — Dagegen sagen wir: die klare Ueberlieferung der Schriftsteller, welche genau den Archonten nennen, nöthigt uns, an dem Zeitraum von 8 Jahren festzuhalten. Dies ist nicht zu lange für einen Proceſs, zumal einen politischen, wie noch Beispiele der neuesten Zeit hinlänglich darthun. Konnte er 4 Jahre dauern, warum nicht auch 8? Das Stillschweigen des Demosthenes aber über Beschuldigungen von Dingen, die erst nach dem in Frage stehenden Dekret vorgefallen, läfst sich auf mehr als eine Weise erklären; es könnte ja auch eine Lücke in der Rede seyn. Es läge aber der Grund ganz nah: »Demosthenes sagt nichts auf diese Vorwürfe, weil sie nicht zur Sache gehören, sondern er vertheidigt sich nur wegen seines bisherigen Patriotismus, auf welchen sich der Vorschlag zur Krönung bezog.« Indessen antwortet allerdings Demosthenes auch auf dieses Capitel des Aeschines §. 270 sqq.

Die Schlacht vor Megalopolis setzt Hr. W. mit Clinton auf Olymp. CXII, 2, sich auf Curtius und Justin berufend, zwei gewifs unzuverlässige Zeugen, zumal in chronologischen Untersuchungen, besonders da sie nicht einmal das Jahr bezeichnen. Es reiht sich aber alles am besten, wenn man, den griechischen Autoren folgend, den Tod des Darius Olymp. CXII, 3. im Hecatombäon und den Tod Agis II. vor Megalopolis bald darauf setzt. Plutarch. Vit. Agesil. cap. 15. ist nicht dagegen, denn man mufs diese Stelle nicht von der Schlacht bei Arbela, sondern vom Tode des Darius verstehn. Selbst Justinus stimmt damit überein. Auf diese Art brauchen wir auch den Worten des Aeschines (§. 165: ὁ δὲ Ἀντίπατρος πολὺν χρόνον συνῆγε στρατόπεδον) keine Gewalt anzuthun. Eben so wenig legen wir auf das oratorische πρώην (Dem. p. 308. §. 244.) ein grofses Gewicht. Man s. die auch von Hrn. W. citirte Weisk. Hyperb. III. p. 38. Cicero braucht irgendwo *nuper* von den Gracchischen Unruhen.

Das vierte Capitel handelt De lite Aristogitonia. Beide Reden werden mit Recht für unächt erklärt. Die erste ist dem hier ausgesprochenen Urtheil zufolge, welches wir ganz unterschreiben,

Digitized by Google

von irgend einem Rhetor zusammengeschrieben aus ächten Reden des Lykurg und Dinarch. Die zweite ist ein elendes Machwerk.

Ueber das letzte Capitel De lite Harpalica kann sich Ref. ebenfalls kurz fassen, und das um so mehr, da er seine Ansicht über diesen Proceſs in diesen Blättern im Jahrg. 1826. No. 11. p. 170 sq. angedeutet. Hinzufügen will er nur, daſs schon Polemo eine Rede zur Rechtfertigung des Demosthenes geschrieben hat. Philostrat. p. 538 et 542. ed. Olear. Die Geschichte wird auch berührt Plutarch. de vitioso pudore p. 531 A. ed. Francf. Ejusd. Praecept. Reip. gerend. p. 808. A. Ejusd. Vit. Cic. p. 887. E. Dionys. H. Vol. II. p. 197. ed. Sylb. Athenaeus XIII. p. 592. E. ibiq. intprr. VIII. p. 341. F. Isidor. Pelus. Lib. IV. Ep. 205. Helladius No. 65. p. 20 sq. ed. Meurs. Origen. c. Cels. IV. p. 176. med. ibiq. Spencer. p. 51 sq. Fabric. Bibl. Gr. Vol. II. p. 817 b. et p. 820. ed. Harl. Anderer Zusätze nicht zu gedenken. Die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daſs der Hr. Verf. vortrefflich nachweist, wie diese endlich gelungene Chikane längst von Aeschines eingefädelt war.

Sehr zu loben ist auch die Untersuchung, welche am Ende dieses Capitels über Dinarch's Rede gegen Demosthenes mitgetheilt wird. Diese Rede mag wohl dem Dinarch zuzuschreiben seyn; sie ist aber zum groſsen Theil aus Aeschines genommen, und nicht von Dinarch selbst gehalten worden, der sie für einen der Ankläger geschrieben hat.

Wir eilen zum Epimetrum und verbinden damit die Anzeige von:

Synopsis repetitorum Demosthenis locorum, quam Kretschmaro Pastori — de semiseculari die gratulans d. d. d. Chr. Gotth. Gersdorfius. Altenburg. In Typograph. Aulico. 1833. 4. VIII u. 39 S.

Diese allerdings verdienstliche Schrift hat die Unbequemlichkeit, daſs darin nach der Tauchnitz. Ausgabe citirt wird, und den Mangel, daſs die verschiedenen Arten von Wiederholungen so wenig als die ächten von den unächten Reden unterschieden werden.

Obgleich zunächst nur gegen des berühmten Exministers Brougham Ansicht (daſs Demosthenes so viele Wiederholungen angebracht habe, weil er seine Gedanken immer besser ausgefeilt habe vorbringen wollen), obgleich eigentlich nur gegen diese Ansicht gerichtet, ist doch derselbe Gegenstand mit mehr Umsicht in vorliegendem Epimetrum von Hrn. Westermann, dem Verf. der Geschichte der griechischen Beredtsamkeit, ausgeführt, als von Hrn. Gersdorf. Indeſs müssen wir aus Mangel an Raum hier abbrechen (vergl. unsere Prolegg. ad Hegesipp. orat. de Halonn. p. 28 sq. und Versteeg. Specimen De Philippica quarta p. 64.), und erlauben uns nur noch den Wunsch zu äuſsern, daſs des Hrn. Verfs. Schrift über die römische Beredtsamkeit bald erscheinen möchte, wozu schon in dem, was dem Epimetrum als Einleitung dient, der Hr. Verf. seinen Ruf bewährt.

Digitized by Google

Druckfehler: p. 2. l. 19—21. die Interpunction zu corrigiren. — p. 27. l. 7. Eubulo. — p. 64. n. 204. statt in vita Demosth. l. l. lies: in vita Dem. p. 857. A. — p. 89. l. 25. civis (ebenso im frühern Abdruck p. 26.). — p. 108. l. 13. intendit. — p. 110. l. 12. ἐξειργάζετο. — ibid. l. ult. tilge die Parenthese. — p. 112. not. 306. lies 343. statt 349. — p. 113. statt 131.

Une Séance de l'Agora, ou Démosthène à la tribune. Avec une notice anonyme sur cet orateur traduite pour la première fois du Grec en François par J. F. Stiévenart, Professeur de littérature Grecque à la faculté des lettres de Dijon. Paris. L. Hachette. Rue Pierre-Sarrazin No. 12. 1833. gr. 8. 63 S.

Nach Art von Barthelemy's Anacharsis versetzt diese Schrift in eine atheniensische Volksversammlung, in welcher Demosthenes den Olynthiern Hülfe zu senden auffordert. In den Schulen verdient das Büchelchen empfohlen zu werden. — Die auf dem Titel angemerkte Lebensbeschreibung des Demosthenes, welche hier zum ersten Male übersetzt erscheint, ist die von Reiske aus dem Pariser Codex reg. 2935. im IV. B. der Oratores im Anhange p. 152. abgedruckte, deren Lücken Ref. in der Notitia Codicum Demosthenicorum III. p. 13 sq. aus einem Wiener Codex ausgefüllt und die Varianten mitgetheilt hat. Hr. St. arbeitet an einer neuen französischen Uebersetzung aller Reden des Demosthenes, wozu wir nach vorliegender Schrift zu urtheilen Frankreich Glück wünschen können.

Vömel.

La Poésie bucolique chez les Grecs, par M. L. de Sinner. Extrait du Journal général de l'Instruction publique. 1 Bogen.

Hr. von Sinner macht mit dieser Abhandlung den Freunden der Poesie und den Alterthumsforschern ein angenehmes Geschenk. Bei Gelegenheit seiner Ausgabe des Longus und sonst mit dem sogenannten Hirtengedicht beschäftigt, spürte er dem Ursprunge dieser Gattung nach, und fand ihn in dem eigentlichen Schäferlande, dem patriarchalischen Asien, von woher phönizische Colonien sie nach Afrika, und die Karthager nach Sicilien brachten. Dennoch ist weder das alte indische Gedicht Gita Govinda, das Crichna's unter Schäfern und Schäferinnen anmuthig verlebte Jugend besingt, noch das kurz nach Salomo's Zeit entstandene hohe Lied der Hebräer ein eigentliches Idyll im Sinne späterer Zeit. Vielmehr scheint die Erfindung dieser Dichtungsart dem Verf., der hierbei besonders Hug's Schriften über das hohe Lied (Das hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung, und Schutzschrift für diese Deutung. Freiburg 1813 u. 1816. 55 und 28 Quartseiten), und Wissowa's *Theocritus Theocriteus, sive idylliorum Theocriti suspectorum vindiciae.* Breslau, 1828.

Digitized by Google

48 Octavseiten, benutzte, sie scheint ihm, sag' ich, von Theokrit selber auszugehn, und keineswegs den fabelhaften Hirten Daphnis und Diomus bei Diodor 4, 84. und Athenäus 14, 10. zuzuschreiben. Für unzweifelhaft hält auch er die Bemerkung, dafs die Gattung der Dichtkunst, welche die niedern Volkssitten und das Landleben schildert, die sogenannte Pastoralpoesie, überall das Erzeugnifs eines verfeinerten und demoralisirten Jahrhunderts war. »C'est, si l'on veut,« sagt er, »l'amour du contraste, le désir du nouveau, c'est le besoin d'émotions simples et douces produit par la satiété du luxe et des plaisirs; c'est toute autre raison que l'on y voudra trouver; mais le fait, de quelque manière qu'on l'explique, est certain. La poésie pastorale a fleuri en Italieu au 16. siècle; en France à la fin du 16. et au commencement du 17; Gessner, en Allemagne, est du siècle dernier; Virgile du siècle d'Auguste: or on sait si ce furent là des époques de simplicité.« Auch Theokrit's Zeitalter war ein höchst verfeinertes. Er lebte in Aegypten unter Ptolemäus Philadelphus, dem sein 27. Idyll gewidmet ist. Die griechischen Königreiche in Aegypten und Syrien hatten den Orient mit Griechenland in Verbindung gesetzt. Man bemerkt Analogien zwischen den heiligen Schriften der Hebräer und den theokritischen. Wiederum stand Aegypten und Afrika überhaupt, wie wir schon bemerkten, in Verbindung mit Sicilien, dessen Fruchtbarkeit und heiterer Himmel, ebenso wie im Orient, das sorglos freie Hirtenleben begünstigten, ohne dafs doch deshalb das bildsame Volk, höherer Kultur unzugänglich, in die Barbarei afrikanischer Nomadenvölker versunken wäre.

So fand denn Theokrit, überdies durch alte Sagen von ältern Bukolikern des schönen Eilands angeregt, hier die passendste Scene für Darstellungen schäferlicher Sitte, die der Hauptinhalt seiner Dichtungen sind. Der Hauptinhalt, sagen wir: denn bekanntlich finden sich unter denselben auch Stücke sehr verschiedener Art, städtische Schilderungen, wie die Syrakusanerinnen, Hochzeitgedichte, Liebeslieder, ein Lobgedicht auf Ptolemäus Philadelphus, Hymnen nach Art der homerischen, ja selbst epische Gedichte; Alles jedoch von geringem Umfange: und daher der Name εἰδύλλια, von εἶδος, Form, poetische Form, Gedicht, nach des Verfs. sehr wahrscheinlicher Herleitung. Latiums Dichter lassen die Pastoralpoesie in Arkadien entstehn, und der Hirtengott Hermes ist allerdings dort, wie man sagt, geboren; sonst aber waren vermuthlich die Arkadier vormals eben das, was sie noch heut zu Tage sind, Barbaren, unwürdig, neben Theokrit's Korydon und Thyrsis zu figuriren.

Wir begnügen uns mit dieser Skizzirung der reichhaltigen Dissertation, und laden den Verf. ein, gelegentlich mehrere seiner antiquarischen Aufsätze, die in dem genannten Journal und anderswo zerstreut stehen, dem gröfsern Publikum in einer Gesammtausgabe mitzutheilen.

Bothe.

Digitized by Google

GRAMMATIKEN UND SCHULSCHRIFTEN.

Deutsche Sprachlehre für Schulen von Maximilian Wilhelm Götzinger, Lehrer an der Realschule zu Schaffhausen. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Aarau 1833, *bei H. R. Sauerländer.* XXIV *u.* 501 *S. gr.* 12. (Ladenpreis 15 gr. oder 1 fl. Rhein.)

Die verdienstliche Arbeit des Hrn. G. hat schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage mehrfache Anerkennung gefunden. Die vorliegende zeugt nicht minder von Fleifs und selbstständiger Thätigkeit, womit der Verf. seinen Stoff zu beherrschen, zu ordnen und in's Klare zu stellen bemüht war. Dafs der Unterricht in der Muttersprache für unsere deutschen Schulen von Belang ist, wird wohl — trotz der entgegengesetzten Meinung, die von gewichtiger Auctorität unterstützt wird — immer mehr anerkannt werden, je vollkommner die deutschen Sprachlehren sich gestalten, und je mehr sie sich von der Form, in der sie blos das Gebäude der herkömmlichen lateinischen Grammatik nachahmten, entfernen, und eine dem Bau der deutschen Sprache mehr entsprechende, eigenthümliche Form gewinnen. Dafs dieses Streben in der Arbeit des Hrn. Verfs. nicht zu verkennen ist, gereicht demselben zum Verdienste, und wird immerhin seine Arbeit für den Gebrauch in deutschen Schulen empfehlen, obgleich wir bei ihm jene ruhige Klarheit in der Beherrschung des Stoffes, jene Schärfe in der Unterscheidung der zu sondernden Begriffe nicht finden, wie dieselbe in den Arbeiten von C. F. Becker hervortritt, dessen Schulgrammatik sowohl (3te Auflage, Frankfurt 1835.) als dessen Leitfaden zum ersten Unterricht in der deutschen Sprache (Frankfurt 1833.) viel an populärer, dem Schüler geeigneten Darstellung gewonnen hat. Dafs aber Hr. G. seinen Stoff noch nicht völlig klar beherrscht, beweist nicht nur die minder sachgemäfse Anordnung im Allgemeinen, indem er z. B. in der Wortbildung die Ableitungsformen der Wortarten neben ihren Flexionsformen (seyen sie Declinations, Comparations- oder Conjugationsformen) behandelt, und dann die Zusammensetzung der Wörter in einem besondern Hauptstücke zusammenstellt, gleich als ob die Zusammensetzung und Ableitung nicht unter den allgemeinen Begriff der Wortbildung gehöre, oder als ob die Ableitungsformen näher verwandt wären mit der Flexion als mit der Wortbildung durch Zusammensetzung; sondern es geht auch aus offenbaren Fehlgriffen im Einzelnen hervor. Während er z. B. dem Vocativ vielleicht schon zu viel einräumt, wenn er ihn als besondere grammatikalische Form im Deutschen aufzählt, begeht er dabei noch den Irrthum, dafs er elliptische Formen, wie »Freiheit und Gleichheit! hört man schallen (Schiller)« mit in die Vocativ-Formen hineinzieht. Der Begriff des Vocativs ist von jenem Rufe »Freiheit und Gleichheit« weit entfernt. Um aber in dieser kurzen Anzeige nicht zu weit in's Einzelne einzugehen, müssen wir andere dergleichen Irrthümer

Digitized by Google

anzuführen unterlassen. Nur kann Ref. nicht umhin, noch darüber seinen Tadel auszusprechen, dafs Hr. G. den deutschen Conditionalis von dem Conjunctiv in dem Satzbau nicht genauer geschieden hat, obgleich er, der Vorrede nach, sowohl mit Etzler's Spracherörterungen als mit Becker bekannt ist. Er wird die Unterlassung dieser Unterscheidung wohl nicht damit gerechtfertigt glauben, dafs er §. 180, 2 bemerkt, auch der Indicativ stehe in der bedingten Redeweise, denn die gleich darauf folgende Regel §. 180, 3. bleibt aus Mangel an der gehörigen Unterscheidung dieser Formen ganz unklar. — Die Verslehre hat der Verf. besonders ausführlich behandelt, und drückt in der Vorrrde den Wunsch aus, darüber von den Beurtheilern etwas Näheres zu hören. Ref. hat in dieser Beziehung zu bemerken, dafs diese Abhandlung vieles an Klarheit gewinnen würde, wenn nicht nur sämmtliche Versfüfse genauer gesondert wären, so dafs z. B. nicht Umsturz und Vater (§. 35.) unter einem Schema stünden; sondern wenn auch die eigenthümlich deutschen Versarten von den den fremden Sprachen nachgeahmten abgeschieden, dagegen aber die unter ein Versmafs gehörigen Strophen, wie z. B. die Stanze, nicht durchaus von der Verslehre über die einzelnen Verse getrennt, sondern am gehörigen Orte eingeschaltet wären. Auch sollte in der sogenannten Sylbenmessung, die im Deutschen auf der Betonung oder wie Hr. G. sagt, auf der Schwere beruht, Manches genauer erörtert seyn, wie z. B. unter welchen Bedingungen in „Hoffnungen“ (§ 34, 3.) zwei Längen erscheinen dürfen.

Praktische Anleitung zur Erlernung der lateinischen Formenlehre und der Grundregeln der Syntax. Ein Leitfaden für die Schüler der Quinta, bearbeitet von Dr. Karl Wilh. Lucas, Oberlehrer am kön. Gymnasium zu Bonn. Bonn, bei J. Habicht. 1833. VIII u. 123 S. 8.

Da mehrere der besten grammatischen Lehrbücher nicht nur gar voluminös, sondern auch für die Anfänger etwas zu gelehrt erscheinen wollen, so ist es natürlich, dafs die Lehrer, die sich doch nicht mehr mit der kleinen Bröder'schen Grammatik, welche durch ihren neuen Herausgeber keine besondere Verjüngung erfahren hat, behelfen wollen, auf andere Weise sich einen Weg bahnen. So hat Hr. Lucas früher eine Anleitung für die Sexta gegeben, und läfst hier eine für die Quinta folgen. Von der Etymologie ist nur ganz weniges in diesem Cursus gegeben, weil die Wiederholung des Vorhergehenden gröfstentheils genügt. Den Hauptinhalt machen daher syntaktische Regeln aus, welchen sehr passend nicht nur lateinische, sondern zugleich auch deutsche Beispiele zur Uebersetzung beigegeben sind. Die Regeln selber hätten nach des Ref. Meinung nicht nur durch den Druck besser ausgezeichnet werden sollen (sie sind viel kleiner gedruckt als die lateinischen Uebersetzungsbeispiele, und heben sich auch gegen

die deutschen Beispielsätze gar nicht heraus); sondern hätten auch, was von gröfserm Belang ist, in Vielem mit genauerer Bestimmtheit und festerer Sonderung der grammatikalischen Verhältnisse vorgetragen werden sollen. So z. B. hätte bei den Präpositionen überall die räumliche Bedeutung und nach dieser die zeitliche voran gestellt werden sollen, was für den Anfänger um so wichtiger ist, als die lateinischen Präpositionen in dieser Beziehung im Gebrauch mit den entsprechenden deutschen Präpositionen übereinstimmen. Ganz vage Regeln, wie die nach dem Eigenschafts-Ablativ, §. 98: »Auf ähnliche Weise steht der Ablativus auch nach andern Verbis, wo der Deutsche mit braucht,« hätten entweder vermieden, oder doch in den Beispielen nur solche Sätze aufgenommen werden sollen, die einem wirklichen Eigenschaftsablativ ganz nahe stehen; wie *aequo animo* aliquid ferre; aber nicht: *omnibus copiis* Romam proficisci. Doch sind die meisten Regeln mit Klarheit abgefafst, und am Ende noch passende allgemeine Uebungsstücke zum Uebersetzen angefügt, welche für den längern Gebrauch des Buches an einer Schule nur etwas zahlreicher seyn sollten, um für verschiedene Jahre mehr Abwechslung zu gestatten.

---

1) *Lateinische Schulgrammatik für die untern Classen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen. Von Wilh, Herm. Blume, Dr. der Theologie und Philosophie, Director und Professor des königl. Gymnasiums zu Potsdam. Potsdam* 1833, *bei Ferd. Riegel.* XIV *u.* 228 *S. kl.* 8.

2) *Lateinisches Elementarbuch zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Deutsche und aus dem Deutschen in das Lateinische. Von Wilh. Herm. Blume u. s w. Erster Theil, welcher die Uebungen im Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Deutsche enthält. — Zweiter Theil, welcher die Uebungen im Uebersetzen aus dem Lateinischen in's Deutsche enthält. Potsdam* 1832, *bei Ferd. Riegel.* 158 *u.* 91 *S. kl.* 8.

Durch die Betrachtung, dafs die lateinische Formenlehre bei den Fortschritten der Sprachforschung überhaupt, und namentlich bei der bessern Umgestaltung der lateinischen Syntax, sehr zurückgeblieben sey, hat sich der Verf. zur Ausarbeitung von No. 1. bewegen lassen, und will in derselben Weise, wie die griechische Formenlehre eine mehr wissenschaftliche Gestalt habe, auch die lateinische behandelt sehen. — Jeder Schulmann wird wohl ein solches Unternehmen mit Vergnügen anerkennen, und dem Hrn. Verf. dafür dankbar seyn. Doch über die Art der Ausführung hat Ref. einige Bemerkungen zu machen. Zuerst will es ihm nicht ganz statthaft scheinen, den vom Hrn. Verf. bezeichneten Weg gleich bei dem allerersten Sprachunterricht in den untersten Klassen einzuschlagen. Wenn es bei dem ersten Unterricht in der griechischen Grammatik mit Erfolg geschieht, dafs man sogleich Stamm und Endung genau sondert, und die Formen der

Digitized by Google

Sprache gleichsam in einer gewissen Nothwendigkeit vor dem Schüler entstehen läfst, so ist hierbei das Verhältnifs der Sache ein ganz anderes. Abgesehen davon, dafs der Bau der griech. Sprache dergleichen Sonderungen leichter macht, und festern Gesetzen zu folgen scheint, ist wohl ganz besonders noch zu berücksichtigen, dafs der Schüler, der auf diesem Wege in die griech. Etymologie eingeführt wird, nicht eben erst anfängt, irgend eine Grammatik zu lernen, und über sprachliche Formen sein Denkvermögen zu gebrauchen; sondern der Unterricht im Griechischen beginnt an vielen Schulen erst mit dem vierten oder gar fünften Lehrcursus, wo der Anfänger schon eine gewisse Empirie voraus hat, und daher weit leichter dahin gebracht werden kann, die Formen der Sprache in seinem Urtheile unter der Leitung des Lehrers gleichsam mit bauen zu helfen, als wenn er, der Kenntnifs aller latein. Wörter oder aller grammatikalischen Formen entbehrend, vornherein in schwierige Formen eingeführt wird, zu deren fester Unterscheidung ihm eine gewisse Vertrautheit mit dem Stoffe abgeht, worauf jene Formen gegründet sind. Und dafs der Verf. sehr wenig oder keine grammatikalischen Kenntnisse voraussetzt, will gewissermafsen die Art andeuten, in der er die deutsche Declination bei den Formen der ersten lat. Declination behandelt. Doch wenn wir auch dieses Bedenken, dafs eine solche Behandlung der Formenlehre besser in einen späteren als in den ersten Cursus der lat. Schulgrammatik passen möchte, aufgeben; so wird die weitere Behauptung, die Ref. an die kurze Anzeige knüpfen möchte, um so sichrer stehen, dafs die Art der Behandlung selbst theils einer scharfen Consequenz entbehrt, theils eine zweckmäfsigere Vertheilung in die verschiedenen Curse, deren die vorliegende Schulgrammatik drei enthält, erleiden könnte. Wenn der Lehrer sich z. B. nicht scheut, dem Anfänger vorn herein vor einiger lateinischer Wortkenntnifs — mit Stoff zur Wörterkenntnifs könnte das Elementarbuch No. 2. etwa anfangen, aber es beginnt gleich mit Sätzen — nicht nur allgemeine Genus-Regeln zu geben, sondern auch von der Quantität der Sylben, der Position, ja selbst von den verschiedenen Accenten (die der Schüler aber nirgends als in dem Paragraphen von den Accenten antrifft) ihn zu unterrichten, so wäre es wohl consequenter gewesen, unter diese Vorarbeiten auch gewisse Gesetze für die Veränderungen der Consonanten aufzunehmen, damit der Anfänger die Wortstämme und ihre richtige Umgestaltung im Nominativ erkennen lernte, und einsähe, wie *ars* aus *art-s*, *palus* aus *palud-s*, *rex* aus *reg-s* u. s. w. nothwendig entstanden sey. — Minder consequent ist es ferner, dafs zur Erklärung der Casusformen der Neutra der fünften Declination gar nichts beigebracht wird. Wäre wenigstens im 2ten Cursus der Dativ der Masculina auf *u* statt *ui* nicht als ungewöhnlich erklärt worden (dagegen cf. Ramsh. §. 30, 2. p. 58. 2te Aufl.) und aufser dieser Zusammenziehung des Dativs auch der Genitiv der vierten Declination auf *i* (Ramshorn a. a. O. §. 30, 1.) berücksichtigt, so

Digitized by Google

dafs bei den Neutris die Genitiv-Form *ui* gedacht werden könnte, welches gleich dem Dativ in *u* übergeht, so würde sich leichtlich, da ohnedies im Ablativ aus *ue* immer *u* wird, die Declinationsform von *cornu* analog mit sonstigen Declinationsformen herausstellen. Als minder zweckmäfsig in Beziehung auf die Vertheilung in die verschiedenen Lehrcurse hat dem Ref. Mehreres erscheinen müssen, wovon er Einiges anführen will. S. 21. stehen die Genitive *dapium* und *legum* in den Paradigmen der Declination neben einander, und der Anfänger, der über die Stämme so genau und zum Theil auf schwierigem Wege unterrichtet wird, erhält über die Verschiedenheit dieser Endungen gar keine Belehrung. Erst ein Jahr später, im 2ten Cursus, S. 124, wird die bekannte Regel zur Unterscheidung dieser Formen ihm vorgelegt. Während ferner erst im 2ten Cursus der Begriff von Verbis Transitivis und Intransitivis gegeben wird, was leicht im ersten Cursus schon statt finden konnte, wird dagegen im ersten Cursus eine subtile Eintheilung der Zeiten dargestellt, indem jede Actio, die das Verbum ausdrückt, eine *actio infecta* oder *actio perfecta* seyn soll, unter welche erstere das Präsens, Imperfect und Futur gehöre. Ref. will nicht davon reden, dafs ihm diese Theorie an sich nicht ganz geeignet scheint, obgleich sie ziemlich gangbar geworden ist, sondern nur davon, dafs der Anfänger mit seiner deutschen Uebersetzung von *amabam*, ich liebte, sich schwerlich einen klaren Begriff von der actio infecta machen wird; denn wir sagen im Deutschen: Gott schuf die Welt in 6 Tagen, und am siebenten ruhte er aus; kurz, es gehört schon lateinische Sprachkenntnifs dazu, um jenen Begriffen nur einige Wahrheit unterzulegen. — Um sich nicht zu weit über Einzelnheiten auszubreiten, mufs Ref. sein Urtheil dahin aussprechen, dafs, so sehr er die Tendenz der Arbeit des Hrn. Verfs. ehrt, ihm dieselbe in ihrer vorliegenden Ausführung als unpraktisch erscheinen mufs. Weit praktischer dagegen erscheint No. 2, welches in seinem 2ten Theile eine kurze Sammlung von syntaktischen Regeln enthält, und so die Schulgrammatik höchst nöthig ergänzt, da sie in ihren drei Cursen gar nichts von Syntax, sondern reine Formenlehre enthält. Ref. möchte aber eine gewisse Inconsequenz des Hrn. Verfs. auch darin erkennen, dafs derselbe hier, wo bei dem Bau der Sätze das Urtheil jedes Anfängers weit leichter in Anspruch genommen werden kann, auf höchst empirische Weise einzelne Regeln vorgetragen hat, z. B. S. 4: »Von zwei zusammenkommenden Substantivis steht auf die Frage wessen? das eine im Genitivo,« während in der Formenlehre mit so vieler Forschung nach Grund und Wesen zu Werke gegangen wird.

Digitized by Google

Das System der griechischen Declination. Ein Beitrag zur griechischen Grammatik und zur Sprachengeschichte überhaupt, von Fr. W. Reimnitz, Oberlehrer am Potsdam'schen Gymnasium. Potsdam 1831. *Verlag von Ferd. Riegel.* VI *u.* 154 *S. kl.* 8.

Eine sehr klar durchgeführte wissenschaftliche Abhandlung, in der der Verf. die Formen des griechischen Declinationssystems beleuchtet. Der erste Abschnitt verbreitet sich über den Dual der griech. Sprache, der zweite über die dritte griech. Declination (S. 30—104.), der dritte über die beiden ersten Declinationen (S. 105—140.), der vierte Abschnitt (S. 141—154) über die unregelmäfsige Declination und über das ν ἐφελκυστικόν. — In Beziehung auf den Dual stellt Hr. R. gegen Buttmann die Behauptung auf, dafs der Dual nicht eine mit dem Plural ursprünglich gleichbedeutende Form gewesen sey, sondern eine selbstständige zur Bezeichnung zweier Gegenstände, die sich so im Sanskrit findet, aber im Epischen schon zum Theile vermischt scheint — doch sucht Hr. R. die epischen Stellen dahin zu erklären, dafs ein Dualbegriff in dem scheinbaren Pluralbegriff stattfinde — der sich dann in der spätern griech. Sprache im Volksgebrauch verloren habe und blos Eigenthum der Gelehrten geblieben sey, in deren Schriften er als alterthümlicher Nachklang sich finde, so dafs das Neu-Griechische ganz ohne Dual ist. — Für die dritte Declination stellt der Verf. S. 34. als Regel auf, dafs die männlichen und weiblichen Wörter dieser Declination dem Nom. Sing. entweder die Endung ς geben, oder, wenn kein ς statt finde, das ε in η und das ο in ω im Nominativ übergehe, oder wenn keines von beidem geschehe, der Nomin. Sing. dem Stamme gleich bleibe. Die Neutra dagegen gebrauchen ohne Ausnahme den Stamm des Wortes auch als Nominativ Sing. — Die Regel von den männlichen und weiblichen Wörtern wird bei den Stämmen, die vor der Casusendung einen Consonanten haben, leicht nachgewiesen. Bei denen, die einen Vokal haben, spricht der Verf. vom Vau (Digamma) und Sigma, die als Spiranten eine flüchtige Erscheinung in den Sprachformen haben, und Ref. möchte dabei verweisen auf das, was Becker in seinem Organism der Sprache §. 16 ff. über die Natur dieser Spiranten bemerkt. Die Flüchtigkeit und Wandelbarkeit ihrer Erscheinung dient zur Erklärung mehrfacher Sprachformen. Richtig scheint z. B. die Bemerkung des Hrn. R., dafs die Form ἔσχον von ἔχω eine Form σίχω und ein daraus hervorgehendes Präteritum ἔσιχον voraussetze, woraus ἔσχον, σχεῖν entstanden. Und wenn bei βασιλία (Accus. von βασιλεύς) das Digamma vor α weggefallen *) ist, so liegt der Grund davon in der ursprünglichen Quantität der Sylben, die statt fand, als das Digamma noch im Gebrauch war, indem es in βασιλέϜσι vor dem σ eine verlängernde Position

*) Der Verf. braucht wahrscheinlich als Provinzialism, fortfallen, fortlassen, statt wegfallen, oder abfallen u. s. w.

Digitized by Google

bildete, und derwegen nicht wegbleiben konnte, ohne den Quantitätscharakter der Wortform zu ändern. Wenn wir aber bei Wörtern wie βασιλεύς, γραῦς, βοῦς u. a. das Digamma in der Urform anzuerkennen genöthigt sind, so möchte die Annahme eines Spiranten vor der Casusendung anderer Wörter, wie ἰχθύς, ἀληθής u. s. w. nicht eben so nothwendig scheinen, da nicht nur die Quantität des Dativ Plur. widerstrebt, sondern auch die Länge des einsylbigen Nominativs nicht, wie der Verf. meint, nur durch das einzige sichere πῦρ nachgewiesen wird, sondern vielmehr dadurch, dafs es keinen einzigen kurzen einsylbigen Nominativ aufser τὶς giebt, ja sogar die indeclinabeln Namen μῦ, νῦ, ξῖ, πῖ u. s. w. alle als Längen erscheinen. Auch scheint durch den oben erwähnten flüchtigen oder wandelbaren Charakter der Spiranten, wie ihn Becker (a. a. O.) nachweist, die Nachweisung, die der Verf. S. 54 u. 58. aus dem Sanskrit giebt, nicht zu dem Postulate zu berechtigen, dafs ἀληθής ursprünglich ἀληθέσος, γένος ursprünglich γένοσος oder γένεσος u. s. w. in den Casibus Obliquis hatte. Es wäre also vielleicht sachgemäfser, nachzuweisen, wie diese im Sanskrit noch statt findenden Spiranten sich in dem Uebergang der Formbildung im Griechischen verloren haben, als anzunehmen, dafs sie ursprünglich auch im Griechischen statt gefunden hätten. Doch Ref. ist beauftragt, nur eine kurze Anzeige zu liefern, und mufs daher seine Bemerkungen über diese Abhandlung, die er im Ganzen mit Vergnügen durchgangen hat, abbrechen, da der Charakter und Inhalt derselben aus dem oben Gesagten sich ergeben mag.

Aufgaben zum Uebersetzen in das Griechische, für die zweite Classe eines Gymnasiums, ausgearbeitet von Dr. Friedrich Mehlhorn, Oberlehrer am evangelischen Gymnasium zu Grofs-Glogau. Glogau, 1834, Druck und Verlag von Karl Flemming. V *u.* 154 *S.* 8.

Wenn wir die verschiedenen Uebungsbücher der Art, wie sie in den letzten dreifsig Jahren in unserm Vaterlande erschienen, von Werner (Stuttgart 1804.) und Günther (Halle 1813.) an, bis zum Jahr 1834. betrachten, wo die vierte Auflage von Vömel in einer sehr reichlich ausgestatteten neuen Bearbeitung erschienen ist; so ergiebt sich aus ihrer nähern Ansicht, wie sehr das griechische Sprachstudium in unserm Vaterlande zugenommen hat. Dafs die Abwechslung von solchen Uebungsbüchern, besonders zu schriftlichen Arbeiten, einer jeden Schule willkommen ist, weifs jeder Schulmann, und schon in sofern wird auch die vorliegende, praktisch-wohlberechnete und gut ausgeführte Arbeit des Hrn. M. manchen Schulmännern erfreulich seyn. Sie ist für Secundaner berechnet, und setzt nicht nur einen etymologischen, sondern auch einen syntaktischen Cursus voraus, und der Verf. bemerkt sehr richtig, dafs zu häuslichen Arbeiten der Schüler diejenigen Beispielsammlungen minder zweckmäfsig sind, in denen

Digitized by Google

die Sätze zum Uebersetzen unter der Regel jedes Mal angefügt stehen, wodurch dem Schüler die Uebung des Nachdenkens, unter welche Regel der Fall gehöre, geraubt werde. Ref. ist mit dieser Ansicht völlig einverstanden, und hat in seiner eignen Schulerfahrung schon oft ein gewisses Mifsbehagen über diese Art der Einrichtung empfunden, die selbst in der Etymologie über die Verbalform und dergl. in zu beschränktem Kreise die Beispiele eines Paragraphens hinstellt, wodurch dem Schüler wenig Arbeit übrig bleibt. Uebrigens ist nicht zu übersehen, dafs sowohl in dem vierten Cursus von Rost und Wüstemann, als in dem zweiten Cursus von Vömel ebenfalls gröfsere Stücke ohne unmittelbar vorgesetzte Regeln sich finden. Wenn der Verf. ferner bemerkt, dafs er nicht, im Wetteifer mit andern Büchern der Art, in den Noten recht viel grammatische, synonymische oder gar etymologische Bemerkungen eingestreut habe, weil man nicht vergessen dürfe, dafs aufser dem Buche immer noch ein Lehrer da ist, der, wenn er auch mit allen Belehrungen einverstanden wäre, doch nicht Maschine seyn, sondern nur einen Stoff bequem zugerichtet haben wolle, an den er seine Belehrungen anknüpfen könne; so ist Ref. auch nicht gegen diese Ansicht um so mehr, als er weifs, dafs das von der mündlichen Explication des Lehrers Ausgehende besser Wurzel faſst, als das in den todten Noten Befindliche. Wenn aber der Verf. hinzusetzt, dafs dergleichen Noten meist in den Arbeiten jugendlicher Verfasser sich fänden, weil diese in der Regel besser die wissenschaftliche als die methodische Seite des Sprachunterrichts aufgefafst hätten, so geben zwar zu dieser Ansicht die neulich von einem verdienten badischen Schulmanne herausgegebenen Erinnerungen an Niemeyer für jeden Unterricht im Allgemeinen einen sehr passenden Belag (vergl. Föhlisch im Wertheimer Herbstprogramme 1834. S. 46 ff.); doch wäre dieser polemische Ausfall wegen vorhandener, verdienstvoller Arbeiten, die auch nicht von jugendlichen Verfassern herrühren, wie z. B. die von Vömel ist, besser weggeblieben. — Der am Ende angefügte syntaktische Conspectus ist sehr praktisch abgefafst, und enthält aufser Gewöhnlichem auch ganz feine Bemerkungen, die sich der Verf., unabhängig von den gangbaren Grammatiken, gebildet hat. Er ist aus dem allgemeinen Verhältnifs hervorgegangen, dafs jeder Lehrer neben jeder beliebigen in dem Gebrauche stehenden Grammatik, sich seine eigne bildet und bilden mufs, wenn er mit Eifer und Umsicht sich in seinem Fache bewegt. Aber es führen viele Wege zum Ziel. Die Persönlichkeit des Lehrers selbst bleibt in Vielem die Hauptsache.

Digitized by

Die lateinischen Stylübungen in den obern Classen, methodisch und praktisch unterstützt von Dr. Samuel Christoph Schirlitz. In zwei Bändchen. Erstes Bändchen: Methodik. Auch unter dem Titel:

Methodik der Lateinischen Stylübungen oder praktische Winke bei Anfertigung eines lateinischen Stylstücks. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1834. XIV u. 142 S. kl. 8. — *Zweites Bändchen: Themensammlung.* Auch unter dem Titel:

Themata und Theses, oder Aufgaben zu lateinischen Aufsätzen und Disputirübungen, gesammelt und mit methodischen, literarischen und andern Nachweisungen versehen. Das. 1834. VIII u. 200 S. kl. 8.

Der Verf. geht in seiner Methodik von der Ansicht aus, dafs lateinische Ausarbeitungen einerseits den allgemeinen stylistischen Regeln unterzuordnen sind, und andererseits in Beziehung auf das Linguistische in enger Beziehung auf die eigentliche Latinität stehen. Er ordnet seinen Stoff unter zwei Gesichtspunkte: in materieller Hinsicht, was soll ich schreiben? und in formeller Hinsicht, wie soll ich schreiben? — Im ersten Theile wird das Thema philosophisch zerlegt, und sein Charakter, seine Eigenschaften u. s. w. erörtert; dann die rhetorische Natur des Thema's näher beleuchtet (S. 17—50.), dann die Erfindung und Behandlung des Stoffs (S. 51—92.), und dann die Disposition (S. 93—106), woselbst die Lehre von den Chrien den Schlufs bildet. In formeller Hinsicht wird von S. 107. an gehandelt von dem Ausdrucke, dem Schmucke der Rede und den drei Arten des Styls. — Die Paragraphen selbst sind kurz und klar abgefafst, und die angefügten Anmerkungen enthalten oft eine nothwendige, sachgemäfse Erweiterung derselben, ziehen aber auch oft — wenigstens für den Schüler — den Stoff zu gelehrt in's Breite, so wie auch die literarischen Nachweisungen darin, die an sich schätzbar sind, doch grofsen Theils den Schülern nicht zugänglich seyn werden. Doch diese Seite wird eben der Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Buches unter der Hand des leitenden Lehrers nicht nachtheilig seyn. — Sehr praktisch und jedem Schulmanne gewifs willkommen ist der zweite Theil, welcher Themata mit reichlichen Nachweisungen für die Behandlung und Ausführung des Stoffes enthält, und zwar zunächst Themata über das klassische Alterthum überhaupt, dann über das griechische Alterthum, und drittens über das römische. An diese schliefst sich eine andere Reihe von Thematen an, welche theils die Völker des Alterthums aufser den Griechen und Römern betreffen, theils in moderne Wissenschaften einschlagen oder endlich gemischten Inhalts sind. Und dazu kommen noch 132 Theses controversae verschiedenen Inhalts, gröfstentheils aber philosophische (besonders moralische) oder philologische Gegenstände betreffend.

Feldbausch.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Wamik und Asra, das ist der Glühende und die Blühende. Das älteste persische romantische Gedicht, im Fünftelsaft abgezogen von Joseph von Hammer. Wien*, 1833. *Druck und Verlag von J. B. Wallishausser.* 40 *S.* 8.

2) *Gül und Bülbül, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. Pesth und Leipzig. In Commission bei C. A. Hartleben.* 1834. XVI *u.* 79 *S.* 8. *Uebers. aufser dem türk. Texte.*

3) *Samaschari's Goldene Halsbänder. Als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von J. v. Hammer. Wien, gedruckt bei Straufs sel. Wittwe.* 1835. X *u.* 54 *S.* 8. *aufser dem arab. Texte.*

Es gehört zu den erfreulichsten Wahrnehmungen, die der theilnehmende Beobachter des Lebens und der Literatur machen kann, wenn er sieht, wie ein hochbegabter Geist, der die mannigfaltigsten Talente in sich verbirgt, durch eine günstige Fügung des Geschicks in diejenige Sphäre bestimmter Wirksamkeit versetzt wird, in welcher es ihm nicht blos vergönnt, sondern selbst zur Pflicht gemacht ist, die vorherrschendste und bedeutendste Gabe zur höchstmöglichsten Entwickelung und Vollendung in entsprechenden Thaten und Werken zu bringen. Joseph von Hammer, von welchem in einem noch höheren Grade dasjenige gilt, was er selbst von Jean Paul gesagt, dafs es scheine, als habe sich sein Genius aus dem Osten in den Westen verirrt, gehört zu jenen hochbegünstigten Naturen. Thut man einen tieferen Blick auf den Grund seiner in bestaunenswürdiger Frische und Raschheit vielfach zu Tage geförderten Werke, läfst sich die reichgestaltige Schöpferkraft nimmer verkennen, die in allen Gebieten des Wissens, wohin sie sich auch selbstbildend gewandt haben möchte, Ungemeines würde hervorgebracht haben. Aber jeglichem seiner Werke würde der scharf individualisirte Verf. doch immer das Gepräge des orientalischen Geistes aufgedrückt haben: denn eben, weil seine Schriften lebendige Erzeugnisse sind und keine todtgeborenen Bücher, müssen sie die eine vorwaltende Kraft des Gemüthes in stark hervortretenden Zügen vor Augen stellen. Daher ist der Verf. glücklich zu preisen, dafs er, stammend aus dem Feuergeiste des Morgenlandes, mit seinen paradiesischen Speisen der Milch und des Honigs schon in der Wiege

Digitized by Google

genährt, erzogen in der orientalischen Akademie der mit dem Osten in lebendigem Verkehre stehenden deutschen Kaiserstadt, in seinem eigenthümlichsten Wesen erkannt und ermuntert von Johannes von Müller, begrüfst und geweiht von einem prophetischen Worte Herder's, des Hohenpriesters des Morgenlandes, gebildet durch Reisen und Aufenthalt auf dem Boden der frühesten Sehnsucht, nach seiner Rückkehr durch übertragenen amtlichen Beruf mit ihm in pflichtmäfsige Verbindung gesetzt, — dafs er in seinem sechzigsten Lebensjahre, in welchem er gegenwärtig steht, in derselben ungeschwächten Jugendkraft, wie sie Schleiermacher in seinen Monologen sich als Jüngling geweissagt und als Greis bis zum Tode erhalten hat, mit Herz und Mund singen konnte:

Nicht den Elementen traue,
Noch der eigenen Kraft,
Sondern Gott dem Herrn vertraue,
Der zur Höhe dich rafft.

Vgl. des Verfs. Gedicht: »Als ich die Donau hinüber und herüber schwamm am 11ten September 1834.« Ja, der eigenen Kraft verdankt er nicht den Höhepunkt der Wissenschaft, von welchem er mit Wohlgefallen auf seine mächtigen Bauwerke der orientalischen Literatur herniederschauen kann, sondern Dem allein, der das Wollen giebt und das Vollbringen!

Der Unterzeichnete hat es sich immer zu einer angenehmen Aufgabe gestellt, die zur orientalischen Poesie gehörigen Schriften des hochverehrten Verfs. den Lesern der Jahrbücher anzuzeigen, und er ergreift auch dieses Mal mit besonderer Freude die Feder, dieser ihm theuer gewordenen Verpflichtung Genüge zu leisten. Denn, wiewohl den exegetisch-theologischen Studien jetzt vorzugsweise zugewandt, zu denen die früheren ihm nur als Mittel gedient, ist er sich immer der begeisternden Einführung in den geheimnifsvollen Orient durch des befreundeten Verfs. schriftliches und mündliches Wort dankbar bewufst geblieben, und er wird auch der Braut seiner Jugend niemals vergessen.

No. 1. Zu den berühmtesten Liebespaaren des Orients, welche durch seine Dichter verherrlicht worden und dem deutschen Leser nun schon durch Göthe's westöstlichen Divan bekannt genug sind, gehört Wamik und Asra, d. i. der Glühende und Blühende (Amor und Flora). Als v. Hammer vor zwei und vierzig Jahren seine Schirin dichtete, ein Werk, das an zusammengedrängtem Farbenglanze des Morgenlandes Alles überstrahlte, was

Digitized by Google

bis dahin zur Kenntniſs westlicher Leser gelangt war, ein wahres Urim und Thummim persischer Poesie, war ihm die Liebe Wamik's und Asra's noch ein Geheimniſs geblieben, sonst würde er sicher ihren poetischen Feuerschein, wie den Jussuf's und Suleichas oder Medschnun's und Leila's in jene wundersame Mosaikarbeit kunstvoll mit eingeschmolzen haben. Anſsari, einer der ältesten und gröſsten neu-persischen Dichter (gest. 1039.) verfaſste Wamik und Asra, das älteste persische romantische Epos, welches schon früher, unter der letzten Dynastie der alt-persischen Könige in Pehlevi erschienen war. Zwei andere Dichter, Dschordschani, gleichzeitig mit Anſsari, und der spätere Samiri bearbeiteten denselben Stoff, aber alle drei Bearbeitungen gingen verloren und Devletschah, der berühmte Biograph persischer Poeten, konnte nur einige Verse Dschordschani's zu Gesichte bekommen, nach denen er aber den Verlust des Ganzen sehr bedauert. Als aber von Hammer zum Behufe der Geschichte des osmanischen Reiches, dieses Riesenwerkes deutscher Historie, das auch in unseren Jahrbüchern bei einem sachkundigen Recensenten volle Anerkennung gefunden, die Lebensbeschreibungen osmanischer Dichter durchlas, fand er zu seiner groſsen Freude, daſs sich das Epos Anſsari's in einer Bearbeitung Lami's, des gröſsten romantisch-türkischen Dichters, erhalten habe. Gegenwärtig befindet sich nun diese literarische Seltenheit durch die, nach dreijährigen Nachforschungen des Hrn. Gesandtschaft-Dolmetschers Ritters von Raab, endlich geglückten Bemühungen, auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien, und v. Hammer hat aus dem 6000 Distichen starken Gedichte die poetische Quintessenz in einem einzigen Gesange ausgezogen, nach derselben freien Behandlung des Stoffes, die wir aus der Schirin kennen, jedoch in geregelteren Strophen.

Die Handlung der Geschichte ist in der bekannten Weise orientalischer Dichtung höchst einfach, und läſst sich in wenige Worte zusammenziehen.

In der ältesten, vorsündfluthlichen Zeit verrichteten an Senaars heil'gem Feuerheerde gemeinschaftlich den Dienst

Die reine Asra, die in Schönheit Blühende,
Der treue Wamik, der von Liebe Glühende.

Daſs sie sich liebten, verstehet sich von selbst.

Oft sprachen sie von der geheimen Lehre
Des Priesterthumes, dem sie sich geweiht;

Denn Wamik stand mit Schilde und mit Speere
Zum Angriff und zur Abwehr stets bereit,
Des Feuers heiligem Altar beiseit;
Und Asra, erst zur Priesterin erkoren
Der Waffen- und der Weisheits-Göttin Neith,
Wiewohl sie Tempeldienst nicht abgeschworen,
Beschäftigte sich nur mit Blumenfloren.

In dem anmuthigsten poetischen Wechselgespräche lehrt er sie

Die Lehre kennen
Des Feuers, welches siebenzüngig flammt;

Sie aber will ihm dafür

Die sieben Saaten nennen,
Und ihre sieben Floren insgesammt.

Die sieben Zungen, mit welchen in der Welt das Feuer spricht, sind: das reine Licht in Sonnen und in Sternen, der Blitz, das Feuer in der Pflanze, im Steine, im Blute, auf dem Heerde des Hauses, der Götterfunken im Geiste des Menschen, leuchtend in Vernunft und Sprache. Nur eine dieser Zungen wollen wir mit der Feuerzunge unsers Dichters zeigen:

Im Steinreich liebt das Feuer nicht zu prunken
Mit äufsren Staates Glanz, es schläft im Stein
Verschlossen tief, als wahrer Götterfunken,
Der will daraus hervorgelocket seyn.
So schliefst im Herzen sich die Liebe ein,
Dort unerreichbar feindlichen Gewalten;
Mehr gilt ihr Sicherheit als äufserer Schein,
In welchem sich das Leben will entfalten;
Der Funken kann im Kiesel nicht erkalten.

Auf gleiche Weise entfaltet Asra die sieben Strahlen der Blüthe:

Der erste Strahl vom Blüthenregenbogen
Erhellt das Auge in der Blumen Licht;
Der zweite von den Steinen eingesogen,
Aus der Juwel' und Eisenblüthe bricht,
Und Sonnen in die Diademe flicht;
Des Thier's, des Menschen Blüthe ist die Jugend,
In der das ganze Leben ein Gedicht,
Das schönste, wenn, vereinet mit der Tugend,
Nicht Prunk und und künstliche Gefühle lugend.

Wie die Natur in ihren Reichen blühet;
So blüht der Tag, das Jahr, der Stern, der blinkt,
Es blüht der Tag, wenn Morgenröthe glühet,
Das Jahr, wenn mit des Frühlings Roth geschminkt;
Der Sternennebel, den der Aether trinkt,

Digitized by Google

Der Lichtschaum, der zum Sterne sich gestaltet,
Und immer mehr und mehr in Glanz versinkt,
Sind Blüthen einer Welt, die sich entfaltet,
Und nach Aeonen erst zu Eis erkaltet.

Die Sterne sind der Blüthenstaub der Blume,
Die, aufgeblüht, als Schöpfung wird gesehn;
Es blühen in des Herzens Heiligthume
Gefühle, die sich drin wie Sterne dreh'n,
Mit Lob und Preis, Vertrau'n und Dank und Fleh'n,
Mit Liebe, so die Blüthe aller Blüthen,
In der was ist, und war, und wird gescheh'n;
Ich werde, mein Geliebter, mich wohl hüthen,
Durch Worte weiter sie dir zu entblüthen.

Aber, wie zu erwarten, es wird das Glück auch dieser Liebenden durch Neid zerstört; sie werden getrennt: sie, die Blühende, muſs nach dem höchsten Norden wandern,

Wo nur das Eis als Fensterblume blüht.

er, der Glühende, nach dem entferntesten Süden,

Wo stets die Luft als Feuermasse glüht.

Doch nun erst läſst uns der Dichter die höchsten Wunder der Schönheit und der Liebe schauen.

Mit Asra hat sich Seltsames begeben;
Als sie gekommen in's beeiste Land,
Da regte sich ein wunderbares Leben
In der Natur, die Asra's Hauch empfand;
Es stürzt Lawin' als Bach von Felsenwand,
Die Quellen hören alle auf zu stocken,
Eisblumen duften an der Fensterwand,
Die Wiese geht in grünen samtnen Socken,
Des Schnee's Gewimmel wird zu Blüthenflocken.

Wie von der Schönheit Blick des Eises Rinde
In klaren Silberbächen aufgethaut,
So schmelzet jedes Herz, dem sie gelinde,
Mit lichten Augen in die Tiefe schaut;
Die Tochter ihres Auges ist die Braut
Des Jünglings der Gedanken und Gefühle,
Es schweigt der Neid, der Haſs, der Zorn kleinlaut,
Besiegt von beſs'rer Neigungen Gewühle,
Bewunderung allein treibt jede Herzensmühle.

Wamik wird im Land der Inder von einem Räubertrosse umringt, und weil er zu ihrem Götzendienste sich nicht bekennen will, als Opfer zum Scheiterhaufen geführt. Aber die Gluth des Feuers hat keine Macht über den Liebeglühenden: denn

Digitized by Google

Die Liebe ist der feuerfeste Talisman,
Womit es ihm gelingt die Gluth zu kühlen,
Und sie zu wandeln in ein Gülistan;
Und wie die Flammen wirbelnd, tosend wühlen,
Erliegen sie, besieget den Gefühlen.

Blieb aber auch der Glühende von dem äufseren Feuerbrande unversehrt, so verzehrte er sich doch, von der Herzgeliebten ferne, in seinen eigenen Flammen. Allein, sowie Glühen und Blühen nothwendig zusammengehören, konnte die unselige Trennung der in Liebe Glühenden und Blühenden nicht immer dauern, und nun feiert die auf dieses ewige Eins von Glühen und Blühen begründete, selbst in höchster Schönheit glühende und blühende Poesie unseres Dichters ihren Triumph:

So fror denn Asra mitten unter Blüthen,
Die in dem Nord hervor ihr Odem rief,
Und die Gefühle, die Wamik durchglühten,
Verkehrten ihm das Blut im Herzen tief.
Als es Sie kalt, und heifs ihn überlief,
Ergriff Sie Sehnsucht nach dem and'ren Leben,
Weil hier das Glück so unstät und so schief;
Es hört ihr Genius der Wünsche Beben,
Und ihnen ward, was sie gewünscht, gegeben.

Versetzet wurden Beide sie in Sterne,
Als Jungfrau Asra, und Wamik Arktur,
Sie leuchten in des Himmels höchster Ferne
Als die zwei Höhen himmlischer Natur,
Und Lieb' und Schönheit folgt der lichten Spur;
Die Jungfrau schwingt des Lichtes gold'ne Aehre,
Die Sternenschnuppen sind Lichtfunken nur,
Arkturus schüttelt sie vom Feuerspeere
Als Liebesgrufs, zu Schönheit höchster Ehre.

Als Ramih ward Arktur zum Himmelshüther
Zunächst dem Pol mit Feuerspeer bestellt,
Und Asren ward als Füllhorn aller Güter
Von Jugend und von Schönheit beigesellt
Die Aehre, so sie in den Händen hält;
Der Speer droht Dschinnen, die sich unterfangen
Sich aufzuschwingen zu dem Sternenzelt;
Der Sterne Augen all' an Beiden hangen,
Zu späh'n, wie sie sich liebevoll umfangen.

Zur gelehrten Erläuterung bemerken wir bei dem letzten Verse, dafs Ramih der lanzenschwingende heifst, und der arabische Name des Arkturus ist, welcher auf europäischen Sternenkarten in Aramech verstümmelt erscheint.

Digitized by Google

So finden wir denn hier auf einen kleinen Raum in höchster Fülle der eigenthümlichsten Schönheit Alles kurz zusammengedrängt, was einen lebendigen Begriff von der Poesie des neueren Orients geben kann: Pracht und Schmuck der Darstellung, Kühnheit und Sinnigkeit des Gedankens, Tiefe und Zartheit des Gefühls. Wem die Farben zu hell brennen, wem die Blüthen zu stark duften, der wende sich ab, er hat recht, nur — vergleiche er nicht!

No. 2, in dem zierlichsten, dem Titel entsprechenden, mit dem Bilde einer Rose und Nachtigall geschmückten Umschlage vor uns liegend, steht an innerem poetischen Werthe dem vorhergehenden weit nach, obschon es, durch Kunst und Künstelei der Form und Darstellung bewunderungswürdig, dem Aesthetiker eine höchst beachtungswerthe Erscheinung ist, um so mehr, da aufser Baki's, des gröfsten lyrischen Dichters der Türken, Diwan (übersetzt von v. Hammer, Wien 1825.) und einigen andern Proben, dem christlichen Europa von osmanischer Poesie so gut wie nichts bekannt war. Bei dieser gänzlichen Vernachlässigung des Textes türkischer Poesie, sowohl von christlichen als von türkischen Pressen, bricht der Druck des hier zum ersten Male erscheinenden romantischen türkischen Epos die bisher unbetretene Bahn, und stellt sich der vor einem halben Jahrhunderte zu Wien erschienenen türkischen Chronik Fenaji's zur Seite, um nicht nur durch die beigefügte Uebersetzung, sondern auch durch die neue, dazu verwendete Nestaalikschrift zu zeigen, welche Fortschritte die türkische Literatur und Typographie seit einem halben Jahrhunderte der deutschen Kaiserstadt, und wir setzen hinzu: „der nicht alle Tage vorkommenden Uneigennützigkeit des Verfassers“ dankt. Da die Herausgabe orientalischer Texte bisher noch nirgends ein Gegenstand von Gewinnspeculation für Buchhändler, der Unterstützung von Regierungen, gelehrten Gesellschaften oder Privaten bedarf, so hätte auch das vorliegende Werk nicht an's Licht treten können, wenn der Uebersetzer nicht durch den im Jahre 1832. von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für die Beantwortung der Frage: „über die Provinzialverwaltung der Araber zur Zeit des Chalifats,“ erhaltenen Preis von hundert Ducaten hiermit den gröfsten Theil der Unkosten der Herausgabe zu bestreiten in Stand ge-

Digitized by Google

setzt worden wäre.« Mit vollem Rechte durfte sich daher der Verf. den schönen arabischen Wahlspruch zueignen:

Mein Begehren ist nicht Gold, um des Nutzens mich zu freuen,
Sondern Ruhm und Ehrensold, der sich immer soll erneuen.

Von einem halben hundert romantisch-epischer doppelgereimter Gedichte, welche die osmanische Literatur aufzuweisen hat, vereinigt Fasli's, des grofsen, unter Suleiman dem Grofsen, lebenden türkischen Dichters, Rose und Nachtigall, die Krone seiner vielen Werke und sein Schwanengesang, den er im Jahr 1560, zwei Jahre vor seinem Tode, vollendete, einzig und allein die Vorzüge origineller Eigenthümlichkeit, unbescholtener Züchtigkeit, und vorzüglich den der Kürze, indem dasselbe nur drittthalbtausend Distichen stark. Der schöne persische Mythos der Liebe der Nachtigall zur Rose ist allbekannt; nicht aber die Handlung dieses Romanes des Fürsten der Sänger mit der Königin der Blumen, diese zarte Liebesgeschichte mit allen darin handelnden Personen in allen ihren Verwicklungen. »In dieser Hinsicht ist die gegenwärtige Leistung eine neue, eine bisher zwar dem Namen nach von Aufsen bekannte, aber von Innen noch unerforschte Insel des stillen Meeres morgenländischer Poesie.« Mögen die Leser den Mühen und Aufopferungen des Entdeckers nicht mit Undank lohnen, und die seltsamen Buchstabenspiele und wunderlichen Ausgeburten morgenländischer Phantasie im Original auf Rechnung des Geschmacks des treuen Uebersetzers bringen! — Wir enthalten uns hier aller Auszüge, und heben nur als uns besonders merkwürdig hervor, wie am Ende des Gedichts eine »Erklärung des geheimen Sinnes, welcher in dieser trauervollen Geschichte und kläglichen Erzählung für den Mystiker liegt,« von Fasli hinzugefügt ist, nach welcher er alle Einzelnheiten des Mythos allegorisch deutet und nach der Lichtlehre der Sofi's zuletzt diesen Sinn in dem Ganzen findet:

Denn Geist und Herz vereint im Kusse,
Sind Ros' und Sprosser im Genusse,

indem nämlich die Rose der Geist ist, das Rosenbeet der Leib, der Sprosser aber, oder die Nachtigall das Herz, das nach dem Geist sich sehnt:

Das Herz vollendet sich durch Geist,
Deshalb ist es in ihn verliebt.

Der Professor des Armenischen an der königl. Schule der orientalischen Sprachen der Bibliothek zu Paris, Herr Le Vaillant

de Florival hat unter dem Titel: „Prosopopée-Allégorie tirée de la Rose et du Rosignol," eine Uebersetzung eines zu Petersburg gedruckten armenischen Auszugs aus dem Gedichte des Fasli gegeben, dessen Verfasser, ein Geistlicher, Markus Zacharias Chodjentz von Erivan, der Meinung ist, man könne in der Liebe der Nachtigall und der Rose ein Sinnbild der Liebe der Seele zu Christus und seiner Kirche finden, die Rose sey nämlich das eingefleischte Wort Gottes, das Rosenbeet die Kirche, und die Nachtigall die liebesbrünstige Seele. Diese Bemerkung möchte für die Geschichte der mystisch-allegorischen Deutungen des hohen Liedes nicht unwichtig seyn.

No. 3, ein Almanah (das arabische Wort für Neujahrsgeschenk, nicht Almanach), allen Orientalisten geweiht, mit einem Insiegel auf dem Titelblatte, den Spruch enthaltend, den wir oben angeführt und durch dessen praktische Erfüllung die Gabe zu einem wirklichen Geschenk geworden, ist eine dem Texte beigegebene kunstvolle, die Alliterationen und Wortspiele des Originales wiedergebende Uebersetzung der goldenen Halsbänder Samaschari's, welche in der arabischen Literatur und Ethik keines geringeren Ansehns genieſsen, als in der griechischen die goldenen Sprüche des Pythagoras. Der arabische Weise (geb. 1074. gest. 1144.) hat aber nicht blos Werke moralischen Inhalts hinterlassen, sondern auch durch eine Menge zur Philologie gehörige Bücher sich einen grofsen Namen erworben. Aus den berühmtesten der gnomischen Werke Samaschari's, den goldenen Halsbändern, sowie aus den ihnen entsprechenden goldenen Scheiben, hatte v. Hammer schon früher in den Fundgruben des Orients (B. 6. S. 240 u. 365.) Proben mitgetheilt, die aber hier sinn- und reimgetreuer erscheinen. Ref. will nicht schulmeisterisch an einzelnen Stellen die poetische Uebersetzung in eine prosaische, die man eine wörtliche zu nennen beliebt, vor den Augen der Leser verwandeln, um seine Weisheit in Abänderungen und Abweichungen kund zu thun, sondern er will sie lieber zum Genuſs der goldenen Aepfel der Weisheit des arabischen Philosophen in den silbernen Schalen des Herrn von Hammer einladen, indem er einige dieser ausländischen Früchte hier vorsetzt. Die abendländischen Philosophen werden freilich nicht mit uns zufrieden seyn, daſs wir ihren Namen dem Orientalen geliehen, welcher sagt:

„Hüthe dich vor den Mondesfinsternissen und Sonnenfinsternissen, und höre nicht auf die Worte der Philosophen, die Nichts

wissen; sie sind thöricht, entscheiden geschwind, sie übernehmen sich und sind blind; ihr Ruhm besteht in lügenhaften Worten, worin sie den Weg verlieren aller Orten.“

Da der Unterzeichnete kein Philosoph, sondern ein Exeget ist, so findet er nach seiner Wissenschaft die Frage nicht uninteressant, ob die Stelle: „und höre nicht auf die Worte der Philosophen, die Nichts wissen,“ so zu verstehen, dafs Samaschari überhaupt die Philosophen als solche bezeichne, die nichts wissen, oder ob er nur vor denen unter ihnen warne, die nichts wissen? — Desto zufriedener werden die Theologen mit unserem praktischen Lebensweisen seyn, wenn er sagt:

„Demuth! sey ganz Demuth, dafs du geadelt werdest! Selbstverleugnung! sey ganz Selbstverleugnung, damit du erkennet werdest; ziehe die Vergessenheit der Berühmtheit, und die Verborgenheit der Ansehnlichkeit vor.

„Ertrage die Menschen, sey der Sanftmüthigste von ihnen gegen ihre Laster. Ein Schlag vom Feinde schändet und entehret nicht, die Vergeltung sey der Sünde überlassen, die ihn schon wird bei den Ohren fassen.« Oder:

»Gott hafst den Gleifsner, der nur das Aeufsere beachtet, und es ist nur die Unwissenheit, welche nach dem lauten Gebete trachtet; wer nicht im Verborgenen mit Gottes Furcht verrichtet das Gebet, in grober Anmafsung steht.“

Wir schliefsen mit folgendem Spruche:

„Die Welt ist mannigfaltig, die Menschen sind vielgestaltig; kleide dich jeden Tag, so wie es die Umstände erfordern, dich anzulegen, und gehe mit Jedermann um nach seinen Wegen, denn die Tage werden nicht nach deinem Wunsche wallen, die Leute leben dir nicht zu Gefallen, die Welt geht nicht in deine Wünsche ein, und begünstigt sie dich, so wird es nur von kurzer Dauer seyn.“

F. W. C. Umbreit.

Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters von Ant. Christ. Wedekind. 5tes und 6tes Heft. Hamburg 1830. *7tes Heft. Hamb.* 1834. *IIIter Band 9tes Heft. Hamb.* 1834. 8. *(In Commission bei Perthes und Besser.)*

Schon in den früheren Heften hat der Hr. Verf. in den Noten zu mehrern Schriftstellern des deutschen Mittelalters hauptsächlich über Geographie, Chronologie und Genealogie sehr schätzbare Untersuchungen geliefert und zugleich einige für die Geschichte nicht unwichtige Quellen zuerst durch den Druck bekannt gemacht. In den oben bezeichneten Heften (das 8te Heft oder der Schluſs des IIten Bandes ist bis jetzt noch nicht erschienen) hat Hr. Wedekind von Neuem eine ausgebreitete Gelehrsamkeit im Geschichtsfache, besonders aber eine gründliche Kenntniſs der Einzelheiten der ältern und mittlern norddeutschen Geschichte (denn in diesem Kreise bewegen sich fast ausschliessend die Untersuchungen) bewiesen und zugleich durch Mittheilung und Zusammenstellung urkundlicher Quellen den Dank des Historikers sich verdient. Unstreitig gehören die Noten des Hrn. Wedekind, welche groſsentheils richtiger Abhandlungen genannt werden könnten, zu dem Gediegensten und Besten, was über einzelne Stellen der Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters in neuerer Zeit bekannt gemacht worden ist. Der Hr. Verf. vereinigt mit warmer Liebe für seinen Gegenstand die vertrauteste Bekanntschaft mit den Quellen, welche sich oft gegenseitig erläutern, eine glückliche Combinationsgabe und einen zur historischen Hermeneutik durchaus nothwendigen richtigen Takt nur auf authentische Berichte die Beweise zu stützen. Der einzige Vorwurf, der hie und da Hrn. W. gemacht werden könnte, ist der, daſs er gleich manchen Philologen geistreichen oder den Knoten lösenden Conjecturen, so gewagt sie auch seyn mögen, nicht entsagen kann und auf diese Weise mit seinem sonstigen Verfahren in offenbaren Widerspruch geräth. Wir werden unten auf solche Conjecturen des Hrn. Verfs. zurückkommen.

Was den Inhalt der einzelnen Hefte selbst näher angeht, so behandelt im 5ten Hefte die Note XXXI. (S. 1 — 54.) einen weniger der deutschen als vielmehr der dänischen und russischen Geschichte angehörigen Gegenstand. Es wird nämlich eine Stelle aus dem lib. XI. der histor. Danicae des Saxo Grammaticus erläutert. Es lassen sich gegen die Beweise, welche Hr. W. mit groſser Belesenheit in den Quellen und scharfsinniger Zusammenstellung der Data aufgestellt hat, für die Abstammung der Inge-

Digitized

burg, der Mutter des dänischen Königs Waldemar I. und der Sophia, seiner Gemahlin aus russischem Fürstengeschlechte, gewifs keine erheblichen Gründe einwenden, ob aber die Grade der Verwandschaft die richtigen sind, wie sie Hr. W. in der Abhandlung und in der zur schnellen Uebersicht beigefügten genealogischen Tafel angegeben hat, möchte noch zu bezweifeln seyn, zumal der Beweis des Hrn. Verfs. sich hauptsächlich auf die Voraussetzung stützt, dafs bei Saxo Grammaticus unter maternus *avus*, obwohl in Bezug darauf von einem *nepos ex filio* die Rede ist, ein maternus *atavus* verstanden werden müsse und es wahrscheinlich sey, dafs der Chronist im Grad der Verwandtschaft, da die Gleichheit des Namens mehrerer russischer Fürsten eine Verwechslung leicht habe herbeiführen können, sich geirrt habe.

Die Note XXXII. (S. 35—57.) über Adam. Bremens. lib. II. c. 58. beweist mit Hülfe des Lüneburger Necrologium Monasterii S. Michaëlis, dafs der dänische Kronprätendent Harold schon 1042 (13. Nov.) ermordet und die Vermählung des sächsischen Prinzen Ordulph mit der norwegischen Prinzessin Wulfhilde kurz zuvor im Anfange desselben Monates statt gefunden habe.

Die Note XXXIII. bestimmt den Todestag der Susanna regina (Tochter des italienischen Königs Berengar II. und Gemahlin Arnulph's von Flandern) nach demselben Necrologium auf den 13. December 1002.

So gelehrt und verdienstlich auch die folgende Note (S. 60 bis 70.), über die Wichmannischen Erbgüter in Sachsen, ist, so beruht doch der Eingang zu dieser Abhandlung auf einem ganz unhistorischen Verfahren, indem eine Urkunde Otto's I., welche im IIIten Bande Beilage VI. vollständig mitgetheilt ist, auf eine höchst willkührliche Weise behandelt wird. Da die Urkunde von Gütern Vulfhardi, filii Vulfhardi spricht und dieselben ungeachtet ihrer Vortrefflichkeit nirgends sonst erwähnt werden, so löst Hr. W. die Schwierigkeit, dafs er anstatt Vulfhardi filii Vulfhardi liest Vichmanni, filii Vichmanni, und findet dann in dem obengenannten Necrologium alles weiter aufgeklärt. Er meint, der Schreiber hätte im Entwurf der Urkunde die Siglen: Vu. filii Vu. gefunden und sie in der Reimschrift nach seiner Ansicht gedeutet. Conjecturen dieser Art zuzulassen, würde ganz den Grundsätzen der historischen Kritik widerstreiten und man mufs sich sehr darüber wundern, dafs ein sonst so umsichtiger Geschichtskundiger eine solche sich erlauben konnte.

Digitized by Google

Glücklicher möchte in der Note XXXV. (S. 77 fg.) über den Chronographus Saxo ad ann. 1078. die Vermuthung seyn, dafs der Graf Hermann, Oheim des sächsischen Herzogs Magnus, dessen Todesjahr 1086. bestimmt wird, am Ende seines Lebens Mönch geworden und dafs es derselbe sey, dessen Tod beim 31. Mai das Necrologium Monasterii S. Michaelis mit den Worten angebe: »Hermannus conversus, frater noster.« Der Anhang zu dieser Note — über die Verhältnisse der nachgeborenen Söhne in der Billing-Hermannischen Linie — giebt für die nähere Kenntnifs des sächsischen Ländervereins sehr schätzbare Notizen. Dafs der Kaiser Lothar (aus dem Hause Supplinburg) als der dritte des Namens bezeichnet wird, kann nicht richtig seyn. Denn Kaiser Lothar's I. Sohn, der auch Lothar hiefs, war nicht Kaiser, und als König des nach ihm benannten Landes Lotharingen zählt er nicht in der Reihe der deutschen Könige und Kaiser.

In der Note XXXVI. (S. 96—98.) zum Necrologium Hildesheim. wird auf unverwerfliche Weise bewiesen, dafs Heinrich der Schwarze, Herzog von Baiern, nicht wie bisher angenommen, am 13., sondern am 29. December 1126. gestorben ist.

Die Noten XXXVII—XLVII. im 6ten Heft (über den Derlingau, die Ludolphinischen Erbgüter, die Supplingenburgischen Besitzungen, Ekbert II. Grafen von Braunschweig, die Grafen von Cattenburg, die Grafen von Asleburg, das Castellum Hohbuoki, die Polaber, Smeldinger und Linonen, das Castellum Ocsioburg, die Billingischen Gaugrafschaften, die Braunschweig-Lüneburgischen Erbgüter in Dänemark) liefern sehr schätzbare Beiträge zur Aufhellung der ältern Geographie, Topographie und Genealogie. Für die Geschichte Thüringens wichtig ist die Note XLVIII. (S. 189—208.), welche über den thüringischen Grafen Ludwig II. den Springer handelt.

Indem Hr. W. den Bericht des Chronicon Reinhardesbornense, einer handschriftlichen Quelle, welche sich in der königl. Bibliothek zu Hannover befindet, und von Berthold, Kaplan des thüringischen Landgrafen Ludwig IV. (um 1227.) abgefafst wurde, zu Grunde legt, beweist er aus dem Annalista Saxo und der Stiftungsgeschichte des Klosters Goseck die Wahrheit der vielfach angefochtenen Geschichte, dafs Ludwig II., Graf von Thüringen, den sächsischen Pfalzgrafen Friedrich III. meuchelmörderischer Weise umgebracht habe, um dessen Gemahlin Adelheid zu heirathen. Die Zeit des Mordes wird nach dem Mönch von Goseck auf den 5. Februar 1083 bestimmt. Mit diesem Zeitpunkt trifft

Digitized by Google

aber nicht die Schenkung eines Prädiums überein, die Friedrich II. zu seinem und seines erschlagenen Sohnes Seelenheile dem Kloster Goseck machte. Denn die Urkunde ist zu Quedlinburg II Idus Junii, anno incarn. Dom. MLXXXV. Indict. VIII. anno ordinat. Dom. Henrici quarti regis XXXI, regni vero XXVIII. ausgestellt. Da jedoch Heinrich IV. schon am 31. März 1084 zum Kaiser gekrönt ist, so glaubt Hr. W. (S. 196.) dafs diese Urkunde später als am 12. Juni 1083. nicht ausgestellt seyn könnte, und ein richtig gefafstes Original müfste das Jahr MLXXXIII, die Indictio VI, die Krönungsjahre XXIX. und die Regierungsjahre XXVII. enthalten haben. Da mit diesen vielfachen Aenderungen und Annahmen die Schwierigkeiten noch nicht alle beseitigt sind, denn in der Urkunde wird Witzilo als Erzbischof von Mainz genannt, der erst im J. 1084. die erzbischöfliche Würde erlangte, so weifs Hr. W. auch hier Rath. Die damaligen Kanzleigehülfen änderten nämlich, wie er meint, wenn die Reinschrift erst nach Jahr und Tag ausgefertigt wurde, die Prädikate der Theilnehmer so ab, wie sie ihnen zur Zeit der Ausfertigung bekannt waren. Da Hr. W. dieses ein nicht seltenes Verfahren in der damaligen Zeit nennt, so wäre nicht überflüssig gewesen, anerkannt ächte Urkunden dieser Art zum Belege seiner Behauptung beizubringen.

Wenn die spätern Chronisten schon beim Jahre MLXV. anfangen, die Kinder Ludwigs und der Adelheid aufzuzählen, so läfst sich eher erklären, dafs sie sich um XX verschrieben haben. — Von Ludwigs dreimaliger Gefangenschaft auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle im J. 1071 — 1073, dann im J. 1113 und zuletzt im J. 1114, kann nach des Verfs. Meinung, in Beziehung auf den Beinamen des Springers, nur allein die erste zwischen 1071 — 1074 in Betracht kommen, woraus zugleich folge, dafs sie mit der Ermordung des Pfalzgrafen in gar keiner Verbindung gestanden habe. Wahrscheinlich habe ihn Heinrich IV. aus ähnlichen Beweggründen wie den Prinzen Magnus gefangen gehalten. Diese Behauptung kann aber nur dann als eine richtige angesehen werden, wenn die angegebene Zeitbestimmung der Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich III. aufser allen Zweifel gesetzt ist. In dieser Art aber scheint die Sache noch nicht erledigt zu seyn.

Im siebenten Heft wird in der Note XLIX. (S. 211 — 233.) über den sächsischen Grafen Billing zur Zeit Otto's I. nach zehn Urkunden gehandelt, die vier folgenden Noten (über den Grafen Bardo u. s. w., die drei ersten Bischöfe von Bremen, den Bischof

Digitized by Google

Bruno von Minden, den Tribus Buzici) gehören ganz der Specialgeschichte an, Note LIV. (S. 251—262.) dagegen hat allgemeineres Interesse. Dieselbe handelt von Otto's I. Streifzug nach Dänemark bis an den sogenannten Ottinsunt. Da von diesem Zuge von den gleichzeitigen Schriftstellern das Jahr nicht bestimmt wird, die Spätern aber in der Angabe des Jahres nicht übereinstimmen, indem einige den Feldzug in den Anfang, andere in die Mitte, andere wieder gegen das Ende der Regierung Otto's setzen, so machte es sich Hr. W. in dieser Note zur Hauptaufgabe, das richtige Jahr zu ermitteln. Indem er den Bericht Adams von Bremen lib. II. c. 2. mit der Chronik Ekkehardi IV. Casus S. Galli (bei Pertz Monum. T. II. p. 112 sqq.) vergleicht, bestimmt er für den Zug Otto's I. nach Dänemark bis an den Ottinsund (oder Lymfiorden) die Monate Mai und Juni des Jahres 952, welches Jahr auch der Annalista Saxo und der Chronographus Saxo angeben. Dagegen liefse sich einwenden, dafs weder die beiden im 12ten Jahrhunderte lebenden sächsischen Compilatoren, noch der in der Mitte des 10ten Jahrh. lebende Mönch von Sct. Gallen, der für diese Zeit ohnehin wenig Ordnung beobachtet und seinem Stifte nahe angehende Vorfälle in grofser Verwirrung und mit groben chronologischen Verstöfsen berichtet, besondere Quellen seyn können. Da Otto mehrere Streifzüge gegen die Dänen machte, so läfst sich aus den kurzen Notizen auch nicht ersehen, ob diese Chronisten grade den gröfsten Zug bis an den Lymfiorden haben bezeichnen wollen. Ekkehard's Worte sagen nur: »Regem procul contra Danos Sleswic agentem factum (die Streitigkeit des Stiftes mit dem Abt) non latuit.« Auch ist es nicht wahrscheinlich, dafs Otto unmittelbar aus Italien einen so bedeutenden Angriffskrieg gegen die Dänen unternommen habe. Nach den Urkunden (Boehmeri Regesta regum atque Imperatorum Rom. inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. p. 10.) war Otto im Febr. 952. noch in Pavia, im März in Zürch, im April kam er nach Sachsen: am 29sten April stellte er in Magdeburg eine Urkunde aus und am 13ten Juni desselben Jahres eine andere in Dornburk (in der Nähe von Jena). Daher müfste in der kurzen Zeit vom 29sten April bis 13. Juni 952 nicht nur von Magdeburg der Kriegszug bis beinahe an die äufserste Spitze Jütlands gemacht worden seyn, sondern auch die Rückkehr nach Thüringen an die Saale statt gefunden haben. Dieses ist aber um so weniger wahrscheinlich, als Otto's Zeit noch mehr durch die Zusammenkunft mit König Harald Blaatand von Dänemark in Anspruch genommen ward. Es

Digitized by Google

ist demnach das J. 952 als unrichtig für den Zug zu verwerfen; denn auch für die übrigen Sommermonate und den Herbst zeigen die Urkunden Otto's Anwesenheit in andern Gegenden. Wenn man Adam von Bremen, der freilich im 11ten Jahrh. lebte, aber offenbar für die frühere Zeit gute Quellen benutzte, in der Zeitrechnung streng folgt und nicht von der Ansicht ausgeht, dafs er die Begebenheiten in Bezug auf Otto's Zug nach Jütland und die darauf folgenden Einrichtungen unchronologisch erzählt habe, so wird die Auffindung des richtigen Jahres nicht schwer seyn. Adam von Bremen fügt der Erzählung des Feldzuges die Worte bei: »*Eo tempore* Dania cismarina, quam Jutland incolae appellant, in tres divisa episcopatus, Hammaburgensi Archiepiscopatui est subjecta. (Dieses bestätigt eine Bulle Agapet's II. vom 2. Jan. 948). Igitur beatissimus archiepiscopus noster (Adeldagus) omnium primus ordinavit in Daniam episcopos, Harold ad Sliaswich, Liafdagum ad Ripam, Reinbrandum ad Arhusam. *Hoc factum est anno Archiepiscopi XII.* Da Adeldag im J. 936. auf den erzbischöflichen Stuhl gelangte, so ist das 12te Jahr seiner erzbischöflichen Regierung zwischen 947 und 948 zu setzen. Damit stimmt überein, dafs Liofdacus, Bischof von Riepen, von Frodoard. (Chronic. ad an. 948.) auf dem Concilium zu Ingelheim im Juni 948 als anwesend erwähnt wird. Es läfst sich demnach auf das Bestimmteste daraus folgern, dafs Otto's I. Zug nach Jütland bis an den Ottinsund, in dessen Folge Harald Blaatand mit Weib und Kind sich taufen liefs und drei Bisthümer, Schleswig, Ripen, Aarchus errichtet wurden, nicht nach dem Jahre 947 statt gefunden haben kann. Auch zeigt die Urkunde (bei Böhmer Regesta p. 9.), welche Otto's Aufenthalt schon am 12. Juni 947 in Magdeburg nachweist, dafs der König in diesem Jahre einen Zug gegen die Dänen unternehmen konnte; wahrscheinlich war derselbe schon bei der Unterredung mit dem verbündeten französischen König Ludwig in Aachen (Ostern 947) verabredet und ein Rachekrieg für den im J. 945 und 946 gegen die Normandie von Harald Blaatand unternommenen Zug.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 22. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wedekind, Noten zu Geschichtschreibern des Mittelalters.

(Beschlufs.)

In der Note LV. (S. 263 fg.) wird wahrscheinlich gemacht, dafs der Edho filius Ottonis Ducis, welcher in einer Urkunde des Bischofs Burkhard II. von Halberstadt vorkommt, nicht ein jüngerer Sohn des sächsischen Herzogs Ordulph (der auch Otto genannt wird), sondern ein Sohn des Herzogs Otto von Nordheim gewesen ist, welcher bekanntlich auch noch nach seiner Absetzung als Herzog von Baiern Dux genannt wird. Da aber Otto von Nordheim nur drei Söhne hatte, welche Heinrich, Cono und Siegfried heifsen, so glaubt Hr. W., dafs Edho ein Schreibfehler anstatt Cono sey.

Die Note LVI. (S. 265.) beweist das von Mehreren bezweifelte Alter des fragmentum genealog. Brunsvic. et Lüneburg. ap. Leibnitz. T. II. durch das Necrologium Monasterii S. Michaelis. In der folgenden Note (S. 267—273.) wird der Werth der niederdeutschen Chronik von Lüneburg, wovon ein gutes Manuscript in Gotha sich befindet, hervorgehoben. Dafs sein Verf. an der Niederelbe gelebt habe, ist wohl nicht zu bezweifeln. Hr. W. glaubt, dafs die Chronik um 1250 abgefafst worden und stützt seine Behauptung auf gute Gründe. Die Wichtigkeit der Chronik für die frühern Zeiten erhellt aus dem Umstand, dafs von ihrem Abfasser frühere, nunmehr verlorene Quellen benutzt worden sind. Die Ueberarbeitung und Fortsetzung der Lüneburgischen Chronik durch den Mönch Konrad von Halberstadt bis zum Jahr 1353, welche sich als Manuscript auf der königlichen Bibliothek zu Hannover unter der Aufschrift Chronographia summorum pontificum et imperatorum befindet, hält Hr. Wedekin für ziemlich werthlos. Diese Beurtheilung der Lüneburgischen Chronik stimmt in einzelnen Punkten mit der überein, welche Lappenberg im sechsten Bande des Archivs (der Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde) über dieselbe Chronik gegeben hat.

Aus derselben Lüneburgischen Chronik ist in der Note LVIII. (S. 274 fg.) die oft angeregte Streitfrage, wie Albrecht der Bär in den Besitz der Mark Brandenburg gekommen sey, dahin ent-

Digitized by Google

schieden, dafs derselbe durch Erbvertrag mit dem wendischen Fürsten Pribislav (der auch Heinrich genannt wird und 1151 starb) in den Besitz gelangt sey. Da derselbe Gegenstand auch von Ad. Riedel in v. Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde des Preufs. Staats. Band I. beleuchtet ist und Hr. W. im Ganzen damit übereinstimmt, wie es scheint, so hat er sich enthalten, in eine weitläufigere Untersuchung einzugehen.

Die beiden letzten Noten LIX und LX. (S. 286—332.) sind der Geschichte des Kalkbergs und des Klosters S. Michaelis in Lüneburg, wie auch der Aufzählung der Aebte desselben, gewidmet.

Das 6te Heft enthält nur Beilagen von zum Theil früher ungedruckten Quellen. Die bedeutendste Beilage V, welche mit nicht gewöhnlicher typographischen Schönheit ausgestattet ist, enthält das Necrologium S. Michaelis auf 98 Seiten mit viererlei Lettern in schwarzem und rothem Druck. Die Beilagen VI—X. sind Beweisstücke für verschiedene Aufsätze in den frühern Heften, XI—XXIII. Billingische Urkunden, XXIV—XXXI. Erläuterungen des Necrologium und fürstlicher Familienverhältnisse, XXXII—XL. Urkunden zur Erklärung der Geschichte und Verfassung der Stadt Lüneburg und des Klosters S. Michaelis.

Solche Arbeiten und Mittheilungen, wie die des Hrn. Wedekind, müssen unserer vaterländischen Geschichte höchst förderlich seyn. Berühren auch hie und da die Untersuchungen Einzelheiten, welche nicht von besonderer Erheblichkeit zu seyn scheinen, oder ganz und gar der Lokal- und Specialgeschichte angehören, so findet sich doch manchmal auch ein Gewinn für die allgemeine deutsche Geschichte, zumal bei keinem Lande so sehr die Specialgeschichte mit der allgemeinen verflochten ist, als in der Geschichte Deutschlands, und häufig letztere nur durch die Kenntnifs der erstern recht verstanden werden kann.

Aschbach.

Digitized by Google

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Sechster Jahrgang. 1835. *Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg.* 467 S.

Ein Taschenbuch für Geschichte ist immer eine mehr oder minder mifsliche Erscheinung — ein Zwitterwesen — welches in seiner Halbheit weder den Ansprüchen der ernsten Wissenschaftlichkeit, noch denen einer leichten und gefälligen Unterhaltung genügt, und beide Anforderungen selbstgenügsam durch die Erwiderung zurückzuweisen sucht, dafs es nicht in seinem Zwecke liege, den einen oder den anderen ganz zu genügen. Auch möchte schwerlich eine Verbindung dieser beiden Interessen — wenn sie auch möglich wäre, und nicht hierbei mehr oder weniger das eine Interesse dem anderen aufgeopfert werden müfste — dem Historiker erlaubt seyn, der die eiserne Wage des Weltgerichtes zu handhaben sich erkühnet. Von diesem verlangt man wohl mit Recht, dafs er dem Ehrgeize entsage, auf dem Toilettentische im zarten Einbande die Kinder seiner Muse liegen, und von schönen Fingern zerknittert zu finden, und dafs er nicht mit dem Romantiker um den Beifall mehr als verfeinerter Geister buhle. Recht freundlich lauten zwar die Worte, mit welchen der Herausgeber sein Taschenbuch dem Publikum darbietet, und als Zweck ausspricht, die Vaterlandsgeschichte durch die redende und bildende Kunst mehr und mehr zu popularisiren und zu nationalisiren — aus dem Gedächtnisse in die Gemüther einzuführen, und vaterländische Begegnisse, Grofsthaten und hervorragende Männer durch die Ballade, Legende, Romanze, in epischer und in dramatischer Form, in der Historienmalerei und im Basrelief (?) vorzugsweise zu verewigen. Allein darf sich wohl ein Taschenbuch dieser Art ein Taschenbuch vaterländischer Geschichte nennen — müfste dasselbe nicht vielmehr als ein Taschenbuch für vaterländisch-historische Poesie bezeichnet werden? Und wenn dieses der Zweck ist, welchem der Herausgeber auch bei der vierten Serie dieses Taschenbuches (seit 1830) unverrückt getreu geblieben zu seyn angiebt, zu was in diesem Taschenbuche jene Abdrücke alter Dokumente, welche das Balladen, Romanzen, historische Gemälde und Basreliefs zu erwarten berechtigte Publikum in der von dem Herausgeber selbst angeregten Hoffnung täuschen müssen? Schwerlich giebt es auch für den Geschichtsforscher, welcher sein Volk für seine Geschichte begeistern, und diese popularisiren und nationalisiren will, ein unglücklicheres Mittel, als den Weg einzuschlagen, in einem

Taschenbuche mit seinem Volke zu sprechen. Schon dieser Form wegen wird es nicht in die Hand des Kernes der Nation gelangen, der, wenn vom popularisiren und nationalisiren die Rede ist, allein in Betracht kommen kann. Will der Historiker den Kreis der historischen Forschung verlassen, will er die Grofsthaten der Voreltern seiner Nation zu Gemüthe führen und an den Vorbildern der Ahnen sie zur neuen kräftigen That begeistern, so gebe er ihr ein Volksbuch — aber kein Taschenbuch — eine Erfindung einer Zeit, die zu klein ist, etwas Kräftiges zu schaffen, und eine Gabe für Personen, welchen die Fähigkeit fehlet, ein gerundetes, geschlossenes Ganze zu geniefsen und zu verarbeiten. Er gebe die Geschichte grofser Momente wahr, treu und klar, er spreche warm für Recht und Freiheit, für alles Edle und Schöne — er enthülle die Motive der Thaten und erwecke Nachdenken über den Zusammenhang der Ereignisse — aber indem er vom Herzen zum Herzen spricht, überlasse er die Form der poetischen Einkleidung jenen, welchen der Himmel den Beruf und die Weihe des Dichters ertheilte. Wollte aber Hr. v. H. doch einmal ein Taschenbuch für Geschichte herausgeben, welches auch von dem Geschichtsfreunde mit ungetheiltem Interesse aufgenommen werden könnte, so mufste alles Fremdartige, besonders aber jene modernen Dichtungen wegbleiben, welche — ohne dafs ihrem Werthe als solche hierdurch im Geringsten zu nahe getreten werden soll — dem Ganzen eine störende Buntscheckigkeit verleihen, welche weit von jener Mannigfaltigkeit entfernt ist, welche bei einer Sammlung kleinerer Aufsätze, die einem und demselben wissenschaftlichen Gebiete angehören, vielleicht sogar zu wünschen seyn möchte. Eben so möchte unter dieser Voraussetzung der Leser ein Recht haben, zu verlangen, dafs der Verf. seine Ansichten durch fortlaufende Angabe und Beziehung auf die von ihm benutzten Quellen begründe. Nicht minder dürfte man fordern, dafs, wenn bisher ungedruckte Quellen benutzt oder abgedruckt werden, der Verf. auch einige diplomatische und archivalische Andeutungen über die Beschaffenheit der gebrauchten Urkunden und den Ort, wo dieselben aufgefunden werden können, beifüge. Bei dem völligen Mangel solcher Andeutungen aber, bei dem grofsartigen Stillschweigen des Herausgebers darüber, ob er unmittelbar aus Urkunden, oder aus deren Abdrücken geschöpft habe — ob er etwas Ungedrucktes hier zuerst an das Licht gefördert zu haben glaube oder nicht, hat er sich auf eigenthümliche Weise der kritischen Controle selbst

Digitized by Google

da zu entziehen gewufst, wo scheinbar der vorerwähnten Anforderung des Lesers durch Angabe von Quellen entsprochen worden war. Auch möchte noch im Allgemeinen bemerkt werden dürfen, dafs, wenn das Taschenbuch vorzugsweise der vaterländischen Geschichte gewidmet seyn soll, dieser Begriff doch etwas zu weit gestellt zu seyn scheint, wenn der Hr. Verf. neben Oesterreich und Süddeutschland auch Ungarn und Böhmen nennt. Mit gleichem Rechte dürfte auch Italien, Frankreich und England, ja sogar die Pyrenäische Halbinsel einen Anspruch darauf erheben, ihre Geschichte unter dem Begriffe unserer vaterländischen aufgenommen zu sehen, da überdies fast jeder nur einigermafsen bedeutende Punkt in diesen Ländern ein weit gröfseres Interesse und eine engere Verbindung mit der deutschen Geschichte hat, als die ungarische Grenzburg Berencz, deren Geschichte uns S. 372 u. fg. vorgeführt wird. Aufser den freundlichen, und einen freien, kräftigen Geist beurkundenden Gedichten von Eduard Duller (No. I. II. III. VII. VIII. IX.), welche Ref. als hierher nicht gehörig übergehet, enthält dieser Jahrgang, abgesehen von der bereits erwähnten Darstellung der Geschichte der ungarischen Burg Berencz (No. XV.) — welche aber von so speciellem Interesse ist, dafs eine Relation hierüber in dem beschränktern Raume dieser Jahrbücher nicht zulässig scheinen möchte — nur einen einzigen historischen Aufsatz, welcher dem Herausgeber anzugehören scheint, nämlich No. VI. die Mordweihnachten von Sendling (25. Dec. 1705.), über welchen der Ref. zuletzt berichten will, weil derselbe allein Gelegenheit zu einer Kritik der Ansichten des Verfs. bietet. Den übrigen Raum des Taschenbuches füllen verschiedene, mitunter nicht uninteressante historische Fragmente. Dahin ist zu rechnen No. IV: Rufsland aus einer asiatischen eine europäische Macht — Plane zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche und zur Theilung der Türkei, aus dem Nachlasse Sigmunds von Herberstein, im Herbersteinischen Archive zu Gratz. Eine »Supplication und Werbung des Moskowitischen Kaisers Johannes, von dem römischen Kaiser Ferdinando u. s. w. auf dem Reichstag zu Regenspürg 1557 eingelegt.« — Der russische Kaiser erbietet sich aus „Aigener Bewegnufs« zur Hülfe gegen die Türken „mit einer trefflichen Zahl gelts und Volkh Hilf zu thuen,« wünscht auf einem »frei Generall- oder sonnders National-Concilium« wegen Vereinigung mit der lateinischen Kirche unterhandeln zu lassen, erbittet sich von dem Kaiser einige „hochgeacht« Theologos, um sie in seinem

Digitized by Google

Lande über dessen Sprache, Religion und Sitten u. s. w. zu berichten, und eben so von ihnen den Glauben und Gottesdienst der lateinischen Kirche kennen zu lernen. Auch bittet der Kaiser von Rufsland um „etliche Doctores beider Rechten um die unartige Landleut durch Ihre Geschicklichkeit in bessere Civität, ordentliche Polizeyen und Burgerliches Leben zu bringen.« Hieran reihet sich das Begehren verschiedentlicher guter Baumeister und Handwerker. Der russische Kaiser findet es sodann nöthig, sich gegen die in glaubliche Erfahrung gebrachte Beschuldigung zu verwahren, als wäre es ihm mit seinem freundlichen Erbieten nicht Ernst: „Sondern wir suchendt allein durch diesen Schein uns mit Vorschufs der Teutschen wider sy zu sterken — — und halten wenig glaubenes und Trauens.« Zur Erleichterung der Verbindung des russischen Hofes mit dem römischen Kaiserhofe wird nun ein beständiger Gesandter am letzteren ernannt und von Augsburg durch Liefland Posten gelegt, weil bisher immer viele Jahre darauf gegangen, bis man hin und zurück habe communiciren können. Einen weiteren wichtigen Bestandtheil dieses Schreibens machen die Bestimmungen über ein Darlehen von 175,000 Rthlr., welche die Krone Rufsland dem heil. röm. Reiche unter Garantie der Fugger als Subsidie zum Türkenkriege vorschiefst. Ueberdies sagt Rufsland für den Ausbruch des Türkenkrieges 30,000 Reiter zu, ohne sich etwas mehr auszubedingen, als die Erstattung der Kriegskosten im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges — das eroberte Land soll allein dem deutschen Reiche zufallen! Nachdem sich noch der Kaiser 500 deutsche Reiter erbeten, und die Trennung der christlichen Kirche, welche zum Sturze des griechischen Reiches Veranlassung gegeben, vielfach beklagt hat, spricht er die Hoffnung aus, mit Hülfe der deutschen Nation bald die Türken in Constantinopel heimzusuchen und dann »das obgedacht der Christenheit abgedrungen Kayserthumb sammt anderen darzue gehörigen Kunigreichen und Lannden wiederumb einzuleiben.« — Unstreitig das Beste und Gediegenste in diesem Jahrgange ist No. XI: Ein Beitrag zur Geschichte der Verwaltung des deutschen Reiches aus den Tagen Joseph's II. Es ist eine Vorstellung an diesen Kaiser mit dem wahrscheinlich fingirten Namen Pater Orry, datirt Erlangen, 30. Jan. 1785, wie man daraus schliefsen möchte, dafs sich der Verfasser dieser Vorstellung erbietet, seine Anzeigen öffentlich zu beweisen und mit noch mehr Thatsachen zu bestärken, wenn S. k. Majestät Ihre diesfallsigen Befehle in der Erlanger Zeitung bekannt werden zu

Digitized by Google

lassen, geruhen wolle; was bei der Unterzeichnung des wahren Namens sehr überflüssig gewesen wäre. Der Verfasser unterzeichnete: „mit treuester Ergebenheit eines deutschen Bürgers.“ Wer auch dieser Mann gewesen — er führt das Ehrenprädicat eines deutschen Bürgers mit dem vollsten Rechte — es giebt kein höheres — und dafs ihm dieses gebührt, wird Jeder zugestehen, welchem diese Schrift zu Gesichte kommt. Die Sprache dieser Schrift, in welcher der Verf. die Gebrechen der Reichsverwaltung aufgedeckt und die Gründe auseinander gesetzt hat, welche gegen ihren Willen die Unterthanen des Reiches zur Unzufriedenheit mit den damals bestehenden Einrichtungen zwangen — ist eben so edel und offen, rückhaltslos frei und warm, mit einem Worte eben so männlich, als sie sich in den Schranken der höchsten Achtung und Ehrerbietung hält, welche dem Herrscher des deutschen Reiches gebührte, die in der Brust des Verfassers wirklich gelebt haben mufs, da keine diplomatische Kunst, selbst bei der grösten Sprachgewandtheit, sie würde haben erheucheln können, um eine entgegenstehende Gesinnung zu verbergen. Die Darstellung ist in jeder Hinsicht klassisch zu nennen — sie ist ein vollendetes Muster publicistischer Schreibart. Nichts ist verschwiegen, was auf die Beurtheilung der Administration Bezug haben — nichts ist gesagt, was der Sache selbst fremd, kränken oder beleidigen könnte. Das unerschütterliche Vertrauen in das Reichsoberhaupt, dafs es nur die verborgenen Mängel der Verwaltung zu kennen brauche, um deren Abhülfe zu beschliefsen — dieses Vertrauen in die edle, menschenfreundliche und ächte Herrschergesinnung des Fürsten, welche einen Charakterzug des deutschen Volkes bildet, welcher sich auch in den letzten politischen Bewegungen wieder erprobt hat, tritt in dieser Schrift auf eine solche Weise hervor, dafs man sie unbedenklich auch heut zu Tage noch als den Repräsentanten der politischen Gesinnung der grofsen Mehrheit der deutschen Nation, insbesondere als den Ausdruck der Ansichten jener Männer betrachten kann, die, vertraut mit den politischen Verhältnissen Deutschlands, nicht nur Herz und Gefühl für die Bedürfnisse ihres Volkes, sondern auch das klare Bewufstseyn in der Brust tragen, wie diesem Bedürfnisse auf rechtlichem Wege und auf eine dauernde Weise mit gleicher Berücksichtigung der Interessen der Regierenden und der Regierten abgeholfen werden kann. Für die Mittheilung dieser Schrift, welche jedenfalls eine der ausgezeichnetesten Stellen in den Monumentis Germaniae des verflossenen Jahrhunderts ver-

Digitized by Google

dient, sind wir Hrn. v. Hormayr zum aufrichtigsten Danke verpflichtet. Würde jeder deutsche Fürst auch nur einen Unterthanen zu besitzen das Glück haben, wie diesen Orry — es würde Vieles in Deutschland besser stehen. Einem Manne, der wie dieser, mit Vertrauen spricht, läfst sich auch Vertrauen nicht verweigern! Möchte es dem Hrn. v. H. gelingen, durch seine Forschungen etwas über die Aufnahme zu ermitteln, welche die vorerwähnte Eingabe bei dem grofsen Joseph II. gefunden! — Unter No. X. giebt uns Hr. v. H. auch eine Reihe historischer Anekdoten, welche zwar dem etwas bewanderten Geschichtsfreunde keine neuen Ansichten über Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit eröffnen, aber an sich mehr als etwas Anderes zur Aufnahme in ein Taschenbuch geeignet sind. Dasselbe gilt von No. XII, Grabschriften grofser Nürnberger und No. XIII, Johannes Aventin, Geschichtschreiber Baierns (gut für 1534 und 1834). Gedichte aus der Vorzeit, sind vier gegeben: No. V. von dem Graffen und thewren Ritter, Nicolaus von Serin (Zriny), wie er so Ritterlich in Hungern gestritten und gefochten hat, wider den Erbfeind der Türken; No. XIV. Albrecht der Babenberger; No. XVI. Lied in der Noth, des Gründers der batavischen Freiheit, Wilhelms von Oranien; No. XVIII. an die tyrolischen Bauern, 1703 verfafst von dem Grafen Dominik Urban v. Finger. Das bedeutendste unter diesen Gedichten, theils wegen seiner alten Sprache, des im Ganzen schönen und leichten Versbaues und der wirklichen poëtischen Behandlung des Stoffes ist No. XIV, welches meines Wissens früher noch nicht im Druck erschienen ist. Der Graf von Babenberg, bei Regino ad a. 905 bald Adelbertus, bald Adalbertus genannt, erscheinet hier unter dem Namen Albrecht. Uebereinstimmend mit Regino läfst ihn das Gedicht von dem König Ludwig dem Kinde in seinem Schlosse zu Theres (Tetrassa) belagern und gefangen nehmen, und widerspricht in soferne der Nachricht bei Luitprandus l. II. c. 3. und Otto Frising. Chron. L. IV. c. XV, wonach der Graf in seinem Schlosse zu Babenberg zuletzt belagert worden wäre. Es hält sich aber dagegen an die von Regino's Erzählung abweichende Sage, dafs der Erzbischof Hatto den Grafen durch Meineid in das königliche Lager gelockt habe. Hrn. v. H. hat es nicht gefallen, über die allenfalls benutzte Handschrift dieses interessanten Gedichtes uns einige Andeutung zu geben. Die Sprache scheint die obersächsische des XIII. Jahrhunderts, und ebendaselbst möchte nach der Ortho-

Digitized by Google

graphie und nach der Andeutung des zweiten Verses, wonach Baierland als entfernt bezeichnet wird, der Verfasser zu suchen seyn. Am nächsten am Werthe stehet diesem Gedichte No. XVI, kräftig und charakteristisch, nicht ohne lyrischen Schwung. Dem Liede No. V. mangelt zwar nicht eine gewisse Gemüthlichkeit, auch spricht sich das Interesse des Dichters an dem besungenen Gegenstande deutlich aus, doch trifft man darin weder wahre Begeisterung, noch ist die Darstellung künstlerisch zu nennen. No. XVIII. als Aufforderung der tyrolischen Bauern zum Widerstande gegen die baierische Occupation 1703 ist zwar keine Marseillade, aber ein redlich gemeintes didactisches Gedicht, welches mit Freundeswärme zum Vergessen der einheimischen Partheiungen und zum gemeinschaftlichen Widerstande gegen den äufseren Feind ermuntert. Ehrenvoll ist es für den tyrolischen Adel, dafs der gräfliche Sänger in jenen Augenblicken der Gefahr sagen konnte:

Gott weifs es alle Edelleuth
Seyndt aller Schuld und Falsch befreit
Alle die Gott und Ehre lieben
Synd in reiner Treu verblieben.

Auch bei der gröfsten poetischen Licenz hätte zwei Jahre später (1705) kein Dichter dasselbe von dem baierschen Landesadel sagen können. — Ueber die No. XIX. gegebenen Legenden und Sagen enthält sich Ref. aus gleichen Gründen, wie über die Gedichte von Eduard Duller, jedes Urtheils.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des Originalaufsatzes No. VI, die Mordweihnachten von Sendling, 25. Dec. 1705. In Bezug auf die Ursachen, welche den Aufstand der baierischen Bauern im Jahre 1705 hervorriefen, so wie in Bezug auf die vorzüglicheren Ereignisse und die Hauptpersonen ist etwas Neues von Bedeutung nicht geboten worden. Das beste und wichtigste sind die im Anhange abgedruckten Documente, unter welchen wir aber gerade das vorzüglichste, nämlich Plinganers Bericht an den Churfürsten Max Emanuel nach dessen Wieder-Einsetzung in das Churfürstenthum Baiern vermissen, welcher um so weniger fehlen durfte, als der Verfasser dieses Aufsatzes sich nicht dahin erklärt hat, dafs er nur bisher ungedruckte Quellen mittheilen wolle, und derselbe bei der gewählten Form eines Taschenbuches, und nachdem den Lesern einmal zugemuthet war, die übrigen Documente zu lesen, nicht erwarten durfte, dafs jedem derselben das Theatrum Europaeum zur Hand stehe, und ein Abdruck

Digitized by Google

dieses Hauptdocumentes nur um weniges die Zahl der Blätter vermehrt haben würde. Auch was die Darstellung der Begebenheiten selbst anbelangt, möchte man diese nicht eine gelungene nennen dürfen. Der Verf. suchte nach Gelegenheiten, sein historisches Talent nicht nur im Entwickeln der Motive der vorliegenden Kette von Ereignissen, sondern auch in Parallelen und Gegensätzen mit anderen Ereignissen anderer Zeiten glänzen zu lassen. Gerne wird man zugeben, dafs die Auffassung und die Darstellung der Idee, welche ein Zeitalter, eine Periode, oder die bei einem Vorfalle handelnden Personen beseelte, die Hauptaufgabe des Historikers, insbesondere jene Aufgabe ist, welche ihm unsere Zeit zu lösen gebietet. Auch wird Niemand in Abrede stellen, dafs durch die Nebeneinanderstellung und Vergleichung der Ideen, welche bei anderen, in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern stattgehabten Ereignissen wirkten, für die richtige Würdigung des zu betrachtenden Zeitabschnittes die anschaulichsten Resultate gewonnen werden mögen. Aber wenn der Geschichtschreiber hinübergreift in eine andere Zeit, in eine andere Kette von Ereignissen, so darf er hierbei nicht die Reihe derjenigen verwirren, deren Geschichte er darzustellen sich zum nächsten Zwecke gesetzt hat — er darf, wenn er nicht die Aufmerksamkeit bei seinem Vortrage stören — wenn er sich nicht selbst unterbrechen will, nicht dem natürlichen Verlaufe der Ereignisse, soweit sie sich auf sein Thema beziehen, vorgreifen, und uns eher von dem Ausgange des Hauptheldes sprechen, ehe er uns von dessen Auftreten in Kenntnifs gesetzt hat. Eine solche Behandlung des Gegenstandes möchte das *rapi in medias res*, doch um etwas überschreiten. Ich spreche hier nicht von der dem Churfürsten Max Emanuel in den Mund gelegten Invective gegen Oestreich, welche, in so ferne man sie als Vorrede betrachtet, die Befugnifs für sich in Anspruch nehmen dürfte, das ganze nachfolgende Gemälde mit wenigen Strichen auf einmal hinzuwerfen. Man vergleiche aber z. B. S. 53 und 54. Die Abschweifung von dem Tode des Churprinzen Joseph Ferdinands, auf das von dem Verf. sogenannte Lehrbach Waldeckische Kunststück — eine leicht hingeworfene Beschuldigung, für welche der Verf. aber schwer Rechenschaft zu geben im Stande seyn möchte — und von da über den Tod Friedrichs d. Gr. bis zur Geburt König Ludwigs möchte schwerlich zu billigen seyn. S. 74. warnen Prälaten den Löwenstein vor dem tollen Unternehmen der Bauern, und kaum einige Bettelmönche verbergen die geächteten Patrioten — bevor noch

von einem Unternehmen der Bauern und einer Aechtung der Patrioten die Rede gewesen, S. 87. wird erzählt, wie der Verrath des Adels die heil. Christnacht zur entsetzensvollen Mordnacht von Sendling machte, das noch schrecklichere Blutbad von Aitenbach folgte, Plinganser am Dreikönigstage 1706 den »hochadelichen Schelmen, ihr armes Leben« rettete — und mit einem Male sind wir wieder zurück im Jahre vorher — Plinganser lagert vor Braunau. Ref. will nicht mehrere Beispiele häufen; dagegen aber möchte auch das wiederholte Aufnehmen ganzer Stellen aus modernen Dichtern, wie S. 63, 64, 81, 114. zu tadeln seyn. Die Geschichte bedarf der gebundenen Sprache, sie bedarf der Bilder nicht, um ihre Wirkung zu machen. Wer über die Schicksale seines Vaterlandes mitsprechen will, gebe uns seine eigenen Gedanken in eigenen Worten. Es ist immer störend, wenn der Geschichtschreiber durch den Mund eines Anderen sprechen will, und für die Idee, die er erfafste, einen fremden Ausdruck borgen mufs. Aber abgesehen hiervon konnte man nur mit Betrübnifs die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit bemerken, mit welcher der Verf. sich gegen Oesterreich und Alles, was dessen Politik betrifft, ausgelassen hat. Selbst jene Zeitschriften, welche in der politischen Aufregung der letzten Jahre gegen die Politik der deutschen Grofsmächte in der Art losbrachen, dafs der Bund es für rathsam fand, ihr Erscheinen zu untersagen, haben sich nicht in solchen Invectiven ergossen, welche einem Partheischriftsteller kaum nachzusehen, aus der Feder eines Geschichtsforschers aber unverzeihlich sind. Denn von diesem ist man zu fordern befugt, dafs er selbst da, wo er ein hartes Urtheil auszusprechen sich veranlafst findet, es mit Ruhe und Würde thue, und hierdurch beweise, dafs er über dem Getriebe der Partheien zu stehen vermag. Hier hören wir aber von Oesterreichs unersättlicher Ländergier — von den guten Deutschen, welche rastlos Holz und Steine zutragen sollten zu dem Baue und der Zwingherrschaft Oesterreichs; von Fürsten, welche die Habsburgische Uebermacht in ihrer Selbstständigkeit verletzt, wir hören die Klage, dafs der Reichstag erklärte, es solle keinem Reichsstande erlaubt seyn, der thätigen Theilnahme an dieser Fehde sich zu entziehen; es wird gefragt, was hiernach die Freiheit der Reichsstände sey, und was die Würde der Fürsten? Es wird Oesterreich eine gewisse Ungeschicklichkeit vorgeworfen, eroberte Länder, wie es sich auch jetzt wieder zeige, für sein Interesse zu gewinnen, die österreichische Politik überdies als kein Mittel scheuend, darge-

Digitized

stellt, wenn es nur zum Zweck führe, so dafs neben derselben nur das Schwerdt bestehen könne!! u. s. w. Wohl kann man es dem edlen ritterlichen Max Emanuel zu Gute halten, wenn er, vertrieben und geächtet, in Vorwürfe gegen Oesterreich ausbrach — wohl mochte er es undankbar schelten, nachdem seine Ahnen so viele Opfer dem Habsburgischen Interesse gebracht! Der Schmerz des Vaters, der Schmerz des Fürsten durchwühlten seine Brust. Er hatte sein Wort an Frankreich gegeben. Diesem treu, die höchste persönliche Tugend des Fürsten übend, war er gefallen, als das Schlachtenglück sich gegen ihn entschied. Hochachtbar wird sein Charakter auch der spätesten Zeit bleiben, so achtbar, als der erfolglose Kampf seines treuen Baiernvolkes gegen die alles Gefühl empörende österreichische Verwaltung des Baierlandes nach dem Sturze seines Fürsten. Max Emanuel handelte nach seiner subjectiven Ueberzeugung: fest und unerschütterlich hielt er an derselben, weil sie ihm die richtige war. Aber eine andere Frage hat der Historiker zu lösen. Er darf — wenn er nicht partheilich seyn will — das, was ein edler Charakter für wahr erkannte — was dieser auf seinem Standpunkte, in seiner Umgebung und unter den obwaltenden Verhältnissen als wahr und recht zu erkennen vielleicht kaum vermeiden konnte — nicht ohne die strengste Prüfung als wahr an sich betrachten, und diese Prüfung mufs um so vorsichtiger angestellt werden, je liebenswürdiger der Charakter, je interessanter er durch seine Schicksale ist, über welchen die Geschichte ihr Urtheil fällen soll. Sind wir unbefangen, und sehen wir von den Specialinteressen der deutschen Fürstenhäuser ab, so werden wir nicht vermeiden können zu bemerken, dafs es eben so politisch nachtheilig für das gesammte Deutschland war, dafs Max Emanuel sich in ein Bündnifs mit Frankreich einliefs, als es edel war, dafs er dem gegebenen Worte treu verharrte. War wohl seit dem westphälischen Frieden, dessen Artikel VIII. den deutschen Reichsständen das verhängnifsvolle Recht der Bündnisse mit auswärtigen Fürsten zuerkannte, ja war wohl schon vorher — seit dem Beginne der Reformation die Vergröfserungssucht des Hauses Oesterreich, und der deutschen Reichsstände gefährdete Libertät, wie man sich damals ausdrückte, etwas anderes als ein Schreckbild, welches Frankreich den deutschen kleineren Ständen vorzeigte, um jener Macht im Inneren des Sitzes ihrer Kraft einen unüberwindlichen Feind zu erwecken, welcher es erliegen zu müssen voraussah, wenn es ihm nicht gelang, sie durch sich selbst zu zerstören?

Digitized by Google

Wäre es ein Unglück für Deutschland gewesen, würde es die politische Nullität seyn, welche es gegenwärtig ist, wenn „der deutschen Reichsstände Libertät“ mehr beschränkt geblieben wäre? Wohin brachte die Entwicklung dieser Libertät die deutschen Fürsten, welche es schon zu Max Emanuels Zeiten für eine Beschränkung ihrer Reichsständischen Freiheit und ihrer Würde hielten, wenn der Reichstag — welchen sie selbst bildeten, einen allgemeinen Krieg beschlofs, welcher einem einzelnen nicht gefiel? Wir haben das Ende des Drama's erlebt, welches seit jener Zeit mit immer rascheren Schritten seiner Entwickelung entgegeneilte. Das deutsche Reich löste sich auf — und kaum 30 Fürstenhäuser retteten ihre Selbstständigkeit. Die übrigen viertehalbhundert Reichsstände hörten auf zu seyn, oder traten als Unterthanen unter ihre glücklicheren Mitstände, während sie bei festerem Zusammenwirken zur Erhaltung der österreichischen Macht unter deren Schutze als Fürsten regieren würden. Schon zur Zeit Max Emanuels waren die Sachen dahin gediehen, dafs nur mit Oesterreich Deutschland stehen oder fallen konnte. Von diesem Standpunkte aus mufs das Betragen Max Emanuels betrachtet werden. Sein Lossagen von der österreichischen Sache war ein Lossagen von der Sache Deutschlands. Jeder Schritt, der die Selbstständigkeit eines deutschen Reichsstandes vermehrte, war ein Schritt näher zur Auflösung des Reichskörpers, zur Schwächung Deutschlands, und zur Verminderung seines politischen Einflusses. Die Erklärung Max Emanuels in die Reichsacht war eine politische Nothwendigkeit, wenn nicht das Reich sich als aufgelöst betrachten und die Stände im Besitze einer vollen Souveränität erklären wollte. Dafs Oesterreich die Verwaltung der baierischen Lande damals in ungeschickte Hände legte, war ein Mifsgriff, welcher, so grofs und unverantwortlich er ist, nur zu häufig von erobernden Staaten gemacht wird (man betrachte nur, wie Frankreich in den deutschen Ländern schaltete), so dafs man nicht, ohne ungerecht zu seyn, diesen Vorwurf nur der österreichischen Politik allein machen kann. Auch durfte nicht übergangen werden, welche vielfache und grofse Anerbietungen von Oesterreich dem Churfürsten Maximilian gemacht worden waren, zu der deutschen Sache zu treten; und so edel es von ihm war, diese Anerbietungen seines gegebenen Wortes wegen auszuschlagen, so wenig war diese Handlungsweise dem wahren Interesse seines Hauses gemäfs, und desto schmerzlicher mufste es ihm fallen, bei dem Abschlusse des Friedens, welcher ihm endlich

sein verwüstetes Stammland Baiern wiedergab, zu erfahren, wie leicht sich Frankreich von seinen heilig übernommenen Verpflichtungen, den Churfürsten zu entschädigen, lossagen wusste, und wohl belehrt, jedoch zu spät, erkannte er den grofsen politischen Fehler, den er begangen hatte. Ein wahres Wort ist übrigens, was Hr. v. H. S. 50. aussprach: „Baierns Begegnisse in den drei letzten Jahrhunderten erscheinen häufig wie die Hauschronik der verlornen Augenblicke und der versäumten Gelegenheiten, und fast könnte der Irrglaube an eine Vorbestimmung wurzeln: Baiern (dieser einzige noch unvermischte und unzerrissene germanische Volksstamm) werde in den heftigsten Stürmen nie untergehen, aber es werde auch jene Höhe nicht erreichen, zu der seine Natur und nachhaltige Innkraft, zu welcher Vergangenheit und Gegenwart es berufen." — Allein hier darf man wohl fragen — wer trägt die Schuld an diesen Versäumnissen? Der Persönlichkeit der baierischen Fürsten möchte sie wohl nicht aufzubürden seyn! — Sehr stark spricht sich auch Hr. v. H. gegen die Anmafsung des Adels und der Geistlichkeit aus, als die Stützen des Thrones betrachtet werden zu wollen. Er läfst dem deutschen Bauern- und Bürgerstande die Ehre, wenn von unbefleckter Treue des deutschen Volkes die Rede sey, dieses Prädikat allein auf sich beziehen zu dürfen. Die mannigfachen trefflichen Nachweisungen und Ausführungen in dieser Hinsicht würden noch mehr Eindruck machen, und gröfsere Beherzigung finden, wenn sich Hr. v. H. nicht auch wieder in dieser Beziehung durch den Eindruck, welchen das Benehmen des baierischen Adels und der Prälaten bei dem Bauernaufstande zu Gunsten Max Emanuels auf ihn gemacht zu haben scheint, so weit hätte fortreifsen lassen, mit der Stellung des Adels ohne Land, ohne Vermögen und ohne Verdienst, die Stellung jenes Grundbesitzenden Adels zu verwechseln, welcher zu jener Zeit, als die Städte noch keine Macht und die Anerkennung staatsbürgerlicher Rechte des dritten Standes noch etwas sehr zweifelhaftes waren, allein es wagen durfte, einem Landesherren gegenüber, von Recht und Pflicht zu sprechen. Nicht jedem Landesherrn war das Wohl seines Volkes das höchste Ziel seines Strebens, und undankbar wäre es, die Wichtigkeit und das viele Gute zu erkennen, welches die alten adelichen Landstände in den meisten deutschen Ländern geschaffen haben, ehe noch dem Volke das Recht gegeben war, durch selbstgewählte Vertreter zu seinem Fürsten zu reden. Auch möchte vielleicht der baierische Adel eine mildere Beurtheilung

Digitized by Google

seines Betragens — wenigstens seiner Passivität bei dem Bauernaufstande 1705 — dann in Anspruch nehmen dürfen, wenn man in Anschlag bringt, dafs die Verbindung Max Emanuels mit Frankreich nach den Begriffen der damaligen Zeit als eine feindselige Handlung gegen das deutsche Gesammtvaterland betrachtet werden konnte.

Zoepfl.

William Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik. Deutsch bearbeitet von Dr. Friedrich J. Behrend, prakt. Arzte zu Berlin u. s. w. Erster Theil. 518 *S.* 8.

Auch unter dem Titel:

Vorlesungen der berühmtesten jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer des Auslandes. Deutsch bearbeitet von Dr. Fr. J. Behrend. I. Vorlesungen von W. Lawrence in London über Chirurgie u. s. w. — Leipzig, bei Chr. Ernst Kollmann, 1833.

Der Uebersetzer hat es verschmäht, das englische Werk, das er den deutschen Aerzten durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich macht, zu bevorworten und es ihm so zu sagen überlassen, durch seinen innern Gehalt beim lesenden Publikum sich einzureden.

Der Verf. versucht es, in der Einleitung gegen die bisher angenommene Scheidelinie zwischen Chirurgie und innerer Heilkunde zu kämpfen, und darzuthun, dafs diese rein willkührlich angenommen und weder wissenschaftlich, noch faktisch begründet sey; dafs zwischen örtlicher und allgemeiner Krankheit der Unterschied nur in dem Grade, aber nicht in der Art des Leidens bestehe. Dem gemäfs warnt er seine Zuhörer vor der Vernachlässigung des einen oder des andern Zweiges der Heilwissenschaft, welche nur unter der gleichzeitigen und gleichen Schritt haltenden Ausbildung der innern und äufsern Medicin wahrhaft gefördert werden kann. Er empfiehlt vor allem das Studium der Anatomie, welches von den gebildeten Aerzten aller Nationen als die Fackel der Medicin und Chirurgie betrachtet wird und allein den Heilkünstler vom Pfuscher unterscheidet.

Der erste Abschnitt handelt vom Sitz und vom Wesen der Krankheit im Allgemeinen und kann weder auf Neuheit, noch

Digitized by Google

auf Originalität Anspruch machen. Der folgende betrifft die Classification der Krankheiten. Der Ausspruch, dafs in den meisten Fällen Krankheit auf einer über die Norm gesteigerten Lebensthätigkeit eines oder mehrerer Gebilde beruhe, ist gewifs richtig und hat daher einen grofsen praktischen Werth.

Entzündung ist nach L. der reinste Ausdruck einer solchen über die Norm gesteigerten Lebensthätigkeit, die Entzündung entweder gewöhnlich oder specifisch, und im letzten Falle entweder in Folge einer specifischen Natur des Individuums oder der sie veranlassenden Ursachen. Zuletzt kommt folgende unlogische Eintheilung: I. Entzündung, ihre verschiedenen Arten und Ausgänge, Fieber, Geschwüre. — II. Mechanische Verletzungen. — III. Chemische Verletzungen. — IV. Verletzungen gemischter Natur (vergiftete Wunden). — V. Specifische Krankheiten. — VI. Krankheiten des Zellhautsystemes. — VII. Krankheiten der Haut. — VIII. Krankheiten der Nägel. — IX. Krankheiten der Gefäfse. — X. Krankheiten der Knochen. — XI. Krankheiten der Gelenke. — XII. Krankheiten des Nervensystems. — XIII. Krankheiten der Schleimhäute. — XIV. Krankheiten der serösen Häute. — XV. Krankheiten der fibrösen Häute. — XVI. Krankheiten der Muskeln und Sehnen. — XVII. Krankheiten des Drüsensystems. — XVIII. Krankheiten der Sinnesorgane. — XIX. Krankheiten der Mastifications- und Deglutitionsorgane. — XX. Krankheiten der Athmungsorgane. — XXI. Krankheiten der Zeugungsgebilde. — XXII. Krankheiten der Harnorgane. — XXIII. Krankheiten des Mastdarms und Afters. — XXIV. Dislocationen. — XXV. Fremde Körper in den Höhlen des Körpers. — XXVI. Mifsbildungen. — XXVII. Verschiedene Operationen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by

N°. 23. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie, von Behrend.

(Beschluſs.)

Symptomatisch nennt Lawrence eine Entzündung, wenn sie die Wirkung oder das Symptom einer im Organismus herrschenden allgemeinen Störung ist. Er unterscheidet als Ausgänge der Entzündung: Zertheilung, wenn die Symptome allmählig weichen, und Zurücktreten oder Delitescenz, wenn sie plötzlich verschwinden, und bemerkt nicht ohne Grund, daſs der Ausdruck Ausgänge für Eiterung, Brand u. s. w. nicht richtig sey, indem mit ihrem Eintritt die Krankheit keinesweges aufhöre, daher es logisch richtiger seyn dürfte, sie Wirkungen der Entzündung zu nennen. Alle Symptome der Entzündung bezeichnet er als das Resultat einer gesteigerten, oder vielmehr übertriebenen Thätigkeit des Circulationssystems in dem kranken Theile. Zugleich nennt er diese gesteigerte Thätigkeit in ihrer Art verändert, sich selbst aber auſser Stande, anzugeben, worin diese Veränderung ihrem Wesen nach bestehe. Er will, daſs den charakteristischen Symptomen der Entzündung vor allem: interstitielle Lymphabsonderung beigezählt werde (wodurch die Entzündung sich wesentlich von andern Zuständen namentlich der Congestion, allerdings unterscheiden würde, wenn sie in der That immer bei Entzündungen gegenwärtig wäre, was aber eben so wenig der Fall ist, als bei vielen andern Entzündungen, auch die übrigen Kriterien, der Schmerz, die Röthe, die Geschwulst, die Hitze fehlen können oder wenigstens nicht sinnlich wahrnehmbar sind. Ref.)

Der Verf. bespricht hierauf acute und chronische Entzündung, ohne darüber abzusprechen, wie es wohl in manchen Hand- und Lehrbüchern nach Schulmeisterart zu geschehen pflegt. Auf ähnliche Weise läſst er sich aus über die Begriffe von activer und passiver Entzündung, arterieller und venöser Congestion, Ausdrücke, die man mit ihm als *Flatus vocis* betrachten muſs, da in den Haargefäſsen, in welchen Entzündung und Congestion statt haben, schwerlich sich noch Arterien und Venen unterscheiden lassen, wenigstens noch nicht nachgewiesen sind.

Digitized

Das Charakteristische der gewöhnlichen Entzündung ist nach L. Regelmäfsigkeit und Gleichförmigkeit im Verlauf, bei der specifischen gerade das Gegentheil (daher das Perfide gichtischer, rheumatischer, syphilitischer Entzündungen. Ref.) Nicht unerörtert bleiben Induration, Erweichung, Hepatisation als Folgen von Entzündung, die Verschiedenheit der Entzündung in ihrer Symptomengruppe für jedes Organ und für jedes Gewebe, was sich besonders auffallend in den Schleimhäuten im Gegensatz zu den serösen Häuten u. s. w. ausspricht. (Am deutlichsten erscheint diese Verschiedenheit der Symptome in den Gebilden des Auges, dieses im wahren Sinne des Worts animalischen Mikrokosmus. Ref.) Hierauf folgt eine Würdigung der nächsten und entfernten Ursachen, der Krankheitsanlagen, Idiosyncrasien, des Einflusses der Temperamente, des Einflusses der Excesse im Essen und Trinken auf die Erzeugung der Plethora, des wahren Bodens der Entzündung, die nach L. doppelt ist, nämlich entweder das Product einer übermäfsigen Ernährung, oder einer mangelhaften Se- und Excretion, welche beide Zustände sehr genau beschrieben werden. Was über die Behandlung der Entzündung im Allgemeinen gesagt ist, darf rationell genannt werden. Das Schröpfen stellt L. zwischen allgemeine und örtliche Blutentziehung, indem er selbst aus dem Nacken mit Hülfe des Schröpfens schnell 20 Unzen Blut entnehmen wolle (??). Den Aderlafs am Fufs weifs er nicht zu würdigen. Nicht genug kann dagegen der Ausspruch beachtet werden, dafs man durch frühzeitige Blutentziehungen dem Eintritt der Entzündung vorbeugen und nicht deren Entwicklung erst abwarten möge, da im ersten Falle es möglich ist, die Krankheit zu coupiren, indefs im zweiten das rationellste Verfahren wenig Einfluss auf ihren Gang übt. Wie man zur Beseitigung von Entzündungen das Calomel mit Koloquintenextract verbinden kann, ohne zu schaden, leuchtet nicht wohl ein. Sehr richtig gewürdigt werden die ableitenden Mittel, welche zur Unzeit angewendet, mindestens nichts nützen, wenn nicht sogar häufig schaden, und eigentlich nur da passen dürften, wo die Krankheit eine chronische Gestalt annehmen will. Bei wandernden Entzündungen ist gewifs ein kräftiges antiphlogistisches Eingreifen von gröfserm Nutzen, als mit ableitenden Mitteln die kostbare Zeit zum Handeln zu verlieren, wie so manche Leibwalter thun. Der Verf. eifert gegen das weitverbreitete Vorurtheil, dafs chronische Entzündungen die allgemeinen Blutentziehungen ausschliefsen. Sehr günstige Resultate bringt ein unter diesen Umständen ge-

Digitized by Google

reichtes Brechmittel hervor, besonders wenn Drüsen der Sitz einer chronischen Entzündung sind.

Das Vorkommen wirklich idiopathischer Fieber bezweifelt der Verf., obgleich er zugiebt, dafs in manchen Fällen die örtliche Krankheit sehr versteckt seyn möge. In der Regel leidet aber nach L. in solchen Fällen das Gehirn oder der Darmkanal, wie Leichenöffnungen ihm bewiesen. Das Nervenfieber beruht nach L. auf einem Leiden des Gehirns, und verlangt wenigstens zu Anfang eine antiphlogistische Behandlung. Mit *nervinis* geht er unter allen Umständen sehr vorsichtig zu Werke, und dies möchten wir auch unsern deutschen Kunstgenossen empfehlen, die nur zu häufig mit der Blutentziehung geizen, aber mit Reizmitteln verschwenderisch umgehen, so dafs selbst die Besseren, die das Nachdenken nicht ganz verschmähen, nicht Herrn werden können des Schulstaubes, und noch täglich ihre Typhuskranken mit Serpentaria, Camphor u. s. w. zum Strom der Vergessenheit treiben.

Lehrreich und einen gründlichen Beobachter bekundend ist der Abschnitt über Eiter- und Abscefsbildung, die nach dem Verf. entweder acut oder chronisch (wohl besser schleichend!) ist.

Bei Congestionsabscessen räth er wie Abernetty zu verfahren, d. h. eine kleine Valvularöffnung zu machen, damit der Eiter langsam ausfliefse und das Eindringen der Luft verhindert werde, und hierauf eine Compression anzubringen.

In Bezug auf die Mortification und ihre Behandlung weicht der Verf. mehrfach von den Ansichten der Franzosen ab, indem er unter andern den Satz aufstellt, nicht eher zu amputiren, als bis sich die Scheidungslinie zwischen Brandigem und Gesundem entschieden ausgebildet hat. Nur, wenn der Brand aus einer einfachen örtlichen Ursache hervorgegangen, schreitet er zur Amputation, ohne jene Abscheidung des Brandigen vom Gesunden erst abzuwarten.

Die Behauptung des Verfs., dafs bei der Aufsaugung immer ein gewisser Grad von Entzündung vorausgehe, ist bisher noch unerwiesen geblieben, wiewohl die Untersuchungen Andral's, Trousseau's und Anderer soviel dargethan haben, dafs Aufsaugung ein der Congestion analoger Akt ist.

L. stellt folgende Reihenfolge der thierischen Gebilde rücksichtlich ihrer Disposition zur Ulceration auf: am meisten die Haut, dann die Schleimhäute, hierauf das Zellgewebe, nächst

Digitized by Google

diesem die Knochen, nach den Knochen die Gelenkknorpel und zuletzt die Fascien, Sehnen und Ligamente. Interessant und lehrreich ist, was hier über Verschwärung, Granulation und Narbenbildung gesagt wird. Die angerathene Behandlung der Geschwüre ist dem heutigen Standpunkte der Helcologie angemessen, den Contact der Luft betrachtet er als ein wesentliches Erfordernifs zur Heilung von Geschwüren, Fisteln u. s. w., ebenso die absolute Ruhe und eine horizontale Lage im Bette, bei indolenten Geschwüren einen gleichmäfsigen Druck auf das ganze Glied. Eine besondere Erwähnung geschieht hier der phagedänischen Geschwüre an den Geschlechtstheilen, welche nach L. vorzüglich als eine Aeufserung der Syphilis, aber keinesweges auf diese beschränkt sich findet und anfangs antiphlogistisch, und dann äufserlich und innerlich mit Opium behandelt werden soll. (Bei Männern ist mir dies nie vorgekommen, wohl aber an der Vaginalportion der Frauen, welcher Zustand nicht mit Carcinom zu verwechseln ist. Ref.) Brandige Phagedaena, eine Verbindung von Gangrän mit ulcerativer Zerstörung, beobachtete L. fast nur bei Lustdirnen der niedrigsten Klasse und behandelte sie mit Erfolg durch Salpetersäure. Hierher rechnet er auch den Hospitalbrand.

Sehr weitläuftig handelt L. über die Wunden; er eifert gegen den Ausdruck adhäsive Entzündung, da dieser Proceſs der ersten Vereinigung von aller Entzündung fern sey und auf einer gesteigerten Thätigkeit der Capillargefäfse beruhe. Fibröse Gebilde hält er keiner Adhäsion fähig, und führt zum Beweise das Offenbleiben der Stichwunde in der Sclerotica des Auges bei Staaroperationen an; ob Sehnen und Nerven sich durch Adhäsion vereinigen, läfst er dahin gestellt. In Bezug auf Behandlung der Wunden wird möglichste Einfachheit empfohlen. Der Erfolg vieler Operationen hängt davon ab, dafs der Kranke mehrere Stunden vorher schon aller Speisen und kräftigen Getränke sich enthalte. Starke Blutungen fürchtet L. nicht, sondern sieht sie gern, den Contact der Luft nennt er mit Recht das beste Styptikum. In seinen Ansichten über die Stich-, Quetsch-, Schufswunden, sogenannte Contusionen und ihre Behandlung zeigt er sich als trefflicher Beobachter und wahrer Minister naturae. Bei Zerreifsung einer Arterie zerreifst nach L. die innere und mittlere Haut der Arterie zuerst, indefs die äufsere zuletzt nachgiebt, nach ihrer Durchreifsung sich zusammenzieht und so eine natürliche Ligatur um die durchrissene innere und mittlere Haut bildet.

Digitized by Google

Er spricht sich für das Früh-amputiren nach bedeutenden Verletzungen aus, und stimmt hierin mit den vorurtheilsfreien Wundärzten aller Nationen überein. Obwohl er der Meinung ist, dafs der Starrkrampf sich zu allen Wunden gesellen und in allen Stadien der Wunden eintreten kann, so glaubt er doch, dafs nach Verlauf von drei Wochen der Trismus nicht mehr zu befürchten sey, wobei er ohne Hehl gesteht, dafs die Pathologie und die Therapie dieses Uebels noch sehr im Argen liegen. L. wendet Anfangs Blutentziehungen, nachher kräftige Purgantia und zwischen durch den Mohnsaft an.

Das Oeffnen der Blasen bei Verbrennungen hält er für gleichgültig, und empfiehlt mit Recht ein streng antiphlogistisches Verfahren, bei hohen Graden von Verbrennung Fomentation der verbrannten Theile mit warmem Terpentinöl und Opium innerlich.

Ueber die Hydrophobie und durch wüthende Thiere verursachte Wunden finden wir nur allgemein bekannte Erfahrungen und vermissen dagegen eine Würdigung der interessanten Versuche Hartwig's. — Den Zufällen, welche Insektenstiche erregen, will L. nur durch kalte Aufschläge begegnen (die indessen nicht ausreichen, wenn ein Individuum durch einen Schwarm dieser Thiere heimgesucht wird, in welchem Falle eine analoge Behandlung, wie bei Verbrennungen, nothwendig wird. Ref.)

Dafs der Bifs von *Coluber verus* L. nicht tödtlich wirkt, wird um so eher zugestanden werden können, als es erfahrungsgemäfs ist, dafs die erregten Zufälle auch ohne besondere ärztliche Behandlung ziemlich rasch verschwinden. Die Erscheinungen, welche zuweilen nach Verletzungen bei Leichenöffnungen wahrgenommen werden, ist der Verf. nicht geneigt, von einem besondern Giftstoffe herzuleiten, sondern von einer eigenthümlichen krankhaften Körperstimmung des Verletzten.

In der Scrophulosis warnt er vor tonischen Mitteln, gegohrnen Getränken und rein animalischer Kost, ein gewifs der Nachahmung werther Grundsatz, um so mehr, als ein angemessenes Verhalten bei dieser Krankheit mehr vermag, als alle Arzneischätze. Des günstigen Einflusses einer guten Landluft und vor allem des Aufenthalts am Meere geschieht eine anerkennende Erwähnung. Acute Gicht behandelt L. mit allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen, abführenden Mitteln und mit der von ihm sehr hochgestellten Zeitlose; zur Hebung der *Dispositio arthritica* empfiehlt er magere Kost und körperliche Thätigkeit (und ein alterirendes Mineralwasser! Ref.)

Digitized by

In Bezug auf die Syphilis nimmt L. an, dafs sie solange, als die geschlechtliche Vermischung, und mithin lange vor dem Jahre 1493, bestanden. Die Fortpflanzung der Syphilis durch das Secret eines secundär syphilitischen Geschwürs zieht er (wie bekanntlich auch Hunter. Ref.) sehr in Zweifel. Dagegen sind ihm aber Fälle vorgekommen, dafs von dem an secundärer Syphilis leidenden Manne die Krankheit auf die Frauen durch den Beischlaf überging. Er führt eine Reihe von Thatsachen an, welche beweisen, dafs Chanker bei Berührungen im Beischlafe nicht immer wieder Chanker, sondern andere syphilitische Formen hervorrufen. Beachtungswerth ist es, dafs während des Feldzugs in Portugal, wo unter den Eingebornen die Syphilis sehr mild auftritt, die englischen Soldaten und Officiers an sehr bösartigen Formen erkrankten. Das Quecksilber sieht er als geeignet an, unter gewissen Umständen die Kur zu erleichtern, aber keineswegs betrachtet er es als unentbehrlich.

Die Methoden des Verfs., das Quecksilber zu verordnen, verdienen mancherlei Ausstellungen, ebenso der Rath, den Speichelfluss durch Kälte zu beschränken, indefs der wahrhaft specifischen Wirkung der Jodine keine Erwähnung geschieht. Der Gebrauch des Mercurs erweckt nach L. eine rheumatische Disposition im Körper. In der Regel läfst er das Quecksilber noch 10 bis 14 Tage nach der Vernarbung des syphilitischen Geschwürs fortnehmen. Die Sarsaparilla empfiehlt er besonders für geschwächte Personen. Er unterscheidet einfache Chanker, indurirte Chanker, phagadänische Ch., gangränöse Ch., die natürlich eine verschiedene Behandlung fordern. Die phagadänich-syphilitischen Geschwüre vertragen nach den Erfahrungen des Verfs. durchaus kein Quecksilber, und heilen am besten unter dem Gebrauche der Narcotica und der Sarsaparilla. Das gangränöse verschlimmert sich auch beim Mercur und verlangt eine streng antiphlogistische Behandlung.

Die Vorzüge der Behandlung der primären Syphilis ohne Mercur hebt er mit lobenswerther Unpartheilichkeit hervor, wie der Beruf eines akademischen Lehrers sie fordert. Den Bubo öffnet er spät, was den Erfahrungen der Franzosen gradezu entgegen ist, und reicht dabei immer Mercurialia. (Hier können sie gewifs am ersten entbehrt werden! Ref.) Er unterscheidet eine schuppige, tuberculöse, papulöse und pustulöse secundäre syphilitische Hautkrankheit. Die *Iritis syphil.* sah er besonders in Begleitung des papulösen und tuberculösen Exanthems. In seltenen

Digitized by Google

Fällen beobachtete er als secundäre syphilitische Uebel Entzündung und Vereiterung des äufsern und innern Gehörgangs, Hodengeschwulst (so auch Larrey! Ref.)

In Bezug auf das Verhältnifs gewisser secundären Formen zu gewissen primären folgt er im Ganzen, doch nicht unbedingt, Carmichael, dessen Ansichten in Deutschland schon besprochen worden sind, daher hier sie übergangen werden. *Iritis syph.* beobachtete L. einige Mal auch bei neugebornen Kindern. Dafs Kinder mit *Syphilis congenita* diese Krankheit auf gesunde Ammen übertragen, wird hier durch eine Reihe von Beispielen bestätigt.

Syphilis und *Gonorrhoe* hält L. ihrer Natur nach für wesentlich verschieden, und so viel auch schon *pro et contra identitatem virus gonorrhoici et syph.* gestritten wurde, so darf man doch diesen Streitpunkt noch immer nicht als erledigt betrachten. Die Cubeben und den Copahu fand er um so wirksamer, je früher sie angewendet wurden. Die Condylomata sieht er als Effecte der Reizung der Trippermaterie an. Bei Individuen mit einer *Dispositio rheumatica* ruft die Gonorrhoe leicht sehr heftige rheumatische Affectionen in's Leben.

Scirrhus und Krebs, *Fungus haematodes* und *Melanosis* hält L. für ähnliche, übrigens ihrem Wesen nach verschiedene Krankheiten. In dem Abschnitt über den *Cancer* hat der Verf. so zu sagen ausschliefslich den *Cancer mammae* vor Augen gehabt, der fast nie vor dem dreifsigsten Lebensjahr entstehen soll und stets, so unbedeutend er auch seyn mag, immer die Wegnahme der ganzen Brust fordert. Den Unterschied zwischen *Fungus haematodes* und Krebs setzt L. darin, dafs erstere vorzugsweise als eine begrenzte, neugebildete Substanz in Form einer Geschwulst im Zellgewebe des Stamms oder der Gliedmafsen entsteht, der Krebs hingegen gern irgend ein bestimmtes Organ zu seinem Sitze erwählt. Von einer Operation beim Markschwamm sah er nie befriedigende Resultate.

Im Interesse des Publikums wünschen wir, dafs die Fortsetzung dieser gehaltreichen Schrift, welche die Uebertragung in's Deutsche vor vielen andern Werken verdiente, möglichst bald erscheinen möge. Lawrence zeichnet sich dadurch, dafs er die *Vis medicatrix naturae* überall respectirt und dem *Abusus medicaminum* sich abhold zeigt, vor den meisten seiner Landsleute vortheilhaft aus.

Heyfelder.

Digitized by Google

Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Von J. F. Schaffer. — Inhalt: 1) *Alle gebräuchlichen Wörter und ihre verschiedenen Bedeutungen im eigenthümlichen und bildlichen Sinne, dargestellt durch eine Menge von Beispielen aus den besten Schriftstellern;* 2) *die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste;* 3) *die Benennungen der alten und neuen Geographie und die Eigennamen der Personen;* 4) *die Aussprache, wenn sie sich von den gewöhnlichen Regeln entfernt;* 5) *die vorzüglichsten Synonyme beider Sprachen, in einem besondern Wörterbuche;* 6) *Tabellen, welche die allgemeine und besondere Conjugation der Zeitwörter, die lexikologische Bildung der Wörter, und das neu-französische Maſs- und Gewichtssystem darstellen. — Erster Theil. Französisch-Deutsch. — Hannover* 1834. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 1454 *S. Lexikonformat in gr.* 8. 3 Rthlr.

Auch mit dem Titel:

Nouveau Dictionnaire Français-Allemand et Allemand-Français. Par J. F. Schaffer. — Ouvrage complet, contenant 1) *tous les mots usités et leurs différentes acceptions au sens propre et au figuré, constatées par un grand nombre d'exemples tirés des meilleurs écrivains;* 2) *les termes de sciences et arts;* 3) *les dénominations de la Géographie ancienne et moderne, et les noms propres des personnes;* 4) *la prononciation, quand elle s'écarte des règles ordinaires;* 5) *les principaux synonymes des deux langues, réunis en vocabulaire; suivi* 6°. *de tables, qui représentent la Conjugaison générale et particulière des verbes, la formation lexicologique des mots, et la nouvelle métrologie française. — Tome premier. Français-Allemand. A Hanovre* 1834. *Chez Hahn, libraire de la cour.*

Die Ausführlichkeit des Titels, die übrigens den Druck des Titelblattes nicht entstellt, überhebt uns der Mühe einer weitläuftigen Angabe, was man in dem vorliegenden neuen französisch-deutschen Wörterbuche (dessen deutsch-französischer Theil im Laufe dieses Jahres folgen soll) zu erwarten habe. Aus der Vorrede bemerken wir zur Charakterisirung des Werkes, dessen Verf. auch eine, dem Ref. nicht bekannt gewordene, französische Sprachlehre geschrieben hat, nur Folgendes: Er vermiſste ein für unsere Zeit passendes Wörterbuch, welches die richtige Mitte zwischen den gröſsen und kostbaren Wörterbüchern (er denkt ohne Zweifel an die vierbändigen von Schwan und Mozin) und den Taschenwörterbüchern hielte, die nur ein trockenes, unfruchtbares Wörterverzeichniſs darbieten. — Sein Wörterbuch soll also vermuthlich an die Stelle der Werke von mittlerm Umfange treten, die man z. B. von *François Roux*, oder in dem anonymen *à l'usage des deux nations*, in 2 Bänden hatte, und die dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprache und Literatur der Fran-

Digitized by

zosen, so wie der Lexikographie überhaupt, nicht mehr genügen. — Der Verf. trug die Idee eines solchen Wörterbuches lange mit sich herum; seit dem Jahre 1823 aber hatte er von dem nun verstorbenen Hrn. Hofbuchhändler Hahn in Hannover die Aufforderung, ein solches Werk auszuarbeiten, und seit jener Zeit arbeitete er daran. Man sieht, dafs er wenigstens nicht zu sehr eilte. Anfangs hatte er den Plan nur auf die Hälfte des Umfangs des vorliegenden Werkes angelegt, aber wenn das Buch nicht ein blofses Wörterverzeichnifs seyn, oder an Unvollständigkeit leiden sollte, so war eine gröfsere Beschränkung nicht möglich. Der Verf. hat sich die Aufgabe gemacht, alle gebräuchlichen Wörter aufzunehmen, die er dann wieder in gewöhnliche, vertrauliche und gemeine eintheilt; er erörtert, nur etwas zu kurz, das Verhältnifs des Wörterbuchs zur Grammatik, so wie er auch über die Wortbildungslehre Einiges einfliefsen läfst. Bei den einzelnen Artikeln schied er sorgfältig (viel besser, als seine meisten Vorgänger) die eigentlichen und uneigentlichen Bedeutungen, übergeht weder die alten und alternden, noch die neugebildeten Wörter, giebt die Kunstwörter der Wissenschaften und Künste, Sprüchwörter, besonders auch Gallicismen und Wendungen, wo beide Sprachen von einander abweichen, und führt endlich, wo es nöthig ist, an, welche Ausdrücke nur einer gewissen Stylgattung eigen sind, und welcher man sich enthalten mufs. In der Orthographie folgt er Voltaire's Grundsätzen, was wir billigen; aber wir hätten sehr gewünscht, dafs in einer Klammer die alte Orthographie, namentlich wenigstens die aus dem 16ten Jahrhundert, beigegeben wäre, und zwar aus zwei Gründen: erstens hätte dies vielfach ein Licht anf die Abstammung und Bildung der Wörter geworfen, die in der neuen Orthographie nur zu sehr verwischt ist; zweitens hätte es das Verständnifs der ältern Schriftsteller der Franzosen selbst erleichtert. Was wir von dem Vorschlage halten, der in neuester Zeit in Frankreich in vollem Ernste gethan wurde, die Orthographie der französischen Wörter möglichst ganz der Aussprache anzupassen, und dadurch noch mehr die Spuren der Abstammung zu vertilgen, wodurch aber die innere Einsicht in die Bedeutungen unmöglich gemacht wurde, brauchen wir nicht zu sagen. — Der Deutsch-Französische Theil soll eben so vollständig werden, so dafs das Werk für einen Deutsch lernenden Franzosen eben so brauchbar werden wird, als für einen Französisch lernenden Deutschen.

Digitized by Google

Ehe wir nun im Einzelnen uns einige Bemerkungen über die Frage erlauben, wie der Verf. die Aufgabe, die er sich stellte, gelöst hat, müssen wir zwei Punkte berühren, die damit in Verbindung stehen, und welche den Begriff betreffen, den die Verfasser von Wörterbüchern über neuere Sprachen sich von der Vollständigkeit machen. Man will die Kunstausdrücke der Wissenschaften aufnehmen. Gut. Also gebe man die einer Wissenschaft eigenthümlichen Wörter, z. B. die der Botanik, der Physik, der Geographie, der Jurisprudenz; aber man verschone uns mit Ausdrücken, die der Sprache, welche wir verstehen lernen wollen, in keiner Hinsicht angehören, man gebe uns kein encyklopädisches Wörterbuch aller Ausdrücke, die irgend einmal in einem französischen Buche stehen, nicht, weil es französisch ist, sondern weil es Gegenstände berührt, die in gleicher Art in dem Buche jeder andern Sprache stehen müfsten, ohne ihr anzugehören. So findet sich in dem grofsen Wörterbuche von Mozin eine wirklich ungeheure Menge ganz unnöthiger Ausdrücke, welche ein falscher Begriff von Vollständigkeit hineingebracht hat. Wir rechnen z. B. hierher: *ab irato, ab ovo, ab abrupto; abdest, abashee, aa, aaa, aam, abra, abrafs, abucco, abulfali, acamacu:* Wörter, die eben so wenig der französischen, als irgend einer andern neuern, westeuropäischen Sprache oder Wissenschaft angehören. Hier hat Hr. Schaffer gröfstentheils einen ganz richtigen Takt gezeigt. Er nimmt z. B. mit Recht den chirurgischen Ausdruck *acanthabole*, deutsch Splitterzange, auf, läfst aber mit demselben Rechte das bei Mozin kurz vorher stehende *acangis* weg, welches bei den Türken eine Art von Reitern bezeichnet. Das gehört eben so wenig in ein französisches, als z. B. in ein deutsches, englisches oder italienisches Wörterbuch, wenn sich schon das Wort in einem französischen Buche finden kann, wo von türkischen Truppen die Rede ist. Da müfste z. B. in ein deutsches Wörterbuch für Franzosen auch der Name der musikalischen Instrumente der Hebräer, Gitthit, Negmoth, und dergl. stehen, weil ein deutscher Psalmenübersetzer diese Wörter natürlich mit deutschen Lettern in seiner Uebersetzung geschrieben hat. Aber auch Hr. Sch. ist hier nicht durchaus consequent verfahren, denn er giebt uns die türkischen Bostandschi's mit ihrem Bostandschi Baschi, er giebt uns auch *abrupto* (ex) als ein französisches Wort, in seinem Wörterbuch. Ob er es wohl auch im Deutsch-französischen Theile für nothwendig halten wird? Consequent wäre diese Inconsequenz. Doch

Digitized by Google

wir brechen von diesem Punkte ab: sonst hätten wir noch Manches der Art zu fragen, z. B. ob im Deutsch-französischen Theile auch unter dem Buchstaben *C.* das türkische Einnahmregister, Canon-nameh, erscheinen werde und dergl.; und wenden uns zu dem zweiten Punkt, den wir fast bei allen französischen Wörterbüchern vermissen (selbst bei dem grofsen von Mozin), der uns aber geradezu als ein Mangel erscheint, ob wir gleich überzeugt sind, dafs diese Auslassung, die wir an ihnen tadeln, mit Absicht geschieht, und sich auch Gründe für sie anführen lassen. Den Grund jedoch, dafs durch Aufnahme des Vermifsten, die Wörterbücher noch dicker angeschwellt werden müfsten, müssen wir so lange zurückweisen, als noch, wie wir nachgewiesen haben, eine grofse Menge (bei Mozin Hunderte) von überflüssigen Artikeln *) in den Wörterbüchern steht. Es ist dies die Angabe der Abstammung der Wörter, die uns, bei einer aus den Trümmern von Stamm- und Grundsprachen entstandenen Sprache, besonders nöthig scheint. Freilich wäre diese Nachweisung in unserer realistischen Zeit, in welcher die Söhne des Tages sich in dem Grade für gebildeter halten, in welchem sie ungründlicher und oberflächlicher dressirt sind, für einen grofsen Theil derjenigen unnütz, die gegenwärtig französisch lernen: ja wir würden uns nicht wundern, wenn ein ächter Realist behauptete, die Kenntnifs der Abstammung der französischen Wörter sey der rechten Erkenntnifs dieser Sprache nachtheilig; hat uns doch neulich Einer aus dieser Klasse beweisen wollen, die Kenntnifs der griechischen Sprache sey für das Verständnifs der aus dem Griechischen herstammenden Kunstausdrücke in den Realwissenschaften nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich. Aber unsere Leser bedürfen wohl keiner Widerlegung solcher Ansichten, so wie keines Beweises unserer entgegengesetzten. Wir geben jedoch ein Beispiel zur Erläuterung. Hr. Sch. unterscheidet in der Synonymik ganz richtig die Ausdrücke *abominable*, *détestable* und *exécrable*, und deutet die Fälle an, in denen jedes dieser Worte anzuwenden ist.**) Aber an was hält sich nun der Lernende? Mufs ihm nicht der angegebene Unterschied willkührlich oder zufällig erscheinen? Wie ganz anders der, welcher die Abstam-

*) Zu den überflüssigen Artikeln rechnen wir z. B. auch die besonders aufgeführten Participien bei einer grofsen Menge Verba.

**) Er sagt: „*abominable* drückt ein Grauen aus; *détestable* Widerwillen und Hafs; *exécrable* fügt Entsetzen (?) und Verwünschung hinzu."

mung und die Grundbedeutung jener Wörter weifs! Er hat das Mittel in Händen, sie weder zu vergessen noch zu verwechseln, weil er den Unterschied nicht blos mit dem Gedächtnisse, sondern mit dem Verstande auffassen kann. Und würde auch die Angabe der Abstammung wirklich Vielen, die ein solches Wörterbuch gebrauchen, wenig helfen, so schadete sie doch diesen nicht, nützte aber den besser Vorgebildeten, oder nach Bildung rechter Art Strebenden, viel und wesentlich. — Doch wir kehren zu unserm Werke zurück, von dem wir im Grunde nicht eigentlich abgeschweift sind.

Wir haben viele Artikel des Buches gelesen, viele mit Mozin verglichen, und erklären unbedenklich, dafs wir nichts Wesentliches vermifst, Manches besser und deutlicher, ja vollständiger, als bei M., gefunden haben. Sogar manche Wörter hat Hr. Sch., die jener nicht hat, z. B. *abaliénation, abattée, abattée, abominer, accensement, accenser;* auch Bedeutungen, die bei jenem fehlen, z. B. die heraldische Bedeutung von *abime,* ferner in *abus (abus de soi même);* manche Wörter sind richtiger geschrieben, als bei M. z. B. M. *abéquer,* Sch. *abecquer;* M. *aboument,* Sch. *abouement;* M. *abstension,* Sch. *abstention;* andere Artikel sind überhaupt besser ausgearbeitet, z. B. *abaissement, abattement,* wo besonders die eigentliche Bedeutung besser von der figürlichen getrennt ist; und wo wir hier nur einzelne Artikel anführen, könnten wir gleich Dutzende, ja zum Theil Hunderte, nachweisen. Schwerlich wird aber sich Jemand verlassen finden, wenn er aus einem ältern oder neuern Schriftsteller, oder aus der Umgangssprache irgend einen auch minder gebräuchlichen Ausdruck sucht. Die auf dem Titel genannten Zugaben zu dem Wörterbuche sind äufserst schätzenswerth, besonders gilt dies von der Synonymik, die ungefähr 1800 Artikel enthält, und bei vielen wichtigen Artikeln die Erklärung in deutscher und (nicht die Uebersetzung des deutsch Gesagten) in französischer Sprache enthält. Dankenswerth sind auch die lexikologischen Tafeln, die Zusammenstellung der Kunstwörter für die neuen französischen Maafse, die über die Zusammensetzung und die Ableitung der Wörter, über die regelmäfsige Conjugation und über die unregelmäfsigen Verba. Der Druck ist sehr klar und dabei sehr correct. Nur wenige Druckfehler sind uns aufgestofsen, und fast nur solche, deren Verbesserung sich von selbst versteht. Sehr zweckmäfsig finden wir in dem Buchstaben *h* das gehauchte oder aspirirte *h* durch den Druck von dem nichtaspirirten unterschieden *['h, h]*.

by Google

Dies dürfte nun hinreichen, um das neue Wörterbuch zu recht allgemeinem Gebrauche zu empfehlen, da es die unbequemen grofsen Wörterbücher nicht vermissen läfst, und weit über den frühern Werken von ähnlicher Ausdehnung, so wie über den magern Nomenclaturen der Taschenwörterbücher steht. Allein wir möchten doch auch unsererseits aufser dem bisher Gesagten Etwas zu dessen Vervollkommnung beitragen, und dem Verf. durch einige Beiträge, Zusätze und Verbesserungen Beweise geben, dafs wir seinem Werke die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet haben. Dazu aber dürfen wir nur wenig Raum in dieser allgemeinen Zeitschrift ansprechen; und lassen wir hier noch einige Bemerkungen folgen, so sind es mehr Proben, welche Arten von Verbesserungen noch in Stoff und Form anzubringen seyn möchten. Wenn wir uns auch hier auf wenige Artikel aus den ersten Blättern und einige Synonymen beschränken, so haben wir uns doch in dem ganzen Werke umgesehen, so lästig auch die Lektüre eines Wörterbuches ist. Bei *abandonnement* steht, es heifse figürlich schändliche, ruchlose Lebensart, und auf ähnliche Weise erklärt es Mozin durch *dereglement, prostitution.* Das mag nun für den Gebrauch gut seyn: aber genau ist es nicht. Das Richtigere ist: »*abandonnement* hat theils die Bedeutung von *abandonner,* theils die von *s'abandonner.* Im erstern Fall heifst es *passivisch* das Hingegebenseyn, das Verlassenseyn, also der Zustand der Verlassenheit; im zweiten *reflexiv* das Sichhingeben, gewöhnlich mit dem dazu gedachten Begriffe *au vice, à la débauche,* der aber nicht ausgedrückt wird, wie wir wohl auch von gewissen Personen des weiblichen Geschlechts sagen: sie giebt sich hin, ohne den Gedanken mit Worten zu ergänzen.« — Bei *abâtardir* finden wir „act. fig. verderben, verschlimmern, dann *s'abâtardir* v. p. ausarten, it. fig. sich verschlimmern, verderben.“ Dann zwei Phrasen, in deren Einer es schwächen heifst. Für den Sprachgebrauch vielleicht hinreichend, nicht aber für das Verständnifs des Wortes. Klareres giebt auch Mozin nicht. Vielleicht sieht Ref., welcher mehr gesagt wünschte, die Sache mit allzu philologischen Augen an: aber ein oder ein Paar Bogen mehr würden ein solches Wörterbuch nicht überlasten. Wir hätten z. B. geschrieben: »*abâtardir* [-*bast*-] eig. verbastarden [ungebr., aber holl. *verbasteren*], und zwar act. und, mit *s'*, refl. Daher *a*) ausarten machen, also verschlechtern, verderben [mit hellem *e*]; *b*) *s'ab.* ausarten, sich ver-

Digitized by Google

schlechtern, ver*der*ben [mit tiefem *e*].“ Dann könnten die Redensarten folgen. Von demselben Grundsatze geleitet, hätten wir z. B. bei *accommodement, accommoder* die Bedeutung *An*bequemung, *an*bequemen vorangestellt, bei *accompagner: zu*gesellen, bei *accomplir: ver*vollständigen, wir hätten bei *abord* gerne die Bedeutung feindlicher Anfall entbehrt: denn vom feindlichen liegt im Worte nichts; dagegen hätten wir zwar nicht Hamiltonisch Anrand oder Anrandung übersetzt, aber doch die Bedeutung Annäherung nicht weggelassen, so wie bei *accent* nicht die Bedeutung Betonung. Zur Genauigkeit in anderer Hinsicht wünschten wir auch z. B. bei *académiste,* dafs es nicht hiefse: „Schüler auf einer Reitschule *oder* Ritterakademie,“ sondern: oder *auf einer* Ritterakademie, damit es nicht scheine, als soll Reitschule und Ritterakademie einerlei bezeichnen. Eine dritte Art von Ungenauigkeit ist uns bei dem Wort *Fable* aufgestofsen. Dort führt Mozin die Phrase an: *La fable du savetier et du financier* und übersetzt: Die Fabel *des* Schuhflickers und *des* Financiers. Wir dachten, Mozin, als geborner Franzose, zeige sich eben hier der deutschen Sprache nicht recht mächtig. Als wir aber dasselbe Beispiel mit derselben Uebersetzung (nur sagt er des Reichen statt des Financiers) auch bei Hrn. Sch. sahen, den wir für einen Deutschen halten, fiel uns auf, dafs er nicht corrigirte: die Fabel *vom* (oder *von dem*) Sch. und *dem* Reichen. — Bei den Artikeln *abbaye* und *abbé* finden wir einen Verstofs anderer Art. Hier kommt im ersten Artikel das Sprüchwort: *pour un moine l'abbaye ne faut pas;* die Uebersetzung lautet: für einen Mönch ist die Abtei nicht gebaut; ein zweiter: *pour un moine on ne laisse par* [Druckfehler für *pas*] *de faire un abbé,* mit der Uebersetzung: um eines Einzigen willen bleibt nichts liegen. Beides ist nicht ganz richtig. Das erste mufs heifsen: die Abtei ist nicht für *Einen* Mönch gebaut [und *ne faut pas* sollte wohl heifsen: *ne se fait pas*]; das zweite: um eines Einzigen willen unterbleibt das Unternehmen nicht. Und diese Erklärung, statt einer Uebersetzung, erläutert auch das erste Sprüchwort.

Zum Schlusse noch ein Paar Bemerkungen zur Synonymik. Wenn wir lesen: *pardon* sey Lossprechung von der verdienten Strafe, *abolition* Lossprechung von verdienter Strafe, *grace* Lossprechung von der wohlverdienten Strafe, so möchte doch wohl der Unterschied kaum zu erkennen seyn. —

Digitized by Google

Wo *alarme* und *terreur* unterschieden werden, heifst es: „*alarme* ist Furcht vor dem, was man wahrnimmt, *terreur* Furcht vor dem, was man sich vorstellt und was die Einbildungskraft vergröfsert.“ Wir wollen dies nicht gerade tadeln, doch ist *alarme* auf jeden Fall nicht vollständig erklärt, das Wort aber gar nicht erläutert. Die französische Erklärung, die darauf folgt, deutet mehr darauf: „*l'alarme fait courir à la défence, la terreur fait jeter les armes.*“ Sehen wir im Wörterbuche in dem Artikel *alarme* nach, so ist das Wort auch dort nicht erläutert. Wir, von unserm philologischen Standpunkte aus, hätten darauf hingedeutet: *alarme* heifse eigentlich *à l'arme*, und sey also entstanden aus dem Ruf: zur Waffe! wie das Italienische *all'arme* (zu den Waffen!), daher denn das in das Deutsche übergegangene Allarm, Alarm, und noch mehr verstümmelt Lärm. Noch ist in Süddeutschland das Wort Lärmenplatz nicht unbekannt. Es bezeichnete in den Reichsstädten die Plätze der Stadt, wo sich die verschiedenen Abtheilungen der Bürger, bei einem entstehenden Tumult oder Brande, oder unerwarteten feindlichen Angriffe, gerüstet zu versammeln hatten.

Und somit schliefsen wir diese Anzeige eines sehr empfehlungswerthen Buches, dem wir wiederholte Auflagen und die stets nachbessernde Hand des Verfs. wünschen. Denn ein Wörterbuch schreiben heifst sich eine unendliche Aufgabe setzen.

Ulm. Dr. *Moser.*

Die Eroberung von Granada, ein episches Gedicht in 24 Gesängen, nach dem Italienischen des Hieronymus Graziani, von C. M. Winterling. Nürnberg, bei Heinrich Haubenstricker, 1834. 2 Bände, jeder von 232 Seiten.

Keineswegs Nürnberger Tand, sondern ein Werk, das seinem Verfasser Ehre macht, und zu noch schönern Hoffnungen berechtigt. Wir kannten Hrn. Winterling schon aus der deutschen Araucana; daher nahmen wir das rosenfarbene Buch mit froher Erwartung in die Hand, und sie betrog uns nicht. Derselbe Geist weht in beiden Gedichten, und dafs dieser Geist ein wahrhaft dichterischer sey, leidet keinen Zweifel. Hr. W. hat Graziani's Epos nicht übersetzt; er hat es in sich aufgenommen

Digitized by Google

und neugeboren. Nur so konnte auch das Gedicht die heutige Lesewelt ansprechen; der deutsche Bearbeiter fühlte dies, und bewährt schon hierdurch seinen Blick, sein Talent. Denn die übertriebenen Lobsprüche, die einst Graziani's mehr dem Krieg als den Musen dienende Zeitgenossenschaft nicht allein an dies Gedicht, sondern auch an die frühere Cleopatra in ähnlicher Form (6 Gesänge in Oktaven, zuerst in Bologna 1626 gedruckt, als der Dichter 22 Jahr alt war), und noch mehr an die Spätfrucht Il Cromvello, Bologna 1671, ein mit ungeheuerem Beifall aufgenommenes Trauerspiel, verschwendete, sind längst verhallt, und namentlich als epischen Dichter setzt man heut zu Tage den Modeneser Staatssekretär weit unter Ariost, ja sogar unter Berni. Als prosaischer Panegyrist aber, sowohl des Kardinals Mazarin (Il Colosso, Paris, königl. Druckerei, 1656, Folio), als Ludwigs des XIV. (Applicazione profetica delle glorie di Luigi XIV. Modena 1673.), war er gleich Anfangs so übel berüchtigt, dafs davon beinahe seine Dichterlorbeern verwelkt wären.

Sonach finden wir es unnöthig, eine in's Einzelne eingehende Vergleichung des seltnen Originals mit dieser Nachbildung anzustellen. Vielmehr betrachten wir dieselbe, so behandelt und ausgestattet wie sie ist, als ein deutsches Werk und als achtungswürdigen Repräsentanten seiner Gattung. Eine Uebersetzung Grazani's würde kaum lesbar gewesen seyn; Hrn. W.'s Bearbeitung schwingt sich weit über diese Sphäre hinauf, und behauptet einen mittlern Ehrenplatz zwischen den Wieland, Alxinger, Pyrker auf der einen Seite und den Gries, Strechfufs, Donner auf der andern. Unser Dichter hat Geist, Phantasie, Gefühl, Sprachgewalt. Alles, was diese mächtigen Potenzen nur vermögen, ist hier erreicht. Und was wäre es denn, was die Kritik noch vermissen könnte? — Vielleicht Zweierlei, ein wir möchten sagen Himmlisches, und ein Menschliches; wir meinen den höhern Hauch, und — den Fleifs.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 24. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Winterling, die Eroberung von Granada.

(Beschluſs.)

Genug sind hier der handelnden Personen, genug der Begebenheiten; auch sind Personen und Begebenheiten interessant; aber Alles ist zu flüchtig skizzirt, zu locker an einander gereiht, zu wenig in einander greifend, als daſs es eine groſse Totalwirkung hervorbringen könnte. Es fehlt, wenn wir unserem und unserer Freunde Gefühl trauen dürfen, an einem geistigen Cement, das Alles schön verbände, und zu einem Ganzen machte. An lebhafter Auffassungskraft, an glücklichen Gedanken, an gelungenen Stellen, ist kein Mangel, aber wohl vermiſst man jenen Lebensathem, der Dädalus' Bilder wandeln machte; jenen Himmelsstrahl, der in Pygmaleons Statue fiel; jenen unversiegbaren Springquell von Ideen, der Homer's Werke mit unwiderstehlichem Zauber durchdringt. So lassen manche Gemälde bei richtiger Zeichnung und guten Lokalfarben aus Mangel an Mitteltinten und an einem tüchtigen Hintergrund unbefriedigt; und ebenso zerfallen, so zu sagen, viele Tonstücke in glänzende Einzelheiten, weil es an einem recht ergiebigen Symphonienfluſs fehlt. Freilich ist, was wir verlangen, die Blüthe der Kunst; jenes Höchste, was nicht erlangt wird, was, wie der groſse Dichter sagt, die Götter in unsern Schoſs senken. Aber man kennt ja das Wesen der Kunst, die stets nach dem Höchsten strebt, und nichts für erreicht hält, wann noch ein entfernteres Ziel übrig bleibt. Doch stehen wir vor der Hand — unser Dichter ist ja noch in den Jahren, *ubi virent genua* — von dieser Anmuthung ab. Wenigstens aber von der Forderung gröſsern Fleiſses können wir nichts nachlassen: denn dazu bedarf es ja nur der Geduld, und jenes bescheidenen Miſstrauens, das der alte Lebensbeschreiber an Virgil rühmt. Schade, daſs diese Eigenschaft gewöhnlich dem jugendlichen Talente fehlt! So ist auch unser Heldendichter zu sorglos in Festhaltung des rechten Tons, der öfters unter die Linie des Epos, beinahe bis zur Prosa, hinuntersinkt; Bilder und Gleichnisse erinnern manchmal zu sehr an die Vorgänger; die Beschreibungen, z. B. der Gefechte, sind im Ganzen genommen zu ein-

Digitized by Google

förmig; die vielen Reden und Monologe zu wenig charakteristisch. Besonders scheint uns Ariosto's Muthwille unglücklich nachgeahmt. Zwar giebt es hier keinen Giocondo oder Ricciardetto, wie bei Ariost (Ges. 25 und 28.), noch viel weniger einen so faunischen Einsiedler als den mit dem *pigro ronzone* (Orlando fur., Canto 8.); aber doch ist die Erzählung von Osmin's und Silvera's nächtlichem Beisammenruh'n, ohne es zu wissen, im 7. Gesange so unzart, dafs wir den Verf. vor diesem Abwege warnen müssen. Zu Dergleichen gehört, wo nicht Ariosto's Sprache, die so Manches verschleiert, wenigstens Wielandischer Witz und allenfalls v. Thümmel's Laune; Geistespflanzen, die bei uns eben nicht häufig sind. Flüchtige Arbeit verräth auch manches Unbedachte, manches Unwahrscheinliche. Vater Homer läfst seine Helden nie anders schlafen gehn, als nach dem Essen, und er hatte seinen guten Grund dazu. Hingegen hier Ges. 1, 103. weist Göttin Politika dem armen Osmin, der kaum gefrühstückt und den ganzen Tag hindurch scharf geritten hat, nach langem Gespräch, nicht eine wohlbesetzte Tafel, sondern —

ein Gemach, von goldnen Girandolen
Erhellt, und heifst ihn dort durch süfse Rast
Auf Flaum und Eiderdann sich neue Kräfte holen.

Wahrlich! Das wird ihm schwer geworden seyn. Mit Gefechten und Wunden macht man hier wenig Umstände. Im 11. Gesang, Stanze 45, ist Altabrun, ein Hauptanführer der Spanier, schwer verwundet: Osmin's Schwert

Ist durch den Helm ihm tief in's Hinterhaupt gedrungen,
Wo er des Blutes Quelle springen liefs.
So unvermuthet kam dem Pyrenäer dies,
Dafs er, davon erschüttert und betäubet,
Mit Mühe nur im Sattel sitzen bleibet.

Doch schnell kehrt die Besinnung ihm zurück,
Da giebt er Osmin auf und stützt mit wildem Grimme
Sich auf Urcan.

Bekanntlich sind die Wunden des Hinterkopfs gefährlich. Bedachte Dies wohl Hr. W.? Wie umständlich berichtet dagegen Homer von Menelaus' Verwundung durch Pandarus! — Ebenso bleibt im 20. Gesange, St. 84 und 85, Daraxa's doppelte Vergiftung ohne Folgen.

War's ein Wunder, war's Verhängnifs?

fragt naiv der Dichter. Allein wir rufen mit dem alten Praktiker: *Quecunque ostendis mihi sic, incredulus odi.*

Jetzt ein Wort über die Behandlung der Sprache und des Metrums. Auch hier treffen wir auf manches Anstöfsige. Hermanns Sprache ist nicht von Seiden, wie der Dichter sagt. Wollen wir sie noch härter machen, als sie ist, durch Zusammenziehungen, wie: weifst's, Geists, Ges. 21, 35, Tepp'ché, 3, 74, 7, 17, liebbethört, 21, 21? Falschgedacht ist Gewicht der Gleiche für Gleichgewicht, Ges. 7, 10; undeutsch ein falbes andalusisch (für andalusisches) Rofs, Ges. 17, 5, Scheue, Ges. 6, 68, längst für längs, Ges. 5, 49; undeutschklingend behalt' es du für behalte du's, 23, 40; provinzial entsteckt für entflammt, 18, 41. Sonderbar sind die Ausdrücke Gegnerzwei für Gegnerpaar, Ges. 16, 56, Ritterdrei, 16, 2, Rittervier, 17, 9. Schleppend, und höchstens im Hexameter oder in höherfliegenden lyrischen Versmafsen zulässig, finden wir Formen wie theueren (Lebt wohl, ihr theueren Gemächer, ruft sie jetzt, Ges. 6, 69.), überig, 13, 14, feuerigen, 14, 69. Falsch accentuirt sind Entschlufs mit langer Anfangssylbe, Ges. 16, 47, desgleichen die Namen Abenzĕrag, 14, 5. und öfter, Ālarcon, 16, 30. Ālkind, 19, 53, Ālmansor, 1, 53. 8, 13, Omār, 1, 65. Zuweilen trifft man auf glückliche Wagnisse, wie reint für reinigt, Ges. 21, 29, dergleichen sich in unsern Schriften des Mittelalters bis in's 16te Jahrhundert herab genug finden, wenn man sie nur suchen wollte.

Den Namen Maurast hätten wir nicht gebraucht wegen seiner Aehnlichkeit mit einem bekannten Substantiv. Auch sein Ankommen am Boden, Ges. 7, 12. streift an's Lächerliche.

Doch eilen wir zu der Verskunst unsers Dichters. Hr. W. behandelt die Stanze noch zwangloser als Wieland und andre Vorgänger. Längere und kürzere Verse, männliche und weibliche Reimendungen, wechseln nach Willkühr ab, und stofsen manchmal ziemlich hart zusammen. Schleppend sind überzählige sechsfüfsige Jamben wie:

Aljama und Almeria sind uns genommen,

Ges. 1, 23, und:

Beseliget durch unbeschreibliche Gesichte,

Ges. 19, 49. Die daktylisch-amphibrachischen Stanzen Ges. 18, 46—49. sind theils unmefsbar, und das Hm, hm, hm, hm, zuletzt fällt in's Possirliche. Auffallend waren uns einige unvollendete Verse, Ges. 10, 46, 8, 17, 51, 22; ja 22, 86. fehlen der

Stanze 2 Schlufsverse, die durch Striche, wie Censurstriche, bezeichnet sind. Unmöglich kann unser Dichter hierin eine Aehnlichkeit mit Virgil gesucht haben. Endlich müssen wir harte Reime und Reimfehler rügen, als von néu'n für von neuem, Ges. 6, 44, ähnlich dem italienischen *spene* für *speme*, vereinte, Feinde, 7, 38, tödten, verspäten, ebenda, Schwert, versperrt, 8, 35, diesen, verliefsen, 4, 10, bewill'gen, vertilgen, 10, 42, Boabdiln, willn, 11, 29, Geberde, gährte, 16, 57, und ebenso Pferde, Schwerte, 17, 11, ebenbürtig, würdig, 21, 30, Asturien, durchspähn, 4, 33. u. s. w. Reitertropp für Reitertrupp, das 6, 25. steht, 24, 17, ward wohl nicht allein durch den Galopp veranlafst, sondern ist provincial, sowie Leben, das ohne Zweifel (der Reim erheben zeigt es) Hr. W. gesetzt hatte, das aber der hochdeutsche Corrector in Löwen verwandelte.

Wir brechen diese Ausstellungen ab, wodurch wir hauptsächlich die Aufmerksamkeit beweisen wollten, mit der wir das Gedicht lasen, und bemerken dagegen zum Lobe des Verfs., dafs er von der antiken Mythologie nur seltenen, und beinahe blos historischen, Gebrauch machte, wie es seyn mufs, da sie im Volksglauben nicht mehr gegründet ist. Die Stellen vom Schützen Cypripor und vom begleitenden Schutzgeist Amor, Ges. 3, 76, 5, 35, 6, 59, sowie von den Uraniden Sterop (Steropes) und Brontes,

> Wenn sie für Jupiter das mächtige Geschofs
> Der dreigezackten Donnerkeile schmieden,

sind, wenn wir uns recht erinnern, einzig in ihrer Art. Dagegen führt Graziani allegorische Personen auf, die wir keineswegs als Ersatz für die mythologischen ganz verwerfen, zumal die heutige Dichtkunst mehr als die alte mit dem Verstande zu schaffen hat. Die Alten sind hier mit ihrem Beispiel vorangegangen, und wenn der Gebrauch dieser geistigen Bildersprache seltner bei ihnen ist, so rührt es vornämlich daher, weil sie derselben weniger bedurften. Spenser hingegen, Anderer zu geschweigen, übertrieb den Gebrauch dieses Mittels, und doch treten sogar seine Faith, seine Mutability, nicht ohne Wirkung auf. Was hätte es unserm Dichterpaare gekostet, Namen wie Hydragor oder Alkind für Dame Politika und ihren Hofstaat zu erfinden? Aber wozu? Auch die durch Camoës, Ariost, Tasso, geweihte Form des neuern Epos tadeln wir nicht, wie ein bekannter Aristarch, dem ein noch viel bekannt rer Witzkopf schon mehrmals die kritische

Digitized by Google

Klapper aus der Hand nahm. Warum in aller Welt soll in Deutschland das Epos nur noch in Balladenform gedeihen können? Etwa weil Uhland in dieser Form Schönes gedichtet hat? Soll, wenn er die Fackel hinwarf, das *imitatorum pecus* sie, wie gewöhnlich, aufraffen und schwenken, bis auch das letzte Stümpfchen verbrannt ist? Nicht doch! Singe jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in Stanzen, wie Ariost, in Hexametern, wie Homer, oder in welcher Form er will, wenn sie nur schön ist! Singe er auch — Dies rufen wir besonders Hrn. W. zu — wenn der Genius mahnt, Eignes, das wir noch freudiger aufnehmen werden, trotz dem Augenverdrehen gewisser Thiere, deren Naturgeschichte neulich Gutzkow geschrieben hat.

Und nun hier zum Schluſs ein Paar schöne Stellen aus der Eroberung von Granada, damit wir bei den Lesern einen guten Nachgeschmack unserer Kritik hinterlassen! Gesang 2, Stanze 63:

Elvira,
— Almansors Nichte,
Die Schönste aller Schönen in der Stadt.

Ihr seidnes Haar war theils von einem Netze,
Ein göldenes Gespinst, umwunden und umwebt,
Ein Theil verstreut in Ringeln seine Schätze,
Da, wo die Stirn voll Anmuth sich erhebt;
In langen Flechten fällt ein andrer Theil
Herab auf Schultern, Brust und Rücken,
Und scheint durch seltne Kunst das Liebesseil,
Worin der Männer Seelen sich verstricken.

Die weiſse Stirne überstrahlt das Prangen
Des Tags beim Eintritt in das Morgenthor,
Und um die holden Milch- und Rosenwangen
Schwärmt bienengleich der kleine Cypripor.
Des Schleiers Duftgewebe schwillet
Vom sanften Druck der zarten Zwillingsbrust,
Und läſst das Auge mit geheimer Lust
Den Himmel ahnen, den es ihm verhüllet.*)

Von zücht'gen Scherzen, von sittsamer Freundlichkeit
Erglänzen ihre wunderholden Augen,
Aus denen wechselnd Lust und Leid
Die Liebenden in durst'gen Zügen saugen.

---

*) Schön! Aber Ehre auch dem göttlichen Lodovico, der so singt, Orlando C. 7. St. 14:

Duo pome acerbe, e pur d'avorio fatte
Vengono, e van, come onda al primo margo,
Quando piacevol aura il mar combatte.

Digitized

Das Blau des köstlichen Saphirs ist nicht
Mit ihrem Himmel zu vergleichen,
Es mufs sogar der Sterne Licht
Vor dieses Sonnenpaares Glanz erbleichen.

Korallen überbeut der Lippen holde Röthe;
Sie schliefsen weifse Perlen ein,
Und hegen Düfte, wie nur Blumenbeete
Des würzereichen Indiens sie verstreun.
Hier weht der Geist von allem Süfsen
Was Herz und Sinne je mit Wonnerausch erfüllt;
Hier bettet euch auf Sammt- und Rosenkissen
Das holde Lächeln sich, das alle Sehnsucht stillt.

Der frischgefallne Reif, die Pracht der Lilie schwindet
Dahin vor ihrer weifsen Hand,
Die unter diesem Schneegewand (?)
Die Gluth verbirgt, die um so sichrer zündet.
Umschwebt vom Genius der Anmuth werden
Elvirens Worte, Mienen und Geberden,
Und mag sie gehen, sitzen oder stehn,
Froh oder traurig seyn, stets ist Elvira schön.

Der Glieder reizenden Contur erhebt
Ein Festgewand von purpurfarbner Seide,
Und manches köstliche Geschmeide
Ist in die Saume dieses Kleids verwebt.
Von Perlen ohne Zahl, von manchem Glanzjuwele,
Sind Hals und Haar und Arm und Busen übersä't,
Doch über alle Pracht erhöht
Strahlt ihr Gesicht, der Abglanz ihrer Seele.

So liefs die Königstochter öffentlich
Den Zauber ihrer hohen Schönheit prangen,
Und aller Herz und Augen hatten sich
In ihren Reizungen gefangen.
So sehr auch jeder sich zu ihr gezogen fühlt,
So wagt es dennoch keiner sie zu lieben,
Denn etwas stand ins Antlitz ihr geschrieben,
Das Liebe fordernd Liebe ferne hielt.

Wir stehen nicht an, dieser Elvira vor Ariosto's Alcina (Orlando C. 7.) den Vorzug zu geben, wiewohl mancher Pinselstrich des deutschen Meisters an sie erinnert. Reizend ist die Schilderung von Alkinds Zauberpalast im 14. Gesange; gelungen die Beschwörungsscene im 18., das Siegslied auf Gonsalvo von Cordova im 21., und soviel Andres, was herzusetzen nur der Raum fehlt. Von kürzern Schilderungen, die sich durch natürliche Leichtigkeit des Ausdrucks und durch die lebendigste Anschaulichkeit auszeichnen, mögen noch folgende hier Platz finden.

Digitized by Google

Die Belagerung, Ges. 9, 61.

In gleicher Höhe mit den Wällen
Erheben Thürme sich auf Ferdinands Geheifs.
Um für die Kriegsmaschinen Holz zu fällen,
Regt sich im nahen Forst der Zimmrer ems'ger Fleifs.

Es stürzen unter mächt'gen Beiles Streichen
Die schlanken Eiben, die der Sturm nur bog, nicht brach;
So stürzen mit Geknister und Gekrach
Die stämm'gen Buchen auch, die tausendjähr'gen Eichen.
Den breiten Weg vom Lager nach dem Wald
Füllt ein Gewühl von Rossen, Wagen, Karren;
Des rohen Fuhrknechts Peitsche knallt,
Die Räder rasseln, und die Achsen knarren.

Vor'm Ofen schwitzt der Schmiede rüst'ge Schaar,
Die Gluth entfacht der Bälge keuchend Hauchen,
Das Eisen schmilzt und läfst, so hart und spröd es war,
Sich bildsam jetzt zu vielen Zwecken brauchen.
Von mächt'ger Zangen Kraft gepackt
Ruht's auf dem Amboís; der gewicht'ge Hammer
Erhebt sich in der Faust, und unterm Takt
Der Schläge formt es sich zur Riegel und zur Klammer.

Sonne und Vollmond Morgens, Ges. 23, 31.

Wie um die Zeit, da sich der Tag verjüngt,
Am Himmel Sonn' und Vollmond leuchtend prangen;
Die eine ist so eben aufgegangen,
Indefs der andere zum Meer hinuntersinkt;
Sie scheinen sich an Gröfs' und Glanz zu gleichen,
Sie lächeln Huld auf diese Welt,
Und jeder andre Stern am Himmelszelt
Mufs vor dem Schimmer dieser zwei erbleichen.

Der Zauberdrache, Ges. 23, 75.

Doch schnell verlischt das Licht, und Hernand steht im Dunkeln,
Der Grund erbebt, die Wölbung über ihm,
Und klappernd wälzt ein scheufslich Ungethüm,
Ein Drache, sich daher. Wie Furienfackeln funkeln
Die Augen ihm im Kopf; im vielverschlungnen Reif
Rollt sich um seinen Leib der ungeheure Schweif,
Und Rauch und Funken sprühn aus seinen weiten Nüstern,
Die bald die Höhl' erleuchten, bald verdüstern.

Genug der Proben, um die Lesewelt nach dem Ganzen lüstern zu machen. Wir wünschen dem Verf. Glück zur Vollendung dieses neuen Werkes, das dem frühern würdig zur Seite tritt, und fordern ihn auf, beiden fortdauernd seine Aufmerksamkeit zu widmen, damit sie, immer mehr durchgefeilt und abgeglättet, den Nachbarvölkern beweisen, dafs wir auch Arkadier sind.

Bothe.

Digitized by Google

Einige Worte über die Verschiedenheit des Styls in den Aegyptischen Kunstdenkmälern, so wie über ihre Aehnlichkeit und scheinbare Stammverwandtschaft mit denen anderer Völkerschaften. Vom Generallieutenant von Minutoli. Berlin 1835, *gedruckt bei L. F. Hermann.* 43 S. *in gr.* 8.

Der Inhalt dieser Schrift betrifft einen in neuester Zeit, insbesondere durch die neuerdings gemachten Entdeckungen vielfach zur Sprache gekommenen Gegenstand, über den wir gewifs die belehrenden Bemerkungen eines Mannes annehmen, der ebensowohl durch umfassende und ausgebreitete Kenntnifs des Alterthums, als durch eigene Kunstkennerschaft und eigene Anschauung der hier in Frage stehenden Gegenstände, an welche so wesentliche historische und mythologische Forschungen sich knüpfen, vor Andern berechtigt ist, seine Stimme abzugeben, die hier von gröfserem und entschiedenerem Gewicht seyn mufs, als das Urtheil aller Derer, die blos aus Büchern und auf ihrem Studierzimmer über solche Dinge reden und urtheilen, welche sie nie gesehen haben, zu deren richtigen Beurtheilung und Würdigung aber Autopsie vor Allem gehören mag.

Der Hr. Verf. unterscheidet in dieser Schrift bei den ägyptischen Denkmalen, besonders bei den plastischen, drei bemerkbare Perioden; wir glauben, mit vollem Recht, so weit wir nach Gründen und ohne eigene Autopsie der Bauwerke, die wir nur aus Abbildungen kennen, zu urtheilen befugt sind. Die erste Periode ist dann die der Pharaonen, oder der ägyptischen Könige bis auf die persische Eroberung herab 525 a. Chr.; der Glanzpunkt dieser Periode fällt in die Zeit der 18 und 19ten Dynastie des Manetho, wenn auch gleich der Charakter der ägyptischen Kunst, eben weil er ein bestimmter typischer, religiöser Charakter ist, sich während Jahrhunderten im Ganzen so ziemlich gleich geblieben ist. Der Hr. Verfasser führt uns aus dieser Zeit einige Werke ägyptischer Kunst an, die, wenn man von dem allen ägyptischen Werken eingeprägten religiösen Typus, dem der Künstler unwillkührlich folgen mufste, absieht, den vorzüglicheren Werken griechischer Kunst sich an die Seite stellen lassen, da sie namentlich in strenger und fester Beobachtung der Proportion, eben so in Technik und Ausdruck einen Grad von Vollkommenheit zeigen, der uns in Erstaunen setzt, und den Gedanken entfernen mufs, als hätten die Aegyptier keinen Sinn für Schönheit der Formen gehabt, oder bei ihren Kunstbildungen keine Rücksicht auf die Natur genommen. Mit welcher Fertigkeit,

Digitized by Google

aber auch mit welcher Wahrheit, haben sie zum Beispiel Thiere aller Arten darzustellen gewufst. Warum sollte ihnen dasselbe nicht auch bei dem menschlichen Körper möglich geworden seyn? Dafs es ihnen aber möglich geworden, beweist mehr als Ein Bildwerk. Man mufs dabei freilich auch immer den Gedanken festhalten, dafs dem Aegypter der symbolische Charakter und dessen Ausdruck Hauptsache war, die anderen Rücksichten aber, welche die Kunst, blos als Kunst betrachtet, allerdings zu nehmen hat, diesem Hauptzweck unterordnete, wie z. B. Alles, was auf Stellung und Bewegung des Körpers, oder auf einzelne, besondere Theile desselben, sich bezieht; daher der colossale Ausdruck, die verschiedenartigen Attribute, die Bekleidung, Farbe u. s. w. hier mehr hervortritt und eine gröfsere, auch bleibende Bedeutung hat, als dies bei den Bildwerken anderer Nationen, auch wenn sie auf den Cultus und die Religion sich beziehen, insgemein der Fall ist. Eigentliche Porträtirung tritt auch hier zurück und wir glauben, dem Verf. ganz beitreten zu können, wenn er (S. 16.) die Sitte der Porträtirung als eine den Aegyptern im Allgemeinen fremde und unbekannte betrachtet, und daher die Bemerkung hinzufügt, dafs die Aegypter wohl nur selten eigentlich porträtirt, obwohl sie durch Attribute oder besondere Merkmale (z. B. der erhöheten Gröfse) Personen und Stände zu unterscheiden pflegten; es seyen Ihm nur ein Paar Bildsäulen vorgekommen, welche durch angebliche Aehnlichkeit sich auszeichneten. Dem Ref. ist aus den Nachrichten der Alten über Aegypten (aus dieser früheren Zeit) nur ein Exempel bekannt, bei Herodot II, 182, wo unter den Weihegeschenken des Amasis genannt werden: ein güldnes Athenenbild, das dieser König nach Cyrene weihte, und sein eigenes gemaltes Bild, das er mit jenem eben dahin weihete — εἰκόνα ἑωυτοῦ γραφῇ εἰκασμένην ist der bedeutungsvolle Ausdruck (das Athenenbild heifst ἄγαλμα) — ferner zwei hölzerne Bilder (εἰκόνας) seiner Person, die er nach Samos in den Heretempel weihete, wo sie noch zu Herodotus Zeiten aufgestellt waren. Uebrigens wird sich auch hier fragen lassen, ob bei diesen Votivbildern an eigentliche Porträtstatuen zu denken und daraus eine Folgerung auf eine allgemeine Sitte oder Befugnifs jedes Einzelnen, sich porträtiren zu lassen, abgeleitet werden kann. Ich glaube nicht, dafs in jener Zeit an diese Sitte gedacht werden kann, und dafs die Nachricht des Herodotus von diesen Votivbildern in diesem Sinne gedeutet werden kann. — Wohl aber kann es als ausgemacht gelten, wie der Hr. Verf. S. 11.

Digitized by Google

schreibt, dafs die Aegyptier bereits mehrere Jahrhunderte, bevor die Griechen sich mit der Kunst beschäftigten, sie schon in allen ihren Zweigen trieben, und fast in jedem Material und in jeder Technik es zu einiger Meisterschaft gebracht. Welch hartes Gestein wufsten sie nicht zu bearbeiten! Der Hr. Verf. selbst erzählt gelegentlich (S. 8.) von einer kleinen ägyptischen Figur seiner eigenen Sammlung, aus Magnetstein von ausgezeichneter Arbeit, welche aber so hart ist, dafs es dem Prof. John, welcher dieselbe chemisch analysiren wollte, nicht möglich war, selbst mit der schärfsten Feile auch nur ein kleines Stück abzulösen; was er nur auf nassem Wege bewerkstelligen konnte. Welche Ausdauer, welche Instrumente setzt aber die Fertigung ganzer Figuren aus so hartem Stein voraus? Und diese Kunstfertigkeit, diese Technik bewundern wir nicht blos in der geschickten Bearbeitung so harter Stoffe, wie Granit, Syenit, Porphyr u. a., sondern auch in den vorzüglicheren Leistungen in Gefäfsen aus gebrannter Erde, mit den verschiedensten Schmelzfarben, deren Frische wir kaum möglich finden, überzogen; wir bewundern sie ferner in der Kunst der Fabrikation und Härtung des Glases, worüber uns S. 11. mit einigen neuen, bemerkenswerthen Entdeckungen bekannt macht.

Dafs nun dieser Charakter ägyptischer Kunst, wie er dieser älteren Periode, von der wir reden, eigenthümlich ist, unter den letzten Königen Aegyptens, wo das Land schon mehr den Fremden geöffnet war und ein bedeutenderer Handelsverkehr mit diesen, zunächst mit den Griechen statt fand, unter Psammetich und Amasis, eben durch jenen Verkehr eine Aenderung erlitten, kann der Verf., den hier zugleich Autopsie zu einem Urtheil berechtigt, nicht für glaublich halten. Auch wir, die wir das Wunderland Aegypten mit seinen Riesenwerken nur aus den vor uns liegenden Mittheilungen älterer und neuerer Forscher kennen, haben uns nie davon überzeugen können. Aegypten, die ägyptische Religion und Kunst blieb dem überlieferten Charakter treu; wenn auch Manches in dieser Zeit gelitten oder selbst vernichtet worden ist — vorausgesetzt nämlich, dafs in diese Peride Nebukadnezar's verheerender Zug fällt, von dem freilich die griechischen Quellen, zunächst Herodot, auf eine auffallende, kaum erklärliche Weise schweigen (vergl. unsere Note zu Herodot II, 177.). — Bei einem der Priesterschaft so befreundeten und ergebenen Manne, als z. B. Amasis geschildert wird, läfst sich ohnehin nicht denken, dafs er Aenderungen in dem hergebrachten heiligen Styl

Digitized by Google

eingeführt oder nur geduldet, und die grofsartigen heiligen Bauten, die er nach Herodot II, 175. 176. ausführte, waren gewifs in dem überlieferten Styl der älteren Periode. Die nun folgende Periode der persischen Occupation und des fremden Drucks läfst die Errichtung von Denkmalen im ägyptischen Geschmack bei der Wuth der Perser gegen den ägyptischen Tempeldienst, und dem tiefen Hafs der Aegypter, der in wiederholten Rebellionen sich Luft machte und die ganze Zeit der persischen Herrschaft mehr oder minder beunruhigte, kaum erwarten; bestimmte Zeugnisse darüber bei den Alten liegen keineswegs vor; und wenn Champollion den Namen des Xerxes auf einer Alabastervase zu Paris und auf einer Bildsäule des Vaticans gefunden zu haben vorgiebt, so wagt Ref. darauf noch keine weiteren Folgerungen zu bauen und glaubt noch immer die Existenz von Denkmälern in ägyptischem Styl, welche diese Zeit geschaffen, mit dem Hrn. Verf. (S. 13.) bezweifeln zu müssen.

Sonach läfst sich eine weitere Periode der ägyptischen Kunst, die zweite, erst mit dem Zeitalter der Ptolemäer beginnen, welche, obwohl im Geist und Sinn der alten Pharaonen fortbauend, doch einen eigenen Geist griechischer Anmuth, Gefälligkeit und Lebendigkeit in die starren und todten Schöpfungen ägyptischer Kunst zu übertragen wufsten: wie man dies aus so manchen Denkmalen sieht, welche anerkanntermafsen in diese Zeit fallen und selbst durch die Namen dieser Könige mit festen Epithetis („stets lebend, von Pthah geliebt" u. dgl.) kenntlich sind. Zahlreiche Kunstproducte dieser Zeit finden sich in den meisten bedeutenden Sammlungen ägyptischer Kunstdenkmale in Europa; während die der ersten Periode allerdings seltner und minder zahlreich sind. Wir sehen aber daraus, mit welchem Eifer und mit welcher Thätigkeit man auch in dieser zweiten Periode die Kunst in Aegypten betrieb.

Die dritte Periode begreift dann die Zeit der Nachahmung der Werke alt-ägyptischen Styls unter der römischen Herrschaft; und auch hier giebt uns der Hr. Verf. Nachricht von einigen merkwürdigen, noch erhaltenen Kunstproducten dieser Periode. Später haben freilich Christen und Araber manches alte Denkmal zu neuen Bauten, sowohl öffentlichen als Privatbauten, benutzt, nimmermehr aber eine eigene Gattung oder Periode des Styls der Kunst begründet.

Nach diesen Erörterungen geht der Verf. auf den andern Theil seiner Untersuchung über, und liefert darin eine Reihe

Digitized by Google

höchst interessanter Belege zur Beantwortung der Frage, wie es gekommen, dafs Kunstgebilde ägyptischen Styls und Charakters in den verschiedensten Gegenden der alten Welt gefunden, ohne dafs eine directe oder indirecte Verbindung dieser Gegenden mit Aegypten nachgewiesen oder überhaupt nur als möglich gedacht werden kann. Wir können hier nicht die zahlreiche Folge dieser Belege durchgehen, obwohl wir gerne das anführten, was der Hr. Verf. über die Wiederkehr ägyptischer Symbole und Idole, mitten in Asien, in Indien, oder auch insbesondere in Mexiko, in der neuen Welt, beibringt, wo nicht blos die den ägyptischen so auffallend ähnlichen Pyramiden, Tempel und Götterbilder, sondern auch ihre der mosaischen in Manchem ganz ähnliche Schöpfungsgeschichte u. A. der Art (worauf der Verf. schon früher in einer andern Schrift hingewiesen hatte, s. diese Jahrb. Jahrgg. 1833. No. 18.) unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen mufs, da diese Aehnlichkeit von der Art ist, dafs sie nicht blos auf allgemeine Ursachen, die bei allen Völkern aller Zonen gleiche Wirkungen hervorbringen, sich zurückführen läfst, sondern allerdings auf eine gewisse Stammverwandtschaft schliefsen läfst, welche die Bewohner Amerika's, nicht sowohl mit den Bewohnern des alten Europa — denn an einen directen Verkehr der Alten von Europa aus mit Amerika können wir noch immer nicht glauben — als vielmehr mit den Bewohnern des östlichen Asiens, von denen wir die Bevölkerung Amerika's, welche offenbar den Zug von dem Norden nach Süden nahm, ableiten möchten. So wird es dann weniger befremden, wenn, wie der Verf. S. 24. bemerkt, amerikanische Symbole und Einrichtungen in die ägyptischen, persischen, indischen u. a. hinüberschweifen. Indem der Hr. Verf. diese Punkte weiter verfolgt, unterläfst er nicht, auch auf die allmähliche Verschmelzung ägyptischer Ideen mit griechischen, bis zum Kabbalismus und Gnosticismus herab, aufmerksam zu machen (S. 24.); er unterläfst es nicht, unsere Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht noch auf ein Land zu lenken, dessen früheste und älteste Kunstproductionen, früher als die griechische und römische Cultur überhaupt, in Vielem einen so auffallend ägyptischen Charakter zeigen, den blos allgemeine Ursachen und Gründe, von einer gewissen Aehnlichkeit in den rohen Anfängen aller Völker entlehnt, nicht hinreichend erklären, indem hier offenbar speciellere Ursachen, in einer näheren Verbindung oder in einem näheren, aus den vorhandenen historischen Quellen nicht nachweisbaren Verkehr liegend, aufgesucht werden müssen. Wir

Digitized by Google

meinen das an merkwürdigen Kunstschätzen, wie die neuen Entdeckungen beweisen, so reiche Etrurien. Der Hr. Verf. führt eine Reihe von höchst merkwürdigen Belegen über diese auffallende Aehnlichkeit bei, die auch einem Micali u. A. nicht entgangen war, ja er versichert uns (S. 36.), dafs er die Reihefolge dieser etrurischen Denkmale, welche in das Morgenländische überhaupt überstreifen, leicht noch bis in's Unendliche vermehren könne. Indessen auch das, was er anführt, und das, was uns bereits auf andern Wegen bekannt geworden ist, reicht schon hin, um die Bedeutung der Kunst des alten Etruriens hervorzuheben, um so mehr, als diese Kunstblüthe einem Zeitalter angehört, wo griechischer Einfluſs nicht angenommen werden kann, da griechische Kunst erst später sich entwickelte und hob. Auffallend aber bleibt dann immer bei diesen Productionen der altetrurischen Kunst nicht blos die Aehnlichkeit mit alt-griechischen Kunstproducten, sondern insbesondere die Darstellung griechischer Gegenstände, die wir doch am Ende nur durch die Annahme werden erklären können, dafs der pelasgische Grundstamm, den wir als die älteste Bevölkerung Griechenlands betrachten, auch in der ältesten etrurischen Bevölkerung wenigstens zum Theil erkennbar sey, in sofern diese aus der Verbindung der frühzeitig und zwar wohl zu Lande eingewanderten Pelasger, mit einem über die Alpen herabgedrungenen roheren nordischen Stamm, den Rasenern, hervorgegangen seyn mag. Zu diesen beiden Grundbestandtheilen würden wir dann noch drittens die lydische Colonie rechnen, von welcher Herodotus spricht im Gegensatz mit andern Forschern der alten und neuen Zeit, welche in diesen Lydiern nur (griechische) Pelasger erkennen wollen, die auf ihren Wanderungen von dem nördlichen Griechenland aus, eine Zeitlang an der kleinasiatischen Küste Lydiens sich aufgehalten, und dann, durch Mangel genöthigt oder auch ans andern Ursachen auswanderten, und über die See fahrend in Etrurien sich niedergelassen. Dann aber bliebe, auch abgesehen von dem Widerspruch, in dem diese Annahme mit der bestimmten Erzählung des Herodotus steht, die, wie wir glauben nachgewiesen zu haben (T. I. p. 893 ff. vgl. T. IV. p. 524.), in jedem Fall die im Alterthum allgemein verbreitete und vorherrschende Tradition war, die eben darum eine so ausführliche Entgegnung des Dionysius von Halicarnafs herbeiführte, die auffallende Aehnlichkeit, die sich in etrurischer Sitte, Religion und Kunst, ja vielleicht auch in Sprache, mit dem Morgenlande darbietet, unerklärt; diese aber vermögen wir, bei dem

Digitized by Google

grofsen Dunkel, das diesen Theil der Geschichte deckt, wo eben daher nur sorgsame Beobachtung der von diesem Volk noch übrig gebliebenen Denkmale und Kunstproducte, den Mangel schriftlicher Ueberlieferung einigermafsen ersetzen kann, nur aus dieser lydischen, oder asiatischen und morgenländischen Colonie und ihrem Einfluſs auf die rohen Bewohner des Landes abzuleiten, da wir doch diesen Lydiern, schon darum, dafs sie eine so weite Seereise unternehmen konnten, einen gröfseren Grad von Kultur und Bildung zutrauen müssen, und somit selbst mit Gell (Topography of Rom and its Vicinity I. p. 360.) sie als den vorherrschenden Theil der etrurischen Bevölkerung betrachten können, während der andere rohere Theil früher aus dem Norden eingewandert: eine Annahme, durch welche der grofse Widerspruch zwischen Herodotus und Dionysius über die Herkunft der etrurischen Bevölkerung einigermafsan gehoben und erklärt werden könnte. Wie nun aber die Verschmelzung dieser zwei oder drei Grundbestandtheile der etrurischen Nation, zu denen vielleicht auch noch andere Elemente der ursprünglichen italischen Bevölkerung gekommen seyn mögen, vor sich gegangen, und wie daraus der etrurische Städtebund, der freilich eine sehr lockere Verbindung von mehreren einzelnen unter einander ganz unabhängigen Städten mit ihrem Territorium gewesen seyn mag, sich entwickelt, wie daraus Sprache (die wir übrigens fast noch gar nicht näher kennen und nur so viel mit Gewifsheit sagen können, dafs sie von der der übrigen italischen Stämme wie von der griechischen grundverschieden war), wie insbesondere daraus Religion und Kunst, die einen so eigenthümlichen, obwohl sich fast durchgängig gleichen und festen Charakter zeigt, und darin der ägyptischen, überhaupt der morgenländischen, so ähnlich ist, erwachsen, das sind Fragen, die wir wohl anzudeuten, jetzt aber noch nicht genügend zu beantworten im Stande sind, und deren Lösung wir den kommenden Geschlechtern überlassen müssen; nur können wir nach dem, was jetzt schon vorliegt, jene Verbindung mit dem Orient, von welcher Art sie auch gewesen seyn mag, durchaus nicht wegleugnen, sondern müssen sie als eine Thatsache betrachten, die freilich zu weiteren Folgerungen und Resultaten führen kann.

Wir verbinden damit die Anzeige einer andern kleinen, kürzlich erschienenen Schrift desselben Hrn. Verfassers:

Notiz über eine im Jahr 1811. *zu Wopernow bei Schiefelbein aufgefundene kleine Erzbildsäule. Von Heinr. C. v. Minutoli, königl. preufs. Generallieutenant; der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w. Mitglied. Nebst zwei lithographirten Tafeln. Berlin, bei Wilhelm Logier,* 1835. 8 *Seiten. Folio.*

Die wohlerhaltene, 9 rheinländische Zoll hohe, römische Bildsäule, welche den Gegenstand dieser Schrift bildet, und in einer doppelten Abbildung, von der Vorder- wie von der Rückseite dargestellt ist, ward bei dem Graben eines Brunnens in einer Gegend gefunden, in welche kein Römer vorgedrungen ist, sie

Digitized by Google

bildet sonach, wie der Hr. Verf. versichert, das dritte römische Denkmal der Art, welches zwischen der Elbe und Weichsel, also auf einem den Römern ganz fremden Boden, überhaupt entdeckt worden ist. Als Kunstproduct gehört dieselbe zu den besseren Erzeugnissen einer noch guten Periode, man mag auf die richtige Proportion des Ganzen, wie aller einzelnen Theile, oder auf die Sauberkeit, ja Zierlichkeit der Ausführung in den Beiwerken u. dgl. m. sehen; wie dies auch der Hr. Verf. mit Recht hervorhebt. Er glaubt in ihr die Gestalt eines jungen römischen Kriegers oder wohl gar eines Feldherrn, eines Imperators zu erkennen, den man auf die Spitze eines Vexillum aufgesteckt, und der dann, als erobertes Feldzeichen, von einem unserer Vorfahren in diese Gegend gebracht worden, wo er nach vielen Jahrhunderten wieder zum Vorschein gekommen. Die Gesichtszüge des Erzbildes u. A. führen dann den Hrn. Verf. zu der weiteren Vermuthung, dafs wir in demselben das Bildnifs eines Caligula oder wohl eher eines Nero zu erkennen hätten.

Chr. Bähr.

H. G. Bronn: Lethaea geognostica, oder Abbildungen und Beschreibungen der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen. Stuttgart. Lief. I, 1834; II, 1835. 13 *Bogen Text* 8°, 1 *Bogen Tabellen* 4° *und* 1 *lithogr. Tabelle in Fol.; mit* 12 *lithogr. Tafeln in gr.* 4°. (3 fl. 36 kr.)

Die zwei ersten Lieferungen liegen vollendet vor uns, mit der im Prospectus angezeigten Einrichtung. Sie bieten die summarische Aufzählung der in den zwei ältesten Gebirgs-Perioden bis zum Keuper einschliefslich vorkommenden Versteinerungen nach natürlichen Familien (einige Figuren ausgenommen, welche Taf. XIII. nachgetragen werden), und die detaillirten Beschreibungen und Abbildungen derjenigen unter ihnen, welche theils die einzelnen Formationen und Formations-Glieder vorzugsweise charakterisiren, theils als Repräsentanten ganz ausgestorbener Genera angesehen werden können. Nur in so ferne ist der im Prospectus entwickelte Plan leicht modificirt worden, als man mitunter auch Repräsentanten von nicht haltbaren Geschlechtern dieser Art aufgenommen hat, um den Leser eben in den Stand zu setzen, über deren Werth selbst besser zu urtheilen, wie z. B. die Amerikanischen, sonst wenig bekannten Trilobiten-Genera Green's u. s. w.

Sollte der erste Titel nicht jedem Leser verständlich seyn, so wird der zweite diesem Mifsstande zur Genüge abhelfen. Einen solchen für alle Sprachen brauchbaren und zu gleicher Zeit kurzen Titel zu wählen schien aber nothwendig, um das Citiren des Buches, resp. seiner Abbildungen, hierdurch wesentlich zu erleichtern, da es die Bestimmung hat, solchen geologisch-geognostischen Handbüchern als Beilage zu dienen, welche die charakteristischen Fossil-Reste bei den einzelnen Formationen aufführen wollen, ohne sie selbst abzubilden; schwerlich möchte wenigstens ein

Digitized by Google

derartiges Werk diese Bilder von gleicher Güte und Brauchbarkeit wieder so wohlfeil zu liefern, als es gegenwärtig geschieht, im Stande seyn.

Die ersten zwei Hefte enthalten die Charakteristik und fast immer auch die Abbildung von etwa 130 ausgestorbenen Geschlechtern, der vielen anderen nicht zu gedenken, welche mit diesen ganz oder fast völlig synonym sind, und theils als solche gehörigen Ortes angeführt, theils gelegentlich noch näher bezeichnet oder als Subgenera aufgestellt werden; — Abbildungen und Beschreibungen von etwa 30 noch lebenden Geschlechtern, nebst vielen Synonymen; — die beschriebenen und fast ohne Ausnahme auch abgebildeten Arten belaufen sich auf etwa 160, mit fast 350 Figuren, welche theils verschiedene Ansichten, Durchschnitte, vergrößerte Theile u. s. w., so viel möglich nach der Natur gefertigt, darbieten. Von jedem Geschlechte ist nach der Diagnose die Anzahl seiner Arten und seine geographische und geognostische Verbreitung im fossilen (und lebenden) Zustande angegeben; bei jeder Art sind ihre wichtigsten Merkmale, ihre sämmtlichen Synonyme (im Ganzen vielleicht schon 1500—1800), die wesentlichsten Autoren darüber und sämmtliche Fundorte nach den Gebirgs-Schichten geordnet herausgehoben. Die Tabelle in 4° giebt synoptische Uebersichten der fossilen Pflanzen überhaupt und einzelner Familien insbesondre, so wie der Brachiopoden überhaupt und der Terebrateln insbesondre, nach ihren unterscheidenden Merkmalen in dichotomischer Weise zur leichteren Auffindung fossiler Körper im Systeme. Die lithographirte Tafel in Fol. endlich giebt eine allgemeine Uebersicht der Gebirgs-Formationen, Gruppen, -Schichten und deren Synonyme nach deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Schriftstellern, und auf der andern Hälfte eine graphische Darstellung der Verbreitung der verschiedenen Pflanzen- und Thier-Klassen, -Ordnungen und Familien in diesen Schichten in extensiver und intensiver Weise, wobei jedoch die nach den organischen Einschlüssen gebildeten Benennungen (z. B. Korniten-Kalk, Orthoceratiten-Kalk) nothwendig einen anderen Werth haben, als die rein geognostischen, und daher nicht immer genau eines und dasselbe Formations-Glied, sondern nur ein durch seinen Reichthum an Korniten, Orthoceratiten u. s. w. ausgezeichnetes Gebilde bezeichnen sollen; — es wird dann Aufgabe weiterer Forschung seyn, zu untersuchen, ob die Stelle dieser Gebilde im Systeme überall die nämliche bleibe oder nicht.

Die Krankheit des Lithographen hat das Erscheinen des 2ten Hefts um 4 Wochen verspätet, um aber einem neuen Uebel der Art zuvorzukommen, arbeiten jetzt zwei Künstler an dessen Fortsetzung, so daſs seine Vollendung noch in diesem Jahre zu erwarten steht, da der Bereich beider Hefte zugleich den Beweis liefern kann, daſs der Voranschlag des ganzen Werkes auf 5 Hefte in keinem Falle bedeutend überschritten werden dürfte.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

N°. 25. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Kürzere Anzeigen der neuesten Erscheinungen der historischen Literatur.

Wenn die Schrift, deren Titel wir an der Spitze dieser Anzeigen stellen, tiefer einginge oder auch nur aus der Seele hervorgegangene Ergüsse des Unwillens enthielte, so würden wir sie zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Literatur unserer Zeit rechnen, so wie sie ist, enthält sie nur höchst unbedeutende Thatsachen, und jeder, der sich dafür interessirt, dafs die Achtung gegen Fürsten nicht noch mehr erschüttert werde, als sie leider schon ist (wir lassen es unentschieden, durch wessen Schuld), wird bedauern, dafs es nicht irgend ein Mittel giebt, den unglücklichen Verfasser der anzuzeigenden Schrift abzuhalten, dem Publikum Veranlassung zu geben, sich seiner zu erinnern.

Der dreizehnte März oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von achtzehnhundert und neun, von Oberst Gustavson. Sct. Gallen, Bern und Leipzig, bei Huber und Comp. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1835.

Der bedeutendste Theil dieser Schrift, der wenigstens einiges psychologische Interesse hat, ist die Vorrede, denn die folgenden sieben und vierzig Seiten enthalten weder irgend einen merkwürdigen, bisher unbekannten Umstand der Geschichte, noch eine Aeufserung, welche uns eine neue Aussicht eröffnete oder die Ansicht von der schwedischen Verschwörung, die man allgemein gefafst hat, ändern könnte. Wir vermuthen, dafs sowohl der französische als deutsche Text dieser Schrift Original sind, trockner als der Letztere kann wenigstens der Erstere nicht seyn. Das Wesentliche des Inhalts ist in den Zeitungen des Jahres 1809 kürzer, besser und nicht weniger authentisch enthalten, da hier blos ganz unbedeutende Umstände, übrigens jedoch ohne alle Spuren von Geistesverwirrung, aufgezählt werden. In der Vorrede ist das ganze Räsonnement des Verfs. zusammengedrängt. Schweden sey, heifst es, unter Gustav Adolph IV. im Innern sehr glücklich gewesen, nur der fatale Bonaparte sey Schuld an allem Unglück. Er, Gustav Adolph IV. und der alte Georg III. seyen die einzigen Stützen der Legitimität gewesen, sie hätten den Kaiser von Rufsland in den Grundsätzen der Legitimität bestärkt; allein er habe sie im Frieden von Tilsit im Stich gelassen. Da war der Knoten; man fragt: warum legitimer seyn wollen, als

Digitized by Google

Rufsland? Darauf antwortet der Herr Oberst: »Der König von Schweden, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, nicht aus Eigensinn, sondern aus Ueberzeugung, glaubte nun sich noch enger an England anschliefsen zu sollen, und sich jedem Bündnisse zu widersetzen, das den wahren commerziellen Interessen Schwedens, so wie seiner Unabhängigkeit entgegen wäre.« Darauf sey denn der Krieg gefolgt, und er habe eine Steuer ausgeschrieben, wozu er im Fall eines Vertheidigungskriegs berechtigt gewesen. Diese Steuer habe er, ohne die Stände zu berufen, sogleich erheben lassen, das habe die revolutionäre Parthei ergriffen, um ihre ehrgeizigen Absichten zu erreichen. Die schwedische Revolution, meint er hernach, habe dem Lande nichts Gutes gebracht, und die Schweden hätten doch am Ende den Napoleon bekämpfen und verrathen müssen, den sie sich zu ihrem Abgott gemacht hatten. Uebrigens seyen alle folgende Revolutionen bis auf die belgische aus der schwedischen hervorgegangen; doch sey der König von Schweden allein unter allen Monarchen der Legitimität ächtes Muster und habe allein bis an's Ende für sie gekämpft, denn sogar der Grofsherr der Türken und der alte legitime Tory-Fürst Georg III. — dessen Geisteskrankheit der Oberst lieber nicht erwähnen wolle — hätten die schwedische Revolution und den neuen König anerkannt!!

Von dieser aus der legitimsten Feder in Europa hervorgegangenen Schrift mufs Ref. zu dem furchtbaren Dämagogen de la Mennais übergehen, er freut sich indessen, da er Ekel und Ueberdrufs an aller Politik hat, dafs er nicht aufgefordert wird, die beiden letzten Bücher des christ-katholischen Revolutionärs selbst anzuzeigen, sondern nur die theologischen Bemerkungen eines deutschen Theologen über die neuesten Schriften des französischen Schwärmers. Dieser hat ein leichtes Geschäft, da des Franzosen Irrthümer dem Ref. viel schwerer von der historischen als von der theologischen Seite her zu widerlegen scheinen.

Betrachtungen über einige Schriften von F. R. de la Mennais. Von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Jena 1834. 86 *S.*

Der Verf. des angeführten Schriftchens sagt mit Recht in der Vorrede: „Von einer politischen Kritik dieser 'Worte eines Gläubigen' kann in Deutschland kaum noch die Rede seyn und der Verf. der kleinen Schrift, welche dem Publikum hier dargeboten wird, würde, seinen Studien und seinem Berufe nach, am allerwenigsten darauf Anspruch machen können, eine solche zu geben. Uebrigens ist jenes Buch auch an sich nicht geeignet, sie zu veranlassen. Es ist doch nur ein Pamphlet, in das Volk geschleudert, um es für irgend einen Zweck aufzuregen; und mit seiner Wesenlosigkeit, seiner furchtbaren Uebertreibung, seinem Radikalismus pafst es in kein politisches System und kann keiner politischen Denkart zusagen.« Man wird theils aus diesen Worten, theils aus dem geringen Umfange der Schrift sehen, dafs Herr

Digitized by Google

Baumgarten-Crusius die Sache etwas leicht nimmt. Er hätte nothwendig ausgehen müssen von der neuen Weisheit Frankreichs, von dem Treiben der Leute in Paris, die nur von deutscher Philosophie reden, von den Cousins, Ecksteins, den Nachbetern der Staël; von der lächerlichen Romantik der neueren Pariser Bühne und ihrer Blut- und Frevelstücke; von der leeren, dunkeln und eiteln Doctrin, welche auf ähnliche Weise von den Ultras bekämpft wird. Dadurch wird Poesie und Religion in Frankreich noch mehr wie der Staat verwirrt; aller Geschmack verschwindet. Das hat Ref. bei Gelegenheit der Paroles d'un croyant, selbst in Beziehung auf den Styl erfahren. Ganze Salons, Damen (z. B. die Recamier) rühmten die Poesie des Buchs, andere sehr unterrichtete Personen, z. B. Mignet, stritten gegen Ref., wenn er etwas Poetisches auch nur hie und da finden wollte, und wiederum sagen Personen, die gewifs am Inhalt kein Vergnügen finden und deren Urtheil Ref. viel zutraut, Sprache und Styl sey allerdings vorzüglich!! Hr. Baumgarten-Crusius hat die Sache kürzer gefafst. Er beginnt von Bemerkungen über die bekannte, durch Friedrich Schlegel und Consorten auch unter uns sehr empfohlenen Schrift über den Indifferentismus in der Religion. So wie man politisch seinen Gegner dadurch verdirbt, dafs man ihn radical oder Carbonari oder Jacobiner nennt, wenn er kein Freund des Despotismus ist, so werden die Protestanten hier erst zu Deisten, dann die Deisten zu Atheisten. Die Erfindung ist gut!

Sehr kurz wird von Lamennais' Schriften gehandelt, die seit 1820 erschienen und die Hierarchie als einziges Rettungsmittel der Menschheit empfahlen. Von den Worten eines Gläubigen heifst es S. 29: „Das, worauf der Sinn des Buchs überall hindeuten sollte, was die heilige Sprache, die mystischen Bilder und die kunstreiche Zusammenreihung christlich-milder Reden und Bilder mit den harten und schreckenden, was selbst das Geisterhafte des Buchs vorbereiten sollte; und was als Ende und Ziel von Allem angedeutet wird; das ist das Bleiben und die Herrschaft der Kirche; für sie, ja durch sie soll nach dem Gedanken des Buchs auch die Zerstörung des jetzt Bestehenden geschehen. Der Verf. meint jedoch, es sey das Buch zugleich gegen die jetzige Kirche und den Pabst gerichtet, und der Abbé wolle eine neue Kirche und einen neuen Pabst, daher sey es dem Pabst mit der Verdammung des Buchs dieses Mal unstreitig völlig Ernst gewesen. In dem folgenden Abschnitt S. 34: »Geschichtliche Bemerkungen über die Worte eines Gläubigen,« sucht der Verf. den Zusammenhang der Denkart von de la Mennais und vornämlich auch seiner Lehre von Kirche und Staat mit Geist und Lehre des Katholicismus darzuthun.« Wir gestehen, dafs wir hier dem Verf. nicht durchaus beistimmen können; ganz anders ist es, wenn von der alttestamentlichen und apokalyptischen Sprache die Rede ist. Die katholische Kirche ist eine äufsere Anstalt, sie bedarf, wie man aus Dante's Monarchia lernen kann,

Digitized by Google

des weltlichen Arms eines Monarchen, das Judenthum bedurfte nach Moses eines Königs durchaus nicht. Im Alten Testament ist immer eine Erlösung, eine Wiederbringung alles Verlornen, ein Umsturz und ein Messiasreich, eine Vereinigung der zwölf Stämme auf Zion im Hintergrunde; also eine Revolution, damit es besser werde. Darum war das A. T. die Fundgrube der englischen Republikaner von Praisegod Barebone bis zu Milton hinauf. Der Verf. hat übrigens mit vielem Scharfsinn im dritten Abschnitt diejenigen Katholiken mit gleicher Münze bezahlt, die den Protestanten vorwerfen, dafs ihre Religionslehre das Revolutionäre begünstige. Die Wahrheit zu gestehen, so scheint uns das Eine so ungereimt wie das Andere; der Unglaube, d. h. nicht der Zweifel an gewisse Dogmen, sondern das Verkennen eines ewigen über alles Irdische, alle Genüsse und äufsere Freuden erhabenen Princips im Menschen, und Schwärmerei, Mystik, blinder Glaube scheinen auf verschiednem Wege zur Zerstörung moralischer und bürgerlicher Ordnung zu führen. Alle die Katholiken, die Hr. Baumgarten-Crusius S. 49. anführt, gehören, was ihre Schwärmerei betrifft, nicht unter die Kirchenlehrer. Der h. Bernhard gilt in dieser Beziehung so wenig als Bonaventura und Thomas von Aquino als Auctorität, am wenigsten aber Occam und Fenelon, da jedermann weifs, welche Vorwürfe man den beiden Letztern gemacht hat; denn von den drei Andern zu reden würde hier zu weit führen. Uebrigens scheint uns in der ganzen Schrift weniger die Rede von de la Mennais, als von Protestantismus und Katholicismus überhaupt. Wenn der Verf. im vierten Abschnitt von den kirchlichen Zuständen des Katholicismus und Protestantismus handelt, so verlangt er, die römische Kirche solle, um wieder zu werden was sie war, zuerst ihre Priester zu ihrem eigentlichen ächten Beruf zurückführen, dann solle sie ihre hierarchische Stellung zum Staat aufgeben und sich dahin zurückziehen, als christliches Leben und durch ihre himmlische Macht und ihre geistigen Mittel als das wahre Reich nicht von dieser Welt den Staat zu durchdringen und das Leben der Bürger zu ordnen. Hier hätte, um einen vollständigen Aufschlufs über die Paroles d'un croyant zu geben, das neueste Büchlein »sur l'absolutisme et la liberté« zu Rath gezogen werden sollen, wo mit unbegrenzter Heftigkeit schroff ausgesprochen wird, was der Abbé in der ersten Schrift nur in Räthseln und Bildern vorgetragen hatte. Dort heifst es in Beziehung auf seine Ansicht des Verhältnisses der christlichen Religion zum Staat: »Le mouvement que partout on remarque chez les nations chretiennes n'est que l'action sociale du christianisme même, qui tend nécessairement à réaliser dans l'ordre politique et civil les libertés que contient en germe la maxime fondamentale de l'égalité des hommes devant dieu et par conséquent à affranchir pleinement l'homme spirituel de tout contrôle du pouvoir humain.« Dies führt er hernach im Einzelnen durch, und Herr Baumgarten-Crusius (S. 60 u. fg.) würde viel besser den rechten

Digitized by Google

Fleck getroffen haben, wenn er auf die ganz bestimmten Erklärungen des Abbé geantwortet hätte, als jetzt geschehen ist, wo er sich am Allgemeinen gehalten hat, und am Ende auf etwas ganz anderes, auf die Polemik der katholischen und protestantischen Kirche, auf Möhler und dergleichen kommt. Wir können daher nicht umhin, einzugestehen, dafs Hrn. Baumgarten-Crusius' Broschüre recht gut seyn mag und viel Nützliches enthält und lehrt, dafs aber in Beziehung auf Lamennais wenig daraus zu lernen ist und dafs das Wenigste in dem Schriftchen sich direct auf Lamennais bezieht.

Die unten genannte Gelegenheitsschrift seines gelehrten und geachteten Freundes Wilken zeigt Ref. blos aus der Ursache an, weil das Publikum von einem um die Geschichte unsterblich verdienten Gelehrten gewifs mit Vergnügen erfährt, auf welche Weise man, ohne der Wissenschaft etwas zu vergeben, auch eine andere Art Geschichte als die wissenschaftliche loben und anerkennen kann. Dies gilt der zweiten Abhandlung oder vielmehr Rede, denn die erste scheint uns etwas gar zu leicht über einige Punkte hinzugleiten, worüber wir Hrn. Wilken gern ausführlicher hätten reden hören. Das Schriftchen hat den Titel:

Die drei Perioden der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften und König Friedrich II. als Geschichtschreiber, zwei akademische Reden von Friedrich Wilken! Berlin 1835. 40 *S.*

Der Verf. hat auf dem Blatte hinter dem Titelblatt folgende Notiz hinzugefügt: „Die beiden nachfolgenden Reden wurden von dem Verfasser zum Behufe der Eröffnung der Sitzungen der hiesigen königlichen Akademie der Wissenschaften, welche ihm als Secretär derselben oblag, niedergeschrieben, und machen keineswegs Anspruch auf das Verdienst, die behandelten Gegenstände zu erschöpfen." Es wäre unpassend gewesen, wenn der Verf. in der ersten Rede über die Schicksale der Berliner Akademie, die Skandale der Behandlung der Akademie der Wissenschaften unter Friedrich Wilhelm I. hätte anführen wollen, er geht daher gleich S. 7. auf ihre Erneuerung unter Friedrich dem Grofsen über. Die französische Periode der Akademie unter dem grofsen König hat Hr. Wilken vortrefflich gefafst, er hat, ohne uns Andere zu verstofsen, der ihm obliegenden Pflicht Genüge gethan, er hat dem Verständigen angedeutet, was er wissen mufs; allerdings hätte ein Anderer an einem andern Orte das wohl schärfer gesagt, aber dann hätte er vielleicht Anstofs gegeben. Wir würden übrigens gerade heraus gesagt haben, warum Friedrich eine französische Akademie in Berlin haben wollte. Dafs er dabei von der Absicht ausging, das zu thun, was seiner Zeit nützlich und förderlich war, wird Hr. Wilken mit der Hand auf dem Herzen nicht wohl als Geschichtschreiber sagen können; er denke nur an Lessing, der sich schon seit 1755 als Genie zeigte. Wenn

Digitized by Google

der Verf. auf die Abschaffung der französischen Sprache in den Schriften der Akademie kommt, so deutet er den speciellen Hauptgrund blos im Vorbeigehen an, verweilt aber bei dem allgemeinen, und preiset hernach mit Recht dasjenige, was unter der gegenwärtigen Regierung für die Wissenschaft geschehen ist. Den Ton, die Manier und die Wahrhaftigkeit dieser Rede möchten wir allen Lobrednern empfehlen, nur müfsten sie freilich, wie Hr. W., nur das zu loben brauchen, wobei die blofse Anführung der Thatsachen schon das beste Lob ist. Die zweite Rede über Friedrich den Grofsen als Geschichtschreiber, S. 15—40, konnte freilich den Gegenstand nur einseitig behandeln, da sie bei der Feier des Jahrestags des grofsen Königs gehalten ward, man wird indessen gern sehen, dafs Hr. W. bei dieser Gelegenheit entwickelt, was man von dem Historiker fordert, und was er von den Regierungen fordern darf und soll — nämlich Freiheit — wenn auch Friedrich Vieles davon nicht besessen haben sollte. So z. B. dürften wir Hrn. W. nur an Friedrichs bekanntes Urtheil über die englische Verfassung erinnern, um zu beweisen, dafs er nicht, wie es hier heifst, die Eigenthümlichkeiten der mannigfaltigen Verfassungen, welche sich bei den verschiedenen Völkern in verschiedenen Zeiten ausbildeten, gründlich studirt hatte. Was aber Karl den Grofsen und Heinrich den Löwen angeht, so mag ihnen Friedrich leicht an historischer Gelehrsamkeit überlegen gewesen seyn, sonst hielt er es bekanntlich in dieser Beziehung mit Voltaire, und wo er Gelesenes brauchte, da schaffte es Herzberg. Uebrigens hat Hr. W., wie man nicht anders erwarten wird, seinen Gegenstand sehr geistreich behandelt, wenn er auch mitunter mehr gesagt haben sollte, als sich rechtfertigen läfst. Das Schriftchen ist ein *eloge*, und wir freuen uns, dafs daraus hervorgeht, dafs diese widrige Gattung im Munde eines Deutschen und in deutscher Sprache nie so ausartet, als sie in den berühmten oder berüchtigten Reden der französischen Akademiker ausgeartet ist.

Von den

Dorpater Jahrbüchern

erhalten wir so eben die drei Hefte No. 8—10. des Jahrs 1834.

Wir sehen dort in No. 8. aus einer Recension der Hrn. Blum, dafs man in Liefland ebenso über des Hrn. von Braunschweig Weltgeschichte urtheilt, wie in Heidelberg. Ganz eigenthümlich sind dieser russischen Zeitschrift die beiden Aufsätze dieses Hefts über alle Zeitungen und Zeitschriften in fremden Sprachen, die in Rufsland erscheinen und ein Blick auf die heifsen Quellen im russischen Altai von Fr. v. Gebler. Was den ausführlichen Aufsatz über den öffentlichen Unterricht in Rufsland oder vielmehr die Rechenschaft des Ministeriums über das, was gethan worden, angeht, so werden dem verständigen deutschen

Digitized by Google

Publikum drei Worte hinreichen. Es heifst S. 179: Alles wäre in dem Sinn des Mémoire geschehen, dessen Inhalt Se. Majestät gebilligt hätten, und nach diesem sollte die Grundlage der Wirksamkeit des Ministeriums seyn: Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft, Volksthümlichkeit. Sapienti sat! Im neunten Heft sind die Nachrichten über russische Journalistik und über die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Rufsland am anziehendsten. Im zehnten Heft ist der Aufsatz eines Hrn. Iwanow über den Jahrmarkt zu Nischnei-Nowogorod interessanter als die Reise des Hrn. Dübois in den Kaukasus oder die Briefe des Hrn. Rosenberger über den Tanz und den Taumel der Derwische, da wir das schon aus Prokesch's Bericht besser kennen.

Da hier von neu erschienenen Büchern die Rede ist, so will Ref. auch des ihm ganz neulich zugekommenen zweiten Theils der Schriften der Schleswig-Holsteinisch-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte mit einem Worte erwähnen, übrigens wird er den Hrn. Dr. Beseler, der ein patriotisches Interesse für den Inhalt mit dem historischen verbindet, ersuchen, eine ausführliche Beurtheilung für die Jahrbücher auszuarbeiten.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte, Von A. L. J. Michelsen und J. Asmussen. 2r Band. Altona, Hammerich. 561 *S.* 8.

Ausführlicher mufs er einer andern Schrift gedenken, die zwar eigentlich nur ein lokales Interesse hat, dennoch aber für die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges einige Besonderheiten liefert, die der allgemeine Geschichtschreiber, wenn er Gebrauch davon zu machen versteht, vortrefflich benutzen kann.

Die Schlacht bei Nördlingen und Belagerung dieser Stadt in den Monaten August und September 1634. *Ein Beitrag zur Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs bei Gelegenheit der Secularfeier dieser Begebenheiten von Johann Friedrich Weng, Senior u. Stadtpfarrer. Nördlingen* 1834. 246 *S.* 8.

Die ruhige, würdige, gehaltene Erzählung in diesem der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums sehr würdigen Buche beginnt, wie es recht ist, von dem Jahre 1628, als eine gleisnerische kaiserl. Commission in Nördlingen erscheint, um den Pfaffen in einer ganz protestantischen Stadt dadurch wieder einen Sitz zu verschaffen, dafs man die Bürgerschaft gegen den Rath aufzuwiegeln sucht. Practica est multiplex. Bald geben dämagogische Versuche, die man dämpfen will und mufs, bald die, welche man anzuregen sucht, den Vorwand, Reaction und Contrarevolution zu beginnen!! Dies scheitert, und der Verf. zeigt auf den folgenden Seiten, was die Stadt von den Kaiserlichen zu leiden

Digitized by Google

hatte, und welche Achtung man damals bei aller Gewaltthätigkeit für die Rechte der noch nicht erschlafften und durch Genufssucht, Luxus, Immoralität und Irreligiosität nicht wie in unsern Tagen verdorbenen Bürgerschaft einer nicht gerade bedeutenden Stadt hatte. Ueber Tilly's Aufenthalt in der Stadt, als er sich vor Gustav Adolph zurückzog, findet man hier einige für Tilly recht ehrenvolle Anekdoten, obgleich auf seinem Befehl die Gegend verwüstet ward, unter dem Vorwand, die Stadt zu befestigen. So wie von S. 27—40. das Betragen der Kaiserlichen und besonders des Grafen von Witzleben in Nördlingen geschildert ist, so folgt unmittelbar nachher aus den Chroniken die Nachricht von dem Betragen der Schweden. Von Gustav Adolph findet man auch hier viel Gutes und Edles, von den Schweden reden diese protestantische Chroniken nicht besser als die Traditionen aller katholischen Gegenden, wohin sie kamen, wo noch jetzt jede Ruine vom Volke dem Schwedenkriege zugeschrieben wird. Die besondern Umstände der Grausamkeiten und Greuel, welche von den Soldaten und Officieren erzählt werden, kennen wir leider aus allen andern Nachrichten über den dreifsigjährigen Krieg und aus allen Particulargeschichten genau genug. Besonderes finden wir hier nichts. Der Brief Herzog Bernhards von Weimar kurz vor dem Treffen bei Nördlingen, worin er die Bürger der Stadt aufforderte, die Vertheidigung derselben gegen die Kaiserlichen zu übernehmen, bis er ihnen aus Baiern zu Hülfe kommen könne, ist naïv genug. Er schreibt S. 74: »Die Bürger sollten sich nur etliche Tage frisch halten. Der Herzog schwöre bei seiner fürstlichen Ehre, Treue und Glauben, er wolle sie entsetzen. Wofern er das nicht thäte, so solle ihn Gott am jüngsten Gericht darum strafen und die Bürger Rache über Rache schreien.« Dies Mal mufsten die Behutsamen in Nördlingen nachstehen, die Vertheidigung ward beschlossen. Der Herzog hielt Wort; er und Horn wagten die unglückliche Schlacht. Die Geschichte der Belagerung nach der von Meister in Göttingen 1736 herausgegebenen lateinischen Rede des Rector Mayer ist anziehend genug, nur hätten wir gewünscht, dafs die Standhaftigkeit der Gegenwehr der Bürger vom Verf. zum Ruhme seiner Vaterstadt mehr hervorgehoben und gepriesen wäre. Er ist dabei gar zu nüchtern. Dagegen hat er sehr gut hervorgehoben, dafs auch nach seinen Nachrichten Graf Horn und Herzog Bernhard nicht einig waren, dafs der Erste kein Treffen liefern, sondern nur die Stadt decken und den Abzug der Spanier von den Kaiserlichen erwarten wollte. Uebrigens verdient für die ganze Geschichte des dreifsigjährigen Krieges und für den Muth der Nördlinger Bürger und der Schweden die folgende Bemerkung des Verfs. ganz besondere Aufmerksamkeit, S. 114: »Wir finden es heut zu Tage unbegreiflich, wie Nördlingen, eine so schwach befestigte Stadt, sich gegen einen Feind von 70—80,000 Mann, der die Anhöhen des Galgen- und Stoffelberges in Besitz hatte, achtzehn Tage halten konnte. Allein man lernt es begreifen, wenn man die wenigen, schweren und

Digitized by Google

unbehülflichen Belagerungswerkzeuge in Erwägung zieht, und die Ungeschicklichkeit der Konstabler und Ingenieure, welche die Kanonen bedienten. Da war an keine sichere Richtung der Karthaunen, Stücke und Hagelgeschütze zu denken. Traf was treffen konnte. Nicht einmal die Rofsmühle, auf welche sie während der Belagerung täglich Bomben und Granaten in Menge warfen, konnten sie in Brand stecken. Sie zündeten nur ein paar Mal und das entstandene Feuer wurde bald wieder gelöscht. An Mauern und Dächern richteten sie allerdings grofsen Schaden an; aber von den Einwohnern selbst wurden äufserst wenige getödtet, die man in den Tagebüchern namentlich angegeben findet. Heut zu Tage, wo die Artillerie fast alles entscheidet und bei der schrecklichen Vollkommenheit, zu der man sie gebracht hat, würde sich Nördlingen, wenn es mit allen seinen Gräbern, Zwingern, Mauern, Basteien und Thürmen auf's Neue von der Erde entstünde, gegen das kleinste Heer, das auf unserm Galgenberg postirt wäre, kaum ein paar Stunden halten. Wenn man nun an den Heldenmuth der Bürger denkt, die der verbundenen kaiserl. und spanischen Macht trotzen konnten und denkt, wie das jetzt seyn würde und seyn müfste, so wird man finden, dafs jetzt Gegenwehr Unsinn wäre, dafs aber die moralische Erschlaffung der Zeit eine nothwendige Folge der wissenschaftlichen und socialen Fortschritte ist. Das kann trösten oder niederschlagen, wie man es nimmt. Die Schlacht bei Nördlingen am 27. Aug. 1634 ward bekanntlich mit grofsem Verlust von Seiten der Schweden verloren und die Stadt sogleich von den Kaiserlichen unter leidlichen Bedingungen besetzt. Der sechste Abschnitt von S. 132—164. ist ausschliefsend der Beschreibung der Schlacht gewidmet und Hr. Doppelmayr, Bürgermeister in Nördlingen, hat einen Plan der Schlacht, der Stadt, der Umgegend, beigefügt, um die Sache deutlich zu machen. Wir müssen es um so mehr Andern überlassen, die hier gegebene Beschreibung der Nördlinger Schlacht mit den andern, zum Theil von Hrn. Weng in den Noten angeführten Beschreibungen zu vergleichen, als wir uns auf das Taktische und Strategische in der Geschichte überhaupt niemals einzulassen pflegen. In den Nachträgen, welche den letzten Theil des Bändchens von S. 167—242. ausmachen, findet man aus der Specialgeschichte von Nördlingen noch manche anziehende Anekdote über die Jahre 1635—39 angeführt.

Von den

Historischen Tabellen von Vehse

ist Reftn. schon die vorletzte Lieferung oder No. IX. und X. zugekommen, so dafs nur noch die letzte Lieferung No. XI. und XII. zurück ist. Sobald diese erscheint, wird eine ausführlichere Anzeige durch einen andern Mitarbeiter in diesen Blättern gegeben werden.

Digitized by Google

Am Schlusse dieser Collectiv-Anzeigen will Ref. noch eines Buchs erwähnen, welches einen Römer zum Verfasser hat, der sich auf einige Zeit bei uns niedergelassen hat, ohne jedoch zu denen zu gehören, die ihrer politischen Meinungen wegen Italien verlassen haben. Ref. erwähnt des Buchs aus dem einzigen Grunde, um den Lesern dieser Blätter zu zeigen, dafs gegen Fremde Engländer und Amerikaner zusammenhalten und dem Verfasser des anzuführenden Buchs die Entdeckung der Quellen des Missisippi streitig machen, obgleich er das Resultat seiner Reise in Nordamerika durch eine kleine Druckschrift bekannt gemacht und die Reise selbst in England in englischer Sprache erschienen ist. Das Buch hat den Titel:

A pilgrimage in Europe and America leading to the discovery of the sources of the Missisippi and bloady River. With a description of the whole course of the former and of the Ohio. By J. C. Beltrami, formerly judge of a Royal court in the ex-kingdom of Italy. In two Volumes. Vol. I. 472 *p. Vol.* II. 545 *p. London, printed for Hunt and Clarke.* 1828.

Schon in der Vorrede beschwert sich der Verf., dafs man sich in Nordamerika Mühe gegeben habe, ihm das Verdienst seiner Entdeckungen zu rauben. Man habe in Philadelphia alle Abdrücke seines Schriftchens: „Discovery of the sources of the Mississippi" absichtlich unterdrückt, und der Verfasser des in Newyork erscheinenden Public Advertiser habe diese an ihm begangene Ungerechtigkeit öffentlich gerügt. Wir wollen hier nicht untersuchen, in wiefern die Ungerechtigkeit absichtlich oder nicht verübt ward, die Thatsache geht aus dem Buche des amerikanischen Missionärs Schoolcraft und dessen Beurtheilung in den englischen Journalen deutlich hervor. — Wir kehren zu Hrn. Beltrami und seinen Wanderungen zurück. Er verliefs im Spätjahr 1821 seine Güter bei Ankona ohne bestimmten Reiseplan, durchreisete das westliche Italien, das südliche Frankreich, kam über Paris nach Strasburg und den Rhein herab nach England. Obgleich die Bemerkungen nicht gerade besonders wichtig und, wie das bei einer flüchtigen Durchreise nicht anders seyn kann, mitunter unrichtig sind, so ist es doch anziehend, die Urtheile eines klugen, originellen, scharfsichtigen Italieners über französische und deutsche Sitten und Gegenden zu hören; da er ohne alle Rücksicht auf Bücher oder auf die herrschende Meinung und Sitte blos seinem eignen gesunden Verstande folgt. Uebrigens scheint er mit den Deutschen, deren Sprache er nicht versteht, viel besser zufrieden, als mit den Franzosen, deren Sprache er zu der Seinigen gemacht hat. Was er über England und über die Engländer sagt, ist schon bedeutender, und die Engländer selbst haben (in den Times) einige Stellen dieser Pilgrimages ihren Landsleuten als einen Spiegel vorgehalten. Am Schlufs des ersten Theils findet man eine ganz vortreffliche Schilderung des wahren John Bull, der gewifs Ursache hat, mit dem Verf. im Ganzen zufrieden

Digitized by Google

zu seyn, da er ihm alle seine Vorzüge läfst; aber freilich ihn weder liebenswürdig noch schön findet, oder wie es hier bildlich ausgedrückt ist: „I must say that the English bull has not yet the soft eyes or the divine graces of the disguised god who carried of the sister of Agenor, the beautiful Europe.« Der zweite Theil ist ganz der Reise in die unbekannten Gegenden von Nordamerika gewidmet, denn der Verf. ist ganz allein, blos von Wilden begleitet, in die Gegenden vorgedrungen, wo die Wasserscheide ist, von der auf der einen Seite die Flüsse den canadischen Seen zufliefsen, auf der andern der Mississippi erst ostwärts dann südlich herabströmt. Eigentlich wissenschaftliche Entdeckungen wird man nicht erwarten, da dem Verf. die nöthigen Instrumente und auch die eigentlich naturwissenschaftlichen Kenntnisse fehlten; dagegen findet man über Sitten und Gebräuche und besonders über die Natur des Landes selbst sehr gute und verständige Bemerkungen. Eine eigentliche Karte konnte freilich der Verf. nicht aufnehmen, er hat indessen die Lage der Seen, den Lauf des obern Mississippi und der andern Flüsse jener höchsten Gegend durch eine Skizze anschaulich gemacht. Er ging hernach nach Mexiko und hat seine Reise in dieses Land in einem französisch geschriebenen Werk in zwei Bänden in Paris herausgegeben. Das Resultat der mühseligen Reise mufste die Nordamerikaner am meisten interessiren, Hr. Beltrami liefs daher vor seiner Abreise nach Mexiko sein Schriftchen: Discovery of the sources of the Mississippi, in ganz Amerika verbreiten und die Zeitungen gaben von seiner Entdeckung Nachricht, nichts desto weniger rühmt sich der Verf. des Buchs, dessen wir schon oben erwähnten, dafs die Welt nur ihm allein und niemand aufser ihm die endliche Erforschung der bis dahin unzugänglichen Quellen verdanke. Der Titel des Buchs ist:

Narrative of an expedition through the upper Mississippi to Itaska lake the actual source of this river by Henry R. Schoolcraft. 8. 307 *p. Newyork.* 1834.

In diesem Buche wird Beltrami, dessen Verdienst in der Sache nicht blos öffentlich in Newyork anerkannt, sondern auch vom Präsidenten Jackson geehrt ward, gar nicht genannt; Hr. Schoolcraft thut, als wenn er nichts von ihm wüfste; das hatte Hr. Beltrami vorausgesehen. Er sagt in seiner Erklärung, die gegen eine etwas harte Beurtheilung seines Buchs in der Revue Encyclopédique gerichtet war: „Wenn die Entdeckung der Quellen des Mississippi von einem Franzosen oder Engländer gemacht wäre, dann würde die erste Ankündigung derselben von aller Welt Enden wiederhallt haben; aber es scheint, jetzt ist sie von keiner Bedeutung, weil sie von einem Manne gemacht ist, der einem unglücklichen entnationalisirten Volke angehört.

In der That, nach dieser 1828 in einem bekannten Buche in englischer Sprache in der Vorrede wieder abgedruckten öffentlichen Erklärung hätte man von dem englischen Recensenten des

Digitized by Google

Amerikaners, der sich der schon vor ihm gemachten Entdeckung rühmt, erwarten sollen, dafs er den originellen Italiener wenigstens erwähnt hätte. Dies ist aber in der sehr ausführlichen und lobpreisenden Anzeige des Narrative u. s. w. in dem Monthly Review, Dec. 1834. p. 476. keineswegs geschehen.

Der Verfasser dieser Anzeige hatte dem Hrn. Beltrami Nachricht gegeben, dafs er ihm die Entdeckung der Quellen des Mississippi gegen Pike und Schoolcraft, die nur im Allgemeinen entdeckt haben, dafs diese Quellen entweder im White Bear Lake oder im Leach Lake oder im Red Cedar Lake zu suchen wären, vindiciren wolle, dieser theilte ihm darauf förmliche Beweisstücke mit, dafs Amerikaner und Engländer sein Recht an diese Entdeckung längst anerkannt hätten, Ref. hält es daher für seine Pflicht, auch diese Beweisstücke zu erwähnen.

Zuerst sind es vier Briefe, einer vom Senat, ein andrer von der Kammer der Repräsentanten von Louisiana, ein dritter vom Gouverneur dieses Staats und ein vierter vom Maire von Orleans, worin mit Dank und Lob Hrn. Beltrami's Verdienst anerkannt und eingeräumt wird, dafs weder Pike noch Schoolcraft die wahre Quelle des Mississippi und River Sanglante gesehen.

Zweitens erhält er zwei amerikanische Zeitungsblätter, in welchen dasselbe anerkannt wird; doch sprechen die Redactoren, so sehr sie Hrn. Beltrami loben, dem sie neben Columbus und Americus Vespucci einen Platz geben, sich über Pike und Schoolcraft zweideutiger aus, als Hr. Beltrami, dessen Nation bei dieser Gelegenheit sehr gepriesen wird, bemerkt zu haben scheint. Sie sagen nämlich nicht ausdrücklich, dafs Schoolcraft irrt, wenn er die Quelle des Flusses an einem andern Punkte als Hr. Beltrami gefunden zu haben glaubte, was doch Hr. Beltrami dargethan hat.

Drittens erhält Ref. das Märzstück vom London Magazine von 1821, wo S. 401—406. aus den Pilgrimages ausführliche Nachrichten von Beltrami's Entdeckung gegeben und zugleich gezeigt wird, dafs Pike und Schoolcraft sich geirrt hatten und weder Hrn. Beltrami's Ausdauer noch Eifer besafsen. Dort finden wir auch die Note, dafs sich die römische Inquisition auch sogar um die in London erschienenen Pilgrimages bekümmert hat. Es heifst hier S. 403: „Hr. Beltrami ist zwar kein Vertriebener; aber da die Inquisition, wie wir hören, gerichtliches Verfahren gegen sein Werk eingeleitet hat, so wissen wir nicht« u. s. w.

Dasselbe sagen die uns viertens mitgetheilten Scots Times vom 16 Febr. 1828, und fünftens das Monthly Review February 1828. Das letzte Stück scheint uns das merkwürdigste, weil hier dasselbe Review, das 1834. Dec. nichts von Beltrami und seiner Entdeckung der Quellen des Mississippi wissen will, in andern Punkten zwar Vieles in den Pilgrimages tadelt; aber gerade diese Entdeckung als grofses Verdienst hervorhebt.

Schlosser.

Digitized by Google

Darstellung der französischen Gesetzgebung von 1787 bis 1815. Geschichte der französischen Revolution und Napoleons, nach der Gesetzgebung und durch die Gesetzgebung der verschiedenen Zeiträume beurtheilt von G. Friedr. Kolb. 1. Bd. Speier, in d. Kolb. Buchhandlung. 402 S. in kl. 8.

Fast immer unterhält sich die Lesewelt mit der französischen Revolution, aber nur wegen der die Phantasie beschäftigenden Kriegsthaten, um des so sonderbaren Schicksalwechsels willen oder auch wegen der Menge von Anekdoten über hochgestiegene, tiefgesunkene oder für immer verschwundene Personen. Viel belehrender und bleibend interessanter sind Rückerinnerungen an die grofsen Versuche gesetzgeberischer Staatsumbildung, welche das »Klügerwerden mit fremden Gefahren« sehr erleichtern können.

Die meisten Revolutionssüchtigen wissen nicht, was sie wollen; wenigstens nicht, was da werden sollte, wenn sie erst alles umzuwerfen vermocht und sich auf die Plätze der Regierenden gesetzt hätten, sodann aber, als die Solone und Lykurge einer bessern Ordnung der Dinge, durch ein Ganzes, das bestehen könnte, ihre Staatsweisheit entfalten sollten. In Frankreich, wo überhaupt die Verständigkeit für äufsere Zwecke und Mittel, mehr als die Ideologie, Nationalcharakter ist, waren hierzu in der dem Revolutioniren nächstvorhergegangenen Epoche durch Montesquieu, Mably, Raynal, die Encyklopädisten, Voltaire, Rousseau, Condorcet u. s. w. viel mehrer Köpfe im Mittelstand und selbst von der feineren Welt vorgebildet. Und doch! Ihre angestrengtesten Entwürfe von constitutioneller und specieller Gesetzgebung erregen zwar, besonders da sie so schnell, wie die Weisheitsgöttin aus der Hirnspalte, hervorbrachen, Bewunderung, haben aber, und dies nicht blos wegen der äufseren Hemmungen, den Beweis der Ausführbarkeit und lokalen Haltbarkeit in vielen Punkten so gar nicht gegeben, dafs vielmehr der Zwiespalt zwischen dem, was seyn sollte, und dem, was werden kann, nach 40 Jahren immer noch seine Experimente vor unsern Augen fortsetzt. Hier ist also offenbar nichts für alle Parthien, Neutralitäten und Vermittler nöthiger, als dafs eine authentische Recapitulation des Geschehenen, ich meine nämlich das Geistiggeschehene, die Lehrerin Derer werde, die erst denken und Durchgedachtes haben wollen, ehe sie handeln.

In dieser Hinsicht giebt die nicht hochtönende, aber das Nutzbare planmäfsig, deutlich und mitempfindend auffassende Darstellung *) des Verfs. Dem, der nachdenkend vergleichen will,

*) Von dieser Art, wodurch man am besten das Faktische kennen lernt, ist auch die „Lebensgeschichte Napoleons, nach den vorzüglichsten gedruckten Werken, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt von Ge. Fr. Kolb." Speier. 1826. Sieben Bändchen in 12. — Mehr Wahrheit, mehr Züge zum ächten Charakterbild, als bei Walter Scott. *Ps.*

die bedeutendsten Materialien. Die wenigsten der jetzigen Zeitgenossen, welche nicht schon beim Anfang der Revolutionsepoche zu politischen Reflexionen gereift waren, können davon den eigentlich belehrenden Ueberblick der versuchten geistigen Umgestaltungen in sich haben, welcher dadurch entstund, dafs man zuerst die Gründe und Verhältnisse, unter denen die Hauptgesetze als nöthig erschienen, vor sich hatte, sogleich aber dagegen sah, wie der Zahn der Erfahrung daran nagte und durch scharfe, praktische Kritik das Nichtzureichende entdeckte. Dadurch wurde man dann zuerst zu heftigem Fortschreiten, bis zur republikanischen Constitution als einem Act des Verzweifelns, dafs eine constitutionelle, d. i. nationalwohlthätige Monarchie Frankreich je möglich sey, fortgetrieben, bald aber einem, zwar glänzenden und genialen, aber doch sich selbst zernichtenden Despotismus auf Discretion überliefert. Davon ging man in Ermattungen über, aus denen erst die Zukunft sich, wenn die durchgemachten Experimente weislich benutzt werden, zum Wohl der Nation emporarbeiten mag.

Der Verf. hat Recht. Das von Vielen damals nicht blos leidenschaftlich, sondere gründlich erkannte Bedürfnifs einer durchgreifenden Verbesserung des Nationalzustandes in Frankreich war dringend. Wie verkehrt dieser war, erinnert man sich erst wieder, wenn man so gedrängt, wie es hier wörtlich aus den gegebenen Gesetzen erhellt, zusammenfafst, was alles 1790 und 91. für immer abgestellt wurde. Wer auf Deutschland überträgt, was alles damals Frankreich mit Recht zu beklagen hatte, der weifs nicht, wie weit in einem so grofsen, in sich zerstückelten Reich, das seit Heinrich IV. nur Herrscher, oder Intriganten oder Wollüstlinge, statt der Regenten, gehabt, Hofmagnaten, Hierarchie, Rabulisten und Volksleichtsinn es gebracht hatten. S. 101. giebt die den Zweifelndsten überweisendste Bemerkung: 582½ Mill. Staatsbedürfnisse waren, bis zur Zeit der Revolution, für Frankreich unerschwenglich. Seit lange beträgt indefs das französische Jahresbudget das Doppelte; und jetzt trägt die Nation diese enorme Last weit leichter, als früher die Hälfte davon. Aber man bedenke auch, um wie viel das Nationaleinkommen gestiegen ist, seitdem das Grundeigenthum fleifsiger und geschickter benutzt wird, als da es sich fast gänzlich im Besitz der todten [nur Abgabe nehmenden, nicht Steuer gebenden] Hand befand. Ferner bedenke man, wie viel allein die Zehnten betrugen, welche nicht in die Staatseinnahmen, sondern dem Klerus zuflossen. Wie viel machten endlich die Frohnden (aller Art)! wie viel verheerte das Wild!" — Vieles Andere, was die Nichtjustiz, die Verpachtung der Staatsabgaben u. s. w. verzehrte, könnte noch hinzugefügt werden. Der Ueberblick zeigt nichts deutlicher, als dafs Frankreich schwerlich anders als durch Revolution — ich verstehe darunter nicht die späteren Gewaltthaten, sondern die am Abend des 4. August 1789. ohne Entschädigung begonnene Aufopferung der drückendsten Feudal- und Klerisei-Forderungen! — in den

Digitized by Google

wichtigsten Punkten verbessert werden konnte, wo in Deutschland durch Reformen und mäfsige Entschädigungen das Bessere, wenn man die Zeit versteht, mit kluger Billigkeit zu erreichen ist; vorausgesetzt, dafs die, welche nicht herrschen, sondern regieren sollen, aus dem einseitigen Kämpfen für ihre Stellung bald wieder zu einem gemüthlichen Regieren, d. i. zum Erhalten und Fördern des wechselseitigen Erwerbs und des darauf ruhenden Wohlstands, übergehen können.

Der Verf. giebt Epochenweise von der Geschichte jedes Abschnitts nur kurze Erinnerungen, wie und woraus die gesetzlichen Umänderungen hervorgingen. Die Gesetze, (Constitutionen, speciellere Decrete, Senatusconsulte u. s. w. werden, wo es nöthig ist, vollständig, sonst in wörtlichen Auszügen gegeben, in sofern sie entweder auf die Staatsverhältnisse, oder auf die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten sich bezogen. Dieses Authentische ist die beste Grundlage für den Nachdenkenden, welcher, wie allmählig ein Tag den andern lehrte und berichtigte, und wie weit man endlich der Lösung so vieler Aufgaben näher rückte, überschauen will. Dazu giebt der Verf. selbst noch, mit löblicher Wortsparsamkeit, seine das Zeitverhältnifs beleuchtende Bemerkungen, meist mit eigenen Worten, biswetlen mit passenden, gedrängten Sätzen aus Mignet u. A., selbst aus de Maistre. Nach seiner eigenen Aufzählung S. IX. findet man hier, aufser der geschichtlichen Darstellung und den Bemerkungen — die 3 Constitutionen (1791. 93. und III.) vollständig, 50 Gesetze und Decrete, gleichfalls vollständig übersetzt, 278 im genügenden Auszug, 212 in kurzen Angaben des wesentlichsten Inhalts. Der Verf. bemerkt selbst, dafs in diesem Felde er keine Vorarbeit benutzen konnte. Viele werden auf die Fortsetzung dieser das bleibend Wichtige der französischen Revolution beleuchtenden Arbeit begierig seyn. Hier ist Stoff, um Theorie und Erfahrung zugleich zu studieren.

20. Dec. 1834. Dr. *Paulus.*

ALTERTHUMSKUNDE.

Universal-Lexikon der alten Zeit und ihrer Literatur oder Encyklopädie aller das gesammte Alterthum der drei ältern Continente umfassenden Realien mit Einschlufs des wichtigsten Archäologisch-Linguistischen und Grammatischen der zum Studium der Literatur der ältesten Nationen erforderlichen Sprachen. Nach dem neuesten Standpunkte der Forschungen bearbeitet für Schule und Universität. Erster Band. Erste Lieferung. Leipzig, bei Adolph Reimann, 1834. 104 S. in gr. 8.

Wir haben den ausführlichen Titel des in seiner ersten Lieferung der Redaction zugekommenen Werkes genau angegeben, weil wir glauben, dadurch unsere Anzeige kürzer fassen zu können.

Digitized by Google

Was übrigens aus einem solchen Werke, wo z. B. der Buchstabe *A* allein die ersten zwei und sechzig, eng, mit doppelten Spalten gedruckten Seiten füllt, noch Alles werden, was in dasselbe noch Alles hineingepfropft und zusammengestopft werden soll, vermag in der That Ref. nicht abzusehen, es sey denn, dafs der ursprüngliche Plan oder vielmehr (denn einen eigentlichen festen und bestimmten Plan der Bearbeitung haben wir vergeblich gesucht) das in dieser ersten Lieferung beobachtete Verfahren verlassen und durch etwas Besseres ersetzt werde. Bei Werken der Art kommt es, nach des Ref. Ermessen, vor Allem darauf an, einen bestimmten Plan über die Ausdehnung und Grenzen, so wie über das innerhalb dieser Grenzen in der Bearbeitung des Einzelnen zu beobachtende Verfahren sich zu bilden, und mit Ausscheidung alles nur einigermafsen Ueberflüssigen, mit möglichster Schärfe und Kritik in der Auswahl des Aufzunehmenden und insbesondere in den Nachweisungen oder Citaten, die nicht nutzlos aufgespeichert werden sollen, sondern sich auf das Nothwendigste, aber auch Schlagendste beschränken müssen, zu verfahren. Wir glauben, nur ein solches, zu völlig klarer Anschauung gebrachtes Verfahren kann hier zu etwas Erspriefslichem und Nützlichem führen und damit den unzuberechnenden Aufwand von Zeit und Mühe einigermafsen belohnen. Ein solches Verfahren aber vermifst Ref. in der vorliegenden Probe gänzlich. Schon die hier beabsichtigte Verbindung des sogenannt Realen mit dem Grammatischen und Sprachlichen (was nach unserer Ansicht auszulassen ist, da es besser in die Grammatiken und Wörterbücher gehört) scheint uns eben so unstatthaft als unausführbar; so z. B. wenn hier unter dem Buchstaben *A* alle möglichen Dialektsverschiedenheiten der griechischen Sprache angeführt und aus den griechischen Grammatiken lang und breit ausgeschrieben sind. Dafs es aber bei einem so ausgedehnten Plane selbst unmöglich ist, Unrichtigkeiten im Einzelnen, falsche Citate und dergl. (die bei solchen zum Nachschlagen bestimmten Werken doppelt nachtheilig sind) zu verhüten, davon liefern auch diese Bogen den Beweis, wo Ref. auf mehrere auffallende Fehler der Art gestofsen ist. Während ferner viele alte Abhandlungen u. dgl. mehr, die heut zu Tage Wenige besitzen, noch Wenigere aber gebrauchen, weil wir bei der so sehr fortgeschrittenen Wissenschaft bessere und vollständigere Schriften darüber besitzen, angeführt werden, sind dagegen wesentliche Schriften der neueren Literatur übergangen oder auch durcheinander mitten unter der älteren Literatur aufgeführt, ohne bestimmte Ordnung und zweckmäfsige Auswahl in diesen Citaten.

Soll das Ganze weiter fortgeführt und ein wahrhaft brauchbares und nützliches Werk geliefert werden, so müfste, wir wiederholen es, nach unserm Ermessen die in der Probe beobachtete Methode verlassen und nach einem festen und bestimmten, aber auch enger begrenzten Plane, wie wir oben angedeutet haben, gearbeitet werden.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 26. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Französisches, Oesterreichisches, Preussisches, Norwegisches und Russisches Recht.

1) *Rauter, Cours de procedure civile.*

2) *Boncenne, über den Code de procedure civile.*

3) *Troplong-Duvergier, Fortsetzungen von Toullier.*

4) *Isambert, Quellensammlung seit dem Jahre 1789.*

5) *Bormann und v. Daniels Handbuch der für die königl. preufsischen Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft.*

6) *Foucart, elemens du droit public et administratif.*

---

7) *Wagner und Haimerl, die Lehre von den Civilgerichtsstellen in den deutschen und italienischen Ländern des österreichischen Kaiserstaates.*

---

8) *Zeitschrift für wissenschaftliche Bearbeitung des preufsischen Rechts, herausgegeben von A. H. Simon und H. A. v. Strampf.*

---

9) *Vorschlag zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen, verfafst von der durch königliche gnädigste Resolution vom 22. Novbr. 1828. ernannten Commission und von derselben unterm 28. August 1832. an das Justiz- und Polizeidepartement der königl. norwegischen Regierung abgegeben.*

---

10) *Précis des notions historiques sur la formation du corps des lois Russes. Petersbourg* 1833. — Auch deutsch:

Geschichtliche Einleitung in das Corpus juris des russischen Reichs. Riga und Dorpat 1833.

11) *Juschkowii oratio jus justinianeum cum novissimo juris Russici codice componens. Petropoli* 1834.

12) *Das römische Recht in den deutschen Ostsee-Prozinzen von Bunge und Historischer Blick auf das litthauische Statut von Ignaz Daniłowiz. Dorpat* 1834.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, auf irgend eine Art das so umfangreiche Thema zu berühren, sondern es soll nur im Allgemeinen auf den gegenwärtigen Stand der Literatur dieser Hauptzweige des modernen Continentalrechts aufmerksam gemacht werden, indem einige interessante hierher gehörige Schriften angezeigt werden.

I. Das französische Recht hat aus dem Standpunkte des politischen Elements etwas voraus, nämlich die Zusammenstimmung der äufseren Einrichtungen, die fast alle ein sicheres historisches Fundament haben. Das Ansehen der alten Parlamente, ferner der gens du Roi, die Ordnung des Verfahrens, die Achtung vor Formen, welche von jeher in Frankreich in den Gerichten bestand, sind fortan erhalten und sogar vervollkommnet. Der Cassationshof hat eine Bedeutung, welche ein unabweisbares Bedürfnifs der Rechtsanwendung befriedigt, die Einheit des Rechts zu bewahren und zwar ganz in andrer Art, wie dies bei den deutschen höchsten Gerichtshöfen möglich ist. Diesem politischen Elemente der Gerichts-Einrichtung verdankt die neuere französische Jurisprudenz das Meiste. In dieser Beziehung sind vorzüglich drei neuere Werke interessant, das bekannte von Carré, Cours elementaire d'organisation judiciaire, de competence, de procedure civile et criminelle, de notariat, et de legislation pénale, der cours de procedure civile von Rauter, professeur et bâtonier etc. und das noch nicht vollendete Werk über den code de procedure civile von Boncenne, Doyen und Professor zu Poitiers. Anders steht es mit dem vorzüglich durch Savigny sogenannten technischen Elemente. Hier wird in der neuesten Zeit Alles auf Argumentation aus précédens und auf receuils d'arrets verwendet; der historische Standpunkt, die Erforschung des Geistes der Gesetzgebung, gründliche Exegese, System, Streben nach Consequenz und Analogie, kurz Alles, was sich zeigt, wenn wahre Wissenschaft unter denjenigen herrscht, welche das Recht zu lehren und anzuwenden haben, ist nach dem eigenen Zeugnisse gelehrter Franzosen, in der letzten Zeit sehr vernachlässigt worden. Wenn man das Repertoire von Guyot und seit seiner 3ten Ausgabe von Merlin, welches überall einen festen Boden seiner Darstellung sucht, und namentlich hinsichtlich der alten coutumes höchst schätzbar ist, mit den neuesten Arbeiten vergleicht, wie bald erkennt man, dafs der gründliche Geist der Wissenschaft wenigstens nicht mehr bei der Masse der französischen Juristen zu finden ist? Ueberall das Bestreben, mit dem Code die neue Welt zu eröffnen, und sich der Quellen desselben zu entledigen, dafür die Masse der seit 1789 ergangenen Verordnungen gehörig aufzustellen, das neue droit administratif daneben zu verarbeiten, um blos im Ueberblicke der nächsten Gegenwart befriedigt zu seyn. Eine solche Jurisprudenz tritt heraus aus dem Kreise der Wissenschaften und wird mehr zum feinen Gewerbe: nicht, als achteten wir nicht diese Rücksicht an dem Praktiker; allein wer sich ihr ganz ergiebt, verliert in dem Sande des trockenen Ueberblicks die üppige Landschaft des eigentlichen Wissens. Dafs dies Alles nun aber wirklich so ist, bezeugt die Darstellung, welche der Advokat Fölix zu Paris selbst in der neuesten Lieferung des Leipziger Summarii juridici gemacht hat. Wie eine solche Tendenz der Praxis nachtheilig rückwirkt auf den Unterricht, und auf die äufseren und inneren Vortheile der

Digitized by Google

Literatur, ist auch hier dargestellt. Doch fehlt es immer noch nicht an einzelnen Männern und Werken in Frankreich, durch welche dem eigentlichen Elemente der Wissenschaft aufgeholfen werden könnte. So hat der eine Fortsetzer des bekannten Commentars über den Code civil von Toullier, M. Troplong, auf die bessere historische Behandlung des Rechts in der Revue de législation et de jurisprudence tom. I. 1ère livraison aufmerksam gemacht; nur ist zu bezweifeln, dafs die Kenntnifs des römischen Rechts überall in Frankreich noch hoch genug stehe, um den Zweck erreichen zu können. Frankreich hat uns den Beweis der manchmal geäufserten Ansicht, dafs bei den neuen Gesetzgebungen das Studium des römischen Rechts nur um so uneigennütziger, reiner und schöner gepflegt werden würde, nicht geliefert. Ob übrigens nicht der allgemeine Rückschritt in den philologisch-historischen Wissenschaften dortselbst daran Schuld trägt, wollen wir hier nicht untersuchen. Dafs überhaupt der eigentlich juristisch wissenschaftliche Geist fehlt, ist daraus zu erkennen, dafs auch für die Nachweisung desjenigen, was im Code auf die coutumes führt, wenig oder Nichts geschieht. Nur Pardessus, berühmt durch seine Sammlung der alten Seegesetze, hat in der neuesten Zeit ein Buch geschrieben: sur l'origine du droit coutumier en France et sur son état jusqu'au 13e siècle, welches wir jedoch noch nicht zur Ansicht erhalten haben. Ueber die jetzige Methode der Besseren, das Civilrecht wissenschaftlich zu behandeln, behalten wir uns unser Urtheil bis dahin bevor, wo wir die Fortsetzung von Toullier, welche M. Duvergier in Paris liefert, und das Werk von Rollard de Villargues über die in Frankreich höchst schwierige Lehre von den Substitutionen eingesehen haben werden. Im Criminalrechte ist ohnedies aus dem wissenschaftlichen Standpunkte in der neueren Zeit fast nichts geschehen, denn das Werk von Rossi gehört nicht eigentlich Frankreich an, und überhaupt ist hier der in Deutschland herrschende Geist, Entwickelung des Positiven und freie Forschung, also Darstellung des Bestehenden in der herrschenden Gesetzgebung und Wissenschaft neben-, in-, und durcheinander zu liefern, nicht einmal geahnet. Es ist nur zu wünschen, dafs die französischen Gelehrten sich eben so eifrig mit der deutschen Sprache bekannt machen, wie die Deutschen mit der französischen, denn nur durch sie selbst, keineswegs durch Uebersetzung deutscher Schriften kann geholfen werden. Auf der andern Seite begegnet uns wieder das Grofsartige der Einheit der französischen Gesetzgebung besonders in der Zusammenstellung der einzelnen Gesetze und Verordnungen. Hier haben bekanntlich die Franzosen das Werk von Duvergier und das angefangene Werk von Isambert, welches vorzüglich umsichtig alle Quellen des Rechts seit dem Jahre 1789 — natürlich die Codes abgerechnet — zu sammeln und mit Bemerkungen darzustellen bemüht ist. Bei dieser Gelegenheit müssen wir das gleiche Unternehmen zweier deutschen Rechtsgelehrten für die preufs. Rheinlande erwähnen:

Digitized by Google

Handbuch der für die königl. preufs. Rhein-Provinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft von Bormann und Dr. v. Daniels. Köln, bei Bachem. I. II. *Thl.* 1833. 1834.

Diese Sammlung ist von der gröfsten Bedeutung, denn in jenen Theilen von Deutschland, wo das französische Recht zugleich mit der ganzen Verwaltung herrschte, wo also nicht blos, wie z. B. im Grofsherzogthum Baden, der Code civil, herausgerissen aus dem Ganzen des legislativen Baues, recipirt ist, sondern wo der einzelne deutsche Landestheil ein wirkliches Glied des Körpers, welcher die neue Rechtsnahrung bekam, wurde — mufs jetzt, wo die bisherigen Beamten, welche Alles mit eingelebt haben, abgehen, und der in Deutschland gebildeten Jugend Platz machen, eine verständige Zusammenstellung das höchste Bedürfnifs seyn. Hierbei ist besonders wichtig, dafs nicht auf französische Sammlungen hingewiesen werden kann, weil die sogenannten belgischen und rheinischen Departements des ehemaligen Frankreichs nur allmählig mit dem Hauptstaate in Verbindung gesetzt wurden, und deshalb unter französischer Herrschaft selbst eigene Zusammenstellungen für diese Gebiete gemacht sind. Namentlich hat man das Bedürfnifs schon vom Jahre 1819 für Belgien eingesehen, und dort angefangen, eine Zusammenstellung zu machen, die bis jetzt auf 10 Bände gestiegen ist. Die innere Nothwendigkeit solcher Arbeiten liegt darin, dafs, so vortheilhaft es an sich war, das Civil- und Criminalrecht von dem übrigen Rechte der inneren Verwaltung zu trennen, dennoch auch der Richter und Sachwalter überall auf das letztere hingewiesen ist, dessen Grenzen nicht nur nicht fest abzustecken sind, sondern welches auch sonst dient, die Rechtsanwendung und zwar nicht nur in Hinsicht auf Competenz, sondern auch in dem materiellen Theile der Entscheidungen selbst zu begründen. Bei dieser Gelegenheit ist lobend anzuführen, dafs die Franzosen einen eigenen Lehrstuhl für das droit administratif haben, und daher veranlafst werden, in Schriften und namentlich Systemen dasselbe darzustellen, wie z. B. in den elemens du droit public et administratif etc. par M. Foucart à Poitiers. Am Schlusse dieser kurzen Darstellung dürfte das Resultat nicht unwichtig seyn, dafs zwar die Einheit des Rechts für Frankreich ein grofses Gut genannt werden darf, dagegen die Masse der Rechtsquellen sicherlich so grofs ist, wie ehedem die Masse alles Particularrechts, und dafs durch die Masse dieser neuen Verwickelungen die Kräfte für die ächt wissenschaftliche Ergründung des Bestehenden so sehr geschwächt sind, dafs man schon deshalb grofsen Hoffnungen für die Zukunft sich nicht hingeben darf.

II. In Oesterreich dient zur Grundlage für die Einsicht der ganzen Gesetzgebung die Gerichtsorganisation in den deutschen und italienischen Ländern: diese Länder haben einen gemeinschaftlichen obersten Richter, und die oberste Justizstelle in Verona

Digitized by Google

ist nur als ein Senat der allgemeinen obersten Justizstelle anzusehen. Die andern beiden Senate — der deutsch-österreichische und der böhmisch-galizische sind in Wien. Ungarn, Croatien und Siebenbürgen haben durchaus keinen Theil an der allgemeinen Gerichts-Einrichtung und Gesetzgebung Oesterreichs. In Hinsicht auf die Gerichts-Einrichtung in dem eben angegebenen Umfange ist nun ein im vergangenen Jahre erschienenes Buch sehr lehrreich:

Die Lehre von den Civilgerichtsstellen in den deutschen und italienischen Ländern des österreichischen Kaiserstaates nach des Hrn. Regierungsrathes und Professors Dr. V. A. Wagner Systeme und mit Benutzung seiner Materialien bearbeitet von Dr. Fr. H. Haimerl. I. Theil erst erschienen (das Werk soll III Theile haben).

Die Gerichtsstellen in Oesterreich sind auf dem Principe dreier Instanzen in der Art organisirt, dafs wenn in den zwei untern Instanzen eine gleiche Sentenz gefallen ist, es nicht zur dritten kommt. Aufserdem liegt überall die alte Ordnung der Dinge zum Grunde, also die Trennung der Stellen für Civil- und Militärpersonen, die Ausübung der untern Instanz von den Magistraten in den Städten u. s. w. Alles ist jedoch auf das genaueste und vollkommen ineinandergreifend geordnet, so dafs man die Einheit und Harmonie der Verwaltung in der Justizadministration nicht weniger als in der sogenannten politischen Verwaltung wahrnimmt. Im Uebrigen hat jede Provinz, d. h. jeder Bezirk eines Mittel- oder Appellationsgerichtes sein vielfach Eigenthümliches sowohl in der Einrichtung der Stellen als in den Quellen des Rechts selbst. Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch nämlich, obgleich es neben sich keine andere Quelle erkennt, schliefst doch in vielen Beziehungen den Rückblick auf das ältere Recht nicht aus, zumal das Gesetzbuch nur Grundsätze ganz allgemeiner Art aufstellt, und daher in mancher Einzelnheit des Rechts, die es gar nicht berührt, den Hinblick auf das Herkommen nicht nehmen will. Man sehe daher in dem ebenangeführten Werke S. 94. in der Note 4. die Prüfungsgegenstände des älteren Rechts für die Aspiranten zum juridischen Staatsdienst.

Die neue Gesetzgebung in Oesterreich hat im Ganzen hinsichtlich der Wirkung auf Wissenschaftlichkeit eine ähnliche Bedeutung wie in Frankreich gehabt, woraus man sieht, dafs die Jurisprudenz in ihrer wissenschaftlichen Stellung von den Systemen der Politik nicht abhängt. Auch in Oesterreich hat man weniger nach den Quellen des Rechts geforscht, als vielmehr sich bestrebt, die neue Gesetzgebung dem praktischen Leben auf dem einfachsten Wege der Deduction anzupassen, sowie überhaupt in Oesterreich die Methode des neueren Naturrechts immer bei seinen Rechtsgelehrten vorherrschte. Doch giebt es einige sehr vollkommene und gelehrte, das alte mit dem neuen Recht meisterhaft verbindende Arbeiten, wohin namentlich die Werke Dolliner's und Helfert's gehören. Die gemeinsame Mutter der neueren

Digitized by Google

Rechte aber, das römische Recht, wird in Oesterreich vernachlässigt, und obgleich darüber gelesen und einzelne Bücher darüber geschrieben werden, so ist die Methode dort nicht diejenige, welche der Behandlung des römischen Rechts günstig seyn möchte. Jedem, welcher das römische Recht wirklich gründlich studirt hat, ist das Begreifen der neueren Gesetzgebungen wenig schwierig, ein solcher trägt das tertium comparationis in sich herum, der wissenschaftliche Reichthum und die formelle Schönheit der Consequenz führen den frischen Geist zur wahren Philosophie des Rechts, man lernt die Bedeutung der Analogie und die richtige Entwickelung der neueren Rechte erst kennen und handhaben; und man muſs nicht an jene schwachen und blinden Anbeter des römischen Rechts denken, die jede kleine Lücke, welche ein neueres Gesetzbuch gelassen hat, durch einen Satz aus dem Corpus juris ausfüllen wollen. Daher wäre es auch in Oesterreich gut, wenn man die ersten 2 Jahre des akademischen Unterrichts ungetheilt einem gründlichen Studium des römischen Rechtes widmete, was dann auch die literarische Thätigkeit der Lehrer wecken würde — und auf welche Weise man denn die schon zu juristischen Denkern gewordenen Studierenden in das neue Recht und in das praktische Leben einführte. In dieser Beziehung hat Preussen, welches in den Quellen der Praxis dem österreichischen Staate ganz gleich steht, immerhin den rechten Weg verfolgt, und damit die Wissenschaft in Ehre gehalten. Wäre man in Oesterreich so schreibselig, wie in andern Ländern, so würde man in den Schriften die Mängel der Bildung wohl erkennen; allein da dort meistens nur ausgezeichnete Männer, und zwar solche, die alle noch der alten Schule angehören, schreiben, und da ohnehin der österreichische Charakter überall zur Gründlichkeit sich neigt, so bleibt die Blöſse gedeckt. Im Uebrigen ist es auch nicht gut, daſs die österreichischen Rechtsgelehrten, Richter und Advokaten sich in ihrer Welt abschlieſsen, die am Ende, zumal wenn man selbst das Alterthum verliert, zu eng und eintönig ist. Umgekehrt haben auch die andern deutschen Gelehrten Unrecht, daſs sie der Mode zu Liebe eher in ein französisches oder englisches Buch sehen, als ein österreichisches lesen, während manche der letztern, zumal in solchen Theilen, welche bei uns vernachlässigt werden, z. B. im Kirchenrechte, höchst tüchtig und fein sind. Die österreichische Praxis selbst aber kann man nur in Oesterreich kennen lernen, zumal da man darin Worte hat, welche anderwärts gar nicht bekannt sind, z. B. den stallum advocandi ausüben, d. i. die besondere Concession zur Advokatenpraxis haben.

Im Uebrigen ist Oesterreich in den Theilen des administrativen Rechts (der politischen Organisation) sehr geordnet und es fehlt auch nicht an wissenschaftlichen Zusammenstellungen aller Art darüber. Will man eine Vergleichung zwischen dem groſsen westlichen und östlichen Reiche in solchen Dingen anstellen, so zeigen sich bei ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen in Ver-

Digitized by Google

und Nachtheilen. Frankreich, seine Institutionen seit 1789 abgötterisch verehrend, hat keinen Sinn für die Ergründung des Rechts in der Vergangenheit, und selbst die vergleichende Jurisprudenz wird ohne Geist hier betrieben, und hat kein Publikum, obgleich die königliche Druckerei allerlei fremde Codices auf gut Glück übersetzen und drucken läfst: dagegen erfreut man sich der Einheit des Rechts ohne Provinzialismus, und übt durch die Jurisprudenz ein freies Gewerbe in schöner Rede und gesundem Sinn. In Oesterreich ist man nicht weniger innig zufrieden mit den bestehenden neueren Einrichtungen, die gewifs auch solide Verbesserungen sind, schliefst sich in dieser Zufriedenheit gegen die Vergangenheit und Aufsenwelt gewissermafsen ab, und erfreut sich dabei der materiellen Vortheile einer wohlgeordneten Praxis und gesunder Lebensansichten. Doch der Genius der Rechtswissenschaft hat in beiden Reichen sicherlich seine stillen Wünsche!

III. In Preufsen ist in Hinsicht auf die Rechtswissenschaft unverkennbar ein reges Leben: die geschichtliche Richtung derselben hat fortwährend daselbst die eifrigsten Kräfte für sich in Beschäftigung, nicht weniger aber streben die Praktiker ernstlicher wie ehedem, ihre Gesetzgebung zu ergründen und wissenschaftlich zu verarbeiten. Abgesehen von den Zusammenstellungen der Provinzialrechte und ihrer Literatur, wofür in der neuesten Zeit unter andern auch durch Wigand für Westphalen Vieles geschehen ist, soll für diesmal nur auf die Behandlung des allgemeinen Landrechts selbst aufmerksam gemacht werden. Der Unterzeichnete, welcher in seiner Jugend praktisch und später als Lehrer des allgemeinen preufsischen Landrechts vor einem an einer nicht preufsischen Universität zahlreichem Auditorium auch wissenschaftlich mit diesem Gesetzbuche vertraut wurde, hat immer gefühlt, wie todt diese Masse von Sätzen für die höheren Ansprüche des Lebens und Wissens liege. Nicht durch dicke Commentare, nicht durch systematisirende Monographien kann es hier besser werden, sondern allein durch die Sichtung des Materials, welches der Gesetzgebung zu Grunde liegt, d. h. durch Darstellung der Ansichten, welche jene Männer hatten, die das Gesetzbuch in's Leben riefen. Zu diesem Zwecke müssen die Archive geöffnet, und Arbeiten über das Ganze geliefert werden, die jetzt nur fragmentarisch existiren. In solcher Beziehung haben wir vor Allem auf eine Zeitschrift aufmerksam zu machen, in welcher gröfstentheils der rechte Weg eingeschlagen ist:

Zeitschrift für wissenschaftliche Bearbeitung des preufsischen Rechts, herausgegeben von A. H. Simon, geh. Ober-Justiz- und Revisionsrathe und H. L. v. Strampf, Kammergerichtsrathe. I. II. *Band.*

Diese Zeitschrift hat in den vorliegenden 4 Heften eine Reihe gründlicher und interessanter Abhandlungen: und schon der in der Vorrede angedeutete Hauptzweck der Redactoren, aus den Materialien, welche der Gesetzgebung zum Grunde liegen, zu

Digitized by Google

arbeiten, und auf solche Weise eine materielle Quellensammlung für das Landrecht vorzubereiten, ist Bürge der richtigen Ansicht. Die Revision des Landrechts selbst, das Verhältnifs desselben zu den Provinzialrechten können nur auf solchem Wege eine günstige Richtung erhalten. Im Einzelnen wollen wir folgende Abhandlungen auszeichnen, nicht aber in der Absicht, als wenn die anderen weniger bedeutend wären. Hierher gehört eine Abhandlung vom Präsidenten Sethe über das mündliche Procefsverfahren nach der brandenburgischen und preufsischen Gesetzgebung, in Beziehung auf welche nur anzuführen ist, dafs, sowie das Excessive in den Procefsschriften zum Uebel wird, auch der gleiche Excefs in den mündlichen Darstellungen der Advokaten (denn eine blofse Verhandlung zum Protokoll kann als Regel nie angenommen werden) nachtheilig werden kann, wie aus der Erklärung des Oberhofrichters von Hohnhorst in den Jahrbüchern des badischen Oberhofgerichts vom Jahre 1833 hervorgeht. In abstracto läfst sich daher schwerlich über den Vorzug der Methoden bei der Rechtspflege streiten, aber der Genius eines Volks in einer gewissen Zeit seiner Bildung, der Gebrauch, und die Liebe zu der einen oder andern Methode werden für den Gesetzgeber und Staatsmann viel wiegen. Wie könnte man jetzt in Frankreich die deutsche schriftliche Methode einführen? Sehr civilistisch gehalten ist die Abhandlung vom geheimen Rath Müller über donatio inofficiosa, sie zeigt, wie dasjenige, was aus der Consequenz des Rechts kommt, so leicht durch einen Irrthum verdorben werden kann, der im Systeme einer ganz allgemeinen und daher immer etwas unnatürlichen Gesetzgebung kaum zu vermeiden ist. Vielerlei schätzbare Abhandlungen über denjenigen Theil des Landrechts, welcher mehr dem öffentlichen Rechte angehört, sind vom geh. Rathe Duesberg — über Lehenwesen, Regalien — immer aus dem rechten historisch-praktischen Standpunkte gegriffen. Wie sehr man auch die feinere Rücksicht auf die eigentliche aus dem römischen Rechte genommene Theorie des Civilrechts beachtete, beweisen die meisten Abhandlungen, z. B. die von Müller über donatio remuneratoria, deren Begriff ganz richtig dargestellt ist, ferner von Wünsch über das Recht des Ehemanns und seiner Gläubiger an die von der Frau eingebrachten Mobilien u. s. w. Es finden sich mit einem Worte in diesen 4 Heften interessante Abhandlungen in den verschiedensten Richtungen auch über Provinzialrecht, z. B. über das märkische, wo nur einiges über das Verhältnifs zum allgemeinen Landrechte in den abweichenden Hauptlehren hätte angezeigt werden sollen, wobei man aber mit grofsem Interesse sieht, dafs das römische Recht überall so mit den Provinzialrechten verbunden ist, dafs es immerhin unnatürlich war, ein allgemeines Landrecht neben den Provinzialrechten zu stellen. Das römische Recht nämlich hatte sich im Leben sein Verhältnifs zu den Provinzialrechten gebildet, und diese gleichsam zu einem vollständigen Rechtssysteme erhoben. Wenn nun das allgemeine Landrecht darneben wirken sollte, so konnte nur die Macht des Ge-

Digitized by Google

setzgebers und die Gunst des Richters ihm Terrain verleihen, aber der historische Boden fehlte ihm gänzlich. Ebendeshalb, und auch, weil die meisten der vorliegenden Abhandlungen auf Lücken und Inconsequenzen des Landrechts hinweisen, ist der Standpunkt der Rechtsbildung in Preufsen höchst schwierig, und gar nicht abzusehen, auf welche Weise die Bahn anders gebrochen werden soll, als durch die Beschränkung der Provinzialrechte auf dasjenige, was sich als Lokalgewohnheitsrecht geltend zu machen pflegt. In Preufsen ist auch in Hinsicht auf Gesetzgebung viel zu viel regiert worden, und obgleich man im 19ten Jahrhunderte die Mifsgriffe des 18ten erkennt, so ist nun einmal die Verwickelung gröfser, als sie je war. Kenntnifs und Takt helfen nur über die Dornen weg, und ein Glück für Preufsen, dafs der Unterricht auf die soliden Grundlagen der Rechtsbildung so ernstlich berechnet ist, indem sonst die Anwendung des preufs. Landrechts viel weniger befriedigend gemacht werden würde, als die des französischen und österreichischen Rechts.

Sollen wir im Allgemeinen hinsichtlich der Gesetzgebung in Preufsen etwas beifügen, so ist gewifs, dafs dies Reich einen schwierigen Beruf in solcher Beziehung hat. Der Westen und Osten sind, damit wir das rechte Wort gebrauchen, nicht germanisirt, und wenn man auch im Osten (Polen) die Verbindung mit den übrigen Ländern leichter ausführen könnte, so wird es noch lange (wenn auch vielleicht nicht nothwendig in den Personen, doch in der Sache) ein doppeltes Justiz-Ministerium geben. Der Einfluſs der westlichen Provinz ist von ganz eigener Art, denn sie liegt vorne — Ungarn und Croatien liegen im Hintergrunde von Oesterreich — und die deutschen Provinzen Rufslands sind diesem Reiche mehr erfrischend, als irgendwo hinderlich, sowie der kalten Zone die westlichen Lüfte überhaupt wohlthätig sind. Preufsen wird vor Allem nöthig haben, sein Landrecht, welches aufser der Gerichtsordnung und einigen andern Instructionen Alles, also auch Criminal- und überhaupt öffentliches Recht enthalten sollte, in die natürlichen Theile zu zerlegen; damit nach dem oben angegebenen Stande der Dinge das öffentliche Recht die gehörige Einheit durch alle Provinzen erlange, und zwar de jure und dem Namen nach, denn de facto und der Sache nach ist sie da. Sofort wird das Criminalrecht zuerst der Revision bedürfen, und wäre nicht der processualische Gegensatz, so würde hier leicht der Code pénal des Rheinlandes der deutschen, sicherlich besseren und natürlich noch verbesserten Gesetzgebung sich unterwerfen. Allein wenn man auch die Formen des Processes noch unverändert lassen will und soll, so kann doch ein allgemeiner Strafcodex gefertigt werden. Dieselbe Ansicht kann man nicht beim Civilrechte geltend machen, denn der Code civil und de procedure mit Notariat und andern Instituten greifen so ineinander, dafs dies wirklich mehr ein Werk ist, und Ref. könnte aus der Erfahrung nachweisen, wie der Code civil, für sich stehend, in der Anwendung himmelweit von der eigentlich französischen Praxis verschieden ist.

Digitized by Google

IV. Zu den interessantesten Erscheinungen in Hinsicht auf Gesetzgebung gehört offenbar der Vorschlag zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Dabei wird vorausgesetzt, dafs es bei dem dort herkömmlichen, dem reinen Inquisitionsprincipe angehörigen Verfahren verbleibe, und unter dieser Voraussetzung ist der Entwurf mit einer einzigen merkwürdigen Unterscheidung aufzufassen. Die Anregung des Verfahrens soll nämlich in gewissen Fällen von Amtswegen nicht geschehen, worüber das XXVIII. Kapitel unsers Entwurfes verfügt. Theils auf diese Weise, theils auch dadurch, dafs der Entwurf auf alle Arten von strafbaren Handlungen ausgedehnt ist, endlich genau und im vollsten Detail der bisherigen Gesetzgebung angepafst wurde (XXIX. Kapitel), ist das Werk als ein vollständiges und wohl abgemessenes anzusehen. Dennoch dürften vor Allem folgende Bemerkungen nicht überflüssig seyn: 1) über das Hauptprincip des praktischen Strafrechts, ob eine Handlung nur gestraft werden kann, wenn sie vom Buchstaben des Gesetzes ergriffen wird, oder ob Analogie, wie im Rechte überhaupt, auch hier gelten solle, ist nirgends weder ausdrücklich noch implicite entschieden. Wäre der Satz: nulla poena sine lege, nicht oft so trivial aufgefafst worden, und hätte die Politik nicht in manchen Gesetzgebungen und Köpfen der Juristen hier die Ueberhand gewonnen, so könnte man das Hinweggehen über eine Sache, die eigentlich der Wissenschaft angehört, entschuldigen, so aber ist die Frage an den Gesetzgeber wenigstens an der Zeit. (Meine Entwickelung des Strafrechts §. 1—4.) 2) Der Entwurf scheint recht geflissentlich alle Terminologien, Begriffe und Unterscheidungen vermieden zu haben, so dafs er die Wissenschaft still in der Brust trägt, und gleichsam will, wie der Praktiker und Gelehrte sie selbst erst wieder herausfinde. Wenn wir dies im Allgemeinen nicht tadeln wollen, so ist doch merkwürdig, dafs die Titelüberschriften nicht immer mit dieser Ansicht harmoniren, so z. B. ist eine Ueberschrift von der Landesverrätherei, dem Majestätsverbrechen und andern Verbrechen wider die Sicherheit oder Würde des Staats; nirgends aber ist gesagt, was den beiden andern Gattungen gegenüber das Majestätsverbrechen sey. Der Richter wird ferner genöthigt seyn, nie das Verbrechen bei seinem Namen zu nennen, sondern nur den §. der Gesetzgebung anzuführen, wenn er sicher verfahren will. Manchmal werden die Namen der Verbrechen auch gar nicht angeführt, z. B. in dem Kapitel der Verbrechen wider die öffentliche Auctorität. 3) Jedes Delict heifst in dem Entwurfe, und sey es noch so gering zu bestrafen, Verbrechen, die Folgen der verbrecherischen Handlung sind natürlich durch die Strafen und deren Nebenwirkungen genau bestimmt. 4) Im Einzelnen ist Vieles als Verbrechen erklärt, wobei man erst noch fragen kann, ob der Gesetzgeber nicht zu weit ging, auch wenn er nur geringe Strafen gedroht hat, z. B. IX. Kapitel §§. 21. 25. und an andern Orten. 5) Im Ganzen hat die deutsche Wissenschaft dem Entwurfe sichtbar zur Grundlage gedient, wobei man anerkennen mufs, dafs Alles mit praktischem Sinne gearbeitet ist. Mit hoher Achtung mufs

Digitized by Google

man auch hervorheben, dafs die Grundsätze ächter Moral und bürgerlichen Anstandes, die bei dem norwegischen Volke so oft gepriesen sind, in dieser Gesetzgebung überall hervortreten, z. B. in dem Satze, dafs jeder, der sich selbst wählt, einer Strafe unterliege: im Grofsen erkennt man dies besonders bei den Religionsverbrechen und den Verbrechen der Unzucht. Am schwächsten sind offenbar das III—VIIte Kapitel, welche den sogenannten allgemeinen Theil enthalten, man lese z. B. nur den §. 1. des III. Kap. — Hat Jemand vorsätzlich angefangen, ein Verbrechen in's Werk zu setzen u. s. w, wenn hier Alles in den Worten anfangen, und in's Werk setzen, liegen soll, so ist bei dem bekannten Streite der Schulen die Sache nicht genau genug gefafst. Diese Kapitel verdienten eine nochmalige Revision mit Rücksicht auf den neueren baierischen Entwurf vom Jahre 1831, welchen wir einer ganz genauen Kritik in unserer Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht I. Bd. III. Heft unterworfen haben, weshalb wir unsre Ansichten auch hier nicht wiederholen wollen. Der besondre Theil aber ist im Ganzen wohlgelungen zu nennen. Einzelne wirklich neue und schöne Zusammenstellungen sind für die Gesetzgebungswissenschaft selbst interessant, z. B. in der Lehre von den Amtsverbrechen, z. B die schöne Fassung von der Malversation §. 19. und von den Verbrechen der Storthingsmitglieder, ferner in der Lehre von den Ehrenkränkungen und von den durch gedruckte Schriften u. dergl. verübten Verbrechen. Nicht befriedigend ist die Lehre vom Schadenersatz. Ebenfalls Vieles zuzusetzen ist in den in Deutschland so fein verarbeiteten drei Hauptlehren von der Tödtung, von den Diebstählen und von den betrügerischen Handlungen. Dagegen ist die Lehre von den Verletzungen an Körper, Gesundheit, Freiheit, sowie von dem widerrechtlichen Gebrauche derjenigen Sachen, welche im Eigenthume oder Besitze eines Andern sind, eine Bereicherung der Wissenschaft in mancherlei Beziehung. Der Raum und der Zweck dieser Anzeige erlaubt nicht, auf Einzelnes einzugehen, doch halten wir das ganze Werk einer gründlichen, von §. zu §. gehenden Detailkritik eines deutschen Gelehrten würdig, und die schöne Aufforderung, welche die norwegische Regierung dadurch gegeben hat, dafs sie befahl, das Werk in's Deutsche zu übersetzen, könnte so von Deutschland, welches in den letzten Zeiten im Strafrechte so viel geleistet hat, und in den fernsten Gegenden die Früchte dieser Bestrebung nun sieht, am besten anerkannt werden.

V. Einen in der Universalrechtsgeschichte ganz eigenen Standpunkt bietet das russische Recht dar: In allen Ländern des gebildeten Alterthums, und der neuen Zeit tritt das juristische Wissen in 2 Hauptquellen hervor, nämlich in der Sammlung der aus Gewohnheiten, Rechtssprüchen, Werken der Gelehrten und alten Satzungen gebildeten Sätze, und in der Sammlung der verschiedenen Ausflüsse der neueren Gesetzgebung. So verhalten sich Pandekten und Codex, so verhalten sich in der neueren Welt die Codices und die Sammlungen der Regierungsverordnungen, und so

Digitized by Google

wird man immer diesen natürlichen Gegensatz behalten. In Rufsland besteht alles gemeine Recht in den Regierungsanordnungen, und es hat sich wenigstens eine Wissenschaft diesen gegenüber noch nicht gebildet. Daher kommt es nun, dafs die neue Rechtssammlung nur Aehnlichkeit mit dem Justinianeischen Codex oder mit den Verordnungensammlungen des neueren Europa hat, und dafs sich dort erst die Quellen für eine wissenschaftlich nationale Gesetzgebung vielleicht aus dem eben zu Stande gekommenen Codex heraus öffnen müssen.

Ueber den Rechtszustand in Rufsland seit dem Jahre 1700 ist nach Verfertigung des Corpus juris, welches am 2. Februar 1833 publicirt wurde, ein Darstellung in russischer, französischer und deutscher Sprache hauptsächlich zu dem Zwecke gegeben worden, um die verunglückten Versuche der früheren Zeit und den Weg, auf welchem das neue Unternehmen zu Stande gekommen ist, gleichsam amtlich bekannt zu machen. Daraus sieht man nun vor Allem, dafs der Standpunkt der neuen Rechtssammlung der eines sogenannten Concordanzcodex war; dem justinianeischen Codex war es nur darin unähnlich, dafs dieser die Pandekten überall voraussetzt, während bei unserm Concordanzcodex keine andre Sammlung vorausgesetzt wird. Die Grundlage ist eine Art von Gesetzbuch des Jahres 1649, Uloshenie; daran schlossen sich nun alle Verordnungen bis in das J. 1825, wo der Auftrag zur Codification erging, an, denn die späteren Verordnungen sollten nachgetragen werden. Gerichtliche Entscheidungen wurden nur insoferne aufgenommen, als sie wirklich einen bestimmten Anhaltpunkt für andere Urtheile geben. Als diese Sammlung fertig war, fing man an, die Verordnungen vom J. 1825 bis 1832 ausschliefslich besonders zu sammeln, und so sind jetzt eigentlich 2 Sammlungen vorhanden, von welchen jede nach ihren Theilen ihr gutes Register hat, und die auch noch durch ein allgemeines Register verbunden werden sollen. Die erste Sammlung umfafst 30,920 Urkunden, die zweite 5073. Jene besteht aus 45 Theilen in 48 Bänden, diese aus 6 Theilen in 8 Bänden. Die Sammlung zerfällt in verschiedene Abtheilungen nach dem Gegenstande. Die Hauptabtheilung ist die in Staatsgesetze und in bürgerliche Gesetze Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in zwei Klassen. Zur I. Klasse der Staatsgesetze gehören die Grundgesetze, die organischen Gesetze und die Gesetze über die Staatskräfte, ferner die Gesetze über die Stände. Unter den Staatskräften werden nämlich verstanden die persönlichen oder die Militärkräfte, und Staatsdienstbarkeiten, dann die dinglichen oder Finanzkräfte. Unter den Ständen werden die verschiedenen Klassen von Unterthanen verstanden, und deren Rechte nach dem Grade ihres Antheils an den Instituten und Staatskräften bestimmt. Die zweite Klasse der Staatsgesetze umfafst die polizeilichen und peinlichen Gesetze. Die erste Klasse der bürgerlichen Gesetze beschäftigt sich mit den Gesetzen über die Familienverhältnisse, mit den allgemeinen und besondern Gesetzen über dingliche Rechtsverhältnisse: die zweite Klasse hat das Verfahren über unstreitige und streitige Sachen und

Digitized by Google

das Executionsverfahren. Unter den besondern Gesetzen über dingliche Rechtsverhältnisse werden die Gesetze der Staatswirthschaftspflege verstanden. Man sieht, dafs die Ordnung keineswegs verwerflich, und der Zweck der Gesetzgebung auf das gesammte juristische und politische Gebiet gerichtet ist. Nur die Verordnungen sind nicht im Codex, welche das Unterrichtswesen und die Reichscontrole betreffen, ferner sind nicht darin die die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten der fremden Confessionen angehenden Gesetze. Die innere Oekonomie ist folgende: Die aus mehreren Gesetzen geschöpften Artikel sind entweder mit den Worten des Hauptgesetzes gegeben, nebst Ergänzungen aus den andern Gesetzen, oder mit andern Worten, die den gemeinsamen Sinn derselben ausdrücken. Bei jedem Artikel sind die Quellen angegeben, aus denen derselbe geschöpft ist, und die Quellen sollen dadurch ihre Bedeutung als Original behaupten. Es ist etwa das Verhältnifs wie in dem Decreto Gratiani hinsichtlich der Dicta Gratiani und der Stellen selbst. Aufserdem giebt es noch besondere Anmerkungen, um die Uebersicht des Systems zu erleichtern, und die Beziehungen der Theile und Gesetze zu einander anzudeuten, oder um auf die Geschichte des Satzes und sein Verständnifs zu verweisen. Die Beilagen enthalten die Formulare, Tabellen, und andere nicht in den Sinn der Darstellung unmittelbar gehörende Anweisungen. Endlich hat sich der Schöpfer dieses Corpus juris vorgesetzt, eine eigene historische Darstellung über das ganze Werk ausarbeiten zu lassen, welche über 11,000 Artikel enthält, und die, wenn sie revidirt ist, in die allgemeine Geschichte der Gesetzgebung aufgenommen werden soll. Zu wünschen ist, dafs ein Auszug daraus dem deutschen Publikum dereinst durch eine gelungene Uebersetzung bekannt werden, sowie, dafs überhaupt nunmehr eine gute wissenschaftliche Arbeit über das russische Recht in der Art, dafs das Ausland es kennen lernen kann, zu Tage gefördert werden möge, denn bis dorthin ist uns die innere Kritik des Unternehmens unmöglich, sowie das Wesen des jetzt geltenden russischen Rechts zu wenig bekannt.

Nunmehr ist noch anzuführen, dafs hauptsächlich zwei Provinzen des russischen Reichs eines gewissermafsen eigenen Rechtszustandes sich erfreuen, die deutschen Ostseeprovinzen, und die westlichen oder litthauischen Provinzen. Wahrscheinlich hat auch noch Finnland die schwedischen Gesetze, da es als ein eigenes Grofsherzogthum und in einer gewissermafsen eigenen Verwaltung dasteht. Von dem Königreiche Polen ist ohnedies hier nicht die Rede.

In den deutschen Ostsee-Provinzen gelten eigene Rechtssammlungen unter verschiedenen Namen, die aber alle mehr oder weniger das römische Recht zur Grundlage haben. Deshalb ist dort selbst das Studium des röm. Rechts immer sehr in Ehren gehalten; die Provinzen haben sich sowohl ehedem Schweden als später Rufsland gegenüber die Garantie ihres gewohnten Rechtszustandes vorbehalten, und deshalb wird in Dorpat römisches Recht sorgfältig studirt, und es ist im gerechten Eifer dafür im vorigen Jahre die

Digitized by Google

Säcularfeier der Institutionen und Pandekten (es waren 1300 Jahre ihrer Verfertigung verflossen) sehr erhebend dort gehalten worden. Aber auch in andern Unterrichtsanstalten des russischen Reichs wird auf das römische Recht fleifsig geachtet, und so wurde auch in Petersburg diese Zeit gefeiert, und der Studiosus Juschkow hat die Gelegenheit benutzt, der schönen Rede seines Lehrers Stöckhardt eine Vergleichung des corpus juris romani et russici anzuhängen. Obgleich die rechten Momente der Vergleichung nicht gewählt sind, so ist die Schrift doch ein Zeugnifs der wissenschaftlichen Richtung, welche der gedachte Lehrer der russischen Jugend zu geben weifs.

Wahrhaft umsichtig und gelehrt ist dagegen die oben angezeigte Schrift von Bunge, und nach derselben wird es so leicht nicht seyn, nach dem Willen der russischen Regierung einen entsprechenden Provinzialcodex für die deutschen Ostsee-Provinzen herzustellen, denn das römische Recht ist die eigentliche Kraft, welche den Rechtszustand dieser Provinzen aufrecht erhält und ergänzt, und dies läfst sich bekanntlich in einen Provinzialcodex nicht unterarbeiten. Man sieht auch hier, wie Sprache und Recht eine Nationalität bewahren und selbst mehr Gewicht haben, als politische Einrichtungen und Staatsverwaltung. Die letzteren geben nur das Kleid, das Herz aber, welches unter dem Rocke schlägt, Bildung und Sitte, werden nicht davon ergriffen. Dem russsischen Reiche ist dies kein Schaden, denn das edle, treue germanische Wesen und die germanische Bildung, von allen Nationen gesucht, werden gewifs von Rufsland geehrt, und sonach wird dies Reich die nächste Quelle derselben pflegen und keineswegs ihren Gehalt schwächen.

Endlich haben wir auch eine sehr gründliche Nachricht über das litthauische Statut und resp. den Einfluſs des röm. Rechts auf das polnische und litthauische durch die zuletzt oben angezeigte Schrift erhalten. Daraus sieht man im Ganzen zweierlei: 1) dafs Polen und Litthauen schon im 16. Jahrh. eine sehr schöne Bildung hatten, ja darin wahrscheinlich viele Theile von Deutschland übertroffen haben. Alle Bildung jener Zeit ging von den grofsen Städten aus, und wie hier Prag in Böhmen hoch stand, so auch Krakau und Wilna. Das römische Recht war demnach als Lehrgegenstand wohl bekannt. 2) Dafs bis in die neueste Zeit ein grofser Streit unter den polnischen Rechtsgelehrten darüber geführt wird, welche Bedeutung das römische Recht in der Anwendung bei ihnen habe. Beide Theile gestehen zu, dafs es auf die Gesetzgebung und Rechtsanwendung immerhin Einfluſs gehabt habe; aber eine ausdrückliche Recipirung wie in Deutschland ist nicht aufzufinden, und daher ist auch gewifs, dafs es in jenem Sinne, wie in Deutschland, in Polen Hülfsrecht nicht genannt werden kann. Es hat vielmehr hier eines Theils die Bestimmung, eine Quelle der Landesgesetzgebung zu seyn, und andern Theils seine wissenschaftliche Bedeutung (raison ecrite).

Digitized by Google

So haben wir eine Uebersicht des Neuesten in vielen Ländern Europa's in Hinsicht auf Gesetzgebung und Rechtswissenschaft gegeben, und wünschen, dafs eine andere Feder eine ähnliche Anregung über den neuesten Rechtszustand in England, Schweden und Dänemark, auf der pyrenäischen Halbinsel und für jene Theile von Italien gebe, die nicht zum österreichischen Kaiserstaate gehören.

Rosshirt.

MATHEMATIK.

1) *Auflösungen der in M. Hirsch's Sammlung von Beispielen (vierte Ausgabe) enthaltenen Gleichungen und Ausgaben. Zum Selbstunterricht bestimmt von Dr. Phil. J. P. Grüson, königl. preufs. Geh. Hofrathe, Prof. bei der Berliner Universität, Prof. d. Mathematik u. Physik bei dem französischen Gymnasium, Prof. Emeritus bei dem kön. Cadettencorps, ordentl. Mitgl. d. kön. preufs. Akademie d. Wissenschaften u. s. w. Berlin, 1834. In der Enslin'schen Buchhandl. (Ferd. Müller).* VIII *und* 476 *S.* 8.

Meier Hirsch hat seine bekannte Beispielsammlung, ohne Auflösungen und Beweise, in der guten Absicht herausgegeben, damit junge Leute sich daran versuchen und üben möchten. Wie man auch über die Sammlung urtheilen mag, so ist doch einzuräumen, dafs die Aufgaben ihrer Folge nach so gestellt sind, dafs auch schwache Anfänger nach und nach die Auflösungen finden können; ob alle Aufgaben gelöst werden, ob in einem Zuge fort, oder nicht, daran liegt gar wenig. Wer nun seine Verstandeskräfte nicht so viel anzustrengen Lust hat, dafs er die Auflösungen dieser Aufgaben selbst finde, mag immerhin vom Studium der Mathematik ablassen. Anders dachte Hr. Sachs, der zuerst die Auflösungen zu dieser Sammlung herausgegeben; und Hr. Grüson versucht durch vorliegende Schrift der Jugend einen noch besseren Dienst zu erweisen. An der Sachs'schen Arbeit hat Hr. Gr. mancherlei auszustellen: dafs mehrere, und darunter schwierige Aufgaben ganz übergangen seyen, dafs viele und grobe Fehler vorkommen, und was dergleichen mehr ist. Dagegen soll durch ihn nun alles geleistet, das Fehlende aufgenommen und das Fehlerhafte verbessert werden, und in Bezug auf die Ausführung weifs er von sich zu sagen: »wenn man beinahe 50 Jahre die mathematischen Wissenschaften öffentlich und privatim in allen ihren Zweigen gelehrt hat und noch lehrt, so kann es wohl nicht fehlen, dafs man auf manche Wendungen und Kunstgriffe geräth, wodurch die Auflösung eine gewisse Eleganz erhält und der Calcul öfters ungemein vereinfacht wird.« — Ref. hat sich von der Richtigkeit der Auflösungen mehrerer Aufgaben überzeugt, und da, was wohl keinem Zweifel unterliegt, Hr. Gr. die Hirsch'schen Aufgaben auflösen kann, so ist auch die Richtigkeit der übrigen anzunehmen.

Digitized by Google

2) *Anfangsgründe der darstellenden Geometrie. Ausführlich bearbeitet von G. F. Hartmann, Capitain a. D. und Lehrer an der höhern Gewerbeschule in Hannover. Mit 34 Figurentafeln. Hannover 1833. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* XXIV u. 207 S. 8.

Durch die Einführung der Gewerbeschulen wird unter Anderem auch eine neue Gattung mathematischer Lehrbücher an's Licht gerufen, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, dafs sie einerseits mehr geben, als die sonst gebräuchlichen Jugendschriften und die unmittelbar für das Handwerk berechneten Vorschriftenbücher, andrerseits aber himmelweit davon entfernt sind, wissenschaftlichen Forderungen zu genügen. Mit diesen Mitteldingen, deren Anzahl bedeutend zu werden scheint, kann man sich zwar nicht wohl befreunden, und das in ihrem Gefolge wuchernde und contagios sich verbreitende Uebel dürfte zu ernsten Betrachtungen Veranlassung geben; indessen möchte es, wie vergeblich, so auch minder dringend seyn, irgendwie dagegen zu sprechen: ihre eigentliche Bestimmung, eine Masse von Resultaten der Wissenschaft in's Leben zu bringen, werden sie erfüllen, und ist einmal der Hunger gestillt, so wird auch dieses Routinewesen etwas zurücktreten, und ein richtiges Verhältnifs wieder Platz gewinnen können.

Indem die vorliegende Schrift zu der erwähnten Gattung gehört, so ist nur von dem in derselben behandelten Materiale zu reden, und in dieser Rücksicht kann ausgesprochen werden, dafs die Schrift für ihren Zweck nicht unpassend ist. Für das Erlernen und Einüben des geometrischen Zeichnens ist gut gesorgt: eine zweckmäfsig geordnete Masse von Aufgaben, von allen Seiten betrachtet, sorgfältige Anführung sowohl des Nützlichen als des Nothwendigen, und durchweg bis in's Einzelnste eine fast handgreifliche Deutlichkeit. Dazu kommen die reinlichen Zeichnungen, an denen Fleifs in der Ausführung nicht zu verkennen ist; und der dazu gewählte grofse Mafsstab wird gewifs von Jedem gebilligt, der sich je mit dem Unterweisen in der darstellenden Geometrie befafst hat. Einen unangenehmen Eindruck jedoch machen einige zur Erläuterung stereometrischer Hülfssätze im Anfange beigebrachte perspectivische Darstellungen. Wenn ein im Zeichnen ungeübter Mathematicus das perspectivische Bild einer horizontal liegenden Kreisfläche auf verticaler Tafel durch einen Kreis andeutet, so mag dies als allgemeine Gewohnheits- oder vielmehr Bequemlichkeitssünde Entschuldigung finden; aber in einem lediglich für den graphischen Unterricht bestimmten Werke sollten derartige Dinge nicht vorkommen.

In Rücksicht der Erfüllung sonstiger Forderungen, welche gemacht werden dürften, kann die Schrift übrigens als Beleg für die oben ausgesprochene Behauptung gelten; wenn man z. B. S. 11. lesen mufs: »Die Linien AC, $AC_{1\,1}$ . . . . erscheinen wie Hypotenusen . . . .« statt: die Linien AC . . . können als Hypotenusen . . . betrachtet werden u. s. w., so hat man noch das Geringfügigere von dem mancherlei Argen, das sich nicht selten producirt.

Müller.

Digitized by Google

N°. 27. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Commentaire philosophique et politique sur l'histoire et les révolutions de France de 1789—1830. *par Jean Benner. Strasbourg. Treuttel et Würz.* 1835. *Vol.* I. 470 *p. Vol.* II. 508 *p. Vol.* III. 500 *p.*

Ref. hat mit dem allgemeinen und philosophischen Theile dieses Buchs nichts zu thun, er kann sich in die Sprache und in die Manier der deutschen und französischen Schriftsteller, die über Alles vornehm absprechen und sich einbilden, etwas Bedeutendes gesagt zu haben, wenn sie eine ganz gewöhnliche Sache hochtrabend vortragen und dabei gegen Geschichte und gesunden Menschenverstand sündigen, durchaus nicht finden, er würde daher auch das obengenannte Buch nicht angezeigt haben, wenn es nicht um des dritten Theils willen wäre, der ihm sehr viele Bemerkungen zu enthalten scheint, die ein historischer Schriftsteller nothwendig beherzigen muſs. Dieser dritte Theil beschäftigt sich nämlich ausschlieſsend mit der Zeit von 1800—1830. Zur Beurtheilung der beiden andern Theile will Ref. wenigstens einige Winke geben und einige Stellen ausheben, die den Leser in den Stand setzen können, über Inhalt und Manier dieser Bände selbst zu urtheilen.

Der erste Theil enthält auf den ersten hundert und funfzig Seiten philosophische Betrachtungen über Verfassung und Einrichtung von Frankreich vor der Revolution, so wie über die Verfassung des Mittelalters überhaupt. Alles dieses ist in Montesquieu's Manier, wir finden aber so viel Halbes in diesen Allgemeinheiten, so viel Willkührliches in dieser Systematisirung und Deduction der allergewöhnlichsten Erscheinungen, so viel historisch Unwahres in den dreist ausgesprochenen Behauptungen, daſs wir uns auf die einleitenden Kapitel lieber gar nicht einlassen wollen. Auch bei der Behandlung der ersten Zeiten der Revolution können wir dem Verf. nicht folgen, weil er uns zu hoch fliegt und unsere schwache Augen nur Umstände, Ereignisse, Personen wahrnehmen, wo er Gesetze, System, Nothwendigkeit, Wesenheit sieht. Die folgenden Proben werden den einen Theil der Leser in den Stand setzen, über des Ref. Unfähigkeit, in diese Weisheit je einzudringen, zu urtheilen, da er seine unphilosophische Ansicht und Rede immer neben der philosophischen

Digitized by Google

stellt; der andere Theil wird vielleicht mit ihm glauben, dafs eine solche Philosophie oft mit den Thatsachen in Widerspruch steht und stehen mufs. Im dritten Theil ist das anders, wir werden daher aus diesem Einiges anführen, was eben so gut gedacht als historisch begründet ist.

Was den ersten Theil angeht, so wollen wir unsere Proben auf den Zufall hin wählen, und mit der Philosophie über die Constitution von 1791 beginnen. In Rücksicht der Unbrauchbarkeit dieser Verfassung und ihres Untergangs scheint es uns nichts gesagt, dafs sie unterging, weil sie den Keim des Untergangs in sich trug. Das ist bei allen irdischen Dingen der Fall, nur dauern oft die, welche an und für sich am gebrechlichsten sind, gerade am längsten; es fragt sich daher immer nur, warum dauerte diese Verfassung nur eine so gar kurze Zeit? Wir würden sagen, sie war im Streit der Partheien entstanden, bestand aus ganz ungleichartigen Theilen, denn Anglomanen und von Amerika erfüllte Männer, Ultra's der vorigen Zeit, Republikaner, wie Péthion und seine Freunde, hatten ihr Scherflein beigetragen. Sie bedurfte also der Verbesserung, sie mufste gleichartiger werden. Dieses Letztere konnte nur geschehen, wenn die neue Versammlung, die von allen Ultra's frei ward, eine Majorität der Mitglieder aus der ersten Versammlung erhielt, die ihr Werk consolidirte, dann hatte im Laufe eines Jahrhunderts Frankreich eine neue Verfassung erhalten können; — denn eine Verfassung läfst sich nicht fabriciren wie eine Verordnung. Die Verbesserung der an sich unbrauchbaren Verfassung durch Aufhebung der von Republikanern und Absolutisten eingeschobenen Bestimmungen ward unmöglich dadurch, dafs die revolutionäre Parthei es dahin brachte, dafs die Constitutionellen sich selbst von der legislativen Versammlung durch ihr scheinbar grofsmüthiges Decret ausschlossen, wodurch die Parthei der Bewegung bei den Wahlen obsiegte und die Majorität neu und republikanisch ward.

Diese einfachen Thatsachen läfst Hr. Benner nicht gelten, er nimmt auf Personen und Zufälligkeiten, von denen im Leben wie im Kartenspiel das Mehrste abhängt, gar keine Rücksicht, er kennt nur Nothwendigkeit und System. Es heifst S. 204:

„Es ereignete sich also, dafs kein Mitglied der Nationalversammlung in der legislativen Sitz hatte. Man hat geglaubt, dafs dieser Umstand eine von den Ursachen der grofsen Veränderungen war, die sich bald darauf ereigneten, und die Constitution von 1791 umstürzten. Das ist ein grofser Irrthum; denn eine Con-

Digitized by Google

stitution, wie jedes Gesetz im Allgemeinen (jedes Ding, sollte er sagen) hält sich durch seine eigene Kraft, nicht durch den Willen seiner Urheber (das hat Niemand jemals behauptet), wie man das voraussetzen müfste (durchaus nicht), wenn man in diesem Umstande die Ursache des Umsturzes der Verfassung von 1791 suchen wollte. Die, welche in einem solchen Falle nach den Ersten kommen, können eine Verfassung nicht ändern, wenn sie eine wahre Verfassung ist (das wird wohl Niemand bestreiten!), sie würde aus sich selbst wieder entstehen.« Die folgenden Worte wollen wir in der Originalsprache hersetzen, da sie für die Manier der neuen Schule bezeichnend sind: „et si une constitution est d'une nature à renaître ainsi on n'a pas besoin des uns pour conserver son esprit parmi les autres.“

Auf eine ähnliche Weise wird durch eine scheinbar philosophische Entscheidung eine andere rein empirische Aufgabe gelöset. Advokaten, Aerzte, Gelehrte machten den gröfsten Theil der legislativen Versammlung aus; jede dieser Klassen ist bekannt dafür, dafs sie ihren Vortheil mitten unter dem Reden vom Wohle der Menschheit nie vergifst, dafs sie gar gern ihre Weisheit geltend macht und sich ihrer Erfindungen rühmt. Das ist die einfache Thatsache, damit ist aber Hr. B. nicht zufrieden, er sagt S. 207: „Die legislative Versammlung war ganz beseelt vom Geist der Freiheit und Gleichheit, denn dieser bildete in jener Zeit den Charakter des Geistes der Nation und der Sitten (wörtlich so! (l'esprit d'égalité — — qui formait le caractère de l'esprit de la nation). Aber man hat gesehen, dafs diese Zusammensetzung keineswegs die Ordnung der Dinge repräsentirte, aus welcher diese Sitten und dieser Geist hervorgegangen waren; denn kein Körper einer Nation besteht aus Rechtsgelehrten, Aerzten, wissenschaftlichen Männern, wie doch der Körper dieser Versammlung daraus bestand.“ Das Folgende ist ganz in der Manier, die in Deutschland immer Glück gemacht hat, in Frankreich aber erst seit Kurzem aufgekommen ist. „Es war nicht der Ausdruck (expression) des Staats, den man in jener Versammlung antraf, sondern nur der Ausdruck gewisser Ideen, welche durch die Lage des Staats allen seinen Gliedern in Beziehung auf Natur der Staaten und der Regierungen überhaupt eigen geworden waren.« Wenn man so etwas lieset, glaubt man allerdings Anfangs, etwas Neues zu lesen, bedenkt man sich aber ein wenig, so findet man, dafs es entweder etwas ganz Altes und Gewöhnliches ist, oder dafs es auch Unrichtigkeiten sind. Die ganze Geschichte des National-

Digitized by Google

convents wird hier in allgemeine Sätze gekleidet und in ein System gebracht, was sehr leicht ist, wenn man das Eine ausläfst und das Andre übergeht, und überall lose und abspringend nirgends sich auf Personen und besondere Umstände einläfst, da doch davon alles abhängt. Bei Hrn. Benner wie bei Mignet entwickelt sich die Geschichte systematisch und ein Zustand geht nothwendig aus dem andern hervor. Wer die einzelnen Thatsachen und das Leben nicht kennt, der glaubt das, der Erfahrne lacht über solche Träume. Hr. B. läfst sich über den Nationalconvent I. p. 310—311. folgendermafsen vernehmen: »Ein demokratischer repräsentativer Körper, der, einmal eingerichtet, nothwendigerweise einen gewissen Geist hat, der ferner diesen Geist so lange beibehält, als er bestehet, der seine Sitzungen leicht eine ganze Reihe von Tagen hindurch fortsetzt, der seine Berathschlagungen auf die kleinsten, ja mitunter auf die sonderbarsten Einzelnheiten treibt, der endlich vor Allem seine Macht zu erhalten und geltend zu machen sucht, bildet natürlicherweise eine politische Gewalt, die von derjenigen ganz verschieden ist, welche eine Volksversammlung oder ein einfacher demokratischer Körper üben würde. Zwar hat in der That auch der Letztere einen gewissen Geist, einen Geist, der aus den positiven und materiellen Bedürfnissen eines jeden Glieds der Gesellschaft entspringt, aber einen Geist, der in Beziehung auf die Spaltungen, die den Gang der Regierung hemmen können, allen den Schwankungen unterworfen ist, welche die öffentliche Meinung, von welcher dieser Geist gebildet wird, erfahren kann. Aufserdem kann dieser Körper nur einen oder höchstens zwei und drei Tage hintereinander Sitzung halten; er wird ungeduldig, wenn die Berathschlagungen zu lange dauern, und führt sie schon aus dieser Ursache stets auf ihren Hauptgegenstand zurück, er fürchtet endlich niemals für seine Gewalt, weil er selbst die Quelle ist, aus welcher diese Gewalt der ersten Art abgeleitet wird. Diese Verschiedenheit zwischen einer repräsentativen Versammlung und einer eigentlichen Volksversammlung bringt eine grofse Verschiedenheit an der Art zu handeln dieser politischen Gewalten hervor u. s. w. In demselben Tone geht es immer weiter und Alles, was zufällig geschehen ist, wird gebraucht, um auf das zu schliefsen, was nothwendig geschehen mufs, dabei wird das Nothwendige vom Zufälligen nicht unterschieden und die Sätze sind, je nachdem man sie nimmt, wahr und falsch zu gleicher Zeit. Wir wollen nur eine Stelle über die Regierung des Jahrs 1793

Digitized by Google

anführen. Es heifst S. 822: „Diese Epoche zeigte einen schauderhaften Widerspruch. Man sah Frankreich mit seiner glänzenden Civilisation, wodurch die Revolution hervorgebracht war (??) auf Veranlassung dieser Letztern ärger durch eine republikanische Gewalt zerrissen, als die roheste und verdorbenste Gesellschaft je durch die furchtbarste autokratische Gewalt zerrissen ward.« Wenn man weifs, wer die ganze Sache damals leitete, und den rohen Haufen kennt, der damals in allen Behörden die Macht hatte, dann wird man in einer einfachen Thatsache den Grund der Leiden der glänzenden Civilisation finden, und nichts Widersprechendes, nichts Erstaunliches darin sehen, dafs man um die Güter zu theilen, die Besitzer ermordete.

Auf dieselbe Weise würden wir in dem Persönlichen der Männer, welche 1795 an's Ruder kamen, den Grund suchen, warum sich auch die neue Constitution nicht wie alle menschliche Dinge nach und nach verbessern liefs, oder auch, warum man nicht in Frankreich wie an sehr vielen andern Orten, unter einer schlechten Verfassung einstweilen glücklich und zufrieden lebte. Der Verf. will nichts vom Persönlichen und Zufälligen wissen, und er hat in der That den Schein für sich, wenn er S. 398–99 die Sache mit einem Machtspruche abthut. »Man mufs,« sagt er, „durchaus nicht in dem Persönlichen der Regierenden den Grund des Umsturzes der Directorialregierung suchen; denn man kann nicht genug darauf dringen, dafs die wahrhafte Einrichtung der Form der Regierung ganz unabhängig von den Menschen und Gesetzgebern ist. Ihre Elemente existiren durch sich selbst, wenn die Verfassung gut ist, können gewöhnliche Leute sie nicht verderben, wenn sie schlecht ist, können die gröfsten Leute sie nicht erhalten.« Wir würden ihn fragen, ob er die orientalischen Verfassungen und die chinesische für die beste halte? Uebrigens glaubt Hr. B, dafs (den bekannten Versen Pope's gerade entgegengesetzt) es eine Form der Verfassung gäbe, welche (natürlich in Utopien) eine Regierung mit sich führte, die nach einer nothwendigen Ordnung, d. h. ganz unabhängig von den Männern, welche das Ruder der Regierung führen, mit einer gewissen Vollkommenheit fortginge. Wer wird nicht wünschen, dafs eine solche Form, bald von irgend einem politischen Philosophen geboren werde?

Besser und praktischer ist schon das, was von der Verschwörung gesagt wird, die den 18ten Brumaire herbeiführte, obgleich auch hier die einleitenden Worte ganz wunderlich gewunden sind.

Digitized by Google

Es heifst hier p. 408—409: »Welche Absichten auch immer diejenigen Leute haben mochten, die in der Episode des 18ten Brumaire eine Rolle spielten, welche durch den Sieg einer Verschwörung, die das Glück einiger Verschwornen machte, das Ende jener Krisis herbeiführte, in welche Frankreich gerathen war, als es die letzte Frucht der Wirkungen eines Socialzustands (la dernière de l'enfantement d'un état social!!) hervorbringen sollte, den man in Beziehung auf das menschliche Geschlecht als das Resultat von sechzig Jahrhunderten von Erfahrungen und vergeblichen Versuchen (tâtonnemens) betrachten kann. Von den Verschwornen wollten einige Frankreich nur aus der Verlegenheit ziehen, worin es sich in dem Augenblick befand, andere wollten ihre eigne Gröfse auf die Verwirrung und deren Auflösung gründen, sie fanden sich aber überall, unter den Mitgliedern der Regierung wie aufserhalb derselben, im legislativen Körper wie im executiven, im Rathe der Alten wie in dem der Fünfhundert, im Directorium wie in der Armee. Diese Stellung der Verschwornen sicherte ihnen die Leichtigkeit, sich der Regierung selbst bedienen zu können, um den Schatten derselben, der nur allein noch übrig war, zu vernichten.« Hernach folgen wieder eine Menge historisch-philosophischer Betrachtungen, wie sie mit vornehmer Miene täglich unter uns gemacht werden, und doch ist nichts leichter, als solche Allgemeinheiten vorzubringen, wenn man nur keck und unwissend genug dazu ist, denn wer etwas weifs, der schämt sich, über alles Mögliche mit Anmafsung zu reden. Wir wollen dieses Gerede über die Revolution des 18ten Brumaire und über die Wiedergeburt des gouvernement monocratique ganz übergehen. Sonderbar klingt es, wenn Hr. B. der Regierung von 1799 in gewisser Beziehung alle Form abspricht, was er S. 437. vorbringt, läfst sich eher hören. Er sagt: „Man kann von dieser Regierungsform nicht sagen, ob sie einfach oder gemischt war; sie bestand durchaus aus keiner politischen Gewalt. Das Consulat sollte nur eine republikanische obrigkeitliche Würde seyn; der Senat war keine aristokratische politische Gewalt, denn im Grunde sollte er keine Handlung souveräner Gewalt ausüben; der gesetzgebende Körper übte von allen Handlungen, die der souveränen Gewalt zukommen, auch nicht einmal diejenige aus, von welcher er den Namen hatte. Welche Anmafsung diesen von oben her über historische aus den nähern Umständen zu beurtheilenden Begebenheiten im Orakelton redenden Philosophen eigen ist, sieht man wieder p. 438, wo es heifst: »Die Verän-

derungen der Verfassung von 1799 sind weder durch die Gesetze herbeigeführt worden, welche Bonaparte seit dem 11ten Novbr. geben liefs, noch durch Wirkung seiner verborgenen Absichten. Man fragt erstaunt: wodurch sind sie denn herbeigeführt? und erinnert sich dabei an die Geschichte der Jahre 1800 — 1804. Hr. Benner ist gar nicht verlegen, er antwortet: »Die Veränderungen entstanden daher, weil diese Gesetze keine Verfassung des Staats hervorbringen konnten, da überhaupt kein menschliches Gesetz eine Verfassung machen kann, und Bonaparte's versteckte Ansichten mit der Gewalt der Dinge zusammentrafen, welche stets strebt, eine wahrhafte Verfassung und folglich eine wahrhaftige Regierung wieder zu bilden.«

Man findet hier übrigens eine ausführliche Prüfung aller der Einrichtungen, von denen doch nur der Staatsrath allein eine Existenz hatte und haben sollte; die andern Anstalten waren nur darauf berechnet, das Volk von allem Antheil an Regierung und Gesetzgebung ganz auszuschliefsen. Was ist bürgerliche Freiheit ohne Preſsfreiheit? Man sieht, des Hrn. B.'s Philosophie über Bonaparte's Schattengewalten ist verschwendet, wir übergehen sie daher.

Der ganze zweite Theil ist der speculativen Staatswissenschaft gewidmet, also einem Fach, mit dem sich Ref. gar nicht beschäftigt, er muſs daher diesen Theil übergehen, weil er sich im dritten wieder einigermafsen auf historischen Felde finden wird; doch will er den Liebhabern zu Gefallen die Ueberschriften der Bücher, und vom zehnten, welches ein Quodlibet ist, den Inhalt der Kapitel mittheilen, damit man wisse, was man in diesem zweiten Theile zu suchen hat. Das zehnte Buch handelt erst vom Socialsystem überhaupt, dann von natürlichen und statutarischen Gesetzen, von Religionen, Sitten, dem Charakter der französischen Revolution überhaupt, ihrem Princip und Ursprung. Dann von Veränderungen der natürlichen Gleichheit, von Monogamie und Polygamie, von Monogamie und Sklaverei. Hernach folgen Beobachtungen über Civilisation des Alterthums, über Modificationen der Sklaverei, über Wirkung der Leibeigenschaft; dann noch einiges Gemischte, nämlich: sur le retablissement de l'état normal du rapport civil, und: Rémarques génerales sur le caractère de la revolution Française. Im XIten Buche handelt er von der Natur der Religionen, im Verhältnifs zur französischen Revolution betrachtet und umgekehrt. Im XIIten Buche von der Natur der bürgerlichen Gesetze in Betrachtung der franz. Revo-

Digitized by Google

lution und umgekehrt. Im XIIIten Buche von den Strafgesetzen in Beziehung auf die Revolution. Im XIVten Buche von den politischen Gesetzen in Beziehung auf die franz. Revolution und umgekehrt. Im XVten von Militärgesetzen in Beziehung auf die französische Revolution und umgekehrt. Im XVIten von Finanzgesetzen. Im XVIIten von den Gesetzen, die sich auf Güterverwaltung und Erwerbung beziehen (lois économiques). Im XVIIIten von den constituirenden Gesetzen. Mit dem XIXten Kapitel beginnt der dritte Band und wir sind wieder auf historischem Felde.

Wir stofsen in diesem dritten Bande zunächst auf eine Stelle, die uns ganz vortrefflich scheint, wenn wir gleich glauben, dafs des Hrn. Pelet Buch die Veranlassung gegeben hat, dafs der Verf. so trefflich hat nachweisen können, was eigentlich der Grund jener so oft gerühmten politischen Weisheit und Macht Bonaparte's war — er concentrirte Alles, was die Revolution geboren hatte, in seinem Staatsrathe, und besafs in diesem ein Collegium, welches Gesetze ordentlich redigirte, statt dafs sie in England und Frankreich in den grofsen Versammlungen durch Einschiebsel, Zusätze, Aenderungen sehr oft verpfuscht werden. Citirt hat Hr. B. in dem ganzen Werke kein Buch; er hat keinen Namen genannt; das ist eine Eigenthümlichkeit, in einer Materie, wobei es auf Geschichte ankommt; wenn er nicht diese Abneigung vor dem Citiren hätte, würde er bei folgender vortrefflichen Stelle über Bonaparte's Staatsrath gewifs Pelet genannt haben. Er sagt Vol. III. S. 8: »Der Staatsrath fand sich in den günstigsten Umständen, zuerst durch seine Unabhängigkeit von seinen eignen Leidenschaften von der einen Seite, von der andern durch seine unermüdlichen Arbeiten, um gesetzgebende Vorschläge vorzubereiten, und zwar bereitete er nur solche Gesetze vor, die man blos vorzuschlagen braucht, damit sie angenommen werden; solche Gesetze, welche nicht das Werk der Factionen oder Partheien sind, sondern welche alle Factionen und Partheien zu Boden werfen. Auf diese Weise brachte dieser Staatsrath die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zur Vollkommenheit und sicherte der obrigkeitlichen Würde des ersten Consuls, von der er abhängig war, die ausschliefsende Ausübung dieser Gewalt, zu welcher die ausschliefsende Bevollmächtigung, Gesetze vorzuschlagen, ihm den Weg bahnte.

Das Wesen der gesetzgebenden Gewalt hätte aus einer obrigkeitlichen Würde, wie die, welche das Gesetz von 1799 erschaffen hatte, auch in gewöhnlichen Zeiten eine politische Gewalt ge-

Digitized by Google

macht, damals aber trafen noch andere Umstände zusammen, um die schnelle Entwicklung der consularischen monokratischen Gewalt zu befördern. In der That, die gebietende Obergewalt ist im Allgemeinen nur dadurch vorhanden, dafs sie das, was ihr zukommt, oft ausüben kann, auch sind die politischen Gewalten nur wegen der Obergewalt vorhanden, sie entwickelt sich daher nie mit mehr innerer Stärke, als wenn einige dieser Gewalten oder alle zusammen, denen, welche sie ausüben sollen, eine ungeheure Sphäre ihrer Thätigkeit eröffnet sehen. In dieser letzten Beziehung hatte die gesetzgebende Gewalt um 1799 ein unermefsliches Feld vor sich, und die Obrigkeit, welche dies zu benutzen verstand, ward eine politische Gewalt, blos durch Benutzung, dann durch Benutzung in Beziehung auf sich und auf die politische Gewalt.

Um 1799, als alle vorhandnen politischen Gesetze durch die neue Revolution umgestürzt waren, oder vielmehr bei einer Regierungsform, welche voraussetzte, dafs durchaus kein Gesetz dieser Art vorhanden sey, waren nicht nur alle politischen Gesetze neu zu machen, die sich auf die Wirkung bezogen, welche die politische Gewalt ausüben mufs, wodurch die Form der Regierung durch Vermittelung der höchsten Obrigkeit festgestellt wird, sondern auch noch dazu alte Gesetze, welche durch diese Obrigkeit ausgeführt werden sollen. Die politische Gewalt der consularischen Obrigkeit entwickelte sich also durch die blofse Ausübung des legislativen Ansehens, durch die Thatsache der Festsetzung des Gesetzes, durch die Art, wie diese Obrigkeit, indem sie jenes Ansehen in Bezug auf die Ausübung des Gesetzes gebrauchte, in ihren Händen die Ausübung der executiven Gewalt fest begründen und sich zum einzigen Princip der Ausübung machen konnte.

Wir haben ausdrücklich diese längere Stelle hier eingerückt weil wir wörtlich mit dem Verf. übereinstimmen, der sich wohl weniger gezwungen hätte bewegen und weniger pedantisch und kathedermäfsig ausdrücken können. Uns ist es aber nur um die Sache zu thun; die Form geht uns nichts an.

In den folgenden Abschnitten handelt Hr. B. von den einzelnen Theilen der Verwaltung, Regierung, Gesetzgebung der kaiserlichen Zeit. Die kaiserliche Zeit betrachtet er als blofse Fortsetzung der consularischen und handelt daher von dieser nicht besonders. Er sagt S. 25: „Es zeigte sich allerdings unter der kaiserlichen oder consularischen Regierung, denn diese beiden

Digitized by Google

vereinige ich zu einem in Beziehung auf Alles, was ich über die Natur des Erstern sagen werde, da die Eine nichts anders war, als eine Fortsetzung der andern, eine tiefe Weisheit in allen Gesetzen, die man machte; aber man gebrauchte diese grofse Weisheit nicht mit der Rechtlichkeit, welche von der wahren Weisheit unzertrennlich ist, da diese keine versteckte Absichten kennt. Wenn man alle jene Gesetze auf die Natur der Dinge gründete, so geschah dies nur darum, um die Fesseln der Tyrannei mit Hülfe dieser Natur selbst zu schmieden.«

In diesem Sinne wird die Einrichtung des Gerichtswesens zuerst geprüft und dabei auf die Bestimmung der Gesetze, dafs für gewisse Fälle aufserordentliche Gerichte bestellt werden könnten und dafs alle Anklagen von der bestellten Behörde ausgehen müfsten, aufmerksam gemacht. In Rücksicht des Letzteren heifst es S. 53: »Mit dieser Organisation der Gerichte blieb eigentlich keine Freiheit für den Bürger übrig; denn, wenn diejenigen, die ihn im Genufs der Freiheit stören können, dies wirklich wollen, so findet er keinen Richter, der ihn schützen kann. In unserm Socialzustande können nur die Richter die Wirkung der Zwistigkeiten hindern, deren Entstehung der Staat nie hindern kann, die Richter allein können folglich die Gewaltthätigkeit hindern, die den Socialzustand zerstört.«

Wenn er hernach auf die Organisation der bürgerlichen Verwaltung, auf die Hierarchie der Gewalten und Behörden und den Zusammenhang vom kleinsten Dorf bis nach Paris, auf die Unterwerfung des Lebens und aller seiner Bewegungen unter Beamten der Regierung übergegangen ist und alles Vortreffliche auseinandergesetzt hat, so schliefst er p. 78. mit einer Stelle, die wir wieder übersetzen wollen, weil sie uns nur Wahrheit zu enthalten scheint:

»Oft hat man schon die Organisation der kaiserlichen Regierung als ein Werk des Genie's bewundert, und das gewifs nicht ohne guten Grund. Es ist in der That das gröfste Werk menschlicher Erfindungsgabe, doch ist sie nicht das Product des Geistes eines einzigen Menschen oder mehrerer. Im Gegentheil, der Gesetzgeber, der sie anwandte, that nichts anders, als dafs er auf eine geistreiche Weise und zu seinem persönlichen Vortheil Lehren und Grundsätze gebrauchte, welche der Geist des französischen Volks langsam und mit Anstrengung während der langen Reihe von Jahrhunderten, welche die Dauer seiner Existenz messen, entdeckt hatte. Man könnte sogar diesen Gesetzgeber strenge

Digitized by Google

richten, wenn uns die Geschichte nicht lehrte, alle Menschen mit einer gewissen Nachsicht zu beurtheilen; denn nie, ja nie, wird sich ein Gesetzgeber wieder in der Lage finden, worin sich die Consular-Regierung und die kaiserliche befunden hat, und obgleich es ganz natürlich war, dafs der Gesetzgeber seiner Lage sich bediente, wie er gethan hat, so war er nichts desto weniger gerade dadurch Ursache, dafs Frankreich den einzigen Augenblick einer grofsen Epoche verlor. — — — — — Auch führte die Organisation der kaiserlichen Regierung, während sie allerdings die erstaunlichsten Erscheinungen hervorbrachte, die widersprechendsten und keineswegs wünschenswürdigen Wirkungen herbei. Das erste Resultat dieser executiven Organisation war, dafs sich ganz Frankreich regiert fand, wie man in andern Zeiten in grofsen Reichen nicht einmal die eroberten Länder regierte, deren Vereinigung diese Reiche bildete. Denn man hat noch nie gesehen, dafs in einem erobernden Staate die politische Gewalt sich ganz unbescheidner Weise in alles Einzelne der Regierung eines eroberten Landes mischte, damit eine Verwaltungsorganisation wie die fransösische entstehen könne.« Weiter unten macht er eine andere Bemerkung, über die Art, wie die kaiserliche Organisation den Zustand der Entsittlichung der Regierung und ihrer Beamten, den man jetzt in Frankreich wahrnimmt, herbeigeführt und das System möglich gemacht hat, das die Deputirten durch Stellen und Vortheile an die Regierung, die 170,000 Wähler aber an die 449 Deputirten knüpft und alle zusammen dem Volke, das nur Egoismus und Schlechtigkeit sieht, verhafst macht.

Hr. B. sagt S. 81: „Die Regierung geht von selbst, blos vermöge ihrer Organisation ganz unabhängig von den Menschen, welche Theil daran haben. Man ist daher gar nicht bedenklich über die Wahl der Menschen, die man zu öffentlichen Stellen befördert; wollte man das aber auch seyn, so ist es fast unmöglich, dafs die öffentliche Gewalt es sey, weil sie beständig diese ungeheure Menge von Ernennungen zu machen hat, die eine solche Organisation erfordert. So öffnet sich rund um die öffentliche Gewalt ein grenzenloses Feld der Kabale, und zwar treibt die Besoldung, welche voraussetzt, dafs nicht die Ehre allein zu öffentlichen Aemtern lockt, alle Leute, die kein Mittel der Bewerbung verschmähen, sich darum zu bemühen. Ganz richtig heifst es, nachdem noch ein Paar Seiten hindurch alle Nachtheile des Mechanismus unserer Staaten aufgezählt sind, S. 83: »Alle diese Wirkungen, das ist wahr, sind nachthei-

liger in moralischer Beziehung als in materieller; sie können sich auch in gewöhnlichen Zeiten zeigen, sie wurden aber bei dem Sturz der kaiserlichen Regierung recht augenscheinlich. Im zwanzigsten Buche handelt hernach der Verf. von den Ursachen der kurzen Dauer der kaiserlichen Regierung und von ihren Irrthümern. Die Philosophie des Paragraphen über die instabilité mögen unsere Leser in dem Buche aufsuchen, uns ist das Alles zu lang und zu gezwungen, wir wollen dagegen eine Stelle ausheben, die uns historisch und auch ziemlich klar scheint, so wollen wir es hernach auch mit dem langen Paragraphen des erreurs machen. Es heifst hier p. 92: »Die Ursachen der geringen Festigkeit der kaiserlichen Regierung waren nicht von der Art, dafs sie Veränderungen in dem hätten hervorbringen können, was die Natur derselben bestimmte, sey es in dem gesetzgebenden System oder in der Organisation des executiven Systems. Obgleich die Organisation der kaiserlichen Regierung die Mittel der furchtbarsten Tyrannei in einem dauerhaften System vereinigte, so zweckte doch diese Organisation, die sich auf die Vertheilung der den verschiedenen Gewalten angewiesenen Verrichtungen gründete, auf die bewunderungswürdigste Ausführung des Gesetzes ab, und auf nichts als auf die Ausführung des Gesetzes, in so weit sie nur von den Obrigkeiten und Beamten abhing, die beauftragt waren, sie auszuführen. In dieser Beziehung sicherte die Vollkommenheit dieser Regierung ihre Festigkeit. Von einer andern Seite her glich die Tyrannei, welche um 1799 in der französischen Republik eingerichtet ward, der Tyrannei in den Republiken des Alterthums. Sie hütete sich wohl, die Glieder des Staats durch ein gesetzgebendes System zu verletzen, welches mit den Sitten und dem Geist dieser Sitten in Widerspruch gewesen wäre; im Gegentheil, damals, wie im Alterthume, ward die Tyrannei durch die Art, wie sie diesen Sitten, und dem Geist dieser Sitten schonend entgegen kam, befestigt, so dafs unter der kaiserlichen Regierung das gesetzgebende und das die Gesetze zur Ausführung bringende System dem Wesen der Regierung eine Vollkommenheit gaben, welche ungeachtet der schrecklichen Mifsbräuche, zu denen beide Systeme zusammen und jedes besonders führen konnten, die Festigkeit dieser Regierung sicherte.« Was die Irrthümer der kaiserlichen Regierung angeht, so sagt er S. 99, er rechne dahin alle die Anstalten und Einrichtungen, die im Grunde weder der Form noch dem Wesen irgend einer Regierung eigenthümlich angehören.

Digitized by Google

Unter die Einrichtungen und Anstalten dieser Art mufs man alle die zählen, welche nicht geradezu die Form und das Wesen der Regierung, wie diese in dem vorigen Buche erklärt sind, angeben; oder welche nicht mit der Art zusammenhängen, wie die Ausübung der höchsten Gewalt durch diese Form und diese Natur einmal bestimmt ist. Diese Einrichtungen der kaiserlichen Regierung sind ziemlich zahlreich; sie sind noch vorhanden, einige vollkommen, andere wenigstens theilweise. Sie begreifen Alles, was sich auf Cultus und Unterrichtswesen bezieht, die Wiederherstellung eines sogenannten Adels, das, was man Ehrenlegion nannte; die Schöpfung gewisser grofsen Reichswürden, die in ganz genauer Verbindung stehen mit der Wiedereinrichtung eines Hofs, als man 1804 die kaiserliche Constitution verkündigte. Die folgenden Betrachtungen über die neue Organisation des Cultus, über das Concordat, über Erziehung und Unterricht, sind, abgesehen von der affectirten Manier und Sprache, belehrend und gröfstentheils durchaus in den Thatsachen begründet.

Wenn der Verf. hernach auf die Wiederherstellung des Adels kommt, so eröffnet er seine Abhandlung über diesen Gegenstand mit folgenden Worten, S. 125:

»Als man sah, dafs die kaiserliche Regierung den Adel wiederherstellte und mit ihm zugleich neue künstliche Ungleichheit einführte, als man sah, dafs die Menschen sich gierig auf die neuen Unterscheidungszeichen stürzten, und dafs selbst diejenigen, welche während der kurzen Zeit republikanischer Regierung am mehrsten zu den Excessen beigetragen hatten, die man im Namen der natürlichen Gleichheit beging und die man sich zu begehen verleiten liefs, weil man aus dieser Gleichheit das Princip der Regierung machen wollte; als dieses sonderbare und die Menschheit höhnende Schauspiel sich nach den furchtbarsten Erschütterungen der Revolution darbot, da konnte man glauben und man glaubte auch wirklich, dafs die kaiserliche Regierung die Resultate dieser Revolution zerstört habe, dafs der Geist der Gleichheit nicht im französischen Volke gewurzelt sey, dafs die grofsen Erscheinungen, welche dieser Geist kurz vorher hervorgebracht hatte, nur eitle Lufterscheinungen wären, wie die lächerlichen Parodien der Dinge des Alterthums, welche die kaiserliche Regierung darauf folgen liefs. Indessen fiel man doch dabei in grofse Irrthümer, welche denen durchaus verwandt sind, die der Gesetzgeber beging und welche den Gegenstand dieses Buchs ausmachen.« Von den neuen Hofämtern heifst es dann ganz vortrefflich S. 129:

Digitized by Google

„Zur Feudalzeit bildete der Hof und die Leute zum Hausdienst der Personen, welche die monokratische Gewalt ausübten, ihrer Natur nach nur ein und dasselbe Ding. Im Geiste und zufolge dieser Gebräuche war der Hof der alten Monarchie geordnet gewesen bis auf den Augenblick, dafs er verschwand. Unter der kaiserlichen Regierung kam man auf den alten Geist zurück; aber auf die alten Gebräuche konnte man nicht mehr zurückkommen. Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, die daraus entsprang, trennte man die Würde, welche dieser Hofgeist mit einer Stelle am Hofe verbindet, von dem Dienst selbst, den der Titel der Stelle voraussetzt. Auf diese Weise hatte man für die Bedienung eigentliche Bedienten und nur Bedienten, indessen man für den Namen des Dienstes Hofwürdenträger hatte. Unter der kaiserlichen Regierung erlaubte die natürliche Gleichheit und der Geist dieser Gleichheit zwar, dafs man immer Leute finden konnte, welche Hofleute seyn wollten, aber sie erlaubten nicht, dafs auch sogar diese Leute so weit herunter kamen, dafs sie wirklich Hausgesinde geworden wären. Man kann nicht ohne Erstaunen sehen, dafs sich ein Hof mit Hülfe so durchaus lächerlicher Spitzfindigkeiten bildet, da doch das spitzfindige Wesen der Höfe diese nur zu natürlich rund um die monokratische Gewalt her entstehen läfst. Auch über die Ehrenlegion sind wir, obgleich so bedeutende Auctoritäten wie Bignon, Thibaudeau, Pelet gegen uns sind, völlig Hrn. B.'s Meinung. Er sagt S. 131: »Man kann nicht leugnen, dafs sich die Menschen nicht sehr natürlich durch Eitelkeit leiten lassen, man kann nicht leugnen, dafs es nicht ganz natürlich ist, dafs sich die Einen der Eitelkeit bedienen, um die Andern zu regieren, eben so wenig kann man in Abrede seyn, dafs die Eitelkeit so fest in der menschlichen Natur gewurzelt sey, als die Granitfelsen in den Eingeweiden der Erde; aber man kann auch eben so bestimmt behaupten, dafs ganz besonders die Gesetzgeber innig überzeugt seyn müssen, dafs man da Staatsschiff an einer Sandbank statt an einer Granitmasse anbindet, wenn man es vermittelst der Eitelkeit befestigen will. Man würde in die leerste aller Eitelkeiten fallen, wenn man einen einzigen Augenblick aufhören könnte, zu denken, dafs das sociale und politische System eines Staats Grundlagen einer ganz andern Natur voraussetzt. Darauf leitet jeden sogar der Umstand, dafs es einen Gesetzgeber giebt, der daran denken kann, die Eitelkeit zur Grundlage des Systems zu machen.«

Ueber das ein und zwanzigste Buch, welches überschrieben

Digitized by Google

ist: Von den Dynastien, hat Ref., der den Theorien abhold, in dem Buche nur das Historische und unmittelbar Anwendbare sucht, nichts zu bemerken; das zwei und zwanzigste Buch handelt von dem Umsturz der kaiserlichen Regierung und der Wiedereinsetzung der alten Dynastie. Der Verf. sucht die Ursache vom Untergange des Kaiserreichs vorzüglich in dem, was dessen Glanz ausmacht, in den ewigen Kriegen, und sagt unter vielem Andern, was sich darauf bezieht, S. 205:

»Ein solcher Zustand der Dinge vernichtete alle Bedingungen der bürgerlichen Ordnung, welche die heutige Civilisation voraussetzt. Es war gewissermafsen eine Rückkehr zur alten Barbarei. Die Revolution hatte alle Gesetze auf ihre natürlichen Principien zurückgeführt, sie hatte daher auch das Gesetz hervorgebracht, dafs die Kriege des Staats durch die Glieder desselben geführt werden müfsten, welches Gesetz diesen Principien gemäfs war. Dieses weise Gesetz diente fortan nur den Absichten eines einzigen Menschen als Werkzeug. Die Bürger hatten keinen Beweggrund, Krieg zu führen; dies Gesetz rifs aber ohne Unterlafs die jungen Bürger in beständige Kriege und das zwar in solche Kriege, dafs sie sie nicht einmal begonnen haben würden, auch wenn sie gleich den barbarischen Völkern Krieg geführt hätten aus Liebe zum Kriege und zu Eroberungen. Das französische Blut wurde ganz vergeblich verschwendet, die Jugend des Staats wurde wie Saat gemähet ohne Zweck für den Staat, und mitten unter so vielen Siegen mufste man sich fast schämen, wenn man sah, wie ein Mann auf diese Weise eine so grofse Anzahl Menschen zur Zerstörung führte. Natürlicherweise bedurfte es mitten unter einer so ungereimten Landplage, die eben so schrecklich als glänzend war, um den einen Mann und mit ihm die Regierung zu stürzen, die er mit seiner Gewalt eingerichtet hatte, nicht einmal einer so mächtigen Gelegenheit, als sich darbot, als Europa in dem Augenblicke, wie Frankreich durch Schicksal ihm hingegeben war, erklärte, dafs es zu seiner eignen Sicherheit nicht mehr mit einer Regierung, die jener einrichte, unterhandeln werde.«

Im Folgenden bestreitet er auf seine wunderliche Weise, oder besser in steten Abstractionen, die Behauptung, dafs die Bourbons den Franzosen von fremden Mächten aufgedrungen worden, nein, bei Gelegenheit des Siegs sey die Dynastie zurückgekehrt, oder la simple force des choses rétablit la dynastie de la France. Dann deutet er, aber leider, wegen der philosophi-

Digitized by Google

schen Stelzen, auf denen er höher zu stehen glaubt, immer unbestimmt und allgemein die groben Fehler an, welche gleich Anfangs von den Bourbons gemacht wurden und sagt unter Andern p. 214: »Die wiedereingesetzte Dynastie fand sich in Beziehung auf Ausübung der Obergewalt dermafsen beschränkt, dafs statt, dafs man die natürlichen Wirkungen einer Regierung gesehen hätte, welche auf einer monarchischen Grundlage ruhte, und von der es schien, als müfste sie mit der Wiederherstellung der Dynastie sich gleich wieder einrichten lassen, man das traurige und ärgerliche Schauspiel einer Regierung sah, welche gegen die Glieder des Staats stets harte Beschuldigungen vorbrachte. Man sah eine Nation, deren Regierung nicht allein die Uebel, die sie selbst eben geduldet hatte, nicht theilte, sondern sogar Vergnügen daran fand, auf diese Uebel als auf eine Ruthe hinzudeuten, mit welcher die Nation ganz gerechter Weise gezüchtigt worden. Man sah eine Regierung, die für die Schmach des Vaterlandes keine Empfindung hatte, die vielmehr selbst eine neue Schmach des Vaterlandes wurde, durch die Weise, wie sie sich zum Werkzeug brauchen liefs, um die Nation die Unglücksfälle einiger einzelnen Personen entgelten zu lassen, Unglücksfälle, welche diese sich nur durch ihr antinationales Betragen zugezogen hatten. Man sah endlich eine Regierung, die einer Faction unterworfen war, welche, wenn sie zu ihren Zwecken hätte gelangen wollen, nothwendig wenigstens die Sitten der Glieder des Staats hätte ändern müssen, und welche in ihrer dummen und verdorbenen Bekümmernifs nicht einmal das Wesen dieser Sitten begriff.« Dann steigt Hr. B. ein einziges Mal von dem philosophischen Flügelpferd und handelt Chap. VI. vom Pariser Frieden, doch wird auch dieser ganz historische Punkt mit der gewöhnlichen philosophischen Terminologie umkleidet. Da heifst es denn unter Andern, wenn von den Tractaten von 1814 und 1815 die Rede ist, S. 218: »Die Tractate waren so beschaffen, die der Congrefs abschlofs, der Geist, der sie dictirte, war von der Art, dafs man fast das harte Geschick segnen mufs, welches Frankreich zu einer so grofsen Ohnmacht herunterbrachte; denn diese Ohnmacht bewirkte, dafs im Grunde Frankreich keinen Theil an diesen Friedensschlüssen hatte.«

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Benner, Commentaire philosophique et politique sur l'histoire de France.

(Beschlufs.)

Was hernach folgt, scheint uns von keiner Bedeutung zu seyn, nur einen Satz über das Verhältnifs der um 1815 wieder eingesetzten Bourbons wollen wir wiederum ausheben, um die Ansicht des Verfs. zu bezeichnen. Es heifst S. 229:

„Alles dieses verbesserte bis auf einen gewissen Grad die Lage der Dynastie. Es gab jetzt für sie eine Gefahr weniger, und zwar gerade diejenige, deren Gröfse sie vorher nicht einmal geahndet hatte, indem die Gröfse der Gefahren und die Wirkungen derselben, die man erfahren hatte, die Dynastie in den Stand setzten, zu hindern, dafs sie so geradezu wieder entstehen könnten. Auf diese Weise zog die Dynastie aus dem Unglück des Staats und aus ihrem eignen, das viel gröfser und tiefer war, einige Vortheile, die ihre Lage verbesserten. Auch der Staat gewann dabei, mitten unter allen seinen Uebeln; denn da es die falsche Stellung der Dynastie war, die den Staat in alle diese Uebel gestürzt hatte, da ferner die Erblichkeit der monokratischen Gewalt eine Wohlthat für den Staat ist und da diese nicht vorhanden ist, wenn die Dynastie nicht fest steht, so sicherte Alles, was dazu diente, diese letzte fester zu gründen, auch die Rettung des andern.“ Hernach folgt wieder ein ganzes Buch Staatsphilosophie. Das drei und zwanzigste ist nämlich überschrieben: Von den constituirenden Gesetzen oder von dem constitutionellen Privilegium (charte) von 1814; das vier und zwanzigste von der Regierungsform, die um 1814 eingerichtet ward. Der Verf. behauptet nämlich, die Regierung sey nicht aus der Constitution geflossen, sondern aus den keineswegs im Sinn der Constitution gemachten Gesetzen, das drückt er S. 296. folgendermafsen aus:

»Es wäre ein grofser Irrthum, wenn man glauben wollte, dafs seit 1814 die Regierung von Frankreich eine bloſse Folge der constituirenden Gesetze gewesen sey, welche im Jahre 1814 gegeben wurden, oder, wenn man sich auch nur einbildete, dafs

Digitized by Google

die Form dieser Regierung der Vorausbestimmung der Charte folgerecht genau angepafst worden. Im Gegentheil, man hat gesehen, dafs diese Gesetze durch ihren Geist und durch den Buchstaben der Verfügungen, die aus diesem Geiste hervorgingen, auf eine zu sonderbar willkührliche Weise von dem Wesen ihres Gegenstandes oder von ihrem eigentlichen Ursprunge abführten, als dafs dies so hätte seyn können. Aufserdem folgen alle politischen Gewalten, die irgend eine Regierungsform ausmachen, ausschliefsend den Gesetzen, welche aus der Natur dieser Gewalten fliefsen, mag das constituirende Gesetz sich ausschliefsend auf diese Gewalten beziehen oder nicht.« — Das fünf und zwanzigste Buch handelt von der Errichtung und Natur der Regierung von 1814. Eine Bemerkung, die der Verf. vorausschickt, deutet an, was er eigentlich in dem Buche prüfen will. Er sagt S. 360: »Die kaiserliche Regierung hatte in Frankreich das legislative System festgesellt und das executive organisirt; daran veränderte das Gesetz von 1814 nichts. Im Gegentheil, man wird bald sehen, dafs die Regierungsform, die aus den Gesetzen hervorging, wenn ihre Einrichtung anders möglich werden sollte, voraussetzte, dafs die beiden grofsen Einrichtungen der kaiserlichen Regierung fortdauerten. So hatte die Einrichtung der Regierung von 1814 einen doppelten Ursprung, auf der einen Seite entstand sie aus den politischen Gesetzen, die den einen Theil, die Form, bestimmten, auf der andern aus den Gesetzen und der Organisation der kaiserlichen Regierung, die den andern Theil, das Wesen, enthielten.« Er vergleicht hernach den Staatsrath Bonaparte's mit den römischen Decemvirs und sagt dann S. 371: „In der That verdankt man dem ehemaligen Staatsrath und der tiefen Wissenschaft der Rechtsgelehrten, die darin einen Sitz hatten, die Gesetze und die Organisation der kaiserlichen Regierung; aber man verdankt zugleich der Spitzfindigkeit ihrer Rechtsgelehrsamkeit die zahlreichen Springfedern der Tyrannei, aus welchen diese Regierung zusammengesetzt war. Es lag in der Natur der Dinge, dafs diese Einrichtung in dieser Rücksicht dem Geist der politischen Gewalt folgte, von welcher sie abhing. Diese Abhängigkeit ist es denn, welche auf gewisse Weise den Ruhm des Staatsraths unbefleckter erhalten hat, als der der römischen Decemvirs geblieben ist. Uebrigens ist mehr als eine Aehnlichkeit zwischen beiden. Dieselbe Wichtigkeit der Arbeiten, dieselbe Neigung zur Tyrannei. In Rom existirten die Decemvirs

Digitized by Google

nur eine gewisse Zeit, bei uns ist der Staatsrath auf immer verschwunden.« Den letzten Satz erläutert er weiter unten durch folgende Erklärung: »Der Staatsrath hörte in der That auf, die Sphäre der Thätigkeit zu erfüllen, die er in gesetzgebender Eigenschaft unter der kaiserlichen und der Consular-Regierung erfüllt hatte, sobald um 1814 die Form der Regierung eine gemischte ward. So kam er ganz aufser Gebrauch, nicht etwa, als wenn seine Einrichtung geradeswegs dem Geist und Buchstaben der Gesetze von 1814 entgegen gewesen wäre, sondern, weil es nicht in der Natur der Dinge begründet ist, dafs gesetzgebende Einrichtungen, wie die Decemvirs oder der Staatsrath, zu bestehenden Staatsanstalten werden. Aufserdem ist es eine natürliche Folge der Einrichtung einer gemischten Regierung, dafs der wahre Geist dieser Art Einrichtungen erlösche und verschwinde durch die Art, wie die gesetzgebende Gewalt dort geübt wird.« Erst vom zehnten Kapitel dieses Buchs an wird der Verf. etwas positiver und sucht nach seiner Weise den Untergang der Einrichtungen der ältern Linie der Bourbons ganz ohne alle Rücksicht auf Personen und besondere Umstände blos aus dem natürlichen Gange der Dinge und dem nothwendigen Gesetz, dem dieser folgt, herzuleiten.

Ref. mufs gestehen, dafs ihm dies Unternehmen sehr mifslich scheint, dafs man dabei nothwendig oft zu Machtsprüchen seine Zuflucht nehmen und der Logik Hohn sprechen mufs; doch wird man mitten unter den Allgemeinheiten das Besondere hier angedeutet finden; es würde aber zu weit führen, wenn wir uns darauf einlassen wollten. Der Verf. geht von dem richtigen Satz aus, dafs das demokratische Element der Verfassung (die Repräsentation) und das kaiserliche (die Regierung) im Zwist waren, weil nichts sie innig verband, und deutet dann an, auf welche Weise dieser Zwist immer ärger und ärger wurde. — Das sieben und zwanzigste und letzte Kapitel handelt dann von der Revolution von 1830. „Die Hauptwirkungen dieser Revolution,« sagt der Verf. S. 458, »bestanden in dem Umsturz der monarchischen Gewalt von 1814, in den Modificationen, welche die Gesetze desselben Jahrs erlitten, durch die Folge dieses Umsturzes, und welche das Werk des Gesetzgebers waren, der durch die Revolution für einen Augenblick heraufgebracht ward; endlich in der Erhebung einer neuen monarchischen Gewalt, welche diese Revolution an die Stelle der vorigen brachte und welche

Digitized by Google

das Werk der Natur der Umstände war.« Diese Punkte geht er hernach einzeln durch, und zwar nach der gewohnten Weise, Alles in ein System zu bringen und aus einem System zu erklären. Wir Alle wissen z. B., wie es eigentlich zuging, dafs Ludwig Philipp erwählt wurde; hier heifst es S. 485: »In Rücksicht des Ursprungs der monarchischen Gewalt von 1830, so fand unstreitig eine Art von Wahl statt, denn es war doch nöthig, dafs sich die Wirkung seines nothwendigen Ursprungs auf irgend eine Art äufserte. Es fand sogar eine Art Capitulation Statt, und man redete von einer noch sonderbareren Capitulation, als die, welche gemacht ward; aber die monarchische Gewalt u s. w.«

Ref. glaubt hier schliefsen zu können, da die ausgehobenen Stellen den Leser in den Stand setzen, aus eigner Ansicht über den Inhalt zu urtheilen.

Schlosser.

Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Erstes Heft. Der Kanton Zürich. Von Gerold Meyer von Knonau. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp 1834. VIII u. 342 S. kl. 8.

Mit dem Nebentitel:

Der Kanton Zürich, historisch, geographisch, statistisch geschildert. . . . Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende.

Recensionen sind nur von Nutzen, so lange Treu und Glauben bestehen. Könnte man nicht mehr an die Unpartheilichkeit des Recensenten glauben, so würde sein Lob für erkauft, sein Tadel für leidenschaftlich gelten. Noch immer, ungeachtet beklagenswerther Ausnahmen, kann jenes Vertrauen als die Regel angenommen werden, weil sonst keine beurtheilenden Literaturberichte mehr gelesen werden würden. Die Schriftsteller haben weniger böswillige Urtheile zu fürchten, seitdem die anonymen Anzeigen in Mifscredit gekommen sind, aber desto mehr mufs man gegen die Empfehlung dessen, was nicht gerühmt zu werden verdient, auf der Hut seyn. Unterzeichneter findet sich zu dieser geharnischten Einleitung dadurch veranlafst, dafs ihm in der Zueignung des genannten Buches neben dem hochgeachteten Vater des Verfs. und dem Staatsrath Hegetschweiler eine Stelle eingeräumt worden ist; er glaubt jedoch durch diesen Ausdruck freundlicher Gesinnung des Verfs. nicht weniger zur Anzeige des

Digitized by Google

Buches competent geworden zu seyn, als es viele Recensenten in Bezug auf Bücher sind, in denen ihre Schriften von günstiger oder ungünstiger Seite erwähnt werden.

Für die Geographie und Statistik der Schweiz ist zwar schon Manches geschehen, doch kann das Unternehmen einer Anzahl schweizerischer Gelehrter, eine Beschreibung der einzelnen Cantone nach gleichem Plane auszuarbeiten, und zwar so, dafs Jeder die Theile übernimmt, mit denen er am genauesten bekannt ist, auf die freudige Zustimmung vieler Leser rechnen. Wie die Natur des Landes, so haben Geschichte, Staatseinrichtung, Sitten und Gewohnheiten in jedem Cantone des, an Merkwürdigkeiten reichen Alpenlandes viel Eigenthümliches. Europa hat wenig Beispiele einer so ungestörten Ausbildung von Besonderheiten in einzelnen Landschaften, als sie, bis zur französischen Revolution, die von den Welthändeln nicht berührten, nur wenig von einer Obergewalt gelenkten Theile der Eidgenossenschaft darbieten. In der neuesten Zeit hat man zwar Manches geändert, und bisweilen mehr nach allgemeinen Begriffen, als nach den wahren örtlichen Bedürfnissen, gleichwohl ist des Unterscheidenden viel geblieben, welches am besten von einem einheimischen Statistiker dargestellt werden kann. Sind die sämmtlichen Cantone beschrieben, so ist zu wünschen, dafs einer der Verfasser es übernehmen möge, zur Vervollständigung die Schweiz im Ganzen zu schildern, wobei Manches hervorzuheben seyn mag, was aufserdem darum, weil es nicht gerade blos in einen einzelnen Canton fällt, leicht unerwähnt bleiben könnte.

Der Verf. des ersten Heftes, schon aus seiner Geographie und Statistik der Schweiz bekannt, hat sich, wie es scheint, vorgesetzt, alle die verschiedenen Gesichtspunkte zusammenzufassen, nach denen ein Land betrachtet werden kann, keinen aber so weit zu verfolgen, dafs das Buch dadurch aufhören könnte, für vielerlei Leser anziehend zu seyn. Er handelt, nach einer vorausgeschickten historischen und antiquarischen Einleitung, in guter Ordnung in 4 Abschnitten das Land, das Volk, den Staat, die Kirche ab, giebt hierauf einige Belehrung für Reisende, und schliefst mit der alphabetischen Beschreibung der Ortschaften. Aus allen Theilen des Buches leuchtet ein Reichthum gesammelter Nachrichten, grofse Genauigkeit und Sorgfalt und eine solche vertraute Bekanntschaft mit dem geschilderten Gebiete hervor, wie man sie nur in der Heimath sich erwirbt, auch ist die Um-

Digitized by Google

sicht und Leidenschaftslosigkeit zu rühmen, mit welcher der Verf., obschon der jetzigen Züricher Regierung ergeben, von mancherlei auf seinem Wege liegenden politischen Dingen spricht. Dies bemerkt man sogleich in der kurzen Geschichte des Cantons, wo das Bestreben der Stadtbürger, die Herrschaft ausschliefsend zu behaupten, dargestellt, die Milde der älteren Verwaltung zugestanden, aber die drückende Zurücksetzung der Landbewohner bemerklich gemacht wird. Die Ansprüche derselben fanden, nachdem Stäfa den Versuch, sie geltend zu machen, schwer hatte büfsen müssen, nach der Julirevolution volle Berücksichtigung. Unterzeichneter fand 1832 noch lebhafte Spannung zwischen den Stadtbürgern und den anderen Cantonsangehörigen; insbesondere regte die beabsichtigte Schleifung der Festungswerke die Gemüther auf, indefs scheint das Mifstrauen allmälig zu verschwinden, und nichts kann hierzu mehr beitragen, als die Mäfsigung von Seite der neuen Regierung, worin der Verf. ein nachahmenswerthes Beispiel giebt.

Bei den Bergzügen, die sich, wie die ziemlich gleichlaufenden Gewässer des Cantons, nach Nordwesten, dem Rheinthale zuwenden, ist zugleich, zum Nutzen der Reisenden, die Aussicht beschrieben, die man auf einzelnen Punkten geniefst. Die Angabe der Thäler hätte mit der der Gewässer verschmolzen werden können. Die so eben genannte Richtung der Flüsse setzt sich auch aufserhalb des Cantons fort, vom Bodensee bis zur Aar, und zeigt die grofse Abdachung, die sich von den Gipfeln der Berner, Urner, Glarner und Appenzeller Hochgebirge in das Becken des Rheins und der unteren Aar hinabsenkt. Die Glatt verursacht wegen ihrer häufigen Krümmungen in dem sanft geneigten Thale vielen Schaden, weshalb der unvergefsliche Escher von der Linth eine Flufscorrection unternahm, die auf Staatskosten begonnen wurde und noch nicht vollendet ist. Die mittlere Jahreswärme der Stadt Zürich von etwas über 7° R. entspricht ungefähr der Erhebung des See's über die Meeresfläche von 1230 Pariser Fufs. In Ermangelung einer Angabe über die Regenhöhe kann man aus der Häufigkeit der Nebel (jährlich 91—92 Drittheilstage) auf die starke Feuchtheit des Klima's schliefsen. Dafs dasselbe nicht zu den rauhen gehöre, beweist schon das Fortkommen des Mais, der Hirse, sowie der starke Weinbau, der den Ufern des See's zur Zierde gereicht.

Der Boden des Cantons gehört gröfstentheils der Diluvial-

Digitized by Google

gruppe an und hat eine geringe Abwechslung von Mineralien. Die Aufzählung der landwirthschaftlich nutzbaren Pflanzen ist zweckmäfsig, dagegen würde Rec. die Angabe der vielen, meistens exotischen Zierpflanzen weggelassen haben. Die Volksmenge von 1833 ist zu 226,000 Menschen angegeben, welche auf 32 □M. wohnen, also 7000 auf der □M. Der Zuwachs betrug in den letzten 9 Jahren jährlich gegen ⅔ Proc., von 1812—24 aber jährlich 0°7 Proc. Der Verf. giebt ausführliche Nachrichten über die Volkszahl in jeder Gemeinde zu verschiedenen Zeiten, dagegen scheinen ihm keine Notizen über Geburten, Sterbfälle, Mortalität der verschiedenen Alter u. s. w. zu Gebote gestanden zu haben.

Unter den zahlreichen interessanten Schilderungen und Bemerkungen, die im Buche selbst nachgesehen werden müssen, findet sich mancherlei bisher unbeachtet gebliebenes. 1830 waren auf 1636 Gebäuden 3457 Blitzableiter.

Die Gebäude sind für 112 Mill. Schweizerfranken versichert, die Hypothekenschulden betragen wenigstens 90 Mill. Fr. — Ueber den Weinbau (auf 14,687 Juch. Weinland) werden nähere Nachrichten mitgetheilt. Nur am See, wo selten Reife einfallen, hat man auch in der Ebene Reben gepflanzt. Der Preis des Weinlandes steigt von 160 bis auf 3800 Fr. Von den Waldungen gehören 5525 Juch. dem Staate, den Gemeinden und Corporationen gegen 50,200. Die Privatwaldungen sind nicht vermessen. Die wohlthätige Aufsicht der Staatsforstbeamten auf die Bewirthschaftung wurde 1831 wieder aufgehoben, eine sehr beklagenswerthe Mafsregel, deren Schaden unersetzlich ist. Dasselbe Schicksal hatte die Verordnung über die Zahl der Zuchtstiere und die Prämien für die besten Zuchtkühe.

Bei der Fabrikation ist die häufige Verbindung derselben mit dem Landbau bemerkenswerth. Wer an den lachenden Gestaden des See's hinwandert, wird fast in jedem der netten Häuser mit frisch bemalten Fensterläden das Geräusch eines Seidenwebstuhls, deren gegen 6600 im Canton seyn sollen, gewahr. Der Verf. bemerkt indefs, dafs diese, für die Gesundheit und den Nahrungsstand sehr zuträgliche Einrichtung auch ihre Schattenseite habe, indem sie die Einführung künstlicherer Stühle (vermuthlich sind Jacquard-Stühle gemeint) erschwere. Die Baumwollenspinnerei beschäftiget gegen 2600 Erwachsene (zu 3½ und 2 fl. Wochenlohn) und 2400 Kinder (zu 1¼ fl.). Von den

Digitized by

12,000 Webstühlen sind ungefähr ⅔ in ununterbrochenem Gebrauche.

Unter der Rubrik: intellectuelle Cultur, ist eine Aufzählung der bemerkenswerthen Schriftsteller, Dichter, Musiker und Maler gegeben, welche 46 Seiten füllt. Das Lob des trefflichen und bescheidenen Historienmalers Ludwig Vogel kann Unterzeichneter aus eigener Betrachtung mehrerer Werke dieses Meisters vollkommen bestätigen. Anziehend und ergötzlich sind die Sittenschilderungen aus verschiedenen Zeiten. Im 16ten Jahrhundert bestieg der Geistliche noch mit einem kurzen Degen die Kanzel. Wer einen Fluch (Schwur) ausstiefs, konnte von einem Zuhörenden angehalten werden, den Boden zu küssen, oder 1 Schill. Strafe für den ersten begegnenden Armen zu zahlen.

Die Staatsverfassung wird in ihren mannichfaltigen Abänderungen geschichtlich dargestellt. Von der neuesten, seit 1831, ist am merkwürdigsten, dafs für die Wahlen in dem grofsen Rath noch die Eintheilung der Cantonsbürger in Zünfte, die jedoch allen gewerblichen Charakter verloren haben, beibehalten worden ist. Die Stadt Zürich hat deren 13, mit alterthümlichen Namen, als: Saffran, Constafel, Kameel u. s. w. In Folge des freigegebenen Petitionsrechts gelangten innerhalb dreier Jahre gegen 1700 Petitionen an den grofsen Rath.

Das Staatsvermögen des Cantons nach Abzug der Passiva ist auf 13,308,751 Fr. berechnet. Es begreift 4 Mill. ausstehende Capitale, 2 Mill. Domänen, 1,835,000 Grundzinsberechtigungen und dergl.

Die Notizen über die Separatisten und Herrnhuter (von jenen sind gegen 500, von diesen ungefähr 450 vorhanden), die mit einem besonderen Interesse niedergeschrieben zu seyn scheinen, werden vielen Lesern willkommen seyn. Die dortigen Separatisten verwerfen die Ehe, weshalb nur selten Kinder unter ihnen geboren werden.

K. H. Rau.

Digitized by Google

*Karte von Würtemberg, Baden und den Fürstenthümern Hohenzollern in 12 Blättern. Gewidmet Sr. Königl. Hoheit dem Grofsherzog Leopold von Baden. Entworfen und bearbeitet im Mafsstabe $\frac{1}{200\,000}$ der natürlichen Gröfse *) von J. E. Wörl. In Stein gestochen unter seiner Leitung. Im Herder'schen Kunstinstitut zu Freiburg im Breisgau.*

Die schon vor Jahren von Obristlieutenent Weifs angekündigte Karte dieser Länder, wurde durch seinen Tod unterbrochen. Die dadurch angeregten Wünsche der schon in bedeutender Anzahl unterschriebenen Abnehmer überzeugten die Herderische Kunsthandlung, dafs es ein Bedürfnifs sey, eine vollständige Karte genannter Länder zu liefern. Um ihr Versprechen auf eine der Wissenschaft und Kunst entsprechende Weise zu lösen, hat sie zur Redaction dieses Unternehmens Herrn Dr. Wörl gewonnen, dessen kartographische Leistungen europäischen Beifall finden. Auch mufs es eine besondere Berücksichtigung verdienen, dafs das ganze Werk unter der Leitung des Herausgebers durch eigens von Ihm dazu eingeübte Künstler gestochen wurde, damit, woran sonst die meisten gröfsern Karten-Unternehmungen scheitern, durch alle Blätter hindurch Gleichheit des Styls walte, das Bild der Landschaft treu wieder gegeben werde, und keine verschiedenartige Darstellung im Stiche das Verstehen der Zeichnung hindere.

Das Projectionsnetz ward in der Sexagesimal-Theilung von 15 zu 15 Minuten durch das Blatt ausgezogen. Die Grade sind im Rande in einzelne Minuten getheilt, unterhalb welchen die entsprechende Decimaltheilung angegeben ist. Der innere Rand der einzelnen Sectionen, das Projectionsnetz in seiner Entwickelung, wurde nach den Berechnungen mit aller Genauigkeit auf die Platten selbst aufgetragen, damit der Anschlufs der Sectionen ganz genau werde. Alle Zeichnungen der Positionen, Strafsen und Grenzen sind in rothem Drucke gegeben, was der Karte eine Bestimmtheit des Unterscheidens gewährt, und das suchende Auge leicht leitet. Besondere Aufmerksamkeit wurde auf leicht verständliche Zeichnung des Terrains verwendet, so wie auf eine sich zweckmäfsig eignende Wahl deutlicher Schriftcharaktere,

---

*) Die Länge des Blattes 15,7 Pariser Zoll = 11,48 deutsche Meilen.
Die Höhe „ „ 13,3 „ „ = 9,72 „ „
Der Flächenraum auf dem Papier in □Zoll 208,81 Par. Z. = 112 deutsche □Meilen.

Digitized by Google

damit nie eine Verwechslung entstehe. Eine der Natur anpassende Figurirung der Gebirgszüge, so wie auch die höchst mögliche Sorgfalt für die Reinheit des Druckes auf schön weifs Velinpapier wird diese Karten eben so sehr empfehlen, als ihre Richtigkeit; wobei noch die Bemerkung beigefügt zu werden verdient, dafs der Verf. eine noch unedirte in Originalzeichnung vorliegende Karte von Würtemberg, ausgearbeitet von dem königl. würtemberg. General-Quartiermeister-Stab, vielfach zu benutzen Gelegenheit hatte.

Diese seit dem December 1831 angekündigte und mit Beifall begonnene Unternehmung ist nunmehr nach Wunsch beendet und verdient als ein schönes Ganzes lobende Bekanntmachung. Wir können mehreren darüber erschienenen Anerkennungen ganz beistimmen. Die Netzkarte giebt über die Beizeichnungen topographischer Nebenumstände, wodurch die Karte auch statistischen Werth erhält, die nöthige Auskunft. Möge den Unternehmern und Bearbeitern dieser Karten, die sich durch inneren Werth wie durch die kunstfertige Darstellung als klassisch auszeichnen und Deutschlands wissenschaftlichen Ruhm im Fache der Erdbeschreibung und des Landkartenwesens auf eine höhere Stufe erheben, die zahlreichste Unterstützung zu Theil werden, damit sie für ihre ausgezeichnete Mühe und Anstrengung, so wie für ihren aufserordentlichen Kostenaufwand einer angemessenen Entschädigung und verdienten Belohnung sich erfreuen. Positionen, Strafsen und Grenzen sind mit rothem Drucke gegeben. Bei Städten und gröfseren Marktflecken ist die Seelenzahl ebenfalls roth angezeigt. Zahlreiche Höhenmessungen sind in schwarzen Zahlen, in Pariser Fufsen, eingetragen. Nach der unten beigefügten Uebersicht umfafst die Karte auch das Würzburgische und das linke Rheinufer, westwärts bis Belfort und Zweibrücken.

Die Herder'sche Kunsthandlung, aus deren Officin die Karte über die badische Rheingrenze hervorgegangen ist, welche als das Schönste gilt, was bisher die Lithographie im Kartenfache geleistet hat, befriedigt auch hier die strengsten Anforderungen. Der Stich ist ausgezeichnet schön, von vollkommener Schärfe und Reinheit. Jeder Unbefangene kann erfreut seyn, dafs der Grabstichel die hellen Töne mit solcher Feinheit, die dunkeln mit vieler Bestimmtheit gegeben hat. Die Schrift ist deutlich; ihre Gröfse und Wichtigkeit der bezeichneten Gegenstände angepafst. Der rothe Eindruck ist ganz gelungen, und dies verdient um so mehr bemerkt zu werden, als darin eine sehr grofse

Digitized by Google

Schwierigkeit liegt, die ihren Grund vorzüglich in der verschiedenen Zusammenziehung des Papiers hat, die sich nach dem Zustande seiner Feuchtigkeit richtet. Zu all den Vorzügen dieser Karte kommt auch die Billigkeit des Preises.

Das Netz enthält auf der westlichen Seite von Norden gezählt 4 Blätter: 1) den Titel mit der Zueignung und Mainz in der Ecke, 2) Rheinbaiern bis Hagenau und Baden, 3) Strafsburg bis Kenzingen, 4) Freiburg bis Basel; die mittlere Reihe enthält: 5) Darmstadt bis Heidelberg, 6) Karlsruhe bis Stuttgart, 7) Hohenzollern, 8) Constanz; die dritte Reihe enthält: 9) Würzburg, 10) Hall, 11) Ulm, 12) Oberschwaben mit dem Bodensee bis St. Gallen. — Wir führen die Karten namentlich auf, damit Liebhaber von einzelnen Blättern eine taugliche Auswahl treffen können. Wer aber Ein Blatt von dieser Sammlung angesehen hat, wird sich der Anschaffung aller kaum enthalten. Sie erinnern an den Atlas von Europa und den entworfenen Atlas von Süddeutschland in 85 Blättern, dessen Grofsartigkeit man nicht besser schildern kann, als wenn man daran erinnert, dafs derselbe die Ausführung einer Idee Napoleons ist.

Die beste bisher bestandene Karte von Baden war die von Tulla. Aber ihr Mafsstab ist 1 : 500,000. Also ihr Verhältnifs zu Wörl's Karte wie 2 zu 5. Wohl gab es auch andere Karten gröfsern Mafsstabs, welche theilweise die Topographie des Landes darstellen, als Moreau's Karte von Schwaben, die aber, im Pariser Dépôt de la guerre für Napoleon gefertigt, nie in den Buchhandel kam, auch an einer merkwürdigen Entstellung der Ortsbenennungen leidet. Auch reicht sie, wie die bekannten Amann- und Bohnenberger'schen Karten nur etwas über Karlsruhe hinaus. Wörl's Karte füllt hiermit zuerst jene Lücke in der europäischen Mappe, in welche beinahe der ganze badische Unterrheinkreis gehört, sowie das Land zwischen Mergentheim, Würzburg u. s. f.

Allerdings wäre es der Mühe werth, dafs über die Grundlage, den Plan und die Elemente seiner umfassenden Arbeit der Verf. selbst eine belehrende Beilage geben sollte. Die durch mehr als 30 Zeichen angegebenen Besonderheiten und Merkwürdigkeiten jedes Orts machen die Karte auch zu einem Ueberblick der Statistik brauchbar. Selbst die Tiefen des Bodensee sind durch eine Menge von Zahlen bezeichnet. Wir fragen: Warum giebt der Verf. die Höhe des Bodensee in 2 Daten, einmal zu 1255 Par. F. über der Meeresfläche und zugleich nach Andern zu 1200?

Digitized by Google

Setzten doch Schübler's und Dihlmann's Jahrelange Barometer-Messungen übereinstimmend mit Duttenhofer's Nivellement die Höhe auf 1255′ fest. — Die tiefste Stelle ist mitten im Bodensee 856′, also nicht zwischen Lindau und Bregenz 2000′, wie bisher Bücher und Landkarten dem Berichte der dortigen Seeleute nacherzählen.

Jedem Blatte sind die landesüblichen Stunden- und Meilenmafse angefügt, wornach man leicht, den Zirkel in der Hand, die Entfernungen nach badischen oder würtembergischen oder Schweizer Stunden oder nach geographischen Meilen finden kann.

Ein Supplementblatt enthält noch besonders in einer Tabelle statistische Data einerseits für Baden, auf der andern Seite für Würtemberg. Dabei aber stofsen wir auf die Neuigkeit, dafs das badische Land anstatt der bisherigen 272 □M. vielmehr 275 □M. betrage, wobei die Vertheilung auf die 4 Kreise wieder in andern Verhältnissen sich ermittelt hat, als das neueste badische Hof- und Staatshandbuch (1834) angiebt.

Es hat nämlich

der Seekreis . .	anstatt	55	hier	67	□Meilen
» Oberrheinkreis	»	78	»	72	»
» Mittelrheinkreis	»	77	»	73	»
» Unterrheinkreis	»	62	»	63	»
	anstatt	272	hier	275	□Meilen.

Dadurch, dafs die Karte aufser den am Titel angegebenen Ländern das ganze Elsafs, die südliche Hälfte von Rheinbaiern, die hessische Provinz Starkenburg und die Grenzlande des östlichen Baierns enthält, werden auch die Nachbarn in desto gröfsere Theilnahme zu treten veranlafst seyn. Möge Deutschland auf's Neue durch Unterstützung solcher vaterländischen Kunstarbeiten beweisen, dafs es für Die, welche es verdienen, ein belohnendes Vaterland ist!

Felices . . . . . sua si bona norint
Germani!

18. Nov. 1834. Dr. *Paulus.*

Nachtrag.

Die Karte von Würtemberg, Baden und den Fürstenthümern Hohenzollern giebt für den Preis von 16 fl. 12 kr. noch zu den früher versprochenen 12 Blättern ein 13tes Supplementblatt, sta-

Digitized by Google

tistische Tabellen enthaltend, die der Verf. als eine wünschenswerthe Zugabe der Karte zusammenstellte, zum Zeichen von Anerkennung der freundlichen Theilnahme, womit dieses Unternehmen unterstützt wurde. Wir fügen noch bei, dafs diese 12 Karten eine grofse Lücke in der deutschen Mappe ausfüllen, da bisher über das nördliche Land von Baden, den gesammten Unterrheinkreis, das baierische Grenzland bis Würzburg und weiter, keine specielle topographische Zeichnung bestand. — Besonders aber ist zu erwähnen, dafs diese Karten bei dem bevorstehenden Beitritte Badens zum deutschen Zollvereine von besonderer Wichtigkeit ist, da sie das Rheinland vom Bodensee bis Mainz auf das Vollständigste in den kleinsten Einzelnheiten darstellt, der Rhein selbst aber nach der trefflichen Aufnahme der französisch-badischen Grenzberichtigungs-Commission mit allen Inseln und Ueberfahrten eingetragen ist.

Nunmehr wird dieser Atlas, wie es im Plane gelegen, südlich über das Alpenland und östlich über Baiern und weiter fortgesetzt, und sodann als zusammenhängendes Ganze unter dem Titel: „Karte von Süddeutschland" ausgegeben. Es werden aber auch zu Erleichterung des Ankaufs Länderweise folgende Parthien ausgegeben, nämlich:

Karte von Würtemberg, Baden und Hohenzollern	in	12 Blättern.
dieselbe mit Baiern	»	28 »
» » der Schweiz	»	20 »
» » Tyrol	»	12 »

Von all diesen ist bereits der gröfsere Theil im Stiche vollendet, oder der Beendigung nahe. Die Abnehmer einer oder der andern der voranstehenden Karten-Abtheilungen aber haben, wenn sie dieselbe etwa später über das Nachbarland ausdehnen wollen, nicht nöthig, die einschlägigen Grenzblätter doppelt zu kaufen. Die Verlagshandlung wird Rücksicht nehmen, dafs Deren Karten nur ergänzt werden, so weit sie sie wünschen. Darum ist in solchen Fällen nöthig, dafs dieselben die Ortsaufschrift der in Händen habenden Blätter genau anzeigen.

Um dieses zu erleichtern, werden nachstehend die Uebersichts-Karten der Länder-Abtheilungen sowohl einzeln, als in ihrem Zusammenhange als Karte von Süddeutschland, angefügt.

Digitized by Google

Karte von Süddeutschland.

Titel. Altona. Waldeck. Eisenach. Weimar. Greiz. Töplitz' Jung-Bunzlau. Königsgrätz. Neisse. — Aachen. Coblenz. Frankfurt. Schweinfurt. Coburg. Eger. Pilsen. Prag. Chrudin. Olmütz. — Luxembourg. Kreutznach. Darmstadt. Würzburg. Nürnberg. Amberg. Klattau. Budweis. Iglau. Brünn. — Metz. Zweibrücken. Karlsruhe. Ellwangen. Ingolstadt. Regensburg. Passau. Linz. Krems. Wien. — Nancy. Strafsburg. Tübingen. Ulm. Augsburg. München. Salzburg. Steyer. Maria Zell. Neustadt. — Vesoul. Freiburg. Schaffhausen. Constanz. Füssen. Innsbruck. Hallein. Murau. Grätz. Fürstenfeld. — Besançon. Bern. Zürich. Wallenstadt. Landeck. Brixen. Lienz. Klagenfurt. Drauburg. Warasdin. — Lausanne. Freiburg i. d. Schweiz. Locarno. Bellinzona. Trient. Belluno. Udine. Görz. Laybach. Agram. — Genf. Aosta. Domo d'Ossola. Mailand. Verona. Padua. Venedig. Triest. Fiume. Karlstadt. — Grenoble. Torino. Alessandria. Piacenza. Mantua. Rovigo. Commacchio. Rovigno. Cherso. Ottochacz.

Karte von Würtemberg, Baden und Hohenzollern.

Titel der Karte. Darmstadt. Würzburg. — Zweibrücken. Karlsruhe. Ellwangen. Strafsburg. Tübingen. Ulm. — Freiburg. Schaffhausen. Constanz. — Statistische Tabellen.

Karte von Baiern, Würtemberg, Baden und Hohenzollern u. s. w.

Frankfurt. Schweinfurt. Coburg. Eger. — Kreutznach. Darmstadt. Würzburg. Nürnberg. Amberg. Klattau. — Zweibrücken. Karlsruhe. Ellwangen. Ingolstadt. Regensburg. Passau. — Strafsburg. Tübingen. Ulm. Augsburg. München. Salzburg. — Freiburg. Schaffhausen. Constanz. Füssen. Innsbruck. Hallein.

Die Schweiz.

Titel der Karte. Freiburg. Schaffhausen. Constanz. Füssen. — Besançon. Bern. Zürich. Wallenstadt. Meran. — Lausanne. Freiburg. Locarno. Chiavena. Trient. — Genève. Aosta. Biella. Milano. Verona.

Tyrol.

Constanz. Füssen. Innsbruck. Hallein. — Wallenstadt. Landeck. Brixen. Lienz. — Trient. Belluno. — Verona. Padua.

1) *Beiträge zur Geographie von Hellas, mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse von Dr. G. L. Kriegk. Erstes Heft. Leipzig* 1835. *Verlag von W. Engelmann.* 72 *S.* 8.

Auch mit dem besonderen Titel:

Das Thessalische Tempe, in geographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt von Dr. G. L. Kriegk. Mit einer lithographirten Karte.

2) *De Maliensibus. Dissertatio geographica, quam ad summos in philosophia honores auctoritate amplissimi philosophorum Marburgensium ordinis rite obtinendos scripsit Georgius Kriegk, Darmstadinus. Francofurti ad Moenum. Typis Joann. Frid. Wenneri.* MDCCCXXXIII. 45 *S. in gr.* 8.

Bekanntlich fehlt es uns nicht an Compendien und Handbüchern verschiedener Art über die alte Geographie; selten findet man aber in dem einen viel mehr als in dem andern, und wer näher in das Einzelne einzugehen veranlafst wird, mag sich oftmals unbefriedigt finden, weil er hier meist auf mehr oder minder zuverlässige Angaben stöfst, d. h. solche, die der festen Grundlage durchaus entbehren, die doch bei allen geographischen Angaben, verbunden mit möglichster Genauigkeit und Sorgfalt, vorherrschen soll. Wir wollen damit nicht einen besonderen Tadel auf Diejenigen werfen, deren dankenswerthen Bemühungen wir solche, zum täglichen Gebrauch nothwendig gewordene Uebersichten verdanken; denn der Grund liegt in der Natur der Sache und des behandelten Gegenstandes, er liegt, mit einem Worte, in dem grofsen Mangel an gründlichen und umfassenden Vorarbeiten über die einzelnen Theile, Länder und Gegenden, welche in den Bereich der alten Geographie fallen, in der so oft fühlbaren Vernachlässigung Dessen, was wir in Erforschung des alten Lokale und dessen Zusammenstellung und Vergleichung mit den Angaben der Alten, den Bemühungen zahlreicher und gebildeter Reisenden der neuern Zeit, besonders der Franzosen und Engländer verdanken, endlich in dem bald mehr bald minder fühlbar hervortretenden Mangel an genauen Charten der alten Welt. Wie Vieles ist hier von neuen Bearbeitern der alten Geographie unbenützt gelassen! Mannert kümmerte sich, wie bekannt, so gut wie gar nicht um Mittheilungen neuerer Reisenden; und leider sind nur so Manche seinen Fufsstapfen gefolgt, ohne den Reichthum der Mittheilungen zu benutzen, der in den Werken jener Reisenden vorliegt. Eine weitere Schwierigkeit liegt auch in den kritisch durchaus noch nicht so berichtigten Texten der alten Geographen, und es bedarf hier nur einer Erinnerung an den Einen Ptolemäus, dessen Text noch so sehr im Argen liegt. In-

Digitized by Google

dessen dürfen wir hoffen, dafs diesem Uebelstande wenigstens durch die vereinten Bemühungen mehrerer Philologen bald abgeholfen werde; ist ja doch mit Ptolemäus ein Anfang durch Sickler, mit Strabo durch Grofskurd gemacht worden! und es wird dann auch nicht an wackern Nachfolgern fehlen, die in die Fufsstapfen ihrer Vorgänger treten werden!

Was die andern, eben berührten Uebelstände betrifft, so lassen wir den Hrn. Verf. selbst reden:

»Wir haben, während die Zahl der Lehrbücher der alten Geographie stets zunimmt, noch immer einen grofsen Mangel an kritischen Vorarbeiten zu denselben und zur allgemeinen antiquarischen Erdbeschreibung überhaupt; denn so vortrefflich auch manche vorhandene Forschungen über specielle Gegenstände sind, so ist doch die Zahl derselben noch keineswegs so grofs, dafs die eigentliche Basis einer alten Geographie durch sie bereits gegründet wäre. Insbesondere sind die meisten einzelnen Theile von Griechenland noch so wenig genügend untersucht und dargestellt, dafs an eine allgemeine Geographie dieses Landes, welche den Forderungen der Wissenschaft vollkommen entspräche, vor der Hand noch nicht zu denken ist. Für dieselbe vorzuarbeiten und zu ihrer bessern Begründung beizutragen, ist der Zweck der Abhandlungen, deren erste vorliegt.«

Und so hat uns denn der Hr. Verf. in vorliegender Abhandlung über das alte, berühmte und hochgefeierte Tempe, eine Monographie geliefert, welche durch vollständige Benutzung aller über diese merkwürdige Gegend vorhandenen Nachrichten der Alten, in Verbindung mit den Beschreibungen und Schilderungen neuerer Reisenden, die, wie Gell, Dodwell, Clarke u. A. Alles an Ort und Stelle selber genau untersucht und beschrieben haben, durch sorgfältige kritische Behandlungsweise, und eine klare Darstellung, die sich weder in bizarren Phrasen und Bildern, wie es jetzt zur Mode wird, bewegt, noch von der Sucht, Alles in ein, in unserm Kopfe gemachtes System einzwängen zu wollen, angesteckt ist, zu dem Resultate geführt hat, das die Wissenschaft verlangen kann, und das den Gegenstand, neuere Entdekkungen etwa abgerechnet (an die wir übrigens, hier zunächst wenig glauben), abgeschlossen hat. Daher wird man mit diesem Versuch gewifs sich befriedigt finden, zumal wenn man näher prüft, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit der Hr. Verf. überall zu Werke geht, und seine Resultate so wohl begründet hat, dafs wir an ihrer Richtigkeit nicht wohl zweifeln dürfen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 29. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kriegk, Beiträge zur Geographie von Hellas.

(Beschlufs.)

Ausgehend von einer allgemeinen Uebersicht des mit dem Namen Tempe von den Alten bezeichneten Thals, richtiger eines Engpasses oder einer Felsschlucht — *fauces* potius dixeris quam vallem, wie Ref. zu Herodot VII, 128. p. 625. sich ausgedrückt hat, wo er allerdings bedauert, dafs er von vorliegender Schrift noch keinen Gebrauch machen konnte, die das, was er über dieses Lokale in wenigen Worten mehr angedeutet als ausgeführt hat, noch mehr im Einzelnen bestätigt und erörtert — schildert der Verf. zuvörderst den Charakter der ganzen Gegend und nimmt bei dieser Gelegenheit eben sowohl Rücksicht auf die Nachrichten der Alten (S. 6. wird sogar ein genaues Verzeichnifs aller der verschiedenen Ausdrücke, welche die Alten von diesem Lokale gebrauchen, gegeben, woraus wir allerdings die Vorstellungen und Begriffe, welche sich die Alten davon machten, entnehmen können, zumal da alle diese Ausdrücke, von dem des Altvaters der Geschichte, von Herodotus an, welcher von Tempe den Ausdruck αὐλῶν στεινὸς gebraucht, bis zu den von den englischen und französischen Reisenden gebrauchten, etwas Bezeichnendes haben), als auf die Berichte der neueren Reisenden, unter denen nicht leicht eine Notiz dem Hrn. Verf. entgangen seyn dürfte. S. das genaue Verzeichnifs in der ersten Note. Wenn der Hr. Verf. am Schlufs dieser Note ausdrücklich erwähnt, dafs er die bei Ortelius (Theatr. Orbis etc.) befindliche Beschreibung nicht habe benutzen können, dafs jedoch nach der im 4ten Band des Gronov'schen Thesaurus enthaltenen Zeichnung zu schliefsen, diese Beschreibung höchstens nur in der Zusammentragung der Notizen und in der Behandlung einzelner Stellen alter Autoren einen Werth haben könne, da jene Zeichnung eine ganz falsche Vorstellung von Tempe im Allgemeinen gebe, so hat er in diesem Urtheil nur zu sehr recht. Ref., der Zeichnung und Beschreibung nach der Ausgabe von 1595 vor sich hat, findet die erste ganz gräfslich und die letztere so dürftig aus Aelian (und nicht einmal diesen vollständig) und ein Paar andern Stellen zu-

Digitized by Google

sammengetragen, dafs der, welcher jetzt Tempe schildern will, füglich dieser Schilderung entbehren kann; wer aber eine Abbildung zu sehen wünscht, der kann dieses Zerrbild ungesehen lassen, da er z. B. bei Clarke eine weit richtigere Abbildung davon finden wird. Dann geht der Verfasser über zu der speciellen Beschreibung des Engpasses, die möglichst genau, Punkt für Punkt, ja Schritt für Schritt verfolgt, zunächst nach den höchst genauen Angaben Gell's, unstreitig den genauesten, die wir besitzen, und zugleich mit Rücksicht auf die militärische Wichtigkeit dieses Passes, auf welche auch bereits die Alten theilweise aufmerksam gemacht haben, wenn gleich im Ganzen mehr bei ihnen, namentlich bei den Dichtern, die Beziehung und der Gedanke an das an grofsartigen Naturscenen und pittoresken Ansichten reiche Thal vorwaltete. Mit besonderer Rücksicht beschreibt dann der Verf. die Felsen, welche die eigentliche Schlucht und den Engpafs, Tempe genannt, bilden, deren Beschaffenheit sich auch, die Vegetationsverhältnisse abgerechnet, wohl schwerlich verändert hat, so dafs die Angaben der Alten, namentlich eines Aelian, Philostrat, Plutarch, ja selbst in gewisser Hinsicht auch des Livius, mit dem wirklichen Charakter der Felsen, so wie ihn die neueren Reisenden schildern, übereinstimmen. Ueber den eben genannten Livius scheint uns der Verf. S. 18. ein richtiges Urtheil zu fällen; Livius sah das Tempe eben so wenig, als er, um durch ein ähnliches Beispiel die Sache zu erläutern, die Gegenden sah, durch welche Hannibal den denkwürdigen Zug über die Alpen nahm; er beschreibt beide Gegenden nach den vor ihm liegenden fremden Berichten, die, wenn sie auch möglichst genau sind, doch immerhin den, der ein solches Lokale nicht aus eigener Anschauung kennt, leicht zu Irrthümern und unrichtigen Angaben oder auch zu Uebertreibungen verleiten können. Das ist die natürliche Folge bei allen Schilderungen der Art, bei Reiseberichten, welche, ohne eigene Kunde des zu schildernden Lokales, auf dem Studierzimmer entworfen werden. — Nun kommt der Verf. auf die durch das Tempe führende Strafse, welche jetzt noch wahrscheinlich keine andere ist, als die, welche schon die alten Griechen benutzten, und deren Wichtigkeit sich auch in so fern gleich geblieben ist, weil sie die einzige, zu jeder Zeit mögliche und am wenigsten schwierige Verbindungsstrafse zwischen dem südlichen Macedonien und zwischen Thessalien ist, alle andern Gebirgsstrafsen aber sehr beschwerlich, im Winter auch oft gänzlich gesperrt sind (S. 21.). Es darf uns

aber auch daher kein Wunder nehmen, dafs die Beschreibungen der Alten mit denen der neueren Reisenden ganz übereinstimmen. Ja selbst in Absicht auf die Vegetation der Gegend wird man Aelian's Schilderung im Ganzen der Natur des Orts und der jetzigen Beschaffenheit seiner Vegetation entsprechend finden (S. 23.). Als einen Beweis der Sorgfalt, mit welcher der Hr. Verf. gearbeitet hat, führen wir bei dieser Gelegenheit an, dafs er uns sogar S. 24 ff. ein genaues Verzeichnifs der Pflanzen liefert, welche nach Versicherung der neueren Reisenden dort angetroffen werden. Nun verbreitet sich der Verf. über den das Tempe durchströmenden Peneus und dessen Nebengewässer, gleichfalls wieder die Angaben der Alten vergleichend und zusammenstellend mit neueren Berichten; dann untersucht er die Angaben über Länge und Breite des Tempe; wobei es ein in der That auffallender Umstand ist, dafs während z. B. in Angabe der Länge die drei alten Schriftsteller, welche darüber eine Nachricht enthalten: Aelian, Livius und Plinius, genau mit einander übereinstimmen, die Angaben der Neueren zum Theil sehr von einander abweichen! Dasselbe findet z. B. auch bei der Breite des Hellespont oder der jetzigen Dardanellen statt, welche von den Alten seit Herodot fast einstimmig zu 7 Stadien angegeben wird, während die Angaben der Neuern von 4 bis zu 10 Stadien variiren! Vergl. Kruse: Ueber Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus u. s. w. S. 77 ff. Wem soll man in solchen Fällen glauben? Und wäre nicht überhaupt gröfsere Vorsicht anzurathen bei so manchen Verdammungsurtheilen, die oft über Angaben solcher Mafse von Länge und Breite bei den Alten geradezu ausgesprochen werden, da am Ende die Letztern mit mehr Sorgfalt zu Werke gegangen und darum zuverlässiger sind, als neuere Reisebeschreiber. In vorliegendem Falle schlägt unser Verf. einen Mittelweg ein; er nimmt das Medium der Angaben der Neueren und berechnet demnach die ganze Länge des Passes zu circa fünf englischen Meilen: was dann mit den Angaben der Alten übereinstimmend ist. Die Entstehung des Tempe beschäftigt den Verf. in einem eigenen Abschnitt (S. 35 ff.). Er führt die zahlreichen Stellen der Alten an, welche die Entstehung des Thales gewaltsamen Naturereignissen — Erdbeben — zuschreiben, und findet die Ansichten der Neueren, welche über die Bildung dieser Gegend reden, damit übereinstimmend. Hier trifft die Tradition mit dem Resultat genauer Lokaluntersuchungen zusammen, um uns über die Entstehung des Tempe durch mächtige Erderschütterungen,

welche die Felsen getrennt und dem Wasser des Peneus durch dieselben einen Ausgang in die See gebahnt haben, kaum noch Zweifel zu lassen (S. 39.).

Nun folgt unmittelbar eine Untersuchuug über den Namen Tempe, und den Gebrauch desselben, sowie über die bei den Alten ihm verschiedentlich zukommenden Beiwörter, als deren Resultat sich S. 45 ff. herausstellt: »dafs die Vorstellung der Alten in dem Begriff Tempe einen Ort umfafste, welchen Quellen und Flüsse, eine reiche Vegetation, besonders Waldung und als Wirkung von ihnen, Kühlung und Schatten auszeichneten und dafs dieser Ort in der klassischen Zeit des Alterthums fast immer als ein enges Thal (στενά) oder als eine thalreiche Ebene (κοίλωμα) gedacht wurde.« Dafs der Verf. dabei auch der verschiedenen Benennungen des Passes in neuerer Zeit gedenkt (S. 48 ff.), war allerdings zu erwarten. An diesen Abschnitt schliefst sich dann eine Untersuchung über die aus dem Alterthum überlieferten Beschreibungen des Tempe (S. 51 ff). Freilich sind alle Angaben der Alten, mit einziger Ausnahme der, aber auch nicht ganz umfassenden Beschreibung Aelian's Var. Hist. III, 1. mehr gelegentlich mitgetheilte Notizen, als eigentliche Schilderungen oder Beschreibungen der Gegend. Der Herr Verfasser durchgeht sie prüfend der Reihe nach und weist den gröfseren oder geringeren Grad der Beachtung nach, welche sie verdienen. Daran schliefsen sich noch zwei Untersuchungen, die eine über die antike Ansicht vom Tempe und die Identität des Babapasses mit dem Tempe der Alten (wobei auch S. 60. die irrige, von zwei englischen Reisenden ausgegangene Annahme eines doppelten Tempe im Alterthum widerlegt wird); die andere über die im Tempe befindlichen Trümmer und die lateinische Inschrift in demselben (wobei auch die Lage von Gonnus und einiger anderen Orte der Gegend besprochen wird); diese Inschrift war schon früher S. 12. bei der geographischen Beschreibung des Passes mitgetheilt worden. Beigefügt ist ein sehr nettes Kärtchen, über das Lokale des alten Tempe, entworfen nach Gell's Zeichnung in Clarke's Travels. — Das nächste Heft soll eine Darstellung der thessalischen Ebene liefern, das Ganze überhaupt vier Hefte von ungleichem Umfang enthalten.

Die unter No. 2. aufgeführte, der Zeit nach früher erschienene Schrift, zunächst eine Inauguralschrift, liefert uns eine ähnliche Monographie über ein thessalisches Völkchen, das an der

Nordseite des (nach ihnen benannten) malischen Meerbusens, am südlichsten Punkte Thessaliens in der Nähe der Thermopylen lebte. Dieses Völkchen, Μαλιεῖς oder Μηλιεῖς bei den Griechen genannt, hat, obwohl als streitbar und kriegerisch genannt, doch nie zu irgend einer besondern politischen Bedeutung oder Stellung in Griechenland sich erhoben; daher auch die über dasselbe auf uns gekommenen Nachrichten der Alten dürftig und spärlich sind; kaum genügend, ein einigermafsen befriedigendes Bild davon zu liefern; indessen da der von diesem Volke bewohnte Landstrich zu den in der griechischen Geschichte am meisten gefeierten und wichtigen gehört, so verdient eine genaue Beschreibung dieses Lokale, welche durch sorgfältige Zusammenstellung der Nachrichten der Alten mit den Angaben der Neueren über die jetzige Beschaffenheit, sichere Resultate zu gewinnen sucht, ein eben so nützliches als dankenswerthes Unternehmen genannt zu werden; daher wir auch gerne diese Schrift mit der vorigen, der gleichen Tendenz und des gleichen Charakters wegen in Verbindung gebracht haben. Auch hier herscht kein loses Spiel der Phantasie, welches die vorhandenen Nachrichten, kurz das vorhandene Material blos benutzt, um daraus willkührliche Gebilde der Phantasie zu schaffen, nicht aber, um durch kritische Zusammenstellung und zweckmäfsige Vergleichung, sichere Resultate und somit ein getreues Bild des Ganzen zu gewinnen. Dieser letzteren Methode ist unser Verf. treu geblieben und seine Darstellung, hier in lateinischer Sprache, ist der in der andern Schrift gleich. — Der Hr. Verf. spricht zuerst über Lage und Umfang des Ländchens, über dessen einzelne Theile, nach den Angaben der Alten, und über den Namen des Volkes und Landes, daran schliefst sich dann eine ausführliche Untersuchung über die Beschaffenheit und Natur des Landes („De agri Maliensis natura atque ingenio," S. 17 ff.), worin die Nachrichten der Neueren genau mit den Angaben der Alten verglichen werden, um so feste und sichere Resultate zu gewinnen und zugleich, wo möglich, die Widersprüche zu beseitigen, welche die nothwendige Folge des veränderten Naturzustandes dieser Gegenden sind. In dem Schlufskapitel: De urbium Maliacarum situ," werden die einzelnen Orte dieser Landschaft, so weit wir sie kennen, aufgeführt und ihre Lokalität nachgewiesen. Ein nettes, lithographirtes Kärtchen ist auch dieser Abhandlung beigefügt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

The Topography of Rome and its Vicinity by Sir William Gell, M. A. J. R. S. F. S. A. author of „the itinerary of Greece," „Topography of Troy," „Pompeji" etc. In two Volumes. London: Sannders and Otlays Conduit Street.* MDCCCXXXIV. VII, 456 *u.* 414 *S. in gr.* 8. *nebst Karte: Rome and its Environs from a trigonometrical Survey by Sir William Gell etc.

Ref. steht nicht an, in diesen Blättern die Aufmerksamkeit auf ein Werk zu lenken, das selbst nach dem Vielen, was in neuer und neuester Zeit über Rom und seine Umgebungen geschrieben worden ist, schon darum eine Auszeichnung verdient, weil sein Inhalt auf lauter eigenen, mit der gröfsten Genauigkeit und Pünktlichkeit an Ort und Stelle selber angestellten Untersuchungen beruht und sein Verf. durch verschiedene ähnliche Schriften über Griechenland sich mit Recht einen Namen gewonnen hat, der uns auch in dieser Schrift etwas Gründliches und Gediegenes erwarten läfst. Dadurch gewinnen aber die in diesem Werk enthaltenen Angaben einen höheren Werth, als manche der gelehrtesten Deductionen oder der scharfsinnigsten Hypothesen, die in diesem Werk freilich fehlen, wo hingegen eine eben so besonnene und vorurtheilsfreie als gewissenhafte und gründliche Forschung desto mehr Zutrauen in uns erwecken mufs.

Die erste Veranlassung zu diesem Werke gab das Bemühen des Verfs., bei seinem Aufenthalte in Rom und den von hier aus unternommenen Ausflügen in die Umgebungen sich eine befriedigende Kunde dieses Lokals, zunächst hinsichtlich der mit dem früheren Rom gleichzeitig oder selbst vor seiner Gründung existirenden Orte, zu verschaffen, die freilich in den darüber existirenden Büchern oder Karten nicht zu finden war, um so eine sichere und zuverlässige Karte des römischen Territoriums in der Periode der römischen Könige zu Stande zu bringen. Das Resultat dieser vom Jahr 1822 an ununterbrochen, unter manchen Beschwerden und Hindernissen fortgesetzten Bemühungen liegt nun in einer Karte vor uns, die durchaus auf die genauesten Beobachtungen, auf neue Forschungen und Messungen, bis in das geringste Detail, begründet *), durch möglichste Genauigkeit im

*) Wir setzen in der Note die eigenen Worte des Verfs. bei: „During the construction of the Map, numberless expeditions were made to the summits of these mountains; and in every excursion, each eminence rivulet and bridge, were carefully noted and every object of antiquity or topography examined; so that whatever is seen upon the Map, is the result of actual observation. Where the details were not investigated, the Map has been left blank."

Einzelnen, so wie in der musterhaften Zeichnung und Ausführung wohl ihres Gleichen sucht: Vorzüge, die in gleichem Grade auch mehreren dem Werke selbst eingefügten Plänen, wie z. B. denen von Falerii und Fidenae im ersten oder von Veji, von Lanuvium im zweiten Bande zukommen. Nach der ersten Anlage sollte die Karte bis auf das königliche Rom beschränkt seyn, aber das südwärts gelegene Suessa Pometia, durch den Zug des zweiten Tarquinius bekannt und eben so das weiter nordwärts gelegene Veji führte eine Erweiterung und Ausdehnung des ursprünglichen Entwurfs herbei, was wir durchaus nicht zu beklagen Ursache haben. Die Richtigkeit und Zuverlässigkeit aller Angaben verbürgt des Verfs. in der Note von uns mitgetheilte Versicherung; sie wird auch durch das, was der Verf. in ähnlicher Weise, das alte Griechenland bereisend, geleistet hat, bewährt, und spätere (d. h. nach Vollendung der Karte) von Seiten des päbstlichen Gouvernements angestellte Messungen haben die Richtigkeit aller Aufnahmen auf eine sehr befriedigende Weise nachgewiesen.

Als eine Zugabe zu dieser Karte, zur Erläuterung der darauf bezeichneten Orte, will der Verf. den beschreibenden und erklärenden Text angesehen haben, der zwei sehr schön gedruckte Bände füllt, aber auch, aufser den geographischen erläuternden Notizen, noch manches Andere von den Forschungen des Verfs. über die älteste Bevölkerung Griechenlands und Italiens enthält, was um so mehr Beachtung verdienen mufs, als der Verf. in diesen, bei dem Mangel historischer Traditionen, höchst unsichern und bestrittenen Punkten, worüber zahllose Hypothesen jeder Art in Umlauf gebracht worden sind, einen Weg einschlägt, der im Vergleich mit den bisherigen, mehr oder minder unsichern Versuchen, schon auf einer sicherern Basis zu ruhen scheint und den ruhigen und besonnenen Forscher, der die Gebilde der Phantasie und die Trugschlüsse einer sophistischen Doctrin verschmäht, schon mit mehr Zuverlässigkeit leiten kann. Es sind dies die ältesten, aus jener früheren Periode und von jenen Völkerschaften, die in frühester Zeit diese Länder bewohnten, übrig gebliebenen Baureste, denen daher auch der Verf. schon bei seinen früheren Reisen die wohlverdiente Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Eben diesem Umstande, d. h. der grofsen Bedeutung, welche der Verf. auf diese allein noch aus jener vorhistorischen Zeit zu uns redenden Denkmale legt, ist es zuzuschreiben, dafs vielfach bildliche Darstellungen dieser Bauwerke, zunächst Wälle, Befestigungen und dergl., in kleinen, aber äufserst gelungenen

und höchst nett und sauber ausgeführten Holzschnitten, wie sie in Deutschland bisher wenigstens noch nicht geliefert worden sind, dem Werke selbst durch den Druck einverleibt sind; so z. B. I, S. 76. die Wälle von Algidum, S. 174. die von Ardea, S. 197. 198. die von Artena, der Stadt wie der Citadelle, S. 205. die bei Santa Balbina, S. 236. die von Scoccia Santo, S. 244. le Pedicati bei Moricone, S. 352. von Empulum, S. 373. von Tarquinii, oder II, S. 49. die Wälle von Lanuvium, S. 38. die (vom älteren Styl abweichenden) von Politorium, S. 53. die von Aricia, S. 91. 92. die von Medullia, S. 120. die von Nepeta u. s. w. Dazu kommen noch Abbildungen anderer kleiner Kunstprodukte, wie Vasen (I, S. 218.) u. A. der Art: II, S. 117. ein opus reticulatum, II, S. 251. eine schöne Darstellung von San Silvestro, oder II, S. 377. 395 ff. mehrere Ansichten der Tumuli bei Tarquinii, und Anderes im Anhang II, S. 404 ff.

Die Eintheilung des Buches selbst ist folgende. Alle in den näheren und ferneren Umgebungen Rom's befindliche und auf der Karte verzeichneten Orte werden in alphabetischer Ordnung in dem Texte aufgeführt, bei einem jeden derselben wird genau die Lage und die Beschaffenheit desselben angegeben, es werden die etwa noch erhaltenen Reste des Alterthums beschrieben, und daran knüpfen sich noch manche andere historische Betrachtungen, insbesondere über die erste Anlage und Gründung dieser Orte, und deren früheste Geschichte; Untersuchungen, welche sich dann bei einigen Artikeln, die wir weiter unten noch näher anführen werden, noch weiter ausdehnen und über die Urgeschichte von Griechenland und Italien, soweit sie nämlich nach diesen allein noch vorhandenen Ueberbleibseln sich gestaltet, sich verbreiten. Eben diese, mit gröfserer Ausführlichkeit, der Natur des Gegenstandes nach, ausgearbeiteten Theile abgerechnet, sind die meisten Artikel in der oben bezeichneten Weise kurz und bündig abgefafst, indem sie das Wesentlichste bestimmt und klar angeben und so weder durch seichte Oberflächlichkeit noch durch ermüdende Breite und Umständlichkeit (wie sie bei einigen in dies Gebiet einschlägigen Schriften, zu deren offenbaren Nachtheil, so störend hervortritt), uns von dem Studium abschrecken. Wir werden demnächst einige Artikel, als Probe des Ganzen, näher durchgehen, müssen aber vorher noch die allgemeine Bemerkung vorausschicken, wie manche Stellen und Beschreibungen der alten, griechischen wie römischen Autoren (z. B. Virgil,

Digitized by Google

Livius u. A.) durch Gell's Angaben erst in ihr wahres Licht gesetzt werden.

Wir beginnen mit dem Artikel (Bd. I. S. 13 f.) Aegeria, der bekannten Quelle, welche man in neuerer Zeit in der Quelle von La Caffarella glaubte wiedergefunden zu haben, obschon nach den beiden darüber entscheidenden Stellen bei Juvenal Sat. III, 11 ff., und Livius I, 21. Hain und Quelle der Aegeria ganz nahe bei dem Capenischen Thor gewesen seyn müssen, verbunden mit dem Tempel der Camoenen. In dieser Gegend aber, also in der Nähe des genannten Thors, findet sich jetzt keine Quelle mehr, und dieser Umstand bewog neuere Forscher, die Quelle weiter entfernt in dem Thal La Caffarelle, wohin man von der alten Porta Appia, der jetzigen Porta San Sebastiano, aus gelangt, zu suchen — freilich im offenbaren Widerspruch mit jenen Stellen der Alten (s. Westphal, die römische Campagna, S. 3. 17 ff. nebst dem Programm von C. Fr. Chr. Wagner und einem andern desselben Gelehrten vom Jahr 1814, das jetzt auch in den Opuscc. Acadd. p. 211 ff. wieder abgedruckt ist und in der Stelle des Juvenalis für *hic* ein *hinc* verbessert, was wir nicht für nöthig halten). Gell, ohne die genannten Schriften anzuführen oder gar zu widerlegen, an Livius und Juvenal sich haltend, setzt die Quelle dahin, wo sie nach den genauen Angaben dieser beiden Schriftsteller zu setzen ist, mit der Bemerkung, dafs die Quelle in neuerer Zeit versunken sey oder sich verloren habe und zwar aus dem Grunde, weil sie innerhalb der Wälle eingeschlossen war und bei der Ausdehnung der Stadt unter der stufenweisen Anhäufung von Erde und Schutt begraben wurde, so dafs jetzt ihr Wasser wahrscheinlich auf unterirdischem Wege der Tiber oder der Marrana zufliefse. Dort sey also das Thal der Aegeria zu suchen, das nicht leicht in einer andern Lage als unter dem Cölischen Hügel gewesen seyn könne. Vgl. auch weiter unten S. 132.

Bd. I, S. 19. Agylla, mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt, wie dies überhaupt meistens bei allen den Orten der Fall ist, deren frühere Geschichte von Wichtigkeit ist. Bekanntlich ist diese Stadt später unter dem Namen Caere in der römischen Geschichte so bedeutend geworden, dafs man selbst daher Rom's Gründung abzuleiten gedachte, und so mag denn diese Bedeutung der alten Stadt auch die gröfsere Ausführlichkeit rechtfertigen. Während man bisher das heutige Cervetere — ein unbedeutendes Oertchen von 117 Einwohnern, 40 Miglien von Rom

Digitized by Google

entfernt, in einer während der Sommermonate sehr ungesunden Gegend — an der Stelle des alten Caere annimmt, so macht es Gell sehr wahrscheinlich, dafs das heutige Cervetere nur die Citadelle des alten Caere einnimmt, deren Lage, wie überhaupt die der ganzen Stadt auf einem felsigen Vorgebirge, hinreichend erhaben zur Vertheidigung und nicht zu hoch für die Bequemlichkeit, gut gewählt war. Obschon, schreibt der Verf., von den alten Wällen nur sehr geringe Theile übrig sind, so geben doch die Wohnungen und die gothischen Befestigungen am Thore, zu denen Stücke der alten Mauern benutzt worden sind, so wie die zahlreichen an den Felsen befindlichen Grabesgrotten dem Ganzen das Ansehen hohen Alterthums. Auch sind in der Nähe manche bemerkenswerthe Reste gefunden worden, hauptsächlich in Gräbern. Ein daselbst gefundenes, merkwürdiges Idol einer etrurischen Gottheit, mit zwei Flügeln nach oben und eben so vielen nach unten, die beiden Hände auf die Brust geheftet — also ganz in orientalischem Styl — ist S. 22. abgebildet. Den Hain, welchen Virgil. Aen. VIII, 597. nahe bei dem Amnis Caeretanus (die jetzige Vaccina) nennt, glaubt Gell in dem Wald wiederzufinden, der noch jetzt da, wo die Vaccina in die See fällt, steht. Die Necropolis von Caere lag nach Gell ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt; eine Meile weiter davon sind die Ruinen eines Thors von viereckigen Blöcken, genannt Porta Antica; ein Pfad läuft von dieser Stelle aus in der Richtung des Monte Abbatone, auf dem ein, dem Anscheine nach, altes mit regelmäfsigen Steinen aufgeführtes Castell liegt, das die Bauern Castel Dannato nennen. In der Ebene, bei Cervetere, nach der See zu, zwischen den Flüssen Vaccina und Sanguinara erheben sich mehrere Tumuli von einer solchen Höhe, dafs sie von der Stadt aus sichtbar sind; doch läfst sich ohne nähere Besichtigung und Oeffnung derselben nicht beweisen, dafs sie Werke der Kunst und nicht der Natur sind. Gell stellt bei dieser Gelegenheit eine sinnreiche Vermuthung auf. Er denkt bei diesen Tumuli an die Erzählung Herodot's von den unglücklichen Phocensern, welche hier durch die Bewohner von Agylla zu Tode gesteinigt wurden, und verlegt die durch das Orakel zu Delphi den Agylläern zur Sühnung dieser That auferlegten Spiele in diese Ebene nahe bei den Grabhügeln der ungerecht Ermordeten und nahe bei dem Todesstrom (Sanguinara)! Uebrigens bemerkt der Verf. am Schlufs S. 28, es werde sich nicht leicht ein Ort finden, der von gröfserem Interesse sey, als Caere, oder wo Nach-

Digitized by Google

forschungen und Untersuchungen über die Geschichte und über die Alterthümer Etruriens mit solchem Nutzen weiter verfolgt werden könnten.

Der nächste Artikel, nicht minder wichtig, ist der Stadt Alba Longa gewidmet und verbreitet sich möglichst genau über die Lage der Stadt und über ihre frühere Geschichte. Die gewöhnliche Annahme (auch bei Westphal a. a. O. S. 31.) sucht die alte, schon frühe, durch Tullus Hostilius zerstörte Stadt, auf der oberhalb des heutigen Palazzuolo befindlichen Bergfläche, welche, obwohl schmal, doch der Länge nach einer bedeutenden Stadt habe Raum geben können (daher auch der Name Alba *Longa)*, deren Zugang aber schwierig gewesen, indem von hinten der steile Monte Cavo sich erhebt, von vornen aber die senkrecht abgeschnittenen Felsen von Palazzuolo in den See sich hinabsenken, die beiden übrigen Seiten, von denen aus die Stadt so allein angegriffen werden konnte, leicht zu vertheidigen waren. Gell führt zuerst die Stellen der Alten über die Lage der Stadt an, wobei er besonders auf die Worte des Livius: »*quae ab situ porrectae in dorso urbis Longa Alba adpellata*« *) Gewicht legt, dann bemerkt er, dafs nach diesen Angaben Alba Longa keineswegs auf dem engen und fast dreiwinkligen Felsen (Knoll) von Palazzuolo verlegt werden könne, obschon die gewöhnliche Ansicht der Alterthumsforscher, freilich ohne genügende Nachforschung, es dahin verlege, hauptsächlich wegen eines daselbst befindlichen in die Felsen gehauenen Grabes, welches, mit römischen Fasces geschmückt, für ein consularisches gehalten werde, das aber offenbar einer späteren Periode, als die Zerstörung Alba Longa's, angehöre. Es führen aber, nach Gell, jene Angaben der Alten auf einen ganz andern Punkt, und diesen hat er als das Lokale des alten Alba Longa auch auf der Karte bezeichnet und in dem Texte näher nachzuweisen gesucht. Dies ist nämlich der Punkt oberhalb der nordöstlichen Seite des See's (Palazzuolo liegt im südöstlichen Winkel), näher dem heutigen Marino und der Quelle Ferentina (die auch hier, nach einer bei der Anlage älterer Städte mehrmals vorkommenden Sitte, aufserhalb der Wälle der Stadt lag, die sie mit frischem Wasser versorgen sollte). Der lange

*) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die von deutschen Gelehrten, d. h. von solchen, welche die Wurzeln der lateinischen Sprache aus dem Altgermanischen ableiten wollen, versuchte Zusammenstellung des Namens *Alba* mit dem deutschen Alp.

Digitized by Google

Bergrücken, auf welchem die Stadt lag, machte sie von der Westseite unangreifsbar, so dafs blos die Ostseite einer Vertheidigung bedurfte, während die Nähe eines zum Anbau geeigneten Grundes (bei Marino) und der genannten Quelle die Anlage begünstigte. Gell geht so weit, dafs er selbst die Citadelle, ja den alten auf einen Felsen an einem Abhang in den See erbauten Königspalast auffinden will und daraus eine alte Tradition erklärt, die auf diese Weise, gleich manchen andern römischen Sagen, allerdings eine lokale Grundlage hätte. Am Schlusse der Untersuchung kommt der Verf. auch auf Niebuhr's bekannte historische Skepsis über Alba und die hier herrschende Dynastie; wobei er aber die Bemerkung macht, dafs, wenn Niebuhr den Monte Cavo für den capitolinischen Hügel von Alba und Rocca di Papa für dessen Citadelle erklärt, beide Orte viel zu weit von einander entfernt sind, um innerhalb der Stadt eingeschlossen zu seyn! So vermag freilich einfache Betrachtung und Erforschung eines alten Lokals oftmals Gebilde einer erfinderischen Phantasie oder einer gelehrten Systemsucht umzuwerfen. Wir setzen darum noch die merkwürdigen Schlufsworte des Verfs. hierher: »Wir zweifeln nicht, dafs es im Allgemeinen sicherer ist, auf die von den Alten erhaltenen Angaben sich zu verlassen, als den unsichern Behauptungen moderner Speculationen zu vertrauen. *) Dafs Alba existirte, ist nicht mehr ein Roman, und obschon, gleich andern Städten Latium's, durch die Römer zerstört, hat es doch noch so manche Spuren von sich hinterlassen, als man bei einer so entfernten Periode nur erwarten kann. Die Römer konnten kein Interesse haben, sich als Kolonisten einer Stadt anzuerkennen, welche sie zu unterjochen fähig waren, oder gar beide Städte, Rom und Alba, von Lavinium abzuleiten. Sie mochten möglicher Weise sich durch die trojanische Abstammung geehrt fühlen, aber nur die Wahrheit konnte sie bewegen, eine Abkunft von einer der Städte Latium's anzusprechen.« Nun folgen ausführliche Erörterungen über den Albaner See, das Emissarium u. s. w., was wir, um nicht allzu ausführlich zu werden, hier übergehen.

---

*) In ähnlicher Weise spricht sich Gell an einer andern Stelle (I, S. 364.) aus: „Die allgemeine Uebereinstimmung des Alterthums ist ohne Zweifel unser sicherster Führer, weit vorzuziehen den ingeniösen Theorien des gegenwärtigen Tags."

Bd. I. S. 77 ff. erhalten wir genauere Bestimmungen über das Lokale der so berühmt gewordenen Niederlage der Römer am Flüfschen Allia, welches Viele in dem heutigen Rio del Mosso oder Fosso di Pradaroni finden wollten, aber mit Unrecht (wie auch schon Westphal S. 128. bemerkt), da dieser Bach viel weiter von Rom entfernt ist, als die Angaben der Alten den Flufs Allia setzen, der nach Gell nur in dem Wasser erkannt werden kann, welches sich mit der Tiber bei der Via Salaria an der Stelle, Malpasso genannt, vereinigt. Hier trifft Alles zusammen; ja der Verf. glaubt selbst in einem in der Nähe einzeln stehenden konischen Hügel einen von den Galliern damals aufgerichteten Todeshügel erkennen zu dürfen.

Wir übergehen andere wichtige Artikel, wie z. B. Antium, Via Appia, Ardea (wobei S. 174. die sich widersprechenden Angaben Niebuhr's angeführt werden *), Aricia nebst dem dortigen Dianentempel, Bovillae, Cameria, Campagna, Crustumerium, Empulum, dessen Wälle, wie sie hier deshalb auch auf einem saubern Holzschnitt abgebildet sind, Gell als den ältesten Rest pelasgischer Baukunst in Tuffstein, der jetzt bekannt ist, betrachtet (S. 352.), Falerii und Fidenae, jedes mit einem netten Plane der alten Stadt und der Umgebungen. — Den Namen und das Lokal der von Horatius besungenen Digentia erkennt Gell in dem heutigen Dorfe Licenza von 673 Bewohnern, obwohl die alte Digentia vielmehr als ein Flüfschen, dann als ein Dorf bekannt ist; er erklärt die Ansicht einiger früheren Antiquarier, welche die Digentia für einen der Flüsse hielten, welche bei Fara in die Tiber fallen, für durchaus unstatthaft, und findet in den heutigen Benennungen: Licenza, Bardella und Rustica, nur die verdorbenen älteren Benennungen Digentia, Mandela und Ustica wieder; er beschreibt dann die Einzelnheiten dieses durch den Aufenthalt des Dichters so gefeierten Thales, in welchem uns noch Manches an die alte Zeit und an die alten Namen erinnern kann, z. B. der Punkt Li Orasini genannt, nahe bei der Villa des Horatius, der

*) Auch den Namen dieser Stadt will man, wie wir neulich in einer englischen Anzeige dieses Werkes lasen, aus dem Celtischen ableiten, wo *Ard* eine Höhe bedeute, *ea* und *eq* aber als Endung bei Wörtern vorkomme, welche am Wasser lägen! Literary Gazette 1834. No. 936. pag. 863.

Digitized by Google

Fosso del Rutilio u. dgl. m., und da die an Naturschönheiten abgeschlossene Gegend im Ganzen noch wenig untersucht ist, so dürften sich, bei näheren Untersuchungen, noch andere Namen klassischen Ursprungs finden. Gell rühmt übrigens die Schönheit der Gegend aufserordentlich, und wendet darauf die Worte des Dichters an:

Illic vivere mallem
Oblitus stultorum oblivisendus et illis.

Und an einer andern Stelle (s. v. Civitella, ein jetzt nicht mehr bewohnter Punkt, in der Nähe von Licenza, auf einem steilen, beschwerlichen Gipfel gelegen) schreibt er: »Ein Ort, auf einem so spitzen Gipfel gelegen, von noch höheren Kuppen, umgeben in einer Erstaunen erregenden *(amazing)* Abwechslung von Bergen und Abhängen, konnte nicht anders als höchst pittoresk erscheinen, und der Gedanke, dafs Horatius diese Ansicht, so oft er sich den Fenstern seines sabinischen Gärtchens näherte, genofs, steigert unser Interesse an dieser Gegend, die, auch abgesehen davon, eine der schönsten Berggegenden Italiens ist.« Wir verbinden damit einen andern Artikel im IIten Band S. 350: Villa Horatii überschrieben. Die Reste dieses Landhauses bestehen blos noch aus einem Mosaikboden und zwei Capitälen nebst zwei Bruchstücken dorischer Säulen, welche unter dem Gebüsch liegen; doch würde sich wohl, meint Gell, wenn man Nachgrabungen anstellen wollte, mehr entdecken lassen. Dann müfste man freilich die Erde wegnehmen, welche den Boden bedeckt, auf dem jetzt ein Weinberg angelegt ist. — La Rustica, wahrscheinlich das alte Ustica des Dichters, liegt dicht unter Licenza, rechts beim Aufsteigen in das Thal. Ueber Licenza, auf einem sehr hohen Punkt, liegt das oben genannte Civitella, und ein noch höherer Berg, der mit Wald bedeckt ist und jetzt den Namen La Vena Rossa führt, wahrscheinlich der Mons Ustica des Scholiasten, der sowohl einen Berg als ein Thal dieses Namens angiebt. Die Digentia ist wirklich, wie sie Horatius schildert — man denke nur an die Worte: *gelidus Digentia rivus* — ein kaltes, reichlich fliefsendes Bergwasser, das die Fruchtbarkeit dieses schönen und frischen Thals befördert; die Bauern nennen es Mariscella, obwohl auf solche Autoritäten man sich, wie Gell hinzusetzt, nicht immer verlassen kann. Zwei Quellen finden sich auch hier, die eine, die höher aufwärts im Thale, unter dem Berg Cornazzano hervorsprudelt, an einem durch Felsen

und Waldung beschatteten Orte, zu welchem selten die Sonne hindurchdringt, hält Gell für den Fons Bandusius, die andere Quelle, welche in demselben Gebirge entspringt, ist jetzt durch Kunst in eine Cascade verwandelt. Die ganze Umgebung ist von andern Gegenden Italiens so verschieden, dafs die Vorliebe *(the passion)* des Dichters dafür leicht einem Jeden begreiflich sey, der diese kühle, einsame Gegend *(this cool retreat)* besuche. Wir haben absichtlich über einen so vielfach besprochenen und bestrittenen Punkt die auf genauer Kunde der Gegend begründeten Ansichten Gells angeführt, um so vielleicht den Gegenstand, über welchen Alles gesagt ist, was sich nur sagen läfst, zu einem Endresultat zu bringen. Weitere Nachweisungen darüber s. in unserer Röm. Lit. Gesch. §. 104. Not. 12. zweite Ausgabe nebst Obbarius in Seebode's und Jahn's Jahrbb. der Philologie. 1832. Supplementband I, 4. pag. 581. Auf die Streitfrage, ob Horatius aufser diesem sabinischen Landgut, das er selbst (Od. II, 18.) als sein einziges bezeichnet, noch ein Landgut zu Tibur besessen, läfst sich Gell gar nicht ein, wir haben auch bei dem ausführlicheren und interessanten Artikel über Tibur nichts darüber bemerkt gefunden, wahrscheinlich weil Gell überhaupt nur ein einziges Landgut annimmt, und ein zweites zu Tibur, das nur in den Köpfen und Schriften der Gelehrten zu existiren scheint, nicht kennt, obschon noch neuerdings Valéry in seiner zwar interessanten, und daher auch in Frankreich mit ungemeinem Beifall aufgenommenen, ja selbst in Brüssel nachgedruckten Voyage litéraire en Italie (Lib. XV, chap. 2.), die wir freilich nicht als Muster von Kritik in bestrittenen oder noch nicht ganz ausgemachten Punkten anführen möchten, von einem doppelten Landgut spricht und die Reste des einen bei Tivoli in der Nähe des Antoniusklosters nennt.

Im zweiten Bande können wir, aufser zahlreichen andern Artikeln, auch insbesondere auf folgende noch aufmerksam machen: Gabii (am Eingang), Lanuvium, S. 43 ff., Lariccia, (Aricia) S. 51 ff., Laurentum S. 59 ff., Lavinium, jetzt Pratica, S. 71 ff., über dessen eigenthümliche und wohl gewählte Lage Gell sich mit vieler Genauigkeit verbreitet, und zu diesem Zweck auch einen sehr nett ausgeführten Plan beigefügt hat; ferner Ostia, S. 132 ff., Praeneste, jetzt Palaestrina, S. 179 ff., Tibur, S. 267 ff., mit einigen Angaben über die erste Anlage und über die älteste Geschichte des Ortes, ohne näheres Ein-

Digitized by Google

gehen in das Detail der Beschreibung, worüber viele andere Schriften von Nibby, Sickler, Sebastiani u. A. sich verbreiten, aber mit einigen Erörterungen über die in der Nähe befindlichen Ströme, Tusculum, S. 283 ff., dessen Name selbst eine Verbindung mit dem Volke der Tusci andeuten und weitere Forschungen über seinen Ursprung veranlassen kann (S. 285.). Eine Bemerkung allgemeiner Art, welche bei dieser Gelegenheit gemacht wird, glauben wir nicht übergehen zu dürfen. „Eine Untersuchung der Ruinen von Tusculum, heifst es S. 289, möchte wohl zur näheren Bestimmug der Periode beitragen, in welcher man in Italien aufhörte, Häuser in dem gewöhnlichen römischen Styl mit zwei Stockwerken zu bauen, und diese einfachere Bauart mit den hohen und düstern Wohnungen der nördlichen Einwanderer vertauschte. Jedermann mufs betroffen seyn von der grofsen Verschiedenheit zwischen den niedern und sonnigen Höfen oder Peristylen der Alten und den hohen, düstern und feuchten Höfen eines modernen italienischen Hauses. Eine ungeheure Veränderung mufste in den Sitten, Gebräuchen und Meinungen vorgegangen seyn, ehe Wohnungen, von deren Hausthüren Atrium, Peristyl bis zu den Winkeln im Innern dee Hauses erblickt werden konnten, ersetzt wurden durch die abgeschlossenen und unerreichbaren *(secluded and inaccessible)* Labyrinthe eines gothischen Kastells oder durch die Abgeschiedenheit einer modernen Residenz.«

Ueber die in alter und neuer Zeit nicht sicher bestimmte Lage von Veji finden wir S. 303 ff. eine ausführliche Untersuchung, zu deren Verständnifs zugleich ein gröfserer, vorzüglich gestochener Plan dient. Die Stellen der Alten, so wie die Meinungen der neueren Alterthumsforscher werden hier aufgeführt und in eine Untersuchung gezogen, welche auf jene selbst wieder manches Licht zurückwirft; denn die Hauptsache machen hier immerhin Gell's eigene, bis in das geringste Detail sich erstreckende Angaben und Untersuchungen aus.

(Der Beschlufs folgt.)

Gell, Topography of Rome and its Vicinity.

(Beschlufs.)

Weniger bedeutend ist das, was Bd. II. S. 54 ff. über Latium gesagt wird, dessen Name von *Campus latus, latior*, woraus durch Corruption *Latium* geworden, abgeleitet wird, freilich immerhin mit mehr Grund als von *lateo*, ich bin verborgen, wie zwar auch schon alte Grammatiker lehrten. — Auch über Rom selbst ist der Verf. absichtlich kürzer, weil zahllose Bücher und Beschreibungen des alten wie des neuen Rom's vorhanden seyen; weshalb die hier von Gell gemachten Bemerkungen nur dazu dienen sollen, die Aufmerksamkeit auf einige gewöhnlich nicht so beachtete Punkte zu lenken; er verbreitet sich über Rom's erste Anlage und über die frühere Beschaffenheit der Gegend, sucht das schnelle Wachsthum der Stadt zu erklären, so wie auf die in dieser und in andern Beziehungen wohl gewählte Lage derselben aufmerksam zu machen und schliefst, nach einigen, wenig sagenden Bemerkungen über die erste römische Münze, mit Angaben der Erhebung der wesentlichsten und bedeutendsten Punkte des heutigen Rom's über die See. Das beigefügte Täfelchen stellt Rom mit den von ihm auslaufenden Strafsen nach der Tabula Peutingeriana dar.

Wir haben in unserer Anzeige einige der umfassendsten Artikel übergangen, die wir, weil sie mehr allgemeiner und geschichtlicher Art sind und des Verfs. Ansichten über die älteste Bevölkerung von Italien und Griechenland enthalten, mit der am Schluss des 2ten Bandes befindlichen Abhandlung S. 355 ff.: »*On the history and languages of ancient Italy*« füglich verbinden können. Es gehören dahin besonders die ausführlichen Artikel Etruria Bd. I. S. 388 ff., Pelasgi Bd. II. S. 139 ff., Siculi Bd. II. S 241 ff.

Was zuvörderst Etrurien betrifft, so beklagt der Verf. mit Recht das gänzliche Schweigen der geschichtlichen Tradition über ein Land, das, lange ehe Rom existirte, schon zu einem so hohen Grad von Bildung und Civilisation, wie ihn die noch erhaltenen Bauwerke, so wie die zahlreichen, meist und besonders in neuester

Digitized by Google

Zeit entdeckten Kunstprodukte zeigen, gelangt war, er erkennt daher auch die Schwierigkeit, die Bevölkerung des Landes und deren Abkunft auszumitteln, zumal da zwei der wichtigsten Zeugen des Alterthums darüber verschiedener Ansicht sind: Herodotus, der Vater der Geschichte, welcher bekanntlich eine lydische Kolonie nach diesem Lande abgehen läfst, und der spätere Dionysius von Halicarnafs, der bei des lydischen Schriftstellers Xanthus gänzlichem Schweigen über diese Colonie, an der Wahrheit jener Angabe zweifelt und Etruriens Bewohner aus dem Norden kommen läfst; Gell hält es indessen nicht für unwahrscheinlich, dafs beide Angaben in einer gewissen Beziehung Glauben verdienten, in so fern man nämlich geneigt sey anzunehmen, dafs die frühere Bevölkerung Etruriens aus dem Norden gekommen, wie Dionysius behauptet, dafs aber auch eine spätere Colonie aus Lydien über die See her (was also schon einen bedeutend vorgeschrittenen Grad der Cultur erwarten läfst) in den südlichen Theilen Etruriens sich niedergelassen, und als der gebildetere Theil bald auch der überwiegendere in der etrurischen Bevölkerung, mithin auch deren Sitte, Religion u. s. w. bestimmend, geworden sey; Gell findet die Erzählung des Herodotus an sich durchaus nicht unwahrscheinlich, ja selbst übereinstimmend mit Sitte und Charakter alter Nationen, er findet die, von Dionysius verkannte, Aehnlichkeit lydischer und etrurischer Sitten auffallend genug, um darin einen weiteren Beweis gemeinschaftlicher Abstammung zu finden, ist aber dann geneigt, in diesen nach Herodot's Erzählung von Lydien nach Etrurien wandernden Colonisten Pelasger zu erkennen, die auf ihren Wanderungen durch Griechenland, durch die nahen Inseln und die kleinasiatische Küste, sich auch in Lydien niedergelassen, wo sie aber dann in Folge einer Hungersnoth durch die Eingebornen zur Auswanderung genöthigt worden. Wir brauchen wohl denen, die mit der deutschen Literatur bekannt sind, kaum bemerklich zu machen, dafs diese Ansicht im Ganzen mit der von K. O. Müller in den Etruskern (ein Werk, das der Engländer nicht zu kennen scheint) Bd. I. S. 81 ff. ausgeführten zusammentrifft, und verweisen auch auf dasselbe Werk I, S. 403 ff. bei dem, was Gell über die lydische Sitte, die Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu benennen, anführt, in sofern etwas Aehnliches, nämlich die öftere Angabe des Namens der Mutter, auf etrurischen Grabschriften vorkommt. Gell führt übrigens noch mehreres Andere von dem an, was für die bemerkte lydische

Digitized by Google

Abkunft eines Theils der etrurischen Bevölkerung aus den Alten sich beibringen läfst, und was Ref. in dem II. Excurs zu Herodot I, 94. Tom. I. p. 893 seqq. vgl. T. IV. p. 524. in möglichster Vollständigkeit zusammenzustellen versucht hat, in der Absicht, ein Resultat in dieser dunkeln Sache zu gewinnen und wenigstens so Viel nachzuweisen, dafs die allgemeine Tradition des Alterthums diese Sage anerkennt und in sofern die Angabe des Vaters der Geschichte, der wir hier so wenig wie anderwärts zu mifstrauen Grund haben, bewahrheitet, dafs diese Sage aber auch in der Aehnlichkeit mancher Sitten, selbst in dem Cultus und der Religion Bestätigung findet u. s. w. — Nach Gell (S. 366.) würden die verschiedenen Erzählungen vom Ursprung der Tyrrhener oder der pelasgischen Tyrrhener das Factum begründen, dafs sie, wenn nicht unmittelbar, so doch entfernter Weise Pelasger waren, und dafs wenigstens ein Theil von ihnen aus Lydien gekommen, der dann als Eroberer, sich mit den Umbrern, welche Gallier von Ursprung waren, vereinigte. Später, etwa um 600 a. Chr. wurde der Theil der Etrurier, der in Norditalien wohnte und sich westlich bis nach dem heutigen Turin, ostwärts bis an die Etsch ausdehnte, und in sofern allerdings von Rhätien oder Graubündten seine Herkunft ableiten konnte (was Ref. übrigens sehr bezweifelt), durch die einfallenden Gallier nach dem Süden gedrängt, wo sie mit den Pelasgern sowohl wie mit den Umbrern sich verbanden. Ehe wir nun hier unmittelbar zu den Ansichten des Verfs. über die vielbestrittenen Pelasger übergehen, bemerken wir noch, dafs Gell an jene Bemerkungen über den Ursprung der etrurischen Bevölkerung und Cultur einige weitere geschichtliche Notizen über dieses merkwürdige Land anknüpft, dessen politischen Verfall und schnelles Sinken er von der grofsen Niederlage an datirt, welche die Etrurier bei Cumä 232 u. c. durch den syrakusanischen König Hiero erlitten (S. 368.). Unter den einzelnen Städten zeichnet er Tarquinii aus, und verbreitet sich ausführlich über diese Stadt, weil sie nächst Veji und Clusium, durch ihre Lage eine der ersten grofsen Städte Etruriens war, frühe mit den Römern in Berührung kam, man auch aus Tarquinii mehr über das etrurische Volk lernen könne, als aus andern Städten Etruriens. Daher giebt Gell genaue Erörterungen über diese Stadt und die aus alter Zeit noch vorhandenen Baureste, insbesondere über die alten Wälle (wovon S. 373. eine Abbildung), welche übrigens nichts in der Bauart mit denen der pelasgischen Städte gemein haben, da sie aus ganz weichen Kalk-

steinen bestehen, welche weit leichter zu behauen sind, als der an andern Orten angewendete Tuff. Von gleichem, ja vielleicht noch höherem Interesse ist das, was nun weiter der Verf. über die bei Tarquinii, zunächst in dessen Necropole, welche in einiger Entfernung von der Stadt lag, gemachten Entdeckungen anführt, über die dort geöffneten Grabeshügel, deren Einrichtung mit allem dem, was sie enthielten, hier auf das Genaueste von einem Manne beschrieben wird, der selbst an Ort und Stelle Alles besichtigend, durch wiederholte und genaue Untersuchungen vor Andern in den Stand gesetzt ist, uns in dieser genauen Beschreibung zugleich einen Begriff nicht blos dessen zu geben, was hier zu Tage gekommen ist, sondern auch, was wir überhaupt in dem noch so wenig bekannten Lande, dessen Boden noch so manche wichtige und kostbare Reste des Alterthums birgt, bei näheren Nachgrabungen (so sind z. B. die Grabeshügel bei dem alten Veji noch nicht geöffnet) zu erwarten haben. Unter den merkwürdigen Kunstgegenständen, welche in solchen Gräbern entdeckt worden sind, werden auch einige Mal (S. 379. vgl. 382. 390.) ägyptische Alterthümer erwähnt, und unter andern auch die auffallende Erscheinung bemerkt, dafs auf den Wandmalereien dieser Gräber die Männer alle roth dargestellt sind, gerade wie auf ägyptischen Malereien in den Königsgräbern zu Theben; dabei sind die Augen sehr lang, das Haar krausig und schwarz, die Glieder schlank und dünn, die Gesichtszüge zeigen mehr Aehnlichkeit mit dem Negerstamm oder mit den auf ägyptischen Malereien vorkommenden ägyptischen Figuren. Die auffallende Aehnlichkeit in Vasen etrurischer und ägyptischer Arbeit, ist auch von andern Gelehrten bereits bemerkt worden, und die reiche Sammlung ägyptischer Kunstprodukte dieser Art, welche jetzt zu Florenz einen Theil des dortigen Museums bilden und in Rosellini's Werk (Monumenti dell' Egitto etc.) zum Theil abgebildet sind, ausgezeichnet durch die geschmackvollsten Formen und Malereien, giebt uns in der grofsen Aehnlichkeit der symbolischen Darstellungen dafür ein neues Zeugnifs. Wir bitten darüber die Bemerkung eines gelehrten Britten in der neuesten Nummer (CV.) des Quarterly Review p. 139, dem Gell's Bemerkung nicht entging, zu vergleichen, und verweisen zugleich auf unsere Andeutungen oben No. 24. S. 381 f. Gell kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die in der Necropole des alten Vulci, bei dem heutigen Ponte del Abbadia neuerdings entdeckten Vasen, über zweitausend der Zahl nach, zu sprechen; weil sich aber darunter

keine mit etrurischer Schrift finden, sondern die darauf befindlichen Darstellungen, so wie die Inschrift Griechisch ist, so ist er geneigt, diese Vasen für Griechisch zu halten, die aus dem eigentlichen Griechenland oder auch aus Grofsgriechenland, bei dem einst so bedeutenden und blühenden Handel der Etrurier mit diesen Ländern, hierher eingeführt worden. Die Construction dieser Tumuli, die Wandmalereien in derselben, so wie die daran befindlichen, einzelnen Inschriften, die auch auf einer S. 400. beigefügten grofsen, schön und deutlich lithographirten Tafel abgedruckt sind, beschäftigen Gell nicht wenig; doch ist es ihm so wenig, wie Andern gelungen, diese Inschriften auf eine befriedigende und sichere Weise zu entziffern, was er übrigens auch gar nicht verhehlt, indem er offen gesteht (S. 398.), dafs ungeachtet der verhältnifsmäfsig beträchtlichen Anzahl etrurischer Inschriften, bis jetzt doch nur das so oft auf denselben vorkommende *Ril avil*, d. i. *vixit annos*, nebst mehreren Eigennamen das Einzige eigentlich sey, was bis jetzt, ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe, auf eine genügende Weise in dieser Sprache entdeckt worden sey. Sollte, wie man vermuthet, das celtische Element einen wesentlichen Bestandtheil der etrurischen Sprache ausgemacht haben, so ist damit in sofern Wenig gewonnen, weil wir auch von dieser Sprache Wenig oder Nichts wissen. Immerhin aber bleibt es auffallend, dafs unter den etruskischen Worten, welche in den Schriften der Alten vorkommen, sich kaum, etwa mit Ausnahme des Wortes *Rasne*, des Namens der Nation, oder des Wortes *Lar* (König), ein einziges findet, das auch in diesen Inschriften nachgewiesen werden kann. Entschieden erklärt sich Gell für die Identität der etrurischen Schriftzüge mit den alt-griechischen, er hält es für unzweifelhaft, dafs jene die alt-pelasgischen sind (S. 399.), er zeigt dann weiter aus den Inschriften, auf welche Weise römische Namen, die unsern Ohren bekannt sind, von den Etruriern umgeformt oder verdorben wurden, schliefst aber dann seine Bemerkungen über diese Inschriften mit folgendem Endurtheil S. 404: »Es ist wohl zu befürchten, dafs mit allen diesen Mitteln und mit allen diesen Inschriften nichts Genügendes bis jetzt entdeckt worden ist. Ob das Punische, das Koptische, das Thracische oder das Celtische zur Erklärung des Etruskischen dienen kann, mufs erst noch ausgemittelt werden. Die Sprache ist sicherlich weder griechisch, noch lateinisch, noch eng verbunden mit der umbrischen Sprache, wie sie in den eugubinischen Tafeln vorkommt. Wäre es nicht

möglich, dafs die Pelasger Thracier gewesen, welche über Griechenland sich ausgebreitet und den Peloponnes eroberten, dann, einige Zeit, in Argos und Arkadien herrschten, nachher aber durch die Ankömmlinge des Danaus und Cecrops vertrieben, oder zum Theil diesen Colonien unterthan wurden, zum Theil auswanderten? da, nach Herodot's Angabe, die, welche zurückblieben, ihre eigene Sprache aufgaben und Griechisch sprachen.« Diese Bemerkungen mögen uns, mit Uebergehung dessen, was noch über etrurische Münzen bemerkt ist (worüber freilich in C. O. Müller's Etruskern I, S. 303 ff. ein Mehreres zu finden ist), zu dem im zweiten Bande S. 139 ff. eingereiheten Artikel *Pelasgi* führen, weil in ihm zunächst des Verfs. System über die ältere und älteste Bevölkerung von Griechenland und Italien niedergelegt ist, das Resultat vieljähriger Studien und vieljähriger, mit seltener Ausdauer, unter Beschwerlichkeiten aller Art unternommenen Reisen in den genannten Ländern. Darum mag es uns erlaubt seyn, bei diesem durch die vielen Hypothesen und Systeme der neueren Zeit mehr verdunkelten und verwirrten Gegenstande noch einen Augenblick zu verweilen.

In den Pelasgern nämlich glaubt Gell den entfernteren Ursprung aller italischen Civilisation zu finden. Obwohl nach Herodot und Thucydides zu schliefsen, Thessalien ihr ursprünglicher Sitz gewesen, und von diesem Lande aus zunächst auch ihre Wanderung in das eigentliche Griechenland vor sich gegangen, so kommen doch auch Pelasger in Macedonien und Thracien, so wie in Epirus, Illyrien und Dacien, im Lande der Geten vor, wornach sie also mehr gegen Norden gehören, und es in der That nicht befremden kann, dafs sie die rauheren Gegenden des Norden gern verliefsen und nach südlicheren Landstrichen, um deren Fruchtbarkeit willen, sich gezogen fühlten, so auch nach Italien herabstiegen, vermischt wohl auch mit Galliern, Hyperboreern, Celten u. dergl. m. Als den Mittelpunkt der pelasgischen Bevölkerung im Süden Griechenlands betrachtet Gell nach Anleitung des Pausanias, das alte, im Herzen des Peloponnes gelegene arkadische Lycosura. Von hier aus kam eine Colonie nach Italien, in dessen Mittelpunkt sich ansiedelnd, wo sie nachher als Casci oder Aborigines bekannt wurden, ein Theil auch, der in einer südlicheren Gegend sich niedergelassen, den Namen Oenotri erhielt, und es will sogar scheinen, dafs die Siculer und vielleicht auch die Osci nur Zweige dieses selben Stammes wären. Eine zweite Einwanderung von Pelasgern nach Italien

erfolgte später von Dodona aus, einem Hauptsitze dieses Volksstamms im nördlichen Griechenland, als das Orakel, wie die Sage lautet, wegen der zunehmenden Bevölkerung, die der rauhe Gebirgsboden nicht mehr zu nähren vermochte, eine Auswanderung geboten hatte. Die so nach Italien ausgewanderten Pelasger, die bereits eines höheren Grades von Cultur und Civilisation sich erfreuten, scheinen sich dann mit den früher angesiedelten Pelasgern, jenen Aborigines, verbunden und dadurch allerdings eine grofse Ueberlegenheit erlangt zu haben, da sie südwärts bis nach Campanien hin, wo sie, wie anderwärts, auch ein Larissa hatten, ihre Herrschaft, die von einem Meere bis zum andern reichte, ausdehnten, und über die Umbrer, ein Volk gallischer Abkunft, so wie über andere Nationen eine Ueberlegenheit gewannen, die wohl mit in dem Grade höherer Cultur und Civilisation, die ihnen eigen war, zu suchen ist, und mit ihrer, nun in Italien angewendeten Kunst, die Städte zu befestigen und offene Orte mit festen Mauern zu umgeben, in Verbindung steht. Bei allem dem scheinen diese Pelasger es doch nicht verstanden zu haben, durch ein gemeinsames politisches Band, durch eine Art von Conföderation, ihre Macht dauernd zu erhalten und vor gefährlicher Zersplitterung und Vereinzelung zu bewahren, und diesem Umstande schreibt Gell den Verfall und den Untergang der Pelasger unter andere Stämme zu, mit denen sie sich bald amalgamirten — daher auch so wenige charakteristische Spuren und Zeichen dieser Nation übrig geblieben sind — in Italien sowohl als in Griechenland, wo sie den Hellenen — deren Hauptkraft eben in einer solchen Conföderation lag, deren Abkunft aber, wenn wir dem Verf. glauben, von den orientalischen Colonisten Griechenlands [?] abzuleiten wäre, unterlagen; ja Gell scheint darauf selbst den trojanischen Krieg beziehen zu wollen, in sofern er es für klar hält, dafs die zu Troja regierende Dynastie pelasgischer Abkunft gewesen, von Dardanus abstammend, welcher von Samothrace dahin gekommen und von da die Heiligthümer mit sich gebracht, die später, der Sage nach, Aeneas sammt dem Palladium nach Latium brachte.

Fragen wir nun nach dem Beweis für diese Verwandtschaft der ersten Bevölkerung Griechenlands und Italiens, ja für die Existenz dieses Volkes selber, das frühe vom Schauplatz der Geschichte verdrängt, in andere Volksstämme, so zu sagen, aufgegangen ist und darum so wenige Spuren von sich hinterlassen hat, so wäre dieser nach Gell mit Hinweisung auf die von

dieser Nation hinterlassenen, sich im Charakter, Behandlungsweise, Material u. dgl. m. völlig gleichen Bauwerke zu führen: denn diese allein sind die einzigen sichtbaren und darum sicheren und zuverlässigen Zeugen einer längst untergegangenen Nation. Es ist bekannt, dafs Gell gleich seinem Landsmann Dodwell (vergl. diese Jahrbb. 1834. p. 525 f.) während seines mehrjährigen Aufenthalts in Griechenland auf den durch dieses Land unternommenen Reisen ein besonderes Augenmerk auf diese ältesten Bauwerke und auf Ausmittlung der Lage jener alten frühe untergegangenen Niederlassungen richtete, und dafs in dieser Hinsicht das alte Lycosura mit seinen noch vorhandenen gewaltigen Mauern und dergl. m. ihm besonders anziehend seyn mufste, um so mehr, da er die Beschreibung, welche Pausanias davon giebt [VIII, 38, 1.] mit dem, was die Wirklichkeit noch jetzt darbietet, auf's Vollkommenste übereinstimmend fand, selbst die heutige Benennung des Platzes Surias-(Castro) scheint ihm entweder durch Verderbnifs oder nach einer allerdings mehrmals in ähnlicher Weise wiederkehrenden — Verstümmlung aus Lycosura entstanden. Gell giebt daher eine genaue Beschreibung der Lage dieses Ortes und bemerkt dann, dafs auch die andern, nach Angabe des Pausanias [vgl. VIII, 2. 3.] von den Abkömmlingen des Lycaon erbauten Städte nebst andern, für Pelasgisch ausgegebenen, bei genauer Untersuchung der von ihnen noch erhaltenen Baureste, in der ganzen Bauart eine Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung zeigen, die als der beste Beweis ihrer gemeinsamen Abkunft anzusehen sey.

»Es ergab sich,« schreibt Gell S. 155, »dafs die andern, nach Pausanias Angabe durch die Nachkommen des Lycaon erbauten Städte, wie Buphages [Buphagion nach Pausan. VIII, 26. fin.], Melaneä [ibid.], Psophis [ib. VIII, 24.] und Methydrion [VIII, 36. init.], die ich näher untersuchte, sammt denen von Aetolien, Doris, Böotien, Phocien, Jolkos in Thessalien am pelasgischen Golf, selbst von Troja oder Bunarbashi, und von einem Theil von Cnidus, kurz alle die für Pelasgisch angegebenen Niederlassungen die Wahrheit der historischen Tradition, hinsichtlich ihres pelasgischen Ursprungs auf's Vollkommenste bestätigten, da sie alle mehr oder weniger nach dem Polygonalstyl gebaut sind und Parallelschichten von Kalkstein allen mehr oder weniger gemein sind.« Darauf sucht Gell genau die Orte nachzuweisen, wo solche Bauwerke, die als Reste einer pelasgischen Vorzeit anzusehen sind, vorkommmen, so wie auch, wo sie nicht vorkommen,

d. h. wo man Bauwerke, die dieser Periode nicht angehören, für Pelasgisch gehalten hat, wie z. B. zu Athen, wo nach Gell's Versicherung auch nicht eine Spur mehr von dem pelasgischen Wall sich findet, indem der älteste Theil des Walls der Acropolis auf der Nordseite aus Blöcken, Urpfeilern, Metopen und Triglyphen des ältesten Hekatompedon erbaut sey. Dagegen sey der Wall des Tempels der Venus zu Daphne an der heiligen Strafse, entschieden polygonal oder pelasgisch; auch sind einzelne Theile der Mauer zu Eleusis pelasgisch, so wie die ältesten Grundlagen zu Platäa; Gyphto Castro oder Oenoe, am Berg Cithäron sey aber einer der besten Beweise dafür in Griechenland; andere, obwohl etwas verschiedene Spuren, finden sich auch bei Theben, zu Abä und Elatäa in Phocis, ferner durch Aetolien, zu Ithaca, Cephallenia und Epirus. Es läfst sich vermuthen, dafs die Mauern von Spina, welche die zweite pelasgische Colonie bei der Landung in Italien anlegte, auf dieselbe Weise gebaut waren. Nahe bei Amiterno fand Dodwell eine Mauer, die Teufelsmauer genannt, welche in derselben Weise angelegt ist. Folgt man weiter der von Dodona kommenden, und längs des Thales des Velenus weiter in das Innere Italiens vorrückenden (zweiten) pelasgischen Colonie, so zeigen die Mauern von Lista, einer der ersten durch sie gebauten und befestigten Städte, eine frappante Aehnlichkeit mit den ersten Städten der arkadischen Pelasger, namentlich mit denen von Lycosura (vgl. auch S. 366. 367.). Bathia, nahe bei Lista, ist in demselben Styl gebaut; desgleichen Trebula bei Reate und Palatium, die Mutter Rom's (s. unten). Das ganze Thal der Equicoli, in welchem die von Dionysius erwähnten Städte liegen, enthält zahlreiche Reste pelasgischer Bauart. Durch dieses Thal drangen die Pelasger nach dem Süden, wo Alba, Lucus Angitiae, Antina, Atina, Casinum, Arpinum von ihrer Gegenwart zeugen, und wo sie, verbunden mit den Aborigines, die Siculer vertrieben. Das Thor von Arpinum in der Citadelle gleicht auf eine so merkwürdige Weise dem Löwenthor zu Mycenä, dafs das eine fast eine Copie des andern zu seyn scheint. Ein anderer Ausgangspunkt, südwärts von Reate, von wo aus diese Züge gegen die Siculer begannen, war das Thal des Telonius, durch welches eine Colonie in die Ebene von Latium kam und hier Cameria, Corniculum, Ameriola, Medullia und Cänina baute, überall in Polygonen, und diese Art zu bauen findet sich dann fortgesetzt an allen den Orten, wo die Weichheit des Tuffs nicht nöthigte, an Parallelogramme zu denken. Zu Empulum, in dessen

Digitized by Google

Nähe Tuff in grofsem Ueberfluſs gefunden wird, errichteten die Pelasger Mauern von diesem Material und behielten ihren Polygonalstyl bei; aber Tibur, wohin sie zunächst von da sich wendeten, ward mit Mauern, in Parallelogrammen gebaut, umgeben. Diese Colonie scheint dann nach Präneste, Anagnia, Ferentinum, Artena, Alatri und Veroli gekommen zu seyn; und so findet sich dieselbe Bauart südwärts bis Atena, südwärts von Salerno; von da an aber durch das ganze untere Italien und durch Sicilien, wo allein ein Thurm zu Cefalu ein dem pelasgischen ähnliches Mauerwerk zeigt, herrschen die griechischen Parallelogramme vor. Aber im Norden zeigen die Städte der vereinten Pelasger und Aborigines dieselbe pelasgische Bauart; Almeria, Ameria, Saturnia u. a. bezeugen hinreichend die ausgebreitete Herrschaft und den Einfluſs dieses Volkes. In Rom, einer Colonie von Palatium, dessen Bevölkerung auch nachher sich mit manchen andern Stämmen pelasgischer Abkunft, welche Latium oder das Sabinerland bewohnten, vermischte, darf es uns daher nicht auffallen, dieselbe Art und Weise zu bauen, wie sie durch jene Pelasger aus Griechenland gebracht worden war, wieder zu finden, und selbst andere Städte, Signia, Norba, Circeji wurden durch Röm's Könige im pelasgischen Styl befestigt und selbst noch in Werken einer späteren Zeit nimmt man denselben Styl gewahr, der an den gewaltigen Mauern so mancher andern Städte Italiens jetzt noch mit Recht unsere Bewunderung erregt und zugleich hinreichend beweist (S. 162.), daſs die Römer, während ihrer Blüthe, immer noch in diesem pelasgischen Styl fortbauten, der übrigens wohl von dem cyclopischen unterschieden werden muſs, mit dem er, leider nur zu oft verwechselt worden ist, obschon er nichts von allem dem hat, was Pausanias als charakteristische Kennzeichen der cyclopischen Bauart anführt, wo rohe, unförmliche Blöcke, die nach Versicherung dieses Geschichtschreibers oft nicht durch zwei Ochsen sich von der Stelle bringen lassen, übereinandergehäuft sind, und kleine Steine die Zwischenräume füllen, um so die gewaltigen Steinmassen mit einander zu einem festen Ganzen zu verbinden und zusammenzuhalten. Dies paſst aber gar nicht auf die sogenannten Polygonalmauern der Pelasger, wo jeder Stein sorgfältig an den Ecken behauen ist, und genau an den ihm zunächst liegenden paſst, wo daher auch keine kleinen Steine die Zwischenräume ausfüllen konnten, welche bei dieser Art zu bauen, wegfallen muſsten. (S. 162. vgl. Bd. I. S. 199.) Der Verf. verfehlt nicht, auch diese Behauptungen wieder mit

Digitized by Google

Belegen im Einzelnen zu unterstützen, und macht hier insbesondere auf Mycenä aufmerksam, wo Reste der einen wie der andern Bauart vorkommen, beide aber gleich und mit Leichtigkeit von einander zu erkennen sind.

Nach diesen Ausführungen können wir nun über die Schlufsabhandlung (»Geschichte und Sprachen Italiens«) uns desto kürzer fassen, indem wir die Hauptresultate der ganzen Untersuchung, in soweit sie nicht bereits vorgekommen sind, zusammenstellen. Gell scheint die Umbrer, welche von Einigen als die älteste aller italischen Nationen bezeichnet werden, für gallische Abkömmlinge zu halten; die Sabiner aber, und mit ihnen dann auch die Sabeller, Ausoner, Samniten, für ein, der Abkunft nach, verwandtes Volk. Sabinische Colonien sind, gleich den Samniten, auch die Picentiner, und selbst die Marser sollen von ihnen abstammen, eben so die Brutii und Lucani mittelst der Samniten, während die Peucetii Pelasger seyen (vgl. S. 374.). Die Sabiner bringt Gell dann wieder in Verbindung mit den Opici, woher die Osci, was dann gleichbedeutend mit Opsci und Olsci, oder mittelst des Digamma, Volsci, Volusci, Falisci, und bei der Verwechslung von P und Q, Aequi [?]. Die Aborigines erscheinen ihm, nach Cato's und Sempronius' Meinung, als von griechischer Abkunft, frühe schon aber vereinigt mit Umbrern, in deren Land sie eine Strecke in Besitz genommen hatten. Auch die Oenotri sind von griechischer, zunächst pelasgischer Herkunft; sie hatten schon eine gewisse Civilisation und vereinigten sich bald mit den Stämmen der Siculi und andern. Ihnen folgte, argumentirt Gell weiter, die schon oben erwähnte (zweite) pelasgische Colonie, die von Dodona ausgehend, zuerst bei Spina an den Pomündungen sich niederliefs und dort mit festen Mauern sich umgab, bis sie durch nördlichere Barbaren vertrieben, südwärts in Umbrien eindrangen, und mit den Aborigines im Bunde, sich eine Zeitlang daselbst aufhielten, bis Mangel an Subsistenz sie nöthigte, weiter nach Süden hin sich auszubreiten, wo sie dann nach Vertreibung der Siculi die ganze Strecke von Caere und Alsium bis Pisa und Saturnia besetzten, nachher aber einen grofsen Theil an die Etrurier wieder verloren. In diese Zeit fällt dann auch die Anlage vieler Städte und die festen Mauern, deren oben gedacht worden ist. In diese Zeit fällt weiter auch die Anlage von Palatium, 25 Stadien von Reate, von dessen Mauern, ganz in der oben bezeichneten pelasgischen Weise erbaut, sich noch jetzt zwischen der Villa Ferri und dem Kloster

la Foresta merkwürdige Reste finden. Dahin, meint nun Gell, sey etwa vierzig Jahre vor dem trojanischen Kriege Evander mit einer Colonie von Palatium oder Palantium, einer arkadischen Stadt, gekommen, von dem italischen Palatium aber sey dann die Anlage der Stadt auf dem palatinischen Hügel Rom's ausgegangen. Wir können in dieser Annahme nur eine sehr gewagte Vermuthung erblicken, wie denn überhaupt die eben mitgetheilten Ansichten Gell's über die älteste Bevölkerung und die Abkunft der Bewohner Italiens noch keineswegs über allen Zweifel erhaben scheinen, da hier der sichere historische Boden gänzlich fehlt.

Mit dieser Untersuchung in Verbindung und auf sie gewissermafsen begründet, steht dann die andere Abhandlung des Anhangs, über die Sprachen, S. 377 ff. Da in dieser Manches vorkommt, was deutschen Gelehrten bekannt, auch von Einigen derselben in umfassenderer Weise behandelt worden, so wollen wir nur einige Hauptsätze daraus hervorheben. Aus der umbrischen Sprache, deren Grundelement wohl, wie der Volksstamm selber, Gallisch war, leitet Gell hauptsächlich das ältere Römische ab; da die entgegengesetzte Annahme, dafs das Umbrische aus dem Römischen abzuleiten sey, doch füglich nicht statt finden könne. Einen Hauptbeweis findet Gell dafür in den Eugubinischen Tafeln, die er als das beste Specimen der umbrischen Sprache betrachtet, und über welche er sich in weitere Erörterungen einläfst, die wir aber nach dem, was in der Schrift von C. R. Lepsius darüber gesagt ist (de Tabulis Eugubinis. P. I. Berolini. 1833. 8. S. 2 ff. vergl. mit Rhein. Museum von Welcker II, 2. p. 191 ff.), füglich übergehen können. Hier kommt nun Gell auch auf die Gesänge der Arvalischen Brüderschaft, und erklärt sich dann S. 385. offen dahin: es könne nach den aus den genannten und andern Denkmälern der alten Sprache Rom's vorliegenden Beweisen kein Zweifel obwalten, dafs die Sprache Latium's [mithin auch die Sprache Rom's] die umbrische gewesen, dafs sie aber nachher durch das Hellenische vielfach verändert und geläutert worden — »that there can be no doubt, that the language of Latium was Umbrian, though it seems to have been afterwards changed by Hellenisms and other refinements.« (S. 385.) Ueber den überwiegenden Einfluſs der griechischen Sprache auf die Bildung der lateinischen, der besonders seit dem Anfang des 6ten Jahrh. u. c. und der um diese Zeit beginnenden und immer inniger werdenden Verbindung mit Griechenland so entschieden hervortrat, vgl. S. 396. Daran reihen sich noch einige andere Bemerkungen über den Ur-

sprung und die Bestandtheile der Sprache der übrigen Völkerschaften Italiens. Bei der Sprache der Sabiner findet er mit Recht grofse Schwierigkeiten; die darin vorkommenden Wörter, welche weder Griechisch noch Lateinisch seyen, ist er geneigt für Gallisch oder gar für Thracisch zu halten; in der volscischen Sprache glaubt er umbrische Wörter zu finden und schreibt dies dem Vordringen der Umbrer in jener früheren Periode, bis tief in den Süden Italiens zu; das Oscische, meint er, müfste dem Römischen sehr ähnlich gewesen seyn, weil die in dieser Sprache abgefafsten Lustspiele von der römischen Bevölkerung verstanden wurden — diese Aehnlichkeit müfste dann auf das umbrische, beiden Mundarten gemeinsame Grundelement gehen. Was Gell S. 395 f. über die etrurische Sprache bemerkt, stimmt mit dem überein, was auch andere Forschungen in neuerer Zeit mit ziemlicher Evidenz bewiesen haben, dafs nämlich diese Sprache von der lateinischen grundverschieden sey, daher auch ihre Erforschung mit so grofsen Schwierigkeiten verbunden sey, woher auch der verhältnifsmäfsig so geringe Erfolg aller bisherigen Bemühungen sich hinreichend erklärt, eben weil uns das bekannte Römische so wenig Hülfe zur Entzifferung etrurischer Schrift und Sprache darbieten kann; ein Umstand, der den Ref. immerhin höchst bedenklich gemacht hat, Rom für eine etrurische Colonie anzusehen, weil sie dann doch, wenn auch nur zum Theil, ein etrurisches Element in die Sprache müfste aufgenommen haben, was wir jetzt vergeblich in ihr suchen, wenn wir auch in manchen politischen und kirchlichen Einrichtungen und selbst im religiösen Glauben der Bewohner Rom's allerdings einen Einfluſs des ungleich gebildeteren Etrurien's anzunehmen genöthigt sind.

Wir begnügen uns, diese Ansichten des gelehrten brittischen Forschers in der Kürze mitzutheilen, ohne in weitere Prüfung derselben einzugehen, wozu hier der Ort nicht ist; wir reihen hier aber noch eine andere, in Deutschland erschienene Schrift an, deren Inhalt zum Theil auch die in Gell's Werk berührten Punkte betrifft.

Umbricorum Specimen primum. Scripsit Frid. Henr. Kaempf, philos. Dr. atque artium magister. Berolini, apud Ferd. Duemlerum. MDCCCXXXIV. 78 *S. in gr.* 8.

Es gehören bekanntlich die Forschungen über die verschiedenen Völkerschaften, welche in frühester Zeit Mittelitalien bewohnten, zu den schwierigsten und dunkelsten, weil die Quellen hier gar zu spärlich fliefsen und in diesen selbst nicht einmal eine

Digitized by Google

Uebereinstimmung herrscht, andere Denkmale aber, wenn man nicht einige uns unverständliche Namen und Schriftzüge oder die neuesten Entdeckungen in Etrurien ausnehmen will, nicht vorhanden sind. Wendet man sich zu den italischen Schriftstellern, die meistens, je dunkler der Gegenstand, desto ausführlicher werden, so wird bei dem vorwaltenden Mangel aller Kritik die Untersuchung nur erschwert und der Gegenstand noch mehr verwirrt, als er es ohnehin schon ist. Darum ist es vor Allem nöthig, in diesem Gewirre durch die Fackel der Kritik einen sichern Pfad zu finden, der allein zu festen und zuverlässigen Resultaten führen kann. Auf einem solchen Pfade aber glauben wir unsern Verf. zu erblicken, dessen Untersuchungen uns dahin führen, in den Umbrern ein Urvolk Italiens, die Aborigines, zu erkennen. In der Zeit freilich, wo uns durch die Römer einige Kunde von diesem Volk zugekommen, war es oder vielmehr die schwachen Ueberreste desselben in einen kleinen Raum zusammengedrängt, von dem eigentlichen Etrurien durch die Apenninen und die Tiber getrennt, südlich durch die Sabiner begrenzt, östlich durch die Picentiner und nördlich durch die Boji, obwohl früher, d. h. in der vorhistorischen Zeit gewifs weiter bis an den Po, ja wohl auch noch über denselben das Gebiet der Umbrer ausgedehnt war, welche selbst ganz Etrurien bis an die südlichen Theile Italiens inne gehabt, also in jeder Hinsicht als das bedeutendste Volk des alten Mittelitaliens erscheinen. Hält man diese Bedeutung eines in Mittel- und Norditalien vordem ausgebreiteten und dominirenden Volkes fest, nimmt man weiter an, dafs daher auch der Name desselben eine allgemeine, unbestimmte Bedeutung erhalten und darum von Griechen im Allgemeinen für den gröfsern Theil Mittelitaliens und der davon nördlich liegenden Strecken Italiens gebraucht werden konnte, so wird es dann wohl weniger auffallend erscheinen, wie Herodot, der nach dem Jahr 310. u. c., wo er nach Thurii kam, schrieb, noch zu der Zeit von einer umbrischen Landschaft reden konnte (IV, 49.*)), die doch offenbar als jenseits, d. i. nördlich vom Po liegend gedacht werden mufs, während nach der Erzählung des Livius, etwa vierzig Jahre später, um 354. u. c. die Gallier in diese nördlich vom Po liegenden Gegenden einfielen, die damals in der Gewalt der Etrurier lägen.

*) Vergl. unsere Note daselbst S. 381 u. 382. T. II. nebst Micali Storia degli antichi popoli Italiani I. p. 71, wo es unter andern heifst: „Sul golfo Adriatico l'Ombrica cognita ai Greci ha una estensione indeterminata e vasta. In Erodoto si dilata fin presso le Alpi."

Digitized by Google

Diese aber waren ja selbst Einwanderer, welche vom Norden her in Italien eingefallen, der dort herrschenden Macht der Umbrer ein Ende gemacht, und dabei nicht weniger als dreihundert umbrische Städte, nach einer Angabe des Plinius, sich unterworfen, um sich dann selbst in dem von Umbrern einst bewohnten und nun nach ihnen benannten Lande niederzulassen, wo denn auch wohl griechische oder kleinasiatische (lydische) Ankömmlinge sich mit ihnen verbunden haben mögen (s. auch W. Gell in der Topography of Rom and its Vicinity I. p. 359 ff.). Dies würde nach des Hrn. Verfs. Berechnung in das 12te Jahrh. v. Chr. fallen, um 434. ante u. c. (vgl. S. 39. 41 f.) Bis zu dieser Periode also wäre von unbekannter Zeit an der umbrische Volksstamm über ganz Etrurien von Arno bis an die Tiber ausgebreitet gewesen, nachdem er die an der Westküste wohnenden Ligurer zur Auswanderung nach Süditalien und Sicilien genöthigt (S. 34. 36.), so wie dies bei den durch die Aborigines aus Latium verdrängten Siculern der Fall war. Etrurier waren es also, welche das Volk der Umbrer in die engen Grenzen zusammendrängten, in welchen wir dasselbe in der historischen Zeit erblicken, als im 4ten Jahrh. v. Chr. die aus dem Norden und Westen kommenden Gallier über den Po in Italien eindrangen. (Vgl. S. 44.) Aber auch die südlich an dieses Umbrien sich anschliefsenden Sabiner erscheinen bei näherer Untersuchung und selbst nach dem Zeugnisse des einzigen uns über Umbrien genannten Geschichtschreibers, des Zenodotus, als ursprünglich dem umbrischen Stamme zugehörig, mit welchem in Manchem, namentlich in der Religion, eine Aehnlichkeit hervortritt, die schwerlich eine blos zufällige seyn kann, wie dies insbesondere aus mehreren Götternamen, welche auf den Eugubinischen Tafeln vorkommen, erhellt. (Vgl. S. 59—61 ff.) Auch von den Picentinern wird sich wohl dasselbe annehmen lassen. Ist aber eine Verwandtschaft der Sabiner und Umbrer erwiesen, so kann die Angabe des Varro, der die Sabiner von den Aborigines ableitet, noch weiter führen, und der Hr. Verf. trägt daher kein Bedenken, seine Ueberzeugung dahin auszusprechen (vergl. S. 63. 64.), dafs die sogenannten Aborigines entweder Umbrer oder doch ein ihnen verwandter Stamm (welches letztere freilich am Ende auf Eins hinausläuft) gewesen. (Wir bitten auch darüber Gell in dem angeführten Werke, in der dem zweiten Bande angehängten Abhandlung: „On the history and Languages of ancient Italy« S. 358 ff. nachzusehen; vergl. mit T. II. p. 152 ff.) Es lassen sich für diese Identität auch noch andere Spuren nachweisen, mit deren Zusammenstellung wir den Verf. S. 71 ff. beschäftigt sehen. Die Verwandtschaft oder Aehnlichkeit der Sprache, d. h. der lateinischen mit der umbrischen, ist hier nicht übergangen, und auf die Eugubinischen Tafeln, die wir nun wohl nicht mehr mit Lanzi für etrurisch-griechisch, sondern für Reste umbrischer Sprache (auch nach den Forschungen von K. O. Müller und Lepsius) halten werden, billig hingewiesen, obwohl hier die Untersuchung noch keineswegs geschlossen ist, und wir deshalb

Digitized by Google

mit Verlangen den weiteren Mittheilungen entgegensehen, welche der Hr. Verf. uns über diesen Punkt dereinst zu liefern verspricht. Leider sind andere Denkmale oder Reste umbrischer Kunst und Sprache nicht vorhanden, wie dies bei dem benachbarten Etrurien schon eher jetzt der Fall ist; ein Umstand, der uns eben anzudeuten scheint, dafs die Umbrer wenig in Künsten sich versucht, dafs sie im Ganzen schwerlich einer höheren Bildung sich erfreut; was uns aber desto eher in ihnen den Charakter eines Urvolks erkennen läfst.

Wenn wir also annehmen, dafs in der Vorzeit die Umbrer als ein eingeborner Volksstamm (also als Oborigines) sich über Nord- und Mittelitalien, etwa bis an den Tiber hin ausgebreitet, dann aber durch den Einfall der Rasener oder Tusker mehr nach Süden heruntergedrückt wurden, so mögen wir wohl Umbrer in dem ältesten Latium und in dessen Bewohnern eben so wie in den Bewohnern des ältesten Rom's finden, wir werden sie auch in den Oscern erblicken und es dann ganz begreiflich finden, wenn man noch in späterer Zeit zu Rom Oscisch verstand und in oscischer Sprache Stücke aufführte, an denen, wie es scheint, das römische Volk grofsen Gefallen fand, wir dürfen dann auch wohl eine Verwandtschaft der alt-römischen Sprache mit dieser oscisch-umbrischen voraussetzen, und gehen am Ende wohl gar so weit zu behaupten, gestützt auf die in dieser Schrift geführte Untersuchung, dafs der in der lateinischen Sprache enthaltene, unverkennbare, ungriechische Bestandtheil, der freilich späterhin immer mehr durch das überwiegende und bildende griechische Element sich verlor, Umbrisch gewesen. Sollten freilich in der umbrischen Sprache, so weit wir von ihr wissen (namentlich in den Eugubinischen Tafeln), auch griechische Worte enthalten seyn, so würde diese Aehnlichkeit der umbrischen und griechischen Sprache auf eine Verbindung der Umbrer mit Pelasgern oder auf gemeinschaftlichen Ursprung Beider führen: eine Behauptung, die freilich allzu gewagt ist, als dafs wir sie jetzt noch für mehr als eine blofse Vermuthung hinstellen möchten, und ohne dafs wir daraus den Einfluſs des Griechischen auf die Bildung der römischen Sprache und das in der letzten vorherrschende griechische Element erklären wollten; denn dies scheint uns, wenn auch in seinen Grundlagen schon vorhanden, doch in der Art, wie es nachher die Sprache bildend und dominirend sich zeigt, erst später hinzugekommen zu seyn. Zu weiterer Begründung dieser Ansicht wäre vor Allem eine sorgfältige Vergleichung der Ueberreste oscischer und umbrischer Sprache mit der alt-römischen nöthig; der Hr Verf. hat solche einer andern Zeit vorbehalten, und wir sehen ihr in der That mit Verlangen entgegen.

Chr. Bähr.

Moskau, in der Druckerei von A. Semen: Nouveaux Mémoires de la Société impériale des Naturalistes de Moscou; dediés à S. M. l'Empereur Nicolas I. *Tome* I. 1829. *avec* 23 *planches; T.* II. *avec* 25 *pll.*, 1832; *T.* III. *a.* 32 *pll.*, 1834.

Die von Fischer von Waldheim, ihrem jetzigen Vice-Präsidenten seit 1806 gegründete kaiserliche Akademie der Naturforscher zu Moskwa hat unter den Auspicien des Kaisers Nikolaus I., durch neue Subsidien unterstützt, ihre rühmliche und für das Innere von Rufsland so nützliche Thätigkeit verdoppelt und seit dem Jahre 1829 schon drei ansehnliche Bände sehr werthvoller Verhandlungen herausgegeben, welche den 7ten bis 9ten Band der ganzen Sammlung bilden. Wir glauben daher etwas dem Publikum nicht Unwillkommnes zu thun, wenn wir nicht nur die Richtung näher bezeichnen, nach welcher sich das Streben der russischen Naturforscher vorzugsweise wendet, sondern auch die Gegenstände einzeln herausheben, über welche ausgezeichnete Bearbeitungen in dieser Societäts-Schrift sich vorfinden.

Im Gebiete der Ornithologie hat Becklemicheff zwei neue brasilische Vögel-Arten *(Picus erythrogaster* und *Nectarinia bicolor)* unter Beifügung einiger Bemerkungen über seine Sammlung beschrieben (*I*, 375—390, Tf. XXII—XXIII.), — und G. Fischer eine neue Eulen-Art aus Kamtschatka, *Anas cucullata*, bekannt gemacht (*III*, 109—112, Tf. IX.).

In Beziehung auf Reptilien hat E. Eversmann eine Monographie der russischen Lazerten geliefert (*III*, 337. Tf. XXIX—XXXII.). Es sind *Lacerta viridis*, *L. agilis*, *L. sylvicola* E., *L. praticola* E., — dann *(Zootoca) L. crocea*, *L. saxicola* E., — ferner *(Podarcis) L. variabilis* Pall., *L. velox* Pall., *L. vittata* Ev.; — *Phrynocephalus auritus (Lac. aur.* Pall.), *Phr. caudivolvulus (Lac. caud.* Pall.), *Phr. helioscopus (Lac. hel.* Pall.); — *Trapelus Aralensis* E. *(Agama Aral.* Licht.); — *Stellio vulgaris (Lac. stellio et L. ? muricata* Pall.). — Andrzeiowski hat die Reptilien Volhyniens, Podoliens und des chersonesischen Gouvernements beschrieben (*II*, 319—346, Tf. XXI—XXIII.), nämlich 5 *Coluber-*, 2 *Vipera-*, 2 *Anguis*, 4 *Buso-*,

Digitized by Google

1 *Hyla-*, 3 *Rana-* und 4 *Salamandra*-Arten. Neu sind *Coluber xanthogaster*, *Anguis Besseri* und *Rana terrestris*.

In der Ichthyologie finden wir eine Abhandlung von Professor Lovetzky zur Diagnostik der *Accipenser*-Arten, insbesondre der russischen, mit guten Abbildungen (*III*, 253—263, Tf. XV—XVIII). Sie zerfallen nach Brandt's Eintheilung in *Husones* mit knorpeliger Schnautze und entfernten Schuppen des Körpers, wie *A. Huso.* Lin. und 2. *A. husoniformis* Lov.; — in *Sturiones* mit beschuppter Schnautze und entfernten Schuppen des Körpers, wie 3. *A. Güdenstädtii* Brandt, 4. *A. sturio*, (5. *A. Lichtensteinii* Schneid.), 6. *A. Schipa* Güld. (und 7. *A. Geckelii* Fil.); — in *Sterletae* mit pfriemförmiger beschuppter Schnautze und dachziegelständigen Schuppen-Platten, wie 8. *A. Ruthenus var.* und 9. *A. aculeatus* Fisch. (Tf. XIX, Fig. 2.); — und in *Helopes* mit langem beschupptem Schnabel und entferntstehenden Schuppen-Platten, wozu 10. *A. stellatus* Pall., (11. *A. oxyrhynchus* Mitch. und 12. *A. maculosus* Le S.) gehören, von welcher noch mehrere Varietäten bezeichnet werden; — — dann von Krynicki eine Beschreibung und Abbildung des *Schilus Pallasii* (*II*, 441—446, Th. XXV.).

Entomologische Abhandlungen kommen mehrere vor. Von Steven beschreibt die (28) *Tentyria-* und (14) *Opatrum*-Arten seiner Sammlung, welche jetzt der Universität Moskwa gehört (*I*, 81—100.), und erwähnt in einem Anhange der noch übrigen Arten; — beschreibt dann *Elater Parreisii* und einige neue *Bupresten* (*II*, 79—94, Tf. III, IV.); — Bohemann macht einige neue *Coleopteren*-Arten bekannt (*I*, 101—133.); — Besser liefert Zusätze zu der Abhandlung über *Tentyria* und *Opatrum* (*II*, 1—21, Tf. I.); — Eschscholz über das Käfer-Geschlecht *Passalus* (*I*, 13—28.), — Graf Mannerheim beschreibt 40 neue brasilische *Scarabeiden* (*I*, 29—80, Tf. I, II.); — Gebler liefert eine Notiz über einige Käfer des Bergbezirkes Nertschinsk in Ost-Sibirien (*II*, 23—78.) und über die Mylabriden Ost-Sibiriens und der tartarischen Grenze (*I*, 145—171.); — Eversmann beschreibt einige neue Arten Schmetterlinge aus dem Gouvernement Orenburg (*II*, 349—354, Tf. XIX bis XXI.); — G. Fischer handelt von andern seltenen Arten Rufslands (*II*, 355—360.); — und Menetries von jenen der Antillen, worunter einige neue Arten (*III*, 113—133.).

In dem Botanischen Fache finden wir zu erwähnen: Ste-

ven's Beobachtungen über einige russische Pflanzen und Beschreibung neuer Arten (*Orchis, Colchicum, Gladiolus, Ornithogalum, Centranthus, Fedia, Vaillantia, Galium, Wendia, Heracleum* u. e. a., *I*, 259—279, Tf. XII—XVI; und *II*, 90—107, Tf. VIII.); — C. A. Meyer's Beschreibungen und Abbildungen einiger neuen Arten (*Claytonia sarmentosa. C. stolonifera, Ribes tubiflorum*, *I*, 135—143, Tf. III. u. IV.); — v. Bunge's Uebersicht des Geschlechtes *Gentiana* und insbesondere seiner russischen Arten (*I*, 197—256, Tf. VIII—XI.); — Trautvetter's Abhandlung über Koch's *Salices frigidae* (*II*, 279—318, Tf. IV bis XXVII.); — Besser's Versuch über die Abrotana, 74 Arten (*III*, 3—92, Tf. I—V.); — und Adams' Versuch über einige minder bekannte sibirische Pflanzen-Arten, zumal jene, die er auf seiner Reise in Ost-Sibirien 1805—6 beobachtet (*III*, 231—252, Tf. XIII.).

In die Petrefakten-Kunde einschlägige Abhandlungen sind: von Fischer Prodromus einer systematischen Petromatognosie der Thiere, oder eine Bibliographie über fossile Thiere (*I*, 301—374; *II*, 95—277 und 447—458.); — Dessen Notiz über einige fossile Thiere Rußlands (*Elephanten, Rhinoceros ticheorhinus, Lophiodon Sibiricus, Dipus, Myoxus, Chelonia radiata* F., *Gadus Polynemus*, *I*, 281—299, Tf. XVII—XXI, dann *Arctomys, Myoxus, Cricetus, Mus, Putorius, Ursus, Hyaena, Rhinoceros, Bos, Cervus, Equus*, Tom. *III*, 281—298. Tf. XX bis XXIII.); — Rathke's Untersuchungen über die fossilen Knochen der Felsenhöhlen bei Schlangenberg (*III*, 265—280); — und Zborzewsky's mikroskopische Untersuchungen über einige seltene Fossilien Podoliens und Volhyniens.

Mineralogie und Geognosie haben in neuerer Zeit weniger Bearbeiter in diesen Akten gefunden, zweifelsohne durch die selbstständige Bildung einer dortigen mineralogischen Gesellschaft. Doch hat Hermann Beobachtungen über die Mineralquellen am Kaukasus, Bemerkungen über die geognostische Beschaffenheit Inner-Rußlands und Ansichten über den Ursprung heißer Quellen überhaupt hier niedergelegt (*II*, 385 bis 440.), — und Marin-Darrel eine Abhandlung über artesische Brunnen mitgetheilt (*III*, 313—336.). — Endlich findet man eine Reisebeschreibung nach den Mineral-Wassern Sukheeva von Pelatier (*I*, 173—179.).

Physik und Chemie sind völlig leer ausgegangen.

Digitized by Google

Neben diesen Memoiren hat die Akademie noch ein Bülletin ihrer Verhandlungen herausgegeben, welches die kleinen Notizen enthält.

Am 23. Decemb. 1831 feierte die Akademie ihr 25jähriges Stiftungsfest, bei welchem Fischer von Waldheim einen General-Bericht über deren bisherige Leistungen: Vorträge, Sammlungen und äufsere Thätigkeit hielt, welcher unter dem Titel: „*Rapport sur les travaux de la Soc. imp. des naturalistes de Moscou*“ (1832, 36 pp. 4°) im Drucke erschienen ist, und eine namentliche Aufzählung aller sowohl in den älteren Memoiren als in den Bulletins enthaltenen Abhandlungen bietet und ein auch für den Jubel-Vicepräsidenten insbesondere gewifs eben so erfreuliches als ruhmvolles Zeugnifs erfolgreichen Wirkens gewährt.

H. G. Bronn.

Stuttgardt, in der Brodhag'schen Buchhandlung: Lehrbuch der pathologischen Anatomie, von Dr. J. Fr. Lobstein, Prof. der inneren Klinik und der pathologischen Anatomie zu Strasburg, Director des anatom. Museums u. s. w. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Neurohr (zu Strasburg). Erster Band, 1834. 1 Bogen Vorrede und Inhaltsverzeichnifs, und 486 S. in gr. 8.

Es gehört gewifs zu den erfreulichsten Erscheinungen im Felde der empirisch-pathologischen Beobachtung und Diagnostik, dafs in der neuen und neuesten Zeit die pathologische Anatomie immer mehr Gegenstand einer sorgfältigeren, das Einzelne genauer auffassenden und unterscheidenden, und das Ganze der Ergebnisse in eine durchaus mehr wissenschaftliche und illustrirende Verbindung mit der Pathologie und Diagnostik bringenden Bearbeitung von mehreren Seiten geworden ist. In Deutschland, wie in Frankreich und England, ist in den neuern Zeiten mit einer warnenden Vorliebe für dieses Fach ein wahrer Wetteifer in seiner Cultivirung entstanden, und diesem verdanken wir schon so viele und zum Theil so wichtige und ausgezeichnete Werke, theils Handbücher der gesammten pathologischen Anatomie, theils Untersuchungen und speciellere Darstellungen einzelner Gegenstände derselben. Seitdem nach des noch immer sehr brauchbaren Bonnet's (nebst seines Continuators Manget's) und J. Maurit. Hoffmann's früherem Vorgang, Morgagni durch sein unsterbliches Werk den Hauptgrund zu einer umfassenderen und nach dem Eintheilungsprincip der speciellen Pathologie der

Organe geordneten Anatome pathologica gelegt hatte, und Lieutaud durch sein bekanntes, minder befriedigendes Werk, Barrere (schon 1751 und 56), A. v. Haller, P. Camper, Bader, J. Fr. Isenflamm, Clossy, R. Browne-Cheston, Greding, A. Bonn, Ed. Sandifort (wichtig), Biumi (zu Mailand, 1765, ein schätzbarer Beobachter), W. Hunter, Büttner, J. G. Walter, R. A. Böhmer, Monteggia, Chr. Fr. Ludwig (vorzüglich), J. C. Conradi, der treffliche M. Baillie nebst seinen Uebersetzern, Soemmering, Bleuland, Flachsland, Hopfengärtner, Bichat, Portal (noch immer ein Hauptschriftsteller in diesem Fach), Malacarne, Paletta, Scarpa u. A., dieser Anwendung der Anatomie auf die Kenntnifs der Krankheiten nach ihrem Sitz und nach den ihnen zu Grunde liegenden oder durch sie bewirkten Substanz- und Bildungsumänderungen ihre regeste Sorgfalt gewidmet hatten, nahmen insbesondere in den letzten zwei Decennien noch mehrere ausgezeichnete Aerzte und Zergliederer diese Untersuchungen mit grofsem Eifer auf, um sie noch weiter und zum Theil auf höherem Standpunkt physiologisch-pathologischer Ansicht zu verfolgen. So thaten dieses insbesondere in eigenen hinlänglich bekannten Werken in Deutschland Voigtel, J. Fr. Meckel (der Hauptschriftsteller), Kelch, Vetter, Otto, Heusinger, Froriep, Vater u. Sohn, Fr. v. Hildenbrand, Lesser, Fleischmann der Aeltere und der Jüngere, A. Mayer, F. H. Albers u. A.; in Grofsbritannien Baillie (in seinem neuern vortrefflich ausgeführten Kupferwerk), Karl Bell Farre, Travers, Lawrence, Cocks, Hey, Wardrop, Baron, und insbesondere Hooper und Carswell (in einem erst angefangenen, bis jetzt einem schönen Kupferwerk), u. A.; in Frankreich Prost, Bayle, Alibert, Laennec, Breschet, Cruveilhier, Andral, Beclard, Rayer, Louis, Serres, Lallemand, Gendrin, Billard, Bouillaud, Geoffroy-St. Hilaire, u. A.; in Holland, nach Bonn und Brugmans, besonders Schröder van der Kolk, von dessen vortrefflicher Behandlungsweise der pathologischen Anatomie durch anschauliche Zusammenstellung der innern Geschichte der Gewebe- und Substanzveränderungen in den verschiedenen Organisationskrankheiten, durch ihre verschiedenen Stadien hindurch vorzüglicher Gewinn für die Pathologie wie für die Klinik zu erwarten ist. Mehrere dieser Männer nahmen noch zur desto deutlicheren Anschaulichmachung des Gefundenen die Kunst des Zeichners und Kupferstechers oder des Li-

thographen zu Hülfe, und in neuester Zeit häufig auch die des Coloristen, wenn gleich die rechte Farbengebung, es sey durch Illuminirung, oder durch farbigen Abdruck, gar nicht selten verfehlt wurde, da sie in der That bei vielen krankhaften Substanzveränderungen ihre grofsen Schwierigkeiten hat.

An diese Unternehmungen schliefst sich auch in sehr ausgezeichneter Weise das Werk eines längst schon um Anatomie und Physiologie hochverdienten Lehrers, des Hrn. Prof. Lobstein, an, und es läfst sich schon nach dem vorliegenden ersten Theil derselben, welcher die allgemeine pathologische Anatomie (die allgemeinen Verhältnisse und Gattungen der krankhaften organischen Form-, Volumens-, Lage- und Gewebe-Veränderungen) enthält, mit Gewifsheit behaupten, dafs unsere Kenntnifs von diesen Zuständen, welche und wie sie Objekt der pathologischen Anatomie werden können, nicht nur in Hinsicht auf den hier entwickelten Reichthum von Materialien und Beobachtungen (worunter mehrere neue und dem Verf. eigenthümliche), sondern insbesondere durch die sehr zweckmäfsige und praktische Art ihrer Verarbeitung und Anordnung in diesem Werk sehr wesentlichen Vorschub und Gewinn erhalte. Das französische Original erschien unter dem Titel: *Traité de l'Anatomie pathologique*, Tom. I. bei Levrault zu Paris und Strasburg, 1829, und zu ihm gehören bis jetzt drei Lieferungen von colorirten Steintafeln in gr. Folio, deren bis jetzt XVI, jede mehrere Figuren enthaltend, vor uns liegen. Der Standpunkt, von welchem der berühmte Verf. sein Werk unternahm, und aus welchem er es auch selbst nur beurtheilt zu sehen wünscht, ist nicht der blos empirisch-collective einer nackten Sammlung von Materialien, nach irgend einer beliebten anatomischen Eintheilung geordnet, ohne in das Innere und wesentlich Differente der aufgezählten Veränderungen einzugehen, und ohne diese unter gewisse allgemeine Grundverhältnisse und generische Bildungsprincipien zu ordnen. Der Verf. ist vielmehr bemüht, das Letztere überall zum obersten Gesichtspunkt zu machen, und als leitende Idee durch die verschiedenen Arten und Abarten organisch krankhafter Veränderungen zu verfolgen. Nicht das todte Organ, blos nach der Structurveränderung beschrieben, in der es sich darbietet, sondern das lebende, noch wirkende, und wie es im veränderten Zustand anders wirke, sey der Gegenstand der pathologischen Anatomie, und die Physiologie, oder die Geschichte des Lebens in allen seinen Zuständen, sey deren wahre Grundlage. Die Thatsachen und Beobach-

tungen der anomalen Lebenserscheinungen müfsten demnach überall auf generalisirende Grundideen und auf höhere und umfassende Naturansichten zurückgeführt werden. (Es ist nur zu erinnern, dafs wenn die pathologische Anatomie auf diese allgemeiner und wissenschaftlich ordnenden Grundprincipien zurückgeführt wird, wie dieses allerdings auch unser J. Fr. Meckel und einige der neuesten deutschen Schriftsteller in diesem Felde gethan haben, sie nicht mehr Anatomie im engeren Sinn des Worts heifsen kann, indem die Zergliederung dann nur das mechanische Vehikel zur physiologisch-pathologischen Analyse der krankhaften Bildungs- und Mischungszustände und zur Auffindung von Gesetzen und genetischen Verhältnissen derselben — freilich auch mitunter zu gewagten und unhaltbaren Hypothesen — wird.) Die Weite des Begriffes und des Umfangs, den der Verf. der pathologischen Anatomie gegeben wissen will, bestimmt er gleich im Anfang nicht scharf und deutlich genug dahin: »diese pathologische Anatomie sey jener Theil der Arzneiwissenschaft, der sich mit den physischen Veränderungen der Organe befafst, diese Veränderungen beschreibt, ihren Ursprung untersucht, und die Folgen kennen lehrt, die sie im thierischen Organismus veranlassen.« Gewifs gehören aber nicht alle physischen Veränderungen des Organismus in's Gebiet der pathologischen Anatomie, weder die natürlichen, die sich im normalen Laufe des Lebens successiv ergeben, noch selbst alle abnormen; und eben so wenig liegt die Untersuchung und Darstellung aller der Folgen solcher Organenveränderungen in ihrem Bereich, sondern diese gehört grofsentheils der medicinischen und chirurgischen Pathologie an. Der Verf. fühlt dieses selbst, und sucht jenen Theil der von ihm gestellten Aufgabe wieder gewissermafsen zu beschränken, ohne dieses doch in der That zu thun. Er sagt: »Die pathologische Anatomie soll soviel als möglich genügende Erklärungen der in den Organen vorkommenden Veränderungen geben, die Art und Weise angeben, wie, unter welchen Einflüssen, und nach welchen Gesetzen diese Veränderungen erfolgten und sich ausbildeten. Diese Untersuchungen umfassen, unter dem Namen der Pathogenie, alle Fragen über den Ursprung, die Bildung und Entwicklung der organischen Krankheiten.« (Freilich wohl, aber eben diese Pathogenie fällt nicht mehr in die Grenzen der stricten pathologischen Anatomie, sondern bildet den Commentar zu ihr. Sie selbst hat sich nur mit der unter gewisse allgemeine Klassen und Gattungen (oder Gattungen und Arten, mit ihren

Abarten) nach bestimmten Differential-Merkmalen geordneten Aufstellung und (comparativen) Beschreibung der vorkommenden abnormen Veränderungen der Organe und der in ihren Gefäfsen und Cavitäten befindlichen Flüssigkeiten, nach Quantität und Qualität, Form und Lage u. s. w., so wie der Afterbildung u. s. w. zu beschäftigen. Eben daher hat sie auch nur die nächsten sinnlichen Folgezustände der entstandenen Substanz- oder Form- u. s. w. Veränderungen zu betrachten, welches der Verf. auch ohne Zweifel andeutet, wenn er ferner sagt: »Die pathologische Anatomie soll die organischen Veränderungen der Phänomene (soll wohl heifsen, die Veränderungen der Phänomene in dem oder den Organen und ihrer Wirkungsweise) zusammenstellen und analysiren, die sich im Laufe einer Krankheit kund geben; sie soll dann bestimmen, bis zu welchem Grad sie unter der Abhängigkeit dieser Alterationen stehen.« Minder ansprechend und auch zu weit führend ist der unmittelbar folgende Zusatz: „Diese Untersuchungen führen dahin, die ursprünglichen (primitiven) Phänomene, die dem unmittelbaren Erkranktseyn der Lebenskräfte angehören (die Erscheinungen eines noch rein dynamischen Leidens meint der Verf.), von den Erscheinungen zu unterscheiden, die als die Folgen der offenbaren Veränderungen im Gewebe der Theile (nur im Gewebe? und nicht auch in den Säften in ihm?), und als demselben untergeordnet betrachtet werden müssen.« Nach solcher Forderung müfste also die pathologische Anatomie die ganze grofse und noch so grofsen Controversen unterworfene Grundfrage von einem wirklichen und erkennbaren Unterschied zwischen rein dynamischem Erkranken mit eigenen Phänomenen desselben, und zwischen einem materiell-organischen Erkranken, mit seinen Erscheinungen (den Gewebeveränderungen wie den Säfteveränderungen) in sich aufnehmen, und über sie eigentlich entscheiden. Mit andern Worten, die pathologische Anatomie wird unter solcher Ausdehnung ihres Gebietes nicht mehr blos ein wichtiges und unentbehrliches Adminiculum der Pathologie, als Schöpfquell für die sinnliche Erkenntnifs der organischen Substanzveränderungen (mit Einschlufs der säftlichen) in den verschiedenen Krankheiten nach dem Tode (welches wohl zu beherzigen) werden, sondern sie würde die ganze Pathologie und sogar einen grofsen Theil der Semiotik selbst in sich aufnehmen, wogegen schon oben Einiges erinnert worden ist. — Ref. macht diese Bemerkungen nicht, um durch sie dem grofsen Verdienst dieses Werkes und seiner ausgezeichneten Brauchbarkeit für ein

gründliches Studium seines Gegenstandes einigen Abbruch thun zu wollen; er findet sich vielmehr eben durch die aufrichtige Achtung, die ihm die innere Gediegenheit und zweckmäfsige Anordnung des Ganzen in ihm einflöfst, und die er mit inniger Hochschätzung des würdigen Verfs., seines herzlich verehrten vieljährigen Freundes verbindet, zu ihnen bewogen, mit dem Wunsch, dafs Derselbe diese Andeutungen prüfen, und bei einer künftigen zweiten Ausgabe dieselben entweder bündig widerlegen, oder nach seinem besten Wissen berüchsichtigen möge.

Der vorliegende erste Band, welcher die allgemeine pathologische Anatomie (d. h. die Betrachtung der allgemeinen Klassen und Gattungen krankhafter Veränderungen der Organe nach Form, Volumen, Lage und Verbindung, und nach ihren Geweben und Pseudo- oder Heteroplasmen und sonstigen abnormen Erzeugnissen) enthält, zerfällt in sieben Kapitel. Das erste Kap. entwickelt die Veränderungen der Form und des Volumens, in sofern sie durch den Ernährungsprocefs bedingt sind, und ohne Texturveränderung erscheinen. Hierunter Hypertrophie (ziemlich kurz, auf 8 Seiten), Atrophie, ausführlicher mit mehreren eigenthümlichen und sehr interessanten Beobachtungen des Verfs., mit welchen überhaupt alle Abschnitte des vorliegenden Bandes reichlich und in recht instructiver Weise ausgestattet sind; suspendirte oder gehemmte Entwicklung (hier nur vorläufig auf ein Paar Seiten angedeutet, indem die specielle Darstellung dieser wichtigen und besonders von Meckel, Otto, Fleischmann u. A. so vorzüglich bearbeiteten Bildungsmängel in dem folgenden Bande zu erwarten steht, fehlerhafte Richtung der Entwicklung (hierunter auch Einiges über die Klumpfüfse, was Ref. hier noch nicht gesucht haben würde). Das zweite Kap. handelt von den Veränderungen in der Lage und der Verbindung der Theile. Hierunter die Hernien (die Leistenbrüche hauptsächlich nach Hesselbach, über den Bruchsack eigenthümliche und interessante Bemerkungen); die Senkungen (vollkommene und unvollkommene Vorfälle, und zwar hier blos die des Uterus); die Schieflagen, Umbeugungen und Umstülpungen (auch nur des Uterus); die Vorfälle (des Mastdarms und andrer Därme sehr kurz. Warum der Verf. diese von den Vorfällen des Uterus getrennt, und warum er nicht auch unter diesen beiden Abschnitten die Ptoses und Vorfälle anderer Organe, namentlich der Blase, der Scheide, der Zunge, des Augapfels u. s. w. aufgenommen hat, ist nicht abzusehen); die Invaginationen, mit einer eigenen merk-

würdigen Beobachtung. Das dritte Kapitel umfafst die Auflockerung der Gewebe (Rarefaction des Tissus), die von deren Erweichung wohl unterschieden werden müsse, und zwar *a*) Auflockerung durch Gasentwicklung oder Pneumatosis (ein sehr ausführlich und sorgfältig bearbeiteter Artikel, in welchem der Verf. vorzüglich auf das Nervensystem recurrirt, und einer übermäfsigen Absonderung und Anhäufung oder auch Ausströmung des von dem Verf. angenommenen imponderablen Nervenäthers einen wesentlichen Antheil an jener Pneumatosis zuschreibt). Ferner *b*) Auflockerung durch seröse Infiltration und Wassererguſs (Hydronose), ein trefflicher Artikel, worin viel Scharfsinniges und Treffendes über die pathologischen Verhältnisse der Hydropisie gesagt wird (Ref. hatte wohl wünschen dürfen, dafs seine eigene, allerdings nur erst vorläufig in seinem System der speciellen Nosologie Th. II. aufgestellte Ansicht von einer auch ohne vorherige Entzündung statt findenden Hydatogenesis spontanea universalis als häufiger nächster Ursache der Wasserschichten, dem würdigen Hrn. Verf. bekannt gewesen wären). *c*) Auflockerung durch blutige Infiltration, oder Rarefaction durch Haematonose; hierunter die Petechien, Ecchymosen, die Blutexhalationen auf der freien Oberfläche der Organe (die doch nicht immer mit Auflockerung verbunden sind), namentlich die Blutschweifse, und die Haemorrhagien durch Transsudation aus den Schleim- und serösen Häuten. Hierbei Einiges über Blutungen im Allgemeinen, als aktive und passive (nur mit wenigen Zeilen), und über angeborene Anlage zu passiven Blutflüssen, oder die sogenannten Bluter (deren Verzeichnifs noch gar sehr vermehrt werden könnte). Bei der Frage über das Verhältnifs der Haematonosen zur Nervenkraft äufsert sich der Verf. nach seinen schon bei der Pneumatose ausgesprochenen Ansichten von dem Nerveneinfluſs, als dem oberst beherrschenden Princip der Secretionen dahin, dafs auch die übermässigen Blutsecretionen und Blutexcretionen von einer wahren Innervation des Blutes (wie er es nennt, d. h. von einer durch Hinzutreten (abundante Impraegnation und Evolution) des nervösen Principes im Blut erhöheten Vitalität herrühre also gleichsam eine Art von Uebersättigung des Blutes mit dem ätherisch-expansiven Nervenprincip. *d*) Gewebe-Auflockerung durch Säftezuströmung (Fluxion, auch Profluvium, welches Wort doch hier nicht passend ist), als einer vitalen Bewegung, von fixirter Reizung abhängig, durch welche das Blut (nur dieses? nicht auch andere abgesonderte Säfte?) mit gröfserer Geschwindigkeit und

reichlicher, als im Normalzustand, nach der gereizten Stelle hindringt. Die Fluxion, als fortgesetzte Congestion, und hierdurch von der simpeln Turgescenz unterschieden, habe das Eigene, dafs sie in den Drüsen und den übrigen Secretionen reichlichere Absonderungen veranlassen, oder selbst neue und den Theilen fremde Secretionen hervorrufen. (Thun dieses die Fluxionen, oder thut dieses nicht vielmehr ihre nächste Ursache? Warum verläfst hier der Verf. seine Nervenpathologie?) Sitz derselben im Zellgewebe, in den Schleimhäuten, als ihrem häufigsten Sitz, wobei der Verf. sehr treffliche Bemerkungen über die häufige Verwechslung dieser Zustände und ihrer Erscheinungen mit Entzündungen macht, und über den Mifsbrauch, den man mit diesem letztern Namen treibt; desgleichen in den conglomerirten Drüsen. »Jedes Profluvium (in obiger Bedeutung) ist in seinem Beginn von einem Stimulus abhängig, der mechanisch, chemisch, oder dynamisch seyn kann, und auf den dem gereizten Organ angehörigen Nervenapparat einwirkt. Die Nerven empfangen den Eindruck, sie geben den Impuls, und setzen die Maschine in Bewegung, oder vermehren die bereits vorhandene.« (Näheres über das Innere des Herganges der Nerveneinwirkung wird freilich durch diese Darstellung, die im Grunde doch nur eine mechanische ist, nicht aufgeschlossen.) »Ist aber einmal der erste Impuls durch die Nerven gegeben, so gewöhnt sich das Organ an die vermehrte Absonderung, und setzt sie ohne den Nerveneinfluss und gleichsam wider seinen (?) Willen fort.« Oft seyen diese Profluvien kritisch u. s. w. Das eigentliche Thema dieses Kapitels, die Gewebeauflockerung bleibt bei diesen Fluxionen ganz zurückgestellt. 4) Auflockerung durch Entzündung. Wie man leicht denken kann, der ausführlichste Artikel (von S. 199—253.), mit vorzüglicher Sorgfalt und mit gleichem Scharfsinn in der Analyse wie in der Deutung der Erscheinungen dieses Zustandes bearbeitet, wobei Ref. bedauern mufs, dem Hrn. Verf. in seiner anziehenden Exposition nicht im Detail folgen zu können. Auch für die Bildung der Entzündung, die der Verf. in ihrer allgemeinsten Idee für nichts anderes, als ein zu höherem Grad gesteigertes Profluvium (d. h. hier Congestion) mit vermehrter Ernährungsthätigkeit und erhöhter oder sich erst jetzt entwickelnder Sensibilität ansieht, nimmt er, seiner Neuropathologie getreu (gegen Bichat, den er bestreitet), den Einfluss eines verstärkten Nerveneinflusses (den er auch als Neurosthenie bezeichnet) auf das Capillargefäfssystem (seine Innervation, welche er

hier noch besonders als Lateralinnervation = Lateralemanation des ätherischen Nervenmarkes aus den Nervenzweigen in das von ihnen berührte Gefäfs- und Zellgewebe, bezeichnet), als das nächste Princip an, auf Beclard's analoge Ansichten sich stüzzend. Nach dem Verf. bedürfen diejenigen Theile, die nur ein vegetatives Leben führen, keinesweges der Einverleibung (Einwebung) von Nervenzweigen in ihre Textur, sie brauchen nur mit diesen Nerven in Berührung zu treten, um von ihnen das Nervenagens durch Lateralemanation zu empfangen. Das wäre also gleichsam seitlich ausströmende Nerveneinwirkung im bloßen Durchgange. Für das Wollen und Empfinden sey jedoch direkter (d. h. also dem Verf. aus den kleinsten Nervenendigungen in die Gewebe selbst ausströmender) Nerveneinfluſs nothwendig erfordert. Der Verf. fühlt es wohl, daſs er gegen diese Ansichten starke Oppositionen zu erwarten hat, und sucht auch diesen, so gut es gehen mag, zu begegnen, wobei er eine genaue Bekanntschaft mit den neuesten Expositionen und Untersuchungen über Entzündung und über das Blut in derselben (über dieses besonders nach Gendrin), so wie über die Vitalität des Blutes, die er in einem hohen Grad annimmt, entwickelt. Ueber den Chemismus der Entzündung und des entzündeten Blutes, insbesondere in den verschiedenen Aesten und Stufen der Entzündung geht er jedoch sehr kurz hinweg, indem er blos über die Speckhaut und ihre Bildungsweise sich verbreitet, ohne noch mehreres Andere, was neuere Untersuchungen deutscher Aerzte und Physiologen über das (verschiedenartige) chemische Verhalten des entzündlichen Blutes gelehrt haben, zu berücksichtigen. Uebrigens unterscheidet der Verf., als Stufen und zugleich als Arten der Entzündung 1) die Phlogose, vorzugsweise in den Blättern des Zellgewebes vorkommend, 2) die Epiphlogose, als höherer Grad der ersteren, mit exsudativer Adhäsion, 3) die Metaphlogose, im Zellgewebe, im Parenchym der Organe und auf der äufsern Haut, mit Blutanschoppung und Auflockerung ohne Verhärtung, 4) die Hyperphlogose, im Zellgewebe, im Parenchym der Eingeweide, in den Schleimhäuten, der Cutis, der Beinhaut und den Knochen; sie allein geht in Eiterung über, aufserdem auch in Gangraen, besonders dann, wenn sie sich mit der Metaphlogose vereinigt. Ref. muſs den Verfolg der scharfsinnigen Auseinandersetzung dieser vier Arten, und ihre Vergleichung mit den von andern Phlogosologen aufgestellten Arten und Stufen der Entzündung den Lesern überlassen. — Als Schlufsresultat erklärt

sich der Verf. über die Entzündung dahin: »sie bestehe in einer widernatürlichen, durch einen Stimulus erregten, Thätigkeit des Capillarsystems, die zur Tendenz hat, organische Veränderungen hervorzubringen, und deren anatomische (?) Charaktere durch die physischen Zeichen der Congestion, die physiologischen dagegen durch eine Störung in den Functionen sich darstellen.« (Der letzte Satz dürfte am wenigsten befriedigen, da er jedenfalls zu allgemein ausgedrückt ist.) In dem Entzündungsprocefs seyen drei Perioden unterscheidbar: 1) die der Irritation und der daraus hervorgehenden Neurosthenie, 2) die der Säftezuströmung (Fluxion), oder der Attraction des Blutes von Seiten des gereizten nervösen Elements, 3) die der Reaction des Capillarnetzes, sowohl von Seiten seiner lebendigen Kräfte, als auch von Seiten der im Blute selbst vorgehenden Veränderungen. Vortrefflich sind die darauf folgenden Betrachtungen über die Ausschwitzung und die ausgeschwitzte Lymphe, sowie über die aus ihr hervorgehenden Pseudomembranen. — Das vierte Kapitel handelt von der accidentellen Entwicklung neuer, den ursprünglichen analoger Gewebe. Das Wort »accidentell« erscheint hier nicht gut gewählt; es würde dafür »durch organische Verhältnisse und sonstige Umstände bedingte« besser gesagt worden seyn. Auch damit, dafs der Verf. diese Entwicklung einer ganz eigenthümlichen Lebensthätigkeit zuschreibt, die er Homoioplasie nennt, dürften Diejenigen, welche den Grund dieser neuen Bildungen und Metamorphosen in allgemeinern und höheren Gesetzen und Bedingungen organischer Plastik suchen, nicht einverstanden seyn. Selbst das Wort Homoeoplasie drückt nicht genau Das aus, was der Verf. mit demselben bezeichnet, indem er sich sogleich dahin äufsert: »Meistens verändern diese neu gebildeten Gewebe durchaus die ursprüngliche Structur der Organe, in welcher sie sich entwickelten. So verwandeln sich Membranen in Zellgewebe; es bilden sich seröse, fibröse und muköse Häute an ungewöhnlichen Stellen, weiche und biegsame Gewebe werden hart, lederartig, knorplig und knöchern, und umgekehrt u. s. w., Blutgefäfse erscheinen an Orten, wo man früher keine gewahrte u. s. w. So erscheint also diese Homöoplastik vielmehr als Heteroplastik. — Der Verf. unterscheidet diese (an sich und unter andern Umständen, in andern Organen) natürlichen (aber in ihrer durch bedingte Umstände und krankhafte Metamorphose bewirkten Bildung nicht naturgemäfsen) Gewebe nach sechs Klassen: als Zellgewebe, Gefäfsgewebe, Membranengewebe, dieses wieder als

seröses (worunter auch die Balg- und Breigeschwülste), und als pyogenisches, dem mukosen analoges, nach Dupuytren und Beclard, wobei auch der Eiterungsprocefs und der Eiter selbst nach dem hierüber Bekannten betrachtet wird, das schwammigte oder erectile Gewebe (der Blutschwamm, den der Verf. als wesentlich verschieden vom Markschwamm betrachtet, und dieses nach des Ref. Dafürhalten mit vollem Recht, die Telangektasien u. s. w.), das Fasergewebe (die fibrösen Körper), das Faserknorpelgewebe, die accidentale Knochenbildung, oder die Verknöcherung (eine gedrängte und instructive Zusammenstellung von Wahrnehmungen derselben in den verschiedenen Organen, die allerdings leicht sehr vermehrt werden könnte), accidentale Fettbildung (worunter Einiges über die Lipomen), accidentale Haarbildung, accidentale Hornsubstanzbildung, zu welcher noch einige frappante Fälle, die in Froriep's Notizen mitgetheilt sind, beizufügen wären. Den Schlufs dieses Kapitels machen allgemeine Betrachtungen über die Homoioplastik, die den eindringenden Blick des scharfsinnigen Beobachters beurkunden, und die man mit grofsem Interesse lesen wird.

Im fünften Kapitel wird von den accidentell in den Gebilden entwickelten Substanzen, die der Organisation dieser Theile fremd sind, und die der Verf als eigentliche Producte der Heteroplastik (so überall, und nicht Heteroplasie, was im Französischen wohl gelten mag, sollte es in der Uebersetzung heifsen) gehandelt. Hierunter 1) die Tuberkelsubstanz, 2) die speckartige Substanz, 3) die scirrhös-cancröse Substanz, 4) das Markscharkom oder der *fungus medullaris*. Die Melanosen schliefst der Verf. aus diesem Abschnitt aus, und widmet ihm ein eigenes Kapitel. Der Abschnitt über die Tuberkeln ist mit vielem Fleifs gearbeitet, und stellt in befriedigender Weise Alles zusammen, was neuere Untersuchungen bekannter Pathologen und Zergliederer darüber geleistet haben, und was ihm selbst seine Beobachtung, aus welcher er einige interessante Fälle mittheilt, darüber erkennen liefs. Er veranlafste auch eine genaue chemische Analyse der rohen Tuberkelmaterie durch den kunstgeschickten Chemiker und Apotheker Hecht in Strafsburg, nach welcher in 6 Grammen dieser Materie 1,4 Gr. Eiweifsstoff, 1,2 Gallerte, 1,8 Faserstoff, 1,6 Wasser und Verlust sich ergaben. Dafs Entzündung zur Entstehung der Tuberkeln bedingt sey, bestreitet Hr. Lobstein aus sehr reicher Erfahrung. Niemals konnte er in den beiden ersten Perioden dieser Tuberkeln eine Spur von phlogistischer Thätigkeit

Digitized by Google

weder in ihnen selbst, noch in dem sie umgebenden Gebilde wahrnehmen. Er sah in sehr vielen scrophulösen Individuen das ganze Drüsensystem gleichzeitig krankhaft ergriffen, ohne dafs sie während des ganzen Verlaufs der Krankheit jemals ein Entzündungssymptom dargeboten hätten. Er überzeugte sich aber auch, dafs die Lymphdrüsen einen vorzüglichen, wenn schon nicht den einzigen, Heerd für die Scrophelbildung gewähren. Ob übrigens zwischen Skropheln und Tuberkeln eine wesentliche Verwandtschaft, oder selbst Identität, statt finde, läfst er unentschieden, und erkennt nur an, dafs die scrophulöse Constitution eine vorzügliche prädisponirende Ursache für Tuberkeln sey. — Unter der Rubrik der Specksubstanz, welche bei sonstiger Verschiedenheit von der Tuberkelmaterie doch einige Analogie mit dieser habe, nimmt er auch die weifse Hepatisation der Lunge (Induration bronchi-lardacée) mit auf, nur zu kurz sie berührend. — Ueber den Scirrhus verbreitet er sich ausführlicher, und giebt auch hier die Resultate der chemischen Analyse einer scirrhösen Brustdrüse, von dem Hrn. Hecht angestellt. Zufolge dieser enthielt eine Drachme (72 Gran) dieser Substanz Eiweifsstoff 2 Gran, Gallerte 20 Gr., Faserstoff 20 Gr., flüssige Fettmaterie 10 Gr., Wasser und Verlust 20 Gr. Der Scirrhus komme nie (?) isolirt im Zellgewebe oder im Parenchym der Organe unter der Form von Körnern oder kleiner runder Geschwülste, wie die Tuberkeln, vor, auch nicht in breiten diffusen Massen, wie die Specksubstanz, sey nie in einem Balg eingeschlossen, und nicht der nämlichen Art von Erweichung fähig, wie die Tuberkel- und Specksubstanz, sondern erleide eine eigenthümliche Auflockerung, die in einen besondern schwammigen, mit Entstehung neuer Blutgefäfse verbundenen, Zustand übergeht, unter Entwicklung vitaler Eigenschaften, die sehr erhöht und aufgeregt werden. (Allerdings regt und entwickelt sich in den Scirrhen, je mehr sie in den cancrösen Zustand übergehen, auf eine von den Tuberkeln sehr diagnostisch unterschiedene Weise ein eigenes Analogon von Vitalität, und selbst von einer gewissen Animalität, auf einer viel niedrigeren, in welcher pseudorganische Plasticität mit einem gewissen Grad von Sensibilität in form- und regelloser Wechselwirkung vorherrschend wird. Aber eben dieses Analogon von Vitalität ist in dem Eigenthümlichen ihres Typus und ihrer Aeufserung von den Lebensäufserungen normal organisirter Thiere und Thiertheile völlig verschieden. Das alte Wort Καρκινωμα oder Cancer, welches offenbar auf jenes Thierartige im Krebs hindeutet, und sicher nicht blos die Form des Geschwürs oder

Digitized by Google

sein Umsichgreifen ausdrücken sollte, ist schon in dieser Hinsicht merkwürdig.) — Ueber die nächste Ursache des Krebses führt der Verf. die neuesten Meinungen auf, bestreitet mit Recht die Broussais'sche Theorie von seiner entzündlichen Natur, läfst aber die Aufgabe als ein noch in Dunkel gehülltes Problem unentschieden. — Ueber den Markschwamm verbreitet sich der Verf. sehr ausführlich und mit grofsem Fleifs, mit Einflechtung einiger sehr interessanter Beobachtungen aus seiner eigenen und aus Hrn. Aronsson's Erfahrung, sammt Analyse dieses Pseudoplasmus. Die Literatur desselben, soweit sie die französischen und englischen Schriftsteller betrifft, ist sorgfältig benutzt. Ungerne vermifst man aber mehrere neue und wichtige Beobachtungen deutscher Aerzte über diesen Markschwamm, so namentlich in den Zeitschriften von Gräfe und Walther, von Rust, Froriep, und auch in den Heidelb. klinischen Annalen (von H. Jäger). Der Verf. erklärt sich mit Maunoir gegen die Analogie des Markschwamms mit scrophulösen Geschwülsten, und auch gegen seine Identität mit Krebssubstanz, indem er vielmehr denselben eben so für eine eigenthümliche Substanz hält, wie die Tuberkelsubstanz und andere. Doch giebt er zu, dafs mehrere dieser krankhaften Gewebe sich in gleichzeitiger Entstehung mit einander vermischen können, und stellt als Beispiel hiervon die tuberkulosen Massen auf, die man nicht selten in den Eingeweidehöhlen, namentlich im Unterleib, am hintern Theil des Bauchfells, findet, und welche er unter dem Namen Retroperitoneal-Gewächse (von Bailly und Cajot *Masses cancreuses abdominales* genannt) in höchst instructiver Weise beschreibt. Ref. hält die Darstellung dieser (in seltenen Fällen auch an der hintern Pleura vorkommenden Geschwülste von gemischter, und jedenfalls nicht das Gepräge eines wahren Medullarsarkoms tragenden Geschwülste (als deren Opfer auch der verdiente Prof. Hermann in Strafsburg hier bezeichnet wird), für einen der gediegensten Abschnitte in diesem Werk. Nicht im gleichen Grad gilt dieses von dem folgenden Abschnitte von der Melanose, wo unter Andern Merat, Gohier, Heusinger, Rubini, Girard u. A. unbenutzt geblieben sind. Auch was der Ref. vorläufig in seinem System der pr. Nosologie über diesen Zustand vortrug, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. Laennec's und Alibert's Ansicht über die Melanosen (als eine eigene Art von Krebs) verwirft der Verf., wie billig, und tritt der von Breschet gegebenen bei.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 32. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lobstein, Lehrbuch der pathologischen Anatomie, deutsch von Neurohr.

(Beschluſs.)

In einem folgenden Abschnitte stellt der Verf. noch allgemeine Betrachtungen über die Heteroplastik an, wobei er sich besonders mit der Frage beschäftigt, von welchen organischen Functionen und von welchen Alterationsweisen die Bildung dieser Heteroplasmen zunächst abhänge, ohne indessen hierin weiter zu gehen, als zu der Annahme zweier Arten thierischer Materie bei Erzeugung organischer Krankheiten, nämlich einer emplastischen Materie, die eine deutliche Tendenz zur Verdichtung und Organisation habe, und einer kakoplastischen, die zur Erweichung und Desorganisation geneigt sey, und die beide der Einwirkung der Bildungskraft unterworfen seyen. So wie aber in dieser Unterscheidung viel Schwankendes und Willkührliches liegt, so ist sie auch nicht frei von innern und äuſsern Widersprüchen, was der Verf. selbst fühlt.

Im sechsten Kapitel ist die Rede von den krankhaften Produkten, welche auſser allem organischen Zusammenhang mit den Normalgebilden stehen. Hierunter werden begriffen: in der ersten Ordnung »unorganische Concremente,« im ersten Artikel die steinartigen Concremente, namentlich die Speichelsteine, die Lungensteine, die Intestinalsteine (Bezoarsteine), die Gallensteine, die Harnsteine (das Bekannte in gedrängter Kürze, doch in solcher Concentrirung instructiv genug), die Steine der Prostata, die Gicht-Concremente und Tophen, die Steine in den Venen (Phlebolithen), ein interessantes und noch wenig besprochenes Phänomen. Im zweiten Artikel werden die weichen unorganischen Concremente betrachtet; endlich in der zweiten Ordnung die Entozoen, die man an dieser Stelle nicht suchen sollte, eher im zweiten Band, oder als besonderer Anhang. Der Artikel über die Hydatiden ist besonders fleiſsig gearbeitet, mit einer chemischen Analyse derselben, ohne jedoch in das Physiologische ihrer Bildungsweise und ihres Lebenscharakters weiter einzugehen, als dieses schon seine Vorgänger in der Naturgeschichte dieser In-

Digitized by Google

simen auf der Organisations- und Lebensstufe thaten. Der Verf. prüft hierauf die verschiedenen Meinungen über die Erzeugungsweise der Würmer im menschlichen Körper überhaupt, und erklärt sich für die *Generatio spontanea* derselben. — Den Beschluss macht das siebente Kapitel mit allgemeinen Betrachtungen über die Pathogenie der organischen Krankheiten, über ihre Ausgänge und über die Art und Weise, wie sie den Tod herbeiführen. Es sind dieses nur sehr kurz gedrängte *Resumés*, die ihr weitumfassendes Thema allerdings nicht erschöpfen können, und hauptsächlich darauf hinausgehen, die Abhängigkeit der Bildung dieser organischen Krankheiten von einem fehlerhaften oder gestörten und gelähmten Einfluss der Nervenkraft nochmals in nuce darzuthun. — Die Uebersetzung aus der Feder eines sehr kenntnisreichen Arztes und würdigen Freundes des trefflichen Verfassers ist unter dessen Augen mit grosser Treue gefertigt, und liest sich ganz wie ein Original. — Bei dieser deutschen Ausgabe fehlen die lithographirten und colorirten Abbildungen, welche der Verf. dem französischen Original beigefügt hat, XVI Tafeln in gr. Folio, mit grosem Fleiss gezeichnet, und auch meist recht gut in Stein gegraben, nur in ihrer Colorirung nicht durchgängig befriedigend (einige doch recht vorzüglich), und hierauf einigen neuern deutschen und englischen anatomisch-pathologischen Bilderwerken nachstehend. Oder vielmehr es hat sie der wackere Stuttgardter Verleger nicht besonders für diese deutsche Ausgabe copiren lassen. Es können aber dieselben leicht durch diese oder eine andere Buchhandlung von der Verlagshandlung des französischen Werks, Levrault in Strasburg und Paris, bezogen werden, wenn nicht (was Ref. nicht genauer weiss) diese Pariser Abdrücke schon an sich jedem Exemplar der deutschen Ausgabe beigegeben werden. Der Fortsetzung dieses lehrreichen Werkes wird jeder Sachkundige mit Verlangen entgegensehen.

Harless.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

Beschreibunng von Stuttgart hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadt-Gemeinde Stuttgart zur Begrüfsung der deutschen Naturforscher und Aerzte bei ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfafst vom Professor Dr. Plieninger, wissenschaftlichem Secretär der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins. Stuttgart 1834. 125 S. gr. 4. Mit einer Ansicht und einem Plane von der Stadt und einer Charte ihrer Umgegend.

Stuttgart's Bewohner konnten wohl kein zweckmäfsigeres Mittel wählen, um die angenehme Erinnerung an die freundliche Aufnahme, die sie den zahlreich versammelten Naturforschern zu Theil werden liefsen, bei diesen bleibend zu erhalten, als dafs sie ihnen eine Beschreibung und das Bild ihrer von dem gewählten Standpunkte aus so lieblich erscheinenden Stadt überreichten, wo unerwartet grofse königliche Milde und allseitige zuvorkommende Gastfreundschaft eine streng wissenschaftliche Beschäftigung bezweckende Zusammenkunft zu einer in seiner Art einzigen grofsen Festlichkeit gestalteten. Sicher werden noch Viele in späten Jahren beim Anblicke dieses eleganten Werkes die reichlichen Genüsse in ihr Gedächtnifs zurückrufen, die ihnen dort so wohlwollend gespendet wurden. Das vorliegende Werk giebt auf gewisse Weise ein Bild der dortigen Versammlung. Der geschmackvolle Einband, der saubere Druck, die schön gezeichnete Charte, das freundliche Bild der Stadt giebt den ästhetischen Theil, neben welchem der gediegene Inhalt auch das Nützliche nicht unbeachtet läfst. Ref. übergeht den geschichtlichen und topographischen Theil, und erwähnt blos das, was über die natürlichen und medicinischen Verhältnisse im zweiten mitgetheilt ist. Hier findet der Meteorologe, der Botaniker, der Zoologe und der Geognost die genauesten, auf sichere Beobachtungen gegründeten Thatsachen, und eben so ist die Abtheilung, welche die medicinischen Verhältnisse enthält, insbesondere rücksichtlich der reichhaltigen statistischen Angaben, ausnehmend lehrreich. Zugleich wird es interessant und erfreulich für alle Leser dieser Schrift seyn, überall auf Beweise zu stofsen, in welchem hohen Grade durch grofsmüthige Sorgfalt des Königs und bereitwillige Thätigkeit zahlreicher Vereine alle Zweige der Indüstrie zweckmäfsig gefördert, Krankheiten und Leiden erleichtert und die besten Mittel aufgesucht werden, um den Wohlstand aller Bewohner des fast übervölkerten Reiches zu erhöhen.

Cannstatt's Mineralquellen und Bäder. Von Dr. J. C. S. Tritschler, Oberamts- und Bad-Arzt in Canstatt. 2te Aufl. Mit sechs Ansichten und einem Plan. Stuttgart 1834. 8.

Diese Schrift schliefst sich an die eben erwähnte in sofern an, als sie eine nahe gelegene Gegend beschreibt, und von der Stadt Canstatt der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zum freundlichen Willkommen gewidmet ist. Sie enthält zuerst eine kurze Beschreibung des Orts und der Gegend, Nachweisungen über die dort vorhandenen römischen Alterthümer, und genauere Untersuchungen über die Beschaffenheit und Wirkungen der dortigen Mineralquellen. Von der höchst einladenden schönen Gegend, die durch die Nähe der Residenz den Curgästen die mannigfaltigsten Vergnügungen darbietet, und von den eleganten, zur Brunnenanlage gehörigen, Gebäuden hat Ref. sich durch den Augenschein überzeugt, die vielen dort ausgegrabenen Reste urweltlicher Thiere haben schon lange die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, auch beweisen die aufgefundenen Documente, dafs die Römer daselbst eine bedeutende Ansiedelung hatten, über den Hauptinhalt des Buches aber, nämlich die Heilkraft der sehr reichhaltigen Quellen, mufs das ärztliche Publicum entscheiden.

Die chemischen Wirkungen des Lichtes. Dargestellt und erläutert von Dr. Gustav Suckow, Professor an der Universität zu Jena. Darmst. 1832. VIII *u.* 126 *S.* 8.

Der Verf. hat diesen Gegenstand bereits in seiner Preisschrift: *De lucis effectibus chemicis etc.* im J. 1827 (s. diese Jahrbb. 1828. No. 8. p. 765.) bearbeitet, und giebt hier die in jeder Hinsicht wichtigen Thatsachen in erweitertem Umfange. Als Endresultat wird der Satz aufgestellt, dafs »in jeder Art der durch's Licht bewirkten Durchdringungs- oder Ausscheidungsprocesse ein Element unbrennbarer Natur durch das Licht bestimmt wird, sich entweder mit einem Elemente brennbarer Natur zu verbinden oder von einem solchen loszureifsen.« Für den Physiker, der bei dem unübersehbaren Umfange seiner Wissenschaft diese zunächst in das Gebiet der Chemie einschlagenden Erscheinungen nicht füglich insgesammt gegenwärtig haben kann, ist es sehr nützlich, sie hier in geordneter Zusammenstellung vereint zu finden, die Hauptschwierigkeit aber, die in der vorliegenden Schrift nicht füglich beseitigt werden konnte, und ebendaher ganz unberücksichtigt gelassen ist, bleibt fortwährend die Frage, wie das aus blofsen Undulationen bestehende Licht überall chemische Wirkungen hervorzubringen vermag. Das Mondenlicht schwärzte nach wiederholten Versuchen des Verfs. das Chlorsilber nicht, und da diese Substanz wohl das feinste Reagens ist, so müfste man hiernach den Strahlen dieses Trabanten die chemischen Wirkungen absprechen, jedoch gewifs nicht wegen der ihnen fehlenden Wärmestrahlen, da aus anderweitigen Versuchen deren

Digitized by Google

Anwesenheit hervorzugehen scheint, und von spiegelnden Flächen zurückgeworfene, auf allen Fall also reflectirte, Strahlen im bekannten Interferenzversuche wirklich eine Färbung des Chlorsilbers bewirken. Aufserdem sind gerade diejenigen farbigen Lichtstrahlen chemisch am wirksamsten, die am wenigsten Wärme erregen, so dafs man nicht füglich die chemischen Wirkungen des Lichts von begleitenden Wärmestrahlen ableiten kann.

Ueber das Licht vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. Georg Landgrebe. Marburg 1834. X *u.* 602 *S.* 8.

Schon der Titel zeigt, dafs diese Schrift über den nämlichen Gegenstand handelt, als die eben angezeigte, denn obgleich in jener eine Mittheilung der physiologischen Wirkungen des Lichtes nicht ausdrücklich versprochen ist, so findet man sie dennoch darin, weil auch diese entweder rein chemisch oder mindestens dem Wesen nach in das Gebiet des Chemismus einschlagend sind. Allein die Art der Bearbeitung des Gegenstandes ist in beiden sehr verschieden, wie schon aus dem ungleichen Umfange vermuthet werden mufs. In der ersten Schrift sind blos die Resultate mit Beziehung auf die Autoritäten aufgenommen, in der zweiten aber werden die Versuche selbst in chronologischer Ordnung erzählt, ohne dasjenige auszuschliefsen, was durch spätere sich anders gestaltete. Darf Ref. von sich selbst schliefsen, so lieset man mit grofsem Interesse die hier zusammengestellten Sachen, wovon durch die Länge der Zeit vieles im Gedächtnisse wieder verwischt ist, und für den Anfänger ist es nicht ohne Nutzen, den Inhalt der einzelnen in zahlreichen Werken, meistens Zeitschriften, zerstreuten Abhandlungen im Zusammenhange kennen zu lernen; allein bei dem enormen Umfange der physikalischen Wissenschaften geht nicht ohne einigen Grund das Bestreben der meisten dahin, von dem vielen Alten blos dasjenige kennen zu lernen, was sich bleibend erhalten hat, und in dieser Hinsicht dürfte die Darstellung in manchen Abtheilungen etwas zu ausführlich erscheinen. Der Umfang des Werkes darf indefs nicht so sehr abschrecken, als es nach der eben gemachten Bemerkung leicht der Fall seyn könnte, denn namentlich fehlen in dem Werke von Suckow mehrere Abschnitte, die hier ausführlich behandelt sind, wie auch dem Titel beider Schriften gemäfs ist, z. B. über das Leuchten des Meeres, die Lichtentbindung durch Pflanzen u. s. w., auch über das Verhältnifs zwischen Licht und Wärme, wobei Senebier's Theorie weitläuftiger mitgetheilt ist, als sie jetzt noch verdient. Einiges findet man hier, was man gewifs nicht erwartet und zum Theil auch gar nicht hergehört, z. B. über das *pigmentum nigrum*, was schon vor der Einwirkung des Lichtes im Fötus vorhanden ist, und über die Selbstverbrennung der Menschen, wobei jedoch die Thatsachen nicht weiter als bis auf das Werk von Kopp reichen. Auch die

Digitized by Google

Versuche von Watt über die Drehungen leichter Körper durch das Licht und durch Wärme sind ausführlicher erzählt, als sie verdienen, weil dem Verf. dasjenige unbekannt geblieben zu seyn scheint, was seitdem von Pouillet, dem Ref und Lenz in dieser Beziehung geschehen ist. Uebrigens wird man nicht leicht Hauptsachen übersehen finden, doch könnte es leicht auffallen, dafs die sehr verwandte Schrift von Suckow und die Arbeiten von Grischow über die Luftentwickelungen aus Pflanzen nirgends erwähnt werden.

Essay d'une Théorie générale comprenant l'Ensemble des apparences visuelles qui succèdent a la contemplation des objets colorés: et de celles qui accompagnent cette contemplation: c'est a dire la persistance des impressions de la rétine, les couleurs accidentelles, l'irradiation, les effets de la juxtaposition des couleurs, les ombres coloreés, etc. par J. Plateau, correspondant de l'acad. Roy. des Sciences de Bruxelles. Brux. 1834. 68 *S. gr.* 4. *Mit einer Kupfertafel.*

Diese Schrift, von dem Erfinder des Phantasmaskop's, *) obgleich nur aus den Denkschriften der Gesellschaft zu Brüssel entnommen, verdient wegen der Wichtigkeit ihres Inhalts eine besondere Anzeige. Man weifs, wie viel bereits die Entstehung der sogenannten physiologischen Farben *(couleurs accidentelles)*, die mit den gefärbten Schatten in genauester Verbindung stehen, untersucht sind, weil beide Erscheinungen für den Physiker und Physiologen ein gleiches und sehr hohes Interesse haben. Plateau hat sich seit mehreren Jahren mit den hierauf bezüglichen Functionen des Auges beschäftigt, die Arbeiten seiner Vorgänger geprüft, und theilt hier die Resultate seiner Forschungen mit. Man findet daher hier die Erfahrungen und Theorieen von Jurin, Scherffer, Büffon, Darwin, Godart, Prieur und Brewster mitgetheilt, unter denen die von Scherffer und Darwin bisher die meisten Anhänger gefunden haben. Die erstere beruhet auf dem Principe der Unempfindlichkeit der durch stärkere Eindrücke gereizten Retina gegen schwächere, die letztere verbindet hiermit noch die Hervorrufung der einer gegebenen Farbe entgegengesetzten complementären. Hierdurch werden alle Phänomene ziemlich richtig und vollständig erklärt, allein man mufs zugleich gestehen, dafs die Hypothese keine innere genügende Consequenz besitzt. Plateau hat die bisher bekannten Versuche noch durch neue vermehrt, unter denen folgender der wichtigste seyn dürfte. Auf einen dem starken Tageslichte ausgesetzten schwarzen Schawle befestigte er ein Rectangel von 20 Centimeter Länge und 10 Cent. Höhe, welches auf der einen Hälfte roth, auf der andern grün gefärbt, und in jeder Abtheilung zur Fixirung des Gesichts mit einem schwarzen Punkte ver-

---

*) Bekanntlich hat Stampfer die stroboskopischen Scheiben gleichzeitig erfunden; beide Apparate sind einander vollkommen gleich.

Digitized by Google

sehen war. Hatte er diese alle Secunden abwechselnd eine Minute lang betrachtet, und schlofs er dann schnell beide Augen mit den Händen, so erschienen drei Quadrate, ein grünes, ein rothes und in der Mitte ein schwarzes. Hierauf gründet er den Schlufs, dafs, wenn zwei ursprüngliche Farben sich zum Weifs ergänzen, ihre physiologischen Bilder Schwarz erzeugen. Hiernach ist er geneigt, mit Brewster nur Roth, Gelb und Blau als eigentliche Farben des Spectrums anzunehmen, weil aus ihnen Orange, Grün und Violett gebildet werden; allein im angegebenen Versuche erzeugte das Grün eben so das accidentelle Roth, als umgekehrt, und da dürfte man doch billig fragen, warum nicht beide auf den Charakter ursprünglicher Farben gleiche Rechte haben sollten, anderer triftiger Argumente nicht zu gedenken. Die neue Theorie dieser Erscheinungen ist dann, kurz ausgedrückt, folgende: »Die durch gefärbte Lichtstrahlen gereizte Retina leistet diesem Eindrucke zunehmenden Widerstand, und kehrt nach plötzlichem Aufhören von jenem in ihren normalen Zustand durch eine oscillatorische Bewegung zurück, deren Stärke der Dauer des gehabten Eindrucks proportional ist. In Folge dieser Oscillation geht der Eindruck vom positiven zum negativen Zustande über, und fährt dann fort, mit abnehmender Stärke mehr oder weniger regelmäfsig zu oscilliren, entweder indem die Bilder abwechselnd wiederkehren, oder vom Positiven zum Negativen übergehen. Der Zwischenraum vom Aufhören des Eindrucks bis zum Anfange des negativen Zustandes bestimmt das, was wir die Dauer des Lichteindrucks nennen, die negativen Phasen des Eindrucks aber bedingen das Phänomen der accidentellen Farben.« Um den Uebergang zum Negativen auch bei andern Sinnen zu erläutern, giebt Plateau einen interessanten Versuch an. Man lege auf einen flachen Tisch einen erhabenen Körper, etwa einen Strickstock, drücke diesen anhaltend mit einem Finger, und ziehe dann den Körper schnell unter dem Finger weg, so wird scheinbar an seiner Stelle eine Vertiefung wahrgenommen.

Descrizione di due nuove pili termoelettriche e loro uso nelle ricerche calorifiche. Del Cav. Prof. A. Nobili. Firenze li 24. Settembre 1834. 20 *S.* 8.

Diese wenigen Blätter des unermüdet forschenden Italieners verdienen wohl mit einigen Worten angezeigt zu werden. Die höchst empfindlichen thermoelektrischen Apparate, womit er selbst und Melloni das Verhalten der Wärme zu erforschen bemüht waren, sind bekannt, hier werden noch zwei beschrieben, die an Empfindlichkeit jene weit übertreffen. Bei dem einen, dem feinsten, laufen die thermoelektrischen Elemente, Wismuth und Spiefsglanz, strahlenförmig von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus, auf welchen dann die schwächsten Wärmestrahlen wirken können, bei dem andern liegen ihre Verbindungen über

Digitized by Google

einander vor einer schmalen Ritze der einschliefsenden Kapsel. Durch genaue Versuche mit dem ersten ist erwiesen, dafs die Wärmestrahlen sich nicht polarisiren lassen, auch durch keine Glaslinse, wohl aber durch eine Linse von Steinsalz concentrirt werden. Interferenzen derselben konnte Nobili nicht auffinden, jedoch scheint uns die Anlage der Versuche zu ihrer Entdeckung nicht zweckmäfsig, so grofs auch die Wahrscheinlichkeit ihres Vorhandenseyns ist, wenn gleich ihre Auffindung grofsen Schwierigkeiten unterliegen mag.

Riflessioni sulla legge dell' attrazione molecolare. Memoria del Dott. Giuseppe Belli, Professore di Fisica nell' J. R. Liceo di porta nuova in Milano. Milano 1833. 140 *S.* 4.

Wir erwähnen diese Schrift, um zu zeigen, dafs die mathematischen Physiker Italiens neben den jetzt gangbaren Untersuchungen sich auch mit der Beantwortung derjenigen schwierigen Fragen beschäftigen, die seit der neuen Gestaltung der Physik durch Newton oft aufgeworfen, aber nie genügend gelöset wurden, weil uns die Erfahrung zwar die Wirkungen anziehender Kräfte in grofser Menge zeigt, das eigentliche Wesen derselben aber vor unsern Augen verborgen hält. Unser Verf. suchte schon in einer kurzen Abhandlung im *Giornale di Fisica* zu Pavia vom Jahre 1814 zu zeigen, dafs die Erscheinungen der Cohäsion und Adhäsion nach Newton und Clairaut von einer Kraft abhängen müssen, die in einem höheren, als dem quadratischen, Verhältnisse der Entfernung abnehme, und also nicht nach La Place mit der Gravitation identisch seyn könne. Weil aber in jenem Aufsatze blos von annähernden Rechnungen Gebrauch gemacht war, so bearbeitete Belli denselben Gegenstand abermals ausführlicher in den *Annali delle Scienze del Regno Lombardo-Veneto*, aus welchen zugleich ein Auszug bekannt gemacht wurde. Noch vollständiger ist die vorliegende Abhandlung, die sich auch in den *Opuscoli math. e fisici della Soc. Ital.* findet. Mit Anwendung des höheren Calcüls zeigt der Verf. zuerst, dafs die Erscheinungen der Cohäsion aus der Kraft der Gravitation nicht erklärt werden können, dafs vielmehr hierzu die Annahme einer Kraft erfordert werde, die in einem höheren Verhältnisse als dem vierten oder wohl gar dem fünften der Annäherung zunehme, und dafs es daher der Erfahrung am angemessensten sey, mit Poisson anzunehmen, dafs die Molecülen der Körper durch zwei Kräfte, eine anziehende und eine abstofsende, welche letztere mit der Wärme zusammenfalle, in einem stabilen Gleichgewichte gehalten werden.

Commentatio de emendanda formula, per quam calores corporum specifici ex experimentis methodo mixtionis institutis computantur. Auct. Fr. E. Neumann etc. Reg. 1834. 26 *S.* 4.

Die von Wilkens angegebene Methode der Mischung, um die specifische Wärme der Körper aufzufinden, ist noch wohl stets die sicherste zur Lösung einer in der Physik höchst wichtigen Aufgabe, und es verdient daher diese gehaltreiche Abhandlung des gelehrten Verfassers von allen denen beachtet zu werden, die sich mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes beschäftigen.

Annales de l'Observatoire de Bruxelles, publiées, aux frais de l'Etat, par le Directeur A. Quetelet etc. T. I. 1re Part. Bruxelles 1834. *gr.* 4.

Das Publicum wird mit grofsem Vergnügen schon beim Anblicke dieses Titels wahrnehmen, dafs der so allgemein bekannte Verf., durch seine tiefen Kenntnisse, seinen regen wissenschaftlichen Eifer und seine liebenswürdige Humanität gleich schätzenswerth und hochgeachtet, die ihm zu Gebote stehenden trefflichen Hülfsmittel benutzt, um neben den astronomischen auch physikalische und meteorologische Beobachtungen zur Erweiterung der Wissenschaften anzustellen. Damit diese ein vollständiges Ganzes ausmachen, wird hier vorausgeschickt:

Aperçu historique des observations de Météorologie faites en Belgique jusqu'à ce jour, lu à la seance du 1er Janv. 1834. *par A. Quetelet etc. Bruxelles* 1834. 72 *S.* 4.

die auch unter diesem Titel für sich zu haben sind. Hierin wird eine geschichtliche Uebersicht der früheren Beobachtungen mitgetheilt, die sich in den Denkschriften der Akademie zu Brüssel finden, zuerst die höchsten und tiefsten Barometer- und Thermometerstände von 1763 bis 1773 nach dem Abbé Chevalier, dann von 1770 bis 1779 die Beobachtungen von Poederlé, von welchem auch noch spätere existiren, von Duroudeau und Andern, woran sich die vom Abbé Mann und Abbé Chevalier schliefsen, die mit den allgemeinen Mannheimern von 1782 bis 1787 in Verbindung stehen, und so fort mehr oder minder vollständige, zuweilen unterbrochene, die theils zu Brüssel, theils in andern Theilen des jetzigen Königreichs, zu Mastricht, zu Lüttich u. s. w. angestellt wurden. Ohne in's Specielle einzugehen, möge die Bemerkung genügen, dafs das Ganze mit einer Kritik der einzelnen Beobachter und ihrer Leistungen geschlossen wird. Hierauf folgen die ausführlichen Brüsseler Beobachtungen von 1833, tabellarisch zusammengestellt, denen eine Beschreibung der gebrauchten Instrumente vorausgeht, und eine vom April 1830 anfangende, dieses und die beiden folgenden Jahre einschliefsende, tabellarische Uebersicht der Barometer- und Thermometer-Stände, nebst dem allgemeinen Charakter der Witterung

Digitized by Google

angehängt ist. Dieses ist der Inhalt der historischen Uebersicht. Es folgen dann die täglichen Beobachtungen des Barometers, Thermometers, Haarhygrometers, der Winde und der Witterung für 9 Uhr, 12 Uhr, 4 Uhr und wieder 9 Uhr Abends, mit Hinzufügung des Maximums, Minimums und des Mittels der Temperatur, mit Vorsetzung der Mondsphasen und den sogleich beigefügten mittleren Werthen, so dafs es also künftig leicht seyn wird, wenn die Beobachtungen auf diese Weise eine Reihe von Jahren fortgesetzt sind, sie unter sich und mit andern zu vergleichen, und ein genügendes Resultat daraus zu erhalten. Einige besonders zu beachtende Thatsachen findet man in den angehängten Noten angezeigt. Die demnächst folgenden magnetischen Beobachtungen enthalten eine Uebersicht der Resultate, welche aus den seit 1828 ohne Unterbrechung durch Quetelet fortgesetzten Bemühungen um diesen interessanten Zweig der Naturlehre erhalten sind.

Unter die ausgezeichneten Producte der Literatur gehören noch folgende Werke:

Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von K. E. A. von Hoff u. s. w. 3ter Theil nebst Zusätzen zu den beiden ersten Theilen. VIII *u.* 511 *S.* 8.

Beobachtungen über die Temperatur des Gestein's in verschiedenen Tiefen in den Gruben des sächsischen Erzgebirges in den Jahren 1830 *bis* 1832 *angestellt auf Anordnung E. K. S. hochverordneten Oberbergamtes und zusammengestellt von F. Reich. Freib.* 1834. 205 *S.* 8.

Von beiden beabsichtigt Ref. demnächst eine ausführlichere Anzeige mitzutheilen. Auf eine kurze Anzeige dagegen müssen wir uns bei einigen minder wichtigen beschränken.

Grundlehren der Physik nach ihrer jetzigen Ausdehnung, und in ihren besonderen Beziehungen auf die Militärwissenschaften in leichtfaslichem Vortrage zum Selbstunterricht und als Leitfaden für Militärschulen, bearbeitet von C. Hoffmann, Premier-Lieutenant in der Artillerie u. s. w. Erster Band. Die quantitative Physik oder Grundlehren der festen, tropfbarflüssigen und gasförmigen Körper. Mit 4 Steintafeln. Berlin 1834. VIII *u.* 183 *S.* 8.

Die mechanischen Gesetze, die den Inhalt dieses Werkes ausmachen, findet man in unzählbar vielen Büchern, nämlich in allen Hand- und Lehrbüchern der Physik, der angewandten Mathematik und der Mechanik, in der verschiedensten Form des Vortrags bald leichter bald schwerer, ausführlicher und kürzer. Ein Mangel in der Literatur konnte also die Herausgabe dieser Schrift nicht veranlassen, sie beruht vielmehr nach der Ansicht des Verfs. auf der leichten Faslichkeit des Vortrags, der Ver-

Digitized by Google

meidung aller algebraischen Formeln und der steten Anwendung auf die Artillerie. Allerdings sind die gebrauchten Beispiele meistens hieraus entnommen, aber wenn die Gesetze einmal klar sind, dann lassen sie sich leicht auf alle beliebige Fälle anwenden. Die Sachen sind richtig, und beweisen, dafs der Verf. mit ihnen vertraut ist, das Streben nach populärer Darstellung führt aber oft einen Mangel an gehöriger Schärfe des Ausdrucks herbei, und die Vermeidung aller Mathematik dünkt uns der Bestimmung für eine Militär-Schule nach den jetzigen Forderungen nicht eben angemessen, denn ein Artillerist soll heutigen Tags etwas rechnen können.

Hydraulisches Automat, oder aerostatische Wasserschleufse, welche das Ablaufen eines durch sparsamen Zufluſs auf jedes beliebige Maafs gesammelten Wasserbetrages mit bedeutender Bewegungsgröfse automatisch und periodisch bewirkt. Erfunden und beschrieben von Franz X. v. Häberl, Med. Dr., K. bair. Geh. Rathe u. s. w. Mit einer Abbildung. München 1834. 129 *S.* 8.

Die Schrift enthält die Beschreibung einer Maschine, welche vermittelst Anwendung hydrostatischer und aërostatischer Gesetze das in geringer Menge fortdauernd zufliefsende Wasser in einem Behälter sammelt, und alle Stunde automatisch in der hierdurch erzielten gröfseren Menge zur Reinigung der Nachtstühle abgiebt. Eben diese Maschine ist schon früher in einer Dissertation unter dem Titel: *Automatum hydraulicum seu machina statica aquam parca vena haustam ad quamvis quantitatem collectam magno mittendi defluvio. Motu spontaneo et periodice perenni. Monachi* 1830, ausführlich beschrieben, und aufserdem erbat sich der Erfinder eine Commission aus den Mitgliedern der Akademie zu ihrer Prüfung, deren Urtheil ausnehmend günstig ausfiel. Die Aufgabe ist an sich nicht gerade sehr schwierig, indefs kann die hier mitgetheilte Lösung allerdings sinnreich und zweckmäfsig genannt werden, und da die Anwendung der Maschine sehr nützlich ist, so verdient sie für vorkommende Fälle die Beachtung des Publicums.

Erfahrungen und Ideen aus dem Gebiete des Wasserbaues und der Mechanik von N. V. Wien 1833. 11 *S. Text und* VII *Tafeln, beides lithographirt. gr. quer-Folio.*

Bei den steten Fortschritten der Mechanik ist es allezeit rathsam, neue Ideen bekannt zu machen, weil sie entweder unmittelbar in Anwendung kommen oder zu neuen Combinationen Veranlassung geben können. Die wichtigsten der hier vorgeschlagenen Maschinen sind eine Schiffmühle, eine (gewöhnliche) Vorrichtung zum Ausziehen der Pfähle im Wasser, eine Windmühle mit horizontalen Flügeln, Maschinen, um Felsen unter Wasser zu zerschlagen und die Stücke heraufzuschaffen, ein am wenigsten

Digitized by Google

stofsender Wagen, eine Doppelflinte mit einem einzigen Laufe und eine Stofsschwengelmaschine. Die Construction des Wagens beruhet darauf, dafs die Langwied (der Baum, welcher beide Axen verbindet) elastisch ist, die Felgen schmal sind und die Naben schlottern. Dafs hierdurch das Stofsen vermieden werde, unterliegt keinem Zweifel; allein es fragt sich, wie weit diese Bedingungen mit der Leichtigkeit des Fahrens und mit der Dauerhaftigkeit des Fuhrwerks verträglich sind. Die Doppelflinte hat eine engere Kammer, als der Lauf ist, und in diese werden beide Schüsse, durch einen ausgeschlagenen Pfropfen von Sohlenleder von einander getrennt, geladen, worauf sich durch zwei Hahnen an dem nämlichen Schlosse jeder Schufs durch sein eigenes Zündloch für sich entzündet. Der Gebrauch des Gewehres soll durchaus keiner Gefahr unterliegen, was wohl vor allen zuvor hinlänglich durch Versuche zu ermitteln seyn dürfte.

Die Hypsometrie mittelst physikalischer Beobachtungen, oder theoretisch-praktische Anleitung zur Anstellung der meteorologischen Beobachtungen und zu der barometrischen Höhenmessung nebst dem Grundrisse der thermometrischen und botanischen Höhenbestimmung. Dargestellt von Dr. Joh. Joach. Suppan, k. k. Professor der Physik zu Innsbruck u. s. w. Innsbr. 1834. 268 *S.* 8.

Dieses Werk enthält vollständig das, was der Titel besagt, eine Beschreibung des Barometers, Thermometers, Hygrometers und Psychrometers, eine Anweisung, diese Instrumente zu beobachten, die erforderlichen Correctionen in Anwendung zu bringen, und diesemnach die richtigen Gröfsenbestimmungen vermittelst derselben zu erhalten, die zum Messen der Höhen dienen. Die sämmtlichen wichtigen, über diese Probleme vorhandenen, Vorarbeiten sind erwähnt und gehörig gewürdigt, wo es zweckmäfsig ist, sind Tabellen von erforderlichem Umfange beigefügt, deren Gebrauch zugleich in Anwendungen auf Beispiele gezeigt ist, und alles dieses ist in einer klaren, leicht faslichen Sprache dargestellt, so dafs das Werk sowohl denen, die sich mit den abgehandelten Gegenständen vertraut zu machen wünschen, als auch denen, welche hypsometrische oder überhaupt meteorologische Beobachtungen anzustellen Veranlassung haben, bestens empfohlen zu werden verdient. Der Verf. hat also vollkommen Recht, wenn er bemerkt, dafs ohngeachtet der vielen bereits vorhandenen Anweisungen zur Hypsometrie dennoch sein Werk keineswegs überflüssig, sondern vielmehr ein nützlicher Beitrag zur Literatur in diesem speciellen Zweige genannt werden könne, da es eine eben so vollständige als leicht fafsliche Belehrung gewährt. Als eine nützliche Zugabe ist die sehr reichhaltige, nach den Ländern geordnete Zusammenstellung der bereits bekannten Höhenbestimmungen zu betrachten, wobei die besten Quellen zweckmäfsig benutzt sind. Der Anhang über das Hypsothermo-

meter, vorzüglich nach Wollaston, ist nur kurz, da dieser Apparat schwerlich jemals eigentlich in Gebrauch kommen dürfte; was aber botanische Höhenbestimmung genannt wird, bezieht sich auf die Höhen, bis zu denen die verschiedenen Pflanzen nach den Breitengraden sich erstrecken, und auf gleiche Weise ist dann auch von der Schneegrenze und einer zoologischen Höhenbestimmung die Rede, in sofern auch gewisse Thiergattungen bestimmten durch die Höhe und die geographische Breite bedingten Gegenden zugehören.

Ref. reihet an die hier mitgetheilte Uebersicht die Anzeige eines der schönsten und wichtigsten Werke der neuesten physikalischen Literatur, um dabei zugleich seinen verbindlichsten Dank dafür auszudrücken, dafs ihm dasselbe durch die Güte des verdienstvollen Herausgebers zu Theil geworden ist, da ihm ohne diesen Umstand die Kenntnifs desselben vermuthlich ganz entgangen seyn würde.

Nautical and hydraulic experiments with numerous scientific Miscellanies. By Colonel Mark Beaufoy F. R. S. etc. In three volumes, with plates. Vol. I. *Lond.* 1834. *gr.* 4.

Der durch viele gehaltreiche Abhandlungen der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Colonel Mark Beaufoy hat mehrere Jahre lang einen grofsen Theil seiner Mufse mit seltener Beharrlichkeit darauf verwandt, die Gesetze des Widerstandes tropfbarer Flüssigkeiten, namentlich des Wassers, gegen Körper von verschiedener Gestalt auszumitteln, die hierdurch erhaltenen Resultate nach seinem Tode im Manuscript hinterlassen, und diese, durch seinen Neffen Henry Beaufoy bekannt gemacht, bilden den Inhalt des grofsen Werkes, wovon der erste Band jetzt erschienen ist, zwei andere aber noch nachfolgen sollen. Die Schwierigkeit des Problems, hauptsächlich aus dem Einflusse der Gestalt der im Wasser bewegten Körper entspringend, aber auch die grofse Wichtigkeit desselben für die Nautik sind den Physikern hinlänglich bekannt, man würde aber dennoch kaum begreifen, wie die Beschreibung der Versuche zu einem solchen Umfange anwachsen konnte, um drei sehr starke Quartbände zu füllen, wenn nicht der Anblick zeigte, dafs mit verschwenderischem Luxus gedruckt ist, indem meistens jede Seite nur eine oder höchstens zwei Versuchsreihen enthält. Die in diesem Bande enthaltenen sind sämmtlich in den Jahren 1793 bis 1798 angestellt.

Zur näheren Bezeichnung des Aeufseren und des Inhalts möge Folgendes dienen. Voran steht eine Inhalts-Anzeige, die Vorrede und eine Einleitung, worin die eigentliche Aufgabe und damit verwandte Probleme näher bezeichnet werden, nebst dem Berichte, welcher der Societät abgestattet ist, und Tabellen zur Uebersicht der erhaltenen Resultate. Dieses nebst einer Erläuterung der Kupfer füllt 119 Seiten. Dann folgen die einzelnen

Versuche, die in zwei Serien abgetheilt sind, und den eigentlichen Text von 688 Seiten ausmachen. Zur Versinnlichung steht allezeit eine Linearzeichnung des gebrauchten Apparates in einem höchst sauberen Holzschnitte über dem Texte, mit Angabe der Dimensionen, von den Versuchen sind dann aber blos die erhaltenen Resultate in Zahlenwerthen mitgetheilt. Aufserdem ist das Werk reichlich ausgestattet. Vor dem Titelblatte steht die Silhouette des Verfs. schwarz auf einem Schilde in petit point mit einem Eichenlaub-Kranze umgeben, zur Vignette vor der Vorrede sind zwei Bilder neben einander gewählt, wovon das eine einen segelnden Nautilus, das andere aber im Vordergrunde ein Kriegsschiff mit vollen Segeln und ein Dampfschiff der gröfseren Art, weiter zurück einen Leuchtthurm und im Hintergrunde ein segelndes Handelsschiff zeigt. Vor dem Berichte des Comité der Gesellschaft zur Beförderung der Schiffbaukunst gehen fünf Kupfertafeln von ausnehmender Schönheit voraus, auf denen die bei den Versuchen gebrauchten gröfseren Apparate dargestellt sind. Am Ende des Bandes folgen dann noch die Kupfertafeln VI bis XVI, worauf die verschiedenen Körper, gegen welche der Widerstand des Wassers versucht ist, und zugleich die Richtungen derselben, in welchen sie dem fliefsenden Wasser ausgesetzt wurden, perspectivisch gezeichnet sind, wobei zugleich eine Zahl auf die Pagina hinweiset, wo sich die zugehörige Linearzeichnung befindet. Das ganze Werk ist auf das schönste Velinpapier prachtvoll gedruckt, und eben so sauber in gepreſstes grünes Baumwollen-Zeug mit Blumen gebunden.

Muncke.

MEDICIN.

Ueber das Gift der Fische, mit vergleichender Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn, Fleisch, Fett und Würsten, sowie der sogenannten mechanischen Gifte, von Herm. Friedr. Autenrieth, Dr. und Prof. der Medicin, Mitgliede gelehrter Gesellsch. in Deutschland, England, Rufsland und in der Schweiz. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1833. VI u. 287 S.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten und Vorzügen unserer Zeit, Kräfte und Stunden nicht mehr an der Zusammenstellung fader Handbücher zu vergeuden, von welchen die gelungensten stets als schlechte Machwerke erscheinen, sondern die Aufmerksamkeit auf solche Gegenstände zu richten, welche mehr durch Tradition, als durch eine ernste wissenschaftliche Forschung gekannt und daher wie in Mythen gehüllt erscheinen.

So lag die Lehre gewisser thierischer Gifte im Argen, bis Dr. Kerner und der berühmte Vater unseres eben so gelehrten als bescheidenen Verfs., die Bedeutung derselben erkennend, die Forschung der Aerzte bei einem Gegenstande fixirte, welcher von

hoher Bedeutung selbst für die animalische Chemie geworden ist. Autenrieth der Sohn wandelt auf dem von Kerner und von seinem Vater gebahnten Wege fort, in einer interessanten Zusammenstellung unsere Literatur mit Thatsachen bereichernd, die in hundert Schriften zerstreut, unbekannt und unbenutzt bleiben mufsten.

Die Schrift beginnt mit Aufzählung der verschiedenen Fischarten, deren Genufs Vergiftungszufälle nach sich gezogen hat; dahin gehören die Aale, der Schellfisch, das Geschlecht der Stutzköpfe, der Groppen, der Flügelfische, der Drachenköpfe, der Bairenfische, der Umberfische, der Seitenschwimmer, der Meerbrachsene, der Sackflosser, der Lippfische, der Stichlinge, der Barsche, der Makrelen, der Bauchflosser, der Lachse, der Hechte, der Vierkantenschwänzer, der Heringe, der Karpfen, der Beinfische, der Hornfische, der Seehasen, der Igelfische, der Nadelfische, der Knorpelfische, der Haifische.

Wir würden den Raum einer recensirenden Zeitschrift überschreiten, wollten wir dem Verf. in der Darstellung der Erscheinungen folgen, welche jene verschiedenen Fischarten im menschlichen Organismus hervorrufen können, daher wir uns zum nächsten Abschnitte wenden, in welchem die Verhältnisse Erörterung finden, unter denen das Fischgift erzeugt wird und seine Wirkungen äufsert. Widerlegend prüft A. die verschiedenen Ansichten über die eigentliche Ursache der giftigen Verderbnifs bei den Fischen, diese zuletzt selbst in einer eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer organischen Grundmischung findend, wofür die Eigenthümlichkeit ihres Blutes, Fettes und Fleisches, der Mangel des Faserstoffes im Blute, das Vorhandenseyn von eisenhaltigem Farbestoff in demselben nach Morin, wodurch nothwendig eine abnorme Zusammensetzung ihres Fleisches bedingt wird, zu sprechen scheint. Eine ganz eigenthümliche, nicht jede, Fäulnifs dürfte eine Quelle der giftigen Entmischung der Fischbestandtheile seyn, da auf der andern Seite auch Vergiftungszufälle nach dem Genusse ganz frischer Fische wahrgenommen werden.

In Erwägung, dafs man giftige Eigenschaften vorzugsweise an Seefischen und zwar namentlich an solchen wahrnahm, welche in der Nähe der westindischen Inseln nur am Ausflusse der Ströme gefangen und verzehrt wurden, ist unser Verf. anzunehmen geneigt, dafs ein gewisser Grad von Verminderung des Salzgehaltes des Seewassers zur Hervorbringung des Fischgiftes mitwirkt, wobei er indessen auch nicht unbeachtet lassen will, dafs der Mangel an Bewegung im Wasser hier wesentlich mitwirke, und die Zeugungs- und Fortpflanzungsperiode nicht ohne Einfluss sind, was schon aus dem Umstande hervorgeht, dafs in unseren Gegenden die giftigen Wirkungen gewisser Fische nur in der Laichzeit (im Mai und Juni) beobachtet wurden.

Die Wirkungen des Fischgiftes führt der Verf. auf dreierlei differente, aber nicht scharf getrennte Zustände zurück, indem

sie entweder nur die Symptome einer einfach gestörten Verdauung in sich schliefsen, zu welchen sich im zweiten Falle eine heftige Aufregung im Gefäfs- und Nervensystem gesellt, indefs im dritten der Ausdruck tiefer Schwäche und Lähmung hervortritt. Jede dieser drei Zustände soll unter zwei Richtungen auftreten, einer scarlatinösen oder einer cholerischen, die wir im Buche selbst zu verfolgen bitten, um so mehr, als die erste der Ausdruck einer primären Hirn- und Rückenmarksaffection, die zweite dagegen der der tief ergriffenen Ganglienspháre zu seyn scheint.

Grofse Analogie rücksichtlich der Wirkung besteht zwischen dem Fisch- und Muschelngift, und zwischen dem Fisch- und Käsegifte, sowie mit dem Hirngifte und mit dem Wurstgifte. Aber auch an die Zufälle des asiatischen Brechdurchfalls wird der Leser erinnert, besonders wenn die Symptomengruppe erfolgt, welche der Verf. als die cholerische Richtung bezeichnet hat. Fast glaubt man hier die paralytische Choleraform zu erblicken, und nicht unwahrscheinlich findet es Ref., dafs Vergiftungsfälle mit Wurst- oder Käsegifte nicht selten in dieser Cholerazeit als Cholerafälle betrachtet und ausgeschrieen wurden, besonders in solchen Gegenden, wo eine Uebertragung nicht nachgewiesen werden konnte.

Die Fischarten, deren Stacheln eine giftige Wirkung und bösartige Wunden verursachen sollen, sind die Geschlechter der Petermännchen, der Groppen, der Drachenköpfe, der Verräther, der Bauchflosser, der Welse, der Stachelbäuche, der Rochen, der Haifische. Die Ursache dieser Zufälle glaubt der Verf. theils in der Menge der einzelnen Verletzungen, theils in dem zerrissenen Zustande der Wunden, theils in einer Verunreinigung derselben, theils in der Anklebung des Fischschleims suchen zu dürfen.

Nicht minder gediegen erscheint der Verf. in dem Abschnitt, in welchem er die Behandlung der Fischvergiftung erörtert, eine Huldigung, die ihm auch der nicht versagen wird, welcher, von verschiedenen therapeutischen Grundsätzen ausgehend, einen andern Weg der Behandlung verfolgen dürfte. Doch der Gegenstand ist so neu, dafs wenigstens in specieller Beziehung sich nicht wohl mit Aut. richten läfst.

Nicht allein Aerzte, sondern jeder wissenschaftliche Mann, dem Naturforschung nicht ein Greuel ist, wird Vergnügen und Belehrung bei der Lectüre dieser Schrift finden, welche Ref. mit Genugthuung aus der Hand legt.

Heyfelder.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 33. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

M e d i c i n.

(Beschlufs.)

D. A. Lereboullet, Docteur en médecine, Conservateur des collections de la faculté des sciences, etc.: De l'hérédité dans les Maladies. Thèse présentée et soutenue devant le Jury du Concours pour l'agrégation (Section de médecine), ouvert à la faculté de médecine de Strasbourg. Strasbourg, chez Silbermann. 1834. 4. 33 *p.*

Einen Gegenstand, über den so viele Koryphäen der Kunst gedacht und geschrieben, ohne dadurch eine allgemein feststehende Ansicht begründet zu haben, binnen 8 Tagen ausführlich behandeln, und dazu in der einem solchen literarischen Wettstreit nothwendig vorausgehenden Stimmung, ist wahrlich keine leichte Aufgabe. Dies mühsame Sammeln der so sehr zerstreuten Thatsachen und Beweisstellen, das Prüfen der mancherlei, höchst sonderbaren Theorieen, wie sie eine so sehr in's Innere der Organisation eingehende Frage mit sich bringen mufs, nimmt schon manche Stunde und manchen Tag! wie viele bleiben denn dem Verfasser noch, sein Urtheil zu bilden, zu entwickeln, einzukleiden, damit es am Ende des 8ten Tages den Richtern gedruckt vorgelegt und öffentlich von ihm vertheidigt werde? Denken wir uns alle diese Verhältnisse, so können wir über vorliegendes Schriftchen nur ein höchst günstiges Urtheil fällen. Klare und von vieler Belesenheit zeugende Zusammenstellung der Fakten, von den ersten Ursprüngen der wissenschaftlichen Heilkunst an, wenn nicht gar der bürgerlichen Gesellschaft, ruhige Prüfung der gehegten Meinungen, gründliche Widerlegung und Aufstellung haltbarer, vernunft- und erfahrungsgemäfser Sätze zeigen einen im Felde medicinischen Wissens geübten Denker. In der Einleitung zeigt der Verf., wie die Idee der Krankheitvererbung, in den ältesten Gesetzen uns entgegentretend, später von den besten Aerzten gehalten und bewährt wurde. Der erste Theil beschäftigt sich dann mit Aufzählung der einzelnen, bis anher erblich gefundenen Krankheiten, sich somit bequem an die historische Uebersicht anfügend. Der zweite Theil lehrt nun die Ansichten des Verfs. über Ursachen und Art der Vererbung kennen; die alten Träumereien von *morbis congenitis* (den *connatis* entgegengesetzt) beseitigend, sucht Derselbe, auf physiologische Erfahrung gestützt, die erbliche Anlage nur aus der ererbten Constitution der menschlichen Gleichheit äufserer und innerer Eindrücke, die das Familienleben mit sich bringt u. s. w., zu entwickeln; Diagnose und Prognose der erblichen Disposition bilden den Schlufs dieses Abschnitts. Endlich schliefst der Verf., indem er im 3ten Theile seine Ansichten über Heilung der ererbten

Anlage, menschlicher als die der alten Gesetzgeber und praktischer als die Vorschläge neuer Menschheitsfreunde, in gedrängter Kürze mittheilt. — Wir wiederholen unser oben gefälltes Urtheil und drücken gelegentlich unser Bedauern aus, dafs Hrn. Lereboullet von der Jury nicht der Lorbeer zuerkannt ward, den ihm mit uns jeder, seine Talente und seine vielseitigen Kenntnisse schätzende Wissenschaftsfreund gewifs ertheilt haben würde.

Dr. *P. Hoerle.*

Leipzig, bei C. H. F. Hartmann: Die Medicin unserer Zeit nach ihrem Stillstehen und Vorwärtsschreiten, mit besonderer Rücksicht auf Homöopathie, dargestellt von Dr. Friedr. Aug. Klose in Dresden. 1835. 8. VIII u. 92 S. (Preis 54 kr.)

Der Hr. Verf. giebt in 12 Kapiteln eine traurige Schilderung des jetzigen Zustandes der Medicin. Im I. Kapitel spricht er höchst oberflächlich: Von den Einwirkungen auf die Medicin durch Brown, Lavoisier, die Militärpraxis in den Kriegszeiten, die Versuche mit neuen Arzneimitteln, die Naturphilosophie, die Erhebung von Aerzten zu hohen Staatsämtern und die Errichtung chirurgisch-medicinischer Akademieen; im IIten über die Folgen davon: *a*) Für die Wissenschaft; *b*) für die medicinische Literatur; *c*) für den ärztlichen Unterricht; *d*) für die Medicinalgesetzgebung und Verwaltung; *e*) für das Treiben der Aerzte als Praktiker und Staatsbürger.

Der Hr. Verf. glaubt, die Folgen davon seyen auf die weitere Ausbildung der Arzneikunde mehr nachtheilig als wohlthätig gewesen, und sucht dies bezüglich der einzelnen Doctrinen nachzuweisen. In Bezug auf die Physiologie sey dies der Fall; indem man die Entdeckungen, welche die Zoophysiologie und Zoochemie gewährt haben, nicht dazu benutzt habe, ihr ein wissenschaftliches Gewand zu geben; indem man eine übersichtliche Darstellung der gesammten lebenden Geschöpfe unsers Erdballs, deren eins der Mensch ist, — vorwärts schreitend von den einfachsten zu den zusammengesetzten und endlich zu dem Menschen, — nicht geliefert habe; indem man eine genügende Beschreibung des gesunden Menschen im Ganzen und in seinen einzelnen Verrichtungen nicht gegeben; indem man die für den Arzt so wichtigen Varietäten der Verrichtungen nach Alter, Klima, Wohnort, Lebensart u. dergl. nicht dargestellt; indem man im Ganzen und Einzelnen die Grenze zwischen gesund und krank, dann die Wirkungen der Aufsendinge: Luft, Wasser, Nahrungsmittel u. s. w., der Bewegung und Ruhe, Beschäftigung u. s. f., wie sie auf den Menschen bald Gesundheit erhaltend, bald krank machend, bald heilend sich zeigen, mit Rücksicht auf generelle, individuelle und andere (?) Verschiedenheiten des Menschen nicht gehörig gewürdigt habe.

Digitized by Google

Durch diese Darstellung beweist der Hr. Verf. schnurgerade, dafs er mit der Literatur der Physiologie nicht bekannt ist. Hat nicht Wilbrand eine Physiologie der gesammten organischen Natur — aufsteigend von der niedern Organisation zur höhern — geliefert? Kennt Hr. Klose die Lehr- und Handbücher von Burdach, Magendie, Walther, Rudolphi und das noch unvollendete von Tiedemann und das von Joh. Bapt. Müller nicht?

Aehnliche Bemerkungen stellen sich des Hrn. Verfs. Aussprüchen über allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, über Krankendiätetik, pathologische Anatomie, gerichtliche Arzneikunde und Medicinalpolizei entgegen.

Hinsichtlich der Arzneimittellehre gesteht der Hr. Verf. zu, dafs derselben viele Bereicherungen geworden seyen; dafs man viele neue Mittel entdeckt, alte als unwirksam erkannt; dafs man die Zusammensetzungen vereinfacht; dafs man durch eine nähere Kenntnifs der Bestandtheile der Mittel aus den organischen Reichen und besonders durch genauere Kenntnifs der Pflanzenfamilien im Verhältnisse zu ihren Heilkräften Vieles berichtigt, durch nähere Kenntnifs der Droguen und durch das Schaffen einer Pharmakodynamik, welche die Wirkungen jedes Mittels auf den krankhaften Zustand überhaupt und auf gewisse krankhafte Affectionen besonders darstellt, statt dafs man nach der frühern Arzneimittellehre nur auf letztere Rücksicht nahm, einen Gewinn erhalten habe. Allein er wirft die Frage auf: »Ist die Arzneimittellehre demungeachtet etwas anderes als ein Chaos?«

Kann Jemand, der mit der Literatur des Faches vertraut ist, eine solche Frage stellen? Kennt denn der Hr. Verf. die Lehr- und Handbücher eines Joh Ad. Schmitt, eines Voigtel, Burdach, Vogt, Sundelin, Sachs, Bischoff und die Andrer nicht?

Der Hr. Verf. ist an der Oberfläche der Wissenschaft vorbeigeschlichen, über Grofses hinweggestolpert, und dennoch erdreistet er sich, am ganzen Gebäude zu rütteln.

Die gebildeten Aerzte wissen recht gut, dafs in unserer Wissenschaft und Kunst noch Vieles verbessert werden, dafs namentlich die Arzneimittellehre noch sehr vereinfacht, dafs sie von ihrem Ballaste befreiet werden mufs; aber darum ist es nicht nothwendig, dafs man den Waizen mit dem Unkraute ausgätet.

Wer durch Niederreifsen gewinnen will, mufs Besseres aufzubauen wissen!

Mit diesen Entgegnungen soll aber nicht gesagt seyn, dafs der Hr. Verf. nicht manche gute Bemerkungen eingestreut habe; allein diese kommen doch zu spärlich vor, als dafs sie das Unhaltbare und Unbegründete aufwiegen können.

Was Hr. Klose über das Treiben der Aerzte als Praktiker und Staatsbürger sagt, enthält vieles Wahre. Dies trifft aber meistens die weniger Gebildeten.

Im IIIten Kapitel bespricht der Hr. Verf. ganz kurz das Entstehen der Homöopathie; im IVten das Eigenthümliche derselben; im Vten die Ausbreitung derselben;

im VIten die Gegner derselben; im VIIten das, was die Regierungen in Betreff der Homöopathie gethan. — In diesen Kapiteln ist uns nichts besonders Bemerkenswerthes vorgekommen. Im Vten Kapitel ist uns die Behauptung aufgefallen, dafs in katholischen Ländern die Homöopathie sich weniger einheimisch, als in protestantischen, gemacht habe, weil vielleicht in jenen die von der Kirche gebotenen Fasten dem wollüstigen Leben einigermafsen Einhalt thue, und darum die Homöopathie minder Bedürfnifs sey; vielleicht auch, weil in katholischen Ländern die wissenschaftlichen Fortschritte langsamer (?), als in protestantischen geschehen.

Hält denn der Hr. Verf. die Homöopathie im Ernste für ein wissenschaftliches Fortschreiten? Liegt denn in der Homöopathie überhaupt irgend etwas Wissenschaftliches?

Das VIte Kapitel ist sehr mager ausgefallen. In der Vorrede sagt der Hr. Verf., dafs er die wenigsten Schriften für und wider die Homöopathie benutzt habe, weil sie fast alle wegen ihrer Einseitigkeit nicht befriedigten, viele wegen ihrer Leidenschaftlichkeit ihn abstiefsen. — Dieser Vorwurf ist ungerecht, und das Nichtbenutzen nicht zu billigen! Zu den leidenschaftlichen Schriften gegen die Homöopathie zählt Hr. Klose wohl die Simon'schen! Allein er studire einmal diese, und er wird dann finden, dafs gerade diese für die Ermittelung der Wahrheit am meisten beigetragen haben.

Das VIIIte Kapitel giebt einen historischen Ueberblick über die Homöopathie. — Der Hr. Verf. sagt: »Hahnemann hat durch seine Lehre genützt, indem diese über das Wesen mancher Krankheiten richtigere Ansichten verbreitet, manche sichrer behandeln gelehrt hat.« Kann Hr. Kl. auch nur eine einzige Krankheit nennen, über deren Wesen Hahnemann eine richtigere Ansicht verbreitet habe? Es scheint schier, dafs derselbe, trotz dem, dafs er seit 1827 bis 1831 in Leipzig als Schriftsteller gelebt hat, wie er in der Vorrede sagt, die Homöopathie gar nicht studirt habe. Hahnemann will ja von dem Wesen der Krankheiten gar nichts wissen! Oder glaubt er vielleicht, dafs Hahnemann's Behauptung, das Wesen der Krankheiten bestehe blos in geistigen Verstimmungen unsers geistartigen Lebens in Gefühlen und Thätigkeiten, oder seine leichtfertige Lehre von der Psora, Syphilis und Sykosis als Quelle der chronischen Krankheiten, uns einen Aufschlufs über das Wesen der Krankheiten gegeben habe?

Im IXten Kapitel wird der gegenwärtige Zustand der Homöopathie betrachtet. — Der Hr. Verf. fragt: »Ist die Homöopathie etwas oder nichts?« und antwortet darauf: »Wenn sie nichts ist, so ist ihre immer weitere Verbreitung eine Schande für die Aerzte, denn es mufs die ihr weichende seitherige Medicin weniger als nichts seyn; die Homöopathie nützt dann durch Blosstellung und Vernichtung des Werthlosen.« — Dies soll wahrscheinlich ein philosophischer Satz seyn! Aber der Hr.

Verf. bedenke: Nichts kann sich nicht verbreiten, sonst müfste Nichts ein Etwas seyn. Was aber weniger als Nichts seyn soll, das weifs Rec. nicht, aber das weifs er, dafs in der Welt schon gar ungereimte Dinge sind verbreitet worden, ohne dafs die Gescheideren sich dabei hätten zu schämen brauchen, wenn sie nicht etwa zu deren Verbreitung beigetragen haben. — Wozu sollen denn derartige schale Räsonnements dienen? Sollen diese ein gelehrtes Ansehen verschaffen? — Der Hr. Verf. fährt in dem obigen Style noch weiter fort, Rec. fühlt aber keine Lust, weitere Proben von Hrn. Kl.'s philosophischem Talente mitzutheilen; indem derselbe endlich doch zugesteht, dafs noch jetzt etwas an der seitherigen Medicin sey, denn dies zeige sie durch ihre jetzigen Leistungen. — Der Hr. Verf. kommt nun an die Leistungen der Homöopathie in den einzelnen Fächern. Er meint, dieselbe habe, soweit sie auch durch deren Stifter und dessen Schüler ausgebildet worden sey, doch in der Theorie sehr wenig geleistet, und die ganze Lehre sey nur ein Convolut unzusammenhängender Sätze, die, um zu einem Systeme verbunden zu werden, mit willkührlichen und mystischen Sätzen vermengt worden; für Hygieine habe sie nur Weniges gethan; über acute Krankheiten, besonders die sthenischen, sage sie wenig, nütze auch wenig in denselben (dafs die Homöopathie sich mit der Behandlung von acuten Krankheiten nur wenig befasse, ist falsch, wahr aber ist, dafs sie nichts nützt. Rec.); in der Seelenheilkunde habe sie nichts Wesentliches, in der Chirurgie und Geburtshülfe und in der Staatsarzneikunde gar nichts geleistet, wenn man das wenige Irrige abrechne, was zur Vertheidigung des Selbstdispensirens vorgegeben worden ist. — In Bezug auf Literatur habe die Homöopathie sehr wenig Lobenswerthes geliefert, das meiste in der Arzneimittellehre.

Was hat denn die Homöopathie in der Arzneimittellehre geleistet? Welchen Aufschlufs über die Wirkung der Mittel haben wir denn bekommen? Man hat Versuche an Gesunden angestellt und ein Aggregat von Symptomen angeführt, welche sämmtlich als Wirkung des gereichten Mittels angegeben werden. Dieser Symptome werden oft bis zu 800 und mehr bei einem einzigen Mittel aufgezählt. Es bedarf keines besonderen Scharfsinnes, um einzusehen, dafs man sehr oft *post hoc ergo propter hoc* geschlossen hat, dafs je nach der Individualität des Beobachters und des Beobachteten und nach zufälligen Umständen die Symptome und Symptömchen verschieden ausfielen. — Oder hat die Homöopathie vielleicht dadurch genützt, dafs sie neue werthvolle Mittel entdeckte? Neue Mittel hat sie entdeckt! Der berühmte Homöopath Attomyr z. B. hat durch Versuche an sich selbst, seiner Therese und an einigen Andern mit Psorin (Krätzstoff) in der 32sten Verdünnung herausgebracht, dafs alle diejenigen, welche das Psorin nahmen, nach einigen Tagen Läuse auf den Kopf bekamen. Daraus geht hervor, dafs Psorin, in der 32sten Verdünnung gereicht, Kopfläuse erzeugt! *O sancta simplicitas!*

Dies ist kein Scherz vom Recensenten. Wer sich über das

Digitized by Google

remedium lausiacum weitere Belehrung verschaffen will, der lese Attomyr's gedruckte Briefe.

Der Hr. Verf. geht zu den Leistungen der Homöopathie in der Praxis über. Hier behauptet er, es zeige sich selten wahr, dafs die Homöopathie schnell, angenehm und sicher heile, noch seltener, dafs sie von Aerzten der seitherigen Schule ungeheilt gebliebene Kranke herstelle, und dennoch will er sie als einen Zweig der Medicin geltend machen. — Die Licht- und Schattenseite der Homöopathie wird endlich (nach Rau) herausgehoben.

Das Xte Kapitel giebt die Ursachen des durch die Homöopathie bewirkten Aufsehens und ihr zu erwartendes Schicksal an. Nach Hrn. Klose sind die wahren Ursachen der zunehmenden Ausbreitung der Homöopathie folgende:

1) Dafs sie einiges positiv Nützliche enthält, als den Satz: „*similia similibus*," die Verabreichung ganz einfacher Mittel, die strenge Diät u. s. f.;

2) die Ueberzeugung von dem zunehmenden Veraltern der seitherigen Medicin, welche selbst ein Theil des Publikums gewonnen, und dieses daher für die neue Schule empfänglicher gemacht hat.

Worin besteht denn dieses Veraltern? Ist denn dasjenige veraltert, was sich eine sehr geraume Zeit bewährt gefunden hat, und was immer noch bewährt gefunden wird?

3) dafs die Homöopathen in Verfolgung ihres Zweckes unter sich einig sind, und diese Einigkeit das Vertrauen des Publikums zu ihnen mehrt.

Diese Behauptung beweist abermals, dafs der Hr. Verf. mit der Literatur der Homöopathie nicht recht bekannt ist; denn sonst wären ihm die ziemlich animos geführten Streitigkeiten der Homöopathen unter sich nicht entgangen. —

Wenn aber der Hr. Verf. sagt, dafs er klar voraussehe, dafs später die gesammte Medicin durch die Homöopathie werde umgearbeitet werden, und nachdem das durch sie zu erwartende Ziel geworden, sie durch Verschmelzung aufhören werde; so hat er für sein klares Voraussehen keine Gründe angegeben, und wir werden versucht zu glauben, diese beruhten auf einem nicht gehörigen Studium der Geschichte unserer Wissenschaft und auf einem gänzlichen Verkennen des jetzigen Standpunktes der Medicin.

Das XIte Kapitel ist überschrieben: Nöthige Reform in der Medicin. Auf 12 Seiten wird die ganze Heilkunde reformirt. Es lohnt sich der Mühe nicht, des Hrn. Verfs. Vorschläge hier anzuführen; denn sie werden nirgends mit Gründen unterstützt, und enthalten auch aufserdem gar nichts Erhebliches. Stände über dem Kapitel die angeführte Ueberschrift nicht, so würde der Leser wohl nicht merken, dafs in demselben eine Grundreform beabsichtigt wäre.

Das XIIte Kapitel führt den Titel: »Schlufs.« Bei dem jetzt so hohen Stande der Cultur erwartet der Hr. Verf. eine baldige Verwirklichung seiner Verbesserungs-Ideen.

Digitized by Google

Aus der Darlegung des Inhaltes dieses Schriftchens und den beigefügten kurzen Bemerkungen geht wohl hervor, dafs dasselbe kaum einer Beachtung werth ist. Der Hr. Verf. ist viel zu wenig in den Geist der Medicin eingedrungen, um als Reformator auftreten zu können. Er scheint die Medicin unserer Zeit vorzugsweise an einzelnen Aerzten studirt zu haben. Zu dieser Vermuthung führt die Vorrede, indem er daselbst sagt: »Die mehrmalige Veränderung meines Berufes und öfter gemachte Reisen (er war nämlich von 1818—22 als praktischer Arzt in Dresden, von da bis 1827 als Privatdocent in Göttingen, von da bis 1831 als Schriftsteller in Leipzig und seit dieser Zeit wieder als ausübender Arzt in Dresden) haben mich von mancher vorgefafsten und engherzigen Meinung befreit« u. s. w. — Wie kann der Hr. Verf. von der Homöopathie eine Umgestaltung der Medicin erwarten, da er selbst eingesteht, dafs sie weder in der Theorie noch in der Praxis irgend etwas Erhebliches geleistet habe? Hr. Klose scheint nicht recht zu wissen, was er will.

Halae, apud Anton: Commentatio de hydrope ovariorum profluente, qua viro excellentissimo, amplissimo, praenobilissimo Joanni a Wiebel etc. solemnia muneris semisecularia calendis m. Octobris an. MDCCCXXXIV. *celebranti gratulatur Ernestus Blasius, med. et chir. doctor et profess. Halensis.* 1834. 4. 20 *p.*

Der *Hydrops ovarii profluens* gehört zu denjenigen Krankheiten, welche klar darthun, wie die Natur sich bestrebt, krankhafte Produkte aus dem Organismus zu entfernen. Man versteht unter dieser Bezeichnung diejenige Eierstocks-Wassersucht, bei welcher die in dem krankhaft veränderten Eierstocke enthaltene Flüssigkeit durch die Muttertrompete in die Gebärmutter gelangt, und von da durch die Scheide nach Aufsen fliefst.

Hr. Blasius hat sich durch die nähere Betrachtung dieses Zustandes ein grofses Verdienst erworben, zumal durch die Zusammenstellung der in den Schriften zerstreuten Beobachtungen, und er hätte wohl nicht leicht auf eine würdigere Weise seine Achtung gegen den verdienten Jubelgreis an Tag legen können.

Der Hr. Verf. stimmt Jenen nicht geradezu bei, welche in jeder Eierstocks-Wassersucht ein krankhaftes Bestreben des diesem Organe eigenthümlichen Zeugungs-Vermögens erblicken, in Folge dieses Strebens einen neuen Organismus zu erzeugen, die Bildungskraft nur die geringste Stufe des Organischen, eine Flüssigkeit zu bilden vermöge; allein er sieht doch den *Hydrops ovarii profl.* für eine Nachbildung jener gesundheitgemäfsen Function an, wodurch nicht blos etwas Neues erzeugt, sondern auch das Produkt von den Trompeten aufgenommen, in die Gebärmutter geführt, und von dieser endlich ausgestofsen wird.

Zwei von Hrn. Bl. selbst beobachtete Fälle der Art werden ausführlich beschrieben, dann einige hierher gehörige Beobachtungen von Andern, von Percival, Hellmann, Elliotson,

Digitized by Google

Frau Boivin, angeführt, und es wird auf einige analoge Beobachtungen, in welchen zwar keine Eierstock-Wassersucht vorhanden war, wo aber gleichfalls die in dem Eierstocke enthaltene Flüssigkeit durch den Uterus und die Vagina entleert wurde, hingewiesen (W. J. Schmitt, Wendelstädt).

Nach Angabe dieser Beobachtungen geht der Hr. Verf. zu den Bedingungen über, unter welchen die Flüssigkeit bei Eierstocks-Wassersucht auf die oben bezeichnete Weise ausfliefst. Hierzu ist erforderlich:

1) Dafs die Muttertrompete der Seite, auf welcher der entartete Eierstock sich befindet, mit diesem verwachsen sey, damit die Flüssigkeit in den Uterus gelangen kann. — Die von der Frau Boivin bei Erzählung des einen von ihr beobachteten Falles geäufserte Ansicht, dafs die Flüssigkeit durch die hintere Wand der Scheide gedrungen sey, wird durch nichts bestätigt.

2) Mufs sich die Höhle des Eierstocks, welche die Flüssigkeit enthält, auf der der Trompete zugekehrten Fläche öffnen.

Die Bedingung mufs hier noch zugefügt werden, dafs die Trompete nicht in sich selbst verwachsen seyn darf.

Die Flüssigkeit ging in allen oben angeführten Fällen in gröfsern oder kleinern Zwischenzeiten ab. Die Untersuchung hat auch schon anderweitig nachgewiesen, dafs bei der Eierstocks-Wassersucht die Flüssigkeit meistens in verschiedenen, von einander getrennten, Höhlen sich befindet, weshalb eine Untersuchung der Art und Weise, wie die Verbindung der einzelnen Höhlen statt findet, nothwendig ist. Behufs dieser hat der Hr. Verf. die Eierstocks-Wassersucht in pathologisch-anatomischer Hinsicht näher betrachtet.

Nachdem er die Meckel'sche Eintheilung geprüft und für unzureichend erklärt hat, stellt er drei Species der Eierstocks-Wassersucht auf, welche ihrer Entstehung nach völlig von einander verschieden sind. — Diese sind: 1) Die Hydatiden-Eierstocks-Wassersucht; 2) die Eierstocks-Sackwassersucht und 3) der *Hydrops ovarii cellulosus.*

Hiervon ist streng zu trennen die Entartung und Auftreibung des Ovariums, bei welcher innere Theile desselben in Eiterung übergegangen sind, und der Eierstock sich in einen Sack, mit Eiter oder Jauche gefüllt, verwandelt hat.

Die drei verschiedenen Arten der Eierstocks-Wassersucht werden genau beschrieben, und es wird darauf hingewiesen, wie ein *Hydrops ovarii profluens* sich entwickeln, und wie die Flüssigkeit mit Unterbrechung sich entleeren könne.

Eine Diagnose des *Hydrops ovar. profl.* von *Hydrometra* wird angegeben, oder es wird vielmehr deren Schwierigkeit hervorgehoben.

Dieses Schriftchen verdient in hohem Grade die Beachtung der Aerzte.

Fr. Ludw. Feist.

Digitized by Google

BELLETRISTISCHE LITERATUR.

Geistliche Lieder und vermischte Poesien in lateinischen treuen Nachbildungen. Ein Versuch von Joh. Karl Wilh. Niemeyer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1833. 306 *S. gr.* 8.

Diese Sammlung, ohne ein Vorwort herausgegeben, welches uns von den Grundsätzen Rechenschaft gäbe, die den Verf. bei der Auswahl und bei der Uebertragung geleitet haben, und mit keiner Nachweisung des Inhalts, aufser einem alphabetischen Liederregister versehen, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste umfafst geistliche Lieder älterer und neuerer Dichter. Von den ältern hat Luther zwei seiner berühmten Lieder geliehen: Eine feste Burg ist unser Gott u. s. w. und: Wir glauben all' an Einen Gott u. s. w. Von Paul Gerhard sind vier mitgetheilt, darunter: Befiehl du deine Wege u. s. w. Eins oder mehrere von Nicol. Decius, Joach. Neander, J. J. Schütz, Benj. Schmolk, zum Theil nach den in den neuern Liederbüchern angebrachten Veränderungen, von Klopstock u. A. Aus der Zahl neuerer Liederdichter treffen wir Gellert mit einem Dutzend seiner schönsten Gesänge (z. B.: Dir dank' ich für mein Leben u. s. w. Gott, deine Güte reicht so weit u. s. w. Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. s. w. Ich komme vor dein Angesicht u. s. w. Nach einer Prüfung kurzer Tage u. s. w.); von Klopstock sind nicht viel weniger aufgenommen, mehrere von A. H. Niemeyer, eins und das andere von Cramer, Funk, J. J. Rambach, Münter, v. Köpken und Jakobi's tief empfundenes Aschermittwochslied. Einen Anhang der ersten Abtheilung bilden gelungene, deutsche Nachbildungen des vielübertragenen *Dies irae etc.* und des *Stabat mater.*

Die zweite Abtheilung enthält Uebersetzungen vermischter Poesien, darunter lyrische Gedichte von Salis (Mitleid, Heil dir, du Geweihte u. s. w.), Schiller (Ach umsonst auf aller Länder Charten u. s. w., das Lied an die Freude), auch eine weltliche Ode von Klopstock (Welchen König der Gott u. s. w.), Bruchstücke aus Schiller's Braut von Messina, aus der deutschen (wahrscheinlich der Gries'schen) Uebersetzung des Tasso, ferner zwei Balladen (Schiller's Bürgschaft, und Bürger's Lenore); endlich drei gröfsere Gedichte: das Weltgericht, Oratorium von Apel, Prometheus von A. W. Schlegel, und die oft übersetzte Glocke von Schiller.

Des Verfs. Fleifs und Sorgfalt erregt wirklich Bewunderung; mit Geschmack hat er gearbeitet, so weit die Treue es erlaubte, wo aber letztere leiden konnte, lieber den erstern zum Opfer gebracht; die Verständlichkeit, was das Schwierigste war, geht nur selten verloren, und er durfte sich deswegen nicht scheuen, den deutschen Text durchweg der Uebersetzung an die Seite zu stellen. Endlich hat er *res olim dissociabiles* zu vereinigen gewufst: Mönchsformen und Classicität der Sprache; denn die

gereimten Metra sind ganz getreu nachgebildet, und doch erinnert der Ausdruck häufig an Stellen aus Horaz und Virgil. Nur wo die religiösen Begriffe es nicht anders gestatteten, kommt Kirchenvaterslatein zum Vorschein. Wir theilen statt mehrerer abgerissenen Bruchstücke lieber eine der kleineren Oden ganz mit. Wir wählen Paul Gerhard's, von Klopstock überarbeitetes, schönes Morgenlied: Wach' auf mein Herz und singe u. s. w. Es lautet in der lateinischen Uebertragung also:

Evigila, cor meum,
Patremque canta Deum,
Bonorum editorem,
Mortalium rectorem!

Tu sinu me fovisti,
Et inopem jussisti
Dormire me securum,
Jam solem revisurum.

Quod voluisti, factum:
En hac me luce mactum.
Te dante nunc de novo
Vivificatus ovo.

Pacana, mens, sonato!
Patrique sint et gnato,
Sint paracleto honos,
Laus supplicans et honos!

Exaudi grates precum!
Tu cordis lustras specum.
Ah! fac balbutivere
Quae corda, contuere!

O Pater, curam Tuam
Consumma mei! Fuam
Hac die, velim, onus,
Quod daemon levet bonus!

Fac, consulas, mi Deus,
Quisquis est labor meus;
Tu tu me duc ad rectum,
Matura, fac perfectum!

Benignus comes mane,
Ne via sit inane!
Da lege pascar cibo,
Peregri donec ibo!

Kein Haupt- und kein Nebengedanke ist in dieser Uebersetzung vergessen; wir können es nur bedauern, dafs Hr. Niemeyer die abgeschwächte Bearbeitung Klopstocks der Kernsprache des Originals vorgezogen hat, und sogar die matte Wiederholung des Wortes Ehre im 4ten Vers, der ganz eingeschoben ist, durch sein gedoppeltes *honos* ausdrücken zu müssen geglaubt hat. Der Schlufs des sechsten (ächt Gerhardischen) Verses ist allein etwas dunkel ausgefallen und erst durch das gegenüberstehende deutsche:

— (Du wollest) senden,
Der mich an diesem Tage
Auf seinen Händen trage.

wird das *onus*, das der *daemon bonus levare* soll, verständlich.

Digitized by Google

Hat man die ganze Sammlung gelesen, so ist man freilich versucht zu fragen: *cui bono?* Was die geistlichen Lieder betrifft, so giebt es hierauf eine materielle Antwort und eine ideelle.

Eine materielle: denn falls es in Deutschland noch gelehrte Klosterschulen mit einer Art von Mönchszucht giebt, wie denn vor Kurzem in Schwaben noch die jungen Alumnen in den protestantisch-theologischen niedern Seminarien in Mönchskutten ihre *horas* absangen, so könnten die klarsten und sonorsten dieser Uebertragungen als eine erbauliche Bereicherung der Kirchenmusik in solchen Anstalten benützt werden. Wo freilich derlei Gebräuche seit längerer oder kürzerer Zeit abgeschafft sind, oder — wie in den meisten Gymnasien und Lyceen, die nicht zugleich Erziehungsanstalten sind, — nie existirt haben, da könnten auch die vorliegenden Lieder nicht zum Einführungsmittel des lateinischen Kirchengesangs dienen; derselbe würde zu der übrigen Reform in der Gymnasialzucht durchaus nicht mehr passen, und entweder lächerlich werden, oder in's Concert- und Comödienartige übergehen, wozu geistliche Gesänge bei Jünglingen nie dienen sollten.

Es giebt aber auch eine ideelle Antwort auf jene Frage, die an sich gültig ist: sofern mehrere dieser Uebertragungen ein Kunstwerk für sich sind, und als ein neues, freies Spiel der Schönheit, als eine ideale Uebung der Sprache erscheinen, sind sie unabhängig von Sitte und Mode, und werden bei den Freunden des Schönen auch in einer Zeit, in welcher das gröfsere Publikum nicht mehr darnach fragt und unmöglich darnach fragen kann, willkommen seyn.

Dies gilt aber nur von den geistlichen und wenigen der ernsten weltlichen Gesänge. Die Form der Ballade, der Terzinen (der ganze Prometheus ist in lateinischen Terzinen abgehaspelt!), des Oratoriums, und vollends das wechselvolle Metrum der Glocke ist den Formen der lateinischen Mittelalterspoesie ganz fremd, und macht in der sorgfältigsten Uebertragung, zumal auch durch markirten modernen Inhalt, eher einen unschönen Eindruck, als einen künstlerischen. Kaum kann man es hören, wenn Bürger's Lenore ihren Dragoner auf Lateinisch fragt:

Dic ubi est thalamulus?
Ubique, qualis lectus?

und er auf Lateinisch antwortet:

Longinquus, pax, nux, frigidus,
Tabellûm octo rectus! (6 Bretter und 2 Brettchen.)

oder wenn Schlegel's an sich schon gravitätische Trimeter sich mit lateinischen Beinschienen schleppen müssen:

Ignari morbûm, metuum, curarum,
In otî melle, ceu Germanitas, (brüderlich gesellt)
Agebant vitam vicium nullarum.
Non senescentes en! terricolas,
Morientesque, somnos ceu sequentes,
Maturas baccas ceu deciduas.
En sine lege retro concedentes etc.

Digitized by Google

Selbst wenn die Unverständlichkeit, welche Fremdartigkeit des Stoffs und der Form hier verursachen mufs, besiegt werden könnten, wüfsten wir doch diesen, mit unsäglicher Mühe und *secundis curis* (man vergleiche die sorgfältigen Castigationen am Schlusse des Werkes) behandelten Arbeiten nur den Namen merkwürdiger Kunststücke zu geben. Als Kunstwerke, ein Name, den wir jenen geistlichen Liedern zum Theile nicht streitig machen, vermöchten wir sie nicht zu bezeichnen.

Gedichte von E. Ferrand. Berlin, Stuhr. 1834. 276 *S. kl.* 8.

Der junge Dichter widmet diese Sammlung »seiner Mutter.« Hierin ist der Anspruch auf ein Lob enthalten, das hoffentlich in Deutschland noch nicht lächerlich klingen wird, das Lob der Zartheit und Reinheit in Bildern und Gefühlen. Dieses Lob gebührt dem Verf. auch. Er hat noch nicht in den Hoffnungsjahren der Jugend gelernt, an Gott, der Welt, der Geliebten, allen Menschen zu verzweifeln, er ahnt erst noch die Fülle des Genusses, mit jener Scheue, welche den Jüngling so gut kleidet, und gefällt sich nicht darin, in dem Becher der Lust, den er bis zum Ekel geleert, in schmähender Erinnerung zu schwelgen. Er will noch nicht alt seyn, wie so viele Jünglinge unserer Zeit:

„Vom blüthenvollen Ost der Linde
Krächzt eine Krähe heisern Schrei —
Du winterlicher Gast! ich finde
Dich hier im liederreichen Mai?

Du hast mit deinem rauhen Sange
Die Lust des Lenzes mir vergällt.
Was mahnst du mich? ich weifs es lange,
Der Winter kommt, die Blüthe fällt.

Noch währt der Lenz! Drum will ich lauschen
Der Nachtigallen süfsem Lied,
Will mich im Rosenduft berauschen,
So lange noch die Rose blüht! —

Wenn einst die Lieder still verhallen,
Wenn rauh die Lüfte weh'n und kalt,
Wenn welkend Blatt und Blüthe fallen,
Und feuchter, kalter Nebel wallt;

Wenn wild der Sturm mit hohlem Brausen
Hin durch die öden Felder zieht,
Dann krächze in des Windes Sausen
Vom dürren Zweig dein traurig Lied.

(*Wintermahnung.* S. 143 f.)

Wenn alle Lieder des Verfs. so gut organisirt wären, wie dieses und mehrere, so würden wir seinem Talent ungeschmälerte Anerkennung schuldig seyn; aber in andern Gedichten begegnen wir zu viel aufs Aufserwesentliche gerichteter Gesprächigkeit, zu viel Bequemlichkeit der Diction (z B. S. 62. 86. 103. 119. 145. 184.); zu häufig fangen die Lieder mit einem überraschenden Bild an,

Digitized by Google

um mit einem verbrauchteren Gedanken zu schliefsen, wie z. B. in dem Gedichte: »die Kinderspiele,« das so hübsch anhebt:

Kinder spielen an der Quelle,
Die durch bunte Blumen schlüpft,
Spiegeln sich in klarer Welle,
Wie sie gaukelnd weiter hüpft.

Sie vertrauen schwanken Kähnchen,
Leicht geschnitzt, dem Wasserzug —
Wie den Kahn mit Mast und Fähnchen
Stolz dahin die Welle trug!

und das nicht so allgemein schliefsen sollte:

Heifses nie empfundnes Sehnen
Wird im leeren Herzen wach,
Und er blickt mit bittern Thränen
Der entfloh'nen Kindheit nach.

So wiederholen sich auch die gleichen Ausgänge sonst nicht eben ähnlicher Lieder zu oft, wie S. 71. 72. 85. 133. 191, und folgender erhebt sich nicht über die einfache Prosa:

Mich soll es nicht kümmern, wenn mein Lieb
Nur unverändert mir verblieb.

Welch ein Abstand, von diesem Schlusse zu dem dichterischen eines andern Liedes (S. 118.):

Nicht will mir Liebesglück und Freude blühn,
Tönt oft von Lieb' und Freude auch mein Lied.
Wie freundlich scheint die Wolke, die dort zieht —
Wer weifs, ob nicht Gewitter sie durchglühe!

Unter die besten Gedichte der Sammlung wäre Liebesfahrt (S. 149.) zu rechnen, wenn der Dichter die Idee mehr concentrirt hätte. Er läfst in diesem Gedichte träumend die engen Wände seines kleinen Zimmers einsinken, den blauen Ocean vor den Blicken sich dehnen: ein Kahn winkt, zauberischer Liederklang lockt aus den Wellen, der Dichter läfst sich von dem Schiffchen in die Fluth hinaustragen, Engelsköpfchen, Hände, Augen winken aus der Fluth; wie Liebesgrufs klingt es aus den Wellen (dies dürfte statt in fünf in zwei Strophen ausgeführt seyn); die Sonne sinkt, der Mond flicht seinen Schimmer um Blüthenhaine; dann wird es brütende Nacht, der Sturm fegt die Wolken vor dem krachenden Kahne her; aber noch immer weht der süfse Klang, noch flammen die Zauberaugen. Da zerstiebt der Nachen, der Dichter wird in die Brandung hinabgerissen, und, eine bewufste Leiche, an den Blumenstrand des Inselandes getrieben. Ein lichtes Wunderbild neigt sich über dem Erblafsten, Thränen zittern in dunkeln Sternenaugen, Thränenperlen fallen auf ihn, und wünschen ihm ewigen Schlummer. Da erwacht er.

Man wird weder in diesem, noch in vielen andern Liedern, Gefühl und eigenthümliche Phantasie vermissen, und es liefse sich mit manchen eine noch günstigere Analyse vornehmen, die jedoch, in der Gestalt, in welcher sie uns der Verf. giebt, nicht befrie-

Digitized by Google

digen können. Daraus darf man schliefsen, dafs es dem jungen Dichter noch an dem gebricht, ohne das, bei allem vorhandenen Talente, kein ächtes und gerechtes Gedicht zu Stande kommen kann, an der ausgebildeten Fähigkeit zu organisiren, an Bändigung der Form. Allerdings ist auch diese Kraft bei den gröfseren Genien Naturanlage; sie kann aber bis auf einen gewissen Grad auch erworben werden. Und dafs der Verf. fähig und würdig ist, darnach zu ringen, beweist das oben von uns vollständig angeführte treffliche Lied. Auf dieser Bahn möchten wir ihn fortwandeln sehen.

Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, L. Kossarsky, A. Rebenstein. Berlin. Stuhr. VIII u. 112 S. 16.

Die Verff. nennen diese Lieder in einem Vorworte Nachklänge einiger schönen Stunden, die einer scherzhaften Aufgabe ihr Daseyn verdanken. »Das kleine Buch soll nichts als eine anspruchlose Huldigung seyn, welche fünf Freunde der Liebenswürdigkeit einer jungen Dame bringen. Es entzieht sich um so mehr einer strengen Kritik, da die meisten dieser Kleinigkeiten Stegreifdichtungen im strengsten Sinne des Wortes sind.« Auch erklärt ein vorgedrucktes Blatt die sämmtlichen Lieder, als nur »für Bertha« und »Manuscript, für Freunde,« vorhanden. Indessen mufs der Herr Verleger mit dieser Erklärung doch nicht so ganz einverstanden gewesen seyn, da er diese Gedichte dem Buchhandel übergeben hat. Immerhin verdienen auch diese Gedichte als Productionen aus dem Stegreife eine Auszeichnung, und wer unsre schöne Literatur, wie sie seit etwa hundert Jahren sich entwickelt hat, überschaut, der wird sich eines Staunens nicht erwehren können, dafs, ein Lied, was im J. 1734, von einem berühmten Dichter, einem Hagedorn, nach langer Feile an's Licht gebracht, nicht fertiger hätte erscheinen können, jetzt von Jünglingen spielend hingeworfen — aber freilich auch nicht mehr bewundert wird, wie damals. Welch ein Fortschritt der ganzen Literatur gehört auch in der That dazu, wenn Strophen wie die folgenden, eingestandener Mafsen ohne besondre Pflege, so zu sagen, wild aufwachsen können:

Wenn des Meeres leichte Wogen
Flimmern macht der Sonne Gluth,
Kommen Fischlein angezogen
Durch der Wasser Wogenfluth.

Aus des Meeres tiefem Grunde,
Aus der Muschelmoose Flor,
Locket sie zur schönen Stunde
Sonnenlicht und Glanz empor.

Diamantenhell umgossen
Woget Well' auf Welle nach,
Von der bunten, hellen Flossen
Leichtbewegtem Ruderschlag.

Und die schöne Wasserrose
Zittert flimmernd, unbewufst,
Bei der Wellen Spielgekose,
Bei der Fischlein Sonnenlust.

So auch ihres Auges Glühen u. s. w.

(Aus dem Liede: Sonnenstrahlen von Ferd. Brunold).

Auch Eduard Ferrand hat einige Lieder beigetragen, die seiner Sammlung wohlanstehen würden, z. B. »Näher!« (S. 40.):

Ich sitze still bei Dir, mein Kind,
Und starre vor mich nieder.
Du fragst, wo meine Gedanken sind?
Da kehren die flüchtigen wieder.

Sie waren bei Dir, Gedanken und Sinn —
Was glühn meine Wangen höher? —
Ich war, so nah' ich Dir jetzt auch bin,
Im Geiste Dir noch näher!

Nicht minder artig sind: »Träume,« S. 52. und: »Das sag' ich nicht!« S. 53. Wenn im J. 1750 das letztere Lessing gescherzt hätte, so hätte das ganze Publikum in die Hände geklatscht. Jetzt aber kann es kaum als ein Eigenthum des Dichters, es kann nur als eins der dichtenden Sprache gelten. Eben so hätten die zwei kleinen alcäischen Oden Wilh. Jäger's (S. 68 u. 69.) vor 60 Jahren von Hölty gedichtet werden können. Von Ludwig Kossarsky sind »die 5 Sänger« (S. 85.), von Arno Rebenstein das Liedchen »Glücklich« (S. 111.) auszuzeichnen. Andre können freilich nur als Parodie gelten; z. B. »Verliebt« (S. 97.):

Hör', Mädchen, wir sind jetzt allein;
Nun kann ich's Dir wohl sagen,
Dafs ich aus reiner Liebe zu Dir
Fast winseln könnt' und klagen.

Und hätt' ich sonst nicht drüber gelacht,
Ich könnte mich vergessen,
Und mich geberden sentimental,
Als wäre ich besessen!

Solcher Liederton erscheint (sobald er ernstlich gemeint ist) nur an dem pikant, der ihn zum erstenmal angeschlagen hat. — Das kleine Buch ist vom Verleger sehr niedlich ausgestattet, und wir wünschen diesen Liedern recht viele »Bertha's.«

Herbstblumen oder noch spät verfertigte Gedichte vermischten Inhalts. Erste und letzte Versuche von Maximilian Scheibler, evangel. Prediger zu Montjoie, Ritter des rothen Adlerordens III. *Cl.* Mit dem Motto: *Μανθάνων γηράσκω. Aachen* 1832, *in Comm. bei Rossel.* XVIII *und* 264 *S. gr.* 8.

Nachtrag zu den Herbstblumen u. s. w. Bei Dems. 1833. VI *u.* 33 *S. gr.* 8.

Der Ertrag ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Eine ehrliche, von der wohlwollendsten Gesinnung eingegebene Vorrede

Digitized by Google

begleitet den ersten Theil des Ganzen, das aus einem Stücke ist, daher wir die nächste, beste Probe wählen können, um die Gattung zu bezeichnen, der diese Poesien angehören (S. 67.):

Sicheres Mittel, demagogischen Umtrieben vorzubeugen.

Ihr Fürsten haſst die Demagogen.
Auch ich bin ihnen nicht gewogen.
Sie drohen eurem heil'gen Thron;
Sie wollen gleich den Ungewittern,
Der treuen Völker Ruh' erschüttern,
Und geben Anarchie zum Lohn.

Doch habt ihr denn auch schon erwogen,
Was zu dem Unfug sie bewogen?
Es ist die Irreligion.
Wollt ihr die Meuterer bekehren,
Dem Unheil auch in Zukunft wehren;
So thut es durch Religion.

Stellt wieder her, was sonst gewesen;
Laſst Kinder früh die Bibel lesen;
Führt sie in alle Schulen ein
Wenn sie aus Gottes Wort oft hören:
Ihr Christen sollt den König ehren;
Nie werden sie Rebellen seyn u. s. w.

Das Vorwort des Verfs. spricht härter von diesen Gedichten, als die strengste Kritik thun würde, und entwaffnet dadurch diese ganz und gar. Der bescheidene Mann erklärt, gewiſs zu wissen, daſs diese seine ersten Proben der Dichtkunst „ein wahres Schüler- und Stümperwerk sind; Herbstblumen, die sich weder durch Lebhaftigkeit der Farben, noch durch ihren Wohlgeruch auch nur im Mindesten empfehlen; geistige Produkte, die beinahe auf der höchsten Stufe des Alters, mithin zu einer Zeit zum Vorschein gekommen sind, wo die Periode des Dichters vorüber ist.« Er glaubt um so mehr auf Nachsicht hoffen zu dürfen, da er einen Theil dessen, was ihm dieser Blumenstrauſs, „oder vielmehr dieses duftige Gewächs« vielleicht einbringt, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden anzuwenden gedenkt.

Darauf entschuldigt sich der Verf. wegen desjenigen, was man in seinen Gedichten scherzhaft und satirisch nennen könnte, mit den Autoritäten eines Rabener, Kästner und selbst des gutmüthigen und frommen Gellert, „und anderer ernsthaften Männer.«

Guter Greis! welcher Kritiker wird es wagen, den ersten Stein auf Deine Poesie zu werfen? Ein Freund der alten Zeit und der alten Leute wandelt vielmehr gern an Deiner Hand durch die Periode von 1740 ff., in welche Du uns durch Deine Dichtungen versetzest. Sie hätten damals nicht zu dem Uebelsten gehört. Unsrer Zeit sind sie freilich ganz und gar fremd.

G. Schwab.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

View of the Valley of the Mississippi, or the Emigrants and Travellers Guide to the West. Containing a general description of that entire country; and also notices of the soil, rivers and other channels of intercourse and trade: and likewise of the cities and towns, progress of education etc. of each state and territory. Second edition. Philadelphia 1834. 372 S. 8.

Ref. muſs um gefällige Nachsicht bitten, dieses bereits einige Monate vor dem Schlusse des vorigen Jahres in seinen Händen befindliche Werk nicht schon früher angezeigt zu haben, da sich mit Grunde voraussetzen läſst, daſs sein Inhalt für eine nicht geringe Menge unserer Leser von Interesse seyn wird. Noch fortwährend sind nämlich die Augen vieler mit ihrer Lage in Deutschland unzufriedener einzelner Personen und ganzer Familien nach jenen überseeischen Staaten, namentlich den westlichen nordamerikanischen, gerichtet, und nicht blos für diese, die dort auf eine leichte Weise zu gröſserem Wohlstande zu gelangen hoffen, sondern auch für die Verwandten und Freunde der Emigranten muſs es nicht blos interessant, sondern selbst höchst ersprieſslich seyn, jene Gegenden, worauf ihr Augenmerk gerichtet ist, genauer kennen zu lernen, um danach ihre Maſsregeln zweckmäſsig zu treffen, nachher aber gewährt es für die Angehörigen ein schätzbares Mittel, um der peinlichen Ungewiſsheit zu entgehen, worin sie selbst bei erhaltenen Nachrichten von den Ihrigen schweben, wenn sie ihre Reiseroute verfolgen, und die Lage sowohl, als auch die Einrichtung und Beschaffenheit derjenigen Gegenden und Orte kennen zu lernen vermögen, wo jene sich befinden. Ueber alle diese Gegenstände im Allgemeinen und im Einzelnen giebt aber nicht leicht irgend ein Werk nähere und befriedigendere Auskunft, als das vorliegende, dessen Verfasser sich unter der Vorrede blos mit R. B. zu Philadelphia unterzeichnet hat.

Ohne hier auf die vielbesprochene Frage einzugehen, ob die stets noch statt findenden Auswanderungen zu einem nützlichen Ziele führen, oder vielmehr in noch weit gröſseres Elend stürzen, als dasjenige ist, dem die Auswanderer hier zu entfliehen streben, will Ref. nur den Inhalt dieses Buches im Allgemeinen angeben, woraus dann von selbst hervorgehen wird, in wiefern dasselbe

Digitized by Google

für die bezeichneten Zwecke im hohen Grade nützlich seyn mufs. Allerdings wird dasselbe nicht dazu beitragen, von der Lust abzuschrecken, sein Glück in jenen entfernten Gegenden zu versuchen, denn der Verf. malt allerdings mit glänzenden Farben, zeigt an, wie sehr es für die allmählig sehr bevölkerten östlichen Provinzen rathsam sey, dafs Familien von dort her sich nach den westlichen wenden mögen, stellt die Schwierigkeiten einer solchen Uebersiedelung als geringfügig dar, hebt die Vortheile sehr hervor, die dort mit geringer Mühe zu erlangen sind, und kann daher die Lust zur Auswanderung bei allen denen, die ihre Wünsche leicht auf sanguinische Hoffnungen bauen, eher vermehren als vermindern; inzwischen darf man nur mit einiger Besonnenheit lesen, um sofort zu gewahren, dafs es ein ganz falsches Vorurtheil sey, was zum unausbleiblichen Verderben führen mufs, wenn manche träumerisch glauben, man dürfe nur auf's Gerathewohl in jene zwar als öde und menschenleer, aber zugleich als höchst fruchtbar vorgestellte Gegenden sich begeben, um willkührlich grofse Strecken des einträglichsten Landes in Besitz zu nehmen, und in einen ausgedehnten Landsitz von künftig sehr hohem Werthe zu verwandeln. Insbesondere wird es von grofsen Nutzen seyn, wenn solche sanguinisch hoffende Abentheurer aus diesem Werke durch einzelne bestimmte Angaben zu der Kenntnifs gelangen, dafs es dort zwar im Verhältnifs zu dem höchst bevölkerten Deutschlande an Ackerbauern, Handwerkern, Künstlern, Jugendlehrern u. s. w. fehlt, dafs daher allerdings unter günstigen Umständen oft leicht ein erwünschtes Unterkommen zu finden ist, dafs man aber keineswegs den herrenlosen Grund und Boden nur schlechtweg in Besitz nehmen könne, weil ein solcher gar nicht mehr existirt; dafs ferner Arbeiter aller Art dort bereits in Menge vorhanden sind, und man daher unmöglich darauf rechnen darf, als seyen überall Stellen offen, die man sofort erhalten könne, wenn man sich dazu melde. Was schon so oft gesagt ist, findet sich auch hier sehr deutlich nachgewiesen, nämlich dafs ohne angestrengte Arbeiten auf keine erträgliche Existenz zu rechnen ist, und dafs die bürgerliche Gesellschaft vor allen Dingen zuerst die gemeinsten Beschäftigungen als dringendstes Bedürfnifs verlangt.

Der Inhalt des Buches ist durch den Titel angegeben, und es enthält alles das, was versprochen wird, ja noch mehr und in gröfserer, bis auf Einzelnheiten eingehender, Ausführlichkeit, als man hiernach erwarten sollte. Im Allgemeinen könnte man

das Werk eine Geographie und Statistik der westlichen nordamerikanischen Staaten nennen. Für die Geographie sind die besten Karten und topographischen Beschreibungen benutzt, mit Hinzukommen des wichtigen Umstandes, dafs der Verf. an vielen der beschriebenen Orte selbst gewesen ist. Als eine schätzbare Zugabe dienen dann aber kleine, in den Text gebundene, nur einmal eingeschlagene, Karten, die fein und sauber gestochen und auf sehr dünnem Papiere abgedruckt, durch ihre Dicke der Nettigkeit des Buches keinen Abbruch thun, dennoch aber ein Mittel zur vollständigen Orientirung gewähren, denn nach einer Vergleichung mit andern, die unter die besten gehören, zeigen sie sich ausnehmend vollständig. Voran steht eine Generalkarte der vereinigten Staaten, die der Natur der Sache nach nur die genauen Grenzen der einzelnen Provinzen und aufserdem die wichtigsten Ortschaften enthalten kann, da sie das ganze Gebiet vom mexikanischen Meerbusen bis über die grofsen nördlichen Seen hinaus enthält, also vom 29sten bis 47sten Grade nördlicher Breite und vom 10ten Grade östlicher bis zum 20sten Grade westlicher Länge von Washington. Die beschriebenen Provinzen sind das westliche Pensylvanien und das westliche Virginien, Ohio, Indiana, Michigan, Kentucky, Tennessee, Illinois, Missouri, Arkansas, Mississippi, Louisiana, Alabama, Florida und die Gegenden westlich von diesen Staaten aufwärts bis zu den Oregon- oder Rocky-Bergen. Diesemnach enthalten die folgenden Special-Karten von gleichem Formate zuerst Pensylvanien, die nächste dieses Land nebst New-Jersey, eine kleinere folgende den Grundrifs der Stadt Pittsburgh, die nächste Virginien, Maryland und Delaware, die folgenden nach der Reihe Ohio nebst Indiana mit einem folgenden Grundrifs von Cincinnati, demnächst Michigan mit einem Grundrisse von Louisville, dann Kentucky und Tennessee, hierauf Illinois und Missouri, auf einem kleinen Kärtchen in vier Quadraten die Umgebungen von St. Louis, Lexington, Nashville und die Gegend der Bleiminen, hierauf Louisiana und Mississippi, nebst einem Plane von New-Orleans, der Gegend von Mobile und Pensacola, endlich Georgien und Alabama. Jede Karte ist, zur besseren Schätzung, mit einem Meilen-Masstabe versehen. Ergiebt sich schon aus dieser Aufzählung der vielen Karten, wie sehr für die Orientirung in diesen Gegenden gesorgt ist, so geht dieses noch mehr daraus hervor, wenn man bemerkt, dafs auf den Planen der Städte die einzelnen Quartiere und Hauptgebäude nach eingezeichneten Zahlen angegeben sind.

Theils zum Geographischen, theils zum Statistischen gehörig ist zu betrachten eine aufserordentliche Menge der genauesten Angaben über die Beschaffenheit der einzelnen Länder rücksichtlich der Art des Bodens, über die Bergzüge, Hügelreihen, Wälder und Ebenen, über den Lauf und die Beschaffenheit der Flüsse, wobei jedoch die bekanntlich so gefährlichen, die Früchte eines anhaltenden Fleifses oft gänzlich zerstörenden Ueberschwemmungen des Mississippi nur beiläufig angedeutet werden. Auch die geologische Beschaffenheit des Bodens, die Menge und Art der vorhandenen Mineralien sind nicht vergessen. Hierzu kommt die Klimatologie, welche sich zugleich auf die in Folge örtlicher Bedingungen statt findende gröfsere oder geringere Salubrität der einzelnen Gegenden, die herrschenden Krankheiten, und die hiernach günsigste Zeit der beginnenden Ansiedelung erstreckt. Dafs die Erzeugnisse des Bodens, obgleich im Ganzen nicht sehr verschieden, namentlich die jeder einzelnen Provinz eigenthümlich oder vorzugsweise zugehörigen, gleichfalls nambaft gemacht sind, versteht sich von selbst.

Eigentliche Geschichte findet man nur wenig in dem Werke, auf allen Fall ist alles, was in frühere Zeiten gehört, gänzlich ausgeschlossen, wenn gleich meistens der Ursprung der Städte, wann und von welcher Seite her die Colonien gegründet wurden, und beiläufig einige an den erwähnten Orten vorgefallene wichtige Begebenheiten erwähnt werden. Ausnehmend vollständig dagegen ist die Statistik der beschriebenen Staaten, zu deren Kenntnifs der Verf. selbst theils durch die hierüber vorhandenen Werke, theils durch ihm zu Theil gewordene Urkunden und endlich aus eigener Ansicht und mündliche Mittheilungen ihm bekannter Gewährsmänner gelangte. Ob seine Angaben übrigens richtig und vollständig sind, kann zumal von einem Fremden unmöglich mit absoluter Bestimmtheit entschieden werden, vielmehr läfst sich hierüber nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen aus der Angabe der Quellen, aus der Vergleichung der berichteten Thatsachen unter einander, und aus dem Umstande schliefsen, dafs bis auf geringfügige Kleinigkeiten herab keine etwaige Frage unbeantwortet bleibt. Inzwischen hat Ref. doch Gelegenheit gehabt, mindestens über einen der beschriebenen Orte von einem Augenzeugen ein in dieser Beziehung sehr günstiges Zeugnifs zu erhalten.

Die Darstellung gleicht so ziemlich den statistischen Almanachen. Zuerst werden die Grenzen der einzelnen Provinzen,

Digitized by Google

nebst dem Flächeninhalte angegeben, dann die dazu gehörigen Grafschaften (Counties) mit deren Hauptstädten und der Bevölkerung, deren Zunahme so unglaublich ist, dafs sie unter andern in Ohio seit 1790 bis 1830 von ohngefähr 3000 bis 937,903 Einwohnern stieg. Dann folgt die Regierung und die Gerichtshöfe mit dem hierfür bestimmten Kostenaufwande, hiernächst eine Beschreibung des Landes und eine Aufzählung der Producte, der Lauf und die Schiffbarkeit der Flüsse, die Canäle und Heerstrafsen, der Zustand der Finanzen, die Manufacturen und eine Bilance der Ein- und Ausfuhr, nebst dem Ertrage der öffentlichen Besitzungen. Erst nach diesen allgemeinen Bestimmungen werden die einzelnen Ortschaften beschrieben, jedoch nur die gröfseren, deren Bevölkerung mindestens 1000 Bewohner übersteigt. Im Staate Ohio z. B sind 73 Grafschaften mit eben so vielen Hauptstädten (County-Towns), wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, da einige Grafschaften keine 1000 Bewohner, namentlich Hardin mit der Hauptstadt gleiches Namens nur 210 und Van Wert mit der Hauptstadt Willshire nur 49 Einwohner zählt. Neben diesen sogenannten Hauptstädten giebt es jedoch andere ungleich gröfsere, die daher als wichtiger besonders namhaft gemacht und beschrieben werden. So sind unter andern aus dem genannten Staate nur Cincinnati, Ripley (von 700 Einwohnern), Portsmouth, Burlington, Gallipolis, Marietta, Steubenville, Neu-Lisbon, Canton, Wooster, Masillon, Neu-Philadelphia, Coshocton, Newark, Zanesville, Lancaster, Chillicothe, Circleville, Columbus und Cleveland einzeln beschrieben, unter denen Ripley, Masillon und Neu-Philadelphia keine Hauptstädte (County-Towns) sind. Ein besonderer Abschnitt ist dann jederzeit dem Erziehungswesen gewidmet, indem zuerst darüber berichtet wird, was die Provinz im Ganzen hierfür gethan hat oder zu thun beabsichtigt. Hierbei gewahrt man im Allgemeinen bald, dafs die sämmtlichen westlichen Staaten noch jung, und in der wissenschaftlichen Cultur noch weit zurück sind, denn so bedeutende Fortschritte auch Gewerbe, Fabrikenwesen und Handel gemacht haben, so dürftig sieht es noch aus hinsichtlich der Lehranstalten. Rühmend mufs man es jedoch anerkennen, dafs die Gründer jener Staaten, so sehr auch das Streben auf eigenen Gewinn gerichtet war, das nothwendige Bedürfnifs des Unterrichts keineswegs vergessen, vielmehr gleich anfangs bedeutende öffentliche Güter für den Unterhalt der öffentlichen Schulen, in Ohio namentlich 1,200,000 Dollars an Werth, zurückbehalten haben,

Der Congrefs verwaltet diese Fonds, die durch anderweitige Auflagen, als Zölle und Abgaben vom Ertrage grofser Anlagen, noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten, während nach und nach die Schulen erst dem wachsenden Bedürfnisse angemessen gegründet werden. Aufser diesen Volks-Schulen giebt es auch der gelehrten Schulen in Menge. So sind 92,800 Acker des öffentlichen Landes für Academien und Universitäten bestimmt, namentlich 23,040 der Miani-Universität zu Oxford und 46,080 der zu Athen, der Rest ist aber noch disponibel. Diese Fonds reichen aber bei weitem für die Bedürfnisse nicht hin, werden jedoch bedeutend durch partielle Stiftungen einzelner Communen, hauptsächlich aber begüterter Privaten, vermehrt. Es fehlt daher nicht an Anstalten jeder Art, höhere, sogenannte lateinische, Schulen (colleges), zunächst für den Unterricht im Latein und in der Mathematik bestimmt, findet man fast in allen gröfseren Städten; zu Cincinnati, Marietta, Chillicothe, Steubeville und an andern Orten sind weibliche Erziehungs-Institute, allein man gewahrt bald die Folgen einer noch immer geringen eigentlich wissenschaftlichen Bildung, und vor allen Dingen der Zerstückelung, die zur Errichtung einer grofsen Zahl von Lehranstalten führt, ohne dafs einzelne, durch allgemeine Mitwirkung begünstigt, in Gemäfsheit ihrer grofsartigen Subsidien auch Ausgezeichnetes zu leisten vermögen, was in den europäischen monarchischen Staaten so ersprieſsliche Wirkungen gehabt hat. Hiervon überzeugt man sich bald durch die Auskunft, die der Verf. hierüber sowohl bei den einzelnen Städten und Provinzen, als auch in einem besonderen Abschnitte über das Erziehungs- und Unterrichtswesen in den sämmtlichen Staaten des Mississippi giebt. Hierbei erkennt man sofort die noch vorhandenen grofsen Mängel, in sofern bei manchen reich dotirten, und ausgedehnte Gebäude besitzenden, Schulen vorerst nur noch ein oder zwei Lehrer angestellt sind, und es wäre für manchen Auswanderer leicht, hierbei eine Anstellung zu finden, liefse sich nur mit einiger Sicherheit hierauf rechnen, und würde nicht so oft der gewandte Charlatan aus Unkunde der Behörden dem gebildeten Manne vorgezogen. Hierin liegt der Grund, dafs so manche Halbwisser bald ein grofses Glück machen, aber es hängt dieses vom Zufalle ab, und weder Unwissenheit noch gründliche Kenntnisse geben eine gewisse Aussicht auf Anstellung.

Nachdem die bisher erwähnten Gegenstände in 24 Kapiteln abgehandelt sind, folgen noch einzelne allgemeine Betrachtungen, die sich auf die gesammten Staaten beziehen, zuerst über die

Digitized by Google

gelehrten Anstalten, dann über die religiösen Secten, demnächst von den Dampfbooten, deren Zahl in diesem Bereiche sich im Anfange des Jahrs 1831 auf nicht weniger als 348 belief, und endlich Regeln für Emigranten, z. B. wohin sie sich zu wenden, wie sie ihre Reise einzurichten haben, was der Transport auf den verschiedenen Stationen zu Lande und zu Wasser kostet u. s. w. Ein Register erleichtert den Gebrauch dieses Werkes, welches für den angegebenen Zweck sicher von grofsem Nutzen ist. Die Sprache könnte wohl correcter und der Styl mehr klassisch seyn, statt dafs man viele Provinzialismen und einige Ausdrücke findet, worüber selbst die besseren Wörterbücher keine Auskunft geben, und die daher vermuthlich nur in Amerika gebräuchlich sind.

M u n c k e.

Herodoti Musae. Textum ad Gaisfordii editionem recognovit, perpetua tum Fr. Creuzeri tum sua annotatione instruxit, commentationem de vita et scriptis Herodoti, tabulas geographicas indicesque adjecit Jo. Christ. Fel. Bähr. Lipsiae, in bibliopolio Hahniano, Londini apud Black, Young et Young. Vol. I. 1830. VIII u. 932 S. Vol. II. 1832. 678 S. Vol. III. 1834. 828 S. Vol. IV. 1835. 666 S. in gr. 8.

Indem der Unterzeichnete die Vollendung seiner Bearbeitung des Herodotus, deren erster Band bereits in diesen Blättern Jahrgang 1831. No. 13. p. 204. angezeigt wurde, ankündigt, sieht er sich zugleich veranlafst, diese Gelegenheit zu benutzen, um über die Art und Weise der Ausführung, über die dabei obwaltenden Grundsätze, und über den Standpunkt, von welchem er überhaupt bei dieser Bearbeitung ausgegangen ist, noch zu dem bereits an dem a. O. früher Gegebenen Einiges nachträglich zu bemerken und zugleich damit den richtigen Mafsstab anzugeben, welcher an diese Bearbeitung des Herodotus zu legen ist. Ref. kann dabei zugleich auf das verweisen, was er vor Kurzem bei einer andern Gelegenheit und in einer andern Zeitschrift (Jahn und Seebode Jahrbb. d. Philolog. XI. p. 428—453.) in einer Uebersicht der neuesten Erscheinungen in der Herodoteischen Literatur seit den letzten Jahrzehenten, auch über diese Ausgabe und ihr Verhältnifs zu den übrigen Ausgaben des Herodotus zu bemerken für nöthig fand.

Wenn in den letzten Zeiten die kritische Behandlung des Textes auf eine erfreuliche Weise — soweit dies mit Sicherheit nach den vorhandenen Hülfsmitteln möglich war — wesentlich

gefördert worden ist, so war doch die andere Seite, wir meinen die exegetische, insbesondere die sachliche Interpretation, nicht in dem Grade berücksichtigt worden, wie dies doch bei einem Schriftsteller erwartet werden durfte, welcher die Grundlage der gesammten Alterthumswissenschaft in allen ihren Zweigen, mit wenig Ausnahmen, bildet, dessen Nachrichten also vor Allem auch von dieser Seite her beleuchtet zu werden verdienten, indem dadurch die so oft, in neueren Zeiten freilich weniger, angefochtene und bestrittene Glaubwürdigkeit der Angaben des Herodotus am besten begründet und bis in's Einzelnste nachgewiesen werden konnte. In diesem Sinne den Herodotus zu bearbeiten, das war die Aufgabe, die der Herausgeber sich gestellt hatte. In wie weit es ihm gelungen, diese Aufgabe genügend gelöset zu haben, mögen Andere beurtheilen; dafs es ihm aber noch nicht in allen Fällen so, wie er es gewünscht hätte, gelungen ist, fühlt Niemand mehr, als er selbst; aber er weifs auch und hat es zur Genüge an sich erfahren, was es heifst, einen Herodotus von dieser Seite aus zu bearbeiten, welche unendliche Schwierigkeiten mit der Ausführung eines solchen Unternehmens verbunden sind, und welche Ausdauer und Geduld dazu gehört, ein solches Werk nicht unvollendet aus der Hand zu legen; er glaubt darum aber auch billige Berücksichtigung in Erwägung Dessen, was menschliche Kräfte auch bei dem besten Willen und bei dem unverdrossensten Eifer zu leisten vermögen, mit Recht ansprechen zu können. Jedes Jahr, ja fast jeder Tag bringt uns neue Kunde aus dem Orient, aus Griechenland, kurz aus den Gegenden, welche der Altvater der Geschichte bereiste und schilderte, nachdem er längere oder kürzere Zeit sich daselbst aufgehalten hatte, aus Gegenden, zu welchen oft seit Jahrhunderten und Jahrtausenden kein Reisender vorgedrungen ist, und welche, lange verschlossen und unzugänglich, nun erst, durch den Muth und die Ausdauer kühner und unternehmender, aber auch gebildeter und kenntnifsreicher Reisenden, die sich durch keine Schwierigkeiten, von welcher Art sie auch seyen, zurückschrecken liefsen, uns nach und nach näher bekannter geworden sind. Welche Entdeckungen sind nicht auf diese Weise seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieser Bearbeitung gemacht worden? Der Herausgeber hat sie mit aufmerksamem Blicke verfolgt, soweit es ihm nur immer möglich war; er sah sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, nicht blos am Schlusse jedes einzelnen Bandes, sondern auch am Schlusse des Ganzen und bei dem Sach- und

Digitized by Google

Wortregister, welches im vierten Bande hinzugekommen ist, eine Reihe von Nachträgen zu liefern, die er freilich lieber gleich an Ort und Stelle benutzt und eingeschaltet hätte, wenn solches anders möglich gewesen wäre. Um dieser Unbequemlichkeit wegen bei dem Gebrauche diese Nachträge ganz wegzulassen, schien aber doch noch weniger räthlich, weil aus dem in diesen Nachträgen Enthaltenen doch mancher Aufschluſs für manche Stelle des Herodotus gewonnen, Manches berichtigt oder erläutert werden konnte. Ja seit den wenigen Tagen, da der Druck beendigt, und in dem Augenblick, als er diese Anzeige niederschreibt, sind ihm schon wieder manche Nachträge der Art zugekommen, wovon er hier nur Beispielshalber Einiges anführen will.

So konnte z. B. bei dem, was im zweiten Buche, also im ersten Bande, über Aegypten gesagt ist, Manches aus Wilkinson: »Topography of Thebes and General View of Egypt. London 1835, welche die Früchte der Beobachtungen eines mehr als zehnjährigen Aufenthalts in Aegypten enthält (vergl. Quaterly Review No. CV.), manche Erläuterung oder Bestätigung gewonnen werden. So bietet zu den Angaben Herodot's über Colossä und den Fluſs Lycus VII, 30. (T. III. p. 488.) ein anderer englischer Reisender, Arundell, der von Smyrna aus diese Gegenden bereiste und genau untersuchte, merkwürdige Erörterungen zur Bestätigung aller Angaben des Vaters der Geschichte dar; s. Dessen Discoveries in Asia minor (Lond. 1834.) T. II. p. 160 — 179. Arundell fand das Lokale des alten Colossä in dem heutigen Khonas oder Chonas (nicht Cho*nos*, wie in unserer Ausgabe l. l. steht); er fand den Fluſs Lycus wieder, wie er sich in die Erde senkt und nach einiger Entfernung, übereinstimmend mit der Angabe und den Maaſsen des Herodotus wieder hervorsprudelt, u. s. w. — Ein Beispiel andrer Art kann Ref. aus Buch III, Cap. 59. (T. II. p. 105.) anführen. Was er dort über die Schiffe der Samier bemerkte, deren Vordertheile in die Gestalt eines Schweinsrüssels ausliefen — denn in diesem Sinn glaubte er die Worte τῶν νηῶν Καπρίους ἐχουσέων τὰς πρώρας, bei welchen Andere, aber wohl mit Unrecht, an Schiffe dachten, deren Vordertheile mit dem Abzeichen eines Ebers (als Parasemon) geziert gewesen, fassen zu müssen — das findet er jetzt durch eine samische Münze bestätigt, welche einen solchen, in die Gestalt eines Schweinsrüssel auslaufenden Schiffsschnabel zeigt und somit die Richtigkeit der gegebenen Erklärung auſser Zweifel setzt. Wir verdanken die Bekanntmachung dieser Münze der Thätigkeit

eines deutschen Gelehrten, welcher daraus ganz richtig auch unsere Stelle erläutert und damit zugleich die von Plutarch (Vit. Pericl. 26.) erwähnten Simänen, eine eigene Art von samischen Schiffen, in Verbindung bringt, auch auf mehrere andere Münzen von Samos mit ähnlichen Darstellungen verweist. S. Pinder: Numismatt. inedd. I. p. 29. nebst Tab. II. No. 5. — Derselbe Gelehrte benutzt auch in derselben Schrift (p. 20.) eine andere Stelle des Herodotus VII, 125, um daraus die auf Münzen von Acanthus vorkommenden, mit einander im Kampf begriffenen Thiere, einen Löwen und einen Stier, zu erklären, was hinwiederum auch auf Herodot's Stelle ein Licht wirft. Und so könnte Ref. noch manches Andere von mehr oder minderem Belang anführen, wenn dazu hier der Ort wäre, und die bereits gegebenen Proben nicht genügen könnten. Aber eine Berichtigung mufs er noch nachtragen, um so mehr, als der, dem er diese Berichtigung verdankt, sein Versehen gewaltig schwer zu nehmen scheint, in jedem Fall schwerer als der Ref. und als der verkannte Verfasser. Ref. hat nämlich in der Note zu VII, 127. (T. III, p. 624.) eine in dem Breslauer Lectionsverzeichnifs vom Jahr 1824 enthaltene Abhandlung, in welcher diese Stelle behandelt wird, unter dem Namen des seligen Passow angeführt, welcher bekanntlich mehrere solcher Breslauer Programme geschrieben hat. In der Praefatio zu den eben erschienenen Opuscc. Passovii p. V. wird aber ausdrücklich bemerkt, dafs der ungenannte Verfasser dieser Abhandlung keineswegs Passow, sondern Karl Schneider sey. *Suum cuique!*

Neben der sachlichen Interpretation, welche eben so sehr auf das Geschichtlich-Antiquarische, Archäologisch-Mythologische, als auf das Geographische und Topographische gerichtet seyn mufste, und hier oftmals, wo der Gegenstand ausführlichere Erörterung erheischte, als es in einer Note möglich war, zu Excursen ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt war, konnte aber auch die eigentliche Exegese, die zu dem Verständnifs schwieriger oder dunkler Stellen, zur richtigen Auffassung derselben führen soll, nicht übergangen werden; ja Ref. glaubte um so weniger dieser Pflicht sich entschlagen zu dürfen, als, auch abgesehen davon, dafs die richtige Auffassung und das Verständnifs einer Stelle nicht selten mit der sachlichen Interpretation zusammenhängt und diese bedingt, eine lateinische Uebersetzung, wie sie sonst solchen Ausgaben wohl beigegeben zu werden pflegt, aus mancherlei Rücksichten wegbleiben mufste und in dieser Beziehung selbst

Digitized by Google

einem freundlichen, von anonymer Hand dem Verleger und Herausgeber zugekommenen Wunsche, eine lateinische Uebersetzung des Ganzen beizufügen, nicht willfahrt werden konnte. Es mufste darum, bei dem Mangel einer solchen Uebersetzung, auf die Erörterung aller nur einigermafsen schwierigen Stellen, eine doppelte Aufmerksamkeit gewendet werden; diese brachte dann aber auch nothwendig mit sich die genaue Berücksichtigung des Herodoteischen Sprachgebrauchs, ja selbst der Grammatik und Kritik innerhalb bestimmter Grenzen. In dieser Beziehung freilich Allen zu genügen und alle Wünsche, alle Anforderungen zu befriedigen, möchte schwer, wo nicht rein unmöglich seyn, indem Jeder einen andern Mafsstab anlegt und der Eine das vermifst, was der Andere für überflüssig hält, eine bestimmte Norm also hier, wo Alles mehr oder minder vom rein subjektiven Standpunkte abhängt und darnach beurtheilt wird, nicht festzustellen ist; es konnte daher der Herausgeber hier nur seinem eignen Gefühl folgen, und die Norm anlegen, die er nach seinem Standpunkt, und von diesem aus, für zweckmäfsig anerkennen mufste.

Dafs es übrigens nun leichter seyn wird, auf dem in dieser Ausgabe gelegten Grund weiter zu bauen, als einen solchen Grund erst zu legen, wird Jeder, wenn er nur in die Ausgabe einen Blick werfen will, leicht einsehen. Ref. aber glaubt sich beruhigen zu können bei dem Bewufstseyn, Alles aufgewendet zu haben, um das Ziel, das er sich gesteckt hatte, zu erreichen, und den Anforderungen, welche der Zweck des Unternehmens an ihn stellte, nach möglichsten Kräften und bestem Wissen zu genügen.

In der Kritik schliefst sich der Text zunächst an die Gaisfordische Recension desselben an; dafs aber eine Revision oder Recognition desselben, wie der Titel besagt, wirklich vorgenommen worden ist, kann der einzige Umstand lehren, dafs an nicht weniger als dreihundert Stellen der hier gegebene Text von dem Gaisfordischen abweicht. Die Gründe solcher Abweichungen, wie überhaupt jede einigermafsen bedeutende Abweichung der Lesarten, sind stets sorgfältig unter dem Texte in den Anmerkungen angeführt, da der Herausgeber zu der von Andern wohl beobachteten Sitte, im Texte zu ändern, ohne in den Noten diese Aenderungen oder Abweichungen, wenn auch nur mit einem Worte, namhaft zu machen, sich keineswegs entschliefsen konnte, weil er glaubt, dafs sie nur Verwirrung in der Kritik erzeuge, auch sie darum an Andern mehrfach getadelt hat.

Zum Schluſs bemerkt noch Ref., daſs der erste Band die Bücher I und II, der zweite die beiden folgenden III und IV, der dritte die drei nächsten V. VI. VII. (daher auch etwas stärker in der Bogenzahl), der vierte aber die beiden letzten Bücher VIII und IX enthält. Daran schlieſst sich S. 374 ff. die auf dem Titel des ersten Bandes versprochene Commentatio de vita et scriptis Herodoti, worin mit Angabe der nöthigen Literatur, alles dahin Gehörige in achtzehn Paragraphen abgehandelt ist. Auch hier lieſse sich noch Mehreres jetzt hinzusetzen. So hätte §. 15, wo einige spätere Schriftsteller, welche die Darstellungsweise des Herodotus nachgeahmt oder nachgebildet haben, oder auch, wie der französische Chronist Froissart, eine innere Verwandtschaft mit dem Vater der Geschichte in dieser Hinsicht beurkunden, genannt werden, auch Pausanias und der noch spätere Procopius ausdrücklich angeführt werden können, obwohl in der Ausgabe selbst, bei den betreffenden Stellen, im Einzelnen diese Nachbildung vielfach bemerkt und besprochen worden ist, es also hier nur einer allgemeinen Verweisung darauf bedurft hätte.

Von S. 439. an beginnen dann die Register: I. Index Rerum (so ausführlich als möglich, auf der Grundlage des auch in der Schweighäuser'schen und Gaisford'schen Ausgabe abgedruckten Index); II. Index Verborum, zunächst über die in den Noten berührten und erläuterten Wörter und Ausdrücke, S. 579 ff. III. Index Grammaticus, ebenfalls auf die Anmerkungen bezüglich, S. 652 ff.

Die Verlagshandlung hat ihrerseits gewiſs alles Mögliche gethan, um dem Werke eine angemessene äuſsere Ausstattung zu geben, und es dadurch auch dem Auslande, das auf solche Dinge noch mehr Werth legt, wie wir in Deutschland, zugänglicher zu machen. Der Herausgeber kann dies nur mit dem wärmsten Dank anerkennen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Wilda, W. E., das Gildenwesen im Mittelalter. Halle, 1831. X und 386 S. 8.

Die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen machte vor wenigen Jahren die geschichtliche Erforschung des Gildenwesens zum Gegenstande einer Preisaufgabe. Die Frage betraf die Gattungen und Klassen der weltlichen und geistlichen Gilden, die in Dänemark vor der Reformation existirten, ihren Ursprung und die Absicht ihrer Gründung; ihre innere Verfassung und ihre Gebräuche; die Ursachen ihres Untergangs und die noch bestehenden Reste. Es sollte bei der Aufgabe zwar besondere Rücksicht auf die einheimischen Gilden genommen, darum aber doch die Vergleichung der skandinavischen, deutschen und englischen zu Hülfe gezogen werden.

Es ist gewifs eine empfindliche Lücke in unserer geschichtlichen Literatur, dafs wir noch kein Werk besitzen, welches das Gildenwesen umfassend behandelt. Die Preisaufgabe war daher gut gewählt, die Fragen verständig und dem Gegenstande angemessen, obzwar für das Ganze nicht genügend; wir schlugen daher mit Begierde das von der Kopenhagener Societät gekrönte Buch auf, dessen allgemeiner Titel eine Erledigung dieser Fragen im ganzen Umfange verhiefs. Wir wissen nun nicht, welchen Sinn die genannte Gesellschaft mit ihren übrigens klaren und unzweideutigen Worten verband, wir wissen nicht, welchen Mafsstab sie an die eingesandten Werke legte, wir können nur das sagen, dafs wir einen andern angelegt haben würden, denn wir würden dem vorliegenden Werke den Preis nicht gegeben haben.

Und das aus dem sehr einfachen Grunde, weil es die vorliegenden Fragen nicht beantwortet. Es ist doch sonderbar, welch einer mifsverstandnen Humanität man heut zu Tage opfert. Wir getrauten wohl zu wetten, dafs die Fragsteller das Ungenügende der Arbeit einsahen, dafs sie aber den Preis darum doch ertheilten, weil sie vielleicht die einzige eingegangene, oder unter anderen die bessere war, und weil der Verfasser so viel Liebe zur Sache, so viel Eifer, so viel Fleifs und so viel Bescheidenheit verräth, dafs er eines freundlichen und anerkennenden Lohnes wohl werth schien. Wenn wir zu diesem letzteren mit Aufrichtigkeit einstimmen, so wünschen wir zugleich mit Herzlichkeit, der Verf. möge es freundlich aufnehmen, wenn wir bei Beurtheilung der Sache die schätzbaren Eigenschaften, die er als Person zur Behandlung der Sache mitbrachte, nicht weiter mit in Berücksichtigung ziehen, sondern nur sein Buch

im Verhältnisse zum Gegenstande betrachten, bei welchem Geschäfte wir noch den Vortheil haben, dafs uns gleichsam durch die Preisaufgabe eine Norm gegeben ist, nach der wir unsere Forderungen richten dürfen, die also von aller Willkühr frei bleiben können. Man sollte in kritischen Aufsätzen nur Ein Gesetz erkennen, das der Wahrheit; und von all den übrigen Regeln, die das Herkommen noch in kritischen Schriften beinahe zum Ansehn von Gesetzen erhob, sollte man Eine am allerwenigsten anerkennen, die der Höflichkeit, so wenig man in ihr Gegentheil, in Grobheit, je verfallen sollte. Jene lästerliche Tugend, die die Heuchelei sanctionirt, die den Andern in falscher Ueberhebung stets um einige Stufen höher, und sich selbst in falscher Demuth stets um einige Stufen niedriger stellt, als der Wahrheit und der inneren Absicht gemäfs ist, ist der giftigste Rest aller jener mittelaltrigen Armseligkeiten, die unsere ritterlichen Ahnen in der Zeit aufbrachten, wo im entsprechendsten Ausdrucke jener Kriecherei der Andere in der Mehrheit angeredet ward, und die unsere Väter der zwei letzten Jahrhunderte ausbildeten, wo kein bescheidener Deutscher mehr sein eigenes Ich zu nennen wagte. Wenn wir auch im geselligen Leben nie wieder zu jener Simplicität der grofsen Alten zurückkehren werden, die nicht weniger und nicht mehr seyn und geben wollten, als sie selbst waren und als Andere verdienten, so wollen wir doch nicht auch im literarischen Verkehre, wo wir uns eher den alten Ordnungen zu nähern vermögen, den Unsinn nähren, der in der äufseren Welt ein Erbübel geworden ist; wir wollen mit besserem Wissen nicht dem Schlechteren folgen, und, soviel an uns ist, nicht der Schwäche verfallen, an der bei uns jeder Einzelne und jede grofse und kleine Corporation verkommt, dafs man nicht hören will was man verdient, und nicht zu sagen getraut, was man sagen dürfte, könnte und müfste.

Um zuerst das zu erwähnen, was wir selbst als das Unerläfsliche in einem Werke ansehen würden, welches sich das Gildenwesen zum Gegenstande wählte, so wollen wir zuerst aufmerksam machen, dafs freilich eine so particulare und locale Aufgabe, wie die der Kopenhagner Gesellschaft, dies seinem ganzen Umfange nach nicht umfassen konnte. Indessen wird es jetzt, gerade durch die Resultate der Wilda'schen Schrift, deutlich geworden seyn, dafs dieser Stoff nicht leicht aus einseitiger Betrachtung der Gilden eines einzigen Landes zu ergründen ist;

Digitized by Google

und dies mag auch von den Fragstellern voraus gefühlt worden seyn, indem sie die Miterforschung der übrigen germanischen Gilden wünschten; es konnte auch aus den dänischen Werken über dänische Gilden, die vor Wilda existirten, füglich vorher eingesehen werden, dafs hier eines das andre erläutern müsse, und keine Ueberzeugung hat sich Wilda lebhafter bei seinen Forschungen aufgedrungen, als diese. Um so übler aber ist es, dafs er seine Untersuchungen nicht auch auf andere Länder ausgedehnt hat, als auf die in der Preisfrage angedeuteten. Um so übler, dafs er grade die Länder des europäischen Südens ausgeschlossen hat, wo gemeinhin die Quellen über alle früheren mittelaltrigen Institute und deren Entstehung sowohl früher als ausführlicher existiren, wo dazu das Gildenwesen hier und da zu einer Wirksamkeit und Bedeutung gekommen ist, der an Grofsartigkeit nichts in den germanischen Städten gleich kommt; wo es überdies seiner weltlichen Seite nach am ersten sich ausbilden konnte und mufste, weil dort Handel, Gewerbe und Bedürfnisse überall gröfser und frühzeitiger da waren, als im Norden; wo ferner die Städtegeschichte und Ausbildung der Stadtverfassungen viel klarer ist, als hier, und in dieser Beziehung hätten wir dem Verf. namentlich aufser der Kenntnifs der spanischen Städtefueros auch die der niederländischen Keuren gewünscht. Gerade weil der Verf. bei der Nachforschung über italische und spanische Handels- und Gewerbsgenossenschaften wahrscheinlich auf ein anderes Resultat über deren Entstehung gekommen seyn würde, als bei seinen Untersuchungen im reiner germanischen Gebiete, würde er, weit entfernt, aus dieser weiteren Ausdehnung seiner Grenzen in den Fehler des Generalisirens zu verfallen, des Uebertragens der Verhältnisse einer Stadt und eines Landes auf andere Städte und Länder, dem er bei Vergleichung der mehr gleichartigen Zustände im Norden allzusehr verfiel, würde er, sagen wir, über die Entstehung der Zünfte viel vorurtheilsfreier haben urtheilen lernen, als er jetzt thut. So wahr und gewifs es ist, dafs im Mittelalter die Städtegeschichten sich gegenseitig erläutern und erklären, so gewifs und wahr ist es, dafs Alles, was bisher von zum Theil so bedeutenden Männern über Städte und Ursprung städtischer Verfassungen gesagt worden ist, darin mangelhaft ist, dafs Alle nur die Entwicklung einer kleinen Anzahl von Städten quellenmäfsig verfolgt hatten, und darin verfehlt, dafs sie von der Ausbildungsweise eben dieser auf die jeder anderen schlossen und, auch wo sie historisch die Entstehung der

städtischen Einrichtungen darlegen wollten, sich mit Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes begnügten, während doch dies eine zwar nothwendige aber immer nur Eine Seite der Geschichte ist, zu der das Abweichende und Regelwidrige erst die ergänzende Gegenseite bilden mufs, durch welche das Ganze erst Leben und Wirklichkeit erhält. Wie Vieles für eine allgemeine Geschichte der Gilden in den romanischen Staaten zu finden gewesen wäre, ahnt wohl Jeder, der nur Einmal in die italischen Städtegeschichten gesehen hat; dafs aber auch Wilda für seine engere Untersuchung dort manche Ausbeute gemacht haben würde, wird sich aus dem Folgenden von selbst ergeben.

Von hier an wollen wir dem Inhalte der Preisfrage folgen; und zwar wollen wir da anfangen, wo dieselbe aufhört. Welche Ueberbleibsel des Gildenwesens noch heute existiren, ist die letzte Frage, welche die Gesellschaft stellte. Eine Antwort ist in unserem Buche darauf so gut wie gar nicht zu finden. Ganz am Schlusse folgen wohl einige andeutende Bemerkungen über das fortbestehende, allein wenn man sich selbst zufrieden geben wollte, sich in einer untersuchenden Preisschrift mit andeutenden Bemerkungen abgefertigt zu sehen, und zwar mit solchen, die wahrhaftig kaum noch diesen Namen verdienen, so wird man namentlich das doch auffallend finden, dafs sich selbst diese Winke nur auf gewisse Ausartungen und ausgeartete Nebenzweige des Gildenwesens beziehen, und dafs auf den gegenwärtigen Zustand der Handelszünfte nicht die geringste Rücksicht genommen ist. Wenn wir aber nicht irren, so möchte doch dieser Gegenstand gerade mit der Frage gemeint gewesen seyn, denn das, was noch von Brüderschaften und Schützengesellschaften heute existirt, kann wohl keine akademische Frage verdienen. Dagegen ist das Zunftwesen auch noch heute ein so oft wiederkehrender Gegenstand des Streites in Praxis und Theorie, und es sind so vielerlei Ansichten darüber verlautet, dafs allerdings recht mit Fug die Materie zu einer Preisaufgabe daraus hergenommen werden konnte. Denn wenn auch in politischer Hinsicht die Zeit selbst die wichtigsten Fragen bereits entschieden hat, so giebt es doch auch eine moralische Ansicht dieses ganzen Institutes, die sich gerade nach dessen Zerstörung am füglichsten festsetzen kann, und eben sie zu fixiren würde nichts so tauglich gewesen seyn, als eine Fortsetzung der Zunftgeschichte bis auf unsere Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 35. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wilda, das Gildenwesen im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Die Leser werden errathen, dafs wir uns der Richtung nach der neueren Zeit und der Gegenwart in einem Werke über eine noch nicht ganz erloschene Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens annehmen wollen. Wir werden uns nachher weitläuftiger erklären über die Art, wie der Verf. ganz die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, ganz und ausschliefslich die Entstehung des Gildenwesens in's Auge gefafst hat; dafs er dies überhaupt gethan, mifsbilligen wir gleich hier auf's Nachdrücklichste. Wir sind leider Gottes mit Urgeschichten der Völker und Staaten überschüttet genug; und so niederschlagend es für den wissenschaftlichen Mann ist, wenn er so vielen Schweifs und Mühe an die Urbarmachung so hoffnungslos-steriler Räume verschwendet sieht, so konnte man doch dort sich leichter trösten, weil die Kräfte, die sich ohne alles Urtheil und Kenntnifs hier abquälen konnten, auf dem ächten Gebiete der Geschichte doch nichts leisten würden, dessen Cultivation viel mehr Umsicht fordert, als dort zu erlangen war. Auch ist der Nutzen, den die allgemeine politische Geschichte der Gegenwart bringen kann, weit nicht unmittelbar genug, als dafs man so eifrig darauf dringen sollte, dafs ihre Bearbeiter diese Gegenwart so entschieden berücksichtigen möchten. Was in aller Welt aber soll uns die Urgeschichte einzelner materieller, mehr aus dem praktischen Bedürfnisse des Staats geflossener Anstalten? Welch ein wichtigeres Ziel kann sich die Geschichte solcher Institute überhaupt stecken, als möglichst unmittelbare Belehrungen aus den Erfahrungen früherer Zeiten für die mannigfache Hülflosigkeit der jetzigen zu suchen? Wo Alles noch ein frisches Interesse in der Nähe bietet, suchen wir ein mäfsiges in der äufsersten Ferne! Es ist, als ob in dem Augenblicke, wo man sich in einem Theile von Deutschland um die grofsen Entwürfe zur Verbindung von Rhein und Donau und um die Untersuchung des Terrains lebhaft bekümmert, irgend ein betheiligter, ein sachkundiger, ein beauftragter Anwohner damit anfinge, die Quellen der beiden Flüsse

zu bereisen, um vielleicht für eine allgemein bekannte Annahme eine andere, und möglicherweise eine falsche einzutauschen, die für ein naheliegendes grofses Interesse noch dazu eben so nutzlos seyn würde, wie die wahrste. Einem solchen würde man doch mit Recht vorwerfen können, dafs er seinen Auftrag schlecht ausgerichtet habe, seiner Sache wenig kundig, auf seinen Vortheil schlecht bedacht gewesen sey? Man würde ihn mit Recht beschuldigen, dafs er eine Vergnügungsreise statt einer Untersuchungsreise gemacht habe, mehr als ein neugieriger Reisender, denn als ein solcher, der mit Umsicht und Einsicht auf verständige und überlegte Zwecke ausgeht. Und ob nicht das Werk unseres Verfs. trotz aller Gelehrsamkeit einen Dilettanten vielmehr, als einen besonnenen und wissenschaftlichen Forscher verräth, diese Frage fühlen wir uns eher geneigt zu bejahen, als zu verneinen.

Denn einen Dilettanten würde man doch wohl denjenigen nennen, der in einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Fache an Einer Seite oder an der Oberfläche kleben bliebe, wenn es auch noch so sehr mit unverstellter Liebe und selbst mit Aufopferung geschähe; und dieser engere Gegenstand seines Dilettantismus würde zum eigentlichen Steckenpferd werden, sobald er alle verwandten Beziehungen desselben oder gar das Gesammte, dessen Theil es bildet, darüber ganz vergifst. Und wir würden den Geschmack und die Kennerschaft unseres Liebhabers immer mehr bezweifeln, je entschiedner wir ihn etwa auf einer Nebenbeziehung, auf einer unbedeutenderen Seite seines Objectes haften, je entschiedner wir ihm wahrhaft grofse Seiten desselben fremd sähen. Einem Dilettantismus dieser Art, der seltner aus Oberflächlichkeit entspringt, als aus zu grofser Gründlichkeit, verfallen wir Deutschen fast sammt und sonders; und wir müssen uns nur gewöhnen, mit dem Begriffe eines Dilettanten nicht grade den eines Stümpers zu verbinden, so können wir die riesenhaftesten Werke der Gelehrsamkeit, die wir besitzen, auf Rechnung einer solchen Liebhaberei setzen. Denn wir finden sie jedesmal da, wo eine Materie nicht in Bezug zu dem Ganzen, dessen Theil sie ist, behandelt wird.

In unserem Buche aber, das gerade mit dem Titel: »Das Gildenwesen« eine Erschöpfung des Stoffes zu versprechen scheint, ist, wenn wir recht sehen, das Wesen der Gilden, die Hauptsache, das, was wir als den Mittelpunkt der Fragen betrachtet hätten, welche die Kopenhagner Gesellschaft aufstellte,

Digitized by Google

ihr Mittelpunkt, sagen wir, ist ganz — nicht nur verrückt, verwischt, sondern ganz eigentlich verschwunden; und das ganze Buch, das der Verf. nicht als bloſse Materialiensammlung betrachtet wissen will, sondern als ein — freilich doch nur einigermaſsen zusammenhängendes Ganze, dies ganze Buch scheint zwar auch uns allerdings einen zusammenhaltenden Faden zu haben, den wir aber doch von solcher Lockerheit und als ein so ganz äuſserliches und im Wesen der Dinge unbegründetes Bindungsmittel halten, daſs wir glauben, es bedürfe nur eben der Andeutung jenes mangelnden Mittelpunktes, wenn man die ganze Masse der Materien in einen chaotischen Wirrwarr zerstäuben, manches davon sich völlig ausscheiden, und den Rest, mit anderem Mangelnden verbunden, bald in eine centripetale und feste Bewegung sich ordnen sehen wollte. Ich denke, es wird einem jeden unbefangenen Leser schon halbklar vorstehen, was wir meinen, wenn wir ihm sagen, daſs der Verf. die Kaufmanns- und Gewerbsgilden nicht zum Mittelpunkte seines Buches gemacht hat, obgleich er selbst erkennt, daſs gerade dieser Zweig der Gilden, »theils weil sie in einer Zeit, wo die Quellen der Geschichte reichlicher flieſsen, politisch bedeutsamer hervortraten, theils weil sie bis auf unsere Tage herab sich in manchen Orten erhalten haben und die Frage über die Zweckmäſsigkeit ihrer Erhaltung noch an der Tagesordnung ist, weit mehr Gegenstand der Beachtung gewesen sind, als die genossenschaftlichen Einigungen,“ welche der Verf. zum Kern seines Werkes unter dem Namen Schutzgilden gemacht hat, in die er allerhand Bestandtheile zusammen mischte. Warum er diese letzteren gerade so bevorzugte, warum er die Gewerbsgilden nur dürftig behandelt nachfolgen lieſs, werden wir von selbst einsehen, sobald wir unten die Anlage seines Buches überblicken werden; hier wollen wir nur das bemerken, daſs er auf diesen Miſsgriff schon darum fallen muſste, weil er über den Anfang und das erste Thema der Preisfragen nicht weg kam, und weil er, wie gesagt, kein rechtmäſsiger Zunftgenosse in der Gilde der Historiker ist, wenn er auch in der allgemeinen Innung der Gelehrten als Voll- und Altbürger mag angesehen werden, da ihm vor einem Tribunal dieser letzteren Genossenschaft als Meisterstück anerkannt ward, was uns nicht dafür gelten kann. Denn wenn der Verf. auf jene Frage über die innere Verfassung und Gebräuche der Gilden besser eingegangen wäre, so würde er wohl schwerlich den Schutzgilden den breitesten Raum gegeben haben; und wenn

er wirklich verstanden hätte, wie er versprach, die Gilden zu einem „Gegenstande sorgfältigerer geschichtlicher Beachtung" zu machen, so würde er von selbst gezwungen worden seyn, die Handwerksgilden zum Mittelpunkte seines Werkes zu machen. Denn nie kann ein rechter Historiker anders, als er wird in einem geschichtlich behandelten Gegenstande die Zeit und die Zustände in die Mitte stellen, wo der jedesmalige Zweig menschlicher Bestrebungen, den er vor sich hat, seine höchste Blüthe erreicht. Das aber wird doch unser Verf. nicht in Abrede stellen, dafs dies in Bezug auf das Gildenwesen nur zur guten Zeit der Gewerbsgilden der Fall war? Und es ist daher in der Fragenreihe der Preisaufgabe so sehr zu rühmen, dafs sie in die Mitte der Untersuchungen über Entstehung und Verfall, die über den Bestand stellte; dort hätte der Geschichtschreiber des Gildenwesens mit Behaglichkeit ausruhen sollen.

Und hier müssen wir, so leid es uns thut, bedauern, dafs der Verf. sich ganz und gar nur gelehrt von seinem Gegenstande berühren liefs und den menschlichen und moralischen Beziehungen desselben, oder gar seiner politischen Bedeutung so völlig entfremdet blieb, dafs auch von jenen ersteren fast keine Silbe verlautet, und dieser letzteren an einer Stelle gradezu aus dem Wege gegangen wird, wo der Verf. die Betrachtung der Zünfte als militärische und politische Corporationen, die noch ein weites Feld eröffneten, eben deshalb aus seiner Abhandlung ausschliefst. Wenn es auch nicht die Meinung der Kopenhagner Gesellschaft gewesen wäre, die Gilden auch in dieser Hinsicht beleuchtet zu sehen, so würden wir doch von einem Manne, der sich so genau und fleifsig mit dem Zunftwesen des Mittelalters beschäftigt hat, erwartet haben, dafs auch selbst in einer blofsen, fragmentarischen Abhandlung ihn etwas von dem Erhebenden und Grofsen in dieser Erscheinung angeweht hätte; denn wir gestehen es offen, wir detestiren diese kalten Bücher, aus denen man in keiner Weise den Menschen herauskennt, der sie schreibt. Uns dünkt, es wäre eines gröfseren Fleifses, und der Fleifs eines gröfseren Lohnes werth gewesen, wenn uns ein Forscher über das Gildenwesen nicht blos die äufsere Verfassung dieser Innungen in der Zeit ihres Flores, sondern ihre inneren Zustände gezeigt und ein lebendiges Gemälde zu entwerfen gesucht hätte, von dem Treiben jenes ehrenfesten Schlages tüchtiger Handwerker und Kaufleute, die in einer grofsen, patriarchalischen, einfältigen Gemeinschaft zur Zeit, wo die Geistlichkeit

Digitized by Google

der Abschaum der Menschheit war, und wo der ritterliche Adel herabgekommen war bis auf Strafsenraub und Mord und selbst bis zum Feilbieten seines ächten edlen Blutes, auf das doch der Adel von je noch etwas zu halten pflegte, wenn er jedes Gut seiner Seele und seines Körpers längst Preis gegeben, die, sagen wir, in ihren ehrbaren Genossenschaften eine zwar derbe, aber durchaus tüchtige Moral retteten, und durch die Festigkeit, mit der sie im Staate und den bevorzugten Kasten des Staates gegenüber standen, allein das völlige Versinken der Sitten aufhielten und ein neues Geschlecht in den Vorgrund der Geschichte schoben, unter dem sich neue Kräfte langsam zu neuen Entwicklungen zeitigen konnten. Nicht allein die Sitten rettete diese durch ihre Verbindungen grofse und ehrfurchtgebietende Corporation, auch alles was sonst im Volk kräftig und regsam hält, nahm sie in ihre Pflege, da es anderswo unterging. Die Volksfreude und Volkslust zog mit der ächten Frömmigkeit zugleich in diese Klassen ein. In allen gebildeten Ständen hört man im 14ten und 15ten Jahrhundert nichts, als Lamentationen, als Jammer und Elend, aber unter dem Bürgerstande weilt da jener Jubel und jene Lust, die die niederen Stände nie ganz verlieren, und macht sich in tausend Volks- und Zunftfesten öffentlich Bahn, und erhält eine Freude am Leben, die wir heute nicht mehr dem Schatten nach kennen, erhält diese Freude eben durch deren stete Erneuerung und Auffrischung vermittelst der einfachen und darum nie ermüdenden Lustbarkeiten eben dieser vielen und mannichfachen Genossenschaften, während bei uns die blofse eintönige Gleichförmigkeit den Quell so vieler öffentlichen Freuden verstopft hat. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, hatte der Handwerksmann noch etwas mehr, als den Reichthum, worauf er stolz seyn, worin er eine Ehre setzen konnte, etwas, was nicht, wie der Reichthum, vom Zufall und Glück abhing: er hatte seine Gilde, deren Mitgliedschaft er Ministern und Fürsten antragen durfte, in die einzutreten er einst den Adel zwang, in die einzutreten noch im vorigen Jahrhunderte von Beamten und Gelehrten nicht verschmäht ward. Als es noch Zünfte im alten Ansehn gab, nahm sich der Bürgerstand der Literatur an, die der Adel und der Clerus aufgegeben hatte; er gründete literarische, poetische Gilden neben seinen gewerblichen; und er pflegte mit einer Ausdauer und mit einer Selbstvergnüglichkeit die überkommene Kunst des Meistergesangs, dafs Jahrhunderte vorbeigingen, ohne dafs die so ehrenwerthe Sitte erlöschen wollte.

Wer nun, der ein Werk über das Gildenwesen im Mittelalter in die Hand nimmt, würde darin nicht alles dieses und so manches andere besprochen und geschildert erwarten? und wer würde sich nicht höchlich wundern, wenn er das Wort Meistergesang in solch einem Buche nicht einmal fände und von den Wirkungen der Zünfte auf die menschliche Gesellschaft nicht ein Wort vernehme, von denen auf die politische zu schweigen, von der wir sogleich weiter reden wollen. Was würde einer sagen, wenn er hier nicht allein nichts fände von den Einwirkungen der Handwerker auf die Reformation, nein, wenn er sogar in Bezug auf die weitere Frage der Preisaufgabe nach den Ursachen der Auflösung der Zünfte, die wir oben mit Absicht bis hierhin verschoben, aufser einigen blofsen Winken und übrigens guten Bemerkungen über den Verfall der Gilden in sich selbst, mehrmals die Behauptung aussprechen hörte, dafs die Reformation eine Hauptursache des Untergangs der Zünfte sey! Warum möchte denn das Institut grade da so verfallen seyn, wohin die Reformation gar nicht kam? warum in England noch so vieles Ansehn behalten haben, wo diese Reformation so viel Eingang fand? Das, was der Verf. hier sagen sollte, war, dafs der Absolutismus und die absolute Monarchie die Zünfte zerstörte, und nicht die Reformation. Dafs er diese Influenzen, die zwar so sehr unter sich contrastiren, verwechselte, kann nur darin liegen, dafs sie sich in der Zeit so nahe berühren, so vielfach mit einander kreuzen; er würde aber dieser Verwechslung sehr leicht aus dem Wege gegangen seyn, wenn er die Geschichte des Verfalls der Zünfte nur ein wenig weiter in die spätere Zeit verfolgt und in Deutschland die Reichsabschiede beherzigt hätte; und eben in England hätte er die sicherste Erfahrung holen können, weil dort die Reformation erst nach dem Absolutismus recht Wurzel fafste. Wem braucht man es übrigens auch erst zu sagen, wie eben in England und Schottland, und wie in Deutschland Reformation und Bürgerstand sich wechselseitig unterstützten, nur dafs man bei uns der Früchte da wie dort gleichmäfsig in den nächstfolgenden Zeiten wieder verlustig ging.

Was aber unstreitig den Verfall der Zünfte noch weit unmittelbarer herbeiführen half, war in einzelnen Ländern der Verfall des Handels und in anderen die entstehenden Fabriken. Was diesen letzteren Punkt angeht, so bemerken wir gleich hier, dafs der Verf. auch in seiner Geschichte der Entstehung der Gilden (denn so höchstens hätte er das Buch nennen dürfen) dies ganz

Digitized by Google

übersehen hat. Das Nämliche, was beim Ausgang der Gilden ihre Auflösung beschleunigte, hemmte beim Anfang ihrer Ausbildung ihr Hervortreten und ihre Bedeutung. Dieser Kreislauf ist ein Moment, den ein ächter historischer Forscher wie einen unfehlbaren Prüfstein an jede seiner Untersuchungen legen darf. In Griechenland und in dem römischen Italien konnte es nie Gewerbszünfte geben, weil dort durch die Sklaverei jeder Handwerksbetrieb fabrikmäfsig war; in Griechenland besonders war dies in vollkommner Ausbildung, die Städte waren klein, grofse Ausfuhr hatte nicht Statt, viele solcher grofsen Fabriken konnten nicht neben einander bestehen, es konnte daher auch keine grössere Anzahl von Handwerksgenossen bestehen, das erste Requisit für ein Zusammenschliefsen in Zünfte; es konnte in Athen ein demagogischer Gerber aufstehen, aber keine Gerbergilde! So schwangen sich in Rom die Scaurus und Octavius empor, und Martial konnte einzelne reiche Schuster verspotten, allein Handwerksgilden oder Collegien gab es auch in Rom erst seit den anarchischen Zeiten der Revolution, wo sie so jakobinischen Männern wie Marius und Clodius dienten, und was sich ganz im natürlichen Laufe der Dinge grade damals zeigte, als auch die Sklaven zum ersten Male an ihren Ketten schüttelten. Allein dies ging vorüber, und so wie es im ganzen Alterthume mit den Gewerben gewesen war, so blieb es auch seitdem beim Uebergang in die neue Zeit, im byzantinischen und in den barbarischen Reichen. Da wo die letzten Römer ihre Tuchmanufakturen hatten, in der Lombardei und in Belgien, da zeigen sich auch die ersten vorzüglichen Productionen in diesem Zweige in der neuen Zeit wieder; grade wie byzantinische Schriftsteller die Seidenmanufakturen in Asien und Griechenland beschreiben, so beschreibt Hugo Falcandus die von Sicilien. Diese Fabriken oder fabrikähnlichen Gewerbanstalten dauerten aus der alten Welt in die neue herüber, gerade so, wie die Schulen und Universitäten. Das Nämliche, was im Alterthum die Handwerksgilden aufzukommen hinderte, fuhr fort sie zu hindern, bis dafs das Sklaventhum ganz aufhörte, bis dafs die Klöster keine Handwerksleute mehr hatten, bis das Verhältnifs der Hörigkeit der Handwerker aufhörte. Das Fabrikwesen löste dann andrerseits in neuer Zeit wieder die Zünfte auf, indem es die Verarmung und Verachtung der Handwerke herbeiführte, und so zuerst das Ehrgefühl und den Stolz des Zunftgeistes brach, nach dessen Verschwinden dies Institut so wenig mehr anders als der blofsen hohlen Form nach fort-

bestehen konnte, als es einst anders konnte, da dieser Zunftgeist noch nicht da war, der erst, wie der Verf. ganz richtig sagt, mit der Freiheit und Unabhängigkeit des Handwerkers kommen konnte.

Wenn nun all das bisher Angeführte wohl wird begreifen lassen, dafs der Verf. ganz um die schönsten Seiten einer Gildengeschichte gekommen ist, so wird das Folgende zeigen können, dafs er eben sowohl um die bedeutendste, wichtigste und nützlichste kam, und es wird alsdann unser Ausspruch übergenug gerechtfertigt seyn, dafs er den Mittelpunkt dieser Sache ganz verfehlt habe. Hat der Verf., fragen wir, die wenigen Seiten gelesen, die Möser über den Nutzen einer Geschichte der Aemter und Gilden geschrieben hat? Es ist Schade, dafs er sie nicht gelesen hat; und doch wollen wir hoffen, dafs er sie nicht gelesen hat; denn hätte er sie gelesen, und hätte dennoch sein Buch gerade so behandelt, wie er that, so thut es uns leid um seinen Geschmack, seine Wahl und um sein Urtheil. Wie ist es doch ewig zu bedauern, dafs dieser jedem guten Deutschen unvergefsliche Mann von unserer schlecht-deutschen Generation leider ganz vergessen ist! und dafs wie unsere läppischen Belletristen und Poeten vornehm und verächtlich Lessings bahnbrechende Kunstwerke vernachlässigen, so auch unsere Historiker und Kameralisten die Schriften dieses unvergleichlichen Mannes wie alte Scharteken behandeln und hinwerfen. Wir wollen es hier auf unsre eigne Gefahr recht nachdrücklich sagen, dafs alle unsere Reichs-, Rechts- und Staatsgeschichten nie geworden wären, ohne Mösers Winke, und dafs Alle auf seinen Schultern stehen, ob sie es leugnen oder gestehen; und wir wollen hinzufügen, dafs alle unsere deutschen staatswirthschaftlichen Systeme, auch wo sie sich mit noch so selbstständigen Titeln schmücken, Nachbetereien und Schuldoctrinen bleiben, so lange es die Kameralisten nicht verstehen werden, das Beispiel und den Vorgang dieses Mannes und Spittlers aufzunehmen, ihre Winke zu begreifen, ihre Skizzen auszuführen, ihren Geist zu erfassen, ihre Kenntnifs der deutschen Geschichte und der Praxis des provinziellen Lebens und Webens zu erlangen. In dieses vortrefflichen, patriotischen Mannes Phantasien, wo der Keim und Saame zu so manchem Buche liegt, liegt denn auch der Gedanke zu einer Gildengeschichte angedeutet. Die allgemeine Handels- und Gewerbgeschichte ist die Folie, auf die er die Zunftgeschichte gezogen — nicht erst verlangt, sondern denkt und voraus-

Digitized by Google

setzt, denn wer sollte so etwas auch noch erst sagen zu müssen glauben! Er denkt nicht daran, dafs man sich mit der Geschichte der Gilden im Allgemeinen werde befassen wollen, geschweige mit ihrer Entstehungsgeschichte, sondern er setzt voraus, man werde auf das Emporkommen, die Blüthe und den Verfall jeder einzelnen Gilde eingehen, und jedes einzelnen Handwerks; er will zu dem Ende vor Allem die natürlichen Ursachen nachgewiesen haben, die jetzt ein Handwerk, das von der Mode abhängt, heben und dann wieder stürzen; er will, dafs der Geschichtschreiber dem Künstler und dem Staate zugleich Winke gebe, wie einem solchen plötzlichen Ruine ganzer Stände durch die Launen der Mode vorzubeugen oder auszuweichen sey; er will, dafs von der Blüthe dieses oder jenes Amtes wieder zurückgeschlossen werde auf die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse der jedesmaligen Zeit. Militärgeschichte, Verfassungsgeschichte, Handelsgeschichte, ja selbst die Kriegsgeschichte könnte Erläuterungen aus einer solchen Geschichte erhalten. »Nichts könnte uns die Ursachen von dem Verfall der mehrsten Städte deutlicher als eine solche Geschichte entwickeln. Die öffentlichen Rechnungen einer Stadt, worin die Einnahme von ein- und ausgeführten Waaren verzeichnet ist, würden zur Erläuterung und Controlle aller Begebenheiten dienen; und mit wie vieler Bewunderung und Neugierde würden wir diese Einflüsse der öffentlichen Kassen bemerken, woraus unsere Vorfahren so viele ansehnliche Gebäude mit einer recht stolzen Verschwendung erbaut haben? — Eine solche Geschichte würde den Fürsten die traurigen Folgen verschiedener Auflagen und Einschränkungen vorlegen; unsre Gedanken über die Handelsfreiheit berichtigen; alte Wege zum Erwerb wieder öffnen, oder die Möglichkeit neuerer zeigen. Wir würden aus derselben die Abnahme verschiedener Staaten deutlicher entdecken; die Einflüsse auswärtiger Veränderungen gleichsam auf der That ertappen; die Klugheit mancher Nationen in ihren Friedensschlüssen deutlicher bemerken; die grofsen Einsichten des handelnden Genies mit dankbarer Hochachtung erkennen, und unsere Bewunderung nicht blos dem Helden, sondern auch dem grofsen Privatmanne, bezeigen können. Und wie mancher Kaufmann oder Künstler würde nicht nur um Gewinnst, sondern um seinen Ruhm arbeiten, wenn ihm dergleichen Jahrbücher die Unsterblichkeit versicherten?« Man sieht wohl, diese Aufgabe wäre freilich die Arbeit eines Lebens, denn sie müfste aus Archiven und Urkunden erst mühsam herausgeschafft,

und könnte nicht, wie Wilda's Werk, aus bloſsen mittelbaren Verarbeitungen meist bloſser gedruckter Quellen genommen werden. Aber man sieht auch, es ist eine groſse und schöne Aufgabe, die einer groſsen Mühe werth ist; und zu bewältigen wäre sie schon, wenn einer mit eben so groſser Sicherheit seine Forschungen anstellte, mit welcher der seltene Mann seinen Plan hinwarf.

Doch endlich sey es genug, von dem zu reden, was in des Verfs. Werke fehlt, wenn es seinem Titel entsprechen und die gestellten Fragen beantworten sollte. Wir wollen nun auf das kommen, was es wirklich enthält. Wir haben es bereits gesagt, daſs das Ganze nichts ist, als eine Geschichte der Entstehung der Zünfte. Waren wir aber unzufrieden darüber, daſs in dem Buche so vieles mangelhaft und mangelnd war, so sind wir es über das, was darin gegeben ist, nicht minder. Der Verf. hat eine Masse von Notizen zusammengebracht, hat manche schöne Wahrheit daraus an's Licht gebracht, manches Verhältniſs aufgehellt, allein die Ordnung, in der dies geschehen ist, die Grundansichten, von denen aus es theilweise geschieht, halten wir für durchaus schief. Es gilt uns darum, dem Verf. und nebenbei unseren meisten Historienschreibern zu zeigen, daſs man in Deutschland, so viele Bücher da auch gemacht werden, das Buchmachen gar nicht versteht. Selbst ein oberflächlicher Mann jeder anderen Nation würde, wenn ihm einmal des Verfs. Material zu Gebote gestanden hätte, daraus ein weit geordneteres Werk gemacht, und viel klarere, einfachere Resultate gezogen haben.

Wir wollen versuchen, dem Verf. darzulegen, was wir aus seinem Material über die Entstehung der Gilden gemacht haben würden. Wir müssen uns dabei verwahren; wir können nicht in der Kritik der Minutien als Richter auftreten; sondern weil der Verf. sich zu sehr von den Einzelheiten leiten lieſs, so kehren wir uns ausdrücklich auf die Gegenseite, und suchen mit groſsen historischen Erfahrungen dem nahezukommen, was der Verf. mit der Erforschung vereinzelter spärlicher Ueberlieferungen zu begründen gesucht hat. Beide Wege müssen zugleich verfolgt werden, wo ein Werk von Bedeutung entstehen soll. Da der Verf. nur den Einen verfolgt hat, so muſs es des Kritikers Hauptpflicht seyn, den anderen einzuschlagen, der vernachlässigt ward. Wir könnten auch auf dem Wege des Verfs. ihm nichts nützen, denn wir haben nicht etwa ein Werk über diesen Gegenstand unter der Feder, daſs uns der Brodneid einen anderen Plan

Digitized by Google

dictirte; sondern es ist uns nur um die Sache zu thun, und da der Verf. einmal auf diesem Stoffe ist, so wünschten wir nichts mehr, als er bliebe ihm treu und liefse sich durch uns zu einer Fortsetzung und Umgestaltung seines Werkes anregen.

Der Verf. hebt zwei Elemente des Gildenwesens heraus: ein heidnisches und ein christliches. Vortrefflich; denn es giebt fast keine Erscheinung in unserer ganzen Cultur, die nicht auf beides zugleich zurückgeführt werden könnte, oder doch wenigstens auf irgend ein Element aus der alten und eines aus der neuen Welt; und wir wünschten nur, dafs sich der Verf., wenn er sich so streng gegen alle Herleitung des Städtewesens und aus den römischen Municipien erklärt, sich dieses Umstandes erinnert hätte. Merken wir uns einstweilen, dafs der Verf. das Wort Gilde im weitesten Sinne von jeder frriwilligen Vereinigung zu nehmen scheint. Welches ist nun das christliche Element? Die brüderliche Liebe und Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Unterstützung. Es sey; der Verf. hätte noch vorheben können, dafs bei der Art der Verbreitung des Christenthums durch patriarchalische Brüdergemeinden unter Verfolgungen der Heiden und in ungemessenen Räumen dieser Geist der brüderlichen Hülfleistung und Abschliefsung traditionell werden konnte und mufste. Was ist aber das heidnische, oder wir hätten lieber gesagt, das nationale, einheimische, nicht fremde, Element? — — die Zechgesellschaften und Gelage der alten Deutschen und Skandinaven!! Ein greller Abstich! Welch ein plumpes und materielles Element brachten wir da zu diesen Innungen gegen das Christenthum! man erkennt doch gleich die *lurchi tedeschi!* Der Verf. sagt auch gleich, das Christenthum hätte gleichsam die Idee zu unseren Genossenschaften geliefert, das Heidenthum aber die Form. Also, weil bei unseren Zünften Gelage Sitte waren, so wären diese eine Form der Zünfte? Ein Gelag ist ja doch nur Form der Zusammenkunft, nicht aber Form der Verbindung; es ist also, sollen wir so sagen, die Form einer Form. Verbindungen können ja existiren ohne die Form der Zusammenkünfte, sowie Zusammenkünfte ohne die Form des Gelages. In jeder Sache aber kann das, was möglicherweise als ausscheidbar, als zufällig und unwesentlich betrachtet werden kann, unmöglich ein Element ausmachen. Es ist grade, als wenn der Schreiber einer Geschichte des Ritterwesens sein Buch mit der vielgerühmten Achtung der Deutschen vor dem Weibe anfangen wollte, weil Frauenzirkel die Form der ritterlichen Gesellschaften bildeten;

und dies würde vielleicht noch eher entschuldigt werden können, als jenes. Dies ganze erste Kapitel also über diese heidnischen Zechgilden hätte der Verf. weglassen sollen, und nur ganz gelegentlich, wenn er bei den inneren Zuständen unserer Gilden auch von den Festlichkeiten gehandelt hätte, hätte er auf die uralte Sitte der Deutschen öffentlichen Gelage kommen können. Selbst dann hätte er durchaus nicht in dieser Breite auf diese Eigenthümlichkeit der Deutschen und deren Urgeschichte eingehen müssen, vielmehr wenn uns einmal jemand eine Geschichte der Zechkunst schreibt, so wird dieser eine vortreffliche Vorarbeit in diesem Kapitel Wilda's finden, um deren heroische Periode in Deutschland und im Norden zu schildern; in diesem Fache hätte dies Kapitel seine eigenthümliche Stelle. Es wäre vielleicht ungezwungener, wenn einer das Christenthum von den Liebesmahlen der ersten Gemeinden und noch weiter vom Gedächtnifsmahl des Herrn herleiten wollte.

Was ist aber denn sonst das nationale Element des Gildenwesens? Wir wollen den Leser nicht lange irre führen; wir wollen gleich noch einmal auf das christliche Element zurückgehen. Wir hatten oben nur einstweilen zugegeben, nicht aber eingestanden, dafs die brüderliche Liebe das christliche Element sey; wir wollen es hier leugnen. Hier versteigt sich der Verf. zu sehr in's Ideale, dort verfiel er zu sehr in's Materielle. Ein so roher Körper, wie das Gelag, kann kein Element seyn; eine so rein geistige Potenz, wie die Bruderliebe, auch nicht. Die Menschenliebe und uneigennützige Hülfleistung ist das geistige Bindungsmittel und das belebende Princip jeder Gesellschaft; ihr Element kann aber nur irgend ein äufserer Zustand heifsen, an dem sich diese geistige Kraft äufsert und kund giebt. Diesen Zustand wollen wir Hülfslosigkeit nennen, und diese ist das Urelement jeder menschlichen Gesellschaft. Wir reden hier aber nur von den Gilden, die wir hier nur ganz vag, der Staatsgesellschaft gegenüber, als kleinere Gesellschaften in der grösseren definiren wollen. Solche kleinere Gesellschaften in dem gröfseren Staate nun bildeten die ersten Christen; sie bildeten verfolgte Gesellschaften; sie entstanden in einem sich auflösenden Staate, wo aller gesetzliche Schutz anfing aufzuhören; endlich als sie in diesem Staate die Oberhand gewannen, ward er von den Barbaren zerstört, und dieselbe Anarchie dauerte noch Jahrhunderte fort. Das Gesetz des Staates schützte kein Eigenthum und kein Leben mehr, so schützte man sich unter

Digitized by Google

einander selbst; die schwächeren Mittel kleiner Associationen reichten weit genug unter sich; die schwachen Mittel des grofsen Staates waren erschöpft. Diese Verhältnisse im Süden gaben dem Geiste aufopfernder Liebe, den das Christenthum predigte, Nahrung genug. Dieser Geist fand zuerst in Geistlichen und Mönchen einen solchen Eingang, dafs von da aus Associationen unter diesen selbst und unter den Laien in allerband wohlthätigen Schutz- und Hülfszwecken entstanden. — Nun die Gegenseite im Norden, wo noch kein Christenthum war. Was im Süden die grofsen Räume eines ungeheuren Staats vermochten, das vermochten auch hier die grofsen Räume oder die spärliche Bevölkerung, nur in anderer Weise; was dort die Auflösung des Rechtsstandes, das vermochte hier die Unvollkommenheit desselben; was dort die Verbrüderungen der christlichen Gemeinden, das that hier das Familienband und die Bürgschaft. Kurz, wenn die Hülfslosigkeit im Allgemeinen die objective Ursache jeder Staatengründung ist, so ist die Anarchie, oder die Hülfslosigkeit im Staate, d. h. in der engeren menschlichen Gesellschaft, die Ursache der Gründung kleinerer Staaten im Staate, unter welche die Gilden mitgezählt werden müssen, mag man nun reden von Schutz- oder Gewerb- oder welchen Gilden man wolle. Und wenn Geselligkeit im Allgemeinen der subjective Grund der Staatenentstehung ist, so ist die engere, die brüderliche, verwandtschaftliche, freundschaftliche Geselligkeit der Grund jeder engeren, kleineren Gemeinschaft im Staate, die nun als Familie, als Rang- oder Standesgemeinschaft hervortreten, durch Blut, Beschäftigung oder Wohnort hervortreten mag.

Wenn nun der Verf. das Wort Gilde in solch einer allgemeinen Bedeutung genommen hätte, in welcher es nichts als einen Staat im Staate hätte bezeichnen sollen, so hätte er sogleich dem Ursprung des Gildenwesens aus einem merkwürdigen Gegensatze beizukommen gelernt. Denn hier wird ganz klar, warum das ganze Alterthum keinen Associationsgeist und keine Associationen kannte. Nur aus ganz dunklen Zeiten, in welchen ein anarchischer Zustand herrschend gewesen seyn mochte, vernehmen wir einige ganz dunkle Namen von Volksabtheilungen, die auf Kasten hindeuten könnten. Wenn Anarchie und aufgelöster Staatsverband das Entstehen kleiner Staaten, die entweder blos passiv oder zugleich activ sich für sich selbst zu schützen suchen, bedingte, so ist es ganz natürlich, dafs in Griechenland, wo jede Urgeschichte eines Staates mit einem ordnenden Gesetz-

geber beginnt, in alten Zeiten sich solche Erscheinungen nicht einstellen konnten. Wenn grofse Räume, wie wir sowohl in dem christlichen Staate, als auch in den neu erstehenden barbarischen Staaten sehen konnten, die Anarchie begünstigen, so ist es klar, warum in Griechenland, wo jeder Staat nur ein kleines Städtchen, und wo jeder Bürger und sein Ehrgeiz leicht zu befriedigen war, viel leichter Ordnung zu halten, Zufriedenheit herzustellen und Befriedigung aller Bedürfnisse zu erlangen war. Nur Einmal in Zeiten der Anarchie in Gesammtgriechenland taucht im Grofsen aus jenen ähnlichen anarchischen Urzeiten die Amphictyonie auf; nur einmal in Athen in anarchischen Zeiten, die schnell vorüber gingen, zeigen sich im Kleinen jene Hetärien und Synomosien, und auffallend genug als oligarchisch gesinnt, so demagogisch sie waren, grade wie umgekehrt unsere Zünfte demokratisch, so aristokratisch sie in sich constituirt waren.

Wir sagten, dieser allgemeine und auffallende Unterschied des Alterthums von der neueren Zeit hätte den Verf. sogleich auf eine Aufklärung über den Ursprung unseres Gesellschaftswesens geführt, wenn er unter Gilden jeden Staat im Staate hätte verstehen wollen. Dies hat er aber offenbar nicht gewollt, denn sonst hätte er Universitäten, Ritterorden, Klöster und was nicht Alles sonst mitaufnehmen müssen. Gleichwohl laufen seine Definitionen von Gilden auf nichts anders hinaus. Er versteht darunter freiwillige, nicht gebotene Einigungen zu gegenseitiger Unterstützung, mit herkömmlichen geselligen und religiösen Zusammenkünften. Was wollten wir nicht Alles unter diese Definition zusammenbringen! Man könnte die Freimaurerei ebensowohl darunter begreifen. Da sind Meister und Gesellen, wie dort; Logen, wie dort Kapellen oder Kirchen oder Altäre; nicht selten Heilige als Patrone; Trinkstuben, wie dort; Theilnahme der Weiber an den geselligeu Vergnügungen; herkömmliche symbolische Ceremonien; Freiwilligkeit der Verbindung; gegenseitige Unterstützung — nichts, scheint es, fehlt zu einer Gilde in Wilda's Sinn. Ja, wir wollen ihm noch einen andern Zweig von Gesellschaften viel schlagender unter diese Definition bringen. Es sind die Landsmannschaften der Studenten; und wir getrauen uns in aller Ausführlichkeit die Grundzüge zu einer Geschichte der Landsmannschaften und der Handwerksgilden in allen Particularitäten sogar in Uebereinstimmung zu zeigen. Die Stellung der Studenten dem Senate gegenüber, und die der Universitätsstadt in ihrem Verhältnisse zu beiden, geben schon die schönsten Ver-

Digitized by Google

gleichungspunkte. Die Studirenden waren von je in Zünfte getheilt, wie die Handwerker; sie hatten Statute und Strafgesetze unter sich; diese Landsmannschaften (Nationen wurden sogar in Brabant die Handwerkszünfte genannt) waren freiwillige, nicht gebotene Einigungen; sie schützten sich unter einander und gegen andre; sie hatten das Hänseln der Kaufmannsgilden; sie hatten einen Landespatron und festliche Tage, zechten zusammen auf ihren Trinkstuben, sangen profane und feierliche Lieder; sie übten Selbsthülfe; sie sammelten Collecten; sie beerdigten einander festlich; waren durch Reichthum und Stärke unter einander an ihren Vergnügungen und Gelagen zu unterscheiden. Es gab Beispiele, dafs auf Universitäten eine von diesen Gilden zu einem solchen Uebergewichte kam, dafs sie alle andere zum Beitritt zu ihr zwingen und alsdann gegen die, welche sich ihrer Universalzunft nicht beischreiben lassen wollten, eine noch viel gröfsere Bedrückung üben, und zugleich auch gegen die Behörden einen ganz anderen Ton anstimmen konnte, und dies ist denn ganz der Zustand, den das Statut von Berwick, welches der Verf. als Anhang seinem Werke beidrucken liefs, ausspricht, wo dieser Uebermuth einer ganzen in Ein Corps zusammengetretenen Stadt gegen die wenigen Eigensinnigen, die sich ausschlossen, recht naiv ausgedrückt ist.

Mit jener Definition also steht es in jedem Falle schlimm. Entweder der Verf. hätte sich mit dem Worte Gilde auf das beschränken sollen, was man gewöhnlich darunter versteht (und auch wenn er eine Geschichte der Gewerbsgilden blos geschrieben hätte, wäre es nach unserem Urtheile besser gewesen), oder wenn er es im allgemeinsten Sinne von Gesellschaft annahm, so hätte er alle möglichen Gesellschaften in seine Untersuchung ziehen müssen, und dann hätte er sein Buch lieber eine Geschichte des Associationsgeistes im Mittelalter genannt. Allein er klammert sich unglücklicher Weise an das blofse Wort, und indem er die verschiedensten deutschen Sprachstämme durcheinander wirft, bringt er nordische Zechgilden und englische Rittergilden, deutsche Handwerksgilden und mönchische Gildonien auf's Lustigste in einerlei Topf und rührt das Alles bunt durcheinander; denn indem er ferner die vagen lateinischen Ausdrücke *fraternitates, conjurationes, amicitae, paces, communiones, adunationes* je nach Bedarf auf so oder so eine Gilde deutet, hat er einen unerschöpflichen Stoff für die ärgste Willkühr bereit. Denn hier erscheinen also jene nordischen Gelage mit Berathungen und Götterspenden, die

sich in Persien und Griechenland ebenso fanden, dort aber keine Gilden hervorbrachten. Hier erscheinen Rechtsgenossenschaften, die an die Stelle des alten Familienschutzes traten, eine Art von Lebensversicherungsanstalten. Hier die clerikalischen und weltlichen Verbindungen zu Unterstützung der Armen, zur Garantie von Häusern und Schiffen gegen Brand nnd Schiffbruch, die in die Geschichte der Assecuranzanstalten gehören, in welchen man sie bisher ganz übersehen hat; hier die Begräbnifsgesellschaften, die man schon ähnlichen antiken Corporationen entgegensetzen könnte, wo nur der durchgehende Unterschied zwischen alter und neuer Zeit hervorträte, nach welchem im Alterthum alles öffentlich ist, was jetzt privat; diese Anstalten aber dauern noch heute als *confratelli*, als Brüderschaften u. s. w. in Süden und Norden. Hier erscheinen neben Kalandsgilden, Handwerkszünften, Kaufmannsgilden und Hansen die schon erwähnte *english Knighten Guild*, die allen Indicien nach einerlei Ursprung hatte mit den vielen spanischen Ritterorden, die im Maurenkriege sich unter den Grenzkämpfern bildeten, und die so unter all das andere Gildenwesen zu mischen, ein ähnlicher Fehler ist, wie wenn spanische Autoren gewisse Klosterlaien für geistliche Ritterorden hielten; hier erscheint neben den erwähnten geistlich-laiischen Gilden, von deren Ausartung in einer p. 52. (Note) citirten Stelle aus einem Concil von 1189 die Rede ist, eine andere Stelle aus einem Concil von 1328, wo der Verf. diesen geistlichen Gilden gewisse *colligationes, sodalitates* und *conjurationes nobilium* entgegengesetzt findet, die er in seine Rubrik Schutzgilden einschliefst, während dies nichts sind, als die im 14. Jahrh. zahllos und überall verbreiteten Ritter- und Rauborden, die dem Verf., wenn er nur einen Blick in die Limburger oder Frankenberger oder sonstigen Chroniken hätte werfen wollen, zu Dutzenden entgegengekommen wären, und die allerdings in das Associationswesen des Mittelalters so gut gehören, wie die Zünfte, die aber doch der Verf. sonst, scheint es, nicht in sein Gildenwesen aufnehmen wollte, ob zwar auch dies freiwillige, nicht gebotene Vereinigungen zu gegenseitiger Unterstützung u. s. w. waren. Hier erscheinen ferner alle jene uralten Conjurationen, die in den Capitularien und longobardischen Gesetzen verboten werden, als Gilden, da das, Gott weifs was für Bewegungen in den Städten oder sonst waren, über deren nähere Natur man allerhand rathen, aber nichts wissen kann. Wo der Verf. ein *convivium* findet, da ist's eine Gilde, obgleich das Mittelalter dies Wort so oft in seinem ganz allgemeinem Wortsinne (*vitae conjunctio*, Cic.) gebraucht. Wo der Verf. *fratres* und *sorores* findet, müssen es nothwehdig Gildebrüder seyn, obgleich Keurbrorders und Keursisters in den Niederlanden auch Untergebene eines Amtsbezirks heifsen. Die *lex amicitiae* von Aire ist bei ihm ein Gildestatut, da sie doch nichts ist, als ein Stadtrecht, für welchen Begrtff das ganze Mittelalter eine Unsumme von vagen Ausdrücken hat.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 36. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wilda, das Gildenwesen im Mittelalter.

(Beschluſs.)

Doch, der Athem versagt über dem Herzählen aller dieser Ingredienzen, die in dieſs Gildenwesen zusammengetragen sind; die Hauptsache aber kommt noch. In der ganzen Zeit vor dem 14ten Jahrh., vor dem Aufkommen der Handwerksgilden, wo ein Patriciat sich in allen Städten von Europa in den ausschlieſslichen Besitz der Regierung setzt, sieht er unter diesen adeligen Geschlechtern Alles von Gilden und Genossenschaften wimmeln. Die Convivien in nordischen Städten, die Richerzeche in Cölln, die Hausgenossen in Speier, die streitenden Factionen in Straſsburg, jedes Regierungscollegium und jede Verwaltungsbehörde, Alles das sind Gilden. Wenn er die italienischen Zünfte hinzugezogen hätte, unstreitig würden wir dann die Guelfen und Ghibellinen auch als Gilden auftreten sehen, und wenn wir uns dann noch ein wenig enger an das Wort gehalten hätten, so hätten wir auch alle Ketzersecten in die Gesellschaft ziehen können. Das ist wohl richtig, daſs am Ende des 13ten Jahrhunderts, als die niedrigen Zünfte politisch hervortraten und anfingen Opposition zu machen gegen die Regierung der Städte, auch die Patricier hier und da sich in Vereinigungen zusammenshlossen, die ihr Vorbild aber von den Handwerkszünften nahmen, und nicht umgekehrt, die wir auch trotz dem nur ungern mit dem Namen Gilden belegen oder in eine Geschichte der Gilden hereinziehen würden. Auf dieſs Resultat kommt man bei Betrachtung jeder deutschen Stadtgeschichte, (so bei den Hausgenossen in Speier, unter den Städten die der Verf. selbst anführt), auf dieſs Resultat ist Warnkönig in seinem gründlichen und wackeren Werke über flandrische Geschichte gekommen, auf dieſs Resultat kommt man bei den italienischen Stadtgeschichten. Ueberhaupt ist es ein Fehler aller unserer Forscher in den Stadtgeschichten, daſs sie sich wie Wilda im Gildenwesen, lieber in dem Dunkel herumdrehen, als im Hellen suchen. Wer etwas Allgemeiners über Städteentwicklung sagen will, muſs durchaus mit den italienischen und niederländischen Städten anfangen, denn dort ist das eigent-

liche Städteleben des Mittelalters zu Hause. Wer etwa einmal in die Geschichte der Zünfte z. B. von Florenz gesehen hat, der wird nicht sagen wollen, dafs als zum erstenmale die Volksabtheilung in Zünften eintritt, jene Gilden der Notare, der Richter und Aerzte früher existirt hätten, als die der Pelzhändler. Ja wir möchten noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, der Verfasser habe vielleicht hier und da sich die Existenz von Kaufmannsgilden vorgestellt, wo wir dergleichen nicht sehen. Man mufs hier schlechterdings sich eine scharfe, bestimmte Gränze stecken, wo und wann man von Gilden sprechen darf und wo nicht. Das Nebeneinanderstehen mehrerer Handwerker desselben Fachs an einem und demselben Orte kann in einem gewissen Sinne eben so gut eine Gilde machen, wie das Zusammenbauen von vielen Häusern eine Stadt. Allein doch dürfen wir in der Geschichte von Städten und Gilden im eigentlichen Sinne erst dann reden, wenn beide durch eigne Kraft oder fremde Concession eine Selbsständigheit errungen haben, wenn beide als moralische Personen, als Individuen, mit Gesetz und Repräsentation scharf umgränzt, erscheinen. Nun hat aber ohne Zweifel das gleiche Interesse die Kaufleute ganzer Gegenden und Städte zusammengebunden, lange ehe man an eigentliche Zünfte dachte. Die grofsen Popolanen in Florenz würde unser Verfasser ohne Zweifel eine Gilde nennen, denn sie verdienen auch den Namen eher als manche andre Corporation, der er ihn gegeben hat. Allein diese grofse Vereinigung war reich und mächtig geworden, hatte sich um auswärtige Factoreien gemeinschaftlich interessirt, ohne dafs man etwas von einer engen, formellen Genossenschaft sähe; und als hernach die Zünfte unter ihnen aufkamen, sind sie nach Ständen in mehrere getheilt. Wir würden, selbst wenn von Statuten unter diesen Popolanen die Rede wäre, sie dennoch keine Gilde nennen, sondern wir würden das mit einer ganz ähnlichen Erscheinung im Ritterwesen vergleichen. Das bloſse Geschäft des Eroberungs- und Gränzkriegs brachte in Spanien zuerst die Ritterorden hervor, wie das bloſse Handwerksgeschäft schon vor der Blüte des Handels- und Kaufmannsstandes die Zünfte. Beides blieb obscur, ohne öffentliches Ansehen und ohne andre Zwecke, als welche Amt und Beschäftigung von selbst gaben. Alsdann treten die städtischen Reichen in einer solchen stillen Gemeinschaft mit plötzlichem Uebergewichte in der Geschichte hervor, ganz wie der Ritterstand, und nur kurze Zeit nach diesem. Jene älteren kurzen Gildenstatute der Patrizierinnungen, von denen Wilda

Digitized by Google

spricht, mit den allgemeinen Vorschriften zu Wohlthätigkeit u. dgl., würden ganz genau entsprechen dem Eide oder Verpflichtung des Ritters zum Schutz von Wittwen und Waisen, und obgleich auch der gesammte Ritterstand der Welt, oder eines Landes, oder einer Stadt im 13ten Jahrh. Ritterorden genannt wird, so wird doch Niemand diefs Wort alsdann in dem Sinne nehmen wollen, wie man es im folgenden Jahrhundert nimmt. Die unorganisirten Geschlechtsverbindungen also der Altbürger Gilden zu nennen, *) ist eine ganz willkührliche Anticipation, und es ist ganz natürlich, dafs nun in des Verfassers Auseinandersetzung des Einflusses der Gilden auf die Städteverfassung lauter Confusion ist. Es ist ein neuer Gedanke, den er auszuführen sucht, dafs die Gilden älter als die Stadtgemeinden und aus den Gilderechten erst die Stadtrechte entstanden seyen. Allein wir möchten gern Beweise, in diesem Buche finden wir keine. Die aller unhaltbarsten sind hier als entscheidend angeführt. Wenn man jede Schöffenbrüdershaft zur Gilde macht, so ist der Beweis freilich leicht geliefert. Und doch, was kann selbst der Umstand beweisen, dafs man die Gilden um die Stadtrechte befragte? Wer hatte ein gröfseres Interesse, sich derselben anzunehmen? Oder will man sagen, aus den Uni-

*) Der Verfasser hätte namentlich den Sprachgebrauch über die Ausdrücke Kasten und Zünfte befragen sollen. Wo der Rang eine Corporation entschiedener characterisirt, als der Stand, da nennt man sie eher eine Kaste, als eine Gilde. Die Patriciate sind von Ranggenossen gebildet; sie sind als solche leichter privilegirt worden, als die Verbindungen der blofsen Standesgenossen, die in ihren Zwecken viel materieller zu seyn pflegen Auch geht hierdurch, möchte man meinen, ein Merkmal der Gilde ab, das Wilda hervorhebt: was die Natur gleichsam zusammenbindet, wie einen solchen Regierungskörper, der in den Städten sogar ursprünglich aus verwandten Geschlechtern und als ein erblicher Stand besteht, kann man nicht eigentlich freiwillig verbunden nennen. Aber immer wird man weder figürlich noch unfigürlich eine Zunft nennen, deren Mitglieder der Rang allein, oder mehr der Rang als der Stand zusammenschliefst. Die Kasten der Alten waren ursprünglich Stämme, sie erhielten aber, als sie dem herrschenden Stamme unterlagen, Rangordnung und wurden zugleich Stände. Jedermann aber wird sagen, dafs die Rangordnung das vorherrschende war; daher nennt man sie nicht Zünfte, so viel zunftmäfsiges sie haben, man nennt sie Kasten. Und Kasten würde man die Patriciate figürlich und unfigürlich, weil der Rang das Vorwaltende war, lieber nennen als Gilden, sie möchten gleich so viel gildenmäfsiges haben wie sie wollen.

versitäten sey das römische und canonische Recht hervorgegangen, weil man die Responsa dieser Körper verlangte, die die Pflege dieses Rechts natürlich über sich hatten? Es ist aber diese Frage, über die Priorität der Gilden- und Stadtrechte ein Streit über den früheren Ursprung des Huhns oder des Ei's, denn er führt uns in einem ewigen Zirkel herum, und grade so ist's mit der Frage von der früheren oder späteren Existenz des Stadt- oder des Landrechts. In der Erfahrung fliefst immer eins aus dem anderen, dieses aus jenem und jenes aus diesem; doch ist das letzte Gesetz, dafs das Besondere aus dem Allgemeinen hervorgeht, und insofern existirt das Landrecht vor dem Stadtrecht und das Stadtrecht vor dem Gildenrechte so gewifs, wie, nach jenem Aristotelischen, der Staat vor dem Menschen.

Wir lassen noch mit aller Anspruchlosigkeit einige Andeutungen folgen über die Art, wie wir die Geschichte der Gilden behandelt zu sehen wünschten; und wer diesen geordneten Plan übersieht, der wird bei Vergleichung mit Wilda's Werk leicht finden, wie dieses zu einer ordentlichen Beleuchtung des Gildewesens nur eine vorsichtig zu brauchende Vorarbeit abgeben kann. Wir würden uns vor Allem die Gewerbsgilden zum Mittelpuncte nehmen. Wir würden forschen, warum das Alterthum keine Gilden kannte. Wir würden finden, dafs dort alles Individuelle den Massen geopfert ward. Wir würden daher kurz die Kasten mit den Zünften vergleichen und uns sogleich aus der helleren Urgeschichte des neueren Europa erklären, warum es umgekehrt in dieser neueren Zeit bei uns keine Kasten gäbe. Wir würden finden, dafs das ureingeborne Autonomierecht der germanischen Stämme und zugleich die verbreitete Lehre von christlicher Bruderliebe, die allen Unterschied von angebornem Rangunterschiede der menschlichen Stämme wegnimmt, diese Erscheinung der Kasten auf der einen Seite wegnahm und auf der andern die des Associationswesens an die Stelle setzte. Nach der Vergleichung mit dem Oriente würden wir die des klassischen Alterthums zu Hülfe nehmen. Wir würden herausstellen, dafs die massenartige Despotie des Orients vor einer massenartigen aristokratischen Herrschaft der Hellenen über alles unfrei und fremd Geborne weicht; dafs daher in Bezug auf das Verbindungswesen in Griechenland und Rom sich mehr oder minder alle jene Erscheinungen zeigen, die sich in den neueren Städten unter den Geschlechtern und in der Zeit ihrer Herrschaft nachweisen lassen. Wir würden die grofsen Räume und Staaten der neuen Welt gegen

Digitized by Google

die kleinen und geordneten Städte der Alten stellen und daraus den strengeren Staatsverband der Alten gegen den lockeren der Neueren erläutern und die gröfsere Ausbildung des Bürgerrechts im Alterthum und die gröfsere des Menschenrechts in der christlichen Welt. Die stets steigende Achtung vor der Individualität würden wir zu dem Faden nehmen, an welchem sich das Entstehen des ehedem unbekannten Begriffs eines Staates im Staate anknüpfen würde. Wir würden hier also, nachdem dieſs Alles blos einleitend gezeigt wäre, die eigne Art von Schutzgilden, oder Friedensgilden, wie sie im angelsächsischen Rechte heifsen, aufnehmen und ihre Entstehung aus den germanischen Bürgschaften zeigen. Daneben würden wir stets die anarchischen Zustände der Staaten als die Folie geben, auf der wir die Gildengeschichte auftrügen; wir würden die Gesellschaften für Versicherung des Vermögens in und aufserhalb der Klöster als ein mehr geistliches Moment neben jene ächt deutschen Urgilden stellen. Wir würden zeigen wie sich diese Anstalten allmählig bis zu der Höhe und Weite von Landfrieden ausdehnten, dann zurücksanken und sich spalteten, bis sie später in modernerer Form als Versicherungsanstalten und Assecuranzcompagnien wieder kamen, oder als Brüderschaften u. s. w. fortdauerten. Dieſs Alles aber würden wir fortwährend nur als einleitende Winke geben über die analoge Gestaltung der Associationsgeschichte in allen möglichen Zeiten und Ständen. Die erwähnte Epoche würden wir die patriarchalishe nennen; die hierarchische schlösse sich an. Wir müssten ebensowohl einen Blick auf die Klöster werfen und auf die sociale Ausscheidung dieses Standes aus der menschlichen Gesellschaft; die grofse Zeit der Gregorischen Plane, die auf die Vollendung dieser Ausscheidung ausgingen, würden wir neben den Gottes- und Landfrieden in jener früheren Epoche stellen, es würde ganz leicht seyn die Spaltung der Kirche in Mönchorden als einen ähnlichen Verfall, wie dort den der Schutzgilden nach den Landfrieden, darzustellen, aus dem sich dann neue Blüten, wie der grofse Orden der Jesuiten hervorbildeten. Wir würden in den ritterlichen Associationen dieselbe Analogie finden: einzelne obscure Ritterorden entstehen aus Noth in Kriegszeiten und Gränzkämpfen; diese Kämpfe erweitern sich in Einen ungeheuern Krieg der Gläubigen gegen die Ungläubigen; die ganze adelige Welt schliefst sich in Einen Orden mit allgemeinen geheiligten Gesetzen; ländererobernde und reiche Orden bilden sich an der Ostsee und im Oriente, dann sinkt der Eine Orden zerspaltet in

Digitized by Google

unzählige Raubgesellschaften tief herab, um sich in den ritterlichen Hoforden nachher noch einmal zu einem grofsen Glanze zu erheben. Es folgen die Kaufmannsgilden, wo das eigentliche Geschäft des Historikers erst anginge. Er würde die Handelsgeschichte zum Hintergrunde nehmen, er würde die stufenmäfsige Ausbreitung der kleinen Hansen zeigen, er würde die grofsen Hansen jenen glänzenden Erscheinungen der Landfriedensinstitute, der clericalischen Obmacht, der ritterlichen Ordensblüte vergleichen; er würde das Absinken der Gilden unter dem Andrang des Handwerkers schildern und dann später in den Handelscompagnien eben so eine Regeneration finden, wie in all den angeführten Epochen. Zwischen diese Geschichte der Kaufmannsgilden würde er die der Handwerker geschickt einflechten müssen und hier verweisen wir ihn auf den von Möser angegebenen Plan. Wir rathen aber zugleich, nicht zu vergessen, dafs als der gemeinschaftliche Glanzpunct der vereinten Geschichte der Kaufmanns- und Handwerksgilden die Ausbildung des dritten Standes hervorgehoben werden mufs, so wie die ganze Ausbildung des Bürgerthums überhaupt.

Gervinus.

---

1) *Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, aus dem Standpunct der Religion unternommen von Dr. Fr. Richter, von Magdeburg. Erster Band, welcher die Kritik der Lehre vom Tode, von der Unsterblichkeit and von den Mittelzuständen enthält. Breslau*, 1833. XV. u. 245 *S.* 8.

2) *Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. F. Fichte. Elberfeld* 1834. 204 *S.* 8.

Wer mit dem Inhalte der Hegel'schen Philosophie nur einigermafsen bekannt ist, dem kann es nicht unbekannt seyn, dafs der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in ihr keine Stelle findet. Es ist bekannt genug, dafs diese Philosophie mit ihrer Weltansicht sich so scharf in dem Gebiete der Realität abschliefst, dafs sie ein ideelles Jenseits auf das Entschiedenste von sich abweist, und dafs auf der andern Seite auch die ideelle Seite desselben sich so sehr nur in dem logisch-dialektischen Proceſs des Denkens bewegt, dafs die Idee einer lebendigen Persönlichkeit nicht aufkommen kann. Es konnte daher nicht eben befremden, dafs der Verf. der Schrift Nro. 1., als ein Freund der Hegel'schen Philosophie, im entschiedenen Widerspruche gegen die Unsterb-

Digitized by Google

lichkeit der Seele auftrat. Was an ihr einiges Aufsehen erregte, dieſs war einestheils für die der Hegel'schen Philosophie Kundigen, daſs der Widerspruch gegen diesen Glauben von Seiten der Hegelianer noch nie so unumwunden und ausdrücklich ausgesprochen worden war als hier, und anderntheils, daſs diese Seite der Hegel'schen Philosophie hier zum erstenmale in populärer Form dem gröſseren Publicum dargelegt wird. Eine gewisse Scheu vor einem in unserm christlichen religiösen Leben tief gewurzelten und heilig gehaltenen Glauben mochte die Hegelianer bisher zurückgehalten haben, ihre abweichende Ueberzeugung in diesem Puncte ganz klar und entschieden auszusprechen und die dunkle Sprache und streng abgeschlossene Terminologie dieser Sprache machte es möglich, sie einigermaſsen als ein Geheimniſs für die Esoteriker zu bewahren. Herr Richter hat das Geheimniſs aufgedeckt, er hat jene Scheu vor dem herrschenden Volksglauben überwunden und tritt nun offen kämpfend gegen denselben auf. Mehrere der Freunde der Hegel'schen Philosophie haben sich miſsbilligend gegen diese Popularisirung ihrer Lehre erklärt. Rec. mag darüber nicht entscheiden, ob die Art, wie der Verf. den Gegenstand behandelt, der Sache und den Verhältnissen angemessen sey oder nicht, allein, wenn durch diese Art gefehlt seyn sollte, so glaubt er, daſs wohl eher die schonende Rücksicht auf den unserer religiösen Denkart jedenfalls bis jetzt sehr wichtigen Glauben hie und da verletzt worden sey, als die gegen die Hegel'sche Philosophie. Das voreilige Geschrei derjenigen, welche jeden wissenschaftlichen Zweifel an den hergebrachten religiösen Ueberzeugungen als Irreligiösität oder Unsittlichkeit verketzern, kann und darf das freie philosophische Forschen über religiöse Wahrheit nicht hemmen, und ist die Hegel'sche Philosophie, auf dem Wege dieses Forschens, zu dem Resultate gelangt, daſs dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele keine Stelle gebührt unter den wahren religiösen Ueberzeugungen, so wird sie auch die Kraft in sich fühlen, um dieses Resultat auch aufserhalb den Gränzen der philosophischen Schule in dem öffentlichen religiösen Leben geltend zu machen. Von dieser Seite kann es also nicht den Tadel der Profanirung der Geheimnisse der philosophischen Schule verdienen, wenn Herr Richter den Versuch macht, eine Ansicht, die in der Hegel'schen Philosophie als fest begründet gilt, nun auch in das öffentliche religiöse Leben einzuführen. Wenn nun aber Rec. an dem Gelingen dieses Unternehmens zweifelt, oder vielmehr von dem Miſslingen des-

Digitized by Google

selben fest überzeugt ist, so liegt dieſs nur daran, daſs er mit der Wahrheit jener Hegel'schen Läugnung der Unsterblichkeit nicht einverstanden ist, sondern vielmehr ein tiefes Gebrechen dieses Systemes darin sieht, daſs sie diesen wesentlichen Bestandtheil des religiösen Glaubens nicht in sich aufzunehmen im Stande ist. Und so sieht er die Bedeutung dieser Schrift in ihrer Beziehung auf die Hegel'sche Philosophie hauptsächlih nur darin, daſs sie durch das eigene Zeugniſs eines Hegelianers jenes Gebrechen derselben zur allgemeinern Einsicht bringt und dadurch einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Aufklärung des allgemeinen Urtheils über die religiöse philosophische Schwäche dieses Systemes giebt.

Doch ganz abgesehen von diesem besonderen Verhältniſs zu der Hegel'schen Philosophie, hat diese Schrift noch ein allgemeineres Interesse. Es ist ohne Zweifel sehr an der Zeit, die Lehre von der Unsterblichheit der Seele einer neuen, schärferen, wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen. Nicht sowohl in der Voraussetzung, von der der Verfasser ausgeht, daſs diese Lehre aus der Reihe der vernünftigen religiösen Ueberzeugungen ganz ausfallen werde, sobald sie einer schärferen Kritik unterworfen werde, was, wie der Verf. glaubt, bis jetzt noch nicht geschehen sey. Der Kern und das reine Wesen dieser Ueberzeugung wird vielmehr vor jeder noch so scharfen wissenschaftlichen Kritik bestehen und hat auch die der neueren pantheistischen Speculation nicht zu fürchten. Wohl aber bedarf dieser Glaube in unserer Zeit einer neuen und ernsten Reinigung ihres wahren Gehaltes und tieferen idealen Grundes. Denn das ist nicht zu läugnen, daſs der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, in der Gestalt wie er sich bei der Mehrzahl unserer Zeitgenossen findet, so sehr des religiösen und sittlichen Ernstes, wie der wissenschaftlichen Tiefe ermangelt, daſs seine reine ideale Bedeutung fast ganz verschwindet. Ein versteckter Egoismus und eine feine Sinnlichkeit suchen von dem geliebten irdischen Ich so viel nur immer wie möglich mit in die erwartete Ewigkeit hinüberzunehmen, und tragen auf sie ihre Wünsche und Bedürfnisse über, leere Neugierde und Phantasterei macht das künftige Leben zum Tummelplatz ihrer leeren Phantasien und Träume. schlaffe religiöse Sentimentalität und sittliche Schwäche und Trägheit sucht in den himmlischen Freuden des Jenseits den Trost wider die Leiden dieser Welt, den sie nicht in der eigenen Seelenstärke findet, den Lohn für ihre Tugend, den ihr nicht diese selbst ge-

Digitized by Google

währt, die Hoffnung der Besserung, wozu es ihr an eigener sittlichen Kraft mangelt. Wissenschaftliche Oberflächlichkeit endlich wiegt sich in Hinsicht dieser Phantasien in einer Sicherheit, der es ganz an dem festen wissenschaftlichen Grund gebricht. Die vorliegende Schrift nun hat sich das unläugbare Verdienst erworben, zu einer neuen ernsten Untersuchung der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele die Anregung gegeben zu haben, und zugleich die Flachheit der gewöhnlichen Ansichten darüber aufzudecken. Denn obgleich die Absicht des Verf. weiter auf die völlige Vernichtung dieses Glaubens geht, so trifft doch seine Polemik nicht das ideale Wesen desselben, sondern nur seine sinnliche Auffassung, nicht den eigentlichen Grund der Ueberzeugung selbst, sondern nur das oberflächliche Räsonnement darüber, und indem er dieses durch seine scharfe Kritik beseitigt, trägt er wider seinen Willen dazu bei, die reine Idee der Ewigkeit des menschlichen Geistes von ihren Verfälschungen und Entstellungen zu befreien, und diese dadurch zu klarerer Einsicht und sichererer Ueberzeugung zu erheben. — Möchte man auch an dem Tone des Verf. eine etwas renommistische Grofssprecherei, eine gewisse Leichtfertigkeit und Profanität, die hie und da selbst in das Obscöne verfällt, bisweilen auch eine Oberflächlichkeit wegwünschen, so kann ihm doch im Ganzen das Verdienst nicht abgesprochen werden, von seinem Standpunkt aus sein Thema mit Schärfe und Gründlichkeit behandelt zu haben.

Der Zweck des Verfassers ist eigentlich auf eine Kritik der Lehre von den sogenannten letzten Dingen in ihrem ganzen Umfange gerichtet, also nicht allein auf die subjektive Seite dieser Lehre, vom Tode, dem Zustand der Seele nach dem Tode, der Fortdauer des Individuums etc,, sondern auch auf die objektive und absolute von dem Ende der Welt, von Himmel und Hölle, Weltgericht, Wiederherstellung aller Dinge etc. Allein er hat in diesem 1ten Bde. nur die subjektive Seite derselben, also von der Unsterblichheit der Seele, abgehandelt, und läfst uns also in einem folgenden Bande noch die Abhandlung der übrigen Theile dieser Lehre erwarten. In dem Glauben an eine individuelle Fortdauer nach dem Tode sieht der Verf. den Grund der inneren Verderbnifs unserer Zeit, von der er sie gründlich zu heilen hofft, indem er ihre Wurzel abschneidet und sie das Leben auf auf diesem Planet für das letzte und wahre zu halten lehrt. So übertrieben er den Egoismus, die Sinnlichkeit und die geistige Schlaffheit unserer Zeit malt und so einseitig er sie allein aus

dem Glauben an individuelle Fortdauer ableitet, so liegt doch allerdings die Wahrheit zu Grunde, dafs dieser Glaube mit einem gewissen feinen Egoismus eng zusammenhängt. Wer nicht sein ganzes irdisches Ich der ewigen Idee zu opfern bereit ist, der ist nicht frei von Egoismus, mag er ihm auch in den Hoffnungen eines künftigen Lebens in der Zeit eine religiöse Farbe geben. Nicht die unendliche Fortdauer in der Zeit, sondern die Erhabenheit unserer Person über die Zeit ist die reine religiöse Idee der Unsterblichkeit. Nachdem der Verf. dann weiter die Bedeutung seines Unternehmens für den Rationalismus, den Supranaturalismus und die Speculation (die Hegel'sche Schule) auseinandergesetzt hat, erklärt er sich zwar im Allgemeinen als Anhänger der letzteren, spricht aber zugleich eine bedeutende Differenz seiner Ansicht von der Religion, von der Hegel'schen darin aus, dafs nach dieser die Religion nur der niederen Bewufstseynsstufe der Vorstellung angehöre, welche in die höhere des Begriffs aufgehoben werden, also in dieser in der Philosophie aufgehen solle; während er die Religion in die Einheit des absoluten Denkens und Handelns oder in die Gesammtheit des höheren geistigen Lebens überhaupt setzt, so dafs also die Philosophie nur als das Eine Moment in der Religion mit inbegriffen wäre. Obgleich auch damit das ursprüngliche psychische Wesen der Religion nicht richtig bestimmt ist, so bezeichnet der Verf. doch in dieser untergeordneten Stellung der Religion, nach welcher ihr in der höheren Ausbildung des geistigen Lebens gar keine selbstständige Stelle zugestanden wird sondern ihre Bedeutung nur für die rohe Masse bleibt, sehr richtig eine sehr bedenkliche Seite der Hegel'schen Religionsphilosophie.

Die Abhandlung selbst zerfällt in drei Theile, nämlich I. der Tod, II. die Unsterblichkeit, III. die Mittelzustände. Der letztere jedoch wird nur ganz kurz und flüchtig ausgeführt, der erstere handelt von dem Verhältnifs des Leibes zu der Seele, und nur der zweite enthält den eigentlichen Kern der Abhandlung. In dem ersten Theile kämpft er hauptsächlich gegen die dualistische Ansicht, welche Leib und Seele für zwei verschiedene Individuen hielt. Beide, sagt er, sind Ein Wesen, keines kann ohne das andere eine Existenz haben. »Der menschliche Leib ist die Gestalt, welche sich die menschliche Seele in ihrer Entwicklung giebt (S. 72)« Der Mensch ist eine Einheit, ein beseelter Leib, eine Seele, die sich beleibt hat; miteinander entsteht Beides, miteinander vergeht es (S. 74). Daraus schliefst er zunächst auf

Digitized by Google

die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Ansicht vom Tode, als einer »Trennung des Leibes von der Seele«, in welcher die Seele fortdaure. Der Tod ist nach dem Verf. eine »Auflösung des ganzen Individuums«. »Gleich dem Kristall, der den Begriff des Würfels, des Cylinders, der Kugel verwirklicht, stellt auch der lebende Mensch das vernünftige beseelte Wesen durch sich verleiblicht dar.« »Zerschlage den Kristall, es bleibt dir kein Würfel zurück, sondern mit der Figur ist auch der durch sie dargestellte Gedanke zerschlagen (?). Lafs den Menschen sterben, mit dem Abbrechen dieses Leibes ist auch das Leben seiner Seele abgebrochen, und der starre Leichnam zeigt dir nun, wie ein todter Leib aussieht und welches sein Schicksal ist« (S. 72). Rec. kann dem Verf. ganz in der Bekämpfung jenes empirischen Dualismus beistimmen, ohne ihm doch in den daraus gezogenen Folgerungen für das Vergehen der Seele mit dem Leibe folgen zu müssen. Die Seele ist allerdings, in so fern sie uns zeitlich erscheint, als Naturwesen, Eins mit dem Leibe. Leib und Seele sind nicht zwei verschiedene Individuen, sondern das Eine Wesen des Menschen erscheint uns auf doppelte Weise als Leib und als Seele. Aber der Leib gilt uns nur als Erscheinung, die Seele auch als wahres, ewiges Wesen. Mit der Zerstörung des Leibes verschwindet also auch die ganze Seele, in so fern sie Erscheinung, Natur, zeitlich bestimmt ist, aber es bleibt ihr ewiges, überzeitliches, ideales Wesen. — Nach jener Ansicht beurtheilt der Verf. dann weiter die gewöhnlichen Ansichten über das Verhältnifs der Seele zum Leib. Mit vollem Rechte erklärt er sich gegen die trübselige Ansicht, welche den Körper für eine nichtige Hülle, oder für den Kerker und die Fessel der Seele und demgemäfs diefs Leben für ein Jammerthal und eine harte Prüfungszeit hält, wogegen er in der ganzen, körperlichen und geistigen Individualität eine Offenbarung des göttlichen Geistes sieht. Wenn dagegen Andere den Körper als Werkzeug, Mittel, Organ der Seele betrachten, so genügt auch diefs dem Verf. noch nicht ganz, weil auch darin die dualistische Ansicht noch liegt. Mit der Frage nach der Fortdauer nach dem Tode hängt sehr eng die nach der Entstehung der Seele und dem Zustand derselben vor der Geburt zusammen; defswegen geht der Verfasser auch auf die in dieser Beziehung aufgestellten bekannten drei Hypothesen der Präexistenz, des Traducianismus und Creationismus ein. Die des Traducianismus scheint ihm der Wahrheit am nächsten zu kommen, denn nach seiner Ansicht

erfolgt das Entstehen wie das Vergehen der Seele auf ganz natürliche Weise, wie in dem Thierleben. Hier aber geht seine Ansicht über die Entstehung des menschlichen Geistes in das Hylozoistische und Pantheistische über, indem er behauptet, auch die menschliche Seele sey, in ihrem blofs individuellen Daseyn, ganz thierisch, und den höheren vernünftigen Charakter als Geist gewinne sie erst durch die Mittheilung des allgemeinen Geistes der Menschheit. (Eine Ansicht, die man auch bei anderen neueren Psychologen, z. B. in Carus Vorless. über d. Psych. S. 83 fg. findet.) Und wie ihr höheres geistiges Wesen aus diesem allgemeinen Geiste allein stammt, so soll sie sich in diesem auch wieder ganz verlieren und ihre ganze Persönlichkeit aufgeben. Wir treffen damit den Grundirrthum des Verfassers, dafs die ganze Einzelheit der Person nur von der sinnlichen Seite herrühre, also auch nicht selbständig bestehen könne, wogegen die Idee der Persönlichkeit vielmehr auf die ideale Selbständigkeit des einzelnen Geistes zu gründen ist.

Im zweiten Theile classificirt der Verf. die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele in anthropologische, cosmologische und theologische, die er nach der Reihe zu widerlegen sucht. Unter den anthropologischen treten 1) der alte metaphysische Beweis aus der Einfachheit der Seele, 2) der aus der menschlichen Anlage zur Unendlichkeit, 3) aus der Anlage zur Glückseligkeit, 4) aus der Bestimmung zur vollkommenen Sittlichkeit, 5) aus der Bestimmung zur Ewigkeit und Seligkeit, 6) aus dem Wunsche oder Bedürfnifs einer Fortdauer auf. In der Bestreitung dieser Beweise findet man sehr vieles wahr und treffend Gesagtes, und Rec. stimmt mit dem Verf. darin ganz überein, dafs diese Beweise nicht im Stande sind, den Glauben an die Unsterblichkeit zu begründen, so wie er denn überhaupt nicht eigentlich auf dem Wege des logischen Beweises, sondern nur der kritischen Nachweisung (Deduction) als ideale Ueberzeugung begründet werden kann. Der metaphysische Beweis aus der Einfachheit der Seele, dessen Unzulänglichkeit bereits seit Kants Widerlegung allgemein anerkannt ist, wird von dem Verf. wohl nicht richtig beurtheilt, indem er darin eine Verwechslung der Seele mit der ganzen Individualität findet. Nicht die Seele als solche, sondern die Seele als Theil des Individuums ist nach dem Verf. untheilbar, nämlich das ganze Individuum. Also sey auch der Körper, als Organismus eben so gut untheilbar, also sey auch die Seele nicht von dem Leib trennbar, ohne dafs die ganze Individualität vernichtet

Digitized by Google

werde. Von dieser natürlichen Einheit der Seele mit dem Leib ist in jenem Beweise gar nicht die Rede, die Eigenschaft der Einfachheit wird der Seele ihrem idealen Wesen nach beigelegt, oder vielmehr sie soll dieses ihr ideales Wesen, diese ihre Erhabenheit über die Naturbedingtheit selbst ausdrücken. Obgleich daher der Beweis als solcher nicht zureicht, weil in der Einfachheit der Seele, wie sie dort gemeint war, die Unsterblichkeit der Seele schon inbegriffen ist, also nur durch einen Cirkel daraus abgeleitet wird, so läfst er sich doch keineswegs von dem Standpunct der Naturansicht von der Seele widerlegen, weil dieser an jene ideale Einfachheit gar nicht hinanreicht. Was dann die übrigen angeführten Beweise betrifft, so lassen sich diese eigentlich alle auf den Einen von der Unendlichkeit der menschlichen Anlage zurückführen, welche, da sie in diesem Leben nur eine endliche Entwicklung findet, noch ein unendliches Jenseits verlangt um eine vollständige Entwicklung zu realisiren. Dafs diese unendliche Anlage bald als Anlage zur Glückseligkeit, bald zur Sittlichkeit, bald zur Seligkeit, bald als blofser unbefriedigter Wunsch gedacht wird, diefs sind nur Modificationen dieses Einen Beweises. Und so finden diese auch ihre gemeinsame Widerlegung, die sich sehr einfach in dem Dilemma ausfprechen läfst: Entweder die menschliche Anlage (zur Glückseligkeit, Sittlichkeit etc.) wird in jenem Leben vollkommen entwickelt oder nicht. Wird sie vollkommen entwickelt, erreicht der Mensch den Zustand vollkommener Glückseligkeit oder Seligkeit oder Sittlichkeit, so fällt damit der Zweck weiterer Fortdauer (vollkommene Entwicklung) hinweg und der Tod mufs also doch eintreten; erreicht der Mensch diesen Zustand nicht, bleibt es nur bei einem unendlichen Streben nach Glückseligkeit oder Sittlichkeit etc. so wird also der Zweck der vollständigen Entwicklung der Anlage doch nicht erreicht, es bleibt der Widerspruch zwischen der Anlage und ihrer unvollkommenen Entwicklung auch Jenseits stehen, der Grund verliert also wieder seine Beweiskraft. Der zu Grunde liegende Gedanke ist immer der, dafs der Widerspruch zwischen der Unendlichkeit der Anlagen und Aufgaben des Menschen und der Endlichkeit des zeitlichen Lebens nie aufgehoben werden kann durch weitere, und sey es auch unendliche Ausdehnung des Lebens in der Zeit, sondern nur durch Erhebung des geistigen Lebens über die Zeit, durch Anerkennung der Freiheit des Geistes von den Bedingungen der Zeit, die ihm schon hier in jedem Moment seiner zeitlichen Erscheinung zuer-

erkannt werden mufs. Diese Erhabenheit des Geistes über die Zeit und Endlichkeit ist auch allein die wahre Idee der Unsterblichkeit, nicht die unendliche Dauer in der Zeit. — Der Verf. stellt die Resultate seiner Kritik der erwähnten anthropologischen Beweise S. 115 auf folgende Weise zusammen: »Sie beruhen alle auf Irrthum, Unwahrheit, Selbstsucht, und beweisen gar nichts, am wenigsten das, was sie beweisen sollten. Der alte metaphysische laborirt am Begriff der Identität des Inneren und Aeufseren, indem er der Seele ein vom Leibe unabhängiges, individuelles Leben vindiciren will; der von der Unendlichkeit der Anlagen vergifst die Unendlichhtit der Aufgaben und übersieht die intensive Unendlichkeit der freien Selbstbestimmung; der von der Bestimmung zur höchsten Glückseligkeit verkennt die höhere Bestimmung zur Gottseligkeit, die der Mensch schon in diesem Leben hat; der moralische Beweis leidet an Unklarheit des Begriffs der Sünde und an Unkenntnifs der Kraft des Geistes im Menschen; der von den Anfängen der Ewigkeit und Seligkeit in diesem Leben irrt darin, dafs er im Kreislauf des Werdens absolute Anfangs- und Endpunkte setzt; endlich der vom Wunsche und von der angebornen Idee wünscht etwas Unheiliges und befindet sich zugleich in Unwissenheit darüber, woher ihm eigentlich dieser Wunsch gekommen sey.«

Die kosmologischen Beweise theilt der Verf. in naturphilosophische und geschichtsphilosophische. Zu den naturphilosophischen zählt er die eigentlich kosmischen, die analogischen und die teleologischen. Die s. g. kosmischen sind keine eigentlichen Beweise, sondern sie wollen nur aus der Natur der Himmelskörper begreiflich machen, dafs sie als künftige Wohnorte der Seelen der Verstorbenen dienen können, eine Phantasie, zu deren Widerlegung es nicht der hegelschen astronomischen Speculationen bedurfte, die der Verf. dagegen aufführt. Die analogischen, die sich auf die Analogie der Naturentwicklung stützen, sind als Beweise ebenfalls sehr schwach, obgleich sie zur ästhetisch-praktischen Belebung der Idee von grofsem Werth seyn können. Die teleologischen irren darin dafs sie die sittlichen Zweckbegriffe auf die Beurtheilung der Zweckmäfsigkeit der Welt übertragen. Unter den geschichtsphilosophischen Beweisen stehen die aus den Widersprüchen in der Geschichte der Menschheit, welche ihre Auflösung in einem künftigen Leben finden sollen, voran. Der Verf. erwiedert darauf im Allgemeinen mit seiner Theodicee, die jedoch nicht durch Erhebung zu dem idealen Standpunct der Beurtheilung der Geschichte, sondern durch eine spe-

Digitized by Google

culative Ansicht von der Geschichte, welche das Factische selbst als der göttlichen Idee entsprechend in Hegelscher Weise darzuthun sucht. Nachdem er dann noch den Beweis aus dem *consensus gentium* abgewiesen hat, sucht er seine Ansicht auch biblisch zu begründen. Ohne uns hier auf eine genauere Prüfung der Exegese des Verf. einzulassen, bemerken wir nur im Allgemeinen, dafs wir dem Resultat derselben in Ansehung des A. T., dafs nämlich die Idee der mosaischen irdischen Theokratie dem Glauben an ein jenseitiges Leben keine Stelle gab, dafs der Glaube an eine persönliche Fortdauer später, seit dem Exil allmählig von dem Parsismus aus in das Judenthum eindrang und defswegen erst in den späteren apokryphischen Schriften des A. T. in bestimmterer Ausbildung vorkömmt — beistimmen; in Ansehung des N. T. aber, dafs Jesus selbst diesen Glauben nicht gehabt habe, weil er sein Werk der Erlösung nur auf dieses Leben bezogen, dafs er sich desselben nur als eines Bildes in Gleichnissen oder als Accomodation an den jüdischen Glauben bedient habe, beruht seine Ansicht auf einer sehr gezwungenen und willkührlichen Exegese. — Endlich zählt er zu den geschichtlichen Beweisen noch die Berufung auf angebliche Geistererscheinungen, die aber natürlich als zu subjektive und schwach begründete Erfahrungen eine allgemeine vernünftige Ueberzeugung nicht begründen können. —

Zuletzt werden noch die theologischen Beweise bestritten, welche aus der Allmacht, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit Gottes etc. auf die Nothwendigkeit einer persönlichen Fortdauer schliefsen, der Verf. behandelt sie unter allen am leichtesten, wie sie denn auch keine ernstliche Beachtung verdienen. —

Fassen wir nach dieser Darlegung des Inhaltes dieser Schrift unser Urtheil über dieselbe noch zusammen, so finden wir den Grundirrthum, wodurch er zur Bestreitung der persönlichen Unsterblichkeit verführt wird darin, dafs er die Persönlichkeit nicht als eine Eigenschaft des Geistes selbst, seinem Wesen nach, sondern als Folge seiner Erscheinung in der Endlichkeit ansieht. Seiner pantheistischen Weltansicht nach betrachtet er den Geist an sich als ein Allgemeines, eine allgemeine geistige Substanz, und die sich erst dadurch, dafs sie sich in der Körperwelt offenbart, in einzelne Individuen oder Personen abschliefst. Mit der Auflösung des Körpers müfste daher der Geist auch seine persönliche Einzelheit verlieren und wieder in die allgemeine geistige Substanz verfliefsen. Allein die wahre Persönlichkeit ist gerade die Selbstständigkeit des Geistes als Einzelwesen, sie ist das,

Digitized by Google

was uns nach Abstraction von allem Endlichen in unserm Selbstbewufstseyn als Gehalt für die ideale Weltansicht übrig bleibt. Die Auflösung seiner körperlichen und überhaupt endlichen Erscheinung berührt also gar nicht die Persönlichkeit des Geistes. Da aber diese Idee der Persönlichkeit nur als ideale Ueberzeugung durch Negation aller Schranken der Endlichkeit an dem Ich entstebt, so folgt daraus ferner, dafs sie durch Beweise, d. h. durch logische Ableitung aus höheren Sätzen, durchaus gar nicht begründet werden kann, aber auch der Beweise gar nicht bedarf. Alle unsere idealen Ueberzeugungen sind selbst höchste, also aus keiner höheren ableitbar und finden ihre Begründung nur in einer psychologisch-kritischen Nachweisung, dafs sie ursprünglich als Anlagen in der menschlichen Vernunft liegen. Diese Nachweisung der Unsterblichkeit der Seele aber findet ihre stärkste Stütze in den Thatsachen der sittlichen Erhabenheit des Geistes über die endliche Bedingtheit, in der sittlichen Freiheit und den absoluten Ansprüchen des Gewissens. Diese sind die lautesten Zeugen für die Erhabenheit unserer Persönlichkeit über das Endliche, und die wahre Idee der Unsterblichkeit fällt in ihrem tieferen Grunde ganz zusammen mit der Idee der sittlichen Selbstständigkeit des Geistes. Um sie aber wider Zweifel zu schützen, ist nichts nothwendiger, als sie für das verständige Bewufstseyn in ganz rein negativer Fassung zu halten. Wir kommen zur Idee der Persönlichkeit nur durch Verneinung oder Absonderung aller Schranken der Endlichkeit an unserem Ich, nach welcher uns nur das vernünftige Daseyn des Ich schlechthin als Gehalt übrig bleibt. Sobald wir aber versuchen, dieses Daseyn an sich positiv zu bestimmen, so tritt der Widerspruch in den Begriff desselben, und damit der Zweifel. Jede positive Bestimmung über das Wie der Unsterblichkeit bleibe daher streng von ihrem wissenschaftlichen Begriff ausgeschlossen, und diese verharre nur in scharfer Ausschliefsung aller endlichen Bedingtheit. Die strenge Durchführung dieses Grundsatzes entfernt freilich die reine Idee der Ewigkeit des Geistes sehr von der im Leben herrschenden Auffassung derselben. Im Besondern tritt sie mit dieser dadurch in Widerspruch, dafs sie auch den Begriff einer zeitlichen Fortdauer der Seele nach dem Tode nicht als wesentliches Bestandtheil dieser Idee anerkennen kann. Denn eben die Zeit ist eine solche Schranke der Endlichkeit, welche für die Idee negirt werden mufs und die ideale Bedeutung der Unsterblichkeit ist nicht die unendliche Dauer in der Zeit, sondern die Erhabenheit des Geistes über die Zeit. Eine Fortdauer in der Zeit, ein künftiges zeitliches Leben wäre doch wieder ein endliches Daseyn in der Seele, und der Verf. hat ganz Recht, wenn er darthut, wie sich an diesen Einen Begriff der zeitlichen Fortdauer wieder alle andern Bedingungen eines endlichen natürlichen Daseyns, also körperliche Organe, Rückerinnerung, endliches Streben, Genufs und Schmerz, sittliche Unvollkommenheit, Sünde etc. unzertrennlich anknüpfen (S. 80 fgg.).

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 37. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Richter, die Lehre von den letzten Dingen.

(Beschlufs.)

Und eben defswegen konnten wir der Polemik des Verf. gegen die meisten der s. g. Beweise der Unsterblichkeit beistimmen, weil diese gröfstentheils nur auf ein künftiges zeitliches Leben gerichtet sind, welches sich allerdings nicht zu der Gewifsheit einer nothwendigen religiösen Ueberzeugung erheben läfst, sondern nur Gegenstand einer, wenn auch sehr natürlich und stark sich uns aufdrängenden Vermuthung ist. Aber aus demselben Grunde trifft auch die Polemik des Verf. nicht die wahre Idee der Unsterblichkeit, sondern nur die sinnliche oder doch endliche Auffassung derselben. Der ganzen Tendenz des Verf. liegt übrigens die Wahrheit zu Grunde, dafs der ächte religiöse Glaube an die Unsterblichkeit nicht in schwächlichen Hoffnungen und Vertröstungen auf ein Jenseits oder eine Zukunft, sondern in der vollen Anerkennung der Würde dieses Lebens, in dem Bewufstseyn der Erhabenheit unseres Geistes über den Druck und die Unvollkommenheit des Irdischen bestehen solle. Unser Wandel ist im Himmel, nicht erst Jenseits in einer Zukunft, sondern schon hier, wir sind schon hier des göttlichen Geistes theilhaftig und fähig zur Seligkeit. In so fern fällt auch praktisch der Glaube an die Unsterblichkeit zusammen mit der sittlichen Selbständigkeit, während jene sehnsüchtig schmachtende Hoffnung einer besseren Zukunft so leicht die sittliche Kraft für die Gegenwart lähmt. Dieser Glaube an die unvertilgbare Selbständigkeit unseres Geistes als Person ist aber freilich auch nicht auf die Spanne Zeit dieses Erdenlebens eingeschränkt, er läfst uns vielmehr auch über das Grab hinaus ruhig schauen und den Tod als einen nichtigen Zeitmoment betrachten, der so wenig als jeder andere unser wahres Seyn berühren kann; wer aber rücksichtlich des Zustandes unseres Geistes jenseits des Todes sich nicht beruhigen kann mit dem einfachen Glauben an ein Seyn bei Gott, und an ein Bestehen der Selbstständigkeit seiner Person, der wird mehr oder weniger der Neugierde oder dem Egoismus Gehör geben. Gegen diese falschen Ansprüche an die Unsterblichkeit also mag die Schrift des Verf. als ein heilsames Gegengift gelten.

Digitized by Google

Der Schrift Nr. 2 gedenken wir hier noch kürzlich als eines Beweises, dafs die Idee der Unsterblichkeit noch keineswegs von Seiten der Philosophie aufgegeben ist. Ein geachteter selbstständiger Denker, dessen philosophischer Standpunct mit dem Hegel'schen wenigstens verwandt ist, tritt hier als entschiedener Vertheidiger dieser Idee auf, und zwar in einem solchen Umfange, dafs er auch über das Wie des künftigen Lebens näheren Aufschlufs zu geben verspricht und selbst in gewissem Sinne eine Fortdauer des Leibes in Schutz nimmt. Die Schrift fand ihre Veranlassung in einer Abhandlung Göschels in den Berl. Jahrb., der mit Beziehung auf Richters Schrift, die Idee der persönlichen Unsterblichkeit auch aus Hegel'schen Principien zu behaupten suchte. Fichte zeigt dagegen treffend, dafs die Hegel'sche Philosophie diese Idee durchaus nicht zu halten vermöge. Es fehlt, sagt er sehr wahr, der Hegel'schen Lehre überhaupt an der Idee der wahren Persönlichkeit. Auch die Idee Gottes wird in ihr nicht als lebendige Persönlichkeit gefafst, sondern nur als der nothwendige dialektische Procefs des Denkens. Der Hegel'sche Gott ist nur der sich selbst bewegende und realisirende Begriff. Was nun die von dem Verf. selbst aufgestellte Ansicht über die Unsterblichkeit betrifft, so sind es zwei Punkte, in denen der Rec. ihm ganz beistimmen kann, und deren allgemeinere Anerkennung ihm für die richtigere Beurtheilung dieser Idee von grofser Wichtigkeit scheint. Erstlich die vollkommene Anerkennung der wahren Idee der Persönlichkeit in ihrer ideellen Bedeutung, und zweitens die Verweisung der Frage nach der zeitlichen Fortdauer und dem Wie derselben aus der Religion in das Gebiet der Naturwissenschaft. Die Idee der Persönlichkeit als einer freien Selbstbestimmung stellt er an die Spitze seines ganzen Systems. Gott ist ihm die absolute Person; aus ihm ist die Welt, nicht nach einem nothwendigen, begreiflichen Procefs, sondern durch freie That hervorgegangen. Die ganze Schöpfung ist Personification Gottes, er will seine Persönlichkeit in der Welt ausleben. In dem Menschen hat diese Personification Gottes ihre höchste Entwicklung erreicht, er ist die höchste relative Persönlichkeit. Rec. glaubt zwar nicht, dafs die Idee der menschlichen Persönlichkeit erst durch Ableitung aus der göttlichen zu construiren sey, sondern er findet sie ursprünglich in dem Selbstbewufstseyn des Menschen, von wo aus sie erst auf Gott bezogen wird. Aber darin hat der Verf. unstreitig sehr Recht, dafs er die Persönlichkeit des Menschen nicht mit dem Pantheismus oder Hylozoismus

Digitized by Google

erst aus der sinnlichen Beschränkung des allgemeinen Geistes entstehen läfst, sondern sie dem ideellen Wesen des Geistes selbst zuschreibt. Diese Idee macht er daher sehr wahr als die speculative Grundlage seiner Unsterblichkeit geltend, denn in ihr ist die rein ideale Unsterblichkeit selbst schon enthalten. Allein der Verf. bleibt nicht bei dieser blofs idealen Fassung stehen, sondern er will die Idee noch näher physiologisch bestimmen. Hier kann der Rec. dem Verf. nicht weiter beistimmend folgen, so geistvoll und vorsichtig er auch dabei zu Werke geht. Ganz mit ihm einverstanden ist Rec., wenn er sagt (S. 14): „die Frage nach der persönlichen Fortdauer ist keine metaphasische und keine ethische, das *a priori* wird sich hier als ungenügend erweisen — sondern sie fällt in das Gebiet der höheren Erfahrung, sie ist ein physiologisches Problem. Die Corporisation der Seele, Zeugung und Tod, diefs sind die Gegenstände aus denen sie zu beantworten ist.« Wohl! es sind Thatsachen, natürliche Zustände, nach denen gefragt wird, sie können also nur auf dem Wege der Erfahrung, der Naturwissenschaft beantwortet werden. Aber eben defswegen hält Rec. ihre sichere Beantwortung, ihre wissenschaftliche Begründung für unmöglich, weil sie uns in ein Gebiet verweisen, von dem es uns schlechterdings an Erfahrung gebricht. Allerdings bleibt uns der Weg der Analogie noch übrig, des Schlusses nach Anleitung allgemeiner Naturgesetze; allein auch die Analogie verläfst uns oder läfst uns doch nur schwankende Wahrscheinlichkeiten übrig, wo wir, wie hier, gar keine Anhaltepunkte und unmittelbare Erfahrung finden.

Der Verf. sucht z. B. auf folgende Weise die Fortdauer des Leibes begreiflich zu machen. Der wahre Leib des Menschen, sagt er, ist nicht der körperliche Stoff; dieser wechselt und zieht gleichsam durch den Leib nur hindurch. Der Leib ist nur die sich gleich bleibende Form des Organismus, der innere, unsichtbare Leib. Rec. giebt diefs gern zu, aber er sieht noch nicht ein, was ihn zu den darauf folgenden Behauptungen berechtige. Dieser innere Leib, sagt er nämlich, wird nicht zerstört durch Auflösung der körperlichen Stoffe; der Tod ist nur eine Entwicklungsperiode für die Darstellung dieser inneren Leiblichkeit, wie der Schlaf u. a.; der innere Leib nimmt die Seele mit hinüber in das Jenseits, nur das darstellende Medium dafür wird ein anderes, an die Stelle der irdischen Materie treten nun die Elemente einer höheren vergeistigten Stofflichkeit. Hat Rec. den Verf. darin richtig verstanden, dafs unter jenem Leibe die blofse Form des Organismus, gleichsam der Begriff oder die Idee des-

Digitized by Google

selben, ohne den Stoff, zu verstehen sey — und einen anderen inneren Leib weifs er sich nicht zu denken — so ist es ihm unbegreiflich, wie dieser als etwas Wirkliches noch bestehen solle, nach dem Tode; da dieser ja nicht den Stoff, sondern eben die Form, die Verhältnisse der Wechselwirkung der Theile des Körpers, zerstört. Der Stoff bleibt in dem Leichnam zurück, aber die Form der organischen Wechselwirkung ist aufgelöst. Diese Form haftet nicht an der Seele, sondern an dem Leib, wie sollte sie also ohne diesen mit der Seele in eine ganz andere Sphäre hinübergehen? Sie ist nur etwas Wirkliches in und an dem Stoffe, dessen Form sie ist, wie sollte sie nun von diesem getrennt an einem neueu Stoffe wirksam werden?

Doch der Verf. kehrt am Ende selbst wieder von seinen physiologischen zu dem verlassenen religiösen Standpuncte zurück. Er gesteht selbst (S. 170) dafs die Seele als in der Natur Entstandenes, auch als in der Natur Vergebendes gedacht werden müsse. Also die blofse Naturansicht von der Seele reicht nicht hin, um die Unvergänglichkeit der Seele zu sichern. Aber, setzt er hinzu, die Seele ist zugleich Offenbarung Gottes und dadurch in die Ewigkeit eingetreten. Der menschliche Geist ist Eins mit Gott durch seine Freiheit, der göttliche Geist selbst hat sich in ihm verwirklicht. Dadurch ist er dem Wechselprocefs des blofs creatürlichen Entstehens und Vergehens entnommen, er ist gottdarstellender Genius geworden etc., und in dieser unendlich in ihm abschliefsenden Offenbarung hat er sein Recht wie die Macht ewiger Selbsterneuerung und Dauer erhalten. Hier wird also doch die ewige Dauer der Seele in der Zeit auf eine religiöse oder doch speculative Ansicht von der Offenbarung Gottes in der Seele gegründet. Doch auch von dieser Seite will Rec. die Nothwendigkeit einer zeitlichen Fortdauer der Seele nicht einleuchten, wiewohl die Erhabenheit der Seele über den Wechsel der Natur treffend damit angedeutet ist. Der Verf. freilich wendet gegen diese blofse Erhabenheit ohne ein Dauern in der Zeit ein, dafs ohne Zeit eine Wirklichkeit der Seele gar nicht denksey. Allein die reine Idee der Ewigkeit macht auch gar nicht Anspruch auf eine begreifliche Wirklichkeit der Seele, sondern als Idee verhält sie sich nur negativ gegen alles Endliche, und überläfst alle positive Bestimmung der ästhetischen, sinnbildlichen Darstellung der religiösen Ahndung, wohin dann auch die Vorstellung von der zeitlichen Fortdauer mit allem was sich daran von der neuen Corporation der Seele knüpft, zu verweisen ist.

H. Schmid.

Digitized by Google

Wörterbuch der lateinischen Sprache, nach historisch genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, bearbeitet von Dr. Wilhelm Freund. — Nebst mehreren Beilagen linguistischen und archäologischen Inhalts. — Erster Band. A — C. — Leipzig in der Hahnschen Verlagsbuchhandlung. 1834. CXXXVIII. *und* 1112 *Seiten. Lexicon-Format, mit gespaltenen Columnen.*

Ein Werk wahrhaft deutschen Fleifses, deutscher Gründlichkeit. Es ist dieses in einem gedoppelten Sinne: denn erstlich ist der Verfasser ein Deutscher, und zweitens sind es vorzüglich die Forschungen deutscher Gelehrten, die, verbunden mit denen des Verfassers, diesem Werke einen Werth und eine Stellung in der philologischen Literatur geben, woran kein ähnliches einer andern Nation reicht. Und nicht nur vergleichungsweise übertrifft dieses Werk die früheren: nein, auch abgesehen von aller Vergleichung leistet es, was man kaum der Thätigkeit Eines Mannes zutrauen sollte. Hundert Jahre sind es, seit Gesner den Faber'schen *Thesaurus Eruditionis Scholasticae* überarbeitete, worauf dann bald die Ausgabe des Robert Stephan'schen Thesaurus L. L. von Birrius und die Umarbeitung von Gesner, beide in vier Folianten, jener 1740 — 1745, dieser im J. 1749 erfolgte. Uebertroffen wurden beide von Forcellini, welcher in 4 noch stärkeren Bänden ein Werk lieferte, das 1774 zum erstenmal erschien, und erst neuerlich seine dritte Auflage erlebte, von Furlanetto schon früher, und neuerdings mit reichen Zusätzen ausgestattet. An jenen schlofs sich im J. 1788 Scheller an, der mit grofsem Fleifse und eigener Forschung und Lectüre seine Vorgänger benützte, und in der zweiten Ausgabe v. J. 1804 das Werk so erweiterte und bereicherte, dafs es zwar die gröfseren Werke von Gesner und Forcellini nicht entbehrlich machte, aber doch durch bessere Anordnung und hinreichenden Reichthum denen genügte, für welche jene Werke unzugänglich waren. Die erste Ausgabe des grofsen Schellers'chen Wörterbuchs wurde sogar durch Ruhnken, (der indessen nicht viel mehr als die Vorrede dazu gab) nach Holland verpflanzt. Die Verpflanzung des Forcellini'schen Werks auf deutschen Boden und die begonnene Umarbeitung desselben durch deutsche Gelehrte seit den letzten 6 Jahren, schien die Anforderungen der Zeit und die vorgeschrittene Wissenschaft befriedigen zu wollen; doch ist es nur zu bekannt, welche Umstände die consequente Durchführung der Grundsätze und des Verfahrens, das in den ersten Buchstaben

beobachtet wurde, verhinderten. Bleibt nun aber auch so dem in Deutschland wenigstens theilweise umgeschmolzenen, so eben (wie wir hören, aber noch nicht sehen) vollendeten Werke vor dem Original an Gehalt und Gestalt und Wohlfeilheit ein entschiedener Vorzug, so war es doch sehr an der Zeit, dafs in der Gestalt und dem Umfange des grofsen Scheller'schen Wörterbuchs ein neues Werk bearbeitet werde, das den gerechten Anforderungen der vorgeschrittenen Wissenschaft entspräche, und nicht nur die zahlreichen oder vielmehr zahllosen Mängel Schellers in Stoff und Form vermiede, sondern auch die Quintessenz und den reichen Schatz dessen enthielte, was vorzüglich in Deutschland, auf diesem Gebiete, in den zahlreichen Commentaren zu den Schriftstellern in grammatischen Werken, in gelehrten Zeitschriften und sonst wo vorgearbeitet worden ist. Dazu konnte nun freilich nicht blofse Belesenheit hinreichen und ein unermüdlicher Fleifs; denn beide konnten mit Eigenschaften verschwistert seyn, die Alles eher, als ein Werk, zu Tage gefördert hätten, das in dem Maafse die richtige Mitte, in der Wahl des Stoffes die Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit zeigte, die das Gedeihen eines solchen Unternehmens allein bedingt, das sich von der Einseitigkeit freihielte, in welcher gegenwärtig, in Beziehung auf Sprachvergleichung und Etymologie, manche sonst gründliche und verdienstvolle Gelehrte befangen sind, eine Einseitigkeit, die sich übrigens bei Verschiedenen verschieden äufsert, und die wir hier nicht näher bezeichnen wollen. Also nicht blofs negative Eigenschaften, verbunden mit den angedeuteten positiven, waren erforderlich, um ein gelungenes Werk zu Stande zu bringen, sondern Gründlichkeit, Besonnenheit, ruhiges und gesundes Urtheil, Selbstverläugnung und eine Umsicht, die gleichweit von Zerstreuung und Verirrung des Blickes, als von Beschränktheit entfernt ist. Und diese Eigenschaften finden wir in erfreulichem Verein bei dem Verf. dieses neuen Wörterbuches, und wir können ihm nur Ausdauer, geistige und körperliche, bei einer Arbeit wünschen, die beides sehr in Anspruch nimmt.

Der Verf. läfst die Grundsätze, nach welchen er arbeitete, nicht erst aus dem Buche errathen, sondern entwickelt sie in einer ausführlichen Vorrede, aus welcher wir das Nothwendigste in gedrängter Kürze ausheben. Den Begriff der Lateinischen Lexikographie stellt der Verf. hoch, sie ist ihm weder Mittel zum Verständnifs der Schriftsteller, noch zum Lateinschreibenlernen, ob sie gleich es nicht verschmäht, beides zu fördern, sondern

ihr Object ist die Geschichte eines jeden Worts der Lateinischen Sprache. Sie hat ein grammatisches, ein etymologisches und exegetisches, ein synonymisches, ein historisches oder chronologisches, ferner ein rhetorisches und ein statistisches Element. Bei dem ersten, dem grammatischen, heifst der V. das, was in die Grammatik gehört, von dem scheiden, was dem Wörterbuche zukommt. Die Erläuterung der übrigen Elemente übergehen wir, da sie in dem folgenden zur Sprache kommen, auch sich aus dem Wortbegriff ergeben, nur bei dem statistischen bemerken wir, dafs in dieser Beziehung die Wortgeschichte, d. h. das Wörterbuch, angiebt, ob ein Wort häufig oder selten vorkommt. Was den Umfang des Werkes betrifft, so hat es sich als Gränze gesteckt die schriftlichen Ueberreste der Römer von der ältesten Zeit bis zum Untergange des weströmischen Reiches, wobei es nicht darauf ankommt, ob ein Gewährsmann ein Nationalrömer oder ein Ausländer, ein Heide oder ein Christ sey. Aber unterschieden werden schon äufserlich und durch den Druck Wörter, die wir nur aus alten Grammatikern und Glossatoren und aus Inschriften kennen, von denen, welche die noch erhaltenen Werke der lateinischen Klassiker haben. Aufgenommen werden auch die Wörter aus fremden Sprachen, und zwar *a*) aus der Griechischen, wo aber die förmlich eingebürgerten und latinisirten schon äufserlich von den in ihrer Gestalt gebliebenen und den erst mit der Ausbildung der Sprache hinübergenommenen oder entlehnten unterschieden und herausgenommen sind. Das Specielle hierüber, worin der Verf. die gehörige Einsicht und Umsicht zeigt, müssen wir übergehen. Wörter *b*) aus andern Sprachen, als der Griechischen, sind wieder anders kenntlich bezeichnet, und wo es angieng, auch ihre Originalform beigesetzt. Ueber die Darstellung der einzelnen Artikel setzt er sich nun die Regeln und Grundsätze fest, die wir in Hinsicht der Grammatik zweckmäfsig, der Etymologie, in Hinsicht auf den gegenwärtigen Parteienkampf, besonnen, in Hinsicht der Exegese wissenschaftlich finden. Bisher fehlten nur zu häufig die Grundbedeutungen der Wörter, es fehlte die rechte Eintheilung und Unterabtheilung der Bedeutungen. Man sehe nur (der ältern nicht zu gedenken) die Anordnung derselben bei Gesner und Forcellini. Wie unzählig oft aber diese dem guten Scheller, der sich gerade auf seine logische Anordnung nicht wenig zu Gute that, mislungen ist, zeigt jeder Blick in sein grofses Wörterbuch. Recht gut bemerkt Hr. F., das Uebertragen eines Lateinischen Worts durch ein Deutsches, gleich

Digitized by

zu Anfang der Artikel, schade oft gleich von vorne herein der richtigen Auffassung der Bedeutung, eben so die Unordnung und Verwirrung der Beweisstellen, die Vernachläfsigung der chronologischen Aufstellung derselben, die Vernachläfsigung des Unterschiedes zwischen dem prosaischen und poetischen Sprachgebrauch, der Absonderung ächter Schriften von unächten; die metonymischen und tropischen Bedeutungen müfsten genauer von den eigentlichen geschieden werden u. s. w. Ein eigenes Studium machte sich auch in Hinsicht des exegetischen Elements der Verf. durch die Durchforschung der ältesten Sprachdenkmale der vorklassischen Sprachperiode, wodurch er der Geschichte der einzelnen Wörter eine Basis gewann, die Grundbedeutung von vielen entdeckte, und die Eigenthümlichkeiten des spätern Sprachgebrauches oft in ihrem Ursprung und ihrer Quelle erkannte. Wenn bei dieser Gelegenheit der Verf. bemerkt, er habe sichs zum Grundsatz gemacht, der Belege aus entschieden unächten Schriften sich, wo möglich, ganz zu enthalten; so hätten wir die Unterscheidung gewünscht, dafs man unterschobene Machwerke, wie z. B. bei Cicero die *Consolatio* oder das 4te Buch *de Natura deorum*, oder, von ältern, die *oratio antequam iret in exilium*, oder bei Plautus die Einschiebsel des *Codrus-Urceus* nicht vermengen müsse mit den zwar nicht ächten, aber unbezweifelt alten, die vielleicht einem Zeitgenossen des angeblichen Verfassers oder einer gleich darauffolgenden Zeit angehören, wie z. B. die Bücher *ad Herennium*. Allein ungeachtet diese Bemerkung fehlt, so sehen wir sie doch befolgt, z. B. in dem Artikel *articulus*. — Was die Vergleichung fremder Sprachen betrifft, so fand der Verf. besonders für die Genesis der Wortbedeutung, die Vergleichung des Hebräischen für die Latinität der Kirchenväter fruchtbar. In Betreff der Chronologie der Schriftsteller hat er es sich zur besondern Aufgabe gemacht, bei Schriftstellern, welche frühere citiren, diese frühern als Gewährsmänner anzugeben, so bei Cicero, wo der Verf. nicht blos die alten Dichter angiebt, aus denen Cicero oft Stellen anführt, sondern auch unter den Gleichzeitigen seine Correspondenten von ihm unterscheidet. Ueberhaupt ist bei allen Wörtern, und, wenn mehrere Bedeutungen eines Worts verschiedenen Zeiten angehören, jeder einzelnen Bedeutung entweder der allgemeine Beisatz »in allen Perioden«, oder der besondere »vorklassisch«, „gut klassisch", »ciceronianisch«, „augusteisch", »nachaugusteisch«, »nachklassisch«, »spätlatein« beigegeben, ja sogar, wo ein Wort oder eine Bedeutung früher üblich war,

Digitized by Google

dann aufser Gebrauch kam, später aber wieder vorkommt, findet sich diefs bezeichnet durch den Ausdruck „vor und nachklassisch«, »vorklassisch und nachaugusteisch«. Bei dem rhetorischen Element der Lexikographie bemerkt der Verf., dafs vorzüglich die sogenannten *termini technici* von ihm berücksichtigt worden seyen, in denen sich die rein praktische Richtung des römischen Geistes im klarsten Lichte zeige. Das statistische Element betreffend, so giebt der Verf. nicht blofs im Allgemeinen an, dafs ein Wort »sehr häufig«, oder »häufig«, oder »selten«, oder „sehr selten« vorkomme, sondern er scheidet besonders auch die ἅπαξ εἰρημένα durch besondere Zeichen, je nachdem sie überhaupt nur einmal, oder in einer bestimmten Bedeutung nur einmal vorkommen, oder von einem bestimmten Autor nur einmal gebraucht worden sind. Endlich verbreitet sich der Verf. auch über die verschiedenen möglichen Anordnungsweisen des Stoffes, der, als Sammlung von getrennten Monographien, der Willkühr einen Spielraum läfst. Nach besonnener und begründeter Ablehnung der alphabetisch-genealogischen und der alphabetisch-etymologischen Anordnung entscheidet er sich für die rein-alphabetische. — Von der technischen Einrichtung des Werkes bemerken wir blos, dafs wir noch in keinem Wörterbuche eine so passende und klare, und einen so schnellen Ueberblick gewährende, Anordnung des Druckes getroffen haben. Der Raum ist möglich geschont, aber Deutlichkeit im Einzelnen und bequeme Uebersichtlichkeit des Ganzen selbst auf Kosten des Raumes, galt als erstes Gesetz. Absätze, wechselnde Schrift, Figuren und Bezeichnungen verschiedner, aber nie verwirrender Art, Alles vereinigt sich mit dem schönen und mit äufserster Sorgfalt corrigirten Drucke auf gutem weifsen Papier, auch bequemes Format und billiger Preis, dieses Werk zu empfehlen, zu dessen specieller Beurtheilung wir nun übergehen wollen. *)

*) Nur aus dem Abschnitte, „von den Hülfsmitteln“ heben wir noch Folgendes aus: Alle Autoren von Livius Andronicus und Ennius herab bis hinter Hieronymus und Augustinus vollständig lexikalisch selbst durchzugehen, war unmöglich. Ganz selbstständig bearbeitet hat der Verf. aber die vorklassische Sprachperiode, wozu er sich sechs besondere Speciallexika anlegte: 1) älteste Latinität bis Plautus. 2) Latinität des Plautus. 3) Des Terentius. 4) Des Lucretius. 5) Poet. Fragmente von Plautus bis Cicero. 6) Prosaische Latinität bis Cicero. — Ueberall wurden die besten kritischen Ausgaben, und die vorhandenen Speciallexica und die Sprachbemerkungen der besten Commentatoren benützt, und zwar mit selbstständigem Urtheil, wie jedes Blatt beweist.

Als Anhang zur Vorrede folgen die auf dem Titel genannten Lexikalischen Scholien, drei werthvolle und dankenswerthe Abhandlungen, die wir gerne als eine nicht schuldige Beigabe hinnehmen, und bei denen wir nicht fragen wollen, warum grade diese, und gerade hier? Selbstständige Forschungen auf diesem Gebiete werfen oft dergleichen Excurse ab, die in dem Wörterbuche selbst keinen Platz finden, und doch nicht verloren gehen sollten. Wir zweifeln nicht, dafs noch mehr gereifte Früchte dieser Art von demselben Baume zu pflücken seyn werden. Sie sollen uns jedesmal willkommen seyn, mögen auch Andere sagen, sie hätten besonders, oder in einem Journal gegeben werden sollen. Die Titel dieser drei Excurse sind: 1) Ueber *alvear*, *alveare*, und *alvearium*; 2) über Cic. Orat. 47,158, 3) über den Genit. singul. der Wörter *cornu*, *gelu*, *genu etc.*

Der erste giebt, ungeachtet des scheinbar sehr Speciellen, das er behandelt, doch etwas Weitgreifendes und mehrfach Anwendbares, denn es wird über den Gebrauch und die Autorität der Wörter auf *ar*, *are*, und *arium* überhaupt gesprochen, die Grammatiker werden gründlich durchforscht, die Form *alvearium* aus vier Perioden der Sprachbildung nachgewiesen, während sich die Form *alveare* nur in der nachaugusteischen Periode mit Sicherheit nachweisen läfst, und die Form auf *ar* der alten Sprache und ihrem italischen Elemente zugewiesen. Neue und treffliche Bemerkungen werden über die sich auf *al* und *ar*, *alis* und *aris* endigenden Wörter gemacht, und wichtige und werthvolle Beiträge von Grotefend, O. Müller und Hand mitgetheilt. Die Abhandlung hat 21 Seiten, aber keine Zeile zu viel. Nur ein Paar Nebenbemerkungen dazu. Dafs Habicht in seinem Synonym. Handwörterbuch n. 89 eine Stelle aus Pallad. 5, 8 mit *alvearium purgatio* anführt, wo es doch heifst *purganda sunt alvearia sordibus*, an diesem Irrthum ist nicht J. G. Schneider im Index Scriptt. R. R. schuldig, wie der Verf. vermuthet, sondern dieser hat ihn aus Gesners Lex. Rust., ohne nachzuschlagen, herüber genommen. In den unter n. 2. S. XLI. angeführten Beispielen aus Columella (9, 8, 10) und Palladius (Apr. 8, 5) mögen wir zwar gern annehmen, dafs in der Stelle des Letztern *sumo eiicietur* den Abschreiben gehöre, da Columella, den er epitomirt, *fumo elicitur (sc. examen)* hat. Allein wir möchten doch bei jenem nicht so wohl auch *elicitur* setzen, sondern *elicietur*, da er darauf das Fut. exact. folgen läfst *(et cum exierit)*, wogegen bei Columella folgt *et cum erupit*. In der dritten Stelle zweifelt der Verf., ob des

Digitized by Google

Palladius *cervice torosa et compacta* (von Stieren) und des Columella (16, 1, 3.) *cervice longa et torosa* neben einander bestehen könne. Wir möchten den Letztern aus dem Erstern auf diese Art corrigiren, dafs wir, statt *longa*, lesen *larga*, ein Wort, das Palladius bei *palearibus* hat (von der Wamme oder Wampe), wofür bei Columella *palearibus amplis* steht. Eine *cervix ampla* (eine Art von Synonymum zu *larga*) pafst recht gut zur *cervix torosa*, also auch eine *cervix larga*. — S. XLIII. med. ist bei *columnar* falsch citirt Orell. Inscrr. p. 156. Es müssen dieselben Ziffern seyn, aber eine andere Zahl, nämlich 516. Der zweite Excurs über die genannte Stelle bei Cicero (or. 47, 158.) *Una praepositio est abs ect.* (8 Seiten) beweist auf eine beifallswerthe Weise, dafs Cicero *af* geschrieben habe, was wir hier nicht weiter auseinandersetzen können.

Das dritte der lexikalischen Scholien, über den Genitiv singul. der Wörter *cornu, gelu, genu etc.*, beweist mit schlagenden Gründen, dafs man in der besten Zeit im Genitiv diese Wörter auf *us* declinirt habe, sie also nicht indeclinabel gewesen seyen. Die Abhandlung hat 23 Seiten, und ist ein Muster von gründlicher und umsichtiger Forschung, deren Resultat nur der Unverstand für klein und unwichtig halten kann. Wir machen hierzu nur ein Paar Bemerkungen, zum Beweise der Aufmerksamkeit, welche wir der Abhandlung schenken zu müssen glaubten. — S. LVII. ist eine Stelle aus Servius (zu Virg. Aen. 3, 22) unter N. XI., wo es heifst: Cicero sage in seiner Uebersetzung des Aratus *Huius genus* (im Genitiv), *pro genu*. Hier ist ohne Zweifel die Stelle gemeint, wo, aus jener Uebersetzung, in den Büchern de Nat. Deor. II. 44. 112. steht *cuius propter laevum genus* (so haben wenigstens einige Codd., wiewohl man dort gewöhnlich *genu* liest), in den Arateischen Fragmenten selbst aber steht Ed. Or. p. 531 vs. 261. *At propter laevum genus.* Jene Stelle schwebte nun dem Servius ohne Zweifel vor, und ohne an die Worte dazwischen zu denken, schrieb er sein *Huius genus* hin, obgleich dieses *genus* der von *propter* abhängige Accusativ ist, also nicht zum Beweise für die Genitivform *genus* dienen kann, die übrigens durch andere Stellen urkundlich genug geschützt ist. Indessen hat auch K. L. Schneider in seiner Lat. Grammatik (Formenlehre I.) p. 331 auf das Wort des Servius hin angenommen, Cicero habe jene Genitivform an jener Stelle gebraucht. Es dürfte aber wohl sicher ein Gedächtnifsfehler des Servius seyn, welchem *cuius genus* aus der genannten Stelle

einfiel, und der dann mit seiner grammatischen Reflexion gar einen Genitiv daraus machte und *huius* davor setzte. Höchst wichtig ist S. LXVIII. ff. die Reflexion über die Gültigkeit des Urtheils der lateinischen Grammatiker in Beziehung auf ihre Selbstständigkeit oder Abhängigkeit von einander, mit schlagenden Beispielen belegt. S. LXXXI. steht übrigens unrichtig, Servius führe zwei Stellen mit dem Genitiv *cornus* aus dem Aratus des Cicero und aus Lucanus an. Servius führt nur eine mit *cornus* aus dem Lucanus an, und eine mit *genus* aus Cicero's Aratus. Was es aber mit der letzteren Stelle für eine Bewandtnifs hat, ist vorhin bemerkt worden.

Und nun stehen wir an dem Anfange des Wörterbuches selbst, dessen gröfsere und bedeutendere Artikel wir fast alle durchgelesen haben. Eine ganz genaue Kenntnifs eines Wörterbuchs bis ins Einzelnste ergiebt sich zwar freilich nur aus längerem Gebrauche. Allein ein sicheres Urtheil läfst sich auch nach einer Betrachtung bereits fällen, wie sie sich Ref. zur Pflicht gemacht hat. Wir haben uns zuvörderst an der herrschenden Klarheit und Ordnung, an der besonnenen Kritik, an der Benützung der neuesten und besten Interpreten (worüber jedoch die älteren nicht vernachläfsigt sind), an der chronologischen Ordnung der Citate, an der Benützung der grammatischen Forschungen von O. Müller, Döderlein, Hand, K. L. Schneider und vieler andern gefreut, und die sonst ermüdende Lectüre eines Wörterbuches hier nichts weniger als langweilig gefunden. Unmöglich können wir aber einzelne Artikel als besonders gelungen herausheben, ohne andern, eben so guten, Unrecht zu thun. Bemerken wollen wir jedoch, dafs besonders auch der erste Artikel jedes Buchstaben, (also was über die Buchstaben A, B, und C gesagt ist) als Buchstaben eine sehr gründliche Bearbeitung erfahren hat, welche die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig hält.

Wir begleiten nun eine Anzahl von Artikeln mit unsern Bemerkungen, und wenn diese ihrer Natur nach berichtigend oder ergänzend oder bezweifelnd seyn werden, so liegt diefs in der Natur einer solchen Beurtheilung, so wie es auch nicht anders möglich ist, als dafs ein aus Tausenden von Einzelnheiten bestehendes, gleichsam musivisches, Werk manche Veranlassung zu solchen Bemerkungen darbiete.

S. 2. a. unter *ab* zeigt sich, dafs der Verf. seine Excurse später gemacht hat, als das Werk selbst zu drucken angefangen wurde. Denn hier sagt er, und beweist es aus Cic. Or. 47 158,

Digitized by Google

man habe zu Ciceros's Zeit fast nur noch in den Einnahmebüchern *abs* gesagt, während er im zweiten Excurs darthut, dafs nur (nicht fast nur) noch in den Einnahmebüchern *of* üblich gewesen sey. — S. 2. b. fällt es uns ein wenig auf, dafs unter der Partikel *a* in der Bedeutung fern von, wo die Lateiner gewöhnlich *procul a* sagen, so viele Beispiele von Weglassung des *a* stehen. Es war an einigen wenigen genug. Die Mehrzahl gehörte eigentlich unter den Artikel *procul*, und da war es dann eigentlich am Platze nachzuweisen, welche Schriftsteller *procul* für *procul a* sagten.

S. 3. a. unter N. 4 ist die Stelle Cic. Fam. XI. 2. in dem Schreiben des Brutus und Cassius: *nec quicquam aliud a libertate communi nos quaesisse exitus docet* — (i. e. *quod discrepet a libertate communi:* was sich nicht verträgt) nicht mehr passend, weil gegenwärtig, mit Recht, aus dem Cod. Med. *aliud libertate* gelesen wird. S. Hands *Tursellin.* I. p. 42. Sie gehörte also unter *alius*, wenn es einen comparativischen Ablativ bei sich hat, und — da findet sie sich auch wirklich in ihrer verbesserten Gestalt S. 210. a. ganz oben. S. 36 konnte zu der Bemerkung, man setze auch metonymisch das Concrete für das Abstractum, *a puero* für *a pueritia*, noch die tropische Formel bemerkt werden *a teneris unguiculis*, *ab incunabulis*, dann zu jenem noch *a parvo*. Die erstere Formel ist aus dem Griechischen, wie Cic. ad Fam. I., 6. ausdrücklich bemerkt *a teneris, ut Graeci dicunt, unguiculis:* was sich jedoch in den noch vorhandenen vorciceronischen Schriftstellern nicht findet, wohl aber in dem Pseudo-Plutarch de Pueror. Educ. V. p. 9. ed. Wytt., auch mit der Andeutung, dafs es ein Sprüchwort sey: καὶ, τὸ δὴ λεγόμενον, ἐξ ὀνύχων ἁπαλῶν ἀγαπῶσι τὰ τέκνα. S. 4. a. Die aus *Cellar. Antibarb.* citirte Stelle findet sich nicht V. p. 225, sondern V. p. 206. fg. wenigstens in der Ausg. von 1752. 12. Vielleicht hatte der Verf. eine andere vor sich.

S. 4. b. N. 6. wird bei Bedeutung des Ausruhens unter *a* die griechische Parallelstelle aus Plut. Alex. 25. citirt ἀναπαύοντες ἀπὸ πολλῶν ἀγώνων. Hier ist ein kleiner Verstofs. In dieser Bedeutung müfste es ἀναπανόμενοι heifsen. Es heifst aber bei Plutarchus: Ἀλεξάνδρου τὴν πολλὴν τῆς δυνάμεως ἀναπαύοντος ἀπὸ πολλῶν ἀγώνων. Ebd. N. 11. werden die Constructionen *laborare ab*, *valere ab*, (statt des blofsen Ablativs gesetzt) zusammengestellt. Da ist das Beispiel aus Plaut. Epid. 1, 2, 26: *a morbo valui, ab animo aeger fui.* Das wäre ganz pas-

Digitized by Google

send, und gleichförmig, wenn es hiefse, wie es Scheller falsch anführt: *a corpore valui, ab animo aeger fui*; aber so ist unter den Gegensätzen ein Unterschied, man kann nämlich zwar, mit einer kleinen Verschiedenheit des Gedankens, sagen *animo valere* und *ab animo valere*; aber *morbo valere* für *a morbo valere* könnte man gar nicht sagen. Etwas Aehnliches haben wir zu Nr. 14 zu bemerken, nämlich, dafs die poetischen Constructionen *iniuria ab illo, fulgor ab auro, dulces a fontibus undae* nicht so aufzufassen seyn dürften, als stehen sie statt der Genitivconstructionen, sondern eher umgekehrt sind diese durch jene zu erklären, so dafs zwar der Genitiv an jenen Stellen stehen könnte, die Construction mit der Präposition aber doch der Bedeutung eine gewisse Nüance giebt. So ist z. B. *fulgor ab auro* der vom Golde ausgehende Glanz, während *fulgor auri* der Glanz am Golde ist; so *undae a fontibus* so gut wie *e fontibus haustae*, aber *fontium undae* das Wasser der Quellen, anderm Wasser entgegengesetzt.

S. 15. a. bei *Aborigines*, wo die neuesten Forschungen benützt sind, sollte der angeführte *Aurelius Victor* genauer citirt seyn; es ist *Orig. gent. Rom.* 4. p. 10. Arntzen (ib. intprr.) Der Artikel *abominor* ist ein Beweis der gehaltvollen Kürze. Scheller hat viermal so viel, Hr. Fr. das Wesentliche, und dadurch mehr als jener.

S. 20. b. unter *absorbere* wird, bei Cic. de Rep. 2, 5., *ut res ad victum — necessarias — mari absorberet*, die Conjectur des Ref., *arcesseret*, angeführt, aber auch Beiers Erklärung daneben gestellt (dem Meere entnehmen, vom Meere erhalten, wie das Herz von den Kanälen die Nahrungssäfte). Ref. gesteht, dafs er seine Conjectur eben nicht mehr sehr billige; sie hat den Fehler der Uebrigen, nämlich sie weicht einerseits zu sehr von der Handschrift ab; andererseits ist nicht wohl abzusehen, wie entweder durch Zufall oder Absicht daraus *absorberet* gemacht worden seyn möchte. Die Erklärung Beiers aber, und die in der neuen Ausgabe des Forcellini, nach Jenem, kann bei Cicero's sonst so einfacher Sprache auch nicht recht gefallen, aufser wenn es hiefse *e mari quasi absorberet* (oder *tanquam*), wie er auch selbst pro Sest. 6, 13. *quodammodo absorbet orationem meam* gesagt hat. Dafs es im Brut. 81 heifst: *hunc quoque absorbuit aestus quidam gloriae*, und de Legg. II. 4: *ne aestus nos consuetudinis absorbeat*, ohne *quasi*, liegt in der Natur jener Stellen. Wäre an der unsrigen die Sache umgedreht, und würde vom Meere ge-

Digitized by Google

sagt, es absorbire, z. B. die Flüsse, oder sonst Etwas, dann bedürfte es freilich auch keines *quasi*.*)

S. 27. unter *Academia* heifst es: »dort (auf seinem Landgute) schrieb Cicero die *Academicae Quaestiones*.« Bekanntlich nennt men jetzt das Buch besser *Academica*. Das angeblich lange *i* in der Paenultima von *Academia* in dem Verse des Cicero de Div. I. 13. 22. *inque Academia umbrifera nitidoque Lyceo* — nehmen wir kurz, und das *a* des Ablativs nach griechischer Weise für verkürzt und nicht elidirt; (*Ăcădēmĭă umbrĭfĕrā*) wie in dem bekannten *vătĕ ĭnquit Jolā*, Virg. Ecl. III. 79. S. G. F. Grotefends Gram. II. S. 57. f. §. 48. (Ausg. v. 1816.).

S. 54. bei *ad* bemerken wir unter *A* (im Raume), dafs *ad* nicht nur *a*) eine horizontale, und *b*) eine Richtung in die Höhe, sondern auch *c*) eine Richtung abwärts bezeichnet; z. B. Cic. A. II. 43. 148.: *ad naves descendimus*.

S. 59. a. unter c. citirt der Verf. gegen unsere Behauptung (de Rep. II. 15. p. 248.), dafs *adque* keine Autorität habe, die Stelle des Plautus Capt. 2, 3, 3: *ad te adque illum*. Aber das ist wenigstens keine unzweifelhafte, denn F. Lindemann giebt hier *atque*, und so auch *D. Bosscha* in seiner zu Utrecht 1817. 8. erschienenen Ausgabe, ohne unter den Varianten *adque* aufzuführen.**)

S. 57. b. unter D. 1. b. »*ad* mit Adjectiven« sind die zusammengestellten Constructionen doch gar zu heterogen (*avidior ad rem, difficile ad credendum, ad rationem solertiamque praestan-*

---

*) Ein gelehrter Freund, mit welchem wir über diese Stelle sprachen, erklärte sich über dieselbe in folgender Weise: „Ein locus despera-„tus. Nach langem Nachdenken überzeugte ich mich, dafs durch „ändernde Conjecturen schwerlich zu helfen seyn dürfte. Wie? „wenn Cicero schreiben wollte: *mari invectas absorberet*, und, „zu dem Gegengliede eilend, *invectas* zu schreiben vergafs? Das „*que* in *eodemque* ist steigernd, und es mufs ein stärkerer Gedanke „folgen, wenn sich Cicero nicht eine matte Wiederholung erlauben „wollte. Er hatte im Sinne: *eodemque — non solum mari, sed „etiam ex terra invectas absorberet*. Der starke Ausdruck *absorberet* „drängte sich in ihm (besonders die Gröfse des Verbrauchs, „namentlich in Bezug auf überseeische Artikel, *victum cultumque*, „bezeichnend) auf eine natürliche Weise bei dem ersten Gliede auf, „es könnte auch nach *mari* das erste *invectas* durch einen Abschrei-„ber wegen des zweiten ausgefallen seyn.“

**) Dafs *exque*, *inque* u. dgl. hiermit nicht bezweifelt seyn soll, versteht sich.

tior). Zwar lassen sie sich alle durch *quod attinet ad*, *quod spectat ad*, und durch Vergleichung mit dem Griechischen πρὸς und εἰς erklären, aber sie sind in ihrem Innern verschieden: *avidus ad rem* ist s. v. a. *avidus rei*; *difficile est ad credendum* s. v. a. *difficile est credere*; dagegen *ad solertiam praestantior* s. v. a. *solertiâ praestantior*, *solertior*. So ist Cic. de Legg. II. 13. 33. *nisi multa ad veritatem admirabilia dixissent* nach Hand im Tursellin. I. p. 106. s. v. a. *in veritate admirabilia*; wir würden jedoch lieber erklären *admirabiliter vera* oder *propter veritatem admirabilia*. Ein solches *ad* des Zweckes, s. v. a. wenn es gilt, findet sich auch Cic. Cat. I. 12. *faciam id, quod est ad severitatem lenius.* *)

S. 108. b. unter 3. können wir nicht wohl zustimmen, wenn angenommen wird, *adversus* stehe bei Sall. Cat. 52. (*multos mortales advorsos habeo*) und bei Quintil. Inst. 12, 1, 2, (*facultatem dicendi sociam scelerum, adversam innocentiae, hostem veritatis invenit*) wirklich substantivisch, und vom Schriftsteller so gemeint. Sallust mochte wohl denken *adversantes habeo*, d. h. *mihi adversantur multi mortales*. Freilich hätte er *adversarios* sagen können, aber selbst dieses wäre im Grunde noch nicht eigentliches Substantivum. Er konnte auch *infensos* so construirt anbringen oder *iniquos*, was denn doch wohl nicht substantivisch zu nehmen seyn dürfte. Bei Quintilian übersetzen wir freilich Gegnerin, Feindin; aber für den Schriftsteller dürfte es wohl Adjectiv geblieben seyn, und *innocentiae* Dativ bleiben, wenn auch *hostem veritatis* darauf folgt.

---

*) „Bei *avidus ad rem* drückt *ad* noch überdiefs lebhaft die Richtung „aus, wie Tac. Hist. I., 7. den Dativ setzt: *manus avidae subitis*. „Cic. de Legg. II. 13. scheint *ad veritatem admirabilia* stark und „nachdrücklich gesagt, für *ipsa veritate admirabilia*, wofern man „nicht besser liest, *nisi multa ad veritatem et mirabilia dixissent*“ (was Ref. bezweifelt).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 38. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

W. Freund, Wörterbuch der lateinischen Sprache.

(Beschluſs.)

S. 109. a. unter *adversus* (in der Bedeutung vor, in Gegenwart) wird citirt, Tac. Ann. 15, 63: *paullulum adversus praesentem formidinem mollitus* — und übersetzt: „bei solcher Standhaftigkeit (der Gemahlin) ein wenig erschüttert.“ Das kann aus dem Lateinischen schwerlich herausgedeutet werden. Liest der Verf. etwa mit Pichena, den Zweibrückern und Oberlin *fortitudinem*, und ergänzt *uxoris?* wiewohl Pichena *fortitudinem* erklärt mit *ingenitam ac praesentem fortitudinem.* Walther übersetzt (*formidinem* behaltend) seltsam: »und wider die ihn beherrschende Unerschütterlichkeit ein wenig bewegt,“ d. h. seine eigene Festigkeit etwas mildernd und gleichsam erweichend. Bahrdt las mit Ernesti, nach Muretus, *molitus* und übersetzte: »nach kurzem Kampfe gegen anwandelnde Bekümmerniſs.« Lipsius wollte bekanntlich entweder *adversus — formidinem mollitam*, daſs Seneca's Gattin gemeint sey, oder, wenn es ihn angehe: *adversus praesentia formidine mollitus.* Gronov corrigirte Obss. II, 20. p. 388: *adversus praesentem* (sc. uxorem) *formidine mollitus*, und erklärt: „animum illum durum obfirmatumque contra omnes fortunae incursus et morti ex multa ejus meditatione sine perturbatione obvium, dum admonetur acrius ipso conspectu, qualem uxorem aetate et moribus sine praesidio relinquat, quam adflictam viso tali exitu mariti, simul timet, quid ea futurum sit, — paullulum inflexus et mollitus.« Wir halten es mit der Lesart *fortitudinem*, die eine gute handschriftliche Autorität hat, und übersetzen (gerade wie Roth zu Tac. Agric. S. 238.): weicher in Ton und Stimme, was ein Widerspruch zu seyn schien gegen die eben erwiesene Mannhaftigkeit.

S. 110. a. oben wäre zu der Stelle Sall. Jug. 101, 8. sehr passend (zu den Worten nämlich: *quos advorsum ierat*) Kritz citirt worden S. 542.

S. 129. c. No. 4. Hierher hätte die Stelle des Horatius (Ep. 1, 11. 129.) gehört: *quod petis, hic est, Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.*

S. 175. a. »*agens:* wirksam, kräftig (nur in der rhetorischen Sprache Cicero's), de Or. II, 87. 358: *Utendum est imaginibus agentibus, acribus, insignitis, quae occurrere celeriterque percutere animum possint.*« Richtig; aber es war zu bemerken, dafs *agens* diese Bedeutung nur in solcher Umgebung, nie allein, haben kann, also immer nur in Verbindung mit Ausdrücken, die es verdeutlichen und erst diesen Sinn zeigen. Diese Bemerkung gilt besonders auch für die Verfasser deutsch-lateinischer Wörterbücher, die nur gar zu gerne Ausdrücke dieser Art aus den besten Schriftstellern, mit deren Namen belegt, einzeln aufführen und zwar aus Stellen, wo sie wirklich die angegebene Bedeutung haben; deren Gebrauch aber, ohne die angegebene Vorsicht, dem guten Sprachgebrauche geradezu entgegen ist.

S. 206. a. N. 7. konnte bei der Angabe, dafs in der freiern Sprache der Komödie zuweilen *aliquis* für *aliqui* stehe (z. B. Ter. Hec. 3, 1, 6: *Quibus est alicunde aliquis objectus labos*) beigefügt werden: so wie auch *aliqui* für *aliquis* sich findet, z. B. Plaut. Aul. Prol. 24: *aut aliqui semper supplicat.*

S. 27. b. bei *aliquisquam* sollte bemerkt seyn, dafs sogar die zwei als allein stehend angegebenen Beispiele sehr zweifelhaft sind. Zu dem Beispiele de Divin. II, 50. siehe die Ausg. des Ref. Ein anderer Herausgeber sagt dort von diesem Worte geradezu *male.* Zweifelhaft aber ist das Wort auf jeden Fall; denn 1) stimmen weder bei Livius (41, 6. extr.) noch bei Cicero die MSS. zusammen; 2) ist selbst dessen Vertheidiger, Gronov, genöthigt, zur Stütze der Einen zweifelhaften Stelle, zwei nicht minder zweifelhafte zu stellen; 3) schwankt Drakenborch dort selbst, und erkennt an, *aliquisquam* könne aus zweierlei Lesarten, *aliquis* und *quisquam* entstanden seyn; 4) hat Ref. zu der Stelle des Cicero die wahrscheinliche Entstehung des Worts an jener Stelle aus *negat quidquam*, durch zufällige Wiederholung der letzten Sylbe des vorhergehenden Wortes, nachgewiesen; 5) ist die Stelle aus Cic. de Div. 2, 65, welche zum Beweise der Aechtheit dieses Wortes in der neuen (deutschen) Ausgabe des Forcellini angeführt wird, dort gar nicht zu finden, sondern de Nat. Deor. 2, 65. Aber hier mufs man Creuzer's und des Ref. grössere Ausgabe nachsehen, p. 482; 6) die sonst dort angeführten Stellen Or. pro Sest. 29. und Tusc. 3, 9. für die Form *aliquispiam* sind nicht sicherer. Der Verf. hat sie auch gar nicht angeführt; Ruhnkens Stimme, die man dafür geltend machen will, zu Rut. Lup. p. 157, beweist Nichts. Er citirt blos Gronov zu

Digitized by Google

jener Stelle des Livius, der, wie gesagt, immer eine zweifelhafte Stelle mit der andern nicht sicherern gestützt hat.

S. 215. a. N. 4. sollte *aliter esse* getheilt seyn: *a*) von Personen, bei den Komikern, *b*) von Sachen, bei Cicero. So sollte auch S. 251. N. 4. gespalten seyn: *amare* tropisch: *a*) ein momentanes Wohlgefallen, *b*) dauernde Zuneigung von Natur, durch einen Trieb, durch Lust am Besitz, durch Wahlverwandtschaft.

S. 252. a. steht bei *amans* die Construction mit dem Genitiv: richtig; die mit dem Accusativ versteht sich von selbst. Aber auch ohne Casus findet es sich Ovid. Trist. I, 3, 17: *uxor amans flentem flens acrius ipsa tenebat.*

S. 264. b. unter *an* berührt der Verf. das „Schwanken der Herausgeber zwischen *an* und *aut* in Sätzen, wo kein Verbum des Zweifels steht.“ Dazu bemerken wir, dafs die Sache allerdings noch unentschieden ist, weil nämlich nicht Alle einig sind: dafs aber im Grunde nicht die Herausgeber schwanken, sondern die Ansicht, weil man nicht genau unterscheidet zwischen Sätzen, wo, ohne dafs ein Verbum des Zweifels darin steht, doch ein Zweifel, eine Ungewifsheit oder Unbestimmtheit stattfindet, und zwischen Sätzen, wo dies nicht der Fall ist, und dennoch der Gebrauch von *an* in Frage steht und stattzufinden scheint. Eine solche Stelle ist das vielbesprochene unlateinische *cum essent inter se uno an altero spatio collocuti* (Cic. de Rep. I, 12.), das drei gewichtvolle Vertheidiger gefunden hat, die aber, weil das Beweisen nicht wohl anging, sich mit dem Behaupten begnügten, dem Einer von ihnen noch das drastische Mittel der Schmähung und Verdrehung zur Verstärkung beigab. Die Sache dürfte indefs wohl einmal zum Spruche reif seyn, und *an*, in nichtfragenden Sätzen, auf die Fälle beschränkt bleiben, wo ein Zweifel stattfindet, also z. B. de Rep. II, 15: *Pythagorae discipulum an certe Pythagoreum fuisse Numam*, ad Famm. VII, 9: *Cn. Octavius an Cn. Cornelius quidem est;* dafs aber Cicero wenigstens, um zu sagen „ein Paar Schritte, ein Paar Personen,“ ohne Zweifelsbezeichnung, schreibe: *unus aut alter, unus alterve, unus et alter, unus atque alter, unus alterque*, ihm aber nicht, einer falschen Lesart, oder vielleicht Lesung, zu Liebe, *unus an alter* aufgedrungen werden dürfe. S. d. Symbolas Crit. ad Cic. II, 12. III, 8. des Ref.

S. 284. b. N. 2. a. unter *animus* steht eine Stelle aus Cic. ad Att. 5, 18. richtig; aber gleich darauf folgt id. 44, 29: *quae quum animi ejus accessissent.* Hier vermutheten wir gleich einen

Irrthum, da dieser Satz gar keinen Sinn giebt, auch weder das Buch der Briefe ad Att. noch die Zahl des Briefes passen kann. Wir dachten an Livius, aus dem eine Stelle gleich vor jener beigebracht ist; und so war es dort, bei Liv. 44, 29, 7. steht: *quum accessissent animi Dinoni et Polyarato*, so dafs also im Citat und in der Stelle selbst ein Irrthum ist. Doch wollte der Verf. vielleicht, statt der Eigennamen, *eis* (nicht *ejus*) schreiben. Fehler, oder Druckfehler, dieser Art finden sich äufserst wenige. S. 171. a. (II, 7. med.) steht in der Stelle aus Hor. Epist. I, 19. 25. *ea agentia verba Lycamben*, für *et*; S. 209. b. med. *Hogeween* für *Hogeveen*.

S. 285. a. unter *animus*, wo es beunruhigendes Gefühl, Unruhe, Besorgnifs, Bekümmernifs bedeuten soll, kommt die Stelle Ter. Heaut. 2, 2, 3: *opiniones, quae mihi animum exaugeant*. Dafs *animus* hier, wenn *exaugeant* gelesen wird, jene Bedeutung haben mufs, hat schon Faernus gesehen, welcher erklärt: *animum dicit, quam illi praesens efficit metus sollicitam cogitationem*. Da dies dem Palmerius und Guyetus nicht zu Sinne wollte, corrigirten sie das Verbum, und schrieben *exangeant*. Nun hat *animus* seine gewöhnliche Bedeutung, aber das Verbum ist Nichts, denn es giebt kein solches. Bentlei corrigirt zuversichtlich *opinionem* (i. e. *suspicionem*) *hanc quae mihi animo* (i. e. *in animo*) *exaugeant* (i. e. *augeant*. Nimmt man dies nicht an, wie es denn die Meisten nicht angenommen haben, so bleibt allerdings die angegebene Bedeutung von *animus* nothwendig, denn mit einem Scholion bei Ruhnken (ed. Bruns. p. 291.) *exaugeant* durch *deminuant* zu erklären, was auch Forcellini thut, ist lächerlich. F. H. Bothe hat indessen doch noch einen Ausweg gefunden, der wenigstens nicht gewaltsamer ist, als Bentlei's. Er corrigirt: *Concurrunt multa, opinionem quae mi hanc nimium exaugeant*. Doch das mag dahingestellt seyn. Nun folgt aber bei dem Verf. eine Stelle aus Livius II, 7: *haec quum indignitate angerent consulis animum*. Hier ist freilich in den Worten *animum angere* die Bezeichnung eines beunruhigenden Gefühls, das liegt aber in *angere*, nicht in *animum*, und so gehört das Beispiel nicht hierher. Wir dachten, da der Verf. es hierher zieht, ob er nicht etwa *augerent* gelesen haben möchte, wo dann freilich *animus* hier Unmuth wäre; und wirklich fanden wir bei Drakenborch, dafs Juretus so las (Gebhard aber *agerent*, was er durch *agitarent* erklärte). Wollte vielleicht der Verf. wirklich Jenes? Wir möchten es doch kaum billigen;

Digitized by Google

denn bei *augere animum* denkt man doch nothwendig zunächst an eine Erhöhung des Muthes; s. z. B. Cic. ad Att. X, 14. extr.

S. 381. b. zu *armare* hätten wir bei der tropischen Bedeutung citirt Tac. Dial. de Oratt. 5: *exercere artem, qua semper armatus praesidium amicis ferat*, besonders da der Verf. unter *arma* bei der tropischen Bedeutung die Parallelstelle aus Cic. de Or. I, 8. 32. anführt: *quid tam necessarium, quam tenere semper arma* (sc. *eloquentiae*), *quibus — tectus esse possis —?*

S. 453. b. fehlt unter *astipulator* die Stelle aus der dem Cicero unterschobenen *Epistola ad Octavium* (sub fin.), wo es eine Art von Leuten bezeichnet, die ein Gewerbe daraus machten, bei den Tabernen der Argentarier sich für Geld als Zeugen und Unterzeichner von Contracten brauchen zu lassen. Wir wissen wohl, was der Verf. in Beziehung auf sein absichtliches Vermeiden der Belege des Sprachgebrauchs aus entschieden unächten Schriften sagt, aber hier handelte es sich um das Verstehen der besondern Bedeutung eines Wortes, wofür es keinen rechten Beleg giebt, als jenen Brief, der nun doch einmal unter Cicero's Werken steht.

S. 450. b. unter D. fanden wir, die Bemerkung *atque* stehe seltener mit *in partem*. Das fiel uns auf, und wir vermutheten sogleich, das *in* werde wohl nicht hierher gehören. Wir schlugen die Stelle Mil. Glor. 3, 1, 168. bei Plautus nach; da steht *haud centesimam partem dixi, atque possem exprimere*. Aber es läfst sich im Grunde dann doch auch noch nicht sagen, *atque* stehe mit *partem*, sondern es folgt auf *haud centesimam partem*, und gehört unter die Rubrik S. 451. a. F., dafs *atque* für *quam* stehe. Wir finden die Ursache des Mifsgriffes bei Hand im Tursellin. I. p. 171, wo steht, die Vergleichung sey zuweilen, etwas undeutlicher, als bei *alter atque*, in andern Worten enthalten, z. B. *nimis* (*bellus*) *atque ut — optabam; in partem, atque ut*, und nun kommen die zwei Beispiele aus Plautus, die der Hr. Verf. auch hat (mit *nimis* Plaut. Bacch. 4, 4, 43. und mit *partem* [nämlich *haud centesimam*]). Dann folgt bei Hand, was unser Verf. wegläfst, Caes. B. G. I, 28: *in parem* (also auch eine Vergleichung für *non in aliam*) *juris conditionem, atque ipsi erant, receperunt*. Also wollte vielleicht Hand schreiben: *nimis, atque ut, partem atque, in parem atque* etc., wiewohl das immer noch undeutlich genug für eine Regel wäre. Hier ist nun ein Irrthum oder ein Druckfehler aus Hand's Werk

Digitized by

in unser vorliegendes übergegangen; woraus man aber ja nicht auf das Vorkommen vieler ähnlichen schliefsen darf.

S. 471. l. N. 5. b. Die Bedeutung von *auctor*, dafs es soviel heifse als Schriftsteller, wird belegt durch die Stelle Cic. ad Att. 12, 18. prc. *habeo nonnullos ex iis, quos nunc lectito auctores, qui dicant id fieri oportere.* Wir interpungiren aber, mit Orelli, nach *lectito*, und verbinden *habeo nonnullos — auctores*: „ich finde in Einigen (freilich Schriftstellern), die ich gegenwärtig lese, den Rath, die Aufforderung" u. s. w. Forcellini hat das Beispiel auch; aber dort steht gar nur *lectitare auctores*, wo man hinter den Irrthum gar nicht kommen kann, wenn man nicht besonders nachschlägt. Was die zweite Stelle betrifft, wo *auctor* Verfasser oder gar Schriftsteller heifsen soll, Or. pro Mur. 12, so heifst es auch da das nicht, sondern ein Mann, den man wohl als eine Autorität anführen darf.

S. 516. b. zu den Verwechslungen des *B* und *Du* gehört auch der Name *Bilius* und *Duilius*; vergl. H. Meyer zu Cic. Or. 45, 153.

S. 572. b. bei *Juppiter optimus maximus* hätte besonders citirt werden sollen Cic. de N. D. 2, 25, wo die Notiz steht, dafs und warum man nicht sagte *Juppiter maximus optimus.*

S. 573. a. unter *bene* steht *optime scribi ceris* aus Quintil. X, 3, 3. Aber die Stelle ist Quint. X, 3. 31. und die Worte heifsen *scribi optime ceris.*

S. 898. b. fehlt bei *conciliabulum* die Bedeutung, dafs *conciliabula* auch Flecken oder Städtchen waren. Das Nähere s. bei Forcellini.

S. 1031. b. fehlt bei *conventio* die Bedeutung einer Art von Ehe, welche *in manum conventio* hiefs; bei *convenire* S. 1029. a. B. 2. steht sie.

S. 602. a. N. 8. fehlt bei *cadere* die Formel *cadere in terram* für sterben, Tusc. I, 16, oder gar (nach Kern's Uebersetzung) in die Erde eingesenkt werden.

S. 725. a. N. 3. wird unter *cernere*, in der Bedeutung entscheiden, auf unsern juristischen Ausdruck erkennen verwiesen. Gut: aber unser Erkennen ist nicht Uebersetzung oder Anspielung von oder auf *cernere*, sondern auf *cognoscere*, obgleich das Lateinische *cognoscere* eigentlich untersuchen, nicht entscheiden heifst.

S. 861. b. II. hätten wir auch Cic. Tusc. V, 20. angeführt, wo nahe beisammen *corporis custodiam — collum — vitam committere* steht.

Digitized by Google

S. 863. b. II. 1. Hierher gehörte auch die vielbesprochene Stelle des Horatius, Epistol. II, 2, 70: *intervalla vides humane commoda;* und aus demselben Schriftsteller hätten wir S. 930. a, II, 1. zu *conficere* citirt Sat. I, 9, 29. *confice:* mache mir nun vollends das (den) Garaus!

S. 451. b. unter *atque* II, 2. wird die Stelle Cic. Lael. 19. 68. citirt (dafs beim Anknüpfen neuer gleichwichtiger Argumente für irgend eine Behauptung *atque* gebraucht werde): *Atque — nemo est, qui non — libentius utatur.* So hat zwar allerdings Beier zum Cic. de Off. III, 11. 48. T. II. p. 267. zu lesen empfohlen, auch giebt Facciolati in seiner zweiten Ausgabe des Cic. de Off. (Venet. 1747.) gleichfalls so, wogegen er in der ersten (Patav. 1720.) noch *atqui* hat. Allein die Lesart *Quin — nemo est* etc. haben doch Garatoni, Görenz, Orelli, und Beier selbst in ihren Ausgaben, aus den besten Handschriften vorgezogen. An der Stelle de Officiis selbst, die oben in jenem Abschnitte recht, unten aber falsch (III, 11. 78. für 48.) citirt ist, sprechen nicht unbedeutende Stimmen für *atqui.* Zwischen *atque* und *atqui* schwankt auch die zweite der citirten Stellen I, 15. 43 (nicht 42.) Wir wollen nun zwar den beiden letztgenannten Stellen *atqui* nicht aufdringen! aber kritisch ganz sicher ist der Abschnitt mit der angegebenen Bedeutung nicht. Doch rationell läfst er sich rechtfertigen, und da *atque* und *atqui* einander so ähnlich sind, so mögen wohl die Abschreiber bei Schlufsfolgen das ihnen so geläufige *atqui* öfters eingeschwärzt haben.

Doch wir brechen hier unsere Bemerkungen ab. Zwar erforderte die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht, diesen Desiderien nun eine Liste von gelungenen, ja trefflichen Artikeln entgegenzustellen. Allein diese Gerechtigkeit können wir nicht üben, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, weil wir, möchten wir auch noch so viele nennen, doch immer eine überwiegende Zahl eben so gelungener und vorzüglicher Theile übergehen müfsten. Oder sollen wir aufmerksam machen auf die trefflichen 7 Columnen, in denen *at* abgehandelt wird, und sie zu vergleichen auffordern mit Scheller's zwei Columnen? oder den Artikel *adeo* S. 67—70, wo zwar durch Forcellini (die deutsche Ausgabe) und durch Hand gut vorgearbeitet war, wie bei jenem, aber Eintheilung und lichtvolle Anordnung dem Verf. gehört? Wir können nur wünschen, das ganze Werk gleichförmig so, wie es begonnen worden, vollendet zu sehen; dem Verleger aber wünschen wir für sein kostenvolles Unternehmen, bei dem er den

Preis so billig gestellt hat, die Aufmerksamkeit der Schulmänner und anderer Gelehrten, von denen doch gar Vielen auch die deutsche Ausgabe des Forcellini, bei aller verhältnifsmäfsigen Billigkeit des Preises, unzugänglich ist. Wir, unseres Theils, möchten das Freund'sche Wörterbuch nicht entbehren, ob uns gleich Forcellini, Scheller und die Thesauri von Gesner und Rob. Stephanus, in der Ausgabe des Birrius, zu Gebote stehen. Mit dieser verdienten Anerkennung scheiden wir von dem Verfasser, und erwarten mit Verlangen, aber nicht mit Ungeduld (denn wir wünschen keinerlei Eile) die drei noch fehlenden Theile, in denen sein Werk zu Ende gebracht werden soll.

Ulm. *G. H. Moser.*

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

RÖMISCHE LITERATUR.

M. Tulli Ciceronis Pro P. Sestio Oratio. Cum varietate Ascensianae secundae ac tertiae, Hervagianae, Naugerianae, Ernestianae et Madvigii Emendationibus in usum lectionum tertium edidit Jo. Casp. Orellius. Heidelbergae, sumtibus Chr. Fr. Winter. MDCCCXXXV. VIII *und* 40 *S. in gr.* 4to.

Wir haben diese neue Ausgabe einer der bedeutenderen Reden des Cicero mit der Entdeckung neuer Hülfsmittel zu verdanken, welche dem berühmten Herausgeber die nächste Veranlassung boten, den Text dieser, von ihm schon früher herausgegebenen Rede einer neuen Revision zu unterwerfen, welche unter diesen Begünstigungen, und bei den Leistungen einiger früherer Kritiker, unter denen der Herausgeber insbesondere Madvig anführt, nicht anders als sehr befriedigend ausfallen konnte. Zu diesen neuen Hülfsmitteln gehört zunächst die dritte Ascensiana oder die zu Paris 1531. Fol. apud Jodocum Badium Ascen. erschienene Ausgabe der Reden Cicero's, weil sie mit den beiden, später, um 1534. erschienenen Ausgaben, der *Hervagiana* und *Naugeriana*, allein unter den älteren Ausgaben, den Text der Rede vollständig enthält, obwohl mit vielen einzelnen Abweichungen von diesen beiden, woraus es sich zugleich herausstellt, dafs diese drei Ausgaben aus verschiedenen Handschriften, nach dem Gutdünken der Herausgeber, gemacht worden sind. Die dritte Ascensiana, deren kritischen Werth die mitgetheilte Vergleichung hinreichend beurkundet, bildet nebst der *secunda* von 1522,

Digitized by Google

der *Hervagiana* und *Naugeriana*, dann dem von Mai benutzten Vaticaner Codex, dem Pariser des neunten und den beiden Berner Codd. des zehnten und funfzehnten Jahrhunderts die kritische Grundlage des nach diesen Hülfsmitteln und mit Berücksichtigung der von den neueren Gelehrten, namentlich von dem genannten Madvig in Vorschlag gebrachten und auch zum Theil aufgenommenen Verbesserungen constituirten Textes, der auf diese Weise gewifs als der berichtigste, den wir besitzen, betrachtet werden kann, indem es dem Herausgeber gelungen ist, denselben, soweit es nur immer die vorhandenen oben genannten Hülfsmittel zuliefsen, auf seine wahre Grundlage zurückzuführen, wie dies Hr. Orelli auch bei andern Schriften des Cicero und bei andern Autoren mit gleich günstigem Erfolge versucht hat. Denn auf diesem Wege allein wird es möglich seyn, die ursprüngliche Beschaffenheit des Textes wieder herzustellen und der Kritik überhaupt eine festere und sichere Grundlage zu geben. Aus diesem Streben sind auch manche Aenderungen in der gewöhnlichen Schreibung der Wörter hervorgegangen, wie z. B. der Herausgeber stets *set*, opt*u*mus, eloquentiss*u*mus u. s. w. schreibt, auch cp. IV. *decrerint* für *decreverint* u. A. dergl.: Punkte, woran wir bereits bei einer andern Gelegenheit (1834. S. 89. dies. Jahrbb.) erinnert haben, obwohl nicht in Allem die dort eingeführte Schreibung befolgt ist.

Unter dem Text der Rede stehen zuerst die Abweichungen von Ernesti's Text: eine zum Ueberblick recht zweckmäfsige Einrichtung, die uns am besten übersehen läfst, welche Veränderungen seit Ernesti der Text erlitten und wie Vieles seit den sechzig Jahren hier verbessert worden ist, theils aus handschriftlichen Quellen und deren verständigen Benutzung, theils durch die genauere Kenntnifs der Sprachgesetze und insbesondere des Ciceronischen Sprachgebrauchs. Dann folgen abgesondert aufgeführt die Varianten der oben erwähnten Handschriften und Editionen, und zwar (der Kürze wegen) nur diejenigen, worin diese Recension von der früheren, die der Verf. lieferte und wo die vollständige Varietas Lectionum sich findet, abweicht, mit Ausnahme der Varianten der dritten Ascensiana, welche hier vollständig mitgetheilt werden, weshalb wir zugleich diese neue Bearbeitung als eine nothwendige Ergänzung der früheren Ausgabe zu betrachten haben. Dafs auch einzelne Verbesserungsvorschläge früherer Bearbeiter und eigene des Herausgebers unter dieser Varietas mit aufgeführt sind, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung.

Digitized by Google

C. Cornelii Taciti Opera ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. Volumen II. Sex posteriores annalium libros complectens. Hannoverae, in libraria Aulica Hahnii, MDCCCXXXIV. 570 S. in gr. 8. — Auch mit dem besondern Titel:

C. Cornelii Taciti Annalium libri sex posteriores. Ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua instruxit Georgius Alexander Ruperti etc.

Ref. kann nur auf die früheren Anzeigen dieser Bearbeitung des Tacitus Jahrgg. 1832. p. 475 ff. und 1834. p. 817 ff. verweisen und die Bemerkung beifügen, dafs das, was dort über Einrichtung und Charakter dieser Ausgabe gesagt ist, auch auf diesen Band anwendbar ist, welcher die sechs letzten Bücher der Annalen, in gleicher Weise wie im ersten Bande die vorhergehenden bearbeitet, enthält, und am Schlusse einen correcten Abdruck der Excurse des Lipsius nebst den Bemerkungen von Oberlin und Ernesti liefert. Auch in der höchst befriedigenden äufseren Ausstattung ist dieser Band den beiden andern früher erschienenen völlig gleich. So dürfen wir wohl bei dem raschen Fortgang dieses Unternehmens der baldigen Vollendung entgegensehen.

P. Virgilii Maronis Opera omnia ex recensione Chr. Gottl. Heynii. Editionis quartae ab Ge. Phil. Eberard. Wagnero paratae textum denuo recognovit ac perbrevi lectionis varietate instruxit Guilielmus Braunhardus, Thuringus. Coburgi et Lipsiae, sumtibus librariae Sinnerianae, MDCCCXXXIV. XXXVI u. 326 S. 8. — Auch mit dem weiteren Titel:

P. Virgilii Maronis Opera omnia. Textum denuo recognovit ac perbrevi varietatis lectione instruxit Guilielmus Braunhardus. Accedunt et carminum argumenta et Virgilii Vita etc.

Diese zum Gebrauch auf Schulen zunächst bestimmte Ausgabe des Virgilius liefert auf etwas mehr als dreihundert Seiten, mit zwar kleinen aber doch scharfen und nicht undeutlichen Lettern gedruckt, einen genauen Abdruck der letzten Heyne'schen, durch Wagner berichtigten Textesrecension, mit wenigen Ausnahmen in Interpunction, Orthographie u. dergl. m., ohne weitere Noten und Anmerkungen, als einige kurze Angaben abweichender Lesarten. „Prae ceteris," lesen wir S. VIII. der Vorrede des Editor's, „Heynii textus recensionem, ab Wagnero curatam, que Lipsii nuperrime prodiit, quarta, elegi basinque ut ita dicam, a scopo vix ter quaterve aberrantem reperi. Textui perbrevem lectionis varietatem, quae editionis tertiae et quartae ab Wagnero paratae discrepantiam indicat, in locis omnibus subjeci, quibus varietas lectionis ipsa notatis digna videbatur. Textum quidem

ed by Googl

verbo tenus ad fidem recensionis Wagneri typis exprimendum curavi, perpaucis locis exceptis, ubi modo orthographiam modo interpunctionem fere semper tacitus mutavi aut errores nonnullos typographicos delevi aut notulam interpretationis causa addidi.« Eine solche Notula finden wir z. B. S. 9. zu Eclog. III, 110, sonst allerdings selten. Aufserdem ist noch dem Ganzen vorgedruckt des Donatus Vita Virgilii, und darauf folgen die lateinischen Argumente zu den einzelnen Eclogen, so wie zu den vier Büchern der Georgica; bei der Aeneis gehen dieselben jedem einzelnen Buche, zu dem sie gehören, voran.

Zu dieser Ausgabe gehört noch:

In P. Virgilii Maronis Opera omnium Lexicon scholarum usui inprimis adcommodatum edidit Guilielmus Braunhardus, Thuringus. Coburgi et Lipsiae, sumt. libr. Sinnerianae, MDCCCXXXIV. XIV u. 344 S. in 8. — Auch mit dem Titel:

Virgil. Handlexikon für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilhelm Braunhard. 1. *Folge* 1. *Lieferung. Coburg und Leipzig. Verlag der Sinner'schen Buchhandlung.* 1834. 8.

Dafs nur durch gute Wörterbücher zu den einzelnen Autoren die gröfseren Wörterbücher, welche den ganzen lateinischen Sprachschatz enthalten sollen, zu möglichster Vollständigkeit gedeihen können, ist eine unzweifelhaft richtige Behauptung; auch versichert der Hr. Verf., dafs deshalb eine solche Vollständigkeit in der ersten Anlage seines Virgilischen Handwörterbuchs beabsichtigt gewesen, später jedoch aufgegeben worden, weil, wie es scheint, buchhändlerische Rücksichten gröfsere Kürze geboten und so die Aufnahme vieler Artikel, die der Vollständigkeit wegen, nicht hätten wegbleiben dürfen, unterbleiben mufste; daher seyen auch manche einzelne Stellen ohne die gehörige Erläuterung geblieben. Diese nöthigen Ergänzungen sollen später in einem Supplementband nachgetragen und darin der Sprachgebrauch fünf verschiedener Autoren vergleichend zusammengestellt werden.

Blicken wir nun auf das Gelieferte, so finden wir bei den einzelnen lateinischen Worten nicht blos das deutsche entsprechende angegeben, sondern wir finden selbst manche einzelne Stellen erklärt, wir finden verschiedene über solche Stellen obwaltende Deutungen aufgeführt und nebeneinander gestellt, öfters deutsch, bisweilen auch in lateinischer Sprache, in einem etwas bunten Gemisch, das uns allerdings, bei dem Mangel gleichförmiger Behandlung, fragen läfst, für wen denn zunächst dieses Lexikon bestimmt sey, und für welche Classe von Lesern oder Schülern der Verf. gearbeitet habe. Dafs derselbe an Schüler gedacht, zeigt die Vorrede, welche über den Gebrauch dieses Handwörterbuchs den Schüler auf einige beim Nachschlagen insbe-

sonders zu berücksichtigende Punkte aufmerksam macht. Welche Schüler aber sich der Verf. dabei dachte, konnte dem Ref. nicht ganz klar werden. Denn für den Schüler, der z. B. *foedus* häfslich nachschlagen mufs, passen doch auch nicht die Erklärungen, die z. B. bei einzelnen Worten, in lateinischer Sprache, aus Servius oder aus andern Erklärern mitgetheilt sind, oder die feinen Unterschiede, wie sie z. B. unter dem Worte *formido* über die Bedeutung von *horrere* und *formidare* angegeben sind u. A. der Art. Der Schüler oder Leser, der diese Bemerkungen zu benutzen und zu gebrauchen versteht, bedarf aber wohl nicht, dafs ihm gesagt werde, *foedus* heifse häfslich. Indessen bescheidet sich der Ref. gern des eigenen Urtheils und überläfst es lieber praktischen Schulmännern, über die Zweckmäfsigkeit einer solchen Behandlungsweise, ja solcher Arbeiten überhaupt, ihre Stimme abzugeben.

Ueber Ursprung und Begriff der Satire. Nebst [einer] Probe Horazischer Scholien von H. Paldamus. Greifswald, in Commission bei C. A. Koch. 1834. 31 *S. in* 8.

In dieser Schrift, die wir als einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der Römischen Literatur betrachten, beschäftigt sich der Verf. zuerst mit der Ableitung des Wortes Satyre und mit Angabe des Begriffs, der sich im Griechischen an die mythischen Wesen der Satyrn knüpfte, er berührt dann die Römischen Saturnalien, die er als ein Analogon der Griechischen Dionysien betrachtet, und sucht daraus mannichfache Verwirrungen und Vermischungen beider Feste, wie sie in alter und neuer Zeit vorgekommen sind, zu erklären. Zunächst folgt nun eine nähere Erörterung über das Wort *Satura* selber, wobei die Stellen der alten Grammatiker die verdiente Berücksichtigung finden. [Die Stelle aus Festus, die der unterzeichnete Ref. in der Röm. Lit.-Gesch. §. 25. not. 2. anführte und die der Hr. Verf. nach S. 15. bei Lindemann nicht finden konnte, steht daselbst p. 145. oder nach Dacier's Ausgabe S. 483.] Das Resultat der Untersuchung giebt S. 16. mit den Worten: »Irren wir nicht ganz, so war die Sache diese: »Satura war allerdings ursprünglich die Schüssel, der Korb mit Früchten u. s. w., zugleich aber waren metaphorisch die Saturae das Gemisch von Reden, Gesängen bei der Darbringung jener Körbe und der Feierung der damit verbundenen Feste.« Bei dem ganz allgemeinen Charakter des Worts fafst daher der Verf. die Saturas bei Livius VII, 2. und Valer. Max. II, 4, 4. auf als »Darstellungen ohne bestimmte Form, Charakter, Inhalt, bei denen man sich so Viel und so Wenig denken kann als bei Tutti frutti [?] u. a. Benennungen.« — »Die Satire war bis Ennius Naturpoesie, aber ebenfalls ohne allen bestimmten Charakter und Form, und tritt mithin als Kunstpoesie, aber ebenfalls ohne alle

Digitized by Google

weitere Bestimmtheit, als die der Mischung auf. Ennius' Satire ist gnomischer Art, wie Hesiodus, Theognis, Phokylides sind.« Diese Mischung aber (fährt der Verf. fort) erstreckt sich dann nicht blos auf den Inhalt, sondern selbst den Ausdruck Satura bezog man hin und wieder blos auf die Form, um Stücke, die in Prosa und Versen abwechselten, damit zu bezeichnen. (S. 17. 18.) Von der Satire des Ennius gelangt der Verf. dann weiter zu der des Lucilius, wo ihn die Beantwortung der Frage beschäftigt, in welchem Sinn dieser *inventor* Satirae, so wie Ennius *auctor* Satirae genannt werde, warum und wodurch denn zunächst Lucilius Schöpfer einer lebendigen und dauernden Satire geworden, während jene andere Satire fast gänzlich und ohne alle Spur untergegangen. Er unterscheidet dann drei Perioden dieser von Lucilius dadurch, dafs er dem leeren Begriffe der Satura einen bestimmten Inhalt gab, eigentlich erst geschaffenen Dichtgattung; der ersten gehört Lucilius selber an; die zweite bildet Horatius, die dritte Persius, Juvenalis und Sulpicia. Die näheren Bestimmungen dieser Perioden und in welcher Weise sich in ihnen der Begriff der Satire durchgebildet, mag man S. 21 und 22. der Schrift selbst nachlesen; wir bitten dann damit das zu verbinden, was neulich Weber in der deutschen Bearbeitung des Persius über den Charakter und die Gegenstände der Römischen Satire nach ihren verschiedenen Zeiten und Perioden bemerkt hat.

Die auf dem Titel angezeigte Probe Horazischer Scholien verbreitet sich über Horatius Satire 1, 2, 48. und sucht den Beweis zu führen, dafs bei dem dort genannten Sallustius an Niemand anders als an den berühmten Geschichtschreiber zu denken sey, wobei der Verf. auch seine Ansicht über den vielbesprochenen Punkt der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Sallustius mittheilt. Ref. hatte sich früherhin aus verschiedenen Gründen für das Gegentheil ausgesprochen und mit den neuesten Erklärern des Horatius in jener Stelle an einen anderen Sallustius gedacht. (Röm. Lit. Gesch. §. 188. not. 4.) Er mufs nun seine Leser bitten, auch die hier vorgetragenen Gegengründe näher zu prüfen, und dann ihnen die Entscheidung überlassen. — Auf der letzten Seite des Büchleins lesen wir, dafs der Verf. eine kritische Ausgabe der Ars Poetica des Horatius, mit Excursen ausgestattet, welche die Geschichte einzelner Zweige der Poesie behandeln sollen, beabsichtige, und später eine Geschichte der antiken Poesie; wir glauben von dem Verf., der auch in einer andern früher erschienen Schrift *) gründliche und unbefangene Forschung mit vielseitiger und umfassender Behandlung des Gegenstandes zu verbinden gewufst hat, nach solchen Proben eine gediegene Arbeit erwarten zu dürfen, der wir um so mehr mit Verlangen entge-

*) Römische Erotik von Hermann Paldamus. Greifswald bei C. A. Koch. 1833. 96 S. in 8. Mit dem Motto: *Improbe amor, quid non mortalia pectora cogis.*

gensehen, als eine unlängst erschienene Geschichte der antiken Poesie, die nichts weiter enthält, als einige aus ein Paar Compendien zusammengeraffte (und längst bekannte) Notizen mit einer ungenieſsbaren philosophischen Brühe übergossen, wahrlich ein solches Bedürfniſs unserer Literatur nicht befriedigen konnte.

Ref. benutzt diese Gelegenheit, um noch auf einige andere Schriften, welche die Förderung eines gründlichen, römischen Sprachstudiums zu ihrem Zwecke haben, aufmerksam zu machen.

Georg Heinr. Lünemann's, weil. Doct. der Philosophie und Rectors am Gymnasium zu Göttingen, Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch, nach Imm. Joh. Gerh. Scheller's Anlage neu bearbeitet. Deutsch-lateinischer Theil, neu ausgearbeitet von Karl Ernst Georges. Mit einem Vorworte von Dr. G. F. Grotefend. Zweiter Band. K — Z. Leipzig 1833. *In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung.* 1968 *S. in gröſstem Octav mit doppelten Columnen.* — Auch mit dem Titel:

Deutsch-lateinisches Handwörterbuch, aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten und Berücksichtigung der besten Hülfsmittel ausgearbeitet von Karl Ernst Georges u. s. w.

Wir haben Plan und Charakter dieses umfassenden Wörterbuchs, das mit diesem zweiten Bande geschlossen ist, bei der Anzeige des ersten Bandes in diesen Jahrbüchern 1832. No. 65. p. 1029 ff. bemerklich gemacht und dort zugleich auch die leitenden Grundsätze, nach denen der Hr. Verf. sein Werk ausgearbeitet hat, hervorgehoben, so daſs wir bei der Anzeige dieses zweiten Bandes füglich darauf verweisen können. Es genüge darum hier die Bemerkung, daſs der Hr. Verf. in gleicher Weise, wie er sein Werk begonnen, es auch zu vollenden bemüht war, und daſs er in dieser Hinsicht keine Mühe, kein Studium gescheut hat, ihm möglichste Vollendung zu geben und damit allen den Anforderungen der Vollständigkeit wie der Genauigkeit aller Angaben, wie man sie bei dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften an ein solches Werk zu stellen pflegt, aufs beste zu genügen. Daſs es Schüler der oberen Gymnasial- oder Lyceal-classen, Studirende und dergl. m. sind, auf welche der Hr. Verf. zunächst bei der Ausarbeitung Bedacht nahm, haben wir bereits in der früheren Anzeige angeführt; und diese werden auch gewiſs dieses Wörterbuch nicht unbefriedigt aus der Hand legen, indem sie darin gründliche Belehrung finden, und Nichts, was in den Kreis ihrer Studien in näherer und entfernterer Beziehung gehört, darin vermissen werden, selbst technische Ausdrücke, Kunstausdrücke einzelner Disciplinen und dergl. mehr nicht ausgenommen. Aber es ist nicht blos diese Vollständig-

Digitized by Google

keit und Gründlichkeit, welche diesem Wörterbuch vor andern, namentlich den früher erschienenen einen Vorzug giebt; es ist auch die rühmliche Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher Alles, bis in das geringste Detail ausgearbeitet ist, und die sich insbesondere in allem dem zeigt, was auf logische Auffassung und Darstellung, so wie auf die damit in Verbindung stehende Synonymik sich bezieht, ferner in der genauen Unterscheidung dessen, was in einzelnen Fällen der Latinität des goldenen oder des silbernen Zeitalters angehört; in welchem Falle dann auch nirgends bestimmte Belege oder Nachweisungen aus den Schriften der alten Autoren fehlen. So gewinnt nicht blos der Studierende, sondern auch selbst der Gelehrte, der, ohne Philolog von Fach zu seyn, doch eines solchen Hülfsmittels nicht gut entbehren kann, in diesem Wörterbuche einen sicheren Führer, dem er unbesorgt folgen und sich anvertrauen kann. Dem Verf. aber, der sich einem so überaus beschwerlichen und mühevollen Unternehmen unterzogen und es unverdrossen auf so befriedigende Weise zur Vollendung geführt hat, wollen wir wenigstens die dankbare und gerechte Anerkennung seiner Leistungen um so weniger versagen, als bei Schriften der Art, die in alle Fächer und Zweige der Wissenschaft einschlagen und ein unzähliges, vielfach in sich verschiedenes und abgestuftes Detail umfassen, so leicht eine das Ungemessene der Forderung verkennende Kritik, einzelne Punkte festhält und daran zerrt, und uns so den Genufs wie das Verdienst in kleinlicher Weise zu verkümmern sucht. Mit den Leistungen des Hrn. Verfs. für die deutsch-lateinische Lexikographie läfst sich wohl auch das verbinden, was Hr. Freund in seinem grofsen lateinischen Wörterbuch auf eine so ausgezeichnete Weise geleistet hat, und gern würde Ref. auch dieses Lexikons, das durch Anlage und Einrichtung eine so fühlbare Lücke unserer Literatur auszufüllen bestimmt ist, hier dankend gedenken, wenn nicht ein anderer Recensent in einer ausführlicheren Anzeige (s. oben S. 581 ff.) darauf nach Gebühr aufmerksam gemacht hätte. Wir wünschen um so mehr dem Verfasser Ausdauer und Muth, in gleich gründlicher und umfassender Weise der Forschung das begonnene Riesenwerk zur Vollendung zu bringen.

Kleines Deutsch-lateinisches Wörterbuch mit Angabe der lateinischen Wortformen für die ersten Anfänger. Von Felix Sebastian Feldbausch. Karlsruhe, Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung. 1833. VII *u.* 332 *S. in gr.* 8.

Obschon uns über dieses Werk eines inländischen Gelehrten nach den Gesetzen des Instituts keine Kritik zusteht, so mag es uns doch vergönnt seyn, durch eine einfache Angabe dessen, was in diesem Wörterbuch enthalten ist, und wie der bereits

durch andere Schriften rühmlichst bekannte Verfasser den Stoff behandelt hat, die Aufmerksamkeit des Publikums, zunächst der Schulmänner, darauf zu lenken.

Die grofse Schwierigkeit bei Wörterbüchern der Art, die für einen bestimmten Kreis, für eine bestimmte Klasse von Lesern oder Schülern bestimmt sind, liegt immerhin hauptsächlich in dem Mafse des zu Gebenden; dann aber auch in der Art und Weise der Einrichtung und Behandlung, obwohl hier, wie wir glauben, ein einsichtsvoller Schulmann durch die Erfahrungen, die er in seinem Amte gemacht hat, schon eher wird das Rechte zu treffen wissen. Vorliegendes Wörterbuch ist nun zunächst für die drei ersten Jahrescurse berechnet, und sucht, bei höchst compendiösen Druck auf etwas mehr als dreihundert Seiten in gröfsestem Octavformat, mit doppelten Spalten, wirklich einen Reichthum von Wörtern und Redensarten zusammenzudrängen, wodurch nicht blos vollkommen für das Bedürfnifs des Schülers in der bemerkten Periode gesorgt ist, sondern auch noch für weitere Jahre die Brauchbarkeit erhalten wird Diese aber setzen wir nicht blos in den Reichthum von Wörtern, den, wie bemerkt, dieses Wörterbuch darbietet, sondern auch in die Einrichtung und in die sorgfältige Beobachtung jenes Mafses, wornach nicht einem jeden deutschen Worte oder einer deutschen Redensart eine Fülle lateinischer Worte und Redensarten zugesellt ist, sondern eine sorgfältige Auswahl hier die Angaben auf das Nothwendigste und Bestimmteste zurückführt, mit der besonderen Rücksicht auf den Schüler, der leicht da, wo für Eine und dieselbe Redensart ihm mehrere Ausdrücke und Phrasen an die Hand gegeben werden (wenn er nämlich nicht blindlings und geradezu nach dem Ersten Besten greift), über die rechte Wahl in Verlegenheit geräth. Für solche ist auch in dieser Hinsicht gut gesorgt, da, um ein doppeltes, ermüdendes Nachschlagen zu verhüten, zugleich den lateinischen Wörtern auch die grammatikalischen Wortformen, dergl. z. B. die Angabe der Genitivform oder des Geschlechts der Substantive, oder der Stammzeiten der Verba beigefügt und die Quantitätszeichen der vorletzten Sylben genau angegeben sind.

Durch diese Eigenschaften dürfte sich dieses Wörterbuch wohl für die bemerkten Zwecke empfehlen, und seine Einführung und Verbreitung auf Schulen eben so räthlich als förderlich erscheinen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

ACHT UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1835.

Digitized by Google

N°. 39. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Beschluſs.)

Epistolae viri clarissimi Davidis Ruhnkenii ad Dan. Wyttenbachium, nunc primum ex autographis editae a Guilielmo Leonhardo Mahne. In Germania primum repetitae et annotatione instructae. Quibus accedunt selectae Dan. Wyttenbachii Epistolae ex fasciculo tertio sumptae. Curavit Frid. Car. Kraft, theolog. et philos. doctor, Joannei Hamburgensis director et professor. Altonae, Impensis librariae Hammerichianae. MDCCCXXXIV. XII *u.* 238 *S. in gr.* 8.

Diese Briefsammlung schliefst sich an die ähnliche, 1831 erschienene Sammlung auserwählter Briefe Bentley's, Gravius', Ruhnken's und Wyttenbach's an, deren wir auch in diesen Blättern gedacht haben (Jahrg. 1831. No. 78. p. 1247.), sie ist in gleicher Absicht und zu gleichem Zwecke unternommen, daher auch Einrichtung und Ausführung im Ganzen sich gleich geblieben ist. Aufgenommen sind in vorliegende Sammlung zuerst siebenzig, meist kürzere Briefe Ruhnken's an Wyttenbach; dann folgen Briefe Wyttenbach's an verschiedene holländische Gelehrte, an van Lynden, Hubert van Eldik, Bosch, van de Kasteele, van Heusde, Meermann und Andere, in einem correcten Abdruck nach der holländischen Originalausgabe. Daſs diese Briefe in einem, mit wenig Ausnahmen, klassischen und darum nachahmungswürdigen Latein geschrieben sind, davon wird sich Jeder leicht überzeugen können, der einen Blick in diese Briefe wirft; es haben dieselben in der gefälligen, in leichtem Fluſs der Rede sich bewegenden Sprache einen ganz eigenthümlichen Reiz der Darstellung, der uns anzieht und gern bei ihnen verweilen läſst, zumal wenn wir darin lesen, wie diese berühmten Humanisten selbst über die Verhältnisse des jetzigen Lebens, also über moderne Gegenstände, in einer gut lateinischen, ja oft zierlichen Sprache sich mit einander unterhalten, wodurch sie uns allerdings am besten lehren können, wie wir uns über Gegenstände der neueren Welt und Zeit in gutem Latein ausdrücken können, und uns damit überhaupt in den lateinischen Ideenkreis einführen, uns gewöhnen lernen, Lateinisch zu denken und dann auch zu schreiben und zu reden. Dies ist der unserm Ermessen nach allerdings wesentliche Nutzen, den namentlich bei jüngeren Leuten die Lectüre dieser und ähnlicher Briefe bewirkt und der sich schwerlich auf diese Weise aus der Lectüre der alten Schriftsteller allein erzielen läſst, wenn nicht das Studium der Alten mit fleiſsiger Lectüre guter neuerer Latinisten verbunden wird, die

zu gröfserer Leichtigkeit und Gewandtheit im Ausdruck führen. Wenn daher auch der Inhalt dieser Briefe mehr den Gelehrten interessiren dürfte, der das wissenschaftliche Leben jener Periode, das ganze literärische Treiben jener Zeit, insbesondere die speciellen Verhältnisse der Briefsteller und ihrer Freunde, ihre amtliche Stellung u. s. w. näher kennen lernen will (und in dieser Beziehung haben allerdings diese Briefe ein grofses Interesse), so ist dies doch nicht so ausschliefslich der Fall, dafs wir nicht glauben könnten, auch junge Leute, d. h. solche, die nicht von der leidigen Faulheit und Bequemlichkeit angesteckt, nur nothdürftig das erlernen und um das sich bekümmern, was nothwendig ist, um den künftigen Lebensbedarf sich zu sichern oder das Examen zu bestehen, sondern die mit einem edleren Sinn erfüllt, wahre Geistesbildung auf dem Wege und durch das Mittel der Humanitätsstudien suchen — würden sich durch den oben bemerkten Reiz der Darstellung angezogen fühlen, in dem Inhalt selbst ein Mittel finden, ihre Wifsbegierde zu befriedigen und sich selbst damit zugleich zu edlem Nacheifer zu entflammen. Doch hören wir den Herausgeber selbst, was er über die Lectüre solcher Briefe in dieser Beziehung schreibt S. VIII: »In his (epistolis) scriptum est de hominibus doctis, de eorum studiis et libris, de eorundem moribus et vita. Quid, quaeso, majorem intelligenti et discendi cupido lectori afferre potest voluptatem? Quid epistolis Ruhnkenii ad Wyttenbachium virum sibi amicissimum datis cognitu esse potest jucundius? Splendet in iis non solum nativa quaedam et vere Romana pulchritudo, verum etiam indidem elucet animus candidus, ingenium eximium, doctrina subtilis et elegans; discuntur denique ipsorum virorum vitae instituta atque fata. Permulta praeterea ex iisdem cognoscuntur, quae pertinent ad illius aetatis rem literariam adolescentibus tam utilem quam exoptatam. Eadem laude dignae judicandae sunt, quas tertio ex fasciculo epistolarum Wyttenbachianarum a Mahnio editarum selegimus. Commendántur enim justa rerum utilitate ac lactea quadam in scribendo ubertate et singulari orationis elegantia.«

Weil nun aber in diesen Briefen Manches vorkommt, das auf die damaligen Zeitverhältnisse oder auf die persönlichen Verhältnisse der mit einander correspondirenden Männer Bezug hat oder in den Bereich der Literärgeschichte gehört, so hat der Hr. Herausgeber diese Punkte, die natürlich Manchem fremd seyn müssen, in den beigefügten Anmerkungen auf eine befriedigende Weise erläutert und das zum Verständnifs Nothwendige überall beigebracht. Aber er ist in dieser Annotatio, wie schon aus dem bedeutenden Umfang derselben von S. 143—230. erhellt, nicht blos bei Erörterung dieser Punkte stehen geblieben, sondern er hat damit noch andere Bemerkungen verbunden, welche theils zur Berichtigung einiger minder klassischen Ausdrücke, welche in den Briefen selbst mitunter vorkommen, dienen, theils Nachweisungen über die in diesen Briefen vorkommende Nachahmung

Digitized by Google

älterer römischer Autoren in dem Gebrauch einzelner Wörter, Constructionen, Phrasen und dergl. enthalten und damit selbst eine reiche Auswahl von Bemerkungen über den lateinischen Sprachgebrauch, Reinheit des Ausdrucks durch Vermeidung unlateinischer Phrasen und Wörter verbinden, ebenfalls in einer sehr correcten Sprache vorgetragen. So wünschen wir, dafs diese Schrift beitragen möge zur Förderung gründlicher lateinischer Sprachstudien und gröfserer Fertigkeit und Gewandtheit im lateinischen Ausdruck, was jetzt so Vielen abgeht, die zu den akademischen Studien übergehen, und was nur Wenige dort nachzuholen sich bemühen, weil sie dann sich sogleich unmittelbar in die sogenannten Brodstudien hineinstürzen und alles Andere für überflüssig halten, auch darin in der Flachheit und Seichtigkeit der Zeit, so wie in dem Geschrei unwissender Weltreformatoren einen Anhaltungspunkt finden, der sie für gründliches Studium und die dadurch allein zu gewinnende wahre Geistesbildung, die das Ziel alles akademischen Strebens seyn soll, unempfänglich macht. Davor zu warnen, jugendliche Gemüther von solchen Abwegen abzuhalten, das sollte die Pflicht eines Jeden seyn, dem es um die sittliche und intellectuelle Bildung unserer Jugend Ernst ist, und der in den akademischen Studien nicht blos ein Mittel findet, gewisse Fertigkeiten, die zum künftigen Lebensbedarf für nothwendig erachtet werden, sich anzueignen und mechanisch anzulernen. Wer den Gang des Studirens in den letzten Jahren auf den verschiedenen Akademien, wo eine unbedingte Studierfreiheit herrscht, mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird unsere Behauptung gern bestätigen. Man giebt sich lieber in der Wahl und Bestimmung seiner Studien dem Rathe und den Eingebungen derer hin, die der natürlichen Bequemlichkeit und Trägheit schmeicheln, als den wohlgemeinten Bestimmungen einer festen gesetzlichen Ordnung, und ersteres nennt man Freiheit, letzteres Zwang! Doch welcher Unfug ist in unsern Zeiten nicht vorgekommen, den man nicht mit dem schön klingenden Worte der Freiheit bemäntelt und empfohlen hätte?

Wir verbinden damit noch die Anzeige einer andern etwas später uns zugekommenen Schrift, welche, wenn auch in ihrem Inhalt verschieden, doch denselben Absichten und demselben Zwecke der Förderung eines gründlichen lateinischen Sprachstudiums ihre Entstehung verdankt, von der also im Ganzen dasselbe gilt, was wir eben hier zu bemerken uns veranlafst sahen:

Digitized by Google

Orationes Latinae virorum recentioris aetatis disertissimorum: Graevii, Wyttenbachii, Mureti, Hemsterhusii, Facciolati, Ernesti, Chelucci,) Bencii, Majoragii, Perpiniani, Palearii, Eichstadii. In usum juventutis literarum studiosae collegit et brevi annotatione instruxit Antonius Baumstark, philos. Dr. et AA. LL. magister, professor Friburgensis. Friburgi, typis et sumtibus Fratrum Groos.* 1835. XII *und* 353 *S. in* 8.

Wie der Hr. Herausgeber über den Nutzen, den die Jugend aus der Lectüre vorzüglicher Latinisten der neueren Zeit gewinnt, denkt, das hat er in der lesenswerthen Vorrede auseinandergesetzt und dabei auch die Gründe angegeben, welche ihn bestimmten, nachdem bereits ähnliche Sammlungen zu ähnlichen Zwecken erschienen (wie z. B. A. Matthiä's Eloquentiae Latinae Exempla, worin indefs nach des Hrn. Verfs. Meinung Manches aufgenommen ist, was mehr für einen Philologen und dessen Ausbildung, als für den Zögling eines Gymnasiums pafst), eine neue Sammlung der Art zu veranstalten. Er erklärt sich in diesem Sinne auch weiter gegen die, welche die Lectüre der Neu-Lateiner auf den einzigen Muret beschränken wollen, dessen Nützlichkeit er übrigens vollkommen anerkennt und daher auch drei Reden desselben in seine Sammlung aufgenommen hat (die Reden De laudibus literarum, De utilitate ac praestantia literarum humaniorum und De moralis philosophiae laudibus), sonst finden wir noch folgende Namen: Graevius (De fide et veritate religionis Christianae), Wyttenbach (De vi et efficacia historiae ad studium virtutis), Hemsterhuis (De mathematum et philosophiae studio cum literis humanioribus conjungendo), Facciolati (De studio philosophiae), Ernesti (De philosophia populari — De artis bene cogitandi et dicendi conjunctione — De Eloquentia), Paulinus (De studio poetarum ad literas et eloquentiam necessario — De felicitate viri literati — De probitate viro literato necessaria — De usu et necessitate eloquentiae in foro et hodiernis judiciis), Bencius (Cur adolescentes aliquot in dicendi studio minus proficiunt), Majoragius (De contemnendis obtrectatoribus — De parentum in erudiendis liberis atque adolescentium in studiis optimarum artium officio), Perpinian (De arte rhetorica discenda), Palearius (De concordia civium), Eichstädt (Deprecatio latinitatis academicae).

Auf den Abdruck dieser Reden folgt eine lateinisch geschriebene Annotatio, in welcher die zum Verständnifs erforderlichen Notizen über die einzelnen Gelehrten, deren Reden aufgenommen, und über andere in diesen Reden vorkommende Namen und Gegenstände, sowie die Nachweisungen der in den Reden nur im Allgemeinen berührten Stellen der Alten gegeben werden, verbunden mit einzelnen grammatischen und sprachlichen Bemerkungen über einzelne unrichtige oder unlateinische Ausdrücke, welche in diesen

*) Ist wohl ein Druckfehler, statt Paulini.

Digitized by Google

Reden mitunter vorkommen; Alles gewifs zweckmäfsig und auch nicht mit der bei einigen ähnlichen Schriften getadelten, allzu grofsen Ausführlichkeit behandelt, sondern auf das Wesentlichste beschränkt; nur wäre es vielleicht für den Gebrauch bequemer gewesen, wenn unmittelbar unter dem Text auf jeder Seite diese Bemerkungen abgedruckt wären, da sie jetzt am Schlufs des Ganzen zusammengedruckt hinter den Reden von S. 208 — 353. stehen.

Wir wünschen auch dieser Schrift eines inländischen Gelehrten, dessen Thätigkeit wir in diesen Blättern schon mehrmals die gebührende Anerkennung bewiesen haben, allgemeinere Verbreitung zu dem Zwecke der Förderung gründlicher lateinischer Sprachstudien. Dann wird auch des Herausgebers Zweck erreicht.

Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren und oberen Classen der Gymnasien, entlehnt aus den besten neu-lateinischen Schriftstellern mit untergelegter Phraseologie, beständiger Verweisung auf die Grammatiken von Zumpt, Ramshorn, Krebs, Schulz, A. Grotefend, Mutzl und Billroth, grammatischen, stilistischen, synonymischen und antibarbaristischen Bemerkungen, von Dr. Eduard Geist, Gymnasiallehrer zu Giefsen. Giefsen 1835. *Druck und Verlag von Georg Friedr. Heyer, Vater.* XXVI *u.* 345 *S.* 8.

Ref. kann nicht leugnen, dafs das günstige Vorurtheil, welches die Vorrede in ihm erweckt hatte, bei näherer Durchsicht des Werkes selbst, sich ihm immer mehr bestätigt und bewährt hat. Ref. konnte nämlich nie mit derjenigen Classe von Uebungsschriften der Art sich befreunden, welche nur eigene, selbst verfertigte Themen zum Uebersetzen enthalten, von welcher Art und von welchem Inhalt diese auch seyen, weil er sich davon keineswegs den Nutzen versprechen kann, welcher für den Lernenden dann unleugbar gewonnen wird, wenn er mit der ihm vom Lehrer durchgesehenen und corrigirten Arbeit nun auch das lateinische Original, das einen Meister des lateinischen Ausdrucks zum Verfasser hat, Wort vor Wort vergleichen kann. Dann erst wird nach unserm Ermessen eine solche Uebung recht nützlich und ersprieſslich werden, und darin liegt auch wohl der Grund, warum das in diesem Sinne abgefafste Zumptische Uebungsbuch einen solchen Beifall in wiederholten Auflagen eingeerndtet hat, so sehr auch vielleicht Manches darin anders gewünscht werden könnte. Unser Verf. mag wohl ähnliche Erfahrungen gemacht haben, die ihn in Verbindung mit anderen Ursachen dahin bestimmten, ein eigenes Uebungsbuch der Art, also in der Weise, wie Zumpt und Forbiger (und, setzen wir hinzu, wie das Creuzer-Hessische Uebungsbuch) zu verfassen, natürlich verschieden von den genannten, in der Auswahl des Stoffs wie in der Behand-

lungsweise. Der Verf. beschränkt sich nicht blos darauf, aus verschiedenen Schriften der vorzüglicheren neueren und neuesten Latinisten (wir werden sie späterhin einzeln nennen) eine Anzahl von Stücken, ins Deutsche übertragen, zum Uebersetzen ins Lateinische zu liefern, sondern er hat sie auch mit Angabe der schwierigeren lateinischen Wörter und Redensarten, die unter dem Texte stehen, begleitet; und da, wo eine bestimmte Veranlassung dazu im Texte gegeben war, genaue Nachweisung auf die verschiedenen, auf dem Titel oben schon angegebenen Grammatiken, von denen immerhin eine oder die andere in den Händen des Schülers vorausgesetzt werden kann, beigefügt, insbesondere aber auch die sich darbietende Gelegenheit benützt zu zahlreichen, schätzbaren Bemerkungen über Classicität des lateinischen Ausdrucks im Einzelnen sowohl als im Ganzen der Darstellung, wobei die verschiedenen Forschungen der neueren Zeit nirgends unbeachtet und unberücksichtigt geblieben sind: ein Umstand, der die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Buchs erhöht und seiner weiteren und allgemeineren Verbreitung nur förderlich seyn kann.

In wiefern aber nun die Angaben lateinischer Wörter und Redensarten zu oft vorkommen und zu zahlreich sind, die Phraseologie mithin zu ausführlich ist, und eine zu grofse Ausdehnung erlangt hat, die es dann dem Schüler nur um so schwerer machen mufs, sich in der Folge frei und ohne solche Hülfsmittel zu bewegen, will Ref. nicht untersuchen, da hier das rechte Mafs zu treffen schwierig ist, und den Verf. gewifs am besten die eigenen Erfahrungen, die er mit dem Buch an seinen Schülern machen wird, darüber belehren und ihm schon eher zeigen werden, wo das richtige Mafs, das hier nicht leicht aus allgemeinen Ansichten oder Theorien ermittelt, sondern nur auf dem sichern Wege der Erfahrung gewonnen werden kann, liegt. Und so will Ref., zumal wenn er die von dem Hrn. Verf. S. XIII. angeführten Gründe näher erwägt, sich gerne des eigenen Urtheils in dieser Sache bescheiden, obwohl er offen gesteht, dafs er im Ganzen sich mehr zu der Ansicht Derjenigen neigt, welche bei solchen Schriften die Phraseologie oder die Angabe der lateinischen Ausdrücke möglichst beschränkt wissen wollen. Etwas Anderes ist es mit den Bemerkungen — und diese sind hier allerdings sehr zahlreich — welche vor dem Gebrauch unklassischer Ausdrücke oder vor Solöcismen und Barbarismen warnen und damit schon frühe an einen reinen lateinischen Ausdruck, durch stete Hinweisung darauf, gewöhnen sollen. Diese wird Jeder, der aus Erfahrung weifs, wie leicht die entgegengesetzte Richtung sich einschleicht und oft dauernd sich erhält, nur passend und zweckmäfsig, auch darum hier keineswegs zu ausgedehnt finden.

Was den deutschen Ausdruck betrifft, so suchte der Verf. in seinen Uebersetzungen sich möglichst an die lateinischen

Digitized by Google

Originale anzuschliefsen und diese so getreu als möglich, d. h. als es mit den Gesetzen der Sprache vereinbar war, wiederzugeben, um nämlich der Rückübersetzung keine allzu grofsen Schwierigkeiten zu machen; ja er bemerkt ausdrücklich, dafs er sich darum nicht gescheut habe, manche Wendung und Verbindung, die im Deutschen etwas steif scheinen kann, beizubehalten,*) doch glaube er hoffen zu dürfen, dafs man der Uebersetzung im Allgemeinen diesen Vorwurf, undeutsch zu seyn, nicht werde machen können. (S. XI. XII.) Ref. ist keineswegs geneigt, diesen Vorwurf, den man z. B. dem Weber'schen Uebersetzungsbuch schon mit mehr Grund in dieser Beziehung machen kann, gegen den Verfasser auszusprechen, noch weniger wenn er die Bestimmung des Buchs für Schüler erwägt, die in der mehr wörtlichen und treuen Uebersetzung, in dem dem Lateinischen mehr angepafsten deutschen Ausdruck allerdings eine wesentliche Erleichterung beim Uebersetzen finden und damit überhaupt, wie es scheint, in den Charakter und Geist der lateinischen Sprache, den sie sich vor Allem anzueignen oder wornach sie doch vor Allem zu streben haben, leichter eingeführt und an den lateinischen Ausdruck gewöhnt werden, so dafs sie dann desto leichter Lateinisch denken, und auf diesem allein sichern Wege auch dahin gelangen, gut Lateinisch zu schreiben. Indessen für Geübtere, denen, bei guter Grundlage, die weitere Vervollkommnung und Ausbildung noch fehlt, würde Ref. gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen, er würde nämlich hier die Uebersetzung so deutsch als möglich einrichten, um gerade durch den Gegensatz auf den wahren Charakter der lateinischen Sprache in ihrer auffallenden Verschiedenheit von der deutschen wiederholt hinzuweisen, um eben dadurch jenen mit recht klarem und deutlichem Bewufstseyn zu erkennen und sich anzueignen. Er gesteht auch, dafs manche Erfahrungen, die er in dieser Beziehung gemacht hat, ihn in dieser Ansicht nur noch mehr bestärkt haben. Freilich darf dann die mündliche Erklärung, die mündliche Erläuterung des Lehrers nicht fehlen.

---

*) Ein Beispiel S. 156: „Heut zu Tage mustern Jünglinge — — in schlechten Schriften die Universitätsprofessoren und beschimpfen die Universitäten, deren Nestern sie beinahe unbefiedert entflogen sind." Sollte ein solches Lied, das im Lateinischen allerdings angeht, auch in unserer Sprache anwendber seyn? Wir bezweifeln es fast. Uebrigens ist dieser Punkt — die passende Uebertragung von Bildern, ohne dafs sie an ihrem Gehalt und an ihrer Bedeutung, kurz an ihrem Sinn, verlieren, für den Uebersetzer aus alten Sprachen immer etwas sehr Schwieriges und Mifsliches, da jede Sprache — insbesondere die alten Sprachen im Gegensatz zu den neueren — ihre eigenthümlichen Bilder und Metaphern besitzt, welche sich nicht so leicht und unbedingt in eine andere übertragen lassen. Ref. hat dies zur Genüge bei seiner Uebersetzung des bilderreichen Plutarch, zumal in den sogenannt moralischen Schriften, erfahren.

Was nun noch die Wahl der einzelnen Uebungsstücke selber, oder den Inhalt des Uebungsbuches betrifft, so ging der Verf., aufser dem allgemeinen Standpunkt der Nützlichkeit und Brauchbarkeit, welche die Wahl bestimmen und leiten mufste, auch zugleich darauf aus, solche Stücke zu wählen, welche dem Schüler eine nützliche Belehrung, in geschichtlicher, besonders in literärhistorischer Hinsicht (ein leider jetzt allzusehr bei dem Studiren vernachlässigter Zweig der Wissenschaften) geben konnten. Und wenn er sich dann nicht scheut, auch die Verfasser dieser Stücke zu nennen, so kann Ref. dagegen durchaus nichts einwenden. Es findet übrigens in den einzelnen Stücken nicht, wie dies bei andern Werken der Art wohl der Fall ist, ein Stufengang oder ein allmähliges Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren statt, ausgenommen in sofern dies nicht durch die Natur der verschiedenen Stylgattungen selber gegeben ist. Der Verf. hatte hier eine bestimmte Classe von Schülern, die sich bei allem Wechsel der einzelnen Personen, doch in Absicht auf den Grad und die Stufe ihrer Kenntnisse stets gleich bleibt und gleich steht, vor Augen, er behielt darum den gleichen Mafsstab bei, und bietet so dem Lehrer, der das Buch eingeführt hat, eine reichliche Wahl von einzelnen, in dieser Hinsicht gleich stehenden und doch wiederum in Absicht auf Inhalt so sehr verschiedenen Uebungsstücken dar, wobei nicht leicht eine Wiederholung zu befürchten ist.

Die erste Abtheilung enthält Briefe, in Allem neun und zwanzig, meist von Wyttenbach, Ruhnkenius und Muretus, und durch ihren Inhalt anziehend und interessant. Die zweite Abtheilung (von No. XXX—LXX.) giebt Vermischte Aufsätze, meist von allgemeinerem oder literärhistorischem Inhalt, theils von den drei eben genannten, theils auch von Philipp Camerarius und Eichstädt; die dritte Abtheilung bietet rein historische Stücke, und zwar Mehreres (No. LXXI—XC.) aus Philipp Melanchthon's Leben von Joachim Camerarius, dann die Wiedertäufer zu Münster von Johann Sleidanus (No. CXI—CIX.) und die Pariser Bluthochzeit von Jacob de Thou (No. CX—CXXV.). Der Verf. entschuldigt sich in der Vorrede (S. X.) über diese Wahl, er bemerkt auch ausdrücklich, dafs er sich in diesen Abschnitten namhafte Auslassungen oder Abkürzungen der Originale erlaubt habe, aus denen es sonst nicht leicht möglich gewesen wäre, abgeschlossene Erzählungen zu geben. Die Schwierigkeit zum Uebersetzen passender historischer Themen aus den Schriften neuerer Latinisten zu geben, hat Ref. selbst schon mehrfach empfunden; der minder klassische und darum auch minder bildende Styl dieser lateinischen Historiker neuerer Zeit macht allerdings bei ihrer Benutzung zu solchen Zwecken doppelte Vorsicht nothwendig, die auch der Herr Verf. dringend und mit Recht empfiehlt. Er hat übrigens hier Alles vermieden, was in religiöser Hinsicht in diesen die Ge-

schichte der Religionsstreitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts berührenden Stücken nur einigermafsen in Inhalt oder Fassung Anstofsendes vorkommen konnte, da sein Buch für Schüler aller Confessionen, wie sie jetzt in den meisten Gymnasien zusammen vorkommen, bestimmt ist. Die vierte und letzte Abtheilung (No. CXXVI—CLXI.) enthält vier Reden, zwei von Muretus, eine von Ernesti und eine von Eichstädt, und daran schliefst sich S. 293 ff. bis 324. ein für Schüler recht belehrender (durch den Inhalt des Buchs freilich nothwendig gewordener) Anhang, welcher biographische Notizen über die Verfasser der in dieses Uebungsbuch aufgenommenen Stücke und über andere darin vorkommende Personen, zunächst Gelehrte, enthält. Umfassende Register über die einzelnen in den Noten vorkommenden und dort behandelten, lateinischen wie deutschen Wörter und Ausdrücke, so wie über die im Anhang vorkommenden Namen, machen den Beschluss.

Chr. Bähr.

PRAKTISCHE THEOLOGIE.

1) *Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben. In Predigten von Dr. G. A. F. Goldmann, Pastor zu Grofs-Dahl im Herzogthum Braunschweig.* Auch unter dem Titel: *Predigten zunächst für häusliche Erbauung, von u. s. w. 3te Sammlung. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandl.* 1835. 8. 361 S.

Von Predigten giebt eine wissenschaftliche Zeitschrift gerne Kunde, inwieferne sie die Richtung der Theologie für das kirchliche Leben bezeichnen. Die vorliegenden verdienen in dieser Hinsicht eine Anzeige in unsern Blättern, da wir übrigens sie auch als eindringende Erweckungen zum ächten Christenthum anerkennen. Ohne auf eine Beurtheilung ihres homiletischen und asketischen Werthes einzugehen, wollen wir nur auf einige Stellen hinweisen. Z. B. in der Osterpredigt heifst es: »Wie alle Begebenheiten des irdischen Lebens unsers Herrn ein Vorbild sollen seyn für unser geistiges Leben, so auch seine Auferstehung. Er ist ja die zeitliche Erscheinung und Offenbarung des göttlichen Lebens, das sichtbare Abbild des unsichtbaren Gottes. Was wir äufserlich an ihm vernehmen, das sollen wir innerlich in unserm Geiste nachbilden, damit wir so Gott ähnlich werden, das Ebenbild Gottes in uns erneuern und dadurch fähig und würdig werden, aufzublicken zu dem himmlischen Vater als seine rechten Kinder. Darum, so wie Christus ist leiblich auferstanden, so sollen wir auch auferstehen geistig, das soll unser Streben seyn.« Und aus der Predigt über Joh. 10, 12 fgg., wo der Prediger gegen die Versuchungen zum Unglauben zeitgemäfs warnt, und fortfährt: »— so wird die Sinnlichkeit, die nur den äufsern

Schein der Dinge erfährt, und der gemeine Verstand, der daraus seine Wahrheit bildet, sich erheben, und beide werden ihren alten, von Kindheit an erlangten Einfluſs auf dich üben, und sich zum Maſse aller Wahrheit machen wollen; werden wegleugnen, was sie nicht erfahren und begreifen, dich in Zweifel verstricken, und die geistige Welt theilweise oder ganz dir zu verdecken suchen, daſs du in wunderbarer Verkehrtheit den dunkeln Erdentraum deines eignen Meinens für wahres Wachen, und das wache Schauen in dem Lichtreiche Gottes für einen Traum halten, die ewige Wahrheit, die Christus dir zeigt, für Täuschung, und den Selbstbetrug deines eignen Klügelns für die rechte, ewig gültige Wahrheit ansehn sollst u. s. w.« Die Predigt über das: »Was der Frühling uns zuruft; 1) groſs ist der Herr in seiner schönen Welt; 2) o Mensch, bleib du allein kein dürrer Strauch;« — schlieſst mit Herzensworten an die verschiednen Lebensalter: »Jetzt laſs die göttlichen Keime deines Geistes sich an dem Worte und Vorbilde deines Heilandes entfalten, daſs Leib und Seele zugleich herrlich blühen. Dann bist du erst an wahrer Schönheit reich, wenn mit den Rosen der Wangen auch innerlich die hellen Rosen der Unschuld und die Lilien des ganz Gott geweiheten Sinnes auf deines Herzens reinem Grunde leuchten. Ihr Männer und ihr Frauen, geht in den Sonnenschein der ewigen Gnade aus dem dunkeln Erdentreiben u. s. w.« — Doch schon genug, um den gemüthlich frommen, zum Sentimentalen sich hinneigenden Ton, die edle Sprache, und den klaren Gedankengang dieser Predigten zu bemerken. Wir sind versucht, mehreres auszuschreiben, als diese nur zufällig aufgenommenen Stellen, da den Leser die Predigten anziehen. Sie geben der Vorrede, einem Nachrufe des Verfs. »an die liebe Elbingeroder Gemeinde« das Zeugniſs des wahren Gefühls, womit er sich an seine ehemalige Gemeinde erinnert; und sie rechtfertigen den Wunsch derselben, seine Predigten drucken zu lassen, dem er sich, übrigens ungern, gefügt hat. Sie verdienten es auch, denn sie dienen wahrhaft auch der häuslichen Erbauung.

Worauf indessen der Ref. hier die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist die erfreuliche Erscheinung in dem kirchlichen Leben, welche sie gewähren. Lange genug hörte und las man solche, die sich des Evangeliums vom Gekreuzigten und Auferstandnen zu schämen schienen, wenigstens sich scheuten, den Glauben an ihn entschieden auszusprechen, und lieber von »der Lehre Jesu« und der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur redeten, oder sonst nur im Gebiete der Reflexionen und schöner Redensarten sich gefielen. Jetzt hört und lieset man doch wieder Predigten, die mit der Kraft des inneren Lebens Christum verkündigen, und den Menschen an seine Verdorbenheit erinnern. Dazu gehören die vorliegenden, wovon schon die angeführten Stellen zeugen.

Noch immer verleiten Grundsätze einer bisherigen Homiletik zur Schön- und Schauredнerei, welche denn auch unter der

Maske des besseren Glaubens, d. i. mit modischen Ausdrücken auftritt, die manchmal sogar einen Geschmack des Pietismus verrathen möchte. Anders erklärt sich dieser Prediger, wenn er in seiner Antrittspredigt alsobald sagt: »Euer Beifall, l. Chr., ist es nicht, ich darf nach ihm nicht verlangen u. s. w. Ich sage das darum u. s. w., weil mir wohl früher gerathen ist, ich möge doch so oder anders reden, um Dieses oder Jenes Beifall zu haben; oder damit niemand meine, er erzeige mir eine Ehre oder Gutes, wenn er mir zuhöre Nein, ich armer sündiger Mensch bin für mich nichts und gelte nichts, sondern allein das Gotteswort, das ich euch bringe u. s. w.« Ist es nicht ein Fortschritt der Kirche, dafs dieser bessere homiletische Geist auch bei vorzüglichen Kanzelrednern ins Leben tritt?

Und ist nicht auch das erfreulich, dafs der Prediger sich nicht scheut, die Lehre unsers wohlbegründeten Glaubensbekenntnisses selbst laut zu bekennen, in der jetzigen Zeit, wo Prediger sogar deshalb Verfolgung befürchten müssen? Denn wer von der Sündhaftigkeit und der Begnadigung redet, wird ja bekanntlich oft des Mysticismus beschuldigt. Der Verf. der vorliegenden Predigten scheut sich nicht, so zu reden, dafs der sich hier und da regende Verfolgungsgeist ihn in solchen Ruf bringen könnte. Er redet von der Liebe zu dem Heiland, er spricht sogar mit den Worten eines Novalis: »was wär' ich ohne dich gewesen u. s. w., er hält eine ganze Predigt über »die Kennzeichen der Auserwählten,« und dergl. Hätte er nur Manches noch tiefer ausgesprochen und entwickelt! An Wärme und Klarheit fehlt es den Predigten nicht; auch ist die Abwechselung in der Form der Dispositionen zu loben!

Der evangelische Kirchenfreund, ein praktisches Handbuch zur näheren Kenntnifs des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche, ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, so wie ihrer Haupt- und Unterscheidungslehren. Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Oerter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere. Für Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen; von von A. W. Knauer, Archidiak. zu Celle im Königr. Hannover. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhdl. 1835. 8. VIII u. 229 S.

Was schon der Titel ausführlich angiebt, findet man in dem Buche. Eine recht nützliche Sammlung der Notizen, aus guten Lehrbüchern genommen, und mit einsichtsvollen Bemerkungen begleitet. Wir können hier nicht alles so genau durchgehen, um über die Richtigkeit der Angaben zu urtheilen, aber aus dem, was wir als richtig befunden haben, dürfen wir auch auf das Uebrige einen günstigen Schlufs machen. Dieses sagen wir besonders von dem 3ten Abschn., der »das Kirchenjahr und die kirchlichen Zeitabschnitte,« wie auch von dem 4ten, der »die

Fest- und Sonntage" zugleich archäologisch angiebt. Dasselbe gilt auch von dem 5ten und 7ten, welche ausführlich »von den kirchlichen Handlungen, Oertern und Sachen« handeln. Der 6te Abschn. über »die kirchlichen Personen" und der 8te über »die kirchlichen Rechtsgrundsätze,« beziehen sich, was sie aus der neuesten Zeit angeben, hauptsächlich auf die Hannöversche Kirche.

»Die Hauptlehren der evangelischen Kirche, im Vergleich mit andern Hauptkirchen,« sind im 2ten Abschnitt und »ein geschichtlicher Ueberblick der christlichen Kirche überhaupt, und der einzelnen christlichen Partheien« ist im 1sten Abschn. vorangestellt. Beide finden wir nur zu kurz behandelt, um genugsam in das Wesentliche einzudringen, was doch hier grade und jetzt grade zu wünschen war. So werden z. B. diejenigen, welche die Taufgesinnten, die Quäker, die Methodisten — in ihrer jetzigen Ausbildung kennen, die wenigen Zeilen, womit sie hier aus ihrer ersten Zeit abgefertigt sind, bei weitem nicht genügend finden, um sie gehörig zu würdigen. Das erste Hervortreten einer Partei ist natürlich mehr ein schroffes Gegenübertreten gegen die andere, und so schärfen sich im Anfang die Gegensätze, bis sie nach und nach ruhiger ihr inneres Wesen entwickeln, und dann erst sich einander näher betrachten und befreundeter finden, als sie es früher dachten. Nunmehr streifen sie auch das Unwesentliche ab, und stehen in ihrer eigenthümlichen Idee da, wie sich jede aus dem Baume, der frei seine Krone entfaltet, und ebenfalls in reinerer Gestalt als ein edler Zweig dem Himmel darbietet. Solche Würdigung ist die wahrhaft freisinnige, welche der Geist der evangelischen Kirche verlangt. Dieser Geist wird die kurze Bezeichnung (S. 11.): »die Pietisten, welche das Conventikelwesen und Privatübungen der Frömmigkeit begünstigten (seit Spener, 1670), in der lutherischen sowohl als in der reformirten Kirche, auch häufig wegen ihrer Neigung zu einer Gefühlsreligion Mystiker genannt,« — schon darum nicht billigen, weil sie einen unklaren Begriff giebt, aber besonders auch darum, weil eben in der neuesten Zeit diese Unbestimmtheit die obwaltenden Streitigkeiten gewifs nicht schlichtet, sondern vielmehr zu den ungerechtesten Urtheilen verleiten kann. Dafs dieses nicht die Absicht des Verfs. sey, davon überzeugt uns das ganze Buch, insbesondere auch die Vorrede. Aus Achtung für seine evangelisch-christliche Absicht machen wir diese Erinnerung zugleich auch in Beziehung auf das, was er S. IV. der Vorrede »von Vielen, die zwar eingestehen, dafs der Mensch ohne Religion nicht leben könne, aber doch die Kirche dazu nicht nöthig zu haben wähnen,« sagt: »Separatisten, welche aus engherzigem Vorurtheile, oder aus Stolz und Dünkel, nach eigner Wahl einhergehen, in Demuth und Geistfichkeit der Engel (Col. 2, 18fg.); oder noch schlimmere (?) Kirchenverächter, welche aus flatterhaftem Weltsinne verlassen unsere Versammlungen (Hebr. 10, 24 fg.)!!" Denn theils sind damit noch nicht alle

Ursachen des Separatismus angegeben; theils könnte es der neuesten Form eines kirchlichen Verfolgungsgeistes (d. i. Pfaffenthums) Vorschub leisten. Der Verf. macht indessen eben darum mit dem Eigenthümlichen unserer Kirche bekannt, damit die derselben zugehören richtig auch über die Andern urtheilen, und so wird er mit uns einverstanden seyn, dafs der Geistliche, welcher das Evangelium rein und lauter verkündigt, unserer Kirche gegen Widersacher, Abtrünnige, Abholde und Gleichgültige mit der wahren und siegenden Kraft dient, und die, welche es werth sind, auch für die öffentlichen Versammlungen gewinnt.

Schwarz.

PHILOSOPHIE.

Philosophische Meditationen über Plato's Symposion. Von C. Fortlagè, Doctor der Philosophie und Privatdocent zu Heidelberg. Heidelberg, bei Groos. 1835. XVIII u. 282 S.

In diesen Meditationen habe ich einen Versuch gemacht, den Plato philosophisch zu erklären nach einer älteren und freieren Methode, welche nicht strebt, aus seinen ungebundenen Rhapsodien ein abgeschlossenes Vernunftsystem zu bilden, sondern eigene und neue Vorstellungen durch Entgegenhalten der antiken mit hellerem Licht zu bestrahlen, zu reinigen und zu heben. Der treffliche Marsilius Ficinus hat hierin schon durch seinen philosophischen Commentar über das Symposion, aus welchem sich S. 248—253. eine Gedankenreihe eingeflochten findet, mit glänzendem Beispiel vorgeleuchtet. Indem die Anknüpfung moderner Ideen aus der neuesten philosophischen Epoche an die Vorstellungen der Platonischen Denkungsart mein erstes Streben war, so war mein zweites, den Zauber, welcher in der poetischen und mythischen Darstellung der unsterblichen Gegenstände bei Plato liegt, ebenfalls in einer, einem neuen und anderen Gedankenkreise angemessenen Form wiederstrahlen zu lassen.

Die Sprache der Poesie und des Enthusiasmus ist hier nicht zu dem Zwecke angewandt, um esoterische Gedanken auf eine exoterische Weise vor ein gröfseres Publikum zu bringen, als blühende Einkleidung eines trocknen Gegenstandes, sondern sie flofs von selbst aus der Ueberzeugung, dafs an diesen Orten die enthusiastische Sprache die einzig wahre und gründliche, jede andere aber falsch ist und ihre Irrthümer schon durch sich selbst mitbringt.

Vier Hauptstrafsen sind es, die man im Philosophiren einschlagen kann, eine dialektische, eine monadologische, eine enthusiastische und eine kritische. Bildet man, wie es im Verlauf der Geschichte der Philosophie auf mannichfache Art geschehen

ist, aus diesen vier Methoden vier abgeschlossene Systeme, so treten dieselben gegen einander in unauflöslichen Streit.

Der stärkste Irrthum ist der, den ganzen Umfang der Wahrheit in einem dialektischen und a priori construirten System gefangen zu nehmen. Construirt man ein solches System als eine vollständige abstrakte Kategorientafel nach dem Muster der Hegel'schen Logik, ein System, entstehend aus dem reinen Denken des Denkens, schwebend in sich selbst, so bringt es einen blendenden Schein des Wissens hervor, indem sich nicht allein die ganze Mannichfaltigkeit aller abstrakten Begriffe, also gleichsam die ganze Physiologie des Denkens mit Leichtigkeit in ihm nachweisen läfst, sondern auch alle Gesetze und Schemata in Mathematik, Physik, im Lebensprocefs des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit sich in mannichfaltigem Zusammenhang mit jenen apriorischen Schematen zeigen. Denn die Tafel der Kategorien ist die vollständige Tafel des Allgemeinen, und folglich, da jedes Ding die Form eines Allgemeinen an sich trägt, kann es kein Ding geben, welches nicht irgendwie in dies System hinein passe und dadurch ein gewisses oberflächliches wissenschaftliches Licht von ihm bekomme.

Aber das System der Dialektik scheitert unrettbar am System der Monadologie. Denn ausgeschlossen vom Begriff bleibt immer sein Gegentheil, das Individuelle. Die Wissenschaft der Individuen ist die Monadologie. Ihre Aufgabe ist die Erforschung des Einzelnen als Einzelnen, mag sie nun dieses als Atome oder Homöomerien oder Monaden oder Selbste bezeichnen.

Die Monadologie hat vor der Dialektik den grofsen Vorzug, dafs sie sich nicht, wie diese, mit blofsen Spiegelbildern und Schattenspielen, sondern mit der individuellen Realität und den Proportionen ihrer empirischen Vielheit beschäftigt. Könnte man hier auf den Grund kommen, so würde es der wirkliche und reelle Grund seyn. Aber die Verschiedenheit der Resultate verschiedener monadologischer Systeme giebt uns den ersten Wink, dafs hier Alles im Skepticismus endigt, den zweiten dafür giebt uns die bei jedem monadologischen System vorkommende letzte Zuflucht zu einer Fiction, sey es die zufällige Abweichung der Atome von der geraden Linie bei Epikur, oder die Fulguration bei Leibnitz, oder der intelligible Raum bei Herbart. Kurz, die Gründe der Schöpfung, in denen die Monadologie endigt, sind dunkel. Sie giebt uns über dieselben keinen Aufschlufs, sondern führt uns nur derjenigen Finsternifs direkt entgegen, welche im dialektischen System sich als ein ewig fernes, unerreichbares, und daher unüberwindliches Gegentheil ankündigt. Diese skeptische Finsternifs ist aber eine Nacht, aus welcher dem im metaphysischen Forschen geübten Geiste viele ahnungsvolle Bilder entgegenschweben, und mit einer Schaar von Wahrheiten der Wissenschaft und des Lebens in einem bald mehr bald weniger deutlichen Zusammenhange erklingen. Dies ist die schwer zu

Digitized by Google

spielende Harfe, auf welcher ich mich in diesen Meditationen mit wagender Hand versuchen wollte, ermuntert durch das Beispiel einiger würdigen Vorgänger, unter denen ich besonders den trefflichen Schubert meine.

Denn dies ist die einzig mögliche Art, wie mit Wahrheit gesprochen werden kann über das, welches seiner Natur nach unaussprechlich ist, obgleich es selbst weder durch diese, noch irgend eine andere Sprache ausgesprochen werden kann. Die Existenz, in welcher der Mensch lebt, ist dem Thier verborgen, und die, in welcher das Thier lebt, der Pflanze, so wie die, in welcher die Pflanze lebt, dem Stein. Wird also nicht, so wenig die Pflanze in die Welt des Thiers, und das Thier in die Welt des Menschen eindringen kann, eben so undurchdringlich eine höhere Welt für den Menschen seyn? Und so wie die Welt des Wachens unerforschlich ist der Welt des Traums, und diese unbekannt ist dem bewufstlosen tiefen Schlaf, mufs nicht eben so die Welt eines höheren Daseyns der Welt des Wachens unerforschlich seyn? Und so wie der Punkt niemals erreicht die Existenz der Linie, und die Linie niemals erreicht die Existenz der Fläche, und die Fläche niemals erreicht die Existenz des Körpers, wird nicht für unser aus einem körperlichen Weltraum bestehendes Universum eben so unerreichbar seyn diejenige Existenz, welche sich zur Körperlichkeit verhält, wie Körper zu Fläche oder zu Linie oder zu Punkt? Und so undurchdringlich die Welt des Auges ist für die Welt des Ohrs, und diese für die Welt des Schmeckens, wird nicht eben so wenig die mit den Bildern des Auges angefüllte Phantasie eine noch klarere Existenz auffassen können, welche sich zum Gesicht verhält, wie das Gesicht zum Gehör, wie das Gehör zum Schmecken? Alle Analogieen führen hier einstimmig zu der Ueberzeugung hin, dafs die höheren Sphären immer für die niedrigeren undurchdringlich sind, dafs kein Uebergang ist aus der niedrigeren in die höhere hinein, dafs folglich der Unsterbliche in undurchdringlicher Nacht wohnt, und dafs das Ziel, welches dem sterblichen Wesen zur Sehnsucht gesetzt ist, darin besteht, zu der Zeit, wo es gelangt zu den undurchgehbaren Pforten des Ewigen, in seine Urelemente aufgelöset zu werden, an einem Orte, welcher umrauscht ist von den Paradiesen der Poesie und prophetischen Begeisterung.

Ist der Ewige wirklich unaussprechlich, so folgt hieraus von selbst, dafs die Sprache über ihn, welcher über allen Vorstellungen liegt, und dennoch mit so mächtigen Naturstimmen an unser Herz redet, nur eine begeisterte seyn kann, um nicht eine lästernde und götzendienerische zu seyn, wie auch, dafs alle Aussprüche derer, welchen wir wirkliche Erfahrung einer höheren Existenz zutrauen, in diesem Sinne verstanden werden müssen, damit nicht, wo die philosophische Dialektik vor einer höheren Macht erröthend schweigt, eine scholastische Dialektik sich desto unverschämter an ihre Stelle dränge. Plato ist der

Digitized by Google

Philosoph, welcher sowohl durch die Form, als durch den Geist seiner hinterlassenen Monumente zeigt, dieses in der weitesten Ferne so enge Naheseyn des Unsterblichen am zartesten und richtigsten aufgefafst zu haben, und ich habe daher Plato richtig zu erklären geglaubt, wenn ich seine Ideen so auszulegen suchte, wie alle Aussprüche und Mittheilungen über das Ewige, welchen wir Wahrheit zutrauen, ausgelegt werden müssen.

Das Arbeiten im Gebiet eines abgeschlossenen Systems, auf welches der philosophische Forscher seine ganze Kraft wendet, erzeugt ohne Zweifel wohl einen fröhlicheren Geistesschwung, welcher den Gedanken leichter über alle Schwierigkeiten hinweg zu heben verspricht, als das Arbeiten im Schacht der skeptischen Methode, welche nach den Grenzen des Wissens forscht. Letzteres Geschäft liegt gleichsam schwerer auf und nimmt den Geist härter gefangen, führt ihn weiter ab von der Beziehung der Theorie aufs Leben und seine praktischen Tendenzen, in eine gröfsere Einsamkeit mit sich selbst. Der lichtvolle Horizont der Speculation umschattet sich mit einer sinkenden Nacht, in deren Helldunkel die Seele die Quellen der Wahrheit nur leise murmeln hört. Wer in diese Gegenden kommt, wird sich der Schmerzen aller derer erinnern, welche hier in früheren Jahrhunderten umherirrten; denn wer in diese Gegenden kam, den stiefs das Leben gewöhnlich aus. Möchten gegenwärtige Meditationen über das Platonische Gastmahl denen, welche in diesen Gegenden wandeln, als der Zuruf eines mit ihnen nach demselben Ziel ringenden Geistes anklingen, gleich jenem alten Empedokleischen:

Θάρσει, καὶ τότε δὴ σοφίης ἐπ' ἄκροισι θοάσεις!

C. Fortlage.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires et correspondance inédits du général Dumouriez. Publiés sur les Manuscrits autographes déposés chez l'éditeur et précédés d'un Fac-Simile. I*ier Vol.* 340 *p.* II*e Vol.* 323 *p.* 8. *Paris. Renduel. Decembre* 1834.

Wenn Ref. auf das obengenannte Buch aufmerksam macht, so geschieht das ganz allein wegen einzelner Stücke im ersten Theil, denn das Uebrige gehört nicht dem Theile der Wissenschaft an, mit dem er sich zu beschäftigen gewohnt ist; es sind nämlich Abhandlungen über theoretische Staatswissenschaft oder Entwürfe militärischer Organisationen, die nie ausgeführt worden. Diese Stücke wollen wir zuerst blos nennen, dann den Inhalt und die Bedeutung der andern, die uns historisch merkwürdig scheinen, durch Aushebung einzelner Stellen bezeichnen. Im ersten Theile rechnen wir zu den Stücken, die wir übergehen wollen, die aber gleichwohl für Kriegsbeamte von der gröfsten Wichtigkeit seyn mögen, das Mémoire militaire sur le royaume des deux Siciles Novembre 1820. Diese in drei Theile getheilte Schrift liefs der Prinz von Neapel zu der Zeit, als er 1820 an der Spitze der von den übrigen Mächten gemifsbilligten Revolution seines Volks stand, durch den jetzigen König von Frankreich von dem General, der, wie aus diesen Schriften und Briefen hervorgeht, stets sein Rathgeber und Vertrauter blieb, verlangen. Dumouriez's Belehrungen aus der Ferne haben bekanntlich keine bessere Wirkung gehabt, als 1798 Macks Organisation aus unmittelbarer Nähe, wir wollen indessen die Ueberschriften der Abschnitte angeben.

Im ersten Abschnitt handelt er 1) Von der numerischen Stärke der Armee. 2) Von den verschiedenen Waffengattungen und ihrer Organisation in Kriegszeiten. 3) Von der Nationalmiliz und ihrer Einrichtung. 4) Von der Marine des Königreichs beider Sicilien. Im zweiten Abschnitt 1) Von der Vertheilung der Truppen beider Sicilien. 2) Bildung der verschiednen Armeeabtheilungen zur Vertheidigung. 3) Vertheilung und Stellung der Truppen an der Nordgrenze. Dritte Abtheilung 1) Vorläufige Mafsregeln. 2) Anfang der Feindseligkeiten. 3) Vertheidigung der Westgrenze. 4) Vertheidigung der Ostgrenze. — Im zweiten

Band, den wir völlig übergehen, finden wir zuerst ein ähnliches militärisches Bedenken für Spanien, wie das für Neapel im ersten Theile. Es ward von Dumouriez im Jahre 1821 abgefafst. Darauf folgt ein Mémoire général sur le gouvernement de Buenos-Ayres, welches auf Verlangen des Don Cornelio de Saavedra, président de la junte du gouvernement de Rio de la Plata den 10ten December 1810 verfafst ward. Es ist in drei Theile getheilt; im ersten findet man ein Tableau géographique, im 2ten Etat militaire, im 3ten Politique intérieure et extérieure.

Ref. wendet sich von diesem nackt und dürr angezeigten Theil zu den Stücken, die ihm von historischer Bedeutung zu seyn scheinen. Dahin gehört zuerst die acht und funfzig Seiten lange Vorrede des Herausgebers dieser Papiere, der in den letzten Jahren für Dumouriez niederschrieb, was dieser dictirte. Er gehört, wie aus den kurzen Noten hervorgeht, von denen wir einige anführen wollen, zu der zahlreichen Classe derjenigen Franzosen, deren Erwartungen von der letzten Revolution ganz getäuscht wurden, die daher gegenwärtig den republikanischen Grundsätzen günstiger sind, als den monarchischen. Er sagt gleich im Anfange der Vorrede: »Ich hatte die hier gedruckten Handschriften schon vor eilf Jahren nach Paris geschickt, damit sie als Fortsetzung der Denkwürdigkeiten Dumouriez's, welche damals bei Gebrüder Baudouin erschienen, bekannt gemacht würden. Oeffentliche und Privatrücksichten erlaubten damals nicht, dies auszuführen, denn ich war damals weit von Frankreich entfernt und konnte die Sache nicht mündlich in Paris ausmachen und meine innere Ueberzeugung über diese Schriften geltend machen. Ich mufste mich fügen und bessere Zeiten erwarten. Unter Martignacs Ministerium glaubte ich die Umstände günstiger, und ich machte Anstalten zum Druck; aber neue Hindernisse verschiedener Art waren meinen Absichten entgegen und verzögerten die Erfüllung einer Pflicht.

Wenn ich in diesem Augenblick diese Pflicht erfülle, so geschieht dies keineswegs, weil die besseren Zeiten gekommen sind, nein, davon sind wir weit entfernt! Alles, was seit vier Jahren vorgeht, hat das Unglück, welches unser Land so lange gedrückt hat, vermehrt, es bereitet die schnelle Rückkehr einer jener gänzlichen Veränderungen der bürgerlichen Gesellschaft vor, welche jeden Augenblick der Lebensthätigkeit eines Menschen in Anspruch nehmen und in den Pflichten der unmittelbaren Gegenwart den ganzen Menschen verschlingen. Solche Zeiten erlauben

Digitized by Google

nicht, rückwärts zu schauen, und rauben sogar den Mehrsten, die sich einmal eingelassen haben, jede andere Hoffnung, als die des gegenwärtigen Augenblicks. Dies bestimmt mich zur Herausgabe, denn man muſs heute thun, als wenn kein Morgen wäre.« Dann geht er zu einer Rechtfertigung Dumouriez's über, die unstreitig scharfsinnig ist, die aber schwerlich das Urtheil, welches die Geschichte über das zweideutige Betragen des Mannes gefällt hat, ändern wird. Der Verf. beginnt von dem Augenblick, wo Dumouriez mit den Oesterreichern gegen die in Paris herrschende Parthei eine Verbindung schlieſst, er geht sein ganzes Leben durch und schreibt ihm am Schlusse eine Reihe von Grundsätzen über Verwaltung und Regierung zu, von denen wenigstens niemand im Stande ist, zu beweisen, daſs er sie nicht gehabt habe. Das Bedeutendste scheint uns, daſs aus dem ganzen Buche hervorgeht, daſs Dumouriez stets Freund und Rathgeber des jetzigen Königs blieb, und ihn anwies, wie er jeden Fehler des ältern Zweigs der Bourbons zu seinem Vortheil nützen könnte. So ist dann auch das merkwürdige Stück entstanden, welches man unter der Ueberschrift: »Coup d'oeil politique sur l'Europe au mois de Décembre 1819,« gleich vorne im ersten Bande findet.

Der Herausgeber giebt die Entstehung der Schrift auf folgende Weise an: „Der Ueberblick der politischen Lage von Europa im December 1819 ist nur ein Auszug aus der Correspondenz des General Dumouriez mit dem Herzoge von Orleans während der beiden letzten Monate des erwähnten Jahrs. Alle die Briefe hatte mir Dumouriez in die Feder dictirt, es waren die ersten, die ich auf viel dringendes Bitten, um einem Greise von achtzig Jahren eine gefährliche Ermüdung zu ersparen, für ihn niederzuschreiben die Erlaubniſs erhielt. Ich hielt den ersten Brief der Aufbewahrung so würdig, daſs ich durchaus eine Abschrift davon behalten wollte; Dumouriez gab hernach meinen neuen Bitten nach und ich durfte auch die übrigen Briefe aufbewahren.« Die Antworten des Herzogs von Orleans habe, heiſst es weiter, Dumouriez hernach zu einem Ganzen mit seinen Briefen verarbeiten lassen, und auf diese Weise habe er jenen allgemeinen Ueberblick zu Stande gebracht. Der Herausgeber versichert übrigens, daſs man die stärksten Stellen absichtlich weggelassen habe. Wir wollen die Worte selbst anführen, die dadurch merkwürdiger werden, daſs der Duc Decazes jetzt wieder eine so bedeutende Rolle in Frankreich spielt. Es heiſst S. 63: »Ce qui se disoit

avec tout l'abandon, toute la crudité de l'amitié et de l'intimité dévoit recevoir quelques modifications quand il s'agissoit de le répéter au public. Ainsi l'administration de M. Decazes était jugée bien plus sévèrement dans la correspondance que dans l'ouvrage et je dois le dire, le jugement le plus sevère n'était pas celui des lettres qu'on décomposait.

Ref. hat hier nicht zu untersuchen, ob die Darstellung der Lage der Dinge, wie sie Dumouriez giebt, richtig oder unrichtig ist, höchst merkwürdig bleibt aber immer, dafs sich Alles, was hier vom Jahre 1819 gesagt wird, wörtlich auf die gegenwärtige Lage der Dinge in Europa anwenden liefse. Dies geht so weit, dafs Ref. ein Mifstrauen in der Treue des Herausgebers würde gesetzt haben, wenn nicht die Originalien in Paris an einem Orte niedergelegt wären, wo sie jeder untersuchen kann.

Dumouriez sagt S. 70: »In den letzten Kämpfen gegen die Revolution in den Jahren 1814—15 brachten die Könige ihre Völker mit den revolutionären Zauberworten unter die Fahnen, diese sind: Freiheit, Sicherheit der Personen gegen Willkühr und Nationalrepräsentation. Sie belebten selbst in den Herzen der Völker Gesinnungen, deren Macht nicht mehr verkannt werden konnte; und als diese Gesinnungen einen neuen und zwar den allerschwierigsten Sieg erhalten, als sie Europa vom Genius des Despotismus, der es unterjocht hielt, befreit hatten, wollten die Ministerien sie ersticken, und von den Feinden ihrer Herrn befreit, griffen sie die besten Helfer derselben an.

Der Friede war daher kein völliger Friede, es folgte ein Krieg zwischen der Revolution und Contre-Revolution auf den Krieg aller Staaten gegen einen einzigen; nur mit dem Unterschiede, dafs im Jahre 1792 alle Kräfte der Revolution in Frankreich zusammengedrängt waren, während es gegenwärtig, wo sie in ganz Europa zerstreut, und von den Regierungen mehrere Jahre hindurch gehegt sind, schwer ist, sie zu entwaffnen, sie einzuschliefsen oder zu besiegen. Das Manifest dieses Kriegs ward 1815 in Wien bekannt gemacht und der Kampf hat seitdem fortgedauert.« Dazu setzt der Herausgeber die Note: »Die Julii-Gefechte, die diesen Krieg endigen konnten und mufsten, sind nur ein sehr betrübter Zwischenact gewesen, und müssen ihn unfehlbar noch furchtbarer machen; denn man hat mehr wie jemals eingesehen, wohin Vertrauen und Milde der Völker führt.« Dieser furchtbare und an die Zeiten von 1793 erinnernde Satz gehört dem Herausgeber allein an, Dumouriez erklärt sich ge-

mäfsigter über die sogenannte heilige Allianz und ihre nächsten Folgen, wir halten es aber nicht für passend, dem ganzen Faden der scharfen Bemerkungen des Generals zu folgen, wer Lust hat, mag das im Buche selbst nachlesen. Wir heben nur das Historische aus, man wird daraus leicht die Tendenz erkennen. Es heifst S. 74: »Die Regenten von Baden, Baiern, Darmstadt, Würtemberg, einem Theile von Sachsen, erfüllten, entweder aus Gewissenhaftigkeit oder aus Klugheit, mehr oder weniger die Verpflichtung, welche sie auf sich genommen hatten; aber ihr Beispiel fand keine Nachahmung. Alle andern Herrscher weigerten sich, das Gleiche zu thun; aber selbst in dieser Weigerung war keine Einmüthigkeit. Einige verschoben es nur, andere wollten gar nichts davon hören. Die Revolution siegte also auf einigen Punkten; auf andern blieb sie stehen, ohne fortzuschreiten, und endlich auf andern Plätzen wurde sie zurückgedrückt. Aber es war genug, dafs sie nur irgendwo siegte, um alles Volk mit Hoffnungen, alle Minister mit Furcht zu erfüllen.«

„Das Handeln des Volks ist schwierig; es ist getrennt; das Handeln der Minister ist leicht, sie sind einig. Die Völker sind zahlreich, sie können sich ihre Wünsche und Bedürfnisse nicht mittheilen, der Andern ist nur eine kleine Zahl, sie sind in lebhaftem, ununterbrochnem Verkehr. Die Ersten können sich nicht ohne Lärm in Bewegung setzen, nicht ohne eine Art Unordnung, deren man leicht gewahr wird. Die Andern bewegen sich entweder im Verborgnen (sourdement), oder erwarten ganz ruhig (au fond de leurs retraites) die Bewegungen, wie Spinnen, welche durch die Erschütterung ihres Gewebes von der Gegenwart ihrer Beute benachrichtigt werden.“ Was dann folgt, ist zu scharf, als dafs es sich pafste, dafs wir es dieser Anzeige einverleibten, da es nicht blos gegen Ludwig XVIII. und dessen damaliges Ministerium, sondern auch gegen die andern Mächte gerichtet ist, deren Mafsregeln wir uns nicht zu beurtheilen erlauben, da die Zeiten, von denen die Rede ist, noch zu neu sind, und wir weder unserer Ueberzeugung etwas vergeben, noch uns in die Politik mischen wollen.

Es folgt die Darstellung der Lage der einzelnen Staaten Europa's, wo natürlich mit Frankreich der Anfang gemacht wird. Die Fehler der verschiednen Ministerien werden kurz und bündig angegeben, und endlich der Herzog von Richelieu hart angeklagt, dafs er, um die Entfernung der fremden Truppen zu erhalten, viel zu viel nachgegeben habe. Die angekündigten und geforderten

Maasregeln, Alles, was man von den Kammern seit ihrer Eröffnung verlangt hat,« heifst es S. 82, »ist das Resultat der Betreibungen einer Parthei, welche die Verlängerung der Besetzung von Frankreich forderte, des Tractats, der damals mit dem Herzoge von Richelieu geschlossen ward, und der Veranstaltungen der europäischen Aristokratie. Die Wirkung dieser Maasregeln zeigt sich schon in der Unruhe der französischen Nation über die Erhaltung ihrer erworbenen Rechte. Das gröfste Unglück, welches einer Regierung begegnen kann, ist unstreitig, wenn sie jeden Anspruch an dem Zutrauen der Nation verliert, dieses widerfährt jetzt der französischen Regierung.« Dann folgen einige heftigere Erklärungen, welche der Herausgeber mit einer Note gegen das gegenwärtige französische Ministerium begleitet. Diese Note beginnt mit folgenden Worten, aus denen man leicht auf das Uebrige schliefsen wird: »Diese Menschen, die Dumouriez der Todesstrafe würdig erklärt, sind jetzt an der Spitze der Angelegenheiten. Wenn wir das, was sie thun, mit dem, was sie damals (1819) thaten, vergleichen, so können wir daraus das Schicksal abnehmen, welches sie Frankreich bereiten u. s. w.« Der Artikel über Frankreich (man bemerke wohl, schon um 1819) schliefst auf folgende Art:

„Der kurze Inbegriff dessen, was wir gesagt haben, ist, dafs Frankreich in diesem Augenblick sich in einem Zustand entscheidender Entwicklung befindet, dafs sich wie im Anfange der Revolution zwei Partheien gegenüberstehen, die Freunde der Gleichheit vor dem Gesetz und der Freiheit und die Freunde der Vorrechte. Wie im Anfange der Revolution stützen sich die Letztern auf die Hülfe der Fremden, nur mit dem einzigen Unterschiede, dafs diese Leute jetzt Alles wieder an sich reifsen wollen, was sie verloren haben und nie hätten besitzen sollen, was dann nur dadurch geschehen kann, dafs sie den Ersteren entreifsen, was sie schon erworben haben, und was sie erhalten müssen. Jetzt sind die Privilegirten die Angreifenden, vorher suchten sie nur zu vertheidigen, was sie hatten.

Von Frankreich geht er zu Deutschland über. Wir finden uns nicht berufen, hier mitzutheilen, was Dumouriez über die damalige Besorgnifs wegen der Burschenschaften und über die Maasregeln dagegen sagt; nur so viel können wir bemerken, dafs er eher zu viel als zu wenig Bedeutung auf diese Burschenschaften legt und nicht bedenkt, dafs bis um 1819 das Volk noch dem Treiben der Schwärmer fremd blieb. Höchst lächerlich er-

Digitized by Google

scheint aber jedem, der dieses Treiben aus der Nähe betrachtet hat und die mediatisirten Herrn und ihre Umgebungen nebst der Gattung Menschen, die sich damals ausschliefsend mit der Politik abgab, näher kennt, dafs Dumouriez S. 95. sagt:

»Eine andere Gefahr dieser Verbindungen entspringt ebenfalls aus dem gegenwärtigen Zustande von Deutschland, und diese besteht darin, dafs sie den mediatisirten Fürsten mächtige Mittel zu ihren Zwecken bieten kann; sie dürfen sich nur mit ihnen verbinden, um den Einflufs wieder zu erhalten, dessen die heilige Allianz sie beraubt hat.« In dem Tone geht es weiter, und man darf unstreitig von diesem Theile sagen, was man von Cicero's bekannten schlechten Versen sagt: *si omnia sic dixisses etc.*

Was über die in Karlsbad gemachten Beschlüsse und über das Mainzer Tribunal gesagt wird, ist richtiger und passender, wir können es aber hier nicht mittheilen, weil durch die neuesten Ereignisse diese Verordnungen und Einrichtungen wieder in's Leben gerufen sind, also der Politik des Tags angehören, womit wir, einzig auf das Vergangene angewiesen, direct nichts zu thun haben. Nur einen Satz wollen wir ausheben, und zwar die Andeutung, in wieferne sich die deutschen Regierungen vor dem russischen Schutze sehr zu fürchten hätten. Dumouriez, ganz Franzose, entwirft mit glänzender Rede ein Gemälde des Zustands und der Bewegung in Deutschland, welche ganz bestimmt damals wenigstens durchaus nicht vorhanden war, durch das ewige Reden und polizeiliche Quälen jetzt aber vorhanden ist. Dumouriez hat die Revolution, die wir, mit dem deutschen Charakter und Socialverhältnissen besser als er bekannt, weder damals fürchteten (es war ein Sturm im Wasserglase), noch jetzt fürchten können, als unvermeidlich geschildert, hat ausgeführt, dafs für deutsche Regierungen Hülfe von Seiten der andern Mächte, deren sie nie bedürfen werden, nicht zu hoffen sey, weil diese alle mit den Revolutionen ihrer eignen Völker zu thun haben würden, dann fährt er fort S. 107:

»So haben denn im Kampfe zwischen der Freiheit und dem Despotismus, zwischen den Völkern und Ministern, diese einer vom andern keine Hülfe zu erwarten, weil alle und zwar mit ihrer ganzen Macht gegen dieselben Feinde zu kämpfen haben, die ihnen viel zu viel zu thun geben werden, als dafs sie sich erlauben dürften, sich um das, was auswärts vorgeht, zu bekümmern, da die einzige Macht, die ihnen bewaffnete Massen zu

ihrer Unterstützung anbieten könnte, diese gewifs nicht in Bewegung setzen würde, um den angegriffenen Ministern zu helfen, sondern um sie und die Völker auf gleiche Weise dem Joche der Gesetze des Nordens zu unterwerfen.«

Deutschland, der demüthigenden Dienstbarkeit Bonaparte's glücklich entgangen, könnte es daran denken, sich der noch weit mehr herabwürdigenden Herrschaft eines Volks zu unterwerfen, das die Barbarei noch nicht abgeschüttelt hat und Deutschland auf den Zustand der russischen Colonien herabbringen würde? Das ist die Frage, die alle Minister sich vorlegen müssen, und da diese Frage sie alle mit Unwillen erfüllen wird, da der Gedanke einer solchen Hülfe unmittelbar aufgegeben werden mufs, so bleibt ihnen nichts übrig, als zu überlegen, ob sie im Stande sind, allein gegen die Völker zu kämpfen, und ob im Falle sie ganz gewifs wissen, dafs sie es können, es nicht besser wäre, diesen Kampf zu vermeiden. Man dürfte ja nur die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen, man dürfte nur einen allgemeinen Bund der Regierungen mit den Völkern knüpfen, dieser Bund würde weit fester und weit heiliger seyn, als der, den einige Könige und einige Minister unter einander schliefsen.

Sehr zu beherzigen scheint uns aber die durch die Erfahrung der seitdem verflossenen sechszehn Jahre höchst bedenklich bestätigte Lehre, welche Dumouriez über ein zu grofses Vertrauen auf militärische Gewalt und auf einen augenblicklichen Sieg der bewaffneten Macht seinen Bemerkungen über die Verfolgung von Gelehrten, Universitäten, Studenten, Professoren, der Presse, beigefügt hat. Die Betrachtungen können wir hier nicht einrücken, weil sie gegen Manches, was in der letzten Zeit geschehen ist, gerichtet scheinen könnten, die Lehre wollen wir mit des Generals eignen Worten hersetzen, p. 109:

»L'opinion publique, reine d'un siècle où les peuples sont une puissance protégera ceux en qui elle ne verra que des martyrs de la liberté et l'association n'en prendra que plus de force et d'extension. Le recours à la force sera dès lors l'unique moyen de gouvernement; l'instrument de cette force, l'armée, sera employée; elle agira d'abord, mais enfin elle ploiera; car aujourd'hui, une voix puissante retentit dans toutes les consciences. *Anatheme contre quiconque tourne ses armes contre ses concitoyens.*« Diese Stelle ist doppelt merkwürdig, weil der Brief, in dem sie enthalten ist, an den jetzigen König von Frankreich gerichtet war.

Digitized by Google

Dann folgen die Betrachtungen über Rufsland. Wir wollen nur den Schlufs anführen und bemerken blos, dafs damals Kaiser Alexander noch lebte. Dumouriez sagt S. 113:

»Was mich nächst dem persönlichen Charakter des Kaisers am mehrsten über die colossale Macht von Rufsland beruhigt, ist der gegenwärtige Zustand der europäischen Civilisation. Wir verdanken der Druckerpresse und dem Pulver, dafs eine Ueberschwemmung von barbarischen Völkern nicht mehr zu besorgen ist. Nicht mit den Waffen in der Hand können diese Völkerwanderungen mehr angestellt werden; die Errichtung des osmanischen Reichs war unstreitig das letzte Beispiel von dieser Art Wanderungen. In dieser Beziehung also, scheint es mir, hat Europa nichts mehr zu fürchten. Kriege mit einzelnen Völkerschaften scheinen mir eben so wenig wahrscheinlich. An einer einzigen Seite scheint die Möglichkeit vorhanden, an der Seite der Türken. Es ist nicht zu leugnen, dafs die Russen seit vierhundert Jahren ihre Waffen beständig nach der Seite der Türkei gerichtet haben, ich verweise aber die Untersuchung darüber an den Schlufs dieser Abhandlung, wo von den möglichen Ursachen der Kriege zwischen den europäischen Mächten die Rede seyn wird. Der lange Artikel über Spanien hat sein Interesse verloren, da sich seitdem die Umstände ganz geändert haben, doch wollen wir auch von diesem Artikel den Schlufs mittheilen, damit man über die Tendenz urtheilen könne. Es heifst S. 131:

»In Spanien wie im ganzen übrigen Europa macht sich das Bedürfnifs liberaler Einrichtungen fühlbar, und dort mehr als sonst irgendwo erstickt ein alles herabwürdigender Despotismus alle diejenigen Gefühle, die den Menschen an die Würde seiner Bestimmung erinnern; man wirft die Männer, die diesen Gefühlen nur mit dem Leben zugleich entsagen können, in Ketten und Banden; man richtet sie hin. Leute, die kaum dem Unglück entgangen sind (Dumouriez meint Chateaubriand, der jetzt bekanntlich am Rande des Radicalismus steht, damals aber in einer Schrift die spanische Monarchie Ferdinands pries und sie als Muster der Monarchien empfahl! So sind diese eiteln Rhetoren! Wenn sie nur genannt und gehört werden, dann ist's schon gut), unterstehen sich, diese Regierungsweise zu billigen und sie erleuchteten Monarchen als ein Meisterstück zur Nachahmung zu empfehlen. Die Unsinnigen! Sie sollen nur einen Augenblick mit ihrem lauten Beifall warten! Morgen vielleicht, aber Ueber-

Digitized by Google

morgen gewifs werden sie Trauer anlegen, denn je gröfser ihr Triumph ist, desto näher ist er seinem Ende. Wo man künftig in Europa Tyrannei sieht, kann man mit Sicherheit sagen, es wird Freiheit bald dahin kommen!

Was über Portugal gesagt wird, ist theils nicht von Bedeutung, theils enthält es Prophezeiungen, die wie so manches Orakel nicht in Erfüllung gegangen sind, weil die Sache einen ganz andern Gang genommen hat, als Dumouriez vorausgesehen hatte. Der Artikel über Italien schliefst S. 136. mit den Worten:

»Statt dem Bedürfnifs der Völker zu entsprechen, welches die Könige gar bald als das ihrige erkennen würden, wenn man sie nicht betröge, haben die Minister die alte Ordnung wiederhergestellt, oder vielmehr die alte Unordnung wieder eingeführt. Dies gilt von den beiden äufsersten Punkten der Halbinsel, Oesterreich ist noch weiter gegangen, es hat deutsche Soldaten in dem übrigen Theil des unglücklichen Landes vertheilt. Das Gesetz des Schwerdts ist das Gesetz, nach dem es regiert wird: aber wer das Schwerdt gebraucht, wird durch's Schwerdt umkommen.«

Von Italien wendet er sich zur Türkei und untersucht zuerst Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit einer Theilung dieses Landes zwischen Oesterreich und Rufsland. Diese Theilung hält er mit vollem Recht für unmöglich und nennt Alles, was er darüber sagt, Projecte oder Träume, welche nicht die seinigen sind, dann geht er auf Griechenland über und hier hat ihn seine Divinationsgabe weniger getäuscht als bei andern Punkten.

Von der Türkei wendet er sich zu Dänemark und Schweden, und beginnt von dem Satze, dafs diese Staaten nothwendig der Politik der grofsen Mächte folgen müssen. Wir wollen Einiges ausheben, was wenigstens gut gesagt und scharfsinnig ausgedacht ist, S. 144:

»Schweden wird von einer neuen Dynastie beherrscht, während sein alter König und dessen Familie in der Verbannung irren; diese Dynastie ist genöthigt, sich aus Furcht vor einer Revolution immer auf der Seite des Stärkeren zu halten. Der gegenwärtige Regent ist durch sein persönliches Interesse gezwungen, einem liberalen System zu folgen, das Recht seines Volks zu achten, weil darauf allein sein Anspruch an seine neue Stellung beruhen kann. Die Art, wie er sich bis jetzt betragen hat, macht ihm die gröfste Ehre, er hat die Achtung aller Re-

Digitized by Google

genten und Staatsmänner verdient und erhalten. Nichts desto weniger kann ich unmöglich verkennen, dafs sein Ansehn keineswegs so befestigt ist, dafs man glauben könnte, es wäre gegen jeden Umsturz sicher, er selbst kann nicht einmal fest überzeugt seyn, dafs seine Krone auf seine Nachkommen übergehen werde. Die alte Dynastie hat ganz gewifs in Schweden noch ihre mächtigen und ihr anhängenden Freunde. Es giebt auch dort Unzufriedne, Leute, deren Nutzen mit dem der Regierung streitet und welche durch Hoffnung an andere Führer geknüpft werden; endlich giebt es auch dort, wie überall, Leute, die nur eine Veränderung wünschen, und die bei der geringsten Bewegung sich Mühe geben, die Parthei der Angreifenden zu verstärken. Könnten alle diese Leute zusammen es nicht einmal durchsetzen, die Krone dem Sohne des vorigen Königs anzubieten, wenn auch in der That für den Letzten selbst keine Hoffnung ist? Ist nicht ganz klar, dafs, wenn ein solcher Fall einträte, keiner der regierenden Herrn sich würde in diesen Kampf mischen wollen, so viel Achtung, so viel persönliche Freundschaft sie auch für Karl Johann haben mögen, und dafs sogar nicht wenige unter ihnen entweder ganz offen oder wenigstens insgeheim gegen ihn handeln würden? „Dänemark," fährt er fort, „ist den Ereignissen des letzten Vierteljahrhunderts ganz fremd geblieben; die Güte, die Milde seiner Fürsten, eine gleiche Vertheilung der lästigsten Abgaben, eine grofse Sparsamkeit, haben dies Land gegen den Kampf, der in andern Ländern gewüthet hat, und noch darin wüthet, geschützt. Der Wunsch constitutioneller Formen hat sich nichts desto weniger auch in Dänemark mächtig geregt, und mufs sich in dem Verhältnifs, als Deutschland seine Verfassungen ferner verbessert, noch viel stärker regen. Der Einfluſs dieses Landes auf andere ist fast gar nicht zu rechnen. Seine Lage und seine Bedürfnisse nöthigen es, sich ganz enge an England, von welchem Lande wir jetzt reden wollen, anzuschliefsen.

Ueber England, wo Dumouriez gewissermafsen einheimisch war, hätten wir bessere Bemerkungen von ihm erwartet, denn die Folge der Zeit hat jetzt bewiesen, dafs seine Besorgnisse wegen der Trades unions und der Associationen und Versammlungen ganz ungegründet waren, weil man in England vor dem Gesetze und nur allein vor dem Gesetze Achtung und Furcht hat und daher das Gesetz auch allmächtig ist. Alles Andere,

was wirklich bevorstand und erfolgte, die Emancipation, die Reform, die Abschaffung der Mifsbräuche der Benutzung der Pfründen und die Reform der Corporationen ahndet er gar nicht. So geht es den politischen Divinatoren in den Cabinetten und aufser denselben.

Dann folgen Betrachtungen über die Möglichkeit eines Kriegs in Europa, nebst einer Einleitung über den deutschen Bund und das Verhältnifs der Bundesversammlung als eines diplomatischen Congresses zu den Ständeversammlungen und den Regenten der Staaten, welche Stände haben. Man sieht, dafs dies eine sehr delikate Materie ist, die wir, weil Dumouriez scharf und ganz in dem Geist, in welchem Pfizers neulich erschienenes Buch abgefafst ist, darüber redet, zu berühren nicht für nöthig halten, weil die Sache so oft zur Sprache gebracht und so gut behandelt ist, dafs wir Dumouriez entbehren können. Was er von einem möglichen Kriege der constitutionellen Staaten gegen die absoluten sagt, das wird seinem Schützling, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, am allerlächerlichsten vorkommen, wenn es ihm einfallen sollte, diese an ihn geschriebenen Briefe jetzt einmal wieder durchzulesen.

Wenn er hernach auf die einzelnen Staaten zurückkommt, so macht er gute Bemerkungen über Rufsland, so lange er bei der Gegenwart und der Vergangenheit stehen bleibt; er fällt in die lächerlichsten Irrthümer, sobald er nur auf zwei oder drei Jahre hinaus die Zukunft errathen will. Daraus kann man lernen, was für eine elende Wissenschaft diese rathende und mit Anmafsung und Keckheit herumtappende Politik ist. Wir wollen von Beidem, dem Verständigen und dem Lächerlichen, ein Beispiel anführen. Es heifst hier S. 166:

»Rufsland hat allerdings gegenwärtig einen Einfluſs, der manche Staatsmänner zu schrecken scheint, dieser Einfluſs, glaube ich, wird aber vorübergehend seyn müssen. Die Zukunft dieses Reichs ist von der Gegenwart desselben ganz verschieden; und das Verhängnifs, welches die Völker regiert und sie zum Leben und zum Tode ruft, droht schon jetzt dem russischen Volk mit einer Veränderung des Daseyns, welche alle Bemühungen der Staatskunst nicht abwenden können.

„Ein so unermefsliches Reich kann zwar, so lange die Völker in ihrer Kindheit sind, von einem einzigen Manne beherrscht wer-

den; aber in dem Maſse, als die Völker aufgeklärter werden, in dem Maſs, als sie arbeitsam und betriebsam werden, wird auch ihr Interesse verwickelter, sie fühlen das Bedürfniſs, den Regierenden näher zu kommen, oder wenn man sie ohne alle Möglichkeit der Annäherung in der Entfernung hält, trennen sie sich von ihrer Regierung, um sich eine zu geben, die ihnen angehört und mitten unter ihnen ist. Man kann daher mit Sicherheit voraussagen, daſs alle Russen einmal aufhören werden, unter derselben Herrschaft zu stehen, daſs mehrere getrennte, von einander unabhängige Reiche sich bilden werden.«

Wenn er dies hernach im Einzelnen durchführt, fällt er in in eine Anzahl ganz sonderbarer Irrthümer, wir wollen indessen als Beispiel nur das anführen, was er von der Ausschlieſsung Constantins und deren Folgen sagt. Dumouriez irrt hier nicht blos im Allgemeinen, in Beziehung auf den Streit über die Nachfolge in Rufsland, den er nach Alexanders Tode entstehen läſst, sondern ganz besonders über das, was nach seiner Meinung Constantin in Polen thun würde. Er sagt in dieser Rücksicht S. 170:

»Vorausgesetzt, daſs der Groſsherzog Constantin nachgiebt, wird er die Vicekönigsstelle in Polen aufgeben, oder wird er einen andern Titel annehmen, um sich und das Land, das er jetzt regiert, unabhängig zu machen? Das ist eine zweite wichtige Frage und die zu groſsen Folgen führen kann. Er würde sich in einem solchen Fall nicht mit dem Theile von Polen begnügen, welcher zu einem Königreiche gemacht ist, er würde nothwendiger Weise den Versuch machen, einige russische benachbarte Provinzen damit zu verbinden, und wäre die Trennung einmal gemacht, so ist nicht daran zu denken, daſs jemals eine Wiedervereinigung erfolgte.«

Auf diesen Aufsatz folgt ein andrer über die spanische Revolution im Jahre 1820; wo Dumouriez auf der einen Seite die Constitution, welche ein bloſses theoretisches Machwerk war, billigt, und auf der andern gleichwohl eine Pairskammer verlangt — also den Streit der Demokratie in der Verfassung mit der Monarchie in der Regierung noch durch den Kampf der Aristokratie mit beiden vermehren will. Besser hätte er gleich anfangs gesagt, die ganze Constitution war ohne alle Rücksicht auf Geschichte und Sitten des Volks und auf die Möglichkeit der Einführung abgefaſst, ihr Schicksal war vorauszusehen.

Wir haben uns bei der Anzeige dieses Buchs schon zu lange aufgehalten, um noch aus diesem Aufsatz Proben geben zu können, wir wollen nur eine Stelle ausheben, worin sich Dumouriez über die Gefahr des Gebrauchs der Militärmacht erklärt, wobei er nach unserm Urtheile die Erfahrungen des Orients, des römischen und byzantinischen Kaiserreichs ganz und durchaus für sich hat. Er sagt in dieser Beziehung S. 195:

„Das allgemein angenommene militärische System giebt die Regenten und die Völker ganz in die Gewalt der Leute, die Flinten und Patronen haben. Dieser Gefahr kann man nur auf einem Wege entgehen, dadurch nämlich, dafs man die Armee zu dem Zweck, zu dem sie errichtet ward, zurückruft, dafs man sie zum Gefühl der einzigen Pflicht zurückführt, die ihr obliegt, den Feind von den Grenzen abzuhalten und die Beleidigungen zu rächen, welche fremde Nationen gegen das Land ausüben könnten. Man mufs durchaus die Heere zu der Ueberzeugung bringen, dafs die einzelnen Zweige der Regierung nur der Wahrheit, Vernunft, Gerechtigkeit, keineswegs der Gewalt bedürfen, dafs Soldaten und Officiere sich daher gar nicht einzumischen haben. Jeder Soldat mufs die Ueberzeugung haben, dafs er, da seine einzige Pflicht ist, das Vaterland gegen äufsere Feinde zu schützen, sich in aller Augen ehrlos macht, wenn er, unter welchem Vorwand es auch immer seyn mag, seine Waffen gegen seine Mitbürger kehrt. Die menschliche Vernunft, die täglich fortschreitet, die alle Lehren der Erfahrung benutzt, wird diesen Grundsatz endlich annehmen, und sowohl Minister den Verwünschungen der Menschheit preisgeben, welche die Völker durch militärische Execution im Zaum halten, als Conspiranten, welche eine bewaffnete Macht zum Umsturz der Throne gebrauchen wollen.«

Schlosser.

Digitized by Google

Scriptores rerum Silesicarum oder Sammlung Schlesischer Geschichtschreiber Namens der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur. Herausgegeben von Gustav Adolph Stenzel, Königl. Preufsischem Geheimen Archivrathe u. s. w. Band I. Th. 1. 1835. Breslau. Joseph Max u. Comp. 248 S. gr. 8.

Ref. zeigt die Erscheinung dieses ersten Theils der Sammlung schlesischer Geschichtschreiber blos aus der Ursache an, um das Publikum aufs neue auf die grofsen Verdienste des Herausgebers aufmerksam zu machen. Hr. Geheime Archivrath Stenzel gehört schon lange zu den bedeutenden deutschen Historikern, und sein Verdienst ist um so gröfser, da er sich zugleich als einen tüchtigen Schriftsteller und als ausgezeichneten Forscher bewährt hat. Wer unter uns kennt nicht seine Geschichte der Fränkischen Kaiser? Seine Geschichte des Preufsischen Staats verdient unstreitig in der Sammlung, worin sie erschienen ist, neben zwei oder drei andern den ersten Rang, und die von ihm in Verbindung mit Tschoppe herausgegebene Urkundensammlung behauptet neben ähnlichen Unternehmungen nach Aller Urtheil den vorzüglichsten Platz.

Ref. glaubt diese Anerkennung eines ausgezeichneten Verdienstes um so mehr aussprechen zu müssen, je weniger er geneigt zu seyn pflegt, auch den besten Freund öffentlich zu loben, wenn er nicht von dessen Verdiensten innerlich überzeugt ist, sollte auch dieser Freund vom grofsen Publikum, das schon als solches von Wissenschaft und wahrem Verdienst keinen Begriff hat, für ein Wunder der Geschicklichkeit und Zierlichkeit gehalten werden. Was Hrn. Stenzel angeht, so ist seine Thätigkeit und Rüstigkeit doppelt zu bewundern, da er nicht elegante und leicht entworfene Aufsätze, sondern sehr mühsam und fleifsig gesammelte, oder sehr gründlich und durchdacht geschriebene Arbeiten liefert. Um die Leser dieser Blätter zu überzeugen, dafs er die Sache nicht übertreibt, will Ref. aus einem Briefe des Hrn. Stenzel eine Uebersicht seiner noch zu erwartenden Arbeiten und Unternehmungen hier einrücken. Herr Stenzel schreibt:

»Der zweite Theil dieses ersten Bandes soll gegen Ende August erscheinen und die Vorrede soll Auskunft über Grundsätze der Ausarbeitung, der Bearbeitung und Behandlung geben, welche wesentlich für die Monumenta Germ. hist. sind. In jedem Jahr

Digitized by Google

soll ein Theil geliefert werden, deren zwei einen Band ausmachen, solange als die Unterstüszung dauert, denn wir haben über 800 Unterzeichner, und liefern 30 Bogen für 1 Rthlr. an die Subscribenten. — — — — Im zweiten Band soll das Leben der heiligen Hedwig, im Jahre 1300 verfaſst, nach 7 zum Theil vortrefflichen Handschriften folgen, dies wird die erste kritische Bearbeitung desselben seyn; die frühere ist weder vollständig noch genau gegeben u. s. w. Nächst dem will ich eine *Silesia sacra diplomatica* herausgeben, bis zum Jahre 1300, dann ein Handbuch der schlesischen Geschichte. Vorzüglich arbeite ich aber, sagt er, an der preuſsischen Geschichte, bei der ich die Geschichte des groſsen Kurfürsten habe ganz von neuem durchforschen müssen u. s. w.«

Was diesen ersten Theil der Sammlung angeht, so beginnt er mit der *Chronica Polonorum*, wie sie Sommersberg *Scriptt. rer. Silesicarum Tom.* I. *p.* 1. getauft hat. In der Note wird bemerkt, daſs sich in der hier abgedruckten Handschrift keine Ueberschrift findet, daſs sie am Ende nur *Chronica Lechitarum* genannt wird, was dann doch wohl am Ende nichts anderes wäre, als *Chronica Polonorum.* Dann folgt S. 33. ein *breve Chronicon Silesiae.* Was sowohl dies Fragment als die andern Stücke angeht, die schon bekannt sind, so erhält diese Ausgabe bedeutenden Werth durch die vortrefflichen, ausführlichen Noten unter dem Text, welche der Herausgeber beigefügt hat. Hier kann der junge Mann lernen, wie und auf welche Weise er Quellen studiren nnd benutzen soll, dem Geschichtforscher wird vieles Nachschlagen erspart, er findet Nachweisungen und Berichtigungen, ohne daſs er nöthig hat, durch eine Fluth unnöthiger Worte zu waden. Das dritte Stück ist die *Chronica principum Poloniae*, von welcher auch bei Sommersberg ein Abdruck zu finden ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 41. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Scriptores rerum Silesicarum. I. *Bd. Herausgegeben von Stenzel.*

(Beschluſs.)

Darauf folgt als viertes Stück der *Catalogus abbatum Saganensium*, und hier stoſsen wir p. 237. auf ein lateinisches Lied, das unstreitig zu den vorzüglichsten Stücken der lateinischen Poesie des Mittelalters gehört. Man muſs freilich in Rücksicht der lateinischen Sprache von ihrer alten und klassischen Form absehen und die Dichtung als Poesie einer Volkssprache, welche lateinische Worte und deutsche Formen gebraucht, betrachten. Wir wollen zur Probe die beiden ersten und die beiden letzten Verse hier einrücken:

Consolatrix pauperum
Celica regina
Audit captum filium
Hora matutina
Gregem apostolicum
Intelligit dispersum
Sicque sentit gladium
In cor sibi mersum.

Hora prima conspicit
Qualiter Pylato
Ihesum turba tradidit
Viro reprobato,
Cernens prolis faciem
Sputo maculatam
Ensis sentit aciem
In corde vibratam.

Dann folgen die übrigen Momente der Leidensgeschichte recht zart gehalten. Die Schluſsverse sind:

Cum de ligni nexibus
Vespere movetur,
Maternis amplexibus
Stringens intuetur,
Ungit, tergit vulnera
Flet et osculatur,
Mater et in anima
Sic transverberatur.

Digitized by Google

Sepulturae debitum
Occidenti die,
Magnum est supplicium
Virgini Mariae.
Vivo carens mortuo
Mater benedicta
Est prophetae gladio
Graviter afflicta.

Die Vergleichung der Handschriften ist übrigens durchaus mit einer ängstlichen Genauigkeit, wie man sie auch in den bisher erschienenen Bänden der Scriptt. rer. Germanicarum wahrnimmt, angestellt worden; wir gestehen aufrichtig, dafs uns oft die Mühe verschwendet scheint, die man auf diese Chroniken und oft ganz unbedeutende Fragmente wendet, es scheint uns genug zu seyn, wesentliche Abweichungen anzudeuten. Wenn einer in der neuern und neuesten Geschichte auf diese Weise verfahren wollte, was würden wir dazu sagen? Wir legen daher auch auf die kritischen Noten dieses Bandes weniger Werth, als auf die vortrefflichen Erklärungen, Berichtigungen, Vergleichungen in den Anmerkungen. Diese machen ein ganzes Buch aus, da sie oft die halbe Seite füllen, und dieses Buch wird keiner ohne Belehrung aus der Hand legen.

Schlosser.

Merkwürdige Criminal-Rechts-Fälle, für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen. Herausgegeben von Dr. Bischoff, Grofsherzogl. Sächs. Criminal-Richter, Dirigenten des Criminalgerichts in Eisenach, des Grofsh. Hessischen Ludwigsordens Ritter erster Classe. Hannover, bei Hahn. I. *Bd.* 1832. II. *Bd.* 1835. 8.

Ein Werk, welches Fälle des peinlichen Rechts enthält, kann entweder, (wie Feuerbach's bekannte Sammlung,) für das grössere Publikum oder nur für Männer von Fach bestimmt seyn. Das vorliegende Werk gehört in die lesztere Klasse. Und, man mag nun auf die Mannigfaltigkeit oder auf das Interesse oder auf die Darstellung der darin erzählten Fälle Rücksicht nehmen, in allen diesen Beziehungen kann es unter den Werken ähnlicher Art auf eine sehr ehrenvolle Stelle Anspruch machen.

Rft. erlaubt sich, zwei allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken, die sich ihm bei dem Lesen des Buches gleichsam aufgedrungen haben. — Die erste betrifft die Wortfassung und die Darstellung der einzelnen Rechtsfälle. Alle sind in einem

Digitized by Google

guten reindeutschen Vortrage und in zweckmäfsiger Kürze erzählt. Vergleicht man das Buch mit den älteren Werken desselben Inhalts, — wie grofs sind die Fortschritte, welche die juristische Literatur in Beziehung auf den Vortrag in dem laufenden Jahrhunderte gemacht hat! Das vorliegende Buch giebt zu dieser Bemerkung um so mehr Veranlassung, da die in demselben erzählten Rechtsfälle zum Theil auch von Andern, als von dem Herausgeber, (z. B. von dem Hrn. Vicekanzler Brückner in Gotha,) ausgearbeitet sind, da überdies ein Schriftsteller, welcher Auszüge aus Acten zu liefern hat, so leicht in den Fehler eines bunten oder schleppenden Styles verfallen kann. Wir dürfen hoffen, dafs auch die heranwachsende Generation, wenn sie sich der juristischen Praxis widmet, dieselbe Sorgfalt auf die formelle Beschaffenheit ihrer Arbeiten verwenden werde. Wir dürfen und wir wollen auch in dieser Beziehung nicht andern Nationen nachstehn. (Nur ein einziger Sprachfehler ist Rftn. in dem Buche vorgekommen, welcher von der Redaction übersehn worden ist. S. 163. steht: Untersuchung — — wegen verdächtigen Kindermords, statt: Wegen des Verdachts eines Kindermords. In der Inhaltsanzeige steht jedoch dieser fehlerhafte Ausdruck nicht.) — Die zweite Bemerkung betrifft den Geist, in welchem in den erzählten Fällen die Untersuchung geführt und die Sache abgeurtheilt wurde. Man darf behaupten, dafs in einem jeden dieser Fälle die Thatsachen gründlich ausgemittelt, in keinem das Schuldig gegen einen Unschuldigen ausgesprochen wurde. Man darf hinzusetzen, dafs der deutsche Criminalproceſs dem Rechte der Vertheidigung einen Spielraum gewährt, welcher die Verurtheilung eines Unschuldigen fast unmöglich macht. Von dem englischen und dem französischen Criminalprocesse kann man nicht dasselbe behaupten. (Wie sehr mufs man es daher beklagen, dafs Zeitumstände eingetreten sind, welche eine Schmälerung dieses Vorzuges der deutschen Strafrechtspflege zur Folge hatten!) Es darf daher nicht befremden, wenn so viele Rechtsgelehrte in Deutschland den deutschen Criminalproceſs und die Organisation der deutschen peinlichen Gerichte gegen die abweichenden Einrichtungen des Auslandes in Schutz nehmen. In der That möchte, wo nicht der einzige, doch der Hauptgrund, der für die Schwurgerichte u. s. w. in Strafsachen spricht, politischer Art seyn. Doch sollten die Vertheidiger des Bestehenden auf die Beseitigung eines Vorwurfes Bedacht nehmen, welchem man dem herkömmlichen Strafverfahren gewifs nicht ohne Grund

machen kann, — dafs dieses Verfahren das Publikum, wenn ein Angeschuldigter verurtheilt oder losgesprochen wird, über die Gründe der Entscheidung, ja wohl selbst über die Thatsache, dafs die Sache so oder anders entschieden worden sey, meist so gänzlich in Unwissenheit läfst. Mit Interessé wird man daher in dem vorliegenden Buche (Bd. II. S. 159.) eine Verordnung der herzoglich sächsischen Regierung lesen, in welcher die Hegung eines (altdeutschen) Halsgerichts vor der Hinrichtung, mit gewissen Modifikationen, bestätiget wird. Vielleicht könnte man sogar wünschen, dafs die Verordnung der Hegung eines solchen Gerichts noch mehr seiner alterthümlichen Schauerlichkeit gelassen hätte.

Rft. will jetzt noch — aus dem zweiten Bande, als dem neuesten — einige einzelne Fälle herausheben und sie, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher er das Buch gelesen hat, gelegentlich mit einigen Bemerkungen begleiten. — No. 12. Untersuchungsproceſs wider A. L. aus U. wegen eines verübten Raubmordes, S. 59 ff. Hier wird unter anderem ein Auszug aus einem interessanten Aufsatze einer französischen Zeitschrift gegeben, welche von der Frage handelt: Wie kann man chemisch ausmitteln, ob Flecken oder andere Spuren von Menschenblut herrühren? In der Erzählung desselben Rechtsfalles kommt (S. 96 ff.) eine Nachricht vor, welche beweist, dafs sich der deutsche Handwerksstand, wie vormals, so auch jetzt noch durch ein eigenthümliches Ehrgefühl ausgezeichnet. Wer Möser's patriotische Phantasien gelesen hat, wird dieses Ehrgefühl zu achten wissen. Der Raubmörder wurde zur Hinrichtung mit dem Schwerdte verurtheilt. Der Landrichter Dr. R. verhandelte daher mit den betheiligten Handwerkern wegen der Errichtung des Schaffots. »Heute, den 29. Dec. 1825, Morgens 8 Uhr,« — heifst es in dem über diese Verhandlungen aufgenommenen Protokolle, — »verfügte ich mich mit dem Amtsdiener N— hinaus zu dem, vor dem Steinthore wohnenden jetzigen Obermeister der Schmiede-Innung, Meister Joh. Gottlieb B—, wo ich den Beisitzer, Meister Joh. Heinrich K— und die sämmtlichen Mitmeister und Gesellen in der Werkstätte antraf. Nach einem kurzen Vortrage wurde mir ein zu den von den Schmieden für die morgende Hinrichtung des Delinquenten L—graf zu fertigenden Stücken *) bestimmtes glühendes Eisen auf den Ambos

*) Ein eiserner Ring um die Säule, ein langer Nagel zur Aufheftung des Kopfes, ein Spitz- und ein anderer Hammer und vier Gabeln.

Digitized by Google

gelegt, auf welches ich mit einem Hammer die drei ersten Schläge that, und zwar den ersten im Namen der Durchlauchtigsten Regenten, den zweiten im Namen des herzoglichen Kreisamtes, den dritten im Namen des ehrbaren Schmiedehandwerks, und dann gab ich den Hammer an den Obermeister B— mit der Anweisung zurück, die Arbeit mit seinen Mitmeistern fortzusetzen und heute Nachmittags abzuliefern, worauf mir ein breites goldgesticktes und mit Goldfranzen versehenes seidenes Band, worauf die Zueignung an mich mit Jahr und Tag eingesticht ist, in der Form eines Bandeliers umgehängt wurde. Auch wurde ich noch von dem Obermeister B— Namens der Innung ersucht, sie heute Nachmittags bei Ablieferung der Arbeit auf den Richtplatz feierlich zu begleiten und die erste Hand anzulegen, was ich auch zusagte. Nachrichtl. Johann Ludwig Dr. R—, Landrichter und Notar.«

„Eodem verfügte ich mich von hier in den Gasthof zum Mohren, wo ich der Bestellung gemäfs den hier stationirten Gensd'arm-Wachtmeister G— mit einigen seiner Leute und mein Pferd gesattelt antraf, bestieg dieses, und ritt nun versehen mit der von dem Schmiedehandwerk gefertigten Axt, worauf Jahr und Tag bemerkt ist, von den Gensd'arms und dem Amtsdiener N—, sowie auch von einigen andern Reitern begleitet u. s. w. hinaus bis an den Thonteich, wo ich der Bestellung gemäfs das ganze Landzimmerhandwerk, die dermaligen beiden Obermeister, Meister Karl B— aus L—nitz und Meister Friedrich Gottlob B— aus H—dorf, und sämmtliche Meister, Gesellen und Lehrpurschen, zusammen an 350 Mann, antraf. Nach meinem meiner Seits geschehenen kurzen Vortrage setzte sich der Zug dergestalt nach dem Orte der Bestimmung in Bewegung: Den Zug eröffnete der Wachtmeister G— mit einigen seiner untergebenen reitenden Gensd'arms, dann folgte ich zu Pferde und mit der Axt auf der rechten Schulter und von einigen Reitern begleitet, hinter mir der Amtsdiener N— auch reitend, dann kamen die beiden Obermeister, dann das Handwerk an Meistern, Gesellen und Lehrpurschen mit fliegenden Fahnen und einem Corps türkischer Musik. Der Zug ging auf der Chaussee nach der Stadt herein, bei dem Steinthore draufsen vorbei auf der Chaussee fort bis auf die Gerichtsstelle. Wie wir auf diesem Platze angekommen waren, formirten die Zimmerleute unter Beihülfe der Gensd'arms, so gut sich dieses bei der grofsen Masse von Zuschauern herstellen liefs, einen grofsen Kreis. In diesem hielt ich an dem

gröfsten der zu dem Pfahle und den Leitern angefahrenen Stämme, oder Klötzer, zu Pferde, und erwartete die Anrede des ersten Obermeisters, Meister B—s. Dieser trat auch vor und ersuchte mich Namens des ganzen Handwerks, dafs ich bei der von ihnen hier an dieser Stelle für die morgende Hinrichtung L—grafs zu fertigenden Arbeit **) herkömmlich die erste Hand anlegen und die ersten Hiebe thun möchte. Dieses sagte ich ihnen zu, stieg vom Pferde und that nach einer kurzen Gegenrede in den stärksten Klotz mit meiner Axt die drei ersten Hiebe, und zwar den ersten im Namen der Durchlauchtigsten Regenten, den andern im Namen des herzoglichen Kreisamtes E—berg und den dritten im Namen des ehrbaren Handwerks; ich legte dann die Axt mit den angehabten Handschuhen (welche dazu verfertigt waren) auf den Klotz, welche dann die Obermeister zum Andenken an den heutigen Tag an sich nahmen; ich überliefs die Fortsetzung und Vollendung der Arbeit dem Handwerk und wurde hierauf von dem Obermeister B— Namens des Handwerks mit einem bunten seidenen Bande angebunden. Nachdem noch verabredet und bestimmt worden war, dafs heute Nachmittag mir die Arbeit fertig übergeben, und dafs dann der Rückzug wieder feierlich stattfinden sollte, verfügte ich mich einstweilen wieder herein in die Stadt zurück.«

»Ein gleiches Verfahren beobachtete auch der Landrichter Dr. R— gegen das Tischlerhandwerk, welches sich zu Fertigung des Richtstuhls versammelt hatte. Nachmittags zwei Uhr verfügte er sich mit den Gensd'arms und dem Amtsdiener wieder hinaus vor das Steinthor zu dem Schmiede-Obermeister; die sämmtlichen Innungsverwandten schlossen sich mit den Stadtmusikanten an, und der ganze Zug bewegte sich mit den gefertigten Stücken zum Richtplatze, wo die Zimmerleute Pfahl und Leitern in Bereitschaft hielten. Auch hier legte der Landrichter zuerst Hand an das Werk im Namen der Regenten, des Kreisamtes und der Innungen. Nachdem der Pfahl gerichtet und befestigt, auch die übrigen zur Hinrichtung erforderlichen Gegenstände geordnet worden waren, trat man den Rückweg zur Stadt an. Jedes Handwerk wurde von einem Musikchor begleitet.« — No. 13. Untersuchungsprocefs gegen Chrn. Fr. Georgi aus G. wegen des an dem Nagelschmidsgesellen Fr. Rein-

**) Der Pfahl, zwei Leitern und die Stiele in die Note *) erwähnten Hämmer.

Digitized by Google

barth aus A. begangenen Mordes. S. 101 ff. Belehrend ist in diesem Rechtsfalle, dafs der Denunciat, wie sich in der Folge zeigte, der Mörder war. Der Mörder wufste, dafs R. Geld bei sich hatte. Das war die unmittelbare Veranlassung zur That. — No. 15. Untersuchungsprocefs gegen Margaretha Kalb aus K wegen ihr zur Last fallender Fahrlässigkeit bei ihrer unehelichen Niederkunft. S. 211 ff. Die Inquisitin wurde als schuldig des Kindermordes oder wenigstens des *conatus proximus*, im ersten Urtheile zu einer Zuchthausstrafe von 6 Jahren verurtheilt, im zweiten Urtheile, in Beziehung auf dieses Verbrechen, in Ermangelung hinreichenden Verdachts losgesprochen. Der Hauptentscheidungsgrund für diese Lossprechung war der, dafs die Angeschuldigte zu ihrem Geständnisse durch Schläge erzwungen worden war. Ein Beweis mehr, dafs man sich einer solchen Tortur enthalten sollte. Doch gebührt dem Inquirenten das Lob, dafs er den *modus procedendi* redlich und vollständig zum Protokolle genommen hatte. Auch in Beziehung auf den Beweis des *Corporis delicti* bei dem Kindermorde ist der Fall interessant. — No. 19. Eine Brandstiftung an dem eigenen, übrigens einzeln gelegenen, Hause des Thäters. S. 413 ff. Der Grund, welcher den Thäter zu dieser Brandstiftung bestimmte, war die Aussicht auf den von der Brandversicherungskasse zu leistenden Ersatz. Die Darstellung dieses Falles enthält einen schätzbaren Beitrag zu der Lehre von dem Verbrechen der Brandstiftung. — No. 20. Criminalprocefs gegen Heinrich Winter, Gutsbesitzer in Willhofen, wegen Ehebruchs und Bigamie. S. 455. W. reist in Familienangelegenheiten nach Polen, wo er, noch bei Lebzeiten seiner ersten Frau, und nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen war, eine Polin heirathet. Er wurde zwar, da das Verbrechen verjährt war, von aller Strafe losgesprochen. Die Ehe wurde jedoch für nichtig erklärt. (War das Criminalgericht berechtiget, auch das letztere Erkenntnifs — *incidenter* — zu fällen?) — No. 23. Untersuchungsprocefs gegen Mich. Fr. Engelhardt aus E. wegen versuchter Ermordung seiner Geliebten, Elise Führer, wegen Verletzung der Begleiterin derselben, Anna Marg. Wetterau, und wegen versuchten Selbstmords. S. 535 ff. Engelhardt wurde wegen der beiden ersteren Vergehen in dem ersten Urtheile zu 2 J. Zuchthaus verurtheilt. Das zweite Urtheil bestätigte diese Strafe, ob es wohl den Angeschuldigten wegen der

Verwundung der A. M. Wetterau für straflos erklärte. (Schwerlich möchte dieses Urtheil mit dem Grundsatze zu vereinigen seyn, dafs ein Straferkenntnifs zum Vortheile des Angeschuldigten sofort rechtskräftig werde.)

Der Herausgeber hat in der Regel, jedoch nicht immer, den ganzen Namen der Angeschuldigten abdrucken lassen; selten die Ortsnamen. Dieses Schwanken giebt zu einer interessanten Rechtsfrage Veranlassung. Wie weit erstreckt sich das Recht der Publicität in Beziehung auf Strafrechtsfälle?

Zachariä.

---

1) *De nonnullis Pauli ad Galatas Epistolae locis Commentatio* I. II. *von Dr. C. Fr. Aug. Fritzsche. Rostock* 1833 *u.* 34. 44 *u* 32 *S. in* 4.

Des Verfs. Schriften sind immer vornämlich durch Genauigkeit in philologischen Untersuchungen interessant. In der I. Comm. zeigt er S. 3 ff. kritisch, dafs das Chronicon Paschale Eusebii (ed. du Fresne. Venetiis 1719. Fol. 186.) nicht, wie nach Grotius und Capellus auch Berthold in der Einl. Th. V. S. 2711. und sogar Schotts treffliche Isagoge p. 196. annahm, statt δεκατεσσαρων Gal. 2, 1. τεσσαρων nach Handschriften las. Offenbar ist's, dafs das Chron. sich nicht auf handschriftliche Auctorität beruft. Hr. Fr. hält die Leseart ετη δ' für Conjectur.

Mir wird vielmehr klar, dafs das Chron. selbst ursprünglich schrieb ετη ιδ' (= anni 14.) und die Weglassung des ι nur Fehler der Abschreiber ist. Es ist der Mühe werth, hier das auf die Chronologie und richtige Ansicht des apostolischen Lebens Pauli einflufsreiche Datum genauer zu beleuchten.

Die Stelle des Chron. interessirt mich doppelt. Erstlich weil ich aus ihrer zweiten Hälfte finde, dafs auch sie nicht 4, sondern 14 = ιδ ursprünglich las, und dann, weil nach der ersten Hälfte ihrer Angabe schon der Verfasser des Chronikons den Gedanken hat, welchen ich eigenthümlich zu haben meinte und deswegen in meinem Exegetischen Handbuch über die drei Evangelien nur problematisch vortrug, die 14 Jahre Gal. 2, 1. seyen Jahre des Zeitalters der Apostel, welche die Kirche von der Himmelfahrt an zu zählen angefangen habe. Mich führten andere, in meinem Exeget. Handbuch (da es 1833. an die Stelle einer dritten, durchgängig revidirten Ausgabe meines Evangelien-Commentars trat) Th. I. S. 242—250. angeführten Gründe

auf die Wahrscheinlichkeit, dafs man eine eigene *aera apostolica* entweder von dem Tage der Entfernung Jesu, oder von dem ersten urchristlichen Pfingstfest an, zu zählen, in der frühesten Kirche begonnen habe und dafs Paulus jenes επειτα δια δεκατεσσαρων ετων Gal. 2, 1. nach dieser Epoche rechne. Unbekannt aber war mir, dafs schon das Chron. Pasch. Euseb. eben dies bestimmt behauptet.

Dies geschieht in der ersten Hälfte der hierher gehörigen Stelle, welche also lautet:

> Ὑπατων Ασιατικου και Σιλανου. Επι τουτων των ὑπατων ανηλθε παλιν εις Ιεροσολυμα Παυλος. Ὁθεν γραφει Γαλαταις περι ταυτης της αναβασεως οὑτω Δια ιδ' ετων παλιν ανηλθον εις Ιεροσολυμα.
>
> Και ὁ ειπε »Παλιν« δηλον ὁτι ἑτερα εστιν αναβασις αὑτη.
>
> Τῳ ειπειν αυτον· Δια ιδ' ετων, δοκεῖ μοι τοὺς χρὁνους τῶν Ἀποστὁλων τοὺς ἀπὸ τῆς ἀναλήψεως ἀριθμεῖν αὐτὁν. Ἀπὸ γὰρ τῆς ἀναλήψεως τοῦ Κυρίου ἕως ταὑτης τῆς ἀναβάσεως πληροῦνται τῶν Ἀποστὁλων ἔτη ιδ' μῆνες ί.

Gerade diese natürliche Gewohnheit, dafs man in der apostolischen Kirchengeschichte die Entfernung Jesu und das etwa 10 Tage nachher eingetretene erste Pfingsten als der Anfangspunkt einer *aera apostolica* angenommen habe, hat demnach schon der alte Zeitberechner auch als das zutreffendste anerkannt, um die 14 Jahre des Apostels Paulus zu erklären; und es kann mich mein Zusammentreffen mit dieser alten *)

*) Der Rückert'sche Commentar S. 321. giebt an: diese Berechnungsart finde ich schon bei Petrus Lombardus. Ich frage: wo? Dergleichen Verweisungen auf etwas Seltenes wünscht wohl Jeder genau angegeben. Von Lombardus sind Parisiis 1835. gedruckt: *Collectanea in omnes D. Pauli Epistolas*, ex Ambros. Hieron. Augustino aliisque scriptoribus contexta, die ich aber nicht zum Nachschlagen erhalten konnte. Hr. Rückert ist desto schneller mit dem Aburtheilen fertig: „Es bedarf wohl keines weitläufigen Beweises, dafs der Apostel diese Berechnungsart [vom Tode Christi an, oder vom Anfang der Apostelzeit] nicht befolgt haben könne, sondern nur eines aufmerksamen Lesers seiner Erzählung, um die Nichtigkeit dieser Hypothese einzusehen, deren strengere Widerlegung ich daher den Chronologen überlasse." Giebt es eine leichtere Manier, das Schwere und Mühsame zu um-

Auctorität nicht anders als erfreuen, wenn ich sie gleich nicht wie ein historischgültiges Zeugnifs, sondern (wie man immer wohl unterscheiden sollte) nur als ein Resultat früher Auffassung der Umstände betrachte. — Soweit wäre denn die Berechnung consequent, und die in meinem Exeget. Handbuch Th. I. S. 238—253. erläuterten Data erläutern sie hinreichend. Vergl. ebendas. auch S. 261.

Sogleich aber, meinte man dann doch, gehe der alte Zeitberechner wieder von sich selbst und von der Zahl der Jahre ιδ (= 14) ab und substituire die Zahl δ' = 4, ohne dafs er dafür eine Abweichung in Handschriften angebe. Wie sonderbar wäre dies?! Aber nicht nur keine handschriftliche Auctorität giebt er an, sondern auch überhaupt keinen Wink, dafs er statt der Leseart 14 jetzt 4 vorziehe. Eben so wenig spricht er von irgend einem Grunde, dafs und warum er anders conjecturire. Vielmehr zeigt er nur, wie man auch noch auf einem andern Wege die Zeit, wann Paulus die zweite Reise nach Jerusalem gemacht habe, aus einem bekannten Datum finden könne. Bekannt sey die Zeit, in welcher Herodes, der Justizmörder des Jakobus (Apg. 12, 1.) gestorben sey, nämlich nachdem er 3 Jahre noch während der Regierung des Claudius gelebt hatte. Bald darauf, also im vierten Jahre des Claudius, seyen Barnabas und Paulus (von der Gemeinde zu Antiochia, Apg. 13, 2. 3.) zu Missionären oder Aposteln geweiht worden. Daraus lasse sich demnach rückwärts auch die Zeit bestimmen, wann Paulus getauft und wiedersehend geworden sey, das heifst die Zeit seiner Bekehrung zum Christenthum. Und hier steht dann im gedruckten Text des Chronicon pasch. — ετη δ'.

Aber wie? müfsten wir fragen — wie könnte der so aufmerksame Chronograph daraus, dafs Paulus im vierten Jahre

---

gehen? Um nicht einen weitläufigen Beweis zu geben, giebt der Commentator gar keinen! — Dafs aber die Anwesenheit Pauli zu Jerusalem kurz vor Herodes Tod ans Ende der seit Jesu Tod laufenden 14 Jahre fällt, ist auf keinen Fall Hypothese, sondern chronologisch entschiedene Wahrheit. Denn die Zeit vom Tode dieses Herodes weifs die Chronologie gewifs; und jeder kann, wie deswegen auch das Chronicon paschale dazu auffordert, von dort zurückrechnen auf die Zeit, wovon die Zeitangaben des Apostels beginnen, nämlich nach 1, 15. 16. auf die Zeit, wo Gott über die Messiasschaft Jesu als Weltheilands in Ihm enthüllende Ueberzeugungen und seine von allem Judaisiren reine Bekehrung verursachte.

Digitized by Google

des Claudius zum Apostolat geweiht worden ist, bestimmen wollen, dafs seine Bekehrung 4 Jahre zuvor geschehen und dafs daher in Gal. 2, 1. δια δ' ετη zu lesen seyen? Die erste Reise des bekehrten Paulus war 3 Jahre nach der Bekehrung geschehen. Gal. 1, 16. Apg. 9, 23. Wollte denn der Chronograph behaupten: die Bekehrung des Paulus sey im vierten Jahr vor der zweiten Reise desselben nach Jerusalem geschehen, so dafs 3 Jahre nachher er die erste Reise dahin, und sogleich im nächsten Jahre darauf die zweite gemacht habe? Dazu hätte ihm die Notiz, dafs Paulus im vierten J. des Claudius förmlich zum Apostel geweiht wurde, durchaus keine Grundlage geben können. Vielmehr hätte er, da er die Apg. genau verglich, nach Apg. 11, 26. so gut, wie wir, wohl gewufst, dafs P. nächst vor der zweiten Reise nach Jerusalem Ein ganzes Jahr bei der aus Heiden und Juden gemischten Gemeinde zu Antiochia sich aufgehalten hatte, eben diese gemischte Gemeinde aber erst, seitdem P. als Saulus manche ausländische Judenchristen 11, 19. von Jerusalem dahin zu fliehen und dort auch Hellenen zu christianisiren veranlafst hatte, allmählich gesammelt worden seyn konnte; wozu ohne Zweifel Zeit nöthig gewesen war. Wenn P. erst drei Jahre nach seiner Bekehrung das erstemal wieder Jerusalem besuchte, von dort aber, da Ihn die Judenchristen nicht gerne sahen, über Syrien nach Cilicien sich zurückzog (Apg. 9, 30. Gal. 1, 21.) und dann 1 Jahr mit Barnabas zu Antiochien arbeitete, so hätte der Chronograph auf keinen Fall eine Rechnung machen können, dafs Er 4 Jahre vor der zweiten, dem dritten J. des Claudius parallelen, Reise nach Jerusalem getauft worden sey. Die 3 Jahre in Arabien und das 1 Jahr zu Antiochien machen schon 4 Jahre, und für die Reise durch Syrien nach Cilicien und den dortigen Aufenthalt wäre dann gar kein Zeitraum in Rechnung gekommen.

Sehen wir also ein, dafs der Chronograph keinen Grund hatte, ετη δ' zu schreiben, dafs er aber auch gar nicht einen Gedanken, wie wenn man die ετη ιδ, welche er zuvor gut erklärte, entweder wegen Handschriften, oder per conjecturam in ετη δ' verwandeln könnte, andeutet; sehen wir vielmehr, dafs eine solche Verwandlung seinen Angaben und dem, was er aus den Πραξεις gewifs wufste, entgegen gewesen wäre, so ist nicht zu zweifeln, dafs der ganze Knoten, wie wenn der accurate Rechner flugs von sich selbst abwiche, blos daraus entstand, dafs nur ein Abschreiber ετη δ' statt ιδ' schrieb, so dafs dieser Schreib-

fehler unmittelbar in unserm Text des Chron. Pasch. zu verbessern ist. Die ganze Meinung also, wie wenn dieses Chron. einen Grund gehabt hätte oder geben könnte, um Gal. 2, 1. τεσσαρων statt δεκατεσσαρων zu lesen, verschwindet nach vieler darauf verwendeter Mühe. Und so müssen wir, forschende Sterbliche, oft mühsame φιλολογουμενα nicht weniger, als absolute φιλοσοφηματα — ohne weiteres in Rauch aufgehen sehen und uns noch freuen, lieber nichts, als Ungegründetes zu behaupten!

Die diesen Schreibfehler enthaltende Stelle des Chron., welche sich unmittelbar an die vorhin gegebene anschliefst, lautet so:

> Και ει μη τουτο δωμεν [= Und wenn wir dieses, dafs nämlich seit der Aufnahme Jesu in den Himmel bis zur zweiten Reise des Paulus nach Jerusalem von der Apostelzeit 14 Jahre und 10 Monate verflossen und das δια δεκατεσσαρων ετων darnach zu berechnen sey, nicht zugeben möchten] ευρεθησεται [so läfst sich doch finden] ὁ χρονος, αφ ου εβαπτισθη και ανεβλεψεν, ὡς περιεχουσιν αἱ πραξεις [von Saulus, Apg. 9, 18.] ἔτη δ' [!!] και τουτο ου μονον καθως αἱ Πραξεις φερουσιν, αλλα και Ιωσηπος, λεγων, τρία ἔτη Κλαυδιου ζησαι Ἡρωδην [Agrippa] και ευθεως μετα την τελευτην Ἡρωδου κληθηναι Παυλον και Βαρναβαν [als von der Reise nach Jerusalem Apg. 13, 2. nach Antiochia zurückgekommene] εἰς ἀποστολὴν [zur Mission nach Cypern und Kleinasien] τουτεστιν τετάρτου [sc. ετους] χρονου Κλαυδιου, ὡς και αἱ Πραξεις [durch den fortlaufenden Zusammenhang von K. 12. mit K. 13.] δηλουσι. Και ου ταυτα μονον πεισουσι τινα, αλλα και ευρεθησεται ὁλος ὁ χρονος της διδασκαλιας Παυλου, αφ' ου εισηλθεν εις αποστολην [seit der förmlichen κλησις Apg. 13, 2, vor welcher Er wohl als Privatmann christianisiren konnte, nicht aber durch Gemeindewohl und prophetische Aufforderung Apostel war] ετη θ' [neun Jahre] ἑως ου εβληθη εις φυλακην ὑπο φηλικος [Apg. 23, 35.] μελλων εις Ρωμην επι Νερωνος εκπεμπεσθαι, ὡς τα εφεξης των πραξεων δηλοι και οἱ χρονοι της βασιλειας [des imperii rom.] παλιν.

Alles dieses Zeitberechnen erscheint zusammenhängend und des Chronographen würdig, nur wenn das durch nichts motivirte ετη δ' blofser Schreibfehler ist, statt dessen der Verf. nichts anderes als noch einmal ετη ιδ' (= 14 Jahre) ge-

Digitized by Google

schrieben hatte. Dieser Fehler, nicht des Chronographen, sondern der Copisten, konnte blos zufällig entstehen. Wahrscheinlich aber entstund er um so eher deswegen, weil bald darauf von einem vierten Jahr des Claudius die Rede ist und also ein halbwissender Abschreiber meinen konnte, dafs auch vorher von ετη δ' = 4. die Rede seyn müsse.

Das Pascha, woran Jesus hingerichtet wurde, fällt in die zweite Hälfte des 17ten Jahrs Tiberii, in das J. 31. der gewöhnlichen Dionysiusischen Aera. Dahin führt vornämlich auch die astronomische Berechnung, dafs der erste Paschatag dieses Jahrs ein Freitag war. s. Mein Exeget. Handb. I. Th. S. 260. No. 57. Damit harmonirt, dafs alsdann Jesu Taufe und das erste Messiaspascha in die zweite Hälfte des 15ten Jahres Tiberii [wie Luk. 3, 1. erwarten läfst] gefallen seyn kann. s. ebend. S. 260. No. 55.

Fieng nun die Apostelzeit an — mit Pfingsten des anni Dionys. 31. = dem Ende des ann. Tiberii 17, so endigte das 13te Aposteljahr mit dem Pascha des dritten Jahres Claudii, und Paulus war also auf seiner zweiten Reise nach Jerusalem wirklich im Laufe des 14ten J. nach der Αναληψις Jesu daselbst. Bald nach diesem Pascha starb König Herodes Ágrippa, nachdem er etwas länger als 3 Jahre unter Claudius von Palästina König gewesen war. Dieses 14te Aposteljahr läuft von Pfingsten anni Dionys. 44. bis ebendahin 45.

Bald nach Pfingsten anni Dion. 55, noch im ersten J. Nero's, wird Paulus nach Cäsarea zur Haft gebracht, also wie das Chronicon Pasch. auch rechnet, neun Jahre, nachdem er zu Antiochien zum Apostolat mit Barnabas geweiht war. Denn dies geschah am Anfang des ann. Dionys. 45. nach der Rückkunft von Jerusalem noch vor dem Schlufs des 4ten Jahres Claudii, das bis zum 24. Jan. des a. Dionys. 45. lief.

Alles stimmt demnach dafür, dafs auch das Chron. Pasch. immer, und nicht nur in seiner ersten Angabe, die Zahl ετή ιδ' als ächt angenommen hatte, da es dieselbe zu ändern durchaus keinen Grund angiebt Alles stimmt zugleich dahin zusammen, dafs, als Paulus auf der zweiten Reise nach Jerusalem Pascha und Pfingsten feierte, mit diesem Pascha sich das 13te Jahr nach Jesu Tod schlofs und mit Pfingsten das 14te Aposteljahr angefangen war.

Die Präposition δια in der Formel: επειτα διὰ δεκατεσσαρων ετων ist weder für noch gegen diese Berechnung. Ob die gemachte Reise noch im Lauf (gleichsam im »Durch«)

der 14 Jahre, oder ob sie, da die 14 Jahre schon durch waren, geschah, ist aus jener Phrase nicht zu entscheiden. Denn nach dem Sprachgebrauch bedeutet das διὰ, wenn wir es genauer erörtern, auch in dieser Formel immer durch, aber so, daſs eben dasselbe »durch« anwendbar ist, wenn die Zeit noch ist im Durch-gehen (= currens) oder wenn sie schon durchweg ist.

Von der ersten Bedeutung, die Hr. Dr. Fr. ganz abweisen zu müssen denkt, führt schon der alte Viger *) (ed. Zeun. 1777.) S. 566. entscheidende Beispiele an. Wenn Xiphilinus in Julio, loquens de intercalatione unius diei anno bissextili, schreibt: τὴν μὲν τοι μιαν, τὴν ἐκ τῶν τεταρτημοριων συμπληρουμενην, διὰ πέντε καὶ αὐτος ἐτῶν εἰσηγαγεν, so war bekanntlich die Wirklichkeit diese, daſs, weil in jedem Sonnenjahr sechs Stunden über die 365 Tage hinaus übrig bleiben, diese 6 Stunden in 4 Jahren Einen Tag von 24 Stunden zu intercaliren nöthigten. Daher war Cäsars Einrichtung, daſs peracto quadriennii circuitu, wie Censorin es ausdrückt, oder quinto quoque *incipiente* anno, wie Macrobius sagt, das bissextum oder der einzuschaltende Tag, eingeführt werden sollte. Vergl. Idelers Lehrb. d. Chronologie. 1831. S. 318. In dieser und ähnlichen Stellen ist also διὰ πέντε ἐτῶν offenbar = im Lauf = im Durchhingehen der fünf Jahre, d. i. während des fünften Jahrs. Jedes intercalirte Jahr ist das fünfte laufende, von dem nächstvorherigen intercalirten an gezählt. Jesus wurde Apg. 1, 3. während 40 Tagen mehrmals als Wiederbelebter gesehen, διὰ ἡμερῶν τεσσαρακ. ὀπτανομενος. Vergl. διὰ τριῶν ἡμερῶν Mark. 14, 58. Anderer Stellen, in denen keine Zahl ausgedrückt ist, wie Apg. 5, 19. Hebr. 2, 15. 2 Kor. 2, 4. nicht zu gedenken.

---

*) Das von Viger angegebene sprechende Beispiel finde ich noch mit mehreren vermehrt in des so accuraten Philologen, Rector Fischers Animadv. ad Welleri grammaticam III. p. 168. Er giebt als Regel an: Sed Numeralibus et Genitivis nominum temporis junctam explicari debet διά ita, ut id, quod fieri factumve esse dicatur, fieri factumve existimetur esse intra (während) id tempus, quod nominatur; ut Herodot. I, 62. ἐξ ἀρετερης δὲ ὁρμηθεντες διὰ ἐνδεκάτου ἔτεος ἀπικοντο ὀπισω. Fernere Beispiele sind: Max. Tyr. 5, 1. δι' ἡμερας *interdiu* im Gegensatz gegen die Nachtzeit. Herodot. 2, 37. οἱ δὲ ἱρεες ξυρεονται παν το σωμα διὰ τρίτης ἡμέρας, während des dritten Tags. 2, 73. δι' ἐτεων πεντακοσιων. 3, 97. διὰ τριτου ἐτους. Xenoph. republ. Athen. 3, 5. τουτο δὲ γινεται, ὡς τα πολλα, δι' ἔτους πέμπτου.

Digitized by Google

Dafs in manchen Stellen διὰ auch gesetzt ist, wenn angedeutet werden wollte, dafs das Jahr oder die Zeit schon durch war, bleibt eben so richtig. Philo de mundi opificio Fol. 22. (ed. Colon. 1613.) sagt: Mose δι' ἑξ ἡμερῶν κελευσας αγειν ἱεραν, ἑβδομην. Der Sinn ist: der jüdische Gesetzgeber gebot, einen siebenten Tag als geweiht zu feiern, wenn sechs Tage durch sind. Nur berede uns kein Grammatiker, und wenn er summus NN. wäre, dafs διὰ *post* = μετα bedeute. Nichts ist nöthiger, als Wortbedeutung = significatus, und Sinnumschreibung = sensus (nach Morus trefflicher Dissert.) immer zu unterscheiden. Die Grundbedeutung jedes Worts, als eines Zeichens, bleibt, auch in allen seinen Anwendungen. Es wäre der Natur des menschlichen Verstandes zuwider, eben dasselbe Zeichen für zwei ganz verschiedene, nicht neben einander abzuleitende Begriffe anzunehmen und sich dadurch selbst zu verwirren. Aus Durch, *per*, wird nicht Nach, *post*. Nur weil durch bald ein durchhin (das noch laufende), bald ein durchweg (= das schon abgelaufene) bedeuten kann, so kann im letzteren Fall die Umschreibung = nach (wie oben: Wenn sechs Tage durch sind) statt finden, aber nicht als Wortbedeutung, sondern nur als Sinnerklärung.

Dafs die Redenden, als natürliche Spracherfinder, vermöge des unverkünstelten natürlichen Verstandes, nie für zwei ganz verschiedene Begriffe ganz einerlei Zeichen setzen, dies bringt die natürliche allgemeine Sprachphilosophie mit sich. Der Grammaticus darf diese nicht meistern wollen. Er findet nur, wenn er ihr folgt, das Wahre.

Das ἐπ' εἶτα διὰ δεκατεσσαρων ετων bedeutet, wenn wir das Wörtliche festhalten, »Nachher im Durch von 14 Jahren,« und dabei bleibt also es unbestimmt, ob dieses Durch als ein laufendes, oder als ein durchgemachtes, gemeint ist. Andere Data müssen dies bestimmen, weil das Durch die zweitheilige Grundbedeutung nicht verliert. Auch die von Hrn. Dr. Fr. angeführte Umschreibung des sprachkundigen und fein bemerkenden Chrysostomus δεκατεσσαρων παρελθοντων ετων sagt: »als 14 Jahre vorübergingen« und bestimmt nicht, ob sie im Durchgehen, oder schon durchgegangen waren.

Wir vergleichen gerne noch einige andere Beispiele, um diesen Partikelstreit zu Ende zu bringen.

Wenn Aristophanes im Plutos Vs 584. sagt: Zeus regt zusammen auf, zu dem Olympischen Kampf, τους Ελληνας ἁπαντας

Digitized by Google

ἀεὶ δι' ἔτους πέμπτου, so kann dies, da die Olympischen Spiele immer im Lauf (= während) des fünften Jahrs wiederkehrten, offenbar nicht *post* quintum annum bedeuten, sondern quinto anno currente. War das Festjahr durch, so gingen vier Jahre ohne Olymp. Agon vorbei und im Durch des fünften war er wieder. Mark. 2, 1. ist bei δι' ἡμερων nicht gerade an ein Durchwegseyn vieler Tage zu denken, sondern: da einige Tage durch waren.

Auch kann man von Lukas schwerlich sagen: *a loquendi usu descivit*, indem er Apg. 16, 9. schreibt: ὁραμα διὰ τῆς νυκτὸς ὠφθη, und darunter nicht per *totam* noctem, sondern: im Lauf derselben Nacht, versteht. So ist δια της νυκτος während der bestimmten Nacht.« 5, 19. 17, 10. 23, 31. Apostg. 1, 3. ist δι' ἡμερων τεσσαρακοντα οπτανομενος offenbar nicht *post* 40 dies conspicuus factus. Bei Mose ist es wenigstens nicht entschieden, dafs Er erst volle vierzig Tage und Nächte bei Jehovah auf dem Berge gewesen sey und dann erst, als sie ganz durch waren = *post exactos* 40 dies, die Botschaft von dem Götzendienst des Volks erhalten habe. Der Ausdruck מִקֵּץ אַרְבָּעִים יוֹם kann bedeuten *inde a fine* ... und die LXX, welche Deut. 9, 11. übersetzen: διὰ τεσσερακ. ἡμερων και διὰ 40 νυκτων, können dieses »vom Ende der 40 Tage an« als ein διὰ διερχομενον (currens) und nicht blos als διελθον gedacht haben. Das δια χρονου, wovon Wetstein zu Mark. 2, 1. viele Beispiele angiebt, bedeutet bald: indem eine Zeit durchlief, bald: indem eine Zeit durch war. Wenn Aristophanes im Plutos Vs 1045. den Alten zurufen läfst: εοικε διὰ πολλοῦ χρόνου σ' ἑωρακεναι, so giebt Vofs wohl den Sinn richtig, indem er übersetzt:

Er scheinet *nach* sehr langem Zeitraum dich zu sehn.

Dennoch ist die wörtliche Bedeutung:

Er scheint dich, da viel Zeit durchlief, gesehn zu haben.

Eine der sprechendsten Stellen ist in Xenophons Cyropaed. I, Fol. 21. (ed. Leunclav.), dafs die Perser einander küfsten, wenn sie διὰ χρόνου »im Lauf einiger Zeit« einander sahen oder verliefsen, wo dann das Witzspiel folgt: αλλ ηκω διὰ χρόνου = ich komme nur »im Lauf der Zeit,« und Cyrus scherzend antwortet: δι' ολιγου γε = ja wohl, im Lauf sehr weniger Zeit! und wieder bei ihnen zu seyn verspricht ολιγον χρονον = in weniger Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 42. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fritzsche, zum Galaterbrief.

(Fortsetzung.)

Auch wegen Apg. 24, 17. ist die Formel δι' ετων im Redegebrauch des Pauliners, Lukas, genauer Erörterung werth. Er läfst Paulus sagen: Δι ετων πλειονων παρεγενομην ελεημοσυνας ποιησων εις το εθνος μου και προσφορας. Dies heifst aber, wenn wir an die bekannte Wirklichkeit der Geschichte Pauli denken, nicht: Nach mehreren Jahren kam ich Almosen und Beiträge bringend meinem Volke. Denn P. hatte dies mehrmals gethan (Apg. 11, 29. Gal. 2, 10.), und es gehörte zu seiner Vertheidigung, zu sagen: Im Laufe mehrerer Jahre ward ich (nämlich mehrmals) zugegen, meiner jüdischen Landsmannschaft Geschenke bringend.

Genug. Auch der Ausdruck διὰ δεκατ. ετων hindert nach all diesem gar nicht, das, was ich in meiner Erklärung des Galater- und Römerbriefs (1831.) S. 27 ff. nach allen Seiten beleuchtete und was immer noch von Andern umgangen, nunmehr aber auch von Hrn. Dr. Fr. vertheidigt wird, festzuhalten, dafs nämlich Gal. 2, 1—10. nur von der zweiten Paulinischen Reise nach Jerusalem Apg. 11. u. 12 richtig verstanden werden könne. Nebst mehreren Nebengründen sind der Hauptgründe zwei:

1) Dem P. ist alles daran gelegen, den Galaterchristen, welchen zudringliche Judenchristen aufbürden wollten, dafs der getaufte Heide wenigstens noch hintennach jüdische Beschneidung und Gebräuche annehmen und dadurch erst ganz des Messiasreichs theilhaftig werden müfste, historisch klar zu machen, dafs er seine universellere Auffassung der Christusreligion ohne die jüdischen Apostel gehabt und auch von ihnen ungeändert durchgesetzt und sich erhalten habe. Daher die so feierliche Betheuerung Gal. 1, 20, dafs Er 3 Jahre lang gar nicht an die jüdischeen Apostel sich gewendet und dann nur kurze Zeit den dortigen Chef, Petrus, kennen zu lernen (nicht aber sich zum Lehrer zu machen) für gut gefunden habe, Ihn, dem er vielmehr offen sein Fehlurtheil Gal. 2, 13. vorzuhalten für nöthig gefunden habe. Was hätten dagegen die zweifelhaft

gemachten Galater denken müssen, wenn Paulus nun einen zweiten längeren Aufenthalt zu Jerusalem nicht mit Einem Wort berührt hätte? Würden nicht die Gegner seiner das Allgemeinwerden der Christusreligion allein möglich machenden Ceremonienfreien Ueberzeugung gesagt haben: Sehet! Er verschweigt, was man von Ihm bei der zweiten Anwesenheit zu Jerusalem gefordert hat, da Er noch Saulus und noch nicht einmal zum Apostel (Apg. 13, 1—3.) geweiht war.

2) Wenn die 4 gutachtlichen Bedingungen = δογματα, nach deren Beobachtung die Judenchristen zu Jerusalem das Zusammenessen der Jüdischen mit den Heidenchristen endlich zugeben wollten (Apg. 15, 29.), schon vor der den Galatern 2, 11—16. detaillirten Geschichte der Nachgiebigkeit des Petrus gegen die von Jerusalem ausgehenden jndaizirende Proselytenmacher von der Gemeinde zu Jerusalem entschieden, und besonders auf Antrag des Petrus entschieden gewesen wären, so wäre es ja psychologisch ganz unmöglich, *a*) dafs derselbe Petrus nicht zu Antiochia sich selbst und jenen vier auch die von Jerusalem gekommenen verbindenden Sätzen getreu geblieben wäre und mit den Heidenchristen (die Agapen) zu essen fortgefahren hätte. Auch die von Jakobus kommenden wären alsdann an die vier δογματα gebunden gewesen, welche Jakobus selbst mitbeschlossen hatte. Apg. 15, 20. Sie hätten also den Petrus im Zusammenessen mit Heidenchristen nicht stören, nicht eine ὑποκρισις, Fehlbeurtheilung, judicium subreptitium,*) veranlassen können. Noch unmöglicher aber wäre *b*) zu denken, dafs nicht Paulus Gal. 2, 14. zuvörderst dem Petrus nicht jene von diesem selbst bewirkte 4 δογματα als Entscheidung gegen Ihn selbst vorge-

*) Heuchelei, Verstellung ist hier nicht zu denken. Paulus und Petrus hielten zwar einander nicht für lehrunfehlbar, infallibel, wie überhaupt Apg. 11, 2. 15, 5. 6. und 21, 21. nichts deutlicher macht, als dies, dafs die Gemeinden nicht gewohnt waren, diese, wenn gleich Wirksamsten, Apostel für lehrunfehlbar zu halten. Dennoch bezweifelte keiner von beiden das πνευμα ἁγιον des Andern, das ist, dafs derselbe aus Begeisterung für das Heilige rede und handle. Die gute Gesinnung traute einer dem andern zu, wenn gleich neben derselben ein Afterurtheil sich unterschieben konnte. Heuchelei hingegen wäre mit dem πνευμα ἁγιον nicht zusammenzudenken gewesen. *Simulatio* ist nicht die Grundbedeutung des Worts ὑποκρισις. Der Schauspieler war ὑποκριτης, weil er unter etwas anderem, unter der Maske, sprach, antwortete, sich äufserte.

halten hätte, wenn das Schwanken des Petrus zu Antiochia später, als die Beschlüsse zu Jerusalem Apg. 15, das heifst, später als die dritte Paulinische Reise nach Jerusalem gewesen wäre.

Allerdings ist es das erste Nothwendige, dafs der Bibelerklärer aller dieser Schriftreste mögliche Bedeutungen philologisch (sprachkundig) erforsche. Aber bestrebt man sich nicht zugleich, sich psychologisch historisch mitten in die Wirklichkeit der persönlichen und Zeit-Umstände hinein zu versetzen, so wird gar zu oft die grofse Aufgabe verfehlt werden, dafs der Exegete aus den mehreren, wörtlich möglichen Bedeutungen die wirklich anwendbare (nicht etwa durch blofse Gefühlsinterpretation, sondern) durch die Einsicht, was nach Zusammenfassung aller faktischen Verhältnisse wirklich gewesen oder gedacht worden seyn mufste, mit Zuverlässigkeit herausfinden sollte. Ein anderes ist, in die Buchstaben und den möglichen Wortsinn am Studierpult hineinblicken, ein anderes aber, durch den Wortsinn mit pragmatischem Blick in das Leben der redenden und handelnden Personen durch möglichste Vergegenwärtigung aller Beziehungen hineinzuschauen und die Wirklichkeiten in ihrem lebendigen Zusammenhang zu erfassen.

Die beiden Commentationen des Hrn. Dr. Fritzsche sind reich an noch manchen andern Bemerkungen. Der Raum aber erinnert den Rec., sich zu andern verwandten Schriften zu wenden. Unter diesen scheint in den meisten Umlauf gekommen zu seyn

2) *Commentar über den Brief Pauli an die Galater von L. J. Rückert. Leipzig 1833. bei Köhler.* X *u.* 350 *S. in* 8.

Dr. Fritzsche fällt über diese Arbeit an zwei Stellen der Commentationen ein sehr bedenkliches Urtheil. I, S. 24: »Ruckertus, quèm vel *festinanter verbosos* suos in Pauli ad Romanos et Galatas epistolas commentarios *conscripsisse*, vel *non acerrimo judicio praeditum* esse, multis saepe argumentis cognoscas, hic quoque [bei *αλλ' ουδε* 2, 3.] antiquum ingenium obtinuit.« S. 42. spricht noch viel stärker: »Non dubito, quin si (Ruckertus) *justum* aliquando censorem nactus fuerit, in aerarios referatur. *Tam pleni sunt ejus commentarii festinationis, levitatis, erroris, perversae argumentationis et inanis loquacitatis.* Quod non invidia adductus dico, qua nulla mihi in virum prorsus ignotum esse

Digitized by Google

potest, sed Ruckerti *commentariis diligenter excussis* et cum priorum interpretum annotationibus accurate collatis *Viri virtutem expertus.* Documento erunt Commentarii mei in Ep. ad Romanos et duo, quae, Deo rebus meis benigne annuente, proxime scribam Programmata.«

Rec. hat keinen Beruf, dieser ohne Zweifel durchgreifenden Beurtheilung vorzueilen. Er giebt indefs einige Resultate seiner Prüfung.

Die meisten neueren Bearbeiter der Paulinischen Briefe zeigen sich als Solche, die an diesen kleineren Schriftresten ihre Kräfte versuchen, ohne noch den ganzen Umfang des ursprünglichen Christenthums und seiner Zeit, frei von Rücksichten auf vorgefafsten Kirchenglauben, sich historisch und mit Menschenkenntnifs vorgehalten zu haben. Das schlimmste Beispiel hierzu gab die chaotische Behandlung des Briefs an die Römer von Dr. Tholuck, wo ein leicht aufzuraffendes Gemisch alter und neuer Exegesen, meist ohne dafs ihre Gründe angegeben seyn können, einen Schein von Vielbelesenheit und ausgebreiteter Prüfung geben sollte. Eine Methode, welche die Bibelerklärung in eine Compilation von Autoritäten zu verwandeln drohte, wo aber weder die nach der Wortbedeutung möglichen Erklärungen dargelegt sind, noch die getroffene Wahl der vorgezogenen durch logikalische Nachweisung des Gedankengangs und durch Analogie entscheidend deutlicher Stellen begründet wird. Am Ende jedoch soll gewöhnlich irgend eine nicht urchristliche, meist nur eine scholastische, Kirchenmeinung dem Apostel willkührlich aufgenöthigt werden.

Diesem Muster ist der Rückertische Commentar über den Galaterbrief in Vernachlässigung philologischer Beweise, im Berufen auf individuelles Gefühl für Entdeckung des richtigen Sinns, im Einschieben von solchen Kirchenmeinungen, an welche nicht einmal in den 2 bis 3 ersten Jahrhunderten gedacht war, sehr getreu geblieben. Bei den vielen Schwächeren scheint der Verf. Eingang dadurch gefunden zu haben, dafs er, klarer als Tholuck, und gleichsam spielend vorerzählt, durch welches Hin- und Herschieben der Wahrscheinlichkeiten er nach mancherlei Vorgängen Anderer sich eine Erklärung, oder allenfalls auch, wie bei 3, 19. 20. die Unmöglichkeit der Sinnentdeckung, heraus entwickelt habe. Dadurch mag es denn Manchen scheinen, wie wenn sie zum Miterfinden befähigt würden. Nichts liebt diese Methode mehr, als statt aller Gegengründe die Formel S. 127,

Digitized by Google

dafs z. B. eine Erklärung (Bengels) gar nichs für sich habe, mehr begehrende an Andere zu verweisen seyn, S. 148, und dergleichen bequeme Ausbeugungen. Daneben verschwendet der Commentator oft, wie S. 119. wegen εβασχανεν eben so viele Worte, um wegen der philologischen Bedeutung auf Lexika und Grammatiken zu verweisen, als nöthig gewesen wären, um den Sprachbeweis selbst zu geben. Ebenso sagen S. 120. drei Zeilen nichts, als dafs eine verunglückte Uebersetzung des προεγραφη zu übergehen sey. Warum überging er sie also nicht? Blos, weil er sich selbst im Fortschwatzen so gemüthlich gehen lassen mochte? Dagegen werden die Seiten 123. 124. verschwendet, um am Ende dennoch unbestimmt zu lassen, was hier dasjenige πνευμα sey, dessen Erfassen, λαβειν, den Galatern den Vorzug der Pistis (einer durch πειθεσθαι = Ueberzeugtwerden, entstehenden treuen Gesinnung) vor den Wirkungen eines blos gebietenden Nomos in ihrer innern Erfahrung kund mache. Und doch wird gerade in diesem Brief der Sinn des Gegensatzes zwischen allgemein christlichem Pneuma und Sarx durch die Anwendungen in 5, 16. 17. 25. 6, 8. 9. 18. 4, 6. 7. 5, 5. 6. so deutlich. So, wie Jesus die Gottheit im Geiste, d. i. durch die höhere Gemüthskraft, Vollkommenes zu denken und zu wollen, anzubeten gelehrt hatte, ist auch nach Paulus bei allen ächten Christen das Charakteristische dieses, dafs Gott durch das damals neue Mittel von Jesu Leben, Lehre und Tod, wenn dieses Factische andachtsvoll betrachtet und nicht blos wie im Anstaunen geglaubt werde, in ihnen die höhere reinere Denk- und Willenskraft über die σαρξ, als den Sitz der körperlichen Begehrungen, vorherrschend machte. Paulus erinnert alsdann daran, wie dieser Christengeist auch bei den Galatern in Jedem nach 4, 6. als ein kindlich williger (nicht mehr knechtisch gehorchender) sich zu Gott als moralischem Vater, nicht als äufserlich gebietendem Gesetzgeber, erhob und dafs man eben dadurch sich all die Menge von gesetzlichen Geboten leicht und doch vollständig in eine gedrängte freiwillige Selbstgesetzgebung 5, 14. concentriren konnte, welche ein für alles Rechte williges Leben im Geiste 5, 16. 17. 25. bewirkte.

Gerade in diesem Brief also darf sich der Exegete am wenigsten in jenem schaukelnden Schwanken gefallen und die Lernenden in der Ungewifsheit erhalten, ob das Pneuma, welches alle Christen in sich fester fassen sollten, etwas Wunderbares

(wo doch erst 3, 5. von δυναμεις die Rede ist) oder aber allgemeinhin das Geistigedelste des Menschen bedeute, in welches, als würdiges, empfängliches Organ für das Göttliche, Gott als vollkommener Geist mittheilend einwirke. Diese höhere Geistigkeit ist an sich dem Menschen eigenthümlich. Sie besteht in der wesentlich menschlichen Kraft, vernünftig zu denken und zu wollen. Weil aber Gott als Geist nur dem eigentlichen Geiste jedes Menschen erkennbar und gleichsam sich mittheilend wird und hierdurch der Menschengeist sich in seine die Sinnlichkeit regierende Uebermacht erhebt, so sagt der orientalische Ausdruck: Gott gebe diesen Geist durch ein (nicht blos nach S. 124. reinpassives, sondern) folgsames Hören von der Pistis, die, weil sie in einem Erregen des Denkens und Wollens durch Ueberzeugung in dem Gemüthszustand des πιστευεσθαι und πιστον ειναι besteht, ganz anders als das blofse Gesetz, innere Lebensthätigkeit erweckt.

Wer nun aber auf solche Weise den Paulinischen Geist in den wie eine Kette verbundenen Hauptworten πιστις, νομος, χαρις, δικαιοσυνη, πνευμα, υιοθεσια, ελευθερια, idealisch auffafst, der ist für Hrn. Rückert (wie des Rec. Erklärung des Galater- und Römerbriefs S. X. dieses Enkomium erhalten hat) *)

*) Luthers Uebersetzung hatte den Zweck, in einer damals Alle ansprechenden Sprache den Sinn, welchen Er in der Bibel zu finden vermochte, allgemein verständlich und statt der lateinischen Kirchenversion kirchlich zu machen. Bei meiner wortgetreuen Uebersetzung liegt zum Grunde die Absicht, ohne Paraphrase einen, wenn auch manches Mal nicht erwarteten, aber doch als sprachrichtig erweislichen Sinn zu geben, und zwar so, dafs die durch Parenthesen abgesonderte Erklärung zeigt, wie der Wortsinn des Textes mit allgemein wahren Religionsideen und andern Kenntnissen oft viel näher übereinstimme, als manche allmählich gangbar gewordene, künstliche Kirchendogmen. Wer meine Textübersetzung, mit Weglassung der Parenthesen als der Erklärungen, allein liest, erhält einen Wortsinn, welchen ich philologisch zu rechtfertigen mir getraue, wenn er gleich öfter von dem durch die Dogmatik und Mysteriologie angewöhnten abweicht. Die erklärenden Zwischensätze sind deswegen mit dem wörtlich gegebenen Texte verbunden, damit der Aufmerksame sich sagen könne: Dieser biblische Wortsinn stimmt also ohne Zwang mit den allgemeinen, durch gesunden Verstand und für das Heilige rein begeisterten Willen auch populär erreichbaren Wahrheiten überein, ohne dafs wir der scholastischen Ausflucht uns hingeben

»zum Verständnifs des Apostels ganz unbrauchbar.« Mögen sich demnach die Wortgläubigen wohl hüten, in dergleichen undeutsche, sehr oft falsche, willkührliche Auslegungen nur einen Blick zu werfen. Dagegen mögen sie dem Verf. sogleich nach S. 9. aufs Wort glauben lernen, dafs der Apostel bei Ausdrücken, wie 1, 4. Ιησου Χριστου του δοντος εαυτον περὶ oder ὑπερ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν, immer unleugbar an eine stellvertretende, sühnende Aufopferung Christi für die Sünder (!) denke. Heiliger Anshelm von Canterbury! welch glückliche Zeiten für deine dialektischen Dogmenverkünstelungen sind wieder zu hoffen. Die Wortgläubigen dürfen den Verf. freilich nicht fragen, ob denn, wer verständig spricht, sagen könne, irgend Jemand habe sich hingegeben »*anstatt*« der Sünden? Ist denn der sich hingebende Jesus an die Stelle der Sünden, der begangenen oder noch zu begehenden

---

müfsten, dafs manches philosophisch unrichtig sey, was theologisch (übervernünftig) wahr seyn müsse. Da nun gerade nach dieser Absicht der Wortsinn so wörtlich wie möglich gegeben werden mufste, so kann er natürlich nicht gewandter und leichter fliefsend, als der Urtext selbst, erscheinen. Beweise von Undeutschheit aber und Unverständlichkeit wird, auch wer selbst besser als Hr. R. schreibt, schwerlich antreffen. Besser war es wohl, diese, als wie Hr. R., keine Uebersetzung zu geben. Auch ist gewifs Dem, der forschen will, eine solche stricte Wortübersetzung mit einer davon abgesonderten, aber harmonisch eingreifenden Erklärung, lieber und zur Selbstüberzeugung befriedigender als eine Paraphrase. — Willkührlich mag manche nicht dem Schlendrian nachgesprochene Uebersetzung Dem scheinen, der nur das Angewohnte natürlich findet und bei den Aposteln, weil unstreitig ein wissenschaftlicher Rationalismus in ihrem Bildungskreise nicht vorauszusetzen ist, nicht für nöthig anerkennt, exegetisch zu fragen, ob nicht dennoch das auf das Göttlich-Erhabene und Heilige gerichtete Gemüth und eine unverkünstelte Menschenkenntnifs in ihnen weit mehr ächt Rationales zur Klarheit gebracht hatte, als nachher die durch jüdische und heidnische Vorurtheile, verkehrte Philosopheme, hierarchische Absichten und selbst durch Hofintriken mifsgeleitete Patristik und Scholastik in ihren populären Schriftresten nicht zu finden vermochte. Mir ist nichts gewisser und auch sprachkundig erweislicher, als dafs die religiöse Bibellehre viel rationaler ist, als die herkömmliche Systemstheologie! Zum Beispiel: Ich kann den Aposteln nicht das Irrationale der Satisfactio vicaria aufbürden, damit Hr. R. als Denker rationaler, als sie, erscheine.

getreten? Müfste nicht vielmehr, wenn an Stellvertretung zu denken wäre, immer von einem Hingeben anstatt der Sünder, ὑπερ των ἁμαρτωλων (!) die Rede seyn? was sich doch niemals gesagt findet. Eben so wenig dürfen sie etwa sich an den Context erinnern, welcher sogleich die Selbsterklärung, in wiefern der Messias Jesus sich wegen der Sünden oder über die Sünden hingegeben habe, anfügt. Der Context nämlich sagt nicht etwa das, was er nach der scholastischen Justificationslehre gesagt haben müfste: Der Messias gab sich der Strafgerechtigkeit Gottes, des Vaters (welcher hierin die ganze dreieinige Gottheit vorstellt) hin, um anstatt der in endlose Strafbarkeit verfallenen Sünder diese unendliche Sündenstrafen innerhalb des Einen vom Paschaabend bis zum Kreuzestod dauernden Martertags abzubüfsen. Vielmehr erklärt der Context den hier zunächst vom Apostel gedachten Zweck, warum Jesus sich wegen der Sünden in ein leidenvolles Leben hingegeben hatte, durch die bestimmte und authentische Auslegung: . . . »gegeben, damit Er uns herauszöge aus dem (auf uns) eindrängenden bösartigen Zeitalter.« So, wie der ganze Brief alle Haupt- und Nebengründe dafür, dafs die galatischen Christen nicht das jüdische Gesetz noch nach der Anerkennung des gekreuzigten Messias hintennach sich aufbürden lassen sollten, in Bewegung setzt, macht demnach schon dieser Eingang von der in gesetzlicher Form von der jüdischen Staatsobrigkeit erzwungenen ungerechten Hinrichtung des Messias Jesus die drängende Anwendung, dafs jeder, welcher Ihn als ächten Messias anerkenne, ebenso sey, wie wenn er mit Ihm gekreuzigt wäre (2, 20.), dafs folglich jeder der Urchristen nichts mehr mit den Eigenthümlichkeiten jenes jüdischen bösartigen Zeitzustandes, also auch nichts mit der blos äufserlichen, geistig kraftlosen Gesetzlichkeit desselben (4, 19. 10.) zu thun haben könne und dürfe, vielmehr sich durch jenen — vermittelst des νομος 2, 19. — an dem wahren Messias begangenen Frevel von jener ganzen Gesetzesverfassung, wie sie damals in der jüdischen Nation bestand, herausgehoben (εξαιρουμενος) und von dem gesetzlich knechtischen Jerusalem los- und freigemacht denken und zeigen solle. 4, 25—5, 6.

Statt auf solche Weise die Tendenz des ganzen Briefs, ja der ganzen Lehrüberzeugung des Apostels, welcher Jesus als Weltheiland, als Stifter einer überall möglichen und heilbringenden, also von Lokalem und Partikularem Gesetzesdienst

Digitized by Google

zu befreienden Gottesverehrung darzustellen nicht müde wird, geistig aufzufassen, hören die Gläubigen auch S. 140. 141. bei 3, 13. wieder nichts anderes, als dafs „die Ansicht von stellvertretender Uebernahme fremder Schuld [sogar der Schuld? nicht blos der ewigen Strafen?] hier, durch das Wort: γενομενος υπερ ημων καταρα, klar ausgesprochen sey, und dafs υπερ ημων hier nur an unserer Statt bedeute, nicht aber blos: zu unserm Besten bedeuten könne, „wie es Die gerne übersetzen möchten, die nicht dulden wollen, dafs der Apostel Jenes sage."

Auch hier giebt der Verf. weiter keinen Beweis, dafs dem Apostel eine — sogar in der ersten Kirche *) lange nicht gedachte — stellvertretende Abbüfsungstheorie exegetisch zugeschrieben werden dürfe. Es mufs so seyn, weil es Hrn. R. klar ausgesprochen scheint, ungeachtet der Ausdruck υπερ ημων hier eben sowohl als in hundert andern Stellen überhaupt unsertwegen bedeuten kann; ja ungeachtet es auch hier = wegen uns, nämlich wegen der, wie der Apostel es war, jüdisch, d. i. unter der gesetzlichen Theokratie, gebornen, bedeuten mufs, weil alsdann sogleich angefügt ist, wie es auch wegen oder zum Nutzen der Nichtjuden so geschehen sey. Unverkennbar ist's, dafs der Apostel das von ihm gedachte ἵνα, eine hier besonders erkennbar gewordene Wirkung der Hingebung Jesu, abermals durch eine Selbsterklärung: ἵνα εις τα εθνη ἡ ευλογια του Αβρααμ γενηται εν Χριστω Ιησου Vs 14. — klar ausspricht. Der apostolische Sinn ist nach dem Context so zu fassen: Das jüdische Gesetz gebietet (5 Mos. 21, 23.), jeden an's Holz Aufgehenkten als einen Verwünschten anzusehen. Unser wahrer Messias wurde durch Betrieb der jüdischen Gesetzlehrer am Kreuzesholz aufgehenkt. Wir alle, die wir Ihn als wahren Messias anerkennen, können das, was Ihn zu einem Verwünschten machen würde, also eben dasselbe Gesetz, nicht als gültig anerkennen. Wir, die wir als Juden unter dem Gesetz waren, sind demnach eben dadurch, als Verehrer Jesu, von der Dienstbarkeit gegen das Gesetz, das unsern Messias einen Ver-

*) s. „Die Lehre der Kirche in den 3 ersten Jahrhunderten" von K. Bähr. 1832, wo der S. 2. angedeutete negative Zweck, zu zeigen, dafs die Kirche der ersten 3 Jahrh. von einer stellvertretenden Genugthuung, wie sie besonders seit Anselmus in der Kirche gelehrt wird, nichts wufste, unwiderleglich durchgeführt ist.

Digitized by Google

wünschten zu nennen gebietet, los und frei gemacht. Das an dem jüdischgesetzlich verfluchten Kreuzesholz vergossene Blut und Leben Jesu ist der Preis unserer Befreiung von dem Fluchgesetz der Mörder unsers Christus. Sind aber sogar wir geborne Juden davon frei, wie vielmehr die aus den Heiden kommenden Messiasverehrer, wie vielmehr also Ihr, Galatische Christianer! denen mifsverstehende Judenchristen gerne noch hintennach jenes Gesetz aufbürden möchten, vermöge dessen, wenn es uns gälte, wir den Gekreuzigten (er möchte gekreuzigt seyn, wofür es seyn möchte) als einen Höchstverwünschten, επικαταρατος, betrachten müfsten.

Kurz gefafst ist demnach der apostolische Gedankenzusammenhang dieser: Dafs unser Messias gekreuzigt wurde, ist für uns (unter anderm) auch dadurch heilbringend, weil er dadurch nach der jüdischen Gesetzverfassung ein Höchstverwünschter ward, wir aber, selbst als geborne Juden, wenn wir ihn hochhalten, von einer Gesetzverfassung losgemacht seyn müssen, die unsern Hochverehrten zum Fluchbeladenen macht. Sind aber sogar wir von diesem jüdischen Gesetzzustand frei, wie vielmehr kommt ohne irgend eine Einmischung desselben die freie Segnung der Abrahamidischen Ueberzeugungstreue auf die ohnehin jenem Gesetz nie unterworfen gewesene neue Messiasverehrer aus den Nichtjuden!

Ungewohnt mag wohl dieses Eingehen in die Tendenz des ganzen Lehrschreibens und überhaupt in die Gedankenverbindung des Apostels und seiner Zeitgenossen für Viele seyn, denen die Hypothese, dafs Jesus an unsererstatt am Kreuze ein Fluch geworden sey, so, wie Hrn. R., angewohnt seyn kann und daher überall klar und natürlich scheinen mag. Aber darauf gerade kommt in dem Verstehen, nicht der blofsen Worte, sondern der Gedanken und Argumentationen und Bedürfnisse jener urchristlichen Zeit alles an, dafs man sich in den Zusammenhang jener Messias-Geschichte und der daraus ableitbaren Folgerungen noch anschaulicher hineinzusetzen vermöge, als in die dialektischen Fictionen der Scholastiker. Man frage sich nur bedachtsam: wie konnte Paulus denken und behaupten wollen, Jesus sey an unserer Statt durch die Kreuzigung ein Fluch geworden? Hätten denn die Juden, und noch mehr, hätten denn die Heiden, um ihrer Sünden willen gekreuzigt werden sollen? Nur, wenn Gott für die Sündenschuld aller Menschen die Kreuzigung eines Jeden gefordert hätte, könnte dann gedacht werden: Einer,

als Nichtschuldiger, hat statt Aller diese mit Fluch von dem jüdischen Lokalgesetz belastete Todesart übernommen, und Gott nimmt, weil er nun eben strafend-gerecht und verzeihend barmherzig zugleich seyn will, diese Marter des Einen Unschuldigen als satisfactio *vicaria* für Unzählige, welche die Kreuzigung verschuldet hätten.

S. 141. behauptet Hr. R.: »Der Schluſs des Apostels sey dieser: Wer am Holz hängt, ist verflucht. Wer verflucht ist, Strafe Gottes duldet (?) ist es entweder für eigene oder für fremde Schuld. Christus, nicht für eigene, also für fremde, nämlich zunächst für die dem Gesetz unterworfenen Uebertreter des Gesetzes.« — Aber wie? Hat denn Paulus oder das N. T. irgendwo die Behauptung: Jesus duldete in seiner Kreuzigung eine Strafe Gottes? und wo meint denn das alte oder neue Testament, daſs die dem jüdischen Gesetz Unterworfenen für ihre Sünden, d. i. für die Immoralität durch Kreuzigung, oder irgend durch Hinrichtung von Gott hätten abgestraft werden müssen? Wozu die immerwährende, nichtbiblische Einmischung juridisch-politischer Begriffe und Verhältnisse in das Religiös-moralische?? — — Der Schluſs, welchen P. machte, ist vielmehr dieser: Wer als straffällig ans Holz gehenkt worden ist, ist nach dem Jüdischen Gesetz verflucht. Jesus war so an das Kreuzesholz gehenkt, also ist er nach jenem Gesetz verflucht. Welches Gesetz aber unsern Messias zum Fluch macht, das muſs selbst für den jüdischen Verehrer Jesu als des Messias Null und abgethan und selbst wie eine ans Kreuz gehenkte Schuldurkunde (Koloss. 2, 14.) zu betrachten seyn. Noch viel weniger darf dann der nichtjüdische Messiasverehrer für dieses Gesetz erst noch hintennach verbindlich gemacht werden, wie gewisse pharisäische Judenchristen als „falsche Brüder“ (2, 3. Apg. 5, 15.) dies gerne wollen und euch, Galater! fast damit bezaubern.

— Uns bleibt noch die Frage: Warum sieht denn der Verf. eher den Anselmus Canterbur. als das geschichtlich Zeitgemäſse und in dem ganzen Brief Vorherrschende in solchen apostolischen Stellen? Die Antwort finden wir S. 338. in ihm selbst. Ihm schwebt vor, daſs man die Apostelschriften rationalistisch machen wolle. Aber »Rationalisten oder Philosophen im vollen Sinn des Worts, konnten, sagt Er, Juden, selbst die gebildetsten, unmöglich seyn.« — Wir sagen und denken dies auch. Wo von der Körperbesitzung durch Dämonen didaktisch,

wie Luk. 11, 24—26. — wo vom persönlichen Teufel ebenso nach Joh. 8, 44. ohne Accommodation, — wo von der baldigen, sichtbaren Parusie, wie Matth. 24, 29—34. — von einem durch dieses kurze Erdenleben auf alle Ewigkeit hinaus entschiedenen Freuden- oder Qualzustand Matth. 25, 34. 45. 46. u. dergl. m. die Rede ist, da erkennen wir, wenn auch nicht gerne, dafs wir Lehrbehauptungen antreffen, denen die sich immer mehr erweiternde Rationalität, d. h. der gewissenhafte Gebrauch aller jetzt anwendbaren, praktischen und theoretischen Wahrnehmungsmittel, schwerlich beistimmen kann. Es mochten gutgemeinte, aber nach dem unleugbaren Wortverstand unzulässige Versuche gemacht werden, ob nicht auch in solchen Stellen doch ein mit den jetzigen Erkenntnifsmitteln übereinstimmender (= rationaler) Sinn der ursprüngliche gewesen seyn möge. Von diesem in seiner Absicht nicht tadelnswerthen Extrem ist wenig mehr zu fürchten. Ferne aber bleibe von der ächten Exegese auch das andere, viel schlimmere Extrem, in die biblischen Angaben etwas Nichtrationelles dort hineinzutragen, wo sie es nicht bestimmt und unverkennbar aussprechen. Soll denn, statt der Vorliebe, den Rationalismus in die Exegese hineinzuzwingen, jetzt das entgegengesetzte Bestreben, alles als antirationell oder übervernünftig und mystisch zu deuten, zur Modekrankheit werden? Anselms satisfactio vicaria ist eine nur durch ein sehr verwickeltes Falschrationalisiren (durch Pseudorationalismus) möglich gewordene Schultheorie. Sie in das N. T. zurückzutragen, wäre immer ein Rationalisiren, aber ein doppelt unerlaubtes, vorerst *a*) weil es dort nicht gesagt, nicht einmal angedeutet ist und dann *b*) weil es ein in sich unrichtiges Rationalisiren wäre, das den schlichten, dem gesunden Verstand entsprechenden Bibelsinn durch entweder dialektisches oder speculatives Künsteln verunstaltet. Von diesen beiden Extremen ist der durch gebildete und in's Klare gekommene Rationaliste so sehr entfernt, dafs er nicht einmal fingirt, das Urchristenthum habe seinen wahrhaft rationalen Inhalt durch irgend wissenschaftliches Rationalisiren erworben, da derselbe vielmehr offenbar durch die Begeisterung für das Heilige und Gotteswürdige entstand, welche den gesunden Wahrheitssinn überzeugungstreuer Menschen belebt und belohnt, wenn sie mit reingutem Willen praktisch nöthige Wahrheiten in sich zur Enthüllung und Klarheit zu bringen streben.

Hr. R. zählt sich selbst nach S. 342. mehr zu den Rationalisten als zu den »Theologen der supernaturalistischen Parthei.«

Besteht denn aber die Unbefangenheit »des wahren Denkers« darin, dem Alterthum, wo möglich, Irrationales aufzudringen, damit man selbst alsdann rationaler als der Apostel Paulus erscheine? Er, der in der Darstellungsart allerdings allzu rabbinisch und daher durch Verwicklungen der Sätze oft dunkel ist, aber in der Einsicht selbst im Widerstreit gegen allen Particularismus in der Religion zum Bewundern hell und die ganze Menschheit universalistisch umfassend war; Er, der vor Allen das Urchristenthum vor einem Recidiv in die jüdische Legalität und Ceremonien-Dienstbarkeit bewahrt hat, weil er so deutlich einsah, dafs die Menschheit überhaupt, πασα σαρξ, nicht religiös rechtschaffen werden könne, durch irgend eine lokal und national angenommene Gesetzgebung (2, 16.), da eine solche weder allgemein bekannt, noch überallhin passend und für alle Zeiten genügend seyn kann, auch, wenn sie nur als geboten und nicht aus treuer Ueberzeugung von ihrer inneren Gültigkeit ausgeübt wird, zwar legal, aber nicht rechtschaffen macht.

In Rücksicht auf philologische Präcision und auch auf logikalisches Entwickeln der Gedankenfolge wird der Rückertische Commentar bei weitem übertroffen durch den

3) *Commentar über den Brief Pauli an die Galater von Leonhard Usteri, Rector u. Prof. am Gymnasium zu Bern. Nebst einer Beilage in Beziehung auf Hermanns Programm de Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus und einigen Excursen. Zürich, bei Orell, Füfsli u. Comp.* 1833. XII *u.* 252 *S. in* 8.

Schade nur, dafs der so bald gestorbene U vor dem Exegesiren schon durch dialektisch und pseudorationalistisch entstandene dogmatische Vorurtheile, wie die früheren Ausgaben seiner Schrift über den Paulinischen Lehrbegriff zeigen, im schlichten Aufsuchen der apostolischen Hauptbegriffe von πιστις, νομος, χαρις, δικαιοσυνη u. s. w. gehindert und zum Hineintragen der von Schleiermacher dialektisch umhüllten Kirchendogmatik von juridisch-politischer, statt moralisch-religiöser Rechtfertigung (als prädestinirter Gerechterklärung Derer, die an einen Gerechten glauben und Ihn als ihren Stellvertrer oder Lückenbüfser gerne gelten lassen) verleitet war.

Auch ihm liegt daher (nach S. 12 und 89.) immerhin der Begriff der Stellvertretung in dem δους oder παραδους

ἑαυτον ὑπερ ἡμων zum Grunde, man möge nun die Bedeutung für (pro, vice) oder wegen vorziehen. Er meint sogar eine Stellvertretung denken zu können, durch welche die Sündenschuld (!) getilgt werde. Möchte man doch, wenn man in solchen Fällen vom Denken spricht, irgend ernstlich und wirklich an Denkbarkeit und Undenkbarkeit denken! Denn was ist undenkbarer, als dies, dafs irgend ein Stellvertreter die Schuld einer Vergehung zu tilgen vermöge? Selbst wenn ein absoluter oder ein gesetzlicher Regent einen Schuldigen wegen eines unschuldigen Stellvertreters politisch begnadigt, so kann doch kein Denkender denken, dafs nun die Schuld (culpa, reatus) des Schuldigen getilgt sey. Dafs er schuldig sich gemacht hatte, dies kann von ihm kein Gott wegnehmen. Facta, etiam interna, infecta fieri nequeunt. Nur die Folge der Schuld, die Strafe, kann durch äufsere Begnadigung getilgt werden, und zwar nicht einmal die natürliche Strafe (des eigenen Bewufstseyns der Verschuldung, der verlornen Achtung bei Andern u. dergl.), sondern nur die gesetzlich positive. Wie noch viel weniger aber ist in dem moralisch-religiösen Verhältnifs gegen den heilig rechtwollenden Gott, den Vater der Geister, ein Getilgtwerden der Sündenschuld denkbar, wenn man nur — ernstlich denken will, was man durch dergleichen Worte denke.

Im äufsern Rechtszustand können durch Gnade wohl Strafen, nämlich die vom Gesetz gesetzten Strafen unvollzogen bleiben und daher wie ausgelöscht (delirt) beschrieben werden. Aber gerade davon, dafs der Messias sich wegen der *Strafen* der Sünden dahingegeben habe, spricht keine einzige Bibelstelle. Wufsten etwa die Apostel nicht zu sagen, was doch der Hauptpunkt in ihrer Lehre gewesen wäre? Immer ist bestimmt ausgesprochen, dafs Jesus περι oder ὑπερ „der Sünden selbst« sich hingab. Ein Sich-hingeben anstatt (= an die Stelle) der Sünden selbst aber ist, wie schon oben bemerkt wurde, abermals etwas Undenkbares, welches nur durch die leidige Angewöhnung an oft gehörte Worte einem Denkenden wie denkbar vorkommen mag. Da jedoch der Apostel schwerlich das Undenkbare sagen wollte, so mufs gewifs sein ὑπὲρ τῶν ἁμαρτιῶν in den wenigen Stellen, wo es vorkommt, 1 Kor. 15, 3. Hebr. 5, 1. 3. 7, 27. 10, 12. nie als »anstatt,« sondern als = wegen der „Sünden," denkbar übersetzt werden.

Und so ergiebt es sich denn auch wieder aus den Contexten; zum Beispiel aus Hebr. 10, 12, dafs Jesus sich aufopferte ὑπερ

ἁμαρτιων, weil die jüdischen Opfer, nach dem nächstvorhergehenden Vs 11. nicht vermöchten, περιελεῖν ἁμαρτίας oder Vs 4. ἀφαιρεῖν ἁμαρτίας. Davon ist dann der unverkennbar unmittelbare Gegensatz dieser: Jesu Hingebung in ein solches leidenvolles Leben und Sterben, wie es von Ihm geschichtlich bekannt wurde, wollte vielmehr wirken und wirkte sehr viel, um die ἁμαρτιας selbst wegzuschaffen, das ist, um des Sündigens unter den Menschen weniger zu machen. Wie viel nämlich bewog und bewegt das denkende Betrachten (nicht aber das blos anstaunende Glauben) der Hingebung und Aufopferung eines solchen gottgetreuen ganzen Lebens zum nacheifernden Vorsatz, was Ihm in der Vervollkommnung durch Leiden nach Hebr. 2, 10. möglich war, auch in uns selbst zur Wirklichkeit zu bringen? Nur wer sich diese Anstrengung gerne ersparen und sich lieber das Undenkbare einreden möchte, dafs Gott, der ewig wahrhafte Kenner und Beurtheiler der Menschen, irgend Einen deswegen, weil er an einen Nichtsünder glaubt, selbst für einen Nichtsünder gelten lassen könne, mag solch eine Stellvertretungstheorie mit voller Zuversicht glauben zu können sich bemühen. Und selbst dieses gern gewollte Glauben, warum anders wird es doch — wie die Glaubigen selbst bekennen — so schwer, als gerade deswegen, weil es dem Menschen nie leicht ist, das Undenkbare und in sich Unglaubliche doch mit Zuverlässigkeit als unbezweifelbar in sich festzuhalten und dadurch sich selbst für wichtige Hoffnungen als gesichert zu betrachten.

Nicht aber deswegen allein, weil ein Sich-hingeben anstatt der Sünden etwas Nichtdenkbares wäre und weil nie vom Hingeben wegen der Strafen, sondern immer wegen der Sünden selbst und wegen des Wegschaffens der Sünden (ανενεγκειν ἁμαρτιας πολλων Hebr. 9, 28. αφαιρειν, περιελειν 10, 4. 11. αιρειν την αμαρτιαν του κοσμου Joh. 1, 29. 1 Joh. 3, 5.) biblisch gesprochen wird, ist an ein Gerechterklärtwerden durch Stellvertretung des Unschuldigen statt der Schuldigen (an eine justificatio imputativa oder eigentlich putativa) nicht zu denken. Könnte man je bei Stellen, wo ὑπερ unbestimmt steht, noch unentschieden bleiben, könnte man sogar, da man jetzt bei dem hebraizirenden Dialekt des N. T. viel eher an klassische Gräcität als an das Hebräische und die LXX denkt, vergessen, dafs ὑπερ für עַל und עַל־דְּבַר 2 Sam. 18, 5, nicht aber für חֵלֶף *vice* zu stehen pflegt, so hätte doch der sonst auf

die Contexte aufmerksame Usteri vollends die letzte Entscheidung, gegen seine dogmatische Voraussetzung, dafs überall der Begriff Stellvertretung zum Grund liege, dadurch sich verschaffen sollen, dafs in allen von ihm selbst angegebenen und auch andern Stellen, wo irgend die Contexte einen bestimmten Zweck der Hingebung Jesu aussprechen, auf mancherlei Zwecke und Wirkungen der Leiden des Messias hingedeutet, aber nie auf eine Stellvertretung oder vicariirende, substituirte Leistung auch nur angespielt wird. Ein Blick auf solche Stellen ist zur Entscheidung hinreichend.

Nach Röm. 8, 3. hat »Gott, welcher den eigenen Sohn in einem dem sündigenden Leibe ähnlichen Leibe (so dafs er auch durch körperliche Reizbarkeit versucht werden konnte, s. Hebr. 2, 17. 18.) geschickt hat, — auch wegen der Sünde oder des Sündigens = περι ἁμαρτιας, verurtheilt (als strafwürdig erklären lassen) die Sünde, die im Leibe sich zeigt. »Und warum hat denn Gott durch den Menschgewordenen Gottessohn oder Messias die Sünde verurtheilt? Wahrscheinlich doch, damit nun der Gottessohn die Strafen für die verurtheilte Sünde als Stellvertreter übernehmen sollte? Was kann die Stellvertretungstheorie Treffenderes an diesem Bibelsatz erwarten? Aber Nein! Der Context giebt ein ganz anderes Damit. Man höre: Gott hat durch den Gottessohn die Sünde verurtheilt (in ihrer Strafwürdigkeit gezeigt) — damit das Rechthandeln, wie das Gesetz es fordert, vollständig werde in Uns, die wir nicht dem Leibe, sondern dem Geiste gemäfs uns betragen.« Was hören wir? Jesus ist als Messias aufgetreten und Gott hat wegen der Sünde oder des Sündigens durch Ihn die Sünde als recht strafwürdig gezeigt. — Warum? Antwort: Um zum Ablassen vom Sündigen selbst zu bewegen. »Damit die ächten Messianer dem Geiste gemäfs rechtschaffen würden!« — — Wo bleibt hier der überall zum Grund liegende »Begriff von Stellvertretung für Sündenschuld und Sündenstrafen«??

(Der Beschlufs folgt.)

L. Usteri, über den Galaterbrief.

(Beschluss.)

Nach 1 Petr. 3, 18. sagt ein anderer Hauptapostel: »Auch der Messias hat einmal περι αμαρτιων = wegen Sünden gelitten, ein Rechtschaffener ὑπὲρ αδικων.« — Warum, ohne Zweifel, um anstatt der Unrechtthuenden stellvertretend Strafen zu übernehmen? Aber wie? Auch Petrus sagt von diesem überall zum Grunde liegenden Warum nichts. Wohl hingegen von jenem ganz andern Grund, dafs Jesus im Leben und Sterben das Aeufserste litt — „damit Er Uns zu Gott führete!“ Also nicht damit Er an unsere Stelle, sondern damit wir selbst der Gottheit näher kämen! Was doch gewifs nur durch geistige, das höhere Denken und Wollen umfassende Rechtschaffenheit geschieht. Ebenderselbe Petrus schreibt vorher 1, 18. 19: »Ihr wisset, dafs Ihr nicht durch leichtvergängliche Dinge, durch Silber oder Gold, sondern durch das werthvolle Blut des Messias, als eines tadellosen und reinen Lammes losgemacht worden seyd (= ελυτρωθητε). Wir fragen: Wovon losgemacht, oder sogar losgekauft? Von der ohne stellvertretende Genugthuung nicht zu befriedigenden Strafgerechtigkeit Gottes, des Vaters? — Aber nein! Auch hier denkt Petrus an das nicht, was nach Usteri „überall“ zum Grund liege. Er erinnert die Urchristen allerdings, dafs es den Messias einen thenren Preis, sein Leben, da er wie das reinste Opferlamm unverschuldet war, gekostet habe, um sie loszumachen.« Aber wovon? Von ihrer eitlen, vorelterlich überlieferten Lebensweise = εκ της ματαιας ὑμων αναστροφης πατροπαραδοτου. Das Freimachen von dem pharisäischen Gesetzes- und Traditionsdienst, von der sittenverderblichen Lehre und Gewohnheit, wie wenn man durch äufsere Befolgung jener Gebote und Verbote ohne geistige Ueberzeugung und Redlichkeit (ohne Pistis) der Gottheit genug thun könnte — Dies und nicht eine Stellvertretung ist die bei den Aposteln überall zum Grund liegende Hauptidee. Und wer sieht nicht zugleich, dafs nicht von einem äufseren Loskaufen, sondern weit geistiger von einem Erlösen durch

Freimachung vom Sündigen selbst (Joh. 8, 32.) überall und immerhin apostolisch die Rede ist?

Nach den Evangelien sprach Jesus öfters zum voraus davon, dafs die Feinde seiner Bemühungen, ein Reich Gottes statt ihrer sündenvollen Beherrschung der Nation, zu gründen, Ihn durch die grausamste Todesstrafe sklavischer Volksaufwiegler wegzuschaffen suchen würden. Aber niemals lesen wir, dafs Er, der doch allein dies am gewissesten zu erklären gehabt hätte, einen Wink gab, dafs seine martervolle Hinrichtung eine von Gott von Ewigkeit her beschlossene, zur Rettung der Verdammungswürdigen unentbehrliche Hingebung zur Stellvertretung anstatt der Sündenstrafen Aller sey. Wir lesen bei Matth. 26, 28, dafs an sein Blut gedacht werden sollte als an ein wegen Vieler, περι πολλων, vergossenes in Beziehung auf Sündenerlassung, εις αφεσιν αμαρτιων. Aber auf welche Weise sollte denn sein vergossenes Blut für Viele Sündenvergebung verursachen? Nach den ersten apostolischen Reden Apg. 2, 37. 3, 19. 26. war zur Sündenvergebung nothwendig die Gesinnungsänderung, die Befolgung des Zurufs μετανοησατε! und das wirkliche Sich-abwenden von den Bosheiten, αποστρεφειν εκαστον απο των πονηριων. So entsteht moralische Sündenvergebung nach der Natur der Sache. Der die väterliche Gottheit repräsentirende Vater im Evangelium vergiebt, weil er der μετανοια des verloren gewesenen Sohns und seines demüthigen Entschlusses, nach Kräften zu arbeiten, gewifs ist. Luk. 15, 17. Ebenso wird im moralischen Verhältnifs, ganz anders als im juridischen Staatszustand, wo ohne Strafen äufsere Ordnung nicht zu erhalten wäre, jeder Vater, ohne nach einem stellvertretenden Strafabbüfser zu fragen, das Vergangene ohne Verletzung der Gerechtigkeit verzeihen, sobald er des festen Entschlusses, davon abzulassen, versichert seyn kann. Und so hängt im moralischen Verhältnifs des Christen zu Gott die Sündenerlassung von dem Vorsatz ab, vom Sündigen abzulassen. Dieser Vorsatz aber wird bei Vielen (und deswegen spricht auch der Text von Vielen, nicht von Allen) erweckt und gestärkt durch ernste Betrachtung darüber, dafs der Martertod des Rechtschaffensten (Apg. 22, 14. 2 Kor. 5, 21.) so eigentlich durch die Sünden = wegen seines Kampfes für das Wegschaffen des Sündigens, freventlichst verursacht war und also, was solche abscheuliche Folgen hat, mit äufserster Festigkeit zu verabscheuen sey.

Digitized by Google

Die andern Stellen vom δουναι την ψυχην λυτρον αντι πολλων Matth. 20, 28. Mark. 10, 45. gehen ohnehin nach dem Context nicht auf ein Verhältnifs gegen Gott, sondern darauf, dafs Jesus sein Leben für Viele (!) daran wagte und daran setzte, um sie von dem καταχυριευειν und κατεξουσιαζειν Vs 25. zu retten und dagegen eine wechselseitige, liebreiche, von Eifersucht freie Dienstleistung durch sein Exempel der äufsersten Aufopferung unter ihnen einzuführen. In ähnlichem Sinn wurde nach Luk. 1, 68. gesagt: Gott habe durch den Messias, als Stifter eines freien Gottesreichs, seiner Nation λυτρωσιν gemacht, nämlich nach Vs 71. 72, um, umgestört von Feinden, ihre Gottverehrung ausüben zu können.

Aber vielleicht giebt doch der für die stellvertretende Opfertheorie gewöhnlich aus Unkenntnifs der Mosaischen Opferlehre entscheidend genannte Hebräerbrief eine bestimmte Beziehung darauf, dafs Jesus durch seine Lebensaufopferung Schuld und Strafen der Sünden vicarirend getilgt habe? Dafs Er im Leben und Tod sich der Gottheit aufopferte, ist an sich klar und Hebr. 9, 14. besonders feierlich ausgesprochen. »Durch seinen ewigen Geist (= indem Er als unsterblicher Geist sich über den Verlust des irdischen Lebens erhob) hat Er sich, den Tadellosen, der Gottheit in einem blutigen, gewaltsam grausamen Tod als Opfer dargebracht.« Ja wohl! So sehen wir Ihn am Kreuze uns vorgehalten (Röm. 3, 25.) mit Geistesaugen. Aber warum und in welchem Sinn ward Er ein Opfer für die Sache Gottes? Etwa anstatt der Sündenstrafen? Nein! Wegen der Sünden selbst! Und wie? Antwort: Sein Blut soll rein machen die Gewissen (etwa von der Furcht vor Strafen? Durchaus nicht! sondern) von den todten, geistlosen, Handlungen selbst, απο νεκρων εργων, damit man dem lebendigen Gott diene, oder, wie 10, 10. gesagt ist, damit durch diese seine dem göttlichen Willen gemäfse leibliche Aufopferung wir der Gottheit geheiligte (also geistig, nicht blos gesetzlich und traditionsmäfsig rechtschaffene) würden.

Von eben diesem Inhalt sind auch alle andere Bibelstellen, wo von Zwecken und Folgen und Anwendbarkeiten des leidenvollen Lebens und Sterbens Jesu apostolisch gesprochen ist. Ueberall ist davon die Rede, dafs man ernstlich daran denke, wie die ganze Verfolgung und blutige Hinrichtung des wahren Weltheilands, des Stifters einer überall möglichen Religiosität,

Folge seines Eifers, des Sündigens weniger zu machen, und daher Folge des Hasses der Sündhaften war, die das beherrschte Volk nicht verbessert sehen wollten. Daraus folge, dafs, wer Ihn als Messias verehre, um so mehr das Sündigen und die darüber beruhende Traditionslehre von äufserlicher Gesetzerfüllung wegschaffen und im Geiste rechtschaffen werden solle.

Keine einzige Bibelstelle aber sagt, was man nur hinein zu räsonniren pflegt, dafs Jesu blutiger Tod sich auf Genugthuung gegen die verletzte Gerechtigkeit oder gesetzliche Majestät Gottes bezogen habe. Und was könnte offenbarer ein Pseudorationalismus seyn, als wenn je apostolisch gesagt wäre, was — zur Ehre der Bibel! — nirgends auch nur angedeutet ist, dafs Gott, um gerecht und erbarmend zugleich seyn zu können, den Schuldlosesten mit den Sünden der Schuldigen belastet und ungefähr 24 Stunden lang körperlich und geistig gemartert habe, damit man erkennen müfste, dafs Gott die Verletzung seiner Majestät und des Gesetzes — wenn gleich nicht an den Verletzern, doch an einem substituirten Unschuldigen — nicht ungestraft vorbeilasse? Wer nicht ohne einen solchen höchst unmoralischen Scheinbeweis von Harmonie des Erbarmens und der Gerechtigkeit in Gott diese göttlichen Vollkommenheiten denkt und glaubt, der ist zu bedauern, dafs er das an sich Wahre nicht ohne dergleichen künstliche und unwahre Umhüllungen klar zu denken und fest zu glauben, allzu schwach seyn soll.

Wir lesen, dafs in einer benachbarten Kirchenprovinz für 1834. die Frage: »Was heifst nach der Lehre der heil. Schrift, 'Nur durch den Glauben an Christum wird der Mensch gerecht!' Wie läfst sich dieser Satz wissenschaftlich am gründlichsten rechtfertigen? und in welcher Weise und in welchem Zusammenhange kann er den Gemeinden am überzeugendsten und eindringlichsten vorgetragen werden?« als eine Synodalfrage aufgegeben worden ist, deren Beantwortung in das innerste Wesen des Evangeliums und in den unvergänglichen Grund der protestantischen Kirche hineinführe. Wir hören, dafs manche von denen zur Beantwortung aufgeforderten Pfarrern oder auch Predigt- und Schulamts-Candidaten im Zweifel waren: ob unter dem rechtschaffen und selig machenden Glauben an Christus ein Glauben an stellvertretende Abbüfsung der Sündenstrafen verstanden und also eine Nachweisung der *satisfactio vicaria* in

der Bibel und in der theologischen Wissenschaft erwartet werde?

Man sieht also, dafs es noch sehr der Mühe werth ist, auf das Nichtbiblische und unrichtig oder nichtwissenschaftlich Räsonnirte (Pseudoratiocinirte) jener Satisfactionstheorie aufmerksam zu machen. Bei der durch den Mifsbrauch des Ablasses nothwendig gewordenen protestantischen Kirchenreformation geschah schon viel dadurch, dafs die Reformatoren einsahen, die *satisfactio vicaria* durch Verdienste und Marterleiden der Heiligen sey weder biblisch noch durch Vernunftschlüsse gegründet. Aber dafs eine Art von juridischer Gerechtsprechung der Schuldigen wegen des erlittenen Martertodes des schuldlosen Gottmenschen eben so gewifs nicht biblisch, und als christliches Element, oder als ein Mysterium nicht ausgesprochen sey, als gewifs sie moralisch nicht glaublich gemacht und gerechtfertigt werden könnte, dieses war, als Melanchthon den Art. IV. und XXIV. der Augsburgischen Confession schrieb, noch nicht soweit klar, um deutlich einzusehen, wie die fides in J. Chr. sehr wahr und biblisch, ohne *satisfactio pro peccatis*, statt finde und geistig — ohne die unmögliche Imputation fremder Aufopferung wegen der und gegen die Sünden — den nachdenkenden Christen rechtschaffen mache. Folge der lange scholastisch angewohnten Stellvertretungslehre war es, dafs man noch allzu unbehutsam *oblatio* und *satisfactio* für einerlei zu nehmen pflegte. Ebendeswegen aber ist unsere Kirche ihrem unvergänglichen Grund nach im weiteren Prüfen und Verbessern dieser Mittelaltersreste evangelisch-protestantisch. Nicht die einzelnen Lehransichten unserer Reformatoren und ihrer Bekenntnifsschriften sind das Unvergängliche. Das Unvergänglich-charakteristische und Constitutive unserer Kirche ist gedoppelt. Vorerst die Symbolischen Artikel 22 bis 28. gegen den papistischen *Abusus*, deren Abänderung von den damaligen Kirchenobern nicht gewährt wurde und daher zu abgesonderter Bildung einer eigenen Kirche nöthigte, die wir ebendeswegen noch immer und unabänderlich mit den Reformatoren feierlichst festhalten. Zweitens aber ist uns unvergänglich der Grundsatz, welchen selbst die Concordienformel so bestimmt voranstellt, dafs „Schriften der Kirchenväter oder neuerer Lehrer, wie sie Namen haben mögen [also auch die veröffentlichten Confessionen] der heiligen Schrift keineswegs gleichzustellen, sondern alle zumal Derselben zu unterwerfen sind, so dafs sie auf andere Weise

nicht angenommen werden, als anstatt Zeugen, welche lehren, dafs auch nach der Apostelzeit und in welchen Weltgegenden jene ungefälschtere Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden sey.“ Nach diesem unvergänglichen Kirchengrundsatz der evangelischen Protestantismus gegen alles, was nicht als offenbare Bibellehre für Theologen und Nichttheologen erkennbar ist, bleibt nichts in den evangelisch-protestantischen Kirchen gewisser, als dies, dafs auch keine niedere oder höhere Kirchenbehörde den biblischen, rechtschaffen- und seligmachenden Glauben mit einer stellvertretenden Abbüfsungs- und Genugthuungstheorie vermischen oder identificiren lassen dürfe. Alle symbolische Schriften geben, nach dem Ende jener Vorrede der Concordienformel, nur ein *testimonium*, *quomodo* singulis temporibus *sacrae literae* in articulis controversis in ecclesia Dei *a doctoribus, qui tum vixerunt*, intellectae et explicatae fuerint. . . Aber alle Doctores, qui tum vixerunt oder qui nunc vivunt, sind nur Gehülfen, nicht Entscheider der Religionsüberzeugungen symbolischer Kenner des Protestantismus, 2 Kor. 1, 24, und keine Gemeinde wird sie als Entscheider und Gesetzgeber über die Lehren anerkennen, weil sie sonst wissentlich oder unvermerkt in das hierarchische Element und Princip des nach Concilienbeschlüssen und ephemeren Autoritäten glaubenden römisch-katholischen Kirchenthums übergehen würden.

Wie viel reichhaltiger, als die gewifs dem nachdenkenden Rechtskenner ebensowenig als dem religiösen Moralisten genügende Lehre von Uebertragung der Strafen aller Schuldigen auf Einen Unschuldigen, finden wir die »Summa doctrinae apostolicae de morte Jesu salutari« erklärt in

4) *Epistolae Pauli ad Thessalonicenses et Galatas. Textum graecum recognovit et commentario perpetuo illustravit Dr. Henr. Aug. Schott, Theol. Prof. primarius Academiae Jenensis. Lips.* 1834. *b Barth.* XIV *u.* 614 *S. in* 8.

[Wovon der Commentarius in Ep. ad Galatas die Seiten 283 bis 614, also viel weniger Raum, als der Rückert'sche Commentar, einnimmt.]

Der verehrte Verf. fafst S. 326. jene Summa (ohne einen Gedanken an ein *loco* peccatorum nostrorum) gedrängt zusammen. „Moriendo Christus certiores nos reddidit gratiae divinae homini resipiscenti (dem verloren gewesenen, aber thätig reumüthigen

Digitized by Google

aus moralisch väterlicher Gesinnung ohne Strafe und ohne an einen Stellvertreter für die Strafe mit Einem Wort zu erinnern) paccato *ultro* condonantis, animosque nostros et *viribus novis* ad virtutem colendam instruxit, oriundis ex persuasione laetissima de condonatione peccatorum, et *desiderio sancto* imbuit, vitae melioris per Christum inchoandae, cui homo christianus eo sanctius obstrictum se agnoscit, quo certius cognovit infinitum Dei amorem justitiae conjunctissimum per Christum patefactum ipsiusque Servatoris *pro salute hominum mortui* caritatem.«

Wie mustermäfsig überhaupt und wie gründlich unterrichtend ist diese aus der alten besseren Schrifterklärungsschule abstammende Arbeit zuvörderst im Erweis aller irgend einer Erläuterung bedürfenden Wortbedeutungen und kritischen Textberichtigungen; wie unermüdet und scharfsichtig im logikalischen Erforschen des Gedankenzusammenhangs; und wie sorgfältig alsdann im Beziehen alles des Gesagten nicht auf ferne Gemeinplätze, noch weniger auf willkührlich ersonnene Lehr-Erkünstelungen, sondern auf die Verhältnisse, wegen welcher die *ecclesiae* της Γαλατιας (die nicht ohne Grund im Plural Angeredeten) diese meist antijudaizirende Notizen und Warnungen nöthig hatten, da die 2, 12. Apg. 15, 1. von Jerusalem ausgehenden störenden Vermischer der jüdischen äufsern Gesetzlichkeit mit dem aus geistiger Freiwilligkeit handelnden, der göttlichen Huld frohen Christenthum in jenen südasiatischen Gegenden eine von Römern begünstigte (Joseph. Archäol. 12, 3. 16, 6. und nach Apg. 14, 19. bis zur tumultuarischen Verfolgung übermächtige Judenmenge als einheimische Gehülfen vorfanden.

Nach S. VII. der Vorrede haben wir von dem gelehrten Mitarbeiter des Verfs., Hrn. Dr. Winzer, den Commentar über den Römerbrief, von Hrn. Dr. Schott selbst aber zunächst den über die Korintherbriefe zu erwarten. Möchten diese gelehrten Forschungen bald der exegetischen Jugend unserer Zeit, die zwischen alt- und neuscholastischer gleich sehr falschrationalisirender Dogmatik zu schweben scheint, bald philologisch-exegetisch vorleuchten. Rec. glaubt hoffen zu dürfen, dafs, je dogmatisch unabhängiger diese reinphilologische Texterklärungen den historischen Interpretationsgeist wieder erwecken und die unter kleinlichen, fruchtlosen Grammatikalien und exegetischen Excerpten erliegende Sprach- und Sachkunde stärken werden, alsdann auch die psychologisch-pragmatische Darstel-

Digitized by Google

lung und Begründung des Paulinischen Lehrbegriffs, wie er selbst sie 1831. unter dem Titel:

5) *Des Apostels Paulus Lehrbriefe an die Galater- und Römerchristen, wortgetreu übersetzt, durch sinnerklärende Zwischensätze, einem Ueberblick des Lehrinhalts und Bemerkungen über schwerere Stellen erläutert. (Heidelb. b. Winter, auf* 368 *S.)*

gegeben, von welcher er aber indefs nicht Eine prüfende Recension gesehen hat, eher in den Geist des paulinisch-apostolischen Religions-Universalismus eindringende Aufmerksamkeit erhalten könne. Um den Hauptzweck, weswegen der Apostel rastlos thätig war, um die Grundideen, nach denen Er das geistige Christenthum als Universalreligion aus allem Particularismus herauszuheben suchte, ist es zu thun. Wie der Apostel eine überall mögliche, von jüdischen und heidnischen Oertlichkeiten und geschichtlichen, also meist anderswo nicht bekannten, wenigstens ohne viele Gelehrsamkeit nicht verständlichen Umständen nichtabhängige ächtpraksische Religion begeistert denken und eifrig zu verbreiten suchen konnte, wird, sehe ich wohl, nie begreiflich seyn, solange man nicht von so vielen dogmatisch herkömmlichen Begriffsbeschränkungen frei zu seyn sich gewöhnt, so lange man z. B. nicht bei δικαιοσυνη an den Gattungsbegriff Rechtschaffenheit im moralisch-religiösen Sinn, sondern nur an eine vermeintlich übertragbare Gerechterklärung und ein partielles Gerechtmachen einzelner Handlungen denkt. Hätte denn aber Paulus eine überall mögliche (Universal-) Religion gedacht oder denken können, wenn er statt der Kenntnifs und äufsern Befolgung des jüdischen historischen Nomos nicht die Jedem mögliche Befolgung seiner gewissenhaften Ueberzeugungen, sondern abermals ein Wissen und Glauben historischer Schicksale (Jesu) für alle die Millionen Menschen zum unentbehrlichen Mittel, gottgefällig und beseligt zu werden, ausschliefslich zu erheben gesucht hätte? da von denselben selbst jetzt noch kaum ein Drittheil mehr als den Namen Christus, und wohl 300 Millionen auch diesen nicht gehört haben können. Würde er einen religiösen Universalglauben als möglich gedacht haben, wenn er nicht überall bei dem Wort πιστις eben das Allgemeinmögliche gedacht hätte, wegen dessen Er Röm. 14, 23. den grofsen Grundsatz ausspricht: Jede Handlung, die nicht aus Pistis = aus Ueberzeugung (dafs es das Rechte sey) geschieht, ist Versündigung! wobei natürlich das Object der Ueberzeugung

Digitized by Google

nach Zeit und Ort äufserst verschieden, die Gemüthsstimmung aber, durch welche Abraham, oder ein Urchrist, oder ein damaliger Bewohner der ultima Thule in seinem Denken und Wollen πιστος seyn konnte, dem Geiste nach verwandt und nicht wesentlich verschieden ist.

Alles hat seine Zeit. Auch das Erheben von beschränkten partikularistischen Wortbegriffen zu universell-religiösen Ideen wird seine Zeit haben, und dies um so gewisser, wenn man nur wieder mehr philologisch an die Sprache denkt, in welcher die Apostel dachten, und wo ihnen, ehe sie πιστις sagten, der Sinn von אֱמוּנָה festes Vertrauen, und ehe sie δικαιοσυνη sagten, צְדָקָה ein Rechtseyn, wie man seyn soll, auch ehe sie χαρις sagten, der Begriff חֵן Huld (nicht Begnadigung) im Sinn lag.

24. Mai 1835. Dr. *Paulus.*

Flora von Würtemberg, von Gustav Schübler, M. Dr. u. ord. Prof. d. Botanik an der Univers. zu Tübingen und Georg v. Martens, Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart. Mit einer Karte der Umgebungen von Tübingen. Tübingen, bei C. F. Osiander, 1834. 696 *S.* 8.

Leider beginnt diese klassische Schrift, welche als eine Musterflora für ähnliche Bearbeitungen mit der gröfsesten Sicherheit gewählt werden kann, mit der Todesanzeige des ältesten der beiden Verfasser des Dr. Schübler und zugleich mit einer biographischen Notiz von dem Prof. Kern, dem Schwager des Verewigten abgefafst. — Zahlreiche Schriften und Abhandlungen haben längst dem zu früh Verblichenen eine rühmliche Stelle in der Reihe der Naturforscher erworben; durch die vorliegende Bearbeitung der Flora von Würtemberg aber, die sich rühmlichst an so manche andere zumal die Pflanzen-Physiologie erläuternde Abhandlungen anreiht, wird Schüblers Name vorzugsweise dem deutschen Botaniker bis in die spätesten Zeiten hin, in ehrenvollem Andenken bleiben. —

Schon im Jahre 1811 erschien ein kritisches Verzeichnifs der Pflanzen Würtembergs, das wie man leicht denken kann, durch unausgesetzte Forschungen vielfach vermehrt und berichtigt wur-

de; die Verfasser forderten in öffentlichen Blättern alle Pflanzenkenner Würtembergs auf ihnen Mittheilungen über die Vegetation des Landes zu machen, dessen entlegenere Gegenden sie selbst mehrfach durchsuchten, und binnen 23 Jahren keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen liefsen die vaterländischen Gewächse näher kennen zu lernen, sie vewendeten in den letzten 3 Jahren alle ihnen zu Gebot stehende Zeit auf die Ausarbeitung der gesammelten Materialien; und haben, was man als eine Hauptsache nicht übergehen darf alle aufgeführte Pflanzen (*Orobanche Rapum* ausgenommen) selbst gesehen, und können sie in ihren Herbarien nachweisen.

Von ganz besonderem Interesse ist die Einleitung, die obgleich auf wenige Bogen zusammengedrängt, doch viele Jahre der fleifsigsten und genauesten Forschung voraussetzt; sie enthält die geographischen Verhältnisse der Flora Würtembergs, bezeichnet genau deren Umfang, die geognostischen Verhältnisse, zählt die bedeutendsten genau gemessenen Höhen des Landes auf, erörtert die klimatischen Verhältnisse und geht dann zu der Zahl und Vertheilung der Vegetabilien über. Würtemberg besitzt nach vorliegender Flora 1207 Arten mit 230 Unterarten wild wachsender Pflanzen und 78 Arten mit 165 Unterarten von Culturgewächsen. Unter den wild wachsenden befinden sich 263 einjährige, 67 zweijährige, 757 perennirende Gewächse, 120 Strauch- und Baumarten. Den Monocotyledonen gehören 293, den Dicotyledonen 914 an, auch ermangeln die Herrn Verf. nicht die Zahl aus jeder einzelnen Familie anzugeben und reihen daran eine Reihe der interessantesten Vergleichungen und Schlüsse, die Ref. nicht weiter berühren kann. Wohl keine andere Provinz Deutschlands ist so genau in Hinsicht der Vegetationsgränzen untersucht als Würtemberg; wir führen nur Einiges davon an. Im untern Neckarthale und bei Loffenau ist die obere Gränze der Mandeln bei 600′, die der Kastanien bei 1100′; am nördlichen Abhang der schwäbischen Alp ist die obere Gränze der Weinreben 1600′, der Wallnüsse 1800′, des Kernobstes 2000′, auf dem Plateau der schwäbischen Alb, die obere Gränze der Eichen 2600′, des Getreidebaues 3000′. Die am höchsten liegenden Weinberge Würtembergs sind die bei Hohentwiel ohnweit Aach in dem südlichen Theile des Landes bei 1744′, bei Weikersheim im nördlichsten Würtemberg 1080′. Die Einleitung enthält ferner die merkwürdigeren Pflanzen des ganzen Landes nach den Höhen ihres Vor-

kommens geordnet, so wie ein Verzeichniſs derjenigen Botaniker, welche den Herrn Verf. Beiträge zu dem vorliegenden Werke zusandten.

Sämmtliche Gewächse sind nun nach dem Linneischen Systeme geordnet; jede Klasse enthält zuvörderst eine Uebersicht der darin enthaltenen Genera mit Angabe der wesentlichsten Kennzeichen und Bezeichnung der Familie nach *Jussieu* oder *Decandolle*. Sehr charakteristisch und nachahmenswerth ist es, daſs bei den Gattungen nebst den speciellen Merkmalen derselben auch die Etymologie des Namens selbst beigesetzt und mit nicht selten höchst interessanten Bemerkungen begleitet ist. Zur Erkennung der Arten ist, nicht eine abgeschriebene, sondern neu entworfene, durchgängig mit groſsem Scharfsinn, dabei kurz und deutlich bezeichnende Diagnose gegeben, mit Angabe einiger Abbildungen, worauf dann noch eine mehr oder weniger ausführliche nach der Natur abgefaſste Beschreibung folgt. Mit groſsem Fleiſse sind die Standörter bezeichnet, und mit eigenen Zeichen angedeutet, ob die Pflanze häufig oder seltener, und in welchen Regionen des Landes sie vorkommt. Besonderer Fleiſs ist auf die Varietäten verwendet und zwar aus ganz gutem Grunde. Die Leichtigkeit, sagen die Herrn Verf., mit welcher ein Theil der gegenwärtigen Pflanzenforscher neue Arten aufstellt, welche der andere Theil zu den alten zurückführt, trat unserer Arbeit als Hauptschwierigkeit entgegen; eine Schwierigkeit, die Jeder fühlt, der sich mit Abfassung einer Flora beschäftigt, zumal da diese Streitigkeiten nicht selten mit unwürdigen Waffen geführt werden. Gewiſs haben die Herrn Verf. recht, wenn sie sagen, daſs der Grund dieses stets erneuerten Kampfes der Producenten und Reducenten weit mehr in der Geistesrichtung der Beobachter, als in den Beobachtungen selbst liege. Ohne Zweifel ist es darum auch ganz passend, daſs die Herrn Verf. neben den längst anerkannten, unbestrittenen Hauptarten, Unterarten aufstellten, und es nun Jedem überlassen, ob er diese als *Species* oder *Varietates* im ältern Sinne aberkennen wolle.

Wir wollen nun kurz die einzelnen Klassen durchgehen.

Monandria. Sie enthält, wie gewöhnlich nur wenige Pflanzen, *Hippuris vulgaris*, *Callitriche verna* L. *stagnalis Scopoli* und *autumnalis* L. mit ihren Varietäten, die besonders Kützing in den jüngsten Zeiten schön auseinandersetzte.

Digitized by Google

Diandria. Zu den seltneren Gewächsen dieser Klasse dürften gehören: *Veronica urticaefolia, V. Buxbaumii, Pinguicula alpina, Salvia glutinosa, Circaea alpina.*

Triandria. Wir zeichnen hier aus: *Valeriana tripteris, montana.* Auffallend ist es, dafs die um Heidelberg, Mannheim und andern Orten am Rhein so äufserst gemeine *Valerianella carinata* in ganz Würtemberg nicht vorkommt. Seltnere Gewächse sind ferner: *Iris sambucina, graminea, Crocus vernus, Schoenus ferrugineus, Scirpus mucronatus, Eriophorum alpinum, vaginatum, Elymus europaeus, Poa sudetica* u. s. w.

Besonders interessant ist in dieser Klasse die Erörterung der im Würtembergischen cultivirten Getreidearten und Varietäten und zwar auf eine specielle und so genaue Weise, wie noch keine andere deutsche oder ausländische Flora sich dessen rühmen kann, eine Sache, die übrigens nicht blos von den Cerealien, sondern von allen würtembergischen Culturpflanzen ohne Unterschied gilt.

Tetrandria. Zu den seltneren Gewächsen dieser Klasse dürften gehören: *Galium rotundifolium, saxatile, Moenchia quaternelle, Potamogeton compressus.* u. s. w.

Pentandria. In dieser grofsen Klasse mangelt es nicht an schwierig zu bestimmenden und seltnern Gewächsen; hier mögen nur einige eine Stelle finden, wie *Cynoglossum montanum, Asperugo procumbens, Cerinthe alpina* nur im würtembergischen Donaugebiete, welcher eben nicht grofse Strich Landes sich doch in Hinsicht seiner Vegetation wesentlich von der, der Thäler des Neckars und seiner Nebenflüsse, oder überhaupt des Neckargebietes unterscheidet. *Primula acaulis, farinosa, Lysimachia thyrsiflora, Swertia perennis, Gentiana lutea, asclepiadea, verna, Polemonium caeruleum, Phyteuma ovale, Lonicera nigra* und *alpigena*, während dem die um Heidelberg häufige *L. Caprifolium* im Würtembergischen ganz mangelt; *Viola mirabilis, biflora. Evonymus longifolius Rhamnus saxatilis, Astrantia major, Bupleurum longifolium, Torilis helvetica, Athamanta Libanotis, Laserpitium latifolium, Siler* und *pruthenicum, Pleurospermum austriacum, Meum athamanticum, Staphylea pinnata, Corrigiola litoralis, Linum flavum* u. s. w.

Noch mufs man auf die in dieser Classe vorkommende neue eigene und musterhafte Anordnung der im Würtembergischen cultivirten Kartoffeln- und Runkelrübensorten, so wie besonders

auf die Classifikation der Abarten der Weinrebe aufmerksam machen; Arbeiten die diesem Buche einen ausgezeichneten Werth ertheilen.

Hexandria. Wir finden hier unter andern das *Lilium bulbiferum*, jedoch ohne die Bemerkung, ob die Pflanze an den Stengeln wirklich bulbilli besitzt oder nicht. Die letztere Pflanze, dem wahren *Lilium bulbiferum* sehr ähnlich, findet man häufig in den Gärten zur Zierde und ist *Lilium croceum Chaix.* Zu den Seltenheiten gehören: *Allium sibiricum*, *Scilla amoena*, *Streptopus amplexifolius*, *Juncus filiformis*, *Veratrum*, *Scheuchzeria palutris*, u. s. w. *Acorus Calamus* wurde nach den Angaben der Herrn Verf. zuerst nach Alexanders Zug aus Indien nach Kleinasien versetzt und kam von da im 16ten Jahrhundert nach Deutschland.

Heptandria. Blos *Trientalis europaea.*

Octandria. Wir zeichnen aus dieser Klasse aus: *Epilobium Dodonaei Villars*, *Daphne Cneorum*, *Polygonum viviparum*, *Elatine Alsinastrum* und *triandra.*

Enneandria. Blos *Butomus umbellatus.*

Decandria. Vorzugsweise bemerkenswerth sind *Rhododendron ferrugineum L.!* aber nur an einer einzigen Stelle, *Saxifraga Aizoon*, *Hirculus*, *rotundifolia*, *cespitosa*, wozu *S. condensata* und *sponhemica Gmelin flor*, *badensis*, als Unterarten; *Gypsophila repens*, *Dianthus caesius*, *Silene gallica*, *linicola*, *Arenaria uliginosa Spergula saginoides*, *Sedum dasyphyllum* u. s. w.

Dodecandria. In den deutschen Floren überall eine arme Klasse, obgleich hier noch die Gattung *Euphorbia* ihre Stelle fand, deren Blumentheile mit gutem Grunde, nicht nach Robert Browns Angaben beurtheilt sind. Würtemberg hat nur 8 Wolfmilchsarten, worunter *Euphorbia dulcis*, *verrucosa*, *amygdaloides* u. s. w.

Icosandria. Hier die Familie der *Rosaceen*, *Pomaceen*, *Amygdaleen*, hier eine klassische Auseinandersetzung der gewöhnlichsten deutschen Obstsorten, auf die man um so mehr junge Botaniker aufmerksam machen muſs, da man die Erörterung dieser eben so schönen als nützlichen Bäume selbst in der dickleibigen Flora von Mertens und Koch ganz vergeblich sucht. Mit groſser Umsicht ist die Gattung Rubus bearbeitet, und in Hinsicht der Artenzahl mit vielem Glück ein juste milieu beobachtet.

Polyandria. Sie enthält abweicheud von Linné auch die Gattung *Hypericum*, weſshalb denn auch die Klasse *Polyadelphia*

wegfiel. Wir nennen hier *Aconitum Lycoctonum, neomontanum, Cammarum, Ceratocephalus falcatus, Ranunculus platanifolius, Helleborus viridis, Thalictrum aquilegifolium* u. s. w.

Didynamia. Ausgezeichnet zu werden verdienen: *Melittis grandiflora; Teucrium montanum, Mentha sativa L.* die Ref. jedoch nach vieljähriger Beobachtung nicht als eigene Art ansehen kann, da ihr Uebergang zur *Mentha aquatica* sich sehr deutlich nachweisen läfst, ja oft an einem Stocke *flores capitati* und wieder Stengel *floribus omnibus verticillatis* vorkommen. *Nepeta nuda! Stachys alpina Hyssopus officinalis! Linaria alpina, Orobanche nudiflora* u. s. w.

Tetradynamia. Zweckmäfsig mufs man die Abtheilung dieser Klasse in *Synclistae, Siliculosae* und *Siliquosae* nennen, da sie naturgemäfs und leicht erkennbar ist; auch an seltneren Gewächsen mangelt es nicht, wie: *Myagrum perfoliatum, Lunaria, rediviva, Hutchinsia alpina, Lepidium latifolium, Draba aizoides, Cochlearia officinalis! Kernera saxatilis, Dentaria bulbifera* und *digitata! Arabis brassicaeformis, Sisymbrium austriacum, Erysimum repandum* u. s. w.

Einzig richtig und meisterhaft ist die Anordnung der Culturpflanzen der Gattung *Brassica*, um so bemerkenswerther, da selbst Decandolle, der sich doch speciell damit beschäftigte, so wie mehrere neuere Floristen, hier in auffallende Irrthümer verfallen sind.

Monadelphia. In Deutschland sind die *Malvaceen* und *Geraniaceen*, die grofsentheils die e Klasse ausmachen, nicht zahlreich; die erste Familie hat hier sechs, die andere 13 Arten, sonst ist noch besonders *Tamarix germanica* anzuführen, welcher Linné eine Stelle in seiner *Pentandria* angewiesen hatte.

Diadelphia. Von *Leguminosen* hat Würtemberg 66 Arten aufzuweisen, worunter manche seltene, wie: *Cytisus nigricans, Trifolium spadiceum, Oxytropis pilosa, Astragalus microphyllus, Vicia segetalis, Lathyrus Nissolia, heterophyllus, Orobus albus, Coronilla montana, minima, Emerus* u. s. w. Die Anordnung der Culturpflanzen aus dieser Familie verdient hier abermals einer rühmlichen Erwähnung.

Syngenesia. Die Compositen sind sehr zahlreich im Würtembergischen, indem nicht weniger als 137 Arten mit 20 Unterarten wild gefunden wurden, wozu noch fünf Culturspecies kom-

men. Wir erwähnen hier nur folgende: *Scorzonera muricata, Apargia alpina, incana, Crepis pulchra, Hieracium alpestre, rupestre, staticifolium, succisaefolium, humile, laevigatum, bupleuroides, Adenostyles alpina* und *albifrons, Carduus Personata, Tussilago alpina* und *alba, Gnaphalium margaritaceum! Artemisia pontica! Aster Bellidiastrum, Senecio alpinus, Achillea nobilis* u. s. w.

Gynandria. Würtemberg besitzt 40 Arten von *Orchideen*, welches eine verhältnifsmäfsig grofse Zahl ist; unter andern *Orchis pallens, Platanthera chlorantha, Nigritella globosa, Ophrys fuciflora, Corallorhiza innata, Cypripedium Calceolus* u. s. w. In dieser Klasse haben die Herrn Verf. vielleicht zuerst dem *Cynanchum Vincetoxicum* seine Stelle angewiesen.

Monoecia. Mit besonderem Fleifse sind die *Carices* bearbeitet, und deren nicht weniger als 52 Arten beschrieben, worunter manche seltnere; noch führen wir aus dieser Klasse an: *Schelhammera cyperoides, Atriplex nitens, Calla palustris* u. s. w. *Parietaria erecta* und *diffusa Mertens et Koch* sind hier u. Ref. stimmt dieser Ansicht bei, in eine einzige Art (*P. officinalis*) vereinigt. Auch mehrere Culturpflanzen enthält die *Monoecie*, worunter *Cucumis cantalupensis Haberle* zu den weniger bekannten gehört.

Dioecia. Wir finden hier zuvörderst 13 Weidenspecies mit vielen Unterarten, ferner *Empetrum nigrum, Viscum album*, welches die Herrn Verf. auf Aepfelbäumen, seltner auf Weistannen und sonst auf keinem andern Baume im Würtembergischen beobachteten. *Hippophae rhamnoides, Stratiotes aloides, Taxusbaccata* u. s. w.

Angehängt sind nun zuvörderst Nachträge, mehrere kürzlich in Würtemberg neu aufgefundene Species und Unterarten enthaltend, worunter *Androsace lactea, Sorbus intermedia, Rosa rubrifolia, Potentilla inclinata, Sisymbrium Irio* u. s. w.; dann folgen nach dem Linnéschen System geordnet: *Plantae — pseudo — würtembergenses*, d. h. solche, die man früher als im Würtembergischen einheimisch angab, welche aber unsere Herrn Verf. nicht auffinden konnten, und daher vermuthen, dafs sie entweder ganz fehlen oder irrig bestimmt wurden; darunter sind manche, welche wenigstens in der Gegend um Heidelberg sicher vorkommen, wie z. B. *Valerianella dentata, Poa bulbosa, Verbascum phlomoides, Chlora perfoliata, Dianthus diminutus, plumarius, Silene conica, Otites, Galeopsis ochroleuca, Iberis nudicaulis, Medica-*

d by Google

go minima u. s. w. mehrere derselben sind Sandpflanzen, die überhaupt im Würtembergischen selten sind. Den Beschluſs machen ausführliche Register der lateinischen und deutschen Pflanzen-Namen.

Noch darf man nicht mit Stillschweigen übergehen, daſs bei jedem Gattungs-Namen nach Sprengels Vorgang der älteste Schriftsteller bei welchem er vorkommt, mit einer Erklärung beigefügt worden ist, um wie die Herrn Verf. sagen, das Alter des Namens anzudeuten, und dem Gedächtnisse durch Erinnerungen an bekannte Stellen der Klassiker, so wie dadurch, daſs sie mannichfaltige Nebenbegriffe an den Hauptbegriff knüpfen, zu Hülfe zu kommen. Mit Recht erkennen die Herrn Verf. die Einwendung, daſs die Alten nur Arten, nicht Gattungen kannten, nicht an; diese kannten die ganze Eintheilung nicht, und ihre Namen bezeichnen daher nach unsern jetzigen Begriffen, bald eine Gattung, wie *Rosa*, bald eine Art, wie *Ilex* u. s. w.

Diesem Gegenstande hat Ref. längst schon specielle Aufmerksamkeit gewidmet und er erlaubt sich daher einige Bemerkungen, die wenigstens bezeugen können, daſs die vorliegende Flora von ihm nicht oberflächlich angesehen worden ist. Bei *Veronica* findet sich Fuchs als der erste Autor angeführt, er findet sich aber schon bei dem weit älteren Hieronimus Braunschweig; *Veronica* sagen die Herrn Verf. ist Verstümmlung des alt-römischen Namens *Betonica*, vielleicht zu Ehren der heiligen *Veronica*; Braunschweig dagegen sagt, ein fränkischer König habe der Pflanze den Namen gegeben, und erzählt ausführlich bei welcher Gelegenheit dieſs geschah.

Holosteum wird dem Linné zugeschrieben, aber schon bei *Plinius* kommt dieser Pflanzen-Name vor, nnd später insbesondere bei *Caesalpin*. Die Gattung *Centunculus* wird von Dillen abgeleitet, allein schon Scribonius Largus spricht von einer Pflanze dieses Namens. *Scabiosa* wird schon vor Clusius, dem die Herrn Verf. die Gattung zuschreiben, von Otho Brunfels und Anton Musa Brasavoli genannt. Dieser letzte redete auch schon von *Primula* die hier mit dem Namen *Mathiolus* aufgeführt wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 44. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schübler und v. Martens, Flora von Würtemberg.

(Beschlufs.)

Die Gattung *Ribes* wird dem Leonhard Fuchs beigegeben, doch in dem weit älteren Herbarius Patavinus findet sie sich schon, sogar mit einer Abbildung der Johannistraube. Die *Cuscuta* dem Mathiolus zugeschrieben, nennt und beschreibt schon der um viele Jahrhunderte ältere Peter de Crescentiis. — *Sanicula* dem Otho Brunfels zugeschrieben, kannte schon die uralte Aebtissin Hildegardis. *Scandix* ist nicht von Linné zuerst genannt, da der Name schon bei *Caesalpin* vorkommt. *Berberis* wird dem Mathaeus Silvaticus zugeschrieben, findet sich aber schon in den Schriften des Peter de Crescentiis. Der Pflanzenname *Leucojum* kommt allerdings nach unsern Herrn Verf. bei *Theophrast* vor, bezeichnet aber dort eine *planta crucifera*, in unserm jetzigen Systeme aber eine *planta bulbifera,* in diesem Sinne brauchte Conrad Gesner vielleicht zuerst die Benennung. *Paris* soll von Leonhard Fuchs abstammen; so viel Ref. weifs, nannte dieser die Einbeere *Aconitum Pardalianches,* aber bei *Mathiolus* kommt jene Benennung vor. *Dianthus* dem Linné zugeschrieben kommt schon bei Nicolaus Myrepsus vor. Auch *Stellaria* soll von Linné abstammen, findet sich aber schon bei Anton Musa Brasavoli. Bei diesem letztern kommt auch *Fragaria* vor und sogar mit einer Abbildung der Erdbeere in dem *Herbarius Patavinus;* unsere Herrn Verf. schreiben die Sache dem Bauhin zu. *Tormentilla* soll dem Mathaeus Silvaticus angehören, war aber auch schon dem Aemilius Macer bekannt. Auch *Nigella* wird hier nach Mathaeus Silvaticus benannt, doch kennt und nennt sie schon Peter de Crescentiis. *Ficaria* wird als eine Gattung des Dillenius aufgeführt, indessen sprach schon die uralte Hildegardis davon. *Prunella Tragus* kannte dessen Lehrer Brunfels schon. *Calamintha Moench* kommt als aromatische Labiate schon in den Schriften des Hippocrates vor. *Galeobdolon* nach Hudson scheint dem *Caesalpin* anzugehören wo die Pflanze schon mit diesem Namen bezeichnet wird. *Thlaspi* hier nach Dioscorides kommt bei dem weit älteren Hippocrates vor. *Capsella* auf Cä-

salpin bezogen, nannte schon Anton Musa Brasavoli, derselbe spricht auch von der *Fumaria*, und kannte sie wohl vor Tragus. *Corydalis* dem Durant zugeschrieben findet sich schon in den Schriften des Costaeus aufgezeichnet. *Lapsana* nach Plinius kannte schon der ältere Celsus. *Carlina* nach Tournefort benannt, war schon dem Anton Musa Brasavoli bekannt: derselbe spricht auch schon von der *Solidago*, die unsere Herrn Verf. dem Tragus zuschreiben. *Arnica* wird dem Ruppius zugeschrieben, aber schon C. Bauhin sprach davon, Ref. hat diese Sache schon früher speciell erörtert (Mag. f. Pharm. X. 185.)

Schliefslich ist noch der dem Buche beigegebenen vortrefflichen Karte der Umgegend von Tübingen und des mittleren Theils der schwäbischen Alp, zu gedenken; ihre Einrichtung ist für den Geognosten und Botaniker gleich zweckmäfsig und kann als ein Muster angesehen werden, das bei allen Localfloren nachgeahmt zu werden verdient.

Dierbach.

C. Sallusti Crispi Opera quae supersunt. — Ad fidem codicum manu scriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adjecit Fridericus Kritzius, Philosoph. Doct., in Regio Gymn. Erfurtensi superiorum ordinum praeceptor, Bibliothecae Regiae Praefectus, Societatis Latinae Jenensis Sodalis. — Vol. II. Jugurtham continens. — Lipsiae, sumptibus Aug. Lehnholdi. MDCCCXXXIV. XVI u. 608 S. [Der erste, den Catilina enthaltende, Band erschien 1828. und hat XXVI und 326 S.]

Unsere Leser, diejenigen nämlich, welche sich für die lateinische Literatur, nicht nur speciell für den Sallustius, interessiren, den Kritzischen Sallustius durch diese Anzeige erst kennen lehren zu wollen, wäre nicht nur ein höchst überflüssiges Geschäft, sondern würde beinahe als beleidigende Anmafsung erscheinen. Einen solchen Zweck kann also diese Anzeige nicht haben. Wohl aber kann und darf sie die Freude des Ref. über die nahe Vollendung eines Werkes aussprechen, das, wie wenige, geeignet ist, dem Vaterlande und dem Auslande den Standpunkt anzuzeigen, auf welchem die Erklärung der römischen Schriftsteller bei uns steht, und zugleich den Abstand zu bezeichnen, der zwischen diesem gediegenen, an Scharfsinn, Belesenheit, Sprachkenntnifs und gesundem Urtheil ausgezeichneten, Werke und den oft übermäfsig gepriesenen Leistungen einer frühern Zeit

Digitized by Google

statt findet. Wir könnten dieses Werk also in Vergleichung mit seinen nähern und entferntern Vorgängern betrachten, und ihm, auch ohne irgend Einem derselben zu nahe zu treten, die Palme zuerkennen; wir könnten es aber auch, ohne alle Vergleichung, für sich betrachten, und fragen, was denn hier für den Sallustius, nach den Forderungen der Wissenschaft an einen Erklärer desselben, geleistet sey. Und auch dann würde unser Urtheil das Anerkenntnifs aussprechen müssen, von einem Einzelnen dürfte wohl schwerlich eine befriedigende Lösung dieser nicht leichten Aufgabe erwartet und gefordert werden können, als die, welche Hr. Dr. Kritz geliefert hat. Da indessen Ref. nach den Gesetzen dieses Instituts keinen grofsen Raum ansprechen darf, so wird er sich in Beziehung auf die specielle Beurtheilung dieses Bandes, welcher den ersten an Ausdehnung so sehr übertrifft, auf eine geringere Zahl von Bemerkungen beschränken, zu welchen ihm die 14 ersten Kapitel Veranlassung geben, er wird die zahllosen trefflichen Erklärungen des Sinnes und der Sprache, die sich hier zuerst finden, nicht herausheben, um den Lesern zu zeigen, was sie — wohl schon selbst gefunden haben, oder um dem Herausgeber zu sagen, was er nicht erst von einem Recensenten zu erfahren braucht. Da indessen Ref. über diese Ausgabe noch nie öffentlich gesprochen hat, fühlt er sich gedrungen, noch eine kurze Betrachtung über die Vorrede zum Catilina, und zum Werke überhaupt, so wie über den Ton, in welchem der Herausgeber von seinen Vorgängern spricht, vorauszusenden. Im Allgemeinen erkennen wir darin den Ton und den Geist ächter Humanität: wie denn auch der Herausg. es gar nicht bedarf, sich aus den Trümmern der Ehre Anderer einen, gewöhnlich wenig dauerhaften, Thron zu erbauen. Aber die Art, wie er von dem berühmtesten seiner Vorgänger, dem vielgepriesenen und vielgetadelten Corte (er schrieb sich deutsch Korte) spricht, wollte uns doch nicht zusagen. K. war ein sehr feiner Kenner der Latinität, ein so gelehrter und so belesener Mann, dafs nicht nur die meisten seiner blinden Nachtreter, sondern auch seiner Tadler (wir sprechen nicht von Hrn. Kr.) sich mit ihm nicht messen können. Es wird ihm aber dort und an vielen Stellen gänzlicher Mangel an Urtheilskraft, *ineptia*, *temeritas* und dergl. vorgeworfen, da ihm doch hauptsächlich nur der grofse und allerdings folgenreiche Mifsgriff zur Last fällt, einen falschen Grundsatz aufgestellt und durchgeführt zu haben: Sall. habe erstlich kein Wort gesagt, das allerdings entbehrlich wäre; zweitens,

Digitized by Google

er habe absichtlich nach einer seltsamen und besonders auffallenden und archaisirenden Ausdrucksweise, selbst auf Kosten der Deutlichkeit, des Wohllauts und der Schönheit, gestrebt. Diesen Mifsgriff im Allgemeinen anzugeben, war nothwendig; ihn an den Stellen, wo er seinen schädlichen Einfluſs erwies, nachzuweisen, war zweckmäſsig, aber den Mann mit Prädikaten zu belegen, wie nur gar zu oft geschehen ist, war wenigstens — unpädagogisch. Der Herausgeber will, daſs nicht blos Gelehrte, sondern auch Studirende, und vorzüglich diese, sein Werk lesen. Aber da sollte eben der scharfe und bittere Tadel von Männern vermieden seyn, über denen die jungen Leser noch gar nicht stehen, und die sie so zu verachten sich angewöhnen, ehe sie deren Werth schätzen gelernt haben. Woher anders kommt die schneidende und beiſsende Manier so Vieler unter unsern jungen Philologen, daſs jede Ausnahme, die hier und da Einer macht, mit Ruhm genannt werden muſs: woher anders, als weil die jungen Leute ihren Lehrer täglich in der Schule, oder die Commentatoren in den Commentaren, über verdiente Männer, welche entweder blos eine andere Ansicht haben, oder irgend einen Mifsgriff machten, bitter oder spottend absprechen hören und sehen? In dieser Hinsicht hat auch Riemer's griechisches Wörterbuch so viel moralischen Schaden gestiftet, weil er in so vielen Artikeln über andere Gelehrte, und die Philologen überhaupt, seinen Witz und Spott ergossen hat; weswegen mancher Lehrer die Eltern seiner Schüler vor dem Ankaufe jenes sonst so geistreichen Buches für ihre Söhne warnen zu müssen glaubte. Und glaube nur der Lehrer, der Andere bei seinen Schülern lächerlich oder verächtlich macht, nimmermehr, es werden die Schüler dafür ihn vergöttern, oder auch nur schonen. Mit derselben Unreifheit des Urtheils, das sie ihm über Andere nachsprechen und nachdenken gelernt haben, werden sie an ihm selbst die gelernte Kunst ausüben, sobald ihr Dünkel erwacht, und sie ihn nicht mehr zu scheuen brauchen; gerade wie jener Knabe, der, als er den Groſsvater durch den Vater mifshandeln sah, ganz naiv sagte: nun weifs ich schon, Väterchen, wie ich es einmal Dir machen muſs. —

Doch zurück von dieser Abschweifung, die nicht sowohl Hrn. Kr. im Allgemeinen gilt, als vielmehr nur seiner Sprache gegen den armen Kortte, den er z. B. S. 9. als einen Mann bezeichnet, »quidvis potius intelligentem, quam quid elegans esset et venustum, und überhaupt dem bei andern Philologen gegen-

Digitized by Google

wärtig so beliebten Tone, von welchem der geistreiche und gelehrte Beier ein so unübertreffliches, ja unerreichbares Muster gegeben hat. Hat doch Hr. Dr. Kr. einen der neuesten Herausgeber, Gerlach (Praef. Catil. p. XIV.) gegen die jetzige Sitte mancher, die keinen guten Bissen an ihm finden, schonend genug behandelt. — In der Vorrede zum Jugurtha wird auch von Kortte schonender gesprochen, und von seiner Ausgabe gesagt, sie sey »haud contemnendae eruditionis materia abundans. Die neuern Ausgaben des Jugurtha werden, mit Ausnahme der von Fabri, mit Grund für gröfstentheils werthlos erklärt. An kritischen Hülfsmitteln erhielt Hr. Dr. Kr. vier neue Handschriften, die ihm früher nicht zu Gebote standen, und die nicht ohne Ausbeute waren. Dafs der Herausg. den Umfang seines Werkes nicht zum voraus genau berechnen konnte, zeigt sich aus einem Ergebnifs, das manchem Käufer etwas unangenehm seyn dürfte. In der Vorrede zum Catilina werden für den zweiten, den Jugurtha enthaltenden, Band die sämmtlichen Fragmente mit dem Index versprochen. Da aber der Jugurtha so stark wurde, verspricht der Herausgeber einen dritten Band, der dann auch einen vollständigen Index enthalten soll. Für die Fragmente wollte er namentlich das Lindemann'sche Corpus Gramm. Latt. erst vollends abwarten, theils weil sich daraus viele neue Fragmente schöpfen, theils die alten und bekannten sich bedeutend verbessern lassen dürften. Es mufs also besonders erst Charisius und Nonius Marcellus da seyn, die aus alten Handschriften ganz neu hervorgehen werden. Dafs dadurch die Erscheinung des Index aufs Neue auf eine unbestimmte Zeit hinausgeschoben wurde, beklagten wohl Viele mit dem Ref. Dies war denn die Ursache, warum in der Ostermesse, als Appendix Sall. Voluminum I et II, der Index besonders erschien, in einem Hefte von 6½ Bogen. Der Titel ist:

C. Sallustii Crispi Opera quae supersunt. — Ad fidem etc. Fr. Kritzius etc. Appendix Vol. I et II. Indicem continens. — Ein zweiter Titel heifst:

Index in Commentaria de Catilina et Jugurtha confectus a Fr. Kritzio Lips. sumt. Aug. Lehnholdi. MDCCCXXXV. 88 S. 8.

Dem vielfach geäufserten Wunsche, zum bessern Gebrauche des Werkes jetzt gleich diesen Index zu haben, konnte schnell entsprochen werden, da er mit Vollendung des Jugurtha auch schon fertig gemacht war. Aber wenn einst die Fragmente erschienen sind, soll dieser Index wieder in den über das ganze Werk zu fertigenden hineingearbeitet werden: die Leser sollen ihn also nur

Digitized by Google

als interimistisch betrachten, und indessen benützen, aber nicht an den zweiten Band anbinden lassen, da er mit dem Erscheinen des dritten Bandes entbehrlich werden werde. Wir haben diesen Index indessen gerne mit einem Gulden bezahlt, obgleich vielleicht einige Käufer sich über den zweimaligen Ankauf desselben unzufrieden zeigen dürften. Der Index selbst ist vortrefflich, und in ihm liegt der grofse Reichthum an interessanten Sprachbemerkungen erst recht zu Tage, welche wahrlich nicht blos für den Leser des Sallustius von Wichtigkeit sind, sondern für lateinische Grammatik, Lexikographie, Interpretation und Kritik überhaupt eine reiche Fundgrube darbieten. Wir haben den Commentar selbst mit immer steigendem Interesse gelesen, haben uns gefreut, an so vielen Stellen den oft halb, oft ganz mifsverstandenen Schriftsteller auf die einfachste Weise nach den sichersten Grundsätzen und Sprachgesetzen erläutert zu sehen, an andern unzähligen den ohne Grund corrigirten, oft verstümmelten, Text des Schriftstellers, durch die mit der richtigsten Erklärungsweise verbundene gesunde Kritik, auf die Auctorität guter Handschriften hin, hergestellt zu finden. Wir haben uns eine Anzahl Stellen bemerkt, wo wir mit dem Verf. uns über dieses oder jenes verständigen wollten: wollen aber, anstatt desultorisch im ganzen Buche herum zu blättern, lieber eine kleine Reihe von Capiteln vornehmen, und unsere abweichenden oder modificirenden Ansichten dem Herausgeber vorlegen, uns übrigens des blofsen Zustimmens zu dem vielen Trefflichen, das sich ja von selbst versteht, enthalten, voraus aber die Bemerkung schicken, dafs die Latinität des Hrn. Dr. Kr. sich von dem so berüchtigten Notenlatein gänzlich unterscheidet, und Ausdrücke, die man tadeln könnte (wie *res parum obscurae*, in der Vorr. zum Catilina p. X) äufserst selten sind.

Jug. I, 2. p. 3. Zu der doppelten Construction von *invenies* citirt Hr. Dr. Kr. seine Note zu Catil. v. 9, wo auch *disserere* mit doppelter Construction vorkommt. Gut; aber zu jener Anmerkung müssen wir erinnern, dafs bei den Beispielen aus Cicero, in Vergleichung mit denen aus Sallustius und Tacitus, der wesentliche Unterschied zu bemerken war, Cicero construire es nur mit dem Accusativ des Pronomens, aber nicht des Nomens; wenn also Cicero unbedenklich sagt: *ea disserere malui, quod in Senatu pluribus disserui*, so würde er sich doch nicht entschlossen haben, mit Sallustius zu schreiben: *instituta majorum disserere*, oder mit Tacitus: *bona libertatis disserere*. — I, 3. p. 3. wird bei *grassari*

Digitized by Google

auf die Erklärung bei Cap. 64, 5. verwiesen. Wir wollen nicht fragen, warum nicht hier die Erklärung ist, und dort die Rückweisung. Aber statt das Wort durch *ire* oder *procedere* zu erklären, was zu schwach seyn möchte, hätte Hr. Dr. Kr. seinen Lesern eben so viel, oder noch mehr, Licht gegeben, wenn er angedeutet hätte, dafs *grassor*, als Frequentativ von *gradior*, nicht sowohl jene, als vielmehr die nachher (Lin. 6 u. 7. v. u.) angegebene Bedeutung habe. — Ebd. *neque fortuna eget.* Nur 10 Handschriften sollen *fortunae* haben, und das *e* aus einer ungehörigen Verdoppelung des folgenden *e* in *eget* entstanden seyn. Aber woraus entstanden denn die übrigen Genitive alle bei *egere* im Sallustius, so dafs im Grunde kaum eine kritisch nicht streitige Stelle *egere* mit dem Ablativ hat; z. B. Jug. 14: *quibus non egerem*, wiewohl auch da eine Handschrift bei Havercamp *utinam* für *quibus* giebt, wogegen 7 Stellen, ohne diese, den Genitiv haben. S. Teller's Index Lat. Sall. Und konnte nicht leichter das *e* bei *fortunae* herausfallen, wenn man FORTUNAEGET schrieb, als eingeschoben werden, wenn Sallustius es nicht schrieb? — Ebd. *quippe quae — potest.* Ueber *quippe qui* mit dem Indicativ citirt der Herausg. seine Note zu Cat. 48, 2. p. 219, wo die Regel Görenz's angeführt wird, dafs Cicero es nie mit dem Indicativ habe. Freilich, wenn man, was sich nicht in die Regel fügt, corrigirt; z. B. Cic. de N. D. I, 11, 28: *quippe qui bellum ad deum revocat*, wo kein Codex den Conjunctiv hat. Uebrigens ist die von Hrn. Dr. Kr. im neuen Forcellini gegebene Bemerkung, dafs *quippe qui* den Indicativ habe, wenn es einen Satz anfange, den Conjunctiv, wenn es dem vorhergehenden Satze ergänzend anhänge, doch besser, als das blos empirische: »Cicero hat den Indicativ nicht.« Beim Plautus, wo *quippe qui* öfters mit dem Indicativ steht, z. B. Amphitruo Prol. 22: *scibat facturos, quippe qui intellexerat*, gilt es für *intellexerat enim.* Dagegen bei Cicero, z. B. de N. D. III, 40: *quippe qui etiam putet*, steht es für *nimirum cum is etiam putet*; an der angeführten Stelle aber, I, 11. *quippe qui revocat*, denkt sich der Schriftsteller *revocat enim.* Freilich will Or. auch hier *revocet*, aber wohl nur der Görenz'schen Regel zu Liebe. Und so ist es bei Sallustius auch simple Angabe eines Grundes. *Ut qui*, das Cicero nicht hat, verhält sich genau so, wie *quippe qui.* *Utpote* aber ist ganz parallel (denn *quippe* läfst sich zwar mit Ramshorn durch *quidpe*, s. v. a. *quid* κε, erklären, aber auch durch *quidpte, quidpote* [ποτε]); und so steht bei Cic. ad Att. II, 24. mit dem Indicativ, *ut pote*

Digitized by

qui nihil contemnere solemus, ganz wie wenn er gesagt hätte: *quippe qui nihil contemnere solemus* i. e. *nihil enim contemnere solemus.* — I, 4. p. 4—6, wo die Worte *perniciosa lubidine paullisper usus* trefflich erklärt werden, wird auch über *pessumdatus* gesprochen. Mit Recht mifsfallen dem Herausgeber die Ableitungen von *pes*, von *pendere*, von *petior*, auch Döderlein's (Lat. Synon. u. Etymol. I, S. 67 sqq.) Ableitung von *perversus*; aber dafs er mit Reisig an eine Abstammung von πεσεῖν denkt, gefällt uns nicht besser. Wir nehmen es für eine alte synkopirte Form aus *perditum*, wie *quassum* aus *quatitum*, *fissum* aus *finditum*, wo auch von dem aus *dt* entstandenen *ss* die liquida herausgefallen ist. Der Forcellinischen, ganz verfehlten, Ableitung von βυσσὸς, ionisch für βυθός, gedenkt er nicht. Sie ist aber eigentlich von G. J. Vossius. — I, 5. p 7. bei *multum periculosa*, welches übrigens richtig erklärt ist, hätten wir bemerkt, *multum* sey gerade hier positivisch für *saepe*, wie *plurimum* in ähnlicher Verbindung für *saepissime* bei einem Verbum, z. B. Cat. 41. In anderer Bedeutung, aber unserer Redensart ähnlich, steht bei Plautus Epid. III, 3. 9: *plurimum male facta.* — II, 4. p. 12: *neque melius neque amplius aliud.* Dieser Gebrauch von *alius* beim Comparativ wird gut erklärt. Es konnte aber noch zur Vergleichung beigefügt werden, dafs die Dichter auch *alter* so gebrauchen: z. B. Plaut. Bacch. II, 3, 22: *scelestiorem nullum alterum.* — III, 1. p. 13. Ueber die Lex curiata de imperio sollte von Ciceronischen Stellen zuvörderst citirt seyn Cic. de Rep. II, 13. extr. und Niebuhr's Röm. Gesch. I, p. 373 f. der 3. Ausg. — III, 3. p. 18: *odium quaerere.* Hier hätten wir auch das Horazische *sume superbiam quaesitam meritis* (Od. III, 30, 14.) angeführt. Zwar soll man den Sprachgebrauch der Prosa nicht durch den der Dichter beweisen: aber neben den Prosaikerstellen darf eine Dichterstelle wohl als Beleg der Ausdehnung des Sprachgebrauchs beigezogen werden. — IV, 1. in der Note zu *memoria*, p. 19. steht falsch gedruckt *memoria conservatio.* Im Ganzen sind übrigens Druckfehler äufserst selten. Doch sahen wir S. 26. *sensu praegranti* (S. 95. im Catilina aber *viri docti ambitiosi colligerunt*, f. *-se-*, *-le-*); S. 74. in der Note Z. 7. v. unten *ipse*, wo der Herausgeber wohl *ipsa* schreiben wollte (Text: *tuta per se ipsa probitas*; ferner S. 47. unten in der Note *ex* für *en*; S. 72. ist im Texte (XIV, 2.) stehen geblieben: *socium et amicum.* Aus der Note sieht man aber, dafs Hr. Dr. Kr. nicht so, wie Kortte hat, schreiben wollte, sondern *atque*, wie die meisten Handschriften

Digitized by Google

haben, und auch Havercamp giebt. Vielleicht ist es auch in die Kategorie der Druckfehler zu rechnen, wenn S. 38. zu VI, 3. in der Note steht: *a recta avertit et in pravum abstrahit.* Oder sollen wir *via* bei *recta* ergänzen? — IV, 4. p. 21: *qui si reputaverint, et quibus ego temporibus magistratus adeptus sum, et quales viri idem assequi nequiverint.* Dafs der Herausg. im ersten Relativsatze *sum* aus vielen guten Handschriften behält, wo von einem Factum, das S. als solches angeben will, die Rede ist; an der zweiten Stelle aber den Conjunctiv setzt, weil er hier seine Leser das denken lassen will, was er mit *quales* u. s. w. sagt, billigen wir ganz. Es läfst sich indessen auch noch eine andere Ansicht über den Indicativ im ersten Satze aufstellen. Wie nämlich z. B. der Satz: *quem tenes librum manibus, video* steht für *video librum, quem manibus tenes;* dann, abermals mit dem in den Relativsatz hineingezogenen Substantiv: *quo nunc cum maxime delector libro, dudum tu nosti* für *dudum tu nosti librum, quo nunc cum maxime delector;* so kann man hier ein gleiches Hereinziehen annehmen, und erklären: *qui si reputaverint tempora, quibus ego magistratus adeptus sum,* dann, mit dem Uebergange in die indirecte Construction fortfahrend, *et (si reputaverint), quales viri eadem assequi nequiverint.* — IV, 5. p. 23. *Nam saepe audivi.* In den Noten vertheidigt der Herausg. die Lesart: *nam saepe ego audivi,* und giebt sie auch im Lemma der Note; aber in den Text sie zu setzen hat er vergessen. Dasselbe ist an derselben Stelle dem alten Kortte begegnet, der gleichfalls *ego* billigt, aber es nicht im Text, und eben so wenig im Lemma hat. — Ebd. p. 24. Ueber die *imagines* hat gelehrt und ausführlich gesprochen C. Figrelius, De Statuis Romanorum (Holmiae 1656. 8.) cap. XI. p. 87—100. — IV, 7. p. 26. Zu den hier besprochenen abll. absolutis erlaubt sich der Ref. seine Anmerkungen zu Cic. de Legg. III, 16. 37. p. 452. und zu de Div. II, 2. 4. p. 298. zu citiren, und fügt noch bei Acadd. II, 31. *hac tranquillitate,* de Or. III, 1. 2. *illo senatu.* — V, 1. *Bellum scripturus sum — primum quia magnum et atrox variaque victoria fuit.* Die Worte *variaque victoria* nimmt Hr. Dr. Kr. für den Ablativ, und eben so gut für ein Prädicat, als *magnum et atrox;* mit Recht, aber nicht ganz mit Recht behauptet er, die Erklärer hätten die Construction übersehen. Der so oft getadelte Kortte übersah sie nicht. Führt er doch aus einer Handschrift die Lesart an: *quia magna et atrox variaque victoria fuit,* mit der ironischen Bemerkung; „scilicet ut omnia similiter currerent;« setzt aber

Digitized by Google

verbessernd hinzu: »sed vide c. LXI. extr. *bellum varia victoria*, ut ibi *Numida ingenio infido*.« Also sagt er deutlich genug, es sey der Ablativ. — V. 4. *in amicitiam receptus*. Hier (p. 31—33.) erklärt sich der Herausg. stark gegen Kortte und Gerlach, welche aus einigen Handschriften, in welchen das *m* ausgefallen ist, *in amicitia receptus* aufnahmen. Gut; denn dieses ist ohne Zweifel absurd. Ref. bemerkt aber hier, dafs er eine Vertheidigung jener Ungehörigkeit vor Kurzem in folgender Weise vernommen hat: »Cicero hat unbezweifelt an mehrern Stellen bekanntlich *esse in potestatem* für *esse in potestate*. Dieses scheint beim ersten Anblick eben so absurd, als der von Hrn. Kr. für absurd erklärte Ausdruck (p. 32.) *rem in potestate alicujus committere*, und sey es doch nicht; und wie sich das Erstere erklären lasse: *in potestatem* [venisse et in ea] *esse*, so dieses *committere rem* [ita ut sit] *in potestate alicujus*.« Ein solcher Vertheidiger könnte auch öffentlich auftreten, welchem dann eben der Unterschied unter den beiden Supplementen und Erklärungen auseinander gesetzt werden müfste. — VI, 1. p. 37. *in primis ferire*. Dafs es getrennt geschrieben werden müsse, wird richtig bemerkt. Das that aber auch schon Kortte, auch in der citirten Stelle Cat. 60, 6; nur erklärte er es dort nicht richtig *(in primis pugnantes cadunt)*, weil er es auf *cadunt*, und nicht auf *pugnantes* bezog. — VI, 2. p. 37. wird wegen eines erst beibehaltenen, dann verworfenen, und dann wieder aufgenommenen *et* (in *exacta sua aetate et parvis liberis)* die oft gerügte inconstantia Gerlachs wieder gerügt; p. 42. (VII, 4: *qui tunc Romanis imperator erat)* aber, wo derselbe anfangs *erat* mit Kortte weggestrichen hatte, in der kleinen Ausgabe es jedoch wieder aufnahm, wird das letztere Verfahren gebilligt. Es ist also nicht sowohl das zu tadeln, dafs G. seinem ersren Urtheile nicht treu blieb, als vielmehr, weil er Unsicherheit in den Grundsätzen verrieth, mit denen er im Reinen seyn sollte. An und für sich wird es der Herausg. eben so wenig, als wir, tadeln, wenn man bei Dingen, wo dies diem docet, und Vieles nicht mathematisch erweisbar ist, eine frühere Ansicht einer spätern opfert, und bei weiterm Forschen dann wohl vielleicht zu seiner frühern zurückkehrt. Wir könnten hier einen Philologen nennen, den unter die gröfsten zu zählen Niemand Anstand nimmt, der in einzelnen Dingen schon so oft seine Ansichten zurückgenommen hat, dafs man, im Besitze der neuesten Ausgaben seiner Werke, doch nicht gewifs ist, ob die darin aufgestellte Ansicht noch ganz die seine ist. Nur Wenige aber

Digitized by Google

finden diese inconstantia tadelnswerth. Wir kannten dagegen einen andern, jetzt verstorbenen, grofsen Philologen, dem dieses Prädicat auch Niemand streitig machte. Dieser war ganz das Gegentheil von dem Vorigen, und sagte immer zu seinen Zuhörern: darüber habe ich vor 20 Jahren, hierüber vor 25 Jahren, über das vor 30 Jahren das Gehörige berichtigend bemerkt. Ref. konnte nicht umhin, diese constantia zu bewundern, und den Mann glücklich zu preisen, der, wie der Herr am siebenten Schöpfungstage, »ansahe, was er gemacht hatte: und siehe, es war Alles sehr gut und unverbesserlich;« und war der Mann auch durchaus nicht mit denen zu vergleichen, von welchen man heut zu Tage zu sagen pflegt, sie haben in langer Zwischenzeit nichts gelernt und nichts vergessen; so war denn doch diese Autarkie höchst auffallend. — VII, 5. p. 42: *alterum ex providentia timorem, alterum ex audacia temeritatem afferre solet.* Hier wird *ex* durch *propter* erklärt. Dieses *propter* dürfte wohl nicht den richtigen Begriff geben, der in der vom Herausg. citirten Stelle Cat. XII, 2. von Kortte richtiger erklärt wird, so wie auch in dem aus Hand's Tursellinus II, p. 635. (§. 40.) angeführten Paragraph. Die Kürze veranlafste hier eine Ungenauigkeit. — Bei IX, 2. p. 47. müssen wir des Herausg. inconstantia rühmen, d. h. dafs er nicht auf seiner zu Cat. 51, 16. p. 246. gegebenen Ansicht von dem Unterschiede zwischen *certe* und *certo* beharrte, sondern sie gegen Hand's Auseinandersetzung (Tursellin. II. p. 15 sqq.) vertauschte. — X, 1. p. 49. zu *falsum me habuit*, etwas stärker als *fefellit*, hätten wir auch die ganz gleich zu erklärende Stelle bei Cicero ad Famm. II, 16: *hoc animum meum sollicitum habet* (i. e. *valde sollicitat*, oder: es ist ein nicht blos vorübergehender Unmuth) anzuführen für zweckmäfsig gehalten. — X, 2. p. 51: *meque regnumque.* Hier wird Zumpt getadelt, der in seiner Grammatik sage, diese Wiederholung des *que* (für *et – et*) finde sich nur bei Dichtern. Dies ist freilich in der 4ten und auch noch in der 5ten Auflage der Fall. In der 6ten und 7ten aber führt er die ihm in einer Rec. vom Ref. nachgewiesene Sallustische Stelle Cat. 9. (wo Hr. Dr. Kr. nichts bemerkt hat) *seque remque publicam* mit der Bemerkung an: »selten bei Prosaikern.« Nun dürfte es aber doch wohl in der Grammatik künftig heifsen: »fast nur bei Dichtern üblich.« — X, 7. p. 54 sq. Hier ist die Bemerkung zu den Worten *qui aetate et sapientia prior es*, nämlich wegen des Indicativs im Causalsatze nach *qui*, richtig, auch die aus Matthiä zu Cic. Cat. III, 9. 22. p. 160. ausgehobene

Digitized by Google

und gelobte Erörterung. Aber einfacher und kürzer konnte gesagt seyn: »Der Relativsatz, der einen Grund des im Hauptsatze Gesagten enthält, hat den Conjunctiv, wenn der Grund als Grund angegeben ist: wenn als bloſses Factum, den Indicativ.« — XI, 3. p. 57: *qui minimus ex illis erat.* Zu dieser Stelle, wo nach Hrn. Dr. Kr. *minimus* etwas ungewöhnlich für *minimus natu* steht, führt er als gleich an Liv. I, 53, 5: *Sextus filius ejus, qui minimus ex tribus erat.* Allein hier ist das Auslassen des *natu* etwas anders, als in der Stelle des Sallustius, für die es citirt wird. Beim Livius ist das *natu* aus dem unmittelbar vorhergehenden *filius* leicht zu ergänzen: bei Sallustius ist dies nicht der Fall, da *minimus ex illis* auf *regulis* geht, wiewohl die Söhne des Micipsa gemeint sind. Und wenn er zu XII, 1. p. 61. ganz richtig sagt: „*Reguli* non dicuntur ob juventutem, ut Gerlachius putat;« so ist es nicht eben so richtig, wenn er fortfährt: »sed isto vocabulo potius significantur *filii regis*, vel justum imperium nondum adepti, vel omnino parvo imperio praediti, aetatis tamen nulla ratione habita.« Daſs die Söhne des Königs gemeint sind, ist richtig, aber im Worte möchte dies wohl nicht liegen, auch wohl nicht das justum imperium nondum adepti. Von dem Standpunkte eines Römers aus sind *reguli* kleine, unbedeutende Fürsten, Herren von unbedeutender Macht, beschränktem Gebiet. Uebrigens kommt es von Numidischen Königssöhnen zweimal bei Livius vor, XXIX, 30, 5. und XLV, 14, 1. — XII, 5. p. 63: *divorsi regem quaerere;* hier ist *divorsi* allerdings s. v. a. *diversa via abeuntes.* Aber warum soll denn hier angenommen werden, die Ortsbedeutung sey auf Personen übergetragen? Heifst denn nicht *divorsi* ganz eigentlich: sich nach verschiedenen, auseinander laufenden, Richtungen wenden? Und ist denn das sich Wenden nicht eben so gut, oder eigentlich, bestimmter und eigentlicher Sache der Personen, als der Wege? — XII, 5. p. 64. „*Tugurium* quid sit h. l., *non plane certum est,*« sagt der Herausg. in der Note: weil nämlich Einige es für ein enges und schlechtes Zimmer in dem Hause, das Micipsa bewohnte, hielten. Daraus aber, daſs Einige irren, und ohne Grund etwas Falsches behaupten, wird etwas Erkanntes nicht ungewiſs, sondern bleibt nur nicht unbestritten. Wir hätten deswegen gesagt: *non inter omnes constat.* — XIII, 2. p. 65 sq. Um *quam maximas potest copias armat* gegen die Lesart *parat,* welche 15 Codd. geben, zu vertheidigen, citirt Hr. Dr. Kr. unter andern Tacit. Hist. I, 40: *Othoni tamen armari plebem nuntiabatur.* Diese Stelle paſst aber

Digitized by Google

deswegen nicht, weil an der Stelle von *armari* nicht *parari* stehen könnte. — XIII, 4. p. 97: *victus ex proelio profugit in provinciam ac deinde Romam contendit.* Hierzu bemerkt der Herausgeber, Nonius IV, 68. habe *contendere,* und fügt hinzu: »quod per se quidem ferri possit, sed infinitivo eodem vix praegresso (weil nämlich vor unserer Stelle her geht: *fretus multitudine militum parabat armis contendere)* molestum fit.« Wir möchten kaum glauben, dafs *profugit – ac – contendere* zu ertragen wäre. Es ist sicher ein blofser Fehlblick des Nonius auf das vorhergehende *contendere.* Der Herausgeber sagt selbst, Nonius habe die Stelle flüchtig angesehen, und auch *sperat* für *parat* geschrieben. Das finden wir nicht, sondern p. 259. (Ed. Paris. 1614. Lips. 1826.) *sperabat armis contendere* für *parabat,* und an unserer Stelle *fugit* für *profugit*, also eine zweite Uebereilung.

Solche wenig bedeutende Dinge sind es, die wir auf dem Wege durch die ersten Capitel zu bemerken hatten. Wollten wir aber aus eben diesen Capiteln herausheben, was der Herausgeber in jeder Hinsicht Tüchtiges und Treffliches geleistet hat, wir könnten sehr weitläuftig werden. Hier zeigt sich recht deutlich, was auch an einem vielbearbeiteten Schriftsteller (es giebt wohl über 250 Ausgaben) ein Mann noch leisten kann, der die erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt. Wir freuen uns auf den dritten Band, der uns über die vielen, zum Theil so bedeutenden und trefflichen, Fragmente, für welche theilweise Orelli so tüchtig neuerdings vorgearbeitet hat, gewifs Vortreffliches liefern wird, und da nun der Index in den Händen der Leser ist, so wird die Ungeduld derselben, die durch den sonst erschwerten Gebrauch des Werkes gesteigert worden wäre, den Herausgeber nicht zur Eile nöthigen, sondern ihm die erforderliche Mufse lassen, dafs das Ganze wie aus Einem Gusse erscheine, und als Zierde deutscher Philologie auch im Auslande glänze.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

Korallen von *Franz Freiherrn Gaudy*. *Glogau*, 1834. *Verlag von Karl Flemming*. 8. 187 *S*.

Der Verf. erklärt und rechtfertigt den Titel dieser Gedichtsammlung mit folgenden Versen, die anstatt aller Vorrede dieselbe bei den Lesern einführen:

Gleich dem Taucher in der Glocke stieg ich in der Träume Nacht;
Nur Korallen, keine Perlen, hab' ich mit ans Land gebracht.
Wenn verschieden gleich an Gröfse, wie an Farbe mein Gewinn —
Zieht ein Faden doch, die Liebe, sich durch alle Körner hin.

Dieser hübsche Spruch giebt ein gutes Augurium für die ganze Sammlung, welches den Leser auch nicht täuscht. Wir begegnen hier endlich keinem Sänger aus Heine's Schule, der nicht blos durch humoristische Mifsklänge, die mitten unter die sentimentalen Akkorde hineinschreien, diesen originalen Geist nachahmt, sondern durch Neuheit der Erfindung im Stoffe seiner Lieder, durch Eigenthümlichkeit der Phantasie und die dadurch bedingte Bilderfrische, endlich durch Stärke der Empfindung, wo diese hervorbricht, seine Geistesverwandtschaft mit jenem Dichter beurkundet, und seine eigne Persönlichkeit, mit wenigen, vom Ref. später zu bezeichnenden Ausnahmen, zu behaupten versteht. Von einem solchen Talente läfst man sich's denn auch gefallen, wenn es, wie sein Vorbild, im Bewufstseyn der vorherrschenden Dichterkraft, die Form absichtlich vernachlässigt, um jene desto stärker hervortreten zu lassen, und wenn sein breiter Pinsel hier und da mit Strichen malt, die in der Nähe zuweilen wie Klekse aussehen.

Die erste Korallenschnur von dreien bezeichnet der Dichter durch die Inschrift: »der Liebe Loos,« und leitet sie, die Vergleichung verlassend, durch »das Stimmen der Saiten« also ein:

Altes Thema will ich singen nur mit Schnörkeln neu verbrämt:
Wie ein Jüngling herzlich liebt, wie er schmerzlich sich gegrämt;
Wie ein Mädchen wieder liebte, wie sie Wort und Treue brach —
Diesen alten Text mit frischen Noten weist mein Büchlein nach.

Die Noten sind wirklich frisch, jugendlich kräftige Lebensbilder. Zu den gelungensten Liedern dieses Abschnitts rechnen wir: »Aniela« (S. 4.), das eine reizende und reine Schilderung enthält; »der Traum im Traume« (S. 17.), in welchem sich die freie Phantasie des Dichters in hellem Farbenspiele zeigt, und wo nur der Ausdruck: »es berst't der Erde Schoos" stört, während die grammatische Analogie »birst" nicht nur erlaubt, sondern, nach Adelung, geboten hätte; »Aniela's Thränen,« wo Em-

Digitized by Google

pfindung sich innig mit Phantasie vermählt; ebenso: »es tagt« und: »Emil scheidet« (S. 21—27.). Ein für sich abgeschlofsnes ächt poetisches Bild, das wir deswegen ausheben, ist das Lied, welches die Liebe auf Erden, mit einem nach Norden verpflanzten Orangebaum vergleicht:

Das Bäumchen.

Mitten in der Blumen Kranze steht ein Bäumchen selt'ner Art;
Aufwärts zu des Himmels Bläue strebt das Stämmchen schlank und zart.
Und es bleibt des Pflegers Wonne, bleibt des kleinen Gartens Zier,
An der Sonne Zauberstrahle sprieſst es herrlich für und für.

Reich, wie in des Südens Hainen lohnet es den nord'schen Fleifs.
Ueppig wölbet sich die Krone, Blüthen quellen silberweifs.
Ringsumher durchzieht der fleifs'gen Bienen summend (?) Chor die Luft,
Von der Kelche Honig naschend, trunken von der Blüthen Duft.

Aber durch der Blätter Schatten glimmt der Früchte rothes Gold;
Knospen, Blüthen, Früchte gatten sich an Einem Zweige hold.
Jenem Bäumchen gleicht die Liebe, welche knospt und blüht und reift,
Bis die Knospen, Blüthen, Früchte rauher Nachtfrost abgestreift.

Ebenso hat ein selbstständiges Leben »Hoffnung« (S. 35.), ein schon früher im deutschen Musenalmanach mitgetheiltes Lied des Verfs., dann das sehr schöne Gedicht: »die Kränze« (S. 46.), wo des Dichters Jugend am Zauberbaume des Lebens rechts den Lorbeerkranz, links der Rosen Purpurkrone, den Kranz der Liebe, hängen sieht; vergebens hat er schon oft nach dem erstern gehascht; aber

— die volle Rosenkrone flocht ich schwellend in das Haar,
Wähnte kindisch, mir gefesselt sey das Glück unwandelbar.
Doch des Kranzes Dornen wuchsen — und die Rosen fielen ab,
Und aus tiefen Stachelwunden trof ein blut'ger Quell herab.

Nur ein dritter Kranz noch funkelt wie ein milder Abendstern
Dem vom Schicksal oft Getäuschten — und er schimmert nicht mehr fern.
Vor des dritten ernstem Zauber schwindet Ruhm und Liebesglanz,
Und den Träger neidet Keiner, schmückt ihn erst der Todtenkranz.

Die zweite Korallenschnur heifst Paulina und enthält eine poetische Erzählung, welche Ref. unbedenklich unter das Vorzüglichere rechnet, was in neuerer Zeit von episch-lyrischer Poesie erschienen ist. Die Scene des Gedichtes ist Polen, dem Dichter entweder durch genaue Schilderung, oder, was wahrscheinlicher ist, durch Anschauung genau bekannt, so lebendig und gegenwärtig wird die Natur des Landes, Charakter und Sitte,

Digitized by Google

leiblicher und geistiger Zustand des Volkes geschildert. Die meisten Polengedichte unserer Zeit sind mehr aus dem Eindrucke entstanden, den die letzten tragischen Schicksale dieses edeln und unglücklichen Volkes auf das Dichtergemüth machen mufsten, worein sich natürlich die Leidenschaft der Gegenwart mischen mufste, die oft der dichtenden Phantasie eine willkührliche, nicht eben polnisch-nationale Färbung ertheilt hat. Der Verf. des vorliegenden Gedichtes wählt dagegen, offenbar angeregt durch den „Untergang Polens“ von Raumer, den Hauptstoff seiner Erzählung aus der früheren Tragödie der polnischen Geschichte (1791 bis 1794.) und erleichtert sich dadurch bedeutend die dichterische Beherrschung seines Stoffes. Dagegen weifs er durch den oben gerühmten Vortheil einer genauen Kenntnifs des Landes und Volkes eine örtliche und nationelle Wahrheit in seinen Schilderungen auszuprägen, durch welche die Vergangenheit selbst zur lebendigen Gegenwart wird. Indessen ist der Rahmen des Gedichts aus der neuesten Zeit selbst entlehnt. In einer sternenhellen Winternacht gleitet der Schlitten eines jungen Franzosen, den Liebesunglück von der Loirebespülten Heimath in die Ferne getrieben hat, unter den polnischen Nationalliedchen seines Fuhrmanns durch die schneebedeckten Sarmatenwälder. Doch plötzlich stockt der Schlitten im eiligen Fluge —

— der Pferde kräft'ger Zug
Prallt scheu zurück, steigt rasend auf,
Und drängt sich zitternd und stöhnend zu Hauf.
Vergeblich tönt des Führers Ruf,
Vergeblich schwirrt der Peitsche Schlag.
Nicht Zügel, nicht strafende Geifsel vermag
Der wildentsetzten Rosse Huf
Zu flücht'gem Eilen anzutreiben.
Die Nüstern schnauben, die Mähnen sträuben
Sich in die Höh'; mit ries'ger Kraft
Strebt das Gespann, der Zügel Haft
Sich wild empörend zu entziehn. —
„Herr,“ ruft Franciszeck, „siehst du ihn
Versteckt im Graben? Aus dem Dunkeln
Blitzt wild der Augen feurig Funkeln. —“
„„Wen, ihn,““ — „den Wolf. 'S sind zwei, 's sind drei.
Jesus Maria, steh' uns bei!“
Der Fremde spannt den Doppellauf;
Ein kurzer Blitz, ein krachender Knall —
Weit rollt der donnernde Wiederhall —
Und zögernd weicht der gier'ge Hauf
Um wenig Schritte mit lautem Geheul. (S. 58.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 45. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Korallen von Franz Freiherrn Gaudy.

(Beschluſs.)

Im meisterlich geschilderten Kampfe mit diesen Unthieren erreicht der Reisende glücklich die hüttenartige Wohnung eines polnischen Edelmanns, der ihm Schutz und Obdach gewährt. Die Schilderung dieses Mannes ist ächte Poesie:

Stumm schauend, wie in dem Kamin
Die Funken tanzend aufwärts fliehn,
Sitzt an der Gluth ein edler Greis.
Das kurze Haar, wie Silber weifs,
Fällt über die Schläfe glatt und schlicht,
Doch deckt's der Stirne Runzeln nicht;
Im Auge, beschattet von buschichten Brau'n,
Ist ungezähmte Gluth zu schaun,
Als verspotte sein jugendlicher Glanz
Der spärlichen Haare silbernen Kranz.
Siehst du des Auges keckes Schimmern,
In kummergefurchtem Angesicht
Lebendig glühend, wer dächte nicht
An Marius auf Karthago's Trümmern? (S. 61.)

Es ist ein Mann der lang entschwundenen Zeit, der streng nach der Väter Weise altpolnisches Kleid und Herz bewahrt hat. Mit ritterlicher Courtoisie begrüfst er den Franzosen, und leicht schlingt sich der Rede trauliches Band um die Männer, deren Vaterland sich stets verwandt war. (Schöne Ausführung, S. 63.) Gastfreiheit hat den Fremdling bald erwärmt; der Greis (er heifst Sroginsky) beweint mit ihm Polens Loos und die Gegenwart; dann aber kehrt er sich zur Vergangenheit, und erzählt ihm eine Sage voller Weh aus vergangener Zeit. Die Schönheit der polnischen Frauen wird geschildert, und dies Gemälde bildet den Eingang der Haupterzählung:

Geheimnifsvoller Zauber umwallt
Der schlanken Polin biegsame Gestalt.
Geheimnifsvoller Zauber wiegt
Sich in der blühnder Glieder Regung,
Wenn unbewufst sich jede Bewegung
Der Anmuth zartem Gesetze fügt.

Digitized by Google

Geheimnifsvoller Zauber webt
Im herzentfesselnden Gesicht.
Nicht Kunst, nur keckes Leben spricht
Aus brauner Augen glänzendem Licht,
Wenn Freude der Polin Busen hebt,
Die im vaterländ'schen Tanz hinschwebt —
Sehnsüchtigen Werbens reizend Bild,
Wo sich die Jungfrau scheu, fast wild,
Des Jünglings bangem Flehn entzieht,
Und spröde dem lockenden Arm entflieht.
Welch Mannes Herz blieb träg und kalt,
Sinkt dann die lebensfrohe Gestalt
Zu des Altars Stufen flehend weich,
Zum Himmel der Augen Himmelreich
Erhebend, nur Eines Gedankens voll,
Darbringend der Gottheit Geschöpfes Zoll?
Welch Mannes Herz blieb träg und kalt,
Wefs Herz in Begeistrung nicht aufwallt.
Wenn sanft einschmeichelnder Stimme Klang —
In Schöner Munde ist's Gesang —
Von heil'ger Freiheitsgluth durchlodert,
Polonia's Sohn zum Kampf auffodert? — (S. 69. 70.)

So war Pauline Kasztelanowna, erzählt der Greis, und nun folgt eine individuelle Schilderung ihrer Schönheit, und der Greis, der in früherem Gespräche die Liebe fast geschmäht hatte, wird beredt, wie ein Jüngling. Er versetzt sich zurück zu dem Tage, der in Polens Annalen funkelt, zum 3ten Mai 1791, und durchfliegt die Jammergeschicke seines Vaterlands bis zu seiner zweiten Theilung (14. Okt. 1794.), dann kehrt er um zu Paulinens Vater, dem edlen Kasztelan, dem geliebten, verehrten, gefürchteten Greise, dem Vater der Rose vom Wieprz-Thal. Dieser sitzt, dumpfbrütend über des Landes Schmach, in seinem Zimmer, vor ihm die Tochter, die das ernste Sinnen des Vaters mit dem Klange der Saiten zu verbannen bestrebt ist. Beide werden durch Rosseshufschlag und Trompetenklang aufgeschreckt; es sind russische Reiter. Der Führer, ein schlanker Jüngling, entschuldigt mit eisernem Zwange der Dienstpflicht das verhafste Kommen.

Des Körpers Schöne, ein offnes Schreiben,
Das die Natur dem Günstling gewährt, —
Nie wird es unbeachtet bleiben.
Geistvolle Anmuth sitt'gen Lebens,
Der Grazien Weihe, die vergebens
Den Störrischen die Schule lehrt —
Versöhnen den Herrn des Hauses fast
Dem Jüngling als Fremden bitter verhafst —
Doch nicht mehr Fremder, jetzt nur Gast. — (S. 81.)

Digitized by Google

Ueber den neuen Ankömmling entfährt dem Nationalhasse des Polen das Wort:

Des Russen Schmeicheln, wer zweifelte je,
Ob es des Greisenhauptes Schnee,
Ob es der reizenden Gestalt
Der Rose vom Wieprz-Thale galt? (S. 82)

In Monatsfrist hat den Jüngling das Netz der Liebe umstrickt. Aber auch Pauline ist gegen das demüthige Schmiegen gebeugten Trotzes nicht unempfindlich geblieben. Ihres Busens Schnee wogt höher, wenn sie es dem geliebten Feinde nicht verhehlt, dafs die Stunden der Knechtschaft gezählt seyen, dafs Polen noch nicht verloren sey. Der Dichter erklärt die Möglichkeit solcher Liebe (S. 86 f.). Dann führt uns sein Greis wieder auf Polens Trauerbühne, und entwirft mit den Farben glühender Vergleichung ein Bild seiner Empörung gegen die Moskowitermacht im April 1794. (S. 88. 89.) Diese Katastrophe hat auch Edgar, den Russenjüngling, aus Paulina's Nähe gerissen. Nach einiger Zeit aber steigt ein Jude unter der Last seines Bündels durch die Nacht den Engpafs des Wieprz-Thales einher, wird von einem polnischen Sensenmann überrascht und als Spion gefafst, und unter dem Juden der verkappte Russe entdeckt. Es ist Edgar von Plattenberg, der sich in dieser Verkleidung auf Paulinens Schlofs schleichen wollte. Den Namen, aber nicht die Absicht giebt er dem Polen zu erkennen. Dieser erzählt ihm eine Geschichte aus grauer Zeit, wo Kosaken ein friedliches Polenschlofs überfallen, den Herrn des Hauses, einen hohen Greis, an den Silberlocken schleiften und schmerzlich aufhängten:

Hier, spricht der Pole mit Donnerton,
Hier steht des Gemordeten Enkelsohn,
Der seinem Ahn bei Gottes Thron
Hat Rache, ew'ge Rache geschworen,
Fort! jede Rede ist verloren!
Mit Morgengrau'n stirbt der Spion! — (S. 96.)

Auf Kasztelans Schlosse tönt der Reigen. Kosziusko hat die hartbedrängte Hauptstadt befreit (5. Sept. 1794.); es war der letzte Sonnenblick, der Polen gelächelt. Er wird durch ein Siegesfest gefeiert.

Und von wilderem Jubel die Hallen dröhnen;
Es gilt dem Wohl von Polens Schönen.
Den Jüngling seht ihr auf den Knien
Sich vor der Jungfrau huld'gend schmiegen;

Digitized by Google

Dem reizenden Fufse die Hülle kühn,
Die zierliche, wagt er zu entziehn;
Den Fufs berührt der Lippe Glüh'n,
Dann schlürft er in süfs berauschenden Zügen
Den Wein aus dem lieblichsten Pokale,
Aus zart gebildeter Sandale.
So bracht' aus alter, guter Zeit
Alt-Polnische Sitt' er mit bis heut.

. . . . . .

Paulina raunt ahnende Stimme nicht
Ins Ohr dir, wie, tief unter den Hallen,
Die von der Freude Jubel erschallen,
Wenn dich des Tänzers Arm umflicht —
Umstrickt von eiserner Fessel dicht,
In dumpf'gen Kerkers ew'ger Nacht,
Dein Freund dem Tod entgegen wacht? (S. 99.)

Denn in einem granitenen Thurm an der Ecke des Schlosses (treffliche Schilderung S. 100.) harrt Edgar fünf lange Stunden der Freiheit durch den Tod entgegen. Sein Geist grübelt über der Vernichtung und zehrt an einer Vergangenheit voll Liebe.

Horch! der Trompete Schmettern klingt
Weithin. Der wüste Jubel dringt
Durch Kerkers Mauern. Im Herrensaal
Tönts: „Hoch, die Rose vom Wieprz-Thal!
Hoch, hoch!" — Und tief aus der Modergruft
Der Sterbende: „Hoch Paulina!" ruft,
„Hoch, ewig hoch! zum Jubel klinge
Im Takt das Rasseln der Eisenringe!"

Endlich mit grauendem Morgen holt ihn der Wächter ab. Paulina aber, die nach durchschwärmter Nacht das Fenster öffnet, und das glühende Antlitz, von dunkeln, kunstlos geordneten Locken umrankt, im frischen Morgenwind und Herbstnebel badet, sieht entsetzt eine bleiche Gestalt am nahen Buchenaste schaukeln. Zögernd erkennt sie den Geliebten, und, über des Fensters Brüstung sich schwingend, stürzt sie sich auf die Felsen herab.

„Ihr wendet schaudernd, Herr, euch ab?
Ja, wendet euch ab — ihr seht in mir
Paulina's Bruder — nein, Mörder hier!"

So endet der Greis seine Erzählung, und so endigt das Gedicht. Schon in diesen Proben werden dem Leser Flüchtigkeiten im grammatischen Ausdruck, ungelenke Phrasen, die wie Uebersetzung aus einer andern Sprache lauten, gesuchte, oder auch nachlässig behandelte Reime, und allzu gehäufter Redeschmuck

Digitized by Google

aufgefallen seyn, aber diese einzelnen Fehler werden gewifs durch die Neuheit der Erfindung, die Grofsheit in den Contrasten und das Poetische der Gesammtdarstellung weit aufgewogen. Den westlichsten Einwurf glaubt Rec. gegen den Schluss des Gedichtes machen zu müssen, welcher, nach seiner Ueberzeugung, zu aufschnappend, und auf dramatischen Effekt berechnet ausgefallen ist. Der episch-lyrische Organismus der Erzählung hätte es erfordert, dafs der Rahmen, wie er im Beginn des Gedichtes angelegt war, dasselbe rundum beschliefsen sollte; es durfte demnach nicht mit dem Schlusse der eingereimten Geschichte abgebrochen werden, sondern der dem Greise gegenübersitzende Sohn Frankreichs hätte unserm Blicke auch noch einmal sichtbar, unserm Ohre hörbar werden, und der Schlitten ihn in die Sarmatischen Wälder wieder hinaustragen müssen, wie er ihn hereingetragen hat.

Die dritte und letzte Korallenschnur wird durch ein Gedicht eingeführt, das wir zu denjenigen rechnen, die offenbare Nachahmungen des Heine'schen Tones sind. Die Versicherung, dafs ein Professor die Blumen des Dichters »schofles Unkraut« genannt, und ihn mit zürnender Stimme »reprimandirt« habe, dafs er seine Pflanzen nicht »nach Linné classificirt," kann Hrn. Heine fast noch weniger behagen, als dem Ref. Solche täuschend ähnliche Nachahmungen haben für den Erfinder, der sich durch das Patent des Genie's geschützt glaubt, etwas sehr Niederschlagendes. Wir müssen es uns freilich gefallen lassen, wenn der Verf. den Schluss dieses Gedichts zunächst auf seinen Recensenten anwendet und ihm zuruft:

Ob mich der Professor getadelt,
Da mach' ich mir wenig daraus.

In einigen Jahren denkt er vielleicht übereinstimmend mit uns. Wir aber scheuen uns nicht, die Ueberzeugung auszusprechen, dafs, jemehr der Verf. das ihm nur geliehene Humoristengewand abstreift, jemehr er die Zuversicht und den Muth fafst, sich der ihm ursprünglich eigenthümlichen Phantasie und einer reinen Empfindungsweise anzuvertrauen, er desto gewisser eine Stelle unter den um ihrer Selbstständigkeit willen geachteten und anerkannten deutschen Dichtern einnehmen wird. Wenn Gedichte, wie »Träume« hier besonders der Schluss S. 123.), »Schlangenliebe« (S. 126. auch der Schluss), »Spiegelbetrachtungen« (S. 133.), »Jeder Neffe« (S. 137.) u. a. in diesem Abschnitte noch von der

Digitized by

Manier erkünstelt erscheinen, so sind dagegen manche andre, auch von dieser Abtheilung, Naturprodukte und von jener Korallenbank gebrochen, die der Taucher selbst entdeckt hat, und die ihm die Blutkoralle »Paulina« geliefert. Unter diese eigenthümlichen Erzeugnisse der Muſse gehört eines der schönsten Gedichte der ganzen Sammlung, „der Gieſsbach“ (S. 174.). Dies und ähnliche bestärken uns in der Ueberzeugung, daſs das Korallenriff des Tauchers von ihm immer wieder aufgefunden und ausgebeutet werden wird, die Gewässer moderner Lyrik mögen so hoch gehen als sie wollen.

G. Schwab.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

Kürzere Anzeigen und Nachrichten von neu erschienenen historischen Schriften.

Von des Hrn. Dr. Karl Halling in ächt deutscher Manier verfaſsten »Geschichte der Deutschen« ist uns die dritte Abtheilung des ersten Theils zugekommen, wenn es möglich ist, noch gelehrter als die beiden andern. Nach dem, was wir über die ersten Abtheilungen gesagt haben, wäre es thöricht, noch etwas hinzuzufügen. Der Verf. und sein Publikum sind für unsern Rath unzugänglich, da sie viel zu weit über uns stehen. Da wir keine Zeit haben, den Untersuchungen des Verfs. über die Flüsse des Paradieses zu folgen, oder die Gelehrsamkeit über das Land Chavilah, das Land Assur, das Land und Volk Kusch zu prüfen, so können wir nichts anders zur Empfehlung dieser fünf und neunzig grundgelehrten Seiten sagen, als daſs der Verf. immer noch auf heiligem Boden verweilt, und daſs unsere rüstigen Büchermacher und Beurtheiler Stoff zu manchem Folianten in diesem Heft finden; mögen sie nun nach Anleitung von Text und Noten dem Verf. erweiternd und berichtigend folgen, oder zu seiner Widerlegung ein neues Buch schreiben wollen. Uebrigens hat Michelet in seiner ausführlichen Geschichte von Frankreich ein ähnliches Buch im neuesten Geschmack geliefert, nur daſs des Dr. Halling Buch weniger schaden wird, weil es sich an die Gelehrten richtet, wie Michelets Schwulst an die romantisirte und doctrinirte groſse Welt. Dieses Buch von Michelet und dessen poetischer Unsinn erinnert an ein Schriftchen, das uns so eben zur Anzeige mitgetheilt wird.

Digitized by Google

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Einflusse auf die Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Zustand des neunzehnten von E. Lerminier. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig. Schumann. 1835. 161 *S.* 8.

Was doch der fleifsige Deutsche nicht Alles übersetzt, und wahrscheinlich, wenn es nur aus fremden Land kommt, bewundert! Dieses Zeug würde man als geselliges Geschwätz nicht einmal anhören, sondern den Schwätzer stehen lassen, und hier erscheint es gedruckt und übersetzt!! Aber dergleichen hat sein eignes Publikum, es wäre thöricht, es beurtheilen zu wollen, denn die, welche die Beurtheilung lesen und verstehen können und wollen, werden den Wisch nicht in die Hand nehmen, und anzuzeigen ist nichts daran.

Von den

Dorpater Jahrbüchern

sind uns No. 11 und 12. oder des dritten Bandes fünftes und sechstes Heft (1834.) zugekommen. — Es scheint uns, dafs diese Zeitschrift an Interesse immer gewinnt und wir halten es für Pflicht, sie den Lesern dieser Blätter dringend zu empfehlen, weil man darin Nachrichten von einem Lande findet, dessen Regierungsform uns oft zu unbilligen Schlüssen über die geistigen Fortschritte seiner Bewohner verleitet. Im fünften Heft übergehen wir den ersten Aufsatz über die Verfassung und Wirksamkeit der Brüdersocietät in Livland, dagegen dürfen wir nicht unerwähnt lassen, dafs man S. 397—425. einen sehr anziehenden Auszug aus einer russischen Specialgeschichte findet. Hr. Poliewski fafst ganz vortrefflich das Wichtigste zusammen, was man für die allgemeine Geschichte aus den vier Theilen der Geschichte des Fürstenthums Pskow. Kiew 1831. ziehen kann, wir müssen unsere Leser auf das Journal selbst verweisen, da wir nicht gesonnen sind, Auszüge und Beurtheilungen abzuschreiben oder zu verstümmeln. Die Anzeige der russisch geschriebenen Romane des Hrn. von Gretsch (der Ausflug nach Deutschland und die schwarze Frau) belehrt uns, dafs man durch Auszüge aus diesen Romanen russische Sitten und Charaktere besser kennen lernen würde, als durch die Berichte flüchtiger Reisenden. Die Romane als Romane möchten schwerlich den Deutschen genügen, da die Hauptfiguren deutschen Mustern nachgebildet sind und ganze Stücke aus deutschen Büchern entlehnt. Desto anziehender würde es seyn, wenn jemand das Russische ausscheiden und besonders darstellen wollte. Den Aufsatz des Hrn. Iwanow über den gegenwärtigen Zustand der russischen Manufakturen (S. 449—474.) wird gewifs kein Statistiker ungelesen lassen. Im sechsten Heft finden wir die Fortsetzung der Abhandlung über Verfassung und Wirksamkeit der Brüdergemeinde in Livland, eine Anzeige der Nouveaux mémoires de la société impériale de

Digitized by Google

naturalistes de Moscou und eine Nachricht von zwei philologischen Schriften, welche alle drei nicht in unser Fach gehören, sehr anziehend ist dagegen die ausführliche Nachricht von einem russischen Roman. Die Anzeige, welche sich von S. 527—538. findet, betrifft den historischen Roman Mazeppa von Thaddäus Bulgarin. Petersburg 1833. 2 Bände. Wichtig ist für uns in so grofser Entfernung auch der Artikel: Russische Journalistik (S. 538—55o.). Die Nachricht von Honigbergers Reise aus Indien über Balk und Bochara nach Rufsland von einem Candidat Löwenstein in Moskau ist schlecht geschrieben und von unbedeutendem Inhalt, da dieser Herr Candidat mehr seine eigene Belesenheit in lächerlichen Citaten auskramt, als uns Nachricht von dem interessanten Reisenden giebt, den man schon aus Burne's Reisen kennt. Er ist ein Siebenbürger und hatte den Muth, die weite Reise zu Lande von Indien nach Siebenbürgen durch Rufsland zu unternehmen und in 19 Monaten zu vollenden. Da er kein Tagebuch geführt hat, bedurfte es freilich eines andern Mannes, als dieser Candidat Löwenstein zu seyn scheint, um von ihm Aufschlüsse zu erhalten. Man hätte Burne's Reisen in die Hand nehmen und Punkt für Punkt mit ihm durchgehen, dann ihm eine Specialkarte vorlegen und über das Einzelne des Wegs befragen sollen.

Die Erzählungen aus Zwingli's Leben und der Schweizerischen Reformationsgeschichte von G. W. Röder, nach authentischen Quellen faſslich für das Volk dargestellt als Text zu sieben lith. Bildern. Chur 1834. 112 *S.* 8.

sind für den Zweck, der auf dem Titel angegeben ist, sehr passend, und wir wünschen ihnen eine recht grofse Verbreitung unter dem Volk, da der Ton durchaus gemäfsigt ist. Eine Kritik dieser bescheidnen und durchaus nützlichen Arbeit wird man in einem gelehrten Journal nicht erwarten, eine Erwähnung verdient sie aber um so mehr, je mehr Sudeleien unter dem Namen von Volksschriften ausgegeben werden.

Grundrifs der Geschichte der christlichen Kirche mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung derselben; entworfen von Dr. Friedrich Rehm. Marburg 1835. *Elwert.* 363 *S.* 8.

Die geringe Seitenzahl, verbunden mit dem Umfange des behandelten Gegenstandes, wird schon zeigen, dafs man hier nur ein Buch suchen darf, das sich bei Vorlesungen zum Grunde legen läfst, nicht aber ein Werk zum Selbststudium. Für diesen Zweck scheint es uns gerade durch seine Kürze sehr geeignet, und wenn Ref. über Kirchengeschichte Vorträge hielte, würde er gewifs keinem andern Buche lieber folgen, als diesem, und es würde ihm sehr lieb seyn, wenn er andern Vorträgen so

Digitized by Google

gründliche Uebersichten zum Grunde legen könnte. Hr. Rehm hat sich als einen so gründlichen Forscher der Geschichte des Mittelalters, als einen solchen Kenner aller Einzelnheiten der weltlichen und kirchlichen Verfassungsgeschichte gezeigt, dafs er gewifs am besten zu beurtheilen weifs, was in einen solchen Entwurf aufgenommen, was weggelassen werden mufs, Ref. würde wenigstens keinem Führer lieber folgen, als ihm. Da auf diese Weise der Name des Verfs. das Buch hinreichend empfiehlt und eine Kritik unpassend wäre, so wird diese blofse Anzeige genügen; dagegen behält sich Ref. für ein anderes Mal eine ausführliche Anzeige des letzten Bändchens der Geschichte des Mittelalters desselben Verfs. vor, der die Güte hatte, ihm dasselbe schon vor einiger Zeit mitzutheilen. Die Anzeige hat sich zufällig verzögert, er wird sie indessen nachholen.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welker. Altona und Leipzig, bei Joh. Friedr. Hammerich. Mit Königlich Sächsischer Censur.

Von diesem Werke liegen jetzt vier Hefte oder Lieferungen des ersten Bandes vor uns, welche sieben hundert und acht und zwanzig Seiten enthalten und den ersten Band oder den Buchstaben *A* ausmachen. Ref. giebt sich mit Staatswissenschaften, als solchen, gar nicht ab, ist auch überzeugt, dafs der Name der Redactoren das Unternehmen einem gewissen Theile des Publikums hinreichend empfehlen wird, er trägt jedoch kein Bedenken, die Anzeige, um die er ersucht wird, zu übernehmen, da man keine Kritik der einzelnen Artikel eines Werks von so bedeutendem Umfange in dem beschränkten Raum der Jahrbücher erwarten wird. Was die Ausdehnung des Werks angeht, so ist das ganz allein Sache des Buchhändlers und der Redactoren, die allerdings sehr viel Zutrauen zur politischen Tendenz unsers Zeitalters haben müssen, wenn sie hoffen, dafs sie ein Werk von 20 bis 24,000 Seiten glücklich zu Stande bringen werden; Ref. wünscht indessen dem Werk aus vielen Gründen einen glücklichen Fortgang. Was ihn betrifft, so würde er die ausführlichen Artikel Arabien, Asien, Afrika, Altdeutsche Völker und andere Aehnliche in ein Staats-Lexikon schwerlich aufgenommen haben. Uebrigens arbeiten nicht die Redactoren allein an dem Buch, der Hr. von Rotteck hat sogar verhältnifsmäfsig nur wenige Artikel geliefert, sondern unter den Mitarbeitern von Ruf, die sich unter ihren Artikeln genannt haben, zeichnen sich Mohl, Weitzel, Paulus, List, Pfizer, Alexander Müller durch ausführliche Artikel aus, mehrere andere, welche anonym bleiben, nicht zu erwähnen. Alle die genannten Mitarbeiter sind durch ihre Schriften im Fache der Staatswissenschaft so bekannt, dafs

Digitized by Google

ein blofser Dilettant, wie Ref., sehr keck seyn müfste, wenn er sie loben oder tadeln wollte, einige historische Bedenken und einigen Zweifel wegen der grofsen Ausführlichkeit einzelner Artikel würde er wohl äufsern dürfen, wenn er sich nicht auf eine blofse Anzeige und Empfehlung des Werks beschränken müfste.

Theologische Lesefrüchte zur Kenntnifs des kirchlich-religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zeitgeists im südlichen und westlichen Europa herausgegeben von Ferdinand Florenz Fleck, Doctor der Philosophie, aufserord. Prof. der Theologie, Mitglied der Academia Peloritana in Messina und der hist. theolog. Gesellschaft in Leipzig. 1ste Abth. Leipzig 1835. *Ambrosius Barth.* 179 *S. und* 47 *S. Anhang.*

Da wir dem Verf. nicht gern ein Stück seines langen Titels haben abschneiden wollen, so bemerken wir hier nur kurz, dafs dies Buch auch den Titel des zweiten Bandes einer wissenschaftlichen Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich führt. Da viel von Agenden und Liturgien, von geistlichen Ordonanzen und Organisation der kirchlichen Angelegenheiten in dem Buche vorkommt, so ist es dem Könige von Preufsen gewidmet, übrigens sehr schlecht geschrieben, ob es gleich viele anziehende Nachrichten enthält. Unter diese rechnen wir sogleich die zweite Abhandlung, die Waldenser, ein historisches Gemälde aus Vergangenheit und lebendiger Anschauung. (Welches Deutsch!!!) Warum man den ersten Aufsatz lesen, oder wenn man glaubt, eine Reisebeschreibung zu kaufen, bezahlen soll, sieht Ref. nicht ein. Der einzige Grund, diesen Aufsatz hier abzudrucken, konnte seyn, ihm mehr Leser zu verschaffen, daran konnte es ihm aber, wenn wirklich die Zeit so fromm ist, als sie scheint, und als die preufsischen und andern Doctrinärs behaupten, ja ohnehin nicht fehlen, der Verf. mufste also uns Andre damit verschonen. Der Titel wird zeigen, was Ref. meint und wird beweisen, dafs er Recht hat. Der Aufsatz ist überschrieben: Rede bei Eröffnung dogmatischer Vorlesungen am 12. Mai 1834. nach drittehalbjähriger Abwesenheit auf einer bibl. krit. und theologischen Reise gehalten. Ref. gesteht, dafs er nicht begreift, was das für ein Ding ist, eine bibl. krit. theologische Reise, ob er gleichwohl errathen kann, was der Verf. eigentlich hat sagen wollen. Aufser der Nachricht von den Waldensischen Gemeinden in Piemont (denn das Historische des Aufsatzes ist unvollständig und wenig brauchbar) findet der Leser, den dergleichen interessirt, Nachricht von den verschiedenen protestantischen Gemeinden in einigen Hauptorten Italiens, und einen langen Brief über eine lateinische Alcuinische Bibel, endlich auf den letzten acht und vierzig Seiten einen sehr andächtigen Schlufs, drei Predigten nämlich, die der Verfasser in Italien gehalten hat. Diese

Digitized by Google

Anzeige wird hinreichend seyn, um die zahlreichen Freunde von dieser Art Literatur auf das Buch aufmerksam zu machen. Alles *in majorem dei gloriam.*

Zeitschrift für die historische Theologie. Herausgegeben von Dr. C. F. Illgen, ordentl. Prof. der Theologie in Leipzig. Fünften Bandes Erstes Stück. 1835. *Leipzig* 1835. 287 S.

Wenn Ref. dem Hrn. Illgen einen Rath zu geben hätte, so würde er ihm sagen, er möge in der Auswahl der aufzunehmenden Stücke etwas behutsamer verfahren, da Ref. aber das Publikum dieser Zeitschrift nicht kennt, so könnte es leicht seyn, dafs dieses die Aufsätze, die er verwerfen würde, mit dem gröfsten Interesse lieset. Er würde z. B. gegen die in diesem Bande enthaltene Seyffarth'sche Abhandlung über eine merkwürdige Stelle aus den Religionsschriften der alten Parsen, S 1—25. aus vielen Gründen Einwendungen gemacht haben. Die Fortsetzung des Aufsatzes: Der Arianismus in seiner weitern Entwickelung, von L. Lange, Prof. in Jena, gehört, dagegen ganz und durchaus in eine solche Sammlung, und bietet vieles Anziehende und Neue. Die Schrift über die Gründung und Entwickelung der Neueuropäischen Staaten im Mittelalter, besonders durch das Christenthum, von Royaards, hat nach unserer Meinung durchaus keine Uebersetzung verdient. Den Holländern mag der Inhalt neu und anziehend seyn, in Deutschland sind das lauter abgedroschene Sachen, und wenn der Hr. Kinkel durchaus übersetzen mufste, so hätte er diesen nicht weniger als hundert und zwanzig Seiten in seiner Breite füllenden Aufsatz als besonderes Buch um so mehr herausgeben sollen, als das Original schon in einer holländischen Zeitschrift steht. Auf dieses breite und unbestimmte Räsonnement folgt eine Reihe lateinischer Gedichte. Erst die *Hexaëmeri Andreae Sanonis distinctio decima;* dann einige alte lateinische Gedichte auf Johann Hufs, Hieronymus von Prag und Johann Ziska. Passender und anziehender als diese drei Lückenbüfser scheint uns der sechste Aufsatz: Eine Predigt von Johannes Bugenhagen, im Kloster Belbuck gehalten, aus dem Originale mitgetheilt von Dr. C. E. Förstemann. Auch das siebente Stück: Die erste Quelle zur Geschichte Adolph Clarenbachs von Dr. Mohnike in Stralsund ist der Stelle, die es einnimmt, würdig, und theilt anziehende Nachrichten mit, obgleich diese freilich nur literarisch sind. Die Vorlesung des Hrn. Dr. Rettberg in Göttingen, zur Erlangung der theologischen Licentiatenwürde gehalten, gewährt ein Interesse, welches dergleichen Vorlesungen leider sonst selten zu gewähren pflegen, sie handelt über die Perioden einer Specialgeschichte der Hannöverischen Landeskirche. Der kleine Aufsatz lieset sich gut und giebt eine deutliche und passende Belehrung, das ist Alles, was man

Digitized by Google

von einer Vorlesung erwarten kann, eine Erwartung, die leider oft durch die gelehrtesten Abhandlungen und Reden am wenigsten befriedigt wird.

Der Anzeige dieser Schriften will Ref. die einiger Verlagsartikel der Scheible'schen Buchhandlung in Stuttgart beifügen, welche zur Volksliteratur gehören, und daher in diesen Jahrbüchern nicht eigentlich beurtheilt werden können. Dahin gehört zuerst:

Friedrich der Grofse, König von Preufsen, sein Leben und Wirken nebst einer gedrängten Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Für Leser aller Stände nach den Quellen historisch-biographisch bearbeitet von Theobald Chauber. 1835. (2 fl. 24 kr.)

Dieses Buch ist ungeachtet seiner Wohlfeilheit und Bestimmung in Berliner Zeitungen bekanntlich sehr hart getadelt worden und in der That scheint es, dafs sich der oder vielmehr die Verff. bei der Ausarbeitung zu sehr übereilt haben. Es ist freilich mancher gute Gedanke darin kühn ausgesprochen und der Ton ist zuweilen nicht übel gehalten, aber dem Ref. sind schon bei einer flüchtigen Durchsicht viele Irrthümer und historische Fehler aufgefallen. Ref. mufs daher bedauern, dafs der Verf. nicht erwogen hat, wie viel besser es ist, dem Volke wie den Kindern lieber keine Geschichte, als eine falsche oder einseitige vorzutragen.

Die Geschichte des Kaisers Napoleon, bearbeitet von Dr. Heinr. Elsner,

von welcher 9 Lieferungen vor uns liegen, setzt uns in Verlegenheit, denn wir wissen durchaus nicht, welche Bestimmung das Buch haben kann, das kein Volksbuch ist oder seyn soll, und doch auch nicht eigentliche Geschichte genannt werden darf. Die Geschichte der Revolution, die Aufnahme aller Constitutionsacten in ihrer ganzen Länge, die Verhandlungen des Nationalconvents in den letzten beiden Heften scheinen durchaus mit dem Titel des Buchs in Widerspruch. Nach dem Inhalt der letzten Hefte zu urtheilen, wird es dem Verfertiger des Buchs leicht werden, Auszüge aus den zahlreichen Schriften über die französische Revolution und ihre Folgen ins Unendliche fortzusetzen, wenn nur die Geduld seiner Käufer und Leser unermüdlich ist. — Aber wir wollten diese Schriften nur anzeigen, nicht beurtheilen. — Dem Zwecke der Volksbelehrung durch Geschichte oder dem in dem kurzen Vorwort angegebenen Zweck scheint uns dagegen die folgende Schrift sehr gut zu entsprechen:

Gebhardt Lebrecht v. Blücher. Von Wilhelm Burckhardt. Stuttgart. Scheible. 1835. 128 S. 8. (1 fl.)

Digitized by Google

Des

Dr. K. W. Böttiger Geschichte des deutschen Volks und des deutschen Landes,

wovon vier Lieferungen, jede zu 36 kr. vor uns liegen, ist keine Geschichte für das Volk, das haben wir bei einer flüchtigen Durchsicht wahrgenommen, wir können uns aber gleichwohl auf eine ausführliche Beurtheilung nicht einlassen, weil wir eben so wenig eine eigentlich gelehrte oder wissenschaftliche Arbeit darin erkennen. Da uns Hr. Prälat Pfister versichert hat, er werde nach Vollendung seiner in der Sammlung bei Perthes erscheinenden gröfseren deutschen Geschichte einen Auszug oder Abrifs bekannt machen, der manche Forderung, welcher die gröfsere Arbeit nicht völlig Genüge leistet, befriedigen werde, so erwartet Ref. von diesem Buche sehr viel und hält es für gewagt, dafs Hr. Böttiger gerade jetzt mit dieser Geschichte hervortritt, die in 8 Lieferungen oder siebzig Bogen vollendet seyn soll.

Europa und seine Bewohner, von Karl Friedrich Vollrath Hoffmann. Leipzig und Stuttgart. Scheible. 1835.

Dieses Werk soll aus acht Bänden bestehen, welche in 25 Lieferungen à 7—8 Bogen erscheinen, das Ganze soll in zwei Jahren vollendet seyn. Es liegen zwei Lieferungen, jede zu 40 kr. vor uns, es werden 3 Karten, 9 Grundrisse grofser Städte, 8 Stahlstiche, 100 Holzschnitte versprochen. Beurtheilen läfst sich das Buch aus den vorliegenden zwei Lieferungen nicht, doch bürgt der Name des Verfs. dafür, dafs der Leser und Käufer nicht getäuscht werden soll. Ob es nöthig war, 196 Seiten des Buchs mit einer Tabelle aller Oerter in Europa anzufüllen, deren Höhe über Meeresfläche durch Messungen bekannt ist, wird der Verf. besser zu beurtheilen im Stande seyn als Ref., der seinen Zweifel nicht verbergen kann. Auf diese Tafel, welche die erste Lieferung ganz und die Hälfte der zweiten füllt, folgt ein auf grofse Ausführlichkeit angelegter Abschnitt, überschrieben: Geognostische Beschaffenheit und Mineralreichthum der Hauptgebirge Europa's und ihrer Länderbezirke. Es wäre Anmafsung, wenn Ref. sich über ein ihm ganz fremdes Fach zu urtheilen herausnehmen wollte, ihn als Dilettant hat diese Behandlung befriedigt, und er zeigt die Erscheinung eines nützlichen und gründlichen Buchs mit Vergnügen an.

Napoleons Feldzug nach Rufsland. Von dem General Grafen von Ségur aus dem Französischen von Karl Courtin. Stuttgart. Scheible. 1835. in 8 Lieferungen zu 8 Bogen, jede Lieferung 36 kr.

Dieses Buch scheint uns zu einer neuen Uebersetzung weder geeignet noch passend, denn dem deutschen Volke ist mit der französischen Rhetorik und Prahlerei gar nichts gedient, auch

Digitized by Google

pafst der Ton eines Rhetors der Salons für einen Redner unserer Tabagien und Bier- oder Weinkneipen gar nicht; für den gebildeten Theil des Publikums aber hat das Buch zu wenig historischen Werth (wie uns in Paris mehrere Generale versichert, die aber hinzufügten, so müsse man für das Publikum schreiben), und diejenigen unter unsern Gebildeten, welche sich nicht um Kritik bekümmern, werden es lieber französisch lesen. Das Einzige, was an dem Buche Ségurs zu loben seyn könnte, ist der Vortrag und die Sprache. Um der letztern willen würden wir es jemand, der die Sprache der guten Gesellschaft kennen lernen will, empfehlen, der Styl geht aber bei jeder Uebersetzung verloren, mag die Uebersetzung auch noch so vortrefflich seyn. Sonderbar ist es übrigens, dafs man immer noch in Deutschland glaubt, brauchbare Bücher, denen man eine grofse Verbreitung zu geben hofft, oder auch Helden und Geschichten oder gar Philosophie (wie neulich Cousins Schelling) jenseit des Rheins holen zu müssen. Was die Philosophie angeht, so scheinen die Liebhaber zu glauben, es verhalte sich damit wie mit dem Madera, den man bekanntlich die Linie passiren läfst und dann aus Indien zurückbringt, um ihn in Europa theurer zu verkaufen, als wenn er direct von Madera käme.

Bei den historischen Büchern, um deren Anzeige Ref. ersucht wird, findet er auch zwei Lieferungen von

A. F. E. Langbeins sämmtliche Schriften. Vollständige vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte, vermehrte Originalausgabe letzter Hand. 1831. *Stuttgart. Scheible.*

Da der Verf. bekannt genug ist, da dessen Schriften oft angezeigt und recensirt sind, so bleibt nichts zu sagen übrig, als dafs diese Ausgabe aus sechzig Lieferungen bestehen soll, von denen je zwei einen Band bilden. Jeder Band wird mit einem Stahlstich geziert und kostet im Subscriptionspreis 48 kr. oder 12 gr. sächsisch.

Schlosser.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT.

Annalen des Advokaten-Vereines zu Hannover. Eine Zeitschrift, von welcher bis jetzt (1835.) 4 *Hefte zu Hannover im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung erschienen sind.*

Man darf die Stiftung des Vereines, von welchem diese Zeitschrift herausgegeben wird, zu den erfreulichen Erscheinungen der Zeit rechnen. Denn Alles, was den Stand der Sachwalter hebt, Alles, was für die gewissenhafte Erfüllung der diesem Stande obliegenden Pflichten auf irgend eine Weise Bürgschaft

Digitized by Google

leistet, entspricht zugleich dem Interesse der Gerechtigkeitspflege. Wenn der wahre Beruf des Sachwalters der ist, sich der Willkühr zu widersetzen, welche von irgend einer Seite her die Rechtspflege bedrohen könnte, so ist eine würdige Stellung und Haltung dieses Standes besonders auch in den Staaten ein dringendes Bedürfnifs, deren Verfassung die constitutionelle Monarchie ist. Denn der Beruf dieses Standes kann unter der Voraussetzung einer solchen Verfassung auch so bezeichnet werden, dafs die Sachwalter bestimmt sind, einer Verletzung der Grundsätze der Verfassung in einzelnen Fällen vorzubeugen. Wie die Richter *sacerdotes justitiae* sind oder seyn sollen, so sind die Sachwalter *custodes templi justitiae.*

Das souveräne Mittel, den Advokatenstand zu heben und der Würde seines Berufs die verdiente Anerkennung zu verschaffen, ist zwar Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Das Gewicht, welches dieser Stand in England und in Frankreich hat, und wegen der ausgezeichneten Talente und Kenntnisse seiner Mitglieder, zu haben verdient, beruht auf dieser Grundlage. Auch für die Rechtlichkeit der Einzelnen enthält das öffentliche und mündliche Verfahren eine sehr erhebliche Bürgschaft. Jedoch, wenn man nicht von dem vollkommensten Mittel Gebrauch machen kann, so soll man deswegen nicht die Mittel der zweiten und dritten Ordnung verschmähn. Und an solchen fehlt es in der vorliegenden Beziehung nicht.

Ein solches Mittel, und nicht das unwirksamste, ist ein Verein, welchen die bei einem und demselben Gerichte angestellten Sachwalter oder die Sachwalter eines Landes unter sich selbst schliefsen, um der Pflichten und des Interesses ihres Standes gemeinschaftlich wahrzunehmen. Nicht nur bildet sich in einem solchen Vereine über kurz oder über lang ein Korporationsgeist, der wieder auf die einzelnen Mitglieder vortheilhaft zurückwirkt. Nicht nur giebt ein solcher Verein seinen Mitgliedern zu gegenseitigen Mittheilungen Veranlassung und Gelegenheit, welche die Folge haben, dafs die Erfahrungen oder Wünsche Einzelner von Vielen benutzt oder unterstützt werden können. Sondern es können auch die Statuten eines solchen Vereines das Interesse der Rechtspflege, in wie fern es durch die Berufstreue und durch die würdige Stellung des Advokatenstandes bedingt ist, unmittelbar befördern. Und eben so kann ein solcher Verein das Organ seyn oder werden, durch welches der Stand seine Anliegen und Wünsche an die Regierung gelangen läfst. Allerdings kann derselbe Zweck auch so erreicht werden, dafs der Staat, (nach dem Beispiele Frankreichs,) dem Advokatenstande die Organisation einer Körperschaft giebt. Ja, dieses Mittel hat sogar vor jenem einige Vorzüge voraus; indem z. B. die Staatsgewalt einem Ausschusse der Körperschaft eine Disciplinargewalt über die einzelnen Mitglieder ertheilen kann, welcher sich ein freier Verein, wenigstens nicht in demselben Umfange, unterwerfen kann. Indessen hat ein freine Verein dieser Art wieder

Digitized by Google

andere ihm eigenthümliche Vorzüge. Ein Verein, der auf der freien Uebereinkunft seiner Mitglieder beruht, gedeiht oft besser, als ein vom Staate gestifteter. Vielleicht tritt zwischen dem einen und dem andern auch in politischer Beziehung ein Unterschied ein, der zum Vortheile des erstern gereicht Auf jeden Fall kann es einer Regierung nur willkommen seyn, wenn die Sachwalter zuerst selbst den Versuch machen und so die Regierung in den Stand setzen, das, was sich in der Erfahrung bewährt hat, zu bestätigen und weiter auszubilden.

Der Advokatenverein, von welchem die oben bezeichnete Zeitschrift herausgegeben wird, beruht auf einer freien Uebereinkunft, welche ursprünglich von einer Anzahl einander näher bekannter Männer nach vorausgegangener Besprechung abgeschlossen wurde, in welchen aber alle Sachwalter des Königreiches, unter den statutenmäfsigen Bedingungen, die Aufnahme erlangen können. Der Verein ist von der Regierung förmlich anerkannt worden; wenn auch sein Verhältnifs zur Regierung und ins besondere seine Disciplinargewalt noch nicht vollständig geordnet zu seyn scheint. (Heft 4. S. 24 ff.) Die Statuten und die Verhandlungen dieses Vereines verdienen auch im Auslande gelesen und beherziget zu werden. Man darf hoffen, dafs das in Hannover rühmlichst gegebene Beispiel auch in andern deutschen Staaten nicht ohne Nachahmung bleiben werde.

Die Zeitschrift empfiehlt sich eben so sehr durch die Mannigfaltigkeit als durch den Werth ihres Inhalts, wenn sich auch dieser, nach dem Zwecke der Zeitschrift, unmittelbar nur auf Hannover bezieht. Die Zeitschrift enthält die Statuten des Vereines, die Protokolle über dessen Verhandlungen, die den Advokatenstand betreffenden Erlasse und Verordnungen der Regierung, wissenschsftliche Abhandlungen u. s. w. In England ist der Advokatenstand die Pflanzschule, aus welcher die Richter herausgehoben werden. Vielleicht sollte man in den deutschen Staaten dieselbe Maxime, — wenn auch nicht ausschliefslich, — befolgen. Die wissenschaftliche Thätigkeit, welche der Advokatenstand in mehreren deutschen Staaten (z. B. in Hannover) und (wie wir mit Freuden hinzusetzen) in Baden durch Schriften beurkundet, wird nicht wenig dazu beitragen, diesen Wunsch in Erfüllung zu setzen.

Zachariä.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 46. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens. Von Ludw. Hugo Fr. v. Jagemann, Grofsherzogl. Bad. Oberamts-Assessor. Heidelb. b. Mohr. 1835. 106 S. 8.

In der Einleitung giebt der (schon durch seine Schrift: Anforderungen der Zeit an den Stand der Civilrichter. Frankf. 1831. vortheilhaft bekannte) Verf. zuvörderst einige Winke über Verbesserungsvorschläge und politische Neuerungen überhaupt. — Er unterscheidet sodann zwischen der Frage von der Mündlichkeit, und zwischen der von der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens. Das Strafverfahren kann mündlich seyn, ohne dafs es öffentlich zu seyn brauchte; dagegen ist Oeffentlichkeit des Strafverfahrens ohne Mündlichkeit ohne Sinn und Zweck. Die vorliegende Schrift hat nur die Frage von der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens zu ihrem Gegenstande. — Endlich werden in der Einleitung noch die Hauptschriften (des In- und des Auslandes) angeführt, welche dieselbe Aufgabe behandeln.

Die Schrift selbst zerfällt in drei Abschnitte. — Erster Abschnitt. Von der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens aus dem Gesichtspunkte der *Gerechtigkeit*. S. 14. Betrachtet man die Strafrechtspflege in der Idee, so ist es keinem Zweifel unterworfen, dafs die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens, wenn sie nicht schon in dem Wesen der Strafrechtspflege liegen sollte, doch dem Interesse derselben ausschliefslich entspricht. Die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens ist gleichsam die Wache, mit welcher die Strafgerechtigkeit zu umgeben ist. — Zweiter Abschnitt. Von der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens aus dem Standpunkte der *Politik*. S. 32. Hier werden die hauptsächlichsten Bedenklichkeiten angeführt und mit Unpartheilichkeit erläutert, welche gegen die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens erhoben werden können; nämlich 1) dafs es gefährlich sey, die Gerichtsverhandlungen der öffentlichen Kritik Preis zu geben; 2) dafs es der Gerechtigkeit unwürdig sey, ihr Verfahren in ein öffentliches Schauspiel zu verwandeln; 3) dafs eine Schule des Verbrechens daraus entstehe; 4) dafs bei der Verhandlung über sogenannte politische Vergehen allemal eine Gährung zu befürchten sey; 5) dafs die Kosten für die zu erreichenden Zwecke als unverhältnifsmäfsig erscheinen. Sodann wird in demselben Abschnitte gezeigt, dafs allen diesen Bedenklichkeiten gleichwohl nicht das Gewicht beizulegen sey, dafs sie eine Regierung abhalten könnten, die Oeffentlichkeit des Straf-

Digitized by Google

verfahrens, wenn diese anders dem Geiste der Verfassung und den Wünschen des Volks in einem gegebenen Falle entspreche, ins Leben zu rufen. — Dritter und letzter Abschnitt. Von der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens aus dem Gesichtspunkte des *Volksrechtes*. S. 78. In diesem Abschnitte wird von dem Verf. ausgeführt, dafs die Frage, ob das Strafverfahren öffentlich oder geheim seyn solle, vorzugsweise eine Frage des Verfassungsrechts und der Verfassungspolitik sey. Zugleich wird von dem Verf. der wesentliche Zusammenhang sehr gut herausgehoben, in welchem die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens mit der Verfassung der constitutionellen Monarchie steht. — Die Schrift schliefst (S. 103 ff.) mit einer Beurtheilung der Abhandlung: Bedenken gegen die Oeffentlichkeit der Berathung und Beschlufsfassung moralischer Personen, besonders des Staates. Von Fr. B. Freih. v. Seckendorf. Glog. u. Lpz. 1835. 8.

So wie man dem Verf. nicht das Lob versagen wird, dafs er seinen Gegenstand mit Sachkenntnifs und Einsicht behandelt habe, so wird man ihm auch die sehr gute Schreibart, in welcher die Schrift abgefafst ist, zu einem besondern Verdienste machen. (S. 10. Z. 21. steht, vielleicht durch einen Druckfehler, »Entäufserung ihrer Wünsche,« statt: Aeufserung ihrer W.)

Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungseides in Strafsachen, nebst erläuternden Criminal-Fällen. Von J. C. Althof. Mit dem Motto: *„Homo sum: humani nihil a me alienum puto" Terent.* — *Rinteln, b. A. Osterwald.* 1835. 131 *S. u. IV S. Vorrede.* 8.

Der Verf. bemerkt (in der Vorrede) mit Recht, dafs, wenn auch die Verwerflichkeit des Reinigungseides oft genug gerügt worden sey, dennoch das Publikum von neuem auf eine Wahrheit aufmerksam gemacht werden dürfe, welche mit so manchen andern Wahrheiten das gemein habe, dafs sie, je näher sie uns liegt, desto öfterer in Erinnerung gebracht werden mufs, wenn sie endlich die verdiente Anerkennung finden soll. — Der Verf. zeigt nun in dieser Schrift mit schlagenden Gründen, dafs der Reinigungseid in Strafsachen das Verdammungsurtheil vollkommen verdiene, welches schon so oft über ihn ausgesprochen worden ist, und in welches auch Rft. von ganzem Herzen einstimmt. Er zeigt ins besondere, dafs der Reinigungseid ein schlechthin untaugliches Mittel sey, die Wahrheit zu erforschen, d. i. den Angeschuldigten zum Geständnisse zu bringen. Er verbreitet sich zugleich über die Nachtheile, welche mit einer Gesetzgebung, die auf den Reinigungseid zu erkennen gestattet, noch nebenbei verbunden sind. Einen eigenthümlichen Werth erhält die Schrift dadurch, dafs der Verf. überall seine Behauptungrn durch einzelne Rechtsfäile, auf die er sich bezieht, unterstützt oder er-

Digitized by Google

läutert. In einem Anhange, der mit S. 55. beginnt, erzählt der Verf. diese Rechtsfälle, oder wenigstens die interessantesten unter ihnen, ausführlich. Sie enthalten so augenfällige Beispiele von der Verwerflichkeit des Reinigungseides, dafs sie gewifs auch den praktischen Juristen, (der nicht blos hören, sondern auch sehen will,) bestimmen werden, der Meinung des Verfs. beizutreten. Wir fügen die Ueberschriften von zweien dieser Rechtsfälle (in der Schrift No. I. und V.) bei, da sie schon für sich hinreichen, den Zusammenhang des einen und des andern Falles mit dem Gegenstande der Schrift zu charakterisiren. I. »Der vom Judenthum zum christlichen Glauben übergetretene Gottlieb Treuherz (!) reinigt sich vom ersten Diebstahle durch den Eid, erbietet sich beim zweiten zum Reinigungseid, wird aber überführt und mit Zuchthaus bestraft; der dritte Diebstahl hat sodann Entbindung von der Instanz zur Folge. V. »Meineid um einen preufsischen Thaler.«

Man könnte es der Schrift vielleicht zum Vorwurfe machen, dafs sie nicht auf die Frage eingehe, ob der Staat berechtiget sey, von einem Angeschuldigten einen Reinigungseid zu fordern, — dafs sie sich eben so wenig über die Nothwendigkeit verbreite, mit der gesammten Theorie des gemeinen deutschen Rechts von dem Beweise in Strafsachen eine gründliche Reform vorzunehmen, wenn man den Reinigungseid aufheben wolle, — dafs sie nicht auch den Eid, welchen in Civilsachen die eine Parthei der andern oder der Richter der einen oder der andern Parthei antragen kann, in den Kreis der Untersuchung gezogen habe. Jedoch es hat Rftn. immer eine Unbilligkeit zu seyn geschienen, einen Schriftsteller deswegen zu tadeln, weil er nicht mehr gegeben hat, als die Schrift enthält. Man kann auf einen solchen Tadel die Worte anwenden: Warum siehst du scheel dazu, wenn die Gabe nicht deinen Erwartungen entspricht? Es genügt, wenn der Schriftsteller, wie der Verf., den Gegenstand, auf welchen er sich beschränken wollte, mit Verstand und Sachkenntnifs behandelt hat.

Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg und deren günstige und ungünstige Folgen, nebst Vorschlägen zu Ausgleichung der letzteren. Von Karl v. Lehsten. Parchim, im Verlage der Hinstorff'schen Buchh. 1834. 79 *S. und* X *S. Zucign. u. Vorr.* 8.

Die Schrift enthält einen interessanten Commentar zu drei grofsen politischen Wahrheiten! Erstens: Ein Plan, der an sich vollkommen richtig ist, kann dennoch in der Ausführung mit den gröfsten Nachtheilen verbunden seyn. Zweitens: Wenn man ein Gesetz aufhebt, so übersehe man nicht den Zusammenhang, in welchem dieses Gesetz mit andern Gesetzen und Einrichtungen stand. Wenn man also ein Gesetz aufhebt, so hat man zugleich die Gesetze und Einrichtungen zu verändern, mit

Digitized by Google

welchen das aufgehobene Gesetz in Verbindung stand oder deren Veränderung die neue Ordnung der Dinge fordert. Drittens: Die Periode des Uebergangs zu einem neuen Rechtszustande ist sowohl für die neue Ordnung als für den Staat überhaupt die gefährlichste.

In dem Grofsherzogthume Mecklenburg ist in den neueren Zeiten die Leibeigenschaft oder Gutsunterthänigkeit aufgehoben worden, d. i. die vormaligen Leibeigenen haben jetzt das Recht der Freizügigkeit, das Recht, sich, wie die übrigen Einwohner des Landes, nach Gefallen zu verheirathen, das Recht, eine jede Lebensart zu ergreifen, bei welcher sie ihr Auskommen zu finden hoffen. Vormals waren sie zu gewissen Diensten und Arbeiten von Geburt oder vermöge ihrer Abstammung rechtlich verpflichtet; jetzt sind sie freie Arbeiter. Eine Neuerung, die, wenn man sie in thesi betrachtet, sowohl die Grundsätze des Rechts als das Interesse des öffentlichen Wohlstandes für sich hat.

Gleichwohl hat diese Neuerung sehr herbe Früchte getragen. In ihrem Gefolge sind Verarmung dieser Volksklasse, Uebervölkerung und Entsittlichung gewesen. (Selbst auf die Moralität der Gutsherrschaften hat sie einen unerfreulichen Einfluss gehabt.) Wie und warum? wird sich von selbst aus den Vorschlägen ergeben, welche die Schrift für die Beseitigung oder Verminderung der nachtheiligen Folgen jener Neuerung enthält.

Erster Vorschlag, den »emancipirten« (jetzt ein Lieblingswort!) Leibeigenen ihren Geburtsort zur Heimath anzuweisen, d. i. zu verordnen, dafs, wo sich auch und wie lange sich auch der freigewordene Arbeiter mit den Seinigen an einem Orte aufhalte, er dennoch in seinem Geburtsorte nöthigenfalls Unterkommen und Unterhalt zu fordern berechtiget sey. — Nach dem dermaligen Rechte wird das Heimathsrecht auch durch einen zweijährigen Aufenthalt an einem und demselben Orte erworben; was die in mehr als einer Hinsicht verderbliche Folge hat, dafs die Gutsherren ihren Tagearbeitern den Dienst vor Ablauf der zwei Jahre aufkündigen, damit die Arbeiter nicht ein Heimathsrecht gewinnen. (Es erinnert dieser Vorschlag an die neueste englische Armen-Bill, welche denselben Grundsatz angenommen hat. Ueberhaupt verdienen die Vorschläge des Verfs. mit diesem Gesetze verglichen zu werden)

Zweiter Vorschlag, alle Hofbaten, — mit Ausnahme von etwa zwei oder drei Wohnungen bei jedem Hofe für Deputatisten oder Handwerker, — an geeignete Tagelöhner, zum nutzbaren und, unter gewissen Bedingungen, auf die Kinder vererblichen Eigenthume zu verleihen. — Dieser Vorschlag ist unstreitig der Hauptvorschlag; mit Recht hat daher der Verf. diesen Vorschlag mit besonderer Sorgfalt ausgeführt und ihn in seinen Einzelheiten auseinander gesetzt. Denn die Hauptaufgabe, von deren Lösung das Gelingen der in Frage stehenden Mafsregel abhängt, ist die, einen Stand kleiner Grundeigenthümer zu schaffen oder

Digitized by Google

ihn wieder herzustellen. Freilich können in dieser Beziehung die Gesetze wenig thun, wenn sie sich anders nicht einer Ungerechtigkeit schuldig machen wollen. Das Meiste ist von der Zeit, von dem eigenen Interesse der Gutsherrschaften zu erwarten. Doch beschränkt sich auch der Vorschlag des Verfs. nur auf Rathschläge. Er deutet überdies auf die Hoffnung hin, dafs die Landesherrschaft auf ihren Kammer- oder Domanialgütern mit einem guten Beispiele vorgehen werde. In der That kann von dem Umstande, dafs in den meisten deutschen Ländern der Fürst der gröfste Grundeigenthümer ist, in diesem und in manchen andern Fällen der Vortheil gezogen werden, dafs das Beispiel, welches auf den Kammergütern gegeben wird, andere Grundherren zur Nachahmung veranlafst oder wohl selbst nöthiget.

Dritter Vorschlag, die Freiheit, sich zu verheirathen, in der niedern Volksklasse gewissen Einschränkungen zu unterwenfen. — Dieser Vorschlag, so tief er auch in die individuelle Freiheit und in eins ihrer heiligsten Rechte eingreift, wird dennoch von allen denen gebilliget werden, welche mit den unheilschwangern Folgen der Uebervölkerung auch nur einigermafsen bekannt sind. Jedoch dürfte die Beschränkung auf alle Landeseinwohner auszudehnen seyn.

Vierter und *letzter* Vorschlag, öffentliche Arbeitshäuser, etwa eins für einen jeden der 6 Landesdistricte zu errichten, damit die vormaligen Leibeigenen auf jeden Fall Arbeit finden können. — Der Verfasser setzt diesen Vorschlag ganz so, wie den zweiten, im Einzelnen auseinander. Auch in England giebt es Anstalten dieser Art (*Workhouses*), und nach der Armenbill ist die Zahl derselben noch zu vermehren. Dasselbe Gesetz verordnet zugleich, dafs Niemand von der Gemeinde, (von dem Kirchspiele, *the parish*,) Unterstützung verlangen kann, welcher sich weigert, sich in das Arbeitshaus aufnehmen zu lassen.

Rft. scheidet mit wahrer Achtung von dem Verf. Die Schrift hat auch für andere Länder, die sich in einer ähnlichen Lage, wie Mecklenburg, befinden, ein unmittelbares Interesse, z. B. für Curland.

Die Staatswissenschaften nach geschichtlicher Ansicht neu entwickelt und begründet. Eine Skizze. Von Dr. J. Chph. Reine, K. Preufs. Regierungs-Assessor. Berlin, in Comm. bei Jonas. 1835. 96 *S. u.* VII *S. Vorrede.* 8.

Die Schrift enthält einen systematisch-geordneten Abrifs der Staatswissenschaften und ihrer Hülfswissenschaften, mit gelegentlichen Bemerkungen über die einzelnen Theile dieser Wissenschaften. Da es jedoch weder den Verf. dieser Schrift, noch die Leser dieser Blätter befriedigen möchte, wenn Rft. eine Skizze von einer Skizze gäbe, so will sich Rft. darauf beschränken, den Geist, in welchem die Schrift geschrieben ist, durch

Digitized by Google

einige Stellen, die er aus derselben heraushebt, zu charakterisiren. »Das letzte Ziel, nach welchem der Verf. strebt, ist kein geringeres, als: Die Begründung der politischen oder Staatswissenschaften auf eine, sie dem Rechte gleichstellende Weise, die genauere Bestimmung ihres Wesens, ihrer Quellen, ihres Inhalts, und ihre systematische Gestaltung, nach den Anforderungen des positiven Geistes; mit einem Worte, die Befestigung dieses anderwärts bereits mit so segensreichem Erfolge wirksam gewordenen Geistes auf dem angegebenen wissenschaftlichen Gebiete.« (Vorr. S. VI.) »Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, und die Menschheit, damit sie von seinem Geiste erfüllt und beherrscht, sein Reich, das wahre ewige Reich sey. Der Mensch hat durch die Sünde ein zeitliches Reich begründet, von welchem aus sich die Menschheit zu dem Zustande ihrer Bestimmung erst wieder erheben muſs. Das zeitliche Reich mit seinen Zuständen ist die Geschichte. Wäre die Geschichte blos Geschichte, blos zeitliches Reich; so könnte aus ihr zu dem ewigen Reiche kein Uebergang gefunden werden. Sie ist indessen in der That schon mehr, in so fern, als sie Zeugnisse der Wirklichkeit und Wirksamkeit des ewigen Reichs enthält. — — Mit dem Beginne der Geschichte dämmert auch sogleich die Offenbarung und die Ahnung einer durch göttliche Gnade eintretenden Erlösung, die mit der Erscheinung Christi und mit der Stiftung der christlichen Kirche zur Erfüllung gelangt ist. Die christliche Kirche und ihre Gemeinschaft ist das Abbild des ewigen Reiches, in so weit es — gleichsam eine Voranschauung des Endes — in der Geschichte gegenwärtig seyn kann.« (S. 2 f.) »Alles Wissen und alle Wissenschaft ist positiv, geschichtlich. Während sich aber das Wissen auf den zeitlichen Zustand beschränkt, muſs die Wissenschaft (die Philosophie) zurückgehen bis zu dem Zustande des Menschen, welcher dem jetzigen voranging; bis zu den ersten Thatsachen, der Schöpfung und der ersten menschlichen Sünde. Sie hat demnach die eigenthümliche Aufgabe, sich über den jetzigen Zustand unseres Bewuſstseyns zu erheben. Als Vorbedingung gehört deshalb zu ihr die Wiedergeburt durch den christlichen Glauben.« (S. 5.)

Rft. will nicht verhehlen, daſs er in der Staatswissenschaft von andern Grundsätzen oder von einem andern Standpunkte ausgeht, als der Verf. Gleichwohl war ihm die vorliegende Schrift eine erfreuliche Erscheinung. Meinungen sind oft weniger ihrem Wesen nach, als durch ihre Einkleidung, von einander verschieden. Nur wer mit jugendlichem Muthe beginnt, kann mit der Besonnenheit des Alters enden. Ein Recensent, der eine Schrift philosophischen Inhalts verdammt, weil sie nicht mit seinen Ansichten übereinstimmt, begeht den Fehler, daſs er die gesetzgebende Gewalt mit der richterlichen vereiniget.

Digitized by Google

Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr; ins besondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? Von Dr. Ge. Fr. Wiesand. Leipz. b. Brockhaus. 1835. 408 *S. und* XX *S. Vorrede.* 8.

Veranlassung zu dieser Schrift gab ein Antrag, welchen der Verf., als Mitglied der zweiten Kammer des Königreiches Sachsen, (auf dem nach der Einführung der neuen Verfassung ersten Reichstage,) an diese Kammer richtete, — die Regierung um Vorlegung eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, welcher die Gemeinden zu verpflichten hätte, den einem Mitgliede derselben durch Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen. Die dritte Deputation jener Kammer, welche alle Anträge dieser Art zu begutachten hat, erklärte sich nicht für den Antrag des Verfs. Die vorliegende Schrift enthält nun eine ausführliche Begründung und Vertheidigung des Antrages. Der Verf. stellt zuvörderst die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechtes auf, nach welchem die auf dem Titel bezeichnete Rechtsfrage zu entscheiden ist. Er handelt sodann von den Grundsätzen und Vorschriften des römischen — des (älteren und des neueren) deutschen — des sächsischen — des französischen und des englischen Rechts, welche in diese Frage einschlagen. Dieser das positive Recht betreffende Theil der Schrift, der Haupttheil, (er geht von S. 38. bis zum Ende der Schrift) ist mit grofser Gelehrsamkeit und Sorgfalt ausgearbeitet. Rftn. ist keine andere Schrift bekannt, in welcher die in die Frage einschlagenden positiven Gesetze mit derselben Vollständigkeit gesammelt wären. Und wenn auch der Verf. sich zugleich über die das Verbrechen des Aufruhrs überhaupt betreffenden Gesetze verbreitet, so wird doch die Schrift deswegen dem deutschen Publikum nicht weniger willkommen oder um so willkommener seyn.

Betrachtet man die Frage, ob den Gemeinden die Verbindlichkeit obliege oder aufzuerlegen sey, den von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen, aus dem Standpunkte der Gesetzgebung, so ist die auf diese Frage zu ertheilende Antwort kaum zweifelhaft. Es ist an sich rechtswidrig, den Gemeinden eine solche Verbindlichkeit aufzuerlegen; der Unschuldige soll nicht für den Schuldigen leiden. Ein Gesetz, welches gleichwohl die Gemeinden verpflichtet, einen auf diese Weise verursachten Schaden (schlechthin oder in subsidium) zu ersetzen, kann nur nach den Grundsätzen des Nothrechts vertheidiget werden. Wenn in den ältesten Gesetzen der deutschen Völkerschaften Vorschriften dieser Art vorkommen, so lassen sich diese Vorschriften mit den Zeitumständen, unter welchen sie ins Leben traten, sehr wohl rechtfertigen. Aber eine andere Frage ist die, ob es in den deutschen Staaten schon so weit gekommen sey, dafs man, um Tumult und Aufruhr zu verhindern, zu einem

Digitized by Google

Mittel seine Zuflucht nehmen müsse, welches zu den äufsersten Mitteln gehört. Die dritte Deputation der zweiten Kammer des K. Sachsen war vielleicht, was diese Frage betrifft, einer andern Ansicht, als der Verf. Auch mochte sie in Erwägung ziehn, dafs der Antrag des Verfs. besonders mit dem Geiste einer constitutionellen Monarchie in dem Grade unvereinbar sey, dafs es sich unter der Herrschaft einer solchen Verfassung nur in sehr unruhigen Zeiten vertheidigen lasse. (In England schreibt sich das Gesetz, welches die in Frage stehende Verbindlichkeit der Gemeinden ausspricht, wie so manches Gesetz, auf das man sich oft, als auf eine Auctorität, beruft, aus der Vorzeit her. In China, in Japan, wo ein ähnliches Gesetz besteht, ist es mehr an seiner Stelle.) — Uebrigens, wenn den Gemeinden die Verbindlichkeit aufzuerlegen ist, den in einem Aufruhre innerhalb der Gemarkung der Gemeinde verursachten Schaden zu ersetzen, so ist ihnen diese Verbindlichkeit nicht blos gegen die Gemeindeglieder, sondern gegen einen Jeden aufzuerlegen, welcher von den Tumultuanten beschädiget worden ist.

Zachariä.

MEDICIN.

Uebersicht der praktischen Arzneimittellehre, entworfen von Dr. Joh. Wilh. Conradi, Privatdocenten zu Göttingen. Göttingen, bei Rudolph Dourlich. 1834. 132 S. 8

Die deutsche Literatur hat an Lehrbüchern für Materia medica durchaus keinen Mangel; im Gegentheil könnte man wohl von einem auffallenden Ueberflusse reden, demungeachtet scheint keines derselben den Ansichten des Hrn. Dr. C. vollkommen zu genügen, indem er selbst eine eigene Uebersicht dieser Doctrin zu bearbeiten für gut fand. Derselbe äufsert sich in der Vorrede, er habe bei der Herausgabe der vorliegenden Uebersicht einen doppelten Zweck gehabt, zunächst nämlich habe er eines seinen Vorträgen über diesen Zweig der Arzneiwissenschaft zum Grunde zu legenden, den Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Leitfadens bedurft; sodann habe er den geübteren Studirenden eine praktische Uebersicht der gebräuchlichen Arzneimittel in die Hand geben wollen, die ihnen theils bei Repetitionen der Arzneimittellehre als Grundlage dienen, theils einen Ueberblick der ähnlich wirkenden Mittel unsers Arzneischatzes mit ihren Präparaten, Anwendungsarten, Gaben u. s. w. gewähren könne. Diese im Grunde nicht kleine Aufgabe hat der Hr. Verf. im Ganzen auf eine zweckmäfsige und löbliche Art gelöst, so dafs diese Schrift, die, wie es scheint, zu den ersten literarischen Versuchen des Hrn. Verfs. gehört, eine ehrenvolle Anerkennung verdient.

Digitized by Google

Die gewählte Anordnung dieser Uebersicht kann man indessen nicht neu nennen, denn sie ist im Wesentlichen ganz die, welche Hufeland in seinem zureichend bekannten Conspectus Materiae medicae befolgte. Die gewählten Classen von Mitteln sind von der ersten bis zur letzten dieselben, die Gründe bei der Aufstellung derselben, die nämlichen, und nur in Hinsicht der Unterabtheilungen weicht unser Hr. Verf. hie und da von seinem Vorbilde ab, auch ist die Zahl der aufgenommenen Arzneimittel ansehnlich gröfser, keines aber, das in Hufeland's Conspectus steht, ist, so weit Ref. beide verglichen hat, weggelassen worden. Uber die allgemeine Wirkungsart der in den einzelnen Classen vereinigten Mittel ist der Hr. Verf. viel ausführlicher, als Hufeland, und dieser Theil der Schrift verdient vorzugsweise rühmlichst herausgehoben zu werden. Hr. Dr. C. hat ferner bei den einzelnen Droguen weit mehr Präparate und Composita angeführt, als sich in dem oft gedachten Conspectus befinden, und ganz zweckmäfsig wurde bei jedem einzelnen Mittel die Dosis angegeben, in der es in der Regel gereicht werden kann.

Ref. erlaubt sich nur einige wenige Bemerkungen. Einige obsolete, in den deutschen Apotheken kaum irgendwo zu findende Droguen würden wir weggelassen haben, wie z. B. *Semina Feuilleae, Semina Geoffroeae, Oleum Pinhoen* und mehrere andere. Die Anordnung der Mittel für die einzelnen Classen ist im Ganzen gewifs sehr zweckmäfsig, doch über manche einzelne Punkte kann Ref. nicht beistimmen. *Semen Paeoniae* wird zu den schleimigen Mitteln, *Radix Paeoniae* zu den narkotischen gezählt, erstere, ein scharfes Purgirmittel und völlig obsolet, würden wir übergangen haben, letztere, ein *Antispasmodicum* und besonders *Antiepilepticum*, würden wir neben *Viscum quernum* aufgezählt haben. — *Succus Citri*, Limonadepulver u. s. w. zählt Hr. Dr. C. bei den honigartigen Mitteln auf, sie würden wohl schicklich bei den sauren eingereiht worden seyn. Auch *Carex arenaria, Sassaparilla* u. s. w. stehen hier bei den *Mellagineis*, doch ist an ihnen eben nichts Honigartiges wahrzunehmen, noch weniger bei *Radix Lobeliae et Begoniae*, die als starke Purgirmittel sich in einer Classe mit den Feigen, dem Süfsholz u. s. w. nicht gut ausnehmen. — Iod und Brom werden mit mehreren scharfen Vegetabilien zusammengebracht, von denen sie doch gar zu sehr in jeder Rücksicht abweichen; es dürfte am zweckmäfsigsten seyn, beide nebst dem Chlor als eine besondere Classe aufzustellen. Noch weit weniger passend steht *Chromium* bei den scharfen Pflanzen; es gehört offenbar zu den Metallen, die ja in der vorliegenden Uebersicht eine eigene Classe mit Recht ausmachen. Die Nieswurzeln ordnet der Hr. Verf. folgendermafsen an: *Helleborus niger, Veratrum album, Helleborus viridis, Veratrinum;* Ref. würde sie so gereiht haben: *Helleborus niger, Helleborus viridis, Veratrum album, Veratrinum*, aus leicht einzusehenden Gründen. Die Pomeranzenblätter und Blumen bringt Hr. Dr. C. in die Classe der *Amara*, die Pomeranzenschalen in die Classe der *Aetherea*.

Digitized by Google

Ref. würde diese so nahe verwandte Droguen nicht so weit auseinander gerissen haben. Der Hr. Verf. hat eine *Subclassis Anthelminthica*, die bei Hufeland fehlt, hier würden wir neben *Chenopodium anthelminticum* den Wurmsaamen angeführt haben, der in einer ganz andern Classe steht.

Noch mögen folgende Notizen eine Stelle finden. *China regia* und *flava* wurden zwar früherhin als dieselbe Drogue angesehen; die neueren Untersuchungen haben aber gezeigt, dafs sie wesentlich verschieden sind. Der Hr. Verf. führt ein *Salicinum sulphuricum* an, ein solches existirt aber nicht, denn das Salicin ist kein Alkaloid, kann also auch nicht als ein schwefelsaures Salz dargestellt werden. Die Alcornoquerinde der Apotheker kommt sicher nicht von *Alchornea latifolia*; die wahre Mutterpflanze der Pichurimbohne ist *Ocotea Puchuri major et minor* des Hrn. v. Martius. Als Safran der Officinen sammelt man nicht die Staubbeutel (*Antherae*), sondern die Narben (*Stigmata*) des *Crocus sativus*. —

Uebrigens ist Ref. überzeugt, dafs ein gewandter und geübter Lehrer die vorliegende Uebersicht, zum gröfsesten Nutzen für seine Zuhörer, den Vorlesungen über Arzneimittellehre wird zum Grunde legen können.

Dierbach.

Aphorismen über Ohrenkrankheiten von Joseph Ritter von Vering, Dr. der Arzneikunde in Wien u s. w. — Bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher zu Stuttgart im Jahre 1834. *Wien* 1834. *Druck und Verlag von J. B. Wallishausser.* VII *und* 58 *S.* 8. *nebst einer lithographirten Tafel.*

Der Titel dieser Schrift sagt weniger, als ihr Inhalt bietet. Der Leser findet hier in nuce mehr, als in manchen dickleibigen Compendien, nämlich einen vollkommnen Umrifs der Ohrenheilkunde, der in den Händen eines denkenden Lehrers sich wohl eignen dürfte, um als Leitfaden bei Vorlesungen über diesen bisher so wenig cultivirten Zweig der Pathologie und Therapie zum Grunde gelegt zu werden.

Der Inhalt der Schrift betrifft die am äufseren Ohre vorkommenden Krankheiten, die Entzündung des Gehörwerkzeuges, den Ohrenfluſs, die Krankheiten des Trommelfells, die Krankheiten der Gehörknöchelchen und ihrer Muskeln, die Krankheiten der Trommelhöhle, die Krankheiten der Eustachischen Trompete, die Krankheiten des Zitzenfortsatzes, die krankhaften Zustände der Gehörfähigkeit, die Täuschungen des Gehörsinnes, die krankhafte Empfindlichkeit des Gehörsinnes, die Schwerhörigkeit und Taubheit, die Taubstummheit, die Krankheiten der Ohrendrüse.

Wie wenig das äufsere Ohr zur Gehörfunction beiträgt (worauf Hood bekanntlich schon aufmerksam macht), beweist der

Digitized by Google

vom Verf. erzählte Fall, wo ein Neger, bei kurz am Kopfe abgeschnittenen Ohren, sehr gut hörte (auch in der Ferne? Ref.). Welchen Einfluſs verhärtetes Ohrenschmalz im äuſsern Gehörgang auf das Gehör übt, hat namentlich Larrey in seiner *Clinique chirurgicale* nachgewiesen.

Die nach Entfernung von Ohrenpolypen zurückbleibende Schwerhörigkeit scheint der Verf. ebenfalls häufig beobachtet zu haben. Ob es wichtig ist, daſs heftiges Fieber, Schmerz und Röthe u. s. w. die äuſsere, geringes Fieber mit Schallscheue u. s. w. die innere Ohrenentzündung bezeichne, möchte Ref fast bezweifeln. Daſs vorsichtig geleitete Injectionen bei Ohrenentzündung immer nachtheilig wirken, möchte Ref. ebenfalls nicht unbedingt annehmen.

V. nimmt eine traumatische, catarrhöse, scrophulöse, gichtische, syphilitische und complicirte *Otitis* an. Die beim Zahnen der Kinder nicht so gar selten vorkommende Ohrenentzündung scheint er zu unbedingt einer versteckten scrophulösen Schärfe beimessen zu wollen, was eben so wenig richtig ist, als die das Zahnen zuweilen begleitenden catarrhalischen Brustaffectionen von solch einer Ursache herzuleiten. Beinfraſs der Gehörknöchelchen dürfte doch wohl nicht bei jedem, sondern nur bei einem alten eiterigen Ohrenfluſs zugegen seyn.

Eine kleine Oeffnung im Trommelfell bringt nach dem Verf. keine Veränderung in der Thätigkeit dieses Organs hervor, die Verdickung des Trommelfells soll durch Vernachlässigung in Verknöcherung übergehen (???).

Nach scrophulöser und syphilitischer *Otitis interna* soll sich eine gallertartige Masse in die Trommelhöhle ergieſsen, die eine heisere Nasenstimme veranlasse, aber weder Schmerzen noch Veränderungen im äuſsern Ohre, nach gichtischer Ohrenentzündung ein kreideartiger Stoff sich bilden, was an einer mehlartigen Flechte am Ohrläppchen erkannt werde.

Daſs nach Ausrottung der *Parotis* und nach glücklicher Vernarbung häufig ein unheilbares Zehrfieber sich entwickele, stimmt mit den bisherigen Erfahrungen nicht überein.

Der Raum gestattet uns nicht, bei manchem Interessanten, das die Schrift noch bietet, länger zu verweilen, welche als eine der gediegensten Festgaben bei der vorjährigen Naturforscher-Zusammenkunft betrachtet werden muſs.

Digitized by Google

Ueber die Augenkrankheit, welche in der belgischen Armee herrscht. Nebst einigen Bemerkungen über die Augenkrankheiten am Rheine und über Augenkrankheiten im Allgemeinen. Von Dr. J. C. Jüngken, Ritter u. s. w., ord. öff. Prof. d. H. in Berlin u. s. w. Berlin 1834, *bei Wilh. Schüppel.* 51 *S.* 4.

Der Verf. hat es verstanden, auf der geringen Seitenzahl mehr zu sagen, als mancher andere Schriftsteller über diesen Gegenstand in seinem dickleibigen Foliobande, welcher in einer für Romane sich eignenden Sprache *multa, non vero multum* auftischte.

Es ist mit der sogenannten ägyptischen Augenentzündung, wie mit der ostindischen Cholera gegangen, das Agens, das sie erzeugt, sollte und mufste ein exotisches seyn, alle sprechenden Thatsachen wurden so lange manipulirt und torquirt, bis sie für die beliebige Ansicht pafsten:

Ist das Kreuz nur erst aus Holze gezimmert,
Pafst ein lebendiger Leib trefflich zur Strafe daran!

Die Krankheit, welche in der belgischen Armee während der letztverflossenen Jahre auf eine bisher fast ungekannte Art verheerte, ist dieselbe, welche die französische Armee in Aegypten, seit 1813 und 1814 die preufsischen und späterhin auch die österreichischen, russischen und andern Heere heimsuchte. Hieraus folgt aber keinesweges, dafs, weil die französische Armee in Aegypten von diesem Augenübel decimirt ward, deshalb die andern Völker diese Krankheit aus jenem Lande erhalten haben, wogegen viele gewichtige, von unserm Verf. wohl erhobene Thatsachen zeugen; sondern alles, was gefolgert werden kann, ist, dafs wenn ähnliche Ursachen bei uns gegenwärtig, wie während des Aufenthalts der französischen Armee in Aegypten, obwalten und einwirken, hier eine analoge Ophthalmo-Blennorhoe, wie in Aegypten, sich entwickelt.

Manche gefällige Augendiener mit Wort und Schrift haben, um die Betisen der Herren Vorgesetzten zu bemänteln, zu behaupten nicht angestanden, dafs die Augenentzündung durch die Soldaten in die Rheinprovinzen eingeschleppt worden sey. J. hat auf seiner Reise nach Belgien die meisten Orte in dieser Rücksicht genau untersucht und die Ueberzeugung gewonnen, dafs jene Behauptung eine unrichtige sey. An vielen Orten gelang es ihm (trotz seines kurzen Aufenthaltes), sogar den Ursprung der Augenblennorhoe aus epidemischen, endemischen und von lokalen Ursachen (z. B. im Schullehrerseminar zu Brühl bei Köln) darzuthun.

Dabei stellt unser Verf. indefs keinesweges in Abrede, dafs unter der Einwirkung gewisser Momente sich auf der Höhe der Krankheit ein Contagium entwickeln könne, welches durch unmittelbare Berührung, und auch ohne diese, durch die Luft sich auf Gesunde übertrage.

Digitized by Google

Beachtungswerth ist die, wenn Ref. nicht irrt, vom Verf. zuerst ausgesprochene Ansicht, dafs die Entzündung bei dieser Augenkrankheit nur in die Kategorie eines Symptomes derselben trete, eine Theorie, die mehr oder weniger von allen Blennorrhoen gelten kann, da nicht in Abrede sich stellen läfst, dafs bei dieser Krankheitssippe die Entzündung vollkommen beseitigt seyn und der Schleimfluſs dennoch fortdauern kann.

Der Verf. handelt rücksichtlich der Augenkrankheit der belgischen Truppen von ihrer Natur, ihrer Geschichte, ihren Ursachen, ihrer Prognose, den medicinisch-polizeilichen Maafsregeln zur Tilgung des epidemischen Charakters der Ophthalmie, ihrer Behandlung. Was er über die zu wählenden medicinisch-polizeilichen Maafsregeln sagt, verdient eine allgemeine Berücksichtigung, *nam peccatur inter Iliacos muros, et extra!* In Belgien scheint zwar in dieser Beziehung noch sehr Viel, wenn nicht Alles, noch zu thun zu seyn.

Das Symblepharon und die Heilung dieser Krankheit durch eine neue Operationsmethode. Ein Glückwünschungsschreiben dem Hrn. Dr. J. A. W. Hedenus, Leibarzte u. s. w. am Tage seines funfzigjährigen Amtsjubiläum, den 16. Julius 1833. überreicht von Dr. F. A. v. Ammon, Professor u. s. w. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Kupfertafel. Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung. 1834. 32 S. 8.

Der Verf. unterscheidet ein *Symblepharon posterius*, entstanden durch Verkürzung der degenerirten Bindehaut an der Uebergangsstelle vom Augapfel zu den Augenlidern und ein *Symblepharon anterius*, entstanden durch partielle oder gänzliche Verwachsung der vordern Fläche der *Conjunctiva bulbi* mit der des Augenlids, oder durch neue Bildungen auf derselben. Aber in sofern eine Verkürzung der degenerirten Bindehaut keine Verwachsung ist, so ist die Annahme eines solchen *Symbleph. post.* eine *contradictio*. Bei dem *Symbl. post.* sollen die vorhandenen Falten der Bindehaut fortgenommen werden.

Die vom Verf. gegebene Anleitung zu einer neuen Operationsmethode für einige Arten des *Symbl. anterius* besteht darin, das mit dem *Bulbus* verbundene Stück der *Palpebra* durch zwei vom Augenlidrande ausgehende und hinter der Verwachsung sich vereinigende Schnitte zu trennen, die Augenlidwunde über jenem auf dem *Bulbus* zurückgelassenen Stücke mittelst der *Sutura intorta* zu vereinigen, nachdem vorher das Augenlid von dem Orbitalrande gelöst oder die Augenlidspalte durch einen Schnitt in dem äufsern Winkel erweitert worden ist, und erst nach der Heilung der Wunde das auf dem *Bulbus* zurückgebliebene Stück von diesem zu trennen. — Auf diese Weise soll die Wiederverwachsung der *Palpebra* und des *Bulbus* verhütet werden.

Digitized by Google

Anleitung zu einer zweckmäfsigen Manualhülfe bei eingeklemmten Leisten- und Schenkelbrüchen, auf herniologischen (herniologische?!) Untersuchungen und Beobachtungen gegründet von Heinr. Sigism. Sinogowitz, Dr. der Med., erstem Arzte des städtischen Lazareths zu Danzig. Danzig 1831, *bei Fr. Sam. Gerhard.* VI *u.* 87 *S.* 8.

Die Schrift liefert manche für den handelnden Wundarzt recht brauchbare Anweisungen. Sie beginnt mit anatomisch-physiologischen Betrachtungen und verweilt dann bei den äufsern Unterscheidungsmerkmalen der Leisten- und Schenkelbrüche. Wie jede der verschiedenen Hernien zu reponiren sey, und warum nur diese oder jene Repositionsweise passe, führt der Verf. auf rationelle Gründe zurück. Die Indicationen für die Taxis und den Bruchschnitt spricht er in folgenden Worten aus, S. 26 u. 27: »Enteritis, in offenbar causaler Verbindung mit der Hernie stehend, fordert unbedingt die Herniotomie. Die Gröfse, Form, Consistenz, der Grad der Elasticität u. s. w. des Bruchs sind schwankende Momente, abhängig von dem Inhalte des Bruchsacks und der Beschaffenheit seiner Durchtrittspunkte, und geben daher keine entscheidende Indication zum Bruchschnitte, wenn nicht dabei jene andauernd progressive Schmerzzunahme in der Bruchgeschwulst von consensuellen entzündlichen Reactionen des gesammten Darmkanals begleitet wird. — Die Taxis dagegen ist angezeigt, selbst wenn die Decken des Bruchsacks in Folge zweckwidriger Taxisversuche durch Quetschung und Zerrung gelitten haben, so lange keine innere Entzündung der Vorlagerung vorhanden, diese jede Berührung duldet, und auch bei sanfterer Bewegung kein Schmerz entsteht, unter welchen Umständen nur die Ausdehnung des Bruchs, seine Masse und sein Inhalt den Rücktritt der vorgefallnen Theile ohne chirurgische Hülfe (die, in sofern sie blofse Manualhülfe ist, nicht immer ausreichen kann! Ref.) nicht gestattet.

Die Anwendung pharmaceutischer Mittel, um die Taxis vorzubereiten, verwirft der Verf. unbedingt, und dies gewifs mit Unrecht, denn dafs Aderlasse, warme Bäder, narcotische Ueberschläge, auch wenn keine entzündliche Reizung vorhanden ist, viel thun, wird jeder Wundarzt dem Verf. sagen können.

Da die Schrift doch ihrem Inhalte nach nicht allein für promovirte Medico-chirurgen, sondern auch für Wundärzte jeder Classe bestimmt zu seyn scheint, so hätte der Verf. auch die vielen lateinischen Ausdrücke vermeiden sollen, um so mehr, da sie auch grammatikalische Verstöfse enthalten, wie S. 18: *extra et intra sito.*

Heyfelder.

Digitized by Google

LITERÄRGESCHICHTE.

1) *Encyclopédie des gens du Monde. Tome quatrième. Seconde Partie. Tome cinquième. Première Partie. Paris, Treuttel et Würtz, Rue de Lille No. 17. Strafsbourg, Méme Maison Grand Rue No. 15.* (Vom Buchstaben C bis *Chanoine* — jeder Band zu 400 S. in gr. 8.)

Der rasche Fortgang dieses Unternehmens, von welchem wiederum zwei Bände vorliegen, ist unsern Lesern aus den früheren Anzeigen bereits bekannt (Jahrg. 1831. No. 51. 1834. No. 7. und 65. p. 1028. 1835. p. 203.). Was dort über Zweck und Bestimmung des Ganzen, über Plan, Anordnung und Einrichtung, so wie über die Ausführung selbst mehrfach bemerkt worden, könnte auch hier nur wiederholt werden. Die meisten Artikel sind eigene Arbeiten namhafter Gelehrten Frankreichs; die aus dem deutschen Conversationslexikon entlehnten verschwinden immer mehr und werden immer seltener. Wir nennen auch jetzt wieder einige Artikel, die durch das eigenthümliche Interesse, das entweder an den Gegenstand selber und dessen Behandlung oder an den Namen des Verfassers sich knüpft, gewifs geeignet seyn dürften, auch die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich zu ziehen. So z. B. der Artikel *Calvin* von Matter, *Canon* (theologique, critique) von Goepp, *Champ Romain, Caracalla, Carthage* u. a. von Ph. de Golbéry, zahlreiche geographische Artikel von Depping, *Canova* von Miel mit einem Nachtrage von Schnitzler, dem Redacteur en Chef des Ganzen, dem wir zahlreiche Nachträge zu einzelnen Artikeln, meist literärhistorischen Inhalts, und sehr bedeutende eigene Artikel historischen, statistischen (z. B. den wichtigen Artikel *Canal*) u. a. Inhalts verdanken, *Caricature* von Raymond, *Censeurs Romains* von Daunou, *César* von Michelet, *Centralisation* von de Gérando u. s. w. Der Artikel *Cassiodore* ist von Herrn Geheime Rath Schlosser ausgearbeitet; *Canning* ist aus der Encyclopaedia Britannica entlehnt, indem der Herausgeber auch gute Quellen des Auslandes zu benutzen weifs, um die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Ganzen immer mehr zu erhöhen, und dem Werke die Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen, welche nähere Einsicht in dasselbe gewifs gern zollen wird.

---

2) *Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichen deutschen Volkslieder von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgeg. und mit den nöthigen Bemerkungen und Hinweisungen versehen, wo die verschiedenen Lieder aufgefunden werden können, durch Friedr. Karl Freiherrn von Erlach. Dritter Band. Mannheim, bei Heinrich Hoff.* 1835. 632 *S. in gr.* 8.

Mit Verweisung auf die früheren Anzeigen dieser schätzenswerthen Sammlung im Jahrgg. 1834. No. 65. p. 1026 ff. und 1835.

Digitized by Google

No. 13. p. 203 ff., wo wir auch über Inhalt und Einrichtung des Ganzen das Nöthige bemerkt haben, können wir uns hier darauf beschränken, die wesentlichen Bestandtheile dieses dritten Bandes in der Kürze anzugeben. Es enthält derselbe deutsche Volkslieder von 1450 bis 1833, in Allem drei hundert neun und neunzig Nummern; begleitet mit Angabe der Verfasser und der Quelle, aus der das Lied entlehnt ist. Zuerst kommen 19 Gedichte aus Docens Miscellanen, dann Mehreres aus Büsching's wöchentlichen Nachrichten und aus der Zeitschrift Wünschelruthe; gegen 60 Lieder aus Büsching's und v. d. Hagens Volksliedern, meist Liebeslieder, Jägerlieder und ähnliche, an die sich Lieder verwandten Inhalts aus Haug's poetischem Lustwald und aus Bardale, Sammlung auserlesener Volkslieder, anschliefsen. Nun folgt eine Auswahl interessanter und ausgezeichneter Lieder der vorzüglichsten Dichter des 17ten Jahrhunderts: Lieder eines Weckherlin, J. V. Andreä, J. W. Zinkgref, Fr. von Spee, M. Opitz, R. Roberthin, J. M. Moscherosch, J. Balde, H. Albert, Simon Dach, Paul Gerhard, Paul Flemming, Andreas Gryphius, Chr. Weise, Sigmund von Birken, Hans Afsmann von Abschatz, J. Chr. Günther u. A. Ihnen reihen sich dann an acht und zwanzig alte Balladen und Lieder, meist aus neueren poetischen Schriften, und auf diese folgen: alte deutsche Volkssagen in neuem Gewande. Unter dieser Aufschrift nämlich giebt uns der Herausg. eine Anzahl Balladen, deren Stoff aus der Volkssage entnommen, von den namhaftesten Dichtern unserer Zeit bearbeitet worden ist; unter denen wir nur einen Rückert, Uhland, Chamisso, Kerner, Schwab, Fr. Schlegel, W. Müller, von Collin, anführen wollen. Den Beschluſs machen die Waidsprüche und Jägerschreie. So möchte auch dieser Band, besonders in dem Theil, der uns die Auswahl von Liedern des 17ten Jahrh. bietet, einer gleichen Theilnahme, wie die früheren, sich erfreuen dürfen. Ein alphabetisches Register über die in diesem Band enthaltenen Gedichte fehlt am Schluſs nicht.

---

3) *Encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer, herzogl. sächs. Major. Altenburg, Literatur-Comptoir,* 1834.

Wir haben hier nur die inzwischen eingelaufenen Fortsetzungen dieses empfehlungswerthen Werkes, das jetzt bis zu Band XXIII. I. Abth. — bis zum Artikel Thierarzneikunde — reicht, anzuzeigen, mit Verweisung auf die früheren Berichte in diesen Jahrbb. über den Charakter und die Beschaffenheit desselben, da die späteren Bände hierin den früheren gleich sind. S. Jahrgg. 1834. No. 20. p. 317 ff.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 47. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

System der Metaphysik, entworfen von Christlieb Julius Braniſs, Doctor und ordentl. Prof. d. Philosophie an der Universität zu Breslau. Breslau 1834. VI *u.* 373 *S.*

Obgleich nicht ohne Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, ist doch diese Metaphysik dem Wesen und der Methode nach ganz auf dem Boden des unkritischen speculativen Dogmatismus erwachsen, wie er nach Schellings und Hegels Vorgange, in der vielgestaltigsten Weise das Endliche aus dem Absoluten zu begreifen sucht. Das vorliegende System des Hrn. Braniſs steht zwar scheinbar in einem sehr bedeutenden Gegensatze gegen das Hegel'sche da, dem es auch ausdrücklich polemisch gegenübertritt, indem es an die Stelle des Hegel'schen absoluten Seyns als Ausgangspunkt der Philosophie, das absolute Thun stellt, und dadurch die Speculation von der Seite des Realismus wieder mehr auf die des Idealismus, von der objektiven auf die subjektive Seite herumwendet. Allein auf die Methode, auf den Geist und die Hauptresultate der Philosophie hat dies nicht den mindesten Einfluſs. Das unsichere Hin- und Herschwanken zwischen der idealistischen und realistischen Seite liegt in der Natur dieser Systeme des Absoluten, und hat sich von Fichte bis auf Hegel immer gezeigt. Jetzt aber scheint sich eine Reaction gegen den Realismus der wankenden Hegel'schen Lehre zu Gunsten des Idealismus geltend zu machen, an deren Spitze Schelling selbst seiner neuen Lehre nach, welche von manchen seiner Schüler das System der Freiheit oder der That genannt worden ist, steht, und welcher sich also auch der Verf. durch sein Princip des absoluten Thuns, wiewohl ohne einige Abhängigkeit von der neuschellingischen Lehre anschlieſst. Vielmehr schlieſst er sich in Hinsicht der dialektischen Entwickelungsweise der Gedanken noch sehr streng an die Hegel'sche Methode an, und hat dadurch an vielen der Gebrechen des Hegelianismus, welche diese Methode mit sich bringt, Antheil.

Der Verf. bietet der Beurtheilung seiner Lehre dadurch einen sehr passenden Ausgangspunkt dar, daſs er sie an den Kriticismus anknüpft und seinen philosophischen Standpunkt von jenem aus erläutert. Nur ist zu bedauern, daſs er nicht allein Gegner

Digitized by Google

des Kriticismus ist, sondern ihn auch in einigen Punkten mifsversteht. Namentlich fafst er ihn viel zu beschränkt darin, dafs er ihn mit dem Kantianismus verwechselt, und alle Fehler in den Resultaten der kantischen Kritik, dem Grundsatz des Kriticismus selbst als Schuld aufbürdet.

Die innere Mangelhaftigkeit des Kriticismus weist er darin nach, dafs derselbe einen inneren Widerspruch in das Wesen des Menschen selbst setze, nämlich den ihm so oft schon vorgerückten zwischen theoretischer und praktischer Vernunft. Theoretisch sey der Mensch nach dem Kriticismus unfrei, praktisch dagegen frei. Die Einheit des Selbstbewufstseyns aber nöthige über diesen Widerspruch hinauszuschreiten und denselben als blofsen Schein aufzuheben. Der Mensch müsse entweder schlechthin unfrei oder schlechthin frei seyn. Der Grund des Stehenbleibens in dem Widerspruche liege aber in dem Grundsatze des Kriticismus, von s. g. Thatsachen des Bewufstseyns auszugehen. Freiheit und Unfreiheit aber seyen keine Thatsachen des Bewufstseyns, sondern Phänomene, die erst erklärt werden müssen. Da jedoch der Widerspruch bei Kant wenigstens in seinem Einfluss auf das Erkennen selbst und das Handeln selbst abgehalten werden mufste, so wurde dies durch strenges Auseinanderhalten des Theoretischen und Praktischen im menschlichen Geiste versucht. Allein auch im Theoretischen macht sich das Freie (als Richtung auf das Uebersinnliche, in der Speculation), und auch im Praktischen das Unfreie (als Richtung auf das Sinnliche, in der Glückseligkeit) geltend, so dafs nun der erste Widerspruch sich wieder doppelt abspiegelt. Der Widerspruch im Theoretischen soll aufgehoben werden durch die Unterscheidung der Erscheinung von dem Seyn an sich. Aber der Widerspruch bleibt doch darin stehen, dafs wir das Wirkliche (d. i. sinnlich Wahrgenommene) nicht als wahr (d. i. vernunftgemäfs) und das Wahre (vernunftgesetzlich) nicht als wirklich anerkennen dürfen. Im Praktischen soll der Widerspruch aufgehoben werden durch den Begriff der Naturzweckmäfsigkeit. Aber diese soll nur für die subjektive Urtheilskraft, nicht für die objektive gelten. Daher bleibt der Widerspruch stehen, dafs die Zweckmäfsigkeit nur für mich, nicht aber an sich anerkannt wird. Und darin zeigt sich zugleich ein neuer Widerspruch zwischen dem Theoretischen und Praktischen. Theoretisch gilt der Grundsatz: die intelligible Welt gilt zwar an sich, aber nicht für mich; praktisch: die intelligible Welt

Digitized by Google

ist zwar für mich (als subjektiver Glaube an Gott, Unsterblichkeit u. s. w.), aber nicht an sich.

Dafs nun nach Kants Lehre zwischen theoretischer und praktischer Vernunft in sofern ein Widerspruch stehen blieb, als die erstere von dem Uebersinnlichen ganz ausgeschlossen wurde, die letztere dagegen ganz diesem angehören sollte, ist, wie gesagt, längst anerkannt, aber sonderbar ist es, diesen Vorwurf immer von Neuem so wiederholen zu hören, als wenn er das Wesen des Kriticismus selbst berührte, nachdem er doch von diesem selbst bereits dadurch beseitigt ist, dafs die spätere Kritik neben dem praktischen Glauben einen speculativen Glauben und eine speculative ideale Weltansicht entwickelt hat. Dadurch ist der theoretischen Vernunft in dem Glauben dieselbe Freiheit, d. i. dieselbe freie Erhebung über das Endliche zugestanden, wie der praktischen in dem sittlichen Handeln. Doch theoretische und praktische Vernunft werden in der kritischen Theorie der Vernunft nicht blos in ihrem Verhältnifs zu der intelligiblen Welt einander gleich gesetzt, sondern auch nur als ursprünglich qualitativ verschiedene Thätigkeiten der Einen Vernunft, so dafs also dasselbe Seyn, was nach der theoretischen Vernunft als absolutes Seyn anerkannt ist, auch der praktischen als absolutes Gut gelten mufs; keineswegs also, wie der Verf. behauptet, zwischen theoretischer und praktischer Vernunft in Ansehung der intelligibeln Welt ein Widerspruch zwischen dem An sich und Für mich besteht, sondern beides für beide auf gleiche Weise gilt. Ferner in der zeitlichen und endlichen Thätigkeit des menschlichen Erkennens fallen freilich die Erscheinung und das Seyn an sich oder das Wirkliche und das nothwendige Vernünftige (nach dem Ausdruck des Verfs. das Wahre) auseinander; aber auch dies ist nur scheinbar ein Widerspruch in der theoretischen Vernunft, denn die Trennung beruht nur auf der Trennung der Sinnlichkeit und Vernunft; da aber diese nicht an sich, sondern nur für die endliche Thätigkeit der Erkenntnifs gilt, so gilt auch jene Trennung des Wirklichen und Vernünftigen nicht an sich, sie sind ursprünglich Eins. Kraft der ursprünglichen Einheit der Vernunft aber setze ich immer voraus, dafs das als wirklich Erkannte auch vernünftig oder nothwendig so sey, und das als vernünftig Erkannte auch wirklich sey oder Realität habe; oder dafs es nur Eine Realität sey, die ich einmal nach der sinnlichen Bedingtheit meiner Erkenntnifs ihrer Erscheinung nach, dann nach der reinen Vernunft als Seyn an sich anerkenne.

Digitized by Google

Wenn freilich der Verf. weiterhin behauptet, die falsche Grundvoraussetzung des Kriticismus sey die, daſs alle menschliche Erkenntniſs das Product der Wechselbestimmung von Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit sey, so bekennt sich auch der Rec. ganz zu dieser Voraussetzung, und hält es dagegen für die falsche Grundvoraussetzung des neuen speculativen Dogmatismus, im Besitze einer nur aus Selbstthätigkeit hervorgegangenen, mithin absoluten Erkenntniſs zu seyn. Als das Wahre erkennt daher der Verf. an dem kantischen Kriticismus nur an, daſs er selbst jenen Grundsatz der Gebundenheit der Vernunft an das Endliche faktisch umgestoſsen und die Vernunft, wenigstens als praktische, als unabhängig von der Sinnlichkeit sich bewahrheitend dargestellt habe. Diesen Gedanken haben Fichte, Schelling, Hegel aufgefaſst und ausgebildet, sie seyen daher die wahren Nachfolger Kants, die eigentlichen Kritiker dagegen nur blinde Nachbeter. Als das Nachtheilige des kantischen Kriticismus wird dagegen das auf jenes psychologische Vorurtheil gegründete Widerstreben gegen jede freie Speculation und die Hinneigung zum Skepticismus und Empirismus bezeichnet, ja Kant soll überhaupt der sensualistischen Psychologie Locke's ergeben gewesen seyn. Rec. hält es nicht für nöthig, Kant gegen den Vorwurf des Empirismus und Sensualismus zu rechtfertigen, den er so wenig verdient, daſs er oft und wohl mit mehr Recht dem entgegengesetzten Vorwurf des Rationalismus ausgesetzt war.

Jene Grundvoraussetzung von einer rein vernünftigen, absolut freien Erkenntniſs entwickelt der Verf. näher in einem zweiten Abschnitt seiner Einleitung, in welchem er, nach Art der Hegel'schen Phänomenologie des Geistes, die Entwickelung der menschlichen Erkenntniſs von ihrer niedersten Stufe bis zur höchsten, d. i. rein vernünftigen als nothwendigen dialektischen Proceſs darstellt. In der näheren Entwickelung der drei Stufen der Sinnlichkeit, der Verständigkeit und Vernünftigkeit der menschlichen Erkenntniſs mag Rec. der Darstellung des Verfs. nicht weiter folgen, theils weil sie aus ähnlichen Darstellungen von Freunden dieser modernen dialektischen Speculation bekannt genug ist, theils weil sie nach des Rec. Ueberzeugung psychologisch unrichtig ist. Das Seelenleben in seiner Entwickelung ist nicht ein dialektischer Proceſs, und man thut ihm Zwang an, wenn man es in diese dialektischen Formen bannt. Für unseren Gesichtspunkt ist aber das Wichtigste, daſs es psychologisch einen Stufenunterschied zwischen Verstand und Vernunft gar nicht giebt, weil die Ver-

Digitized by Google

nunft gar nicht in das zeitliche Leben eintritt, ohne Vermittlung des Verstandes, und der Verstand gar keinen ihm gehörigen Erkenntnifsgehalt hat, sondern ihn theils aus der Sinnlichkeit, theils aus der Vernunft empfängt, für sich aber nur der Form des Bewufstseyns dient. Freilich beruht eben darauf — also auf einem psychologischen Irrthum — die Phantasie von einem vernünftigen Denken (das Denken ist aber immer verständig) über dem verständigen, oder von einem Denken, das sich seinen Inhalt selbst frei schafft, nicht ihn in der Vernunft vorfindet. Dieses völlig unpsychologische Unding eines von den Gesetzen der Reflexion entbundenen und frei schaffenden Denkens ist es, das seit Schellings intellektueller Anschauung in verschiedener Gestalt als willkommenes Organ der willkührlichen Speculationen des neuen Dogmatismus gegolten hat, und dessen sich der Verf. für den Aufbau seines Systems bedient.

Der abstracte Begriff der Philosophie, so beginnt der Verf. die Darstellung des Systemes selbst, ist die wissenschaftliche Darstellung des vernünftigen, d. i. freien Denkens. Vernünftig ist das Denken, wiefern es seinen Inhalt weder von Aufsen empfängt, noch als seine eigene Naturbestimmtheit in sich vorfindet, sondern in absoluter Selbstbestimmung frei hervorbringt. Der frei erzeugte Inhalt des Denkens ist Idee; Philosophie also ist auch Wissenschaft der Idee. Der Ausgangspunkt der Philosophie ist die freie Position der Idee oder das frei auftretende Denken. Dafs das Denken als freies auftrete, oder sich selbst als freies constituire, sich selbst setze, ist die Forderung, die die Philosophie an das Denken richtet, deren Vollziehung sie behufs ihrer Möglichkeit voraussetzt. Diese Forderung des Sichselbstconstruirens des Denkens als frei ist das absolute Thun, d. i. das Thun, ohne alle Beziehung auf ein Seyn. Das absolute Thun als freies Denken kommt also zu Stande durch Negation der Unfreiheit des Denkens, d. i. seiner Beziehung zur Welt. Durch das bloſse Setzen der Idee ist aber die Forderung des freien Denkens noch nicht vollzogen, sondern dies geschieht erst dadurch, dafs das Denken sein Thun der Idee des absoluten Thuns gleichsetzt oder dafs es die Welt selbst und Alles in ihr als frei setzt und so die abstracte Idee mit dem concreten Inhalt erfüllt. Hiernach erhält die Philosophie zwei Aufgaben: 1) den Weltbegriff durch die absolute Idee zu bestimmen, also zur Weltidee zu erheben — Idealphilosophie oder Metaphysik; 2) die Realität der Weltidee in der Wirklichkeit der Welt

zu erfassen — Realphilosophie. Die Idealphilosophie entwickelt die Weltidee vollständig aus der absoluten Idee, die Realphilosophie dagegen schliefst sich nicht ab, denn die Wirklichkeit selbst ist noch keine vollendete, sondern nur eine werdende Manifestation der Idee. Sie endigt daher zuletzt mit dem Postulate der Realisirung der Idee, und wendet sich damit an den Willen des Menschen — sie wird praktische Philosophie. Die Metaphysik realisirt sich in der Aufstellung und Entwickelung der drei Thesen: 1) das absolute Thun ist — ideelle Theologie; 2) das absolute Thun ist Grund der Welt — Ontologie, 3) das absolute Thun ist Zweck der Welt — Ethikologie; die beiden letzteren zusammen bilden die ideelle Kosmologie.

In diesem Räsonnement setzt der Verf. der Philosophie einen Anfangspunkt, dessen Möglichkeit, wie Rec. wenigstens glaubt, nicht von ihm erwiesen ist und auch gar nicht erwiesen werden kann. Der Anfangspunkt der Philosophie ist der Akt des Denkens, wodurch es sich selbst als ein freies setzt. Die Philosophie setzt also als Bedingung ihrer Möglichkeit voraus, dafs das Denken seine Unfreiheit aufhebe (vergl. bes. S. 133 fg.) Seine Unfreiheit aber besteht darin, von gegebenem Inhalt determinirt zu seyn. Gegeben ist dem Denken die Welt, die Aufsenwelt und die Innenwelt. Von der Bestimmtheit durch diese soll es sich frei machen, um ein freies, d. i. vernünftiges oder philosophisches Denken zu werden. Diese Forderung aber ist unmöglich. Der Verf. sagt selbst ausdrücklich: »Nun vermag es aber nicht, diese Bestimmtheit aufzuheben, weil es selbst ein integrirender Theil der Welt ist, und als solcher sich seinem faktisch bestehenden Zusammenhang mit ihr nicht entziehen kann« Er kann nur davon abstrahiren, und so ist, wie der Verf. wieder ausdrücklich hinzusetzt, die Abstraction »die einzige Weise,« in welcher es jene Forderung vollzieht. Damit ist denn doch wohl deutlich genug gesagt, dafs also das Denken sich nicht wirklich frei machen kann, sondern nur von seiner Unfreiheit abstrahiren, d. h. sich — problematisch — als frei denken kann. Der Verf. gesteht selbst ganz unumwunden, dafs in der Abstraction immer noch die Beziehung des Denkens zum gegebenen Inhalt der Welt stehen bleibt, nur dafs diese Beziehung eine negative wird. Rein unbegreiflich bleibt es daher, wie gleich darauf, nachdem so eben die Abstraction die »einzige Weise« genannt wurde, wie das Denken die Forderung der Befreiung vollzieht, doch behauptet werden kann, die Abstraction treibe das Denken über sich selbst hinaus, indem

Digitized by Google

sie es zu der Forderung veranlasse, auch seiner jetzt noch vorhandenen negativen Beziehung zur Welt sich zu entäufsern, und nachdem so eben die Abstraction für unzureichend zur Befreiung des Denkens erklärt war, doch in der bloſsen Forderung der Befreiung die Befreiung selbst schon gesetzt seyn soll als absolutes Thun (S. 134.). Mit einer bewundernswürdigen Offenheit spricht der Verf. (S. 135.) diesen Widerspruch so aus: »Obschon daher das Denken darin, daſs es ein absolutes Thun von sich fordert, seine Freiheit noch nicht verwirklicht hat, — so hat es darin sich dennoch schon zum freien constituirt, und ist als freies, die Idee zum Inhalt habendes unmittelbar aufgetreten.« Einen Unterschied zwischen dem »Verwirklichen« der Freiheit und dem zum Freien »sich Constituiren« zu fassen, ist wenigstens dem Rec. zu subtil; er meint, die Freiheit des Denkens ist auch verwirklicht, eine wirkliche geworden, wenn es sich als freies constituirt hat. Er muſs es also der Alles vermögenden Dialektik überlassen, den einfachen Widerspruch aufzulösen, wenn der Verf. in Einem Athem sagt, das Denken ist nicht frei, aber es ist doch frei.

Zwei andere Bedenken gegen die obigen allgemeinen Grundsätze über die Philosophie sind diese. Auf der ersten Seite spricht der Verf. den Satz aus: die Philosophie solle ein Wissen des Unbedingten und hiermit selbst ein »unbedingtes Wissen« seyn. Dieser Begriff der Philosophie hängt auch unzertrennlich mit dem Begriff eines absolut freien oder rein vernünftigen Denkens zusammen. Später aber (S. 142.) verheifst der Verf. doch in seiner Philosophie nicht ein absolutes Wissen; er gesteht, daſs keine vollkommene Einheit zwischen der Idee und der Wirklichkeit statt finde, daſs die Wirklichkeit nicht die adäquate, sondern nur die werdende Manifestation der Idee in sich ausdrücke, daher auch die Realphilosophie die Idealphilosophie nicht ganz decke. Die Lücke zwischen der Idee und Wirklichkeit soll durch das freie Handeln, die Sittlichkeit, ausgefüllt werden, die Philosophie kann also die Erfüllung der Idee nur als Postulat (als Sollen, Gesetz) aussprechen. So sehr auch Rec. dieser Ansicht über das Verhältniſs der Idee zur Wirklichkeit beistimmt, so wenig weifs er sie doch mit dem vorher aufgestellten Begriff eines absoluten Wissens zu vereinigen.

Ferner bleibt es nach den obigen Ansichten dunkel, wie in dem System des Verfs. eine Naturphilosophie eine Stelle finden könne. Ihm gilt es nämlich als Kriterium der philosophi-

Digitized by Google

schen Erkenntnifs, Alles als frei zu setzen und als Freies in die Idee aufzunehmen oder als Wahrheit zu denken. Die Natur als solche kann aber nicht als frei gedacht werden, sondern sie müfste eben als Natur vernichtet werden; mithin ist die Erkenntnifs von den Gesetzen der Nothwendigkeit der Natur, von den Naturgesetzen keine philosophische Erkenntnifs, es giebt gar keine philosophische Erkenntnifs der Natur, weil diese nur die Erkenntnifs des Freien ist. (Vergl. haupts. S. 149.) Daher ist auch in der Eintheilung der Philosophie in Theologie, Ontologie und Ethikologie die Naturphilosophie ganz ausgeschlossen.

Wir verfolgen die Entwickelung des Systems aus dem aufgestellten höchsten Princip des »absoluten Thuns« zunächst in der „ideellen Theologie.« Der Gedankengang ist dieser: Was gedacht wird, abgesehen von seinem besonderen Inhalt, ist das Seyn. Da aber aller Inhalt des sinnlich-verständigen Denkens ein Gegebenes ist, so ist sein Inhalt überhaupt das Gegebenseyn. Der Inhalt des vernünftigen Denkens aber ist ein Gesetztes, das Seyn also ein Gesetztseyn. Für das verständige Denken ist daher das Seyn das Unmittelbare, im vernünftigen Denken dagegen ist das Seyn vermittelt durch das Setzen, das Unmittelbare ist das reine Setzen = absolute Thun. In diesem absoluten Thun erhält das Denken seinen absoluten Inhalt, als solcher absoluter Denkinhalt aber ist es absolutes Seyn. Die erste Wahrheit des vernünftigen Denkens ist daher: »das absolute Thun ist absolutes Seyn« (S. 151 fg.). Die Momente der dialektischen Bewegung des vernünftigen Denkens sind daher: das absolute Thun, das absolute Seyn, die Identität beider = absoluter Geist. Der als wahr gewufste Begriff des in sich seyenden Geistes ist der speculative Begriff Gottes.

Durch dieses Princip des absoluten Thuns und den dialektischen Fortschritt zu dem absoluten Seyn befindet sich der Verf. in einem schroffen Gegensatze mit dem Hegel'schen System, das umgekehrt von dem Seyn ausgeht und von diesem zu dem Werden und Thun fortschreitet. Der Verf. läfst sich auch (S. 156 fg.) auf eine ausführliche Polemik gegen Hegel ein, die viel Wahres und Treffendes enthält. Er zeigt sehr richtig, dafs es keinen stetigen Uebergang des Denkens von dem Seyn zu dem Werden und Thun gebe, und weist überhaupt mit vielem Scharfsinn die Fehlerhaftigkeit der Hegel'schen Abstractionen in den Begriffen des Seyns, Nichts und Werden nach, auf denen dessen System ruht. Aber der Verf. befindet sich sehr im Irrthum, wenn er

Digitized by Google

glaubt, es sey leichter, einen stetigen Uebergang von dem absoluten Thun zu dem absoluten Seyn zu finden, als umgekehrt. Es ist dies eben so unmöglich, und viele der Einwendungen, die der Verf. der Hegel'schen Lehre entgegenstellt, treffen eben so gut auch ihn selbst; so daſs also sein Princip durchaus nicht höher ist, als das Hegel'sche, sondern mit diesem ganz auf gleicher Linie steht und an gleicher Einseitigkeit leidet. Das absolute Thun ist gerade eben so nur leere Abstraction ohne Realität, wie das absolute Seyn. In dem Begriff des Thuns liegt nicht schon der des Seyns: das Thun ist nur Verhältniſs zwischen Seyendem, Verhältniſs der Ursache zur Wirkung, aber es selbst seinem Begriff nach kommt nie zum Seyn. Beide Begriffe aber, Seyn und Thun, entspringen gleich ursprünglich und selbstständig aus der menschlichen Vernunft, das Seyn aus der Kategorie des Wesens, das Thun aus der Kategorie der Ursache: aber keine dieser Kategorien läſst sich aus der andern ableiten. Die Behauptung der Identität von Thun und Seyn beruht immer auf der Verwechslung dieser abstracten Begriffe mit denen des Thuenden und Seyenden. Das Seyende kann immer auch als Thuendes gedacht werden, sofern es als Ursache gedacht wird, und das Thuende als Seyendes; aber darum ist nicht das Thun = Seyn. Allerdings nun fällt in dem Falle, den der Verf. im Auge hat, wo das Denken in dem Thun sich selbst seinen Inhalt setzt oder in dem Sichsetzen des Denkens ein Thun mit einem Seyn zusammen (das Denken ist als Thun auch Seyn); aber auch daraus folgt doch wohl nicht die Einheit des Thuns und des Seyns? es folgt nicht die Nichtverschiedenheit der Begriffe, es läſst sich also auch nicht durch bloſse dialektische Entwickelung der eine aus dem andern ableiten.

Rec. zweifelt nicht, von dem Verf. um dieser Bemerkungen willen zu der Classe derjenigen gezählt zu werden, die er unter dem Namen des »kritischen Lesers« S. 174 fgg. mit ziemlich schulmeisterlichem Tone behandelt, indem er sich bemüht, ihm den Begriff des absoluten Thuns begreiflich zu machen, gleich Anfangs aber Jeden, der seiner Erklärung nicht beistimmt, ziemlich unumwunden für einen des Denkens ganz Unfähigen erklärt. Rec. nun scheut sich nicht, trotz dieses Abschreckungsmittels, offen zu erklären, daſs er zu denjenigen kritischen Lesern gehört, die den Begriff des absoluten Thuns für undenkbar halten, nur glaubt er sich darum in der Denkfähigkeit nicht unter den Verf. stellen zu müssen, sondern er meint gerade aus dem höheren

und freieren Standpunkt das Widersprechende in diesem Begriffe einzusehen, was dem Verf. verborgen geblieben ist. Der Verf. verlangt nämlich, in dem absoluten Thun ein Thun zu denken, das weder ein Substrat (ein Thuendes) noch ein Ziel (eine That) hat. Da aber, wie gezeigt wurde, das Thun nichts als ein Verhältnifs der Ursache zur Wirkung ist, so sind darin Substrat und Ziel nothwendig jedem Thun gegeben als die beiden Glieder, zwischen denen das Verhältnifs statt findet. Der Verf. wird zwar einwenden, dies gelte nur von der Thätigkeit, nicht aber von dem Thun (S. 174.); aber Rec. möchte erst diesen Unterschied zwischen Thätigkeit und Thun näher begründet sehen, ehe er ihn als gültig anerkennen kann. Er giebt auch selbst einen Widerspruch in dem Begriffe des absoluten Thuns zu, er nennt ihn nur feiner eine »Ungleichheit des Denkens;« aber Widersprüche schrecken den rüstigen Dialektiker nicht, er weifs sie doch aufzuheben. »Festhalten mufst du das von dir selbst gesetzte, trotz der sich ergebenden Ungleichheit deines Denkens,« prägt er seinem kritischen Leser ein (S. 177.); und »auch als Widerspruch mufs er (der Gedanke des absoluten Thuns) festgehalten werden; denn fallen darfst du ihn nun einmal nicht lassen.« Da mufs freilich die Dialektik ihre Künste aufbieten, um den Widerspruch des Begriffs, der nun einmal festgehalten werden mufs, aufzuheben. Allein dies gelingt ihr doch so wenig, dafs der Widerspruch vielmehr da, wo es auf die Anwendung des Begriffes ankommt, in den Lehren von Gott und der Schöpfung nur noch schroffer hervortritt.

Der Gott des Verfs. ist kein Wesen und kein Seyendes. Gott ist (S. 190.) absolutes Thun; also nicht selbst ein Wesen (ein Thuendes), sondern nur eine Aeufserung desselben, nicht selbst ein Seyendes, sondern nur ein Verhältnifs zwischen Seyendem. Der Verf. glaubt mit dieser Erklärung Gottes auch dessen Daseyn schon vollkommen gesichert zu haben. Aber seine Argumentation (S. 189 fg.) beruht nur auf der irrigen Voraussetzung der Identität des absoluten Thuns und des absoluten Seyns. Unter dieser Voraussetzung wäre freilich, wie der Verf. behauptet, der Satz: Gott existirt, ein analytisches Urtheil, eine blofse leere Tautologie (S. 190.), und der ontologische Beweis wäre gerechtfertigt seinem Inhalt nach, wenn gleich unrichtig seiner Beweisform nach. Allein eben diese Voraussetzung haben wir oben als eine unbegründete erkannt. — Nun folgt auch bei dem Verf. die bei dieser Gattung moderner speculativer Systeme so beliebte

Digitized by Google

göttliche Dreieinigkeit (S. 193 fgg.). Sie ist nach dem Verf. der speculative Begriff Gottes. Gott ist nämlich die Einheit der Dreiheit des absoluten Thuns, des absoluten Seyns und des absoluten Bewufstseyns. 1) Gott als absolutes Thun ist das Absolut-Erzeugende seiner selbst, *causa sui* — Macht (Vater), 2) Gott als absolutes Seyn ist das Absolut-Erzeugte seiner selbst, *effectus sui* — Leben (Sohn), 3) Gott als absolutes Bewufstseyn ist der absolute Begriff seiner selbst, *conceptus sui* — Person (h. Geist). Diese Trinitätslehre leidet aber an dem Gebrechen, dafs Gott erst in der dritten Kategorie, als absolutes Bewufstseyn, Person wird, dafs sie also nicht drei göttliche Personen giebt, sondern nur Eine, die durch die Zusammensetzung der beiden andern unpersönlichen Momente gebildet wird.

Der schwächste Punkt in dem System des Verfs. ist aber der Begriff des Schaffens, als Uebergang von Gott zur Welt, von der Theologie zur Kosmologie. Dies ist freilich die Klippe, an der alle speculativen Constructionen der Welt aus Gott, des Bedingten aus dem Absoluten scheitern, weil es schlechterdings keinen logischen Uebergang von dem Ewigen zu dem Endlichen giebt. Der Verf. nun hat sein Princip des absoluten Thuns als ein schlechthin beziehungsloses Thun, als ein reines Selbst-setzen erklärt: damit aber läfst sich nie zu einem Anderen, als das absolute Thun selbst, das ewig nur sich selbst setzt, hinaus kommen. Nun soll aber doch die Entstehung der Welt aus Gott speculativ erklärt werden, das Schaffen mufs also doch als ein Thun Gottes erklärt werden, das nicht mehr blos sich selbst, sondern ein Anderes, die Welt, setzt. Der Verf. mufs den Satz anerkennen: »es giebt ein Anderes als Gott,« welcher die speculative Bedeutung hat: »Gott setzt ein Anderes als er selbst« (S. 203.). Indem aber Gott ein Anderes setzt, als er selbst, ist er nicht mehr absolutes Thun, nicht mehr Selbstsetzen; sein Thun hat ein Ziel aufser sich, das Andere. Vergebens bemüht sich der Verf., diese Blöfse zu bedecken. Er sagt (S. 207.): »Das göttliche Setzen ist — zuvörderst (?) und vor Allem (?) absolutes Thun, ein Thun jedoch (!), welches nicht in unendliche Reflexität auf sich selbst bezogen ist. Da nun aber (nach S. 181.) das absolute Thun ein solches ist, »welches die unendliche Voraussetzung und das unendliche Ziel seiner selbst ist,« so ist der Sinn dieses Satzes eigentlich dieser: Das göttliche Setzen ist absolutes Thun, ein Thun jedoch, welches nicht absolutes Thun ist. Diesen Sinn bekräftigt der Verf.

Digitized by Google

auch selbst, indem er das Nichtgerichtetseyn des absoluten Thuns auf sich selbst ein »negatives Moment an ihm« oder das Setzen eines Andern eine »absolute Selbstverneinung« des absoluten Thuns nennt, und sich mit der üblen Ausflucht hilft, dafs das göttliche Setzen eines Andern »keine wesentliche und ursprüngliche Bestimmung« an dem absoluten Thun sey. So steht es auf der Einen Seite sehr bedenklich mit der Absolutheit Gottes als absoluten Thuns, da er, als Schöpfer, sich selbst beschränkt und negirt und auch unwesentliche Besimmungen an sich hat. Auf der andern Seite aber gewinnen wir auf diesem Wege auch keine wirkliche Welt, sondern nur eine Scheinwelf, ein Nichts. Die Welt nämlich ist das Andere Gottes oder das Aufser Gott; da aber das absolute Thun (= Gott) »schlechthin aller Inhalt ist, so ist das Aufser die absolute Inhaltslosigkeit selbst, und so das reine Nichts« (S. 208.). Dieses Nichts wird freilich durch die kunstfertige Dialektik sogleich auch wieder in ein Seyendes verwandelt; da nämlich in dem sich selbst verneinenden absoluten Thun auch dies enthalten sey, dafs dasselbe ein Setzen, und als solches Uebergang in ein Gesetztes, d. i. Seyendes sey (das.). Bei aller dialektischen Kunst bleibt aber doch immer der einfache Widerspruch stehen: Setzt Gott ein Anderes aufser sich, so ist er nicht absolutes Thun, so mufs Gott selbst beschränkt seyn, ist er hingegen absolutes Thun, so ist Alles aufser ihm, also die ganze Welt, Nichts. Diesem Widerspruch in dem Begriff des Schaffens vermag sich der Verf. durchaus nicht zu entziehen, vielmehr spricht er ihn als das Wesen des Schaffens aus. »Das Schaffen,« sagt er (S. 209.), »ist ein Thun, welches nicht auf sich selbst bezogen ist, worin also nicht das Thun, sondern ein Anderes als das Thun, jedenfalls daher ein Nichtthun gesetzt wird.« (Wie mag doch wohl aus dem Princip des absoluten Thuns ein Nichtthun heraus zu bringen seyn?) Dieses Nichtthun ist das Geschöpf. Das Geschöpf ist also das Negative des Thuns, und da das Schaffen in das Geschöpf übergeht, so endet darin das Thun. Also das Schaffen ist ein endliches Thun. (So erhalten wir also zu den unwesentlichen Bestimmungen des göttlichen Thuns auch noch ein endliches Thun Gottes, und da Gottes Thun gleich ist Gottes Seyn, auch ein endliches Seyn Gottes). Allein zugleich ist das Schaffen auch ein seyendes, es kann demnach in dem Geschöpf nicht untergehen (so eben mufste es untergehen), und ist somit kein endliches Thun. Für die Auflösung dieses Widerspruchs scheint die Dialektik des

Digitized by Google

Verfs. keinen Rath mehr gewufst zu haben: er beruhigt sich aber dabei dadurch, dafs er ihn als Form des Schaffens erklärt (S. 210.). Aber übel scheint es uns doch um die speculative Einsicht des Wesens Gottes und seines Verhältnisses zu der Welt zu stehen, wenn nicht allein die Weltschöpfung als unwesentliche (zufällige?) Bestimmung Gottes und das Schaffen als endliches Thun Gottes, sondern auch als widersprechendes Thun bestimmt wird, wenn also in Gott selbst ein Widerspruch gesetzt wird. Das gleicht doch wohl völlig einem unumwundenen Geständnifs von der Unbegreiflichkeit dieses Gegenstandes für den menschlichen Verstand, und hebt den Anspruch auf ein absolutes Wissen oder Wissen des Absoluten auf.

Dies wird hinreichen, um das Wesen dieses neuen metaphysischen Systems kenntlich zu machen, ohne dafs wir nöthig hätten, dem Verf. in der Ausführung der einzelnen Theile der Theologie und Kosmologie, und wieder der Ontologie und Ethikologie zu folgen. Rec. ist der Ueberzeugung, dafs auf diesem Wege der Speculation überhaupt kein Heil für die Philosophie zu erwarten ist, und kann daher nur wünschen, dafs man diese Richtung lieber ganz verlassen, und zu der sehr mit Unrecht grofsentheils verlassenen kritischen Methode zurückkehren möchte.

H. Schmid.

Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angrenzenden Länder und Städte. Namens der S. H. L. Gesellschaft für vaterländische Geschichte redigirt von Dr. A. L. J. Michelsen und Dr. J. Asmussen. Zweiter Band. Altona, bei J. F. Hammerich. 1834.

Die genannte Gesellschaft, obgleich eine der jüngsten von den in Deutschland zu historischen Zwecken zusammen getretenen Vereinen, hat sich schon recht fruchtbar in ihren Arbeiten gezeigt. Der erste Band ihres Archivs ist bereits anderswo angezeigt worden; seitdem wurde in ihrem Namen von Michelsen ein sehr reichhaltiges dithmarsisches Diplomatarium herausgegeben, und der zweite Theil des Archivs liegt jetzt zur Beurtheilung vor. Er übertrifft den ersten sowohl an Umfang als an Gehalt, und zeichnet sich aufserdem noch durch eine grofse Mannigfaltigkeit der darin behandelten Gegenstände aus, so dafs kein Freund der Geschichte ihn unbefriedigt aus der Hand legen wird. — Ohne sich bei einer Sammlung verschiedenartiger, unter

Digitized by Google

einander unabhängiger Arbeiten auf allgemeine Bemerkungen einzulassen, wendet Ref. sich sogleich zur Beurtheilung der einzelnen Stücke.

Zuerst hat Hr. v. Rumohr einen Ueberblick der Kunsthistorie des transalbingischen Sachsens geliefert, mit specieller Andeutung von Denkmalen und Kunstwerken, welche an sich selbst oder doch an ihrer Stelle von höherem Belang sind. Aufser den Herzogthümern Holstein und Lauenburg und den Städten Hamburg und Lübeck hat der Verf. auch das Herzogthum Schleswig in seine Darstellung hinein gezogen, was auf dem Titel nicht angedeutet, übrigens das allein richtige Verfahren ist; denn in der Zeit, in welcher sich diese Untersuchung bewegt, ist die enge Vereinigung von Schleswig und Holstein erfolgt, welche es nicht gestattet, dafs bei irgend einer historischen Darstellung beide Länder von einander getrennt werden. — Dieser kleine Aufsatz nun ist ganz so geistreich, sachkundig, geschmackvoll geschrieben, wie man es von dem berühmten Verfasser der italienischen Forschungen erwarten durfte, und wenn Ref. sich darauf beschränken mufs, nur Einzelnes daraus hervorzuheben, so gesteht er gern, dafs ihm die Auswahl schwer fiel, und dafs er nichts lieber gethan hätte, als das Ganze wieder abdrucken zu lassen. Natürlich darf man hier, was den Gegenstand betrifft, nicht mit zu hochgespannten Erwartungen heran kommen; wer da bedenkt, dafs die Gegenden, wovon es sich handelt, an der äufsersten Spitze von Norddeutschland liegen, der wird sich keine Illusionen machen, und eine originelle Richtung in der Kunst, eine vorzugsweise begabte und gebildete Schule, hervorragende Meisterstücke nicht erwarten. Aber es ist doch für den Niedersachsen erfreulich, zu sehen, dafs seine Landsleute nicht ganz ohne künstlerische Anregung geblieben sind, und jeder, der sich für die Kunstgeschichte interessirt, wird es gerne hören, wie auch in diesen Gegenden sich allgemeine Richtungen kund gegeben haben.

Hr. v. Rumohr beginnt mit der Architektur. Er tritt hier, wie er es schon anderswo ausführlicher gethan hat, den Träumereien entgegen, welche für die Baudenkmale der heidnischen Zeit in dem engen Raum kaum Platz finden konnten, und läfst blos die einfach aus Erde und rohen Steinen aufgerichteten Begräbnifsstätten, welche massenweise auf Höhenzügen belegen sind, als vorchristliche Constructionen in diesen Gegenden gelten. »Die Bearbeitung natürlichen Gesteines, die Formung und das Brennen

Digitized by Google

des Thones, die Künste des Begründens, der Vertheilung von Druck und Gegendruck, wie zuletzt die Bereitung des Mörtels, blieb bis zur Einführung des Christenthums den Bewohnern unserer Küstenländer ganz unbekannt.« —

Die ersten christlichen Baudenkmale sind im vorgothischen oder byzantinischen Style aufgeführt, so in Schleswig das Seitenthor des Domes aus Granit, und im Fräuleinstift das Hauptthor der Kirche aus fremdem, eingeführten Gestein. Später machte sich auch in diesen Gegenden der gothische Styl geltend, doch nicht vor dem Jahre 1200, so dafs Baudenkmale, noch im zwölften Jahrhundert im vorgothischen Style begonnen, in jenem fortgebaut und beendigt wurden. Der Verf. verweist als Beispiele für diese Erscheinung namentlich auf die Dome in Lübeck und Ratzeburg; und indem er daran erinnert, wie spät Wagrien und die anstofsenden Landschaften von Deutschland aus besetzt und colonisirt worden sind, findet er hier einen Beweis, dafs vor dem Jahre 1200 der gothische Styl überhaupt noch nicht in Gebrauch gewesen ist. Im entgegengesetzten Fall würde in Lauenburg und Wagrien von vorgothischen Bauwerken auch nicht die Spur vorkommen. — Ueber das, was diese Gegenden an gothischen Bauwerken aufzuweisen haben, lassen wir den Verf. selbst sprechen.

„Den gothischen Styl halte ich in Ehren; doch mufs ich gestehen, dafs er, besonders bei gröfseren Dimensionen, dem gegebenen Material unseres Landes, dem Backstein, nicht wohl sich anpassen läfst. Schade, dafs anfangs den Architekten dieser Gegend die Selbstständigkeit gefehlt, einen eigenen Styl sich zu bilden. Denn im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, gerade in der baulustigen, unternehmenden Zeit, wollten sie den Oberdeutschen nachfolgen, wie die Marienkirche zu Lübeck zeigt, ein ungeheurer Bau, doch von Aufsen eine ungefügige Masse und im Innern voll sehr alten Blickwerks. Das Spannwerk unter dem Gewölbe des Mittelschiffs, die vorhängenden Thürme und anderes Ungewisse in der gegenwärtigen Erscheinung des Gebäudes, machen dessen Eindruck unbehaglich. Die übrigen Hauptkirchen Lübecks, wie alle Hamburgischen und verschiedene über Holstein verstreute, zeigen im Inneren bisweilen sehr schöne Theile, können jedoch auf den Beifall des Kenners im Ganzen nicht Anspruch machen.«

»Die Anlage der Burgkirche zu Lübeck, während der ersten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts, war zugleich der späteste und glücklichste Versuch, gothische Proportionen und Gliederungen

Digitized by Google

aus blofsem Backstein herzustellen. Er ward von künstlerisch begabten Personen angestellt, das Gebäude war nicht so grofs, dafs man nicht im Schlanken und Aufstrebenden ein Uebriges hätte wagen können; und so glückte es. Ich erinnere mich mit Vergnügen des leichten und bequemen Ansehns dieser Kirche, welche, gegen Landesgewohnheit, ein schlankes und zierliches Thürmchen schmückte. Nunmehr ist sie abgetragen, weil Baufehler entstanden waren, sagt man; oder auch, weil unproductiven Zeiten Nichts zu thun übrig ist, als dieses leidige Zerstören."

»In der Folge scheint die Erfahrung in unseren Gegenden auf eine mehr selbstständige und eigenthümliche Bauart geleitet zu haben. Sorgfalt in den Grund- und Widerlagen, Dichtigkeit oder sparsame Unterbrechung der Mauermassen, Nettigkeit in der Ausführung, gutes und schönes Verhältnifs, alles dieses und mehr vielleicht war im Backstein erreichbar und ward in der That bisweilen zum Verwundern erreicht. Das musterhafteste Bauwerk dieser Art ist zugleich eines der spätesten, das Hospital zu St. Annen in Lübeck, dessen Kreuzgang und Refectorium, bei vortrefflicher Ausführung, auch in Beziehung auf Verhältnisse Nichts zu wünschen übrig läfst. Die anstofsende Kirche ist wenig scheinbar und das Innere durch praktische Vorrichtungen verbaut. Dennoch aber verräth sie die Hand und den Sinn des Meisters, dessen Namen doch wohl der Forschung noch erreichbar seyn dürfte.«

»Malerisch und gefällig hat, bei gröfster Vernachlässigung, auch zu Schwartau, im Bisthume, eine verödete Kapelle sich vollkommen im Loth erhalten. Sie wird in derselben spätesten Epoche der gothischen Bauart errichtet worden seyn. Die Stiftskirche zu Preetz, und in Lübeck die St. Katharinenkirche; in Schwerin und Schleswig der Dom, verrathen mehr oder weniger dasselbe Bestreben, nicht zu weit auszuholen und in den nothwendigen Grenzen sich zu erhalten. Ich erinnere mich auch noch des schönen runden Thurmes am Schlosse des Gutes Farbe, welcher, nach den geschichtlichen Umständen, nicht sehr alt seyn konnte und dennoch das Ansehn hatte, vor Einführung des gothischen Styles gebaut zu seyn. Der Art mag auch das Schlofs Putlos, eine Pertinenz des Gutes Ehlersdorf, endlich selbst das Kloster zu Bordesholm gewesen seyn. — Alle diese Ueberreste hat man seit wenigen Decennien dem Boden gleich gemacht. Für dieses Land, welches an erinnerungsvollen und malerischen Ueberresten schon arm genug, ein ganz unersetzlicher Verlust.«

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Archiv für Geschichte von Schleswig, Holstein u. s. w. von Michelsen und Asmussen. 2ter Band.

(Beschluſs.)

Nach dem Vorhergehenden wird der Leser sich eine Vorstellung machen können von der Art, worin der ganze Aufsatz geschrieben ist; er wird aber auch fühlen, dafs es nicht gut thunlich ist, von einer solchen Arbeit einen Auszug zu liefern. Wenn jemand daher noch weiter wissen möchte, was der Verf. über Bildnerei, Flächenverzierung und Malerei vorgebracht hat, so mufs Ref. ihn auf das Buch selbst verweisen; er wird darin namentlich sehr interessante Mittheilungen über die Erzgüsse und eingegrabenen Arbeiten finden, welche im vierzehnten Jahrhundert zu Lübeck in grofser Vollkommenheit verfertigt sind; vielleicht aber ungern eine ausführlichere Beurtheilung von dem gothischen Altar des Hans Brügman in Schleswig vermissen, »dem unvergleichbarsten und wundervollsten Werk der Bildschnitzerkunst aller Zeiten an Umfang, Reichthum und geistvoller Behandlung;« denn die Publicationen des Hrn. Böhndel, worauf verwiesen wird, lassen doch, wie wenigstens dem Ref. scheint, Manches zu wünschen übrig: namentlich hat er die kecke und anmuthige Leichtigkeit der Behandlung des Materials in den Zeichnungen nicht gehörig angedeutet gefunden. — Also wegen des Uebrigen verweist Ref. auf die Abhandlung selbst; doch will er noch schliefslich auf die merkwürdige Ornamentirung des alten Seitenthors am Dome zu Lübeck mit den Worten des Verfs. aufmerksam machen.

»Bei unvollkommener Kunstbildung und schwer zu bewältigender Härte unserer einheimischen Granitgeschiebe, mufste das erwähnte Seitenthor des Domes zu Schleswig wohl so unscheinbar ausfallen, dafs seine Arbeit nur die Aufmerksamkeit des Forschers, gewifs keines Anderen anziehen wird. In die Augen fallender ist schon die Ornamentirung jenes anderen Seitenthores am Dome zu Lübeck. Die angelehnten Säulchen dieses sonderbaren Werkes sind von verschiedenem, antikem Gestein; hingegen die wiederholten Wülste am Spitzbogen, mit ihren bildnerischen, stylistisch bemalten Verzierungen, aus einem gleichfalls

Digitized by Google

eingeführten, gemeineren Sandsteine. Der Architekt oder Bildner ist bei dieser letzten Arbeit in die Grundzüge seiner, meist altgriechischen Vorbilder nicht übel eingegangen. Wo er gefehlt, scheint die Schuld dem Meifsel mehr, als dem Verstande aufzuliegen. Die Figuren in der Fläche innerhalb des Bogens, Christus und zwei Engel, sind typisch und von altchristlichem (doch nicht etwa speciell byzantinischem) Zuschnitt. Im Gegentheil, sie sind nicht schlank und mager, sondern gedrängt und kurz.«

Das folgende Stück dieses Archivs enthält die erste Lieferung des Versuchs einer Geschichte des münsterdorfischen Consistoriums im Herzogthum Holstein, vom Hrn. Candidaten H. Schröder. Eine höchst langweilige, inhaltsleere Arbeit: die unbedeutendsten Dinge sind mit der gröfsten Weitschweifigkeit und dem kleinlichsten Detail erzählt (selbst die Geschichte der dem Consistorium gehörenden silbernen Löffel ist z. B. nicht übergangen), und zum Ueberfluſs sind noch die dabei benutzten Quellen, die an sich mit wenigen Ausnahmen gar keinen Werth haben, im Anhange abgedruckt worden. Ref. möcht es übernehmen, diesen Aufsatz, der mit dem, was daran hängt, mehr als zehn Bogen einnimmt, auf zehn Seiten wieder zugeben, und würde den Vorwurf zu grofser Kürze am wenigsten befürchten; er mufs sich wundern, dafs die Redaction ihren Abnehmern es zumuthen konnte, dieses Gewäsche zu bezahlen, zumal da es sonst nicht an Gelegenheit fehlt, dergleichen Sachen abzusetzen.

Für je mifslungener Ref. aber diesen Versuch halten mufs, die äufserlichen kirchlichen Verhältnisse in Schleswig-Holstein historisch aufzufassen, um so mehr freut es ihn, dafs in der letzten Nummer dieser Sammlung ein Aufsatz geboten wird, der ohne Zweifel zu den gelungensten gerechnet werden darf, welche in ähnlicher Art erschienen sind. Zwar hat sich der Hr. Pastor Jensen zu Gelting schon anderweitig als gründlichen Forscher gezeigt, und Manches hat der bescheidene Mann anderen mitgetheilt, wodurch umfassendere Untersuchungen möglich wurden; aber die Arbeit, welche hier von ihm geliefert ist, scheint doch weit seine beste zu seyn. Sie ist überschrieben: Zur Geschichte des schleswiger Domcapitels besonders nach der Reformation, und läfst an genauer, abgerundeter Forschung, an verständiger Auswahl des Gegebenen, an klarer und unpartheiischer Auffassung der erzählten Zustände und Ereignisse wenig zu wünschen übrig. Ref. will wenigstens in der Kürze den Gang angeben, den der Verf. bei seiner Untersuchung

Digitized by Google

genommen hat, und nur bei einigen besonders interessanten Punkten etwas länger verweilen. Von den älteren Verhältnissen vor der Reformation ist nur so viel berührt worden, als nöthig schien, um einen festen Punkt zu gewinnen, von welchem die fernere Darstellung ausgehen konnte. Die Erzählung beginnt daher mit dem Zustand des Domcapitels um die Zeit der Reformation. Es bestand aus 24 Domherren, unter welchen die 16 gröfseren und 8 kleineren Präbenden vertheilt waren, deren jede mit bestimmten Lansten *) und Hebungen (*corpora praebendarum*) versehen war, doch so, dafs der jüngste Canonicus in beiden Abtheilungen kein eigenes Corpus hatte, sondern nur, in sofern er residirend war, an den gemeinschaftlichen Einnahmen (*bona communia*) Theil nahm. „So wie anderswo, hatte auch hier das Capitel, dem Bischof gegenüber, an Macht und Einfluſs gewonnen. Die Mitglieder hatten die geistliche Jurisdiction in der ganzen Diöcese unter sich vertheilt. Von ihnen hing die Wahl eines Bischofs ab, so wie sie auch aus ihrer Mitte ihre Prälaten wählten, und ihr Collegium durch Wahl selbst ergänzten, wenn eine Vacanze eingetreten war.« Jener Prälaten waren drei: der Groſsprobst, der Archidiaconus und der Cantor. Die Domkirche war zugleich Cathedral- und Parochialkirche, indem das obere Chor dem Capitel, das untere der Gemeinde zum besonderen Gebrauch eingeräumt war. Dadurch konnte es geschehen, dafs, als die Reformation Eingang fand, in derselben Kirche gleichzeitig die Canonici ihre Horas hielten und ein protestantischer Eiferer gegen sie und ihren Cultus ankämpfte. —

Die Reformation machte sich im Jahre 1526 zuerst in Schleswig geltend; die Domherren erboten sich damals auf dem Landtage zu Kiel, 12,000 Mk. zu zahlen, wenn sie unterbliebe (wahrlich ein merkwürdiges Zeichen von der Denkweise dieser geistlichen Herren!), aber natürlich ohne Erfolg. So wie in Schleswig und in der Domkirche selbst, so kam auch in der Diöcese die

*) Im Herzogthum Schleswig kommen Lansten (von Landseten, oder dem dänischen Landsätte, Landsasse) im Gegensatz zu den Bonden (im jüdschen Lov Adelbonden) vor. Letztere sind die Eigenthümer freier Bauerstellen, erstere haben von ihren Gütern, regelmäfsig wohl in Folge der Hörigkeit, bestimmte Abgaben und Dienste an den Landesherrn, an die Kirche oder an andere Personen zu leisten. Eine Unterart der Lansten sind die Festebauern, deren Rechtsverhältnifs sich aber mehr dem Leben, als dem Colonat nähert.

Digitized by Google

Reformation zu Stande; das Herzogthum Schleswig wurde hinsichtlich der kirchlichen Aufsicht in 4 Superintendenturen vertheilt, und die geistliche Inspection des Bischofs und Domcapitels ging zu Ende. Doch auch in dessen Mitte nahm die Opposition ab: die alten katholischen Canonici bequemten sich zum Theil zur neuen Lehre; andere starben aus, und die erledigten Stellen wurden theils mit Evangelischen besetzt, theils blieben sie wohl ledig, weil man auf Reduction des Personals und auf eine ganz neue Gestaltung des Instituts bedacht war.

Diese neue Einrichtung, welche nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs, Gottschalk von Ahlefeldt († 1541.) vor sich ging, ist ein schönes Beispiel von dem Versuch, alte, abgelebte Institute mit dem Geist der neueren Zeit in Harmonie zu bringen, und macht den Männern, die sie anordneten, die gröfste Ehre. Ueberhaupt ist die Einführung der Reformation in den Herzogthümern fast durchaus mit Milde, Schonung und gerechter Erwägung der Verhältnisse vor sich gegangen, wovon der Grund theils in dem ruhigen Charakter der Einwohner, der sich nur in wenigen Pöbelaufläufen verleugnete, theils in der Eigenthümlichkeit Christian III. gesucht werden mufs, ohne Zweifel des ehrenwerthesten Oldenburgers auf dem dänischen Throne (wenn man ihm nicht etwa den glänzenderen Christian IV. vorziehen will), der in der Reformation der kirchlichen Einrichtungen durch den weisen Johann Bugenhagen trefflich unterstützt wurde. — Bei der neuen Organisation des Capitels in Schleswig hielt man sich an die auf Luthers Rath und mit seiner Genehmigung bereits in der dänischen Kirchenordnung getroffenen Vorschriften, welche, wenn man sie im allgemeinen charakterisiren will, darauf ausgingen, das von seiner ursprünglichen Bestimmung abgewichene Institut auf diese, unter angemessener Berücksichtigung der Bedürfnisse und Anforderungen der Gegenwart, zurückzuführen. An der Spitze des Capitels blieb der Bischof, aber wie verschieden wurde seine Stellung! »Er sollte visitiren, ordiniren, predigen, wenigstens zweimal wöchentlich die heilige Schrift im Lectorium exponiren, und über das Consistorium die allgemeine Aufsicht haben.« Die Anzahl der Canonici wurde auf 8 vermindert, über ihre Obliegenheiten und Pflichten eine genaue Bestimmung getroffen; es wurde ausdrücklich bemerkt, dafs die Canonicate hinfort keine blofse *beneficia*, sondern *officia* seyn sollten, und dafs darum bei künftigen Wahlen auf die Tüchtigkeit der Competenten für ihre Amtsverrichtungen zu sehen sey. Nament-

Digitized by Google

lich beabsichtigte man, wohlverdiente, erfahrene Prediger, welche Alter oder Schwachheit drückte, durch die sogleich zu erwähnenden Consistorialämter zu versorgen und zu benutzen. Die Amtsverrichtungen der Canonici waren nämlich nach der neuen Einrichtung so vertheilt, dafs einer zum Lector ordinarius bestimmt, zweimal wöchentlich exegetische Vorlesungen halten, und wenn der Bischof auf Visitationen, statt seiner predigen sollte. Vier wurden zum Consistorium verordnet, von denen zwei die Entscheidung in Ehesachen haben, der jüngere unter diesen zugleich Notarius seyn, und den Bischof auf seinen Visitationsreisen begleiten sollte; die beiden andern wurden zu Beisitzern des Consistoriums bestimmt, und hatten zugleich als Provisores Capituli das Rechnungs- und Bauwesen, so dafs sie also an die Stelle des früheren Thesaurarius und Structuarius traten. Die noch übrigen drei Canonici hatten als Ludimagister, Subrector und Cantor Schulämter zu bekleiden. »Uebrigens gingen die Domherren noch immer zu Chor und hielten ihre Horas, wie auch in den dänischen Stiftern noch lange geschehen ist.« (In der Note S. 469. beschreibt der Verf. nach Helduader diesen eigenthümlichen Ritus). — Der Archidiaconus und Cantor wurden als Prälaten mit ihren früheren Einkünften beibehalten; im Uebrigen blieben dem Domcapitel alle Güter, Lansten, Einkünfte und Immunitäten: nur die hohe Jagd reservirte sich die Landesherrschaft. Die bischöflichen und Capitelsgüter wurden aber jetzt als gemeinschaftliches Stiftsgut betrachtet.

Man fragt billig: welches waren die Folgen dieser heilsamen Einrichtungen? wie lange dauerten sie? wie sind sie modificirt worden? Die Antwort ist eine traurige: sie sind, kaum in Ausführung gesetzt, schon wieder gehemmt, gestört und bald ganz aufgehoben worden. Dieselbe Erscheinung, welche sich so mannichfaltig in der Reformationszeit und der ihr folgenden Periode wiederholt, zeigt sich auch hier: aus dem tief bewegten Volke gingen die schönsten Anregungen, die besten Einrichtungen hervor; aber die Mächtigen, in deren Hand die Ausführung lag, verfielen dem Eigennutz, der Herrschsucht oder kleinlicher Schwäche, und die dauernd heilsamen Folgen jenes grofsen Ereignisses wurden gröfsten Theils wieder in die Ferne geschoben. Die neue Organisation des schleswiger Domcapitels war auf ein ungetheiltes Land berechnet, war überhaupt nur unter dieser Voraussetzung möglich. Allein schon 1544. wurde die Theilung der Herzogthümer unter König Christian III. und seinen Brüdern

Digitized by

Johann und Adolph vollzogen, welche dem Lande so theuer zu stehen gekommen ist. Aufserdem, dafs nun jeder der regierenden Herren sich als Summus Episcopus in seinem Landestheil ansah, und dadurch die Wirksamkeit des Bischofs und seines Capitels nothwendig gehemmt werden mufste, so ward gar der vierte Bruder, Friederich, welcher mit geistlichen Pfründen versorgt werden sollte, 1549 zum Coadjutor des Bischofs gemacht, wodurch natürlich dessen neue Bestimmung über den Haufen geworfen wurde. Ihm folgte der Herzog Adolph zu Holstein-Gottorp, ohne Zweifel eine der widerlichsten Erscheinungen in der schleswig-holsteinischen Geschichte. Zu einer Zeit, wo, um von allem Anderen zu schweigen, die beiden ersten protestantischen Fürsten Deutschlands für ihren Glauben das Härteste erduldeten, schämte er sich nicht, in den Heeren Karl V. und Philipp II. gegen seine eigenen Religionsverwandten zu dienen, obgleich ihn nicht einmal ein formelles Band an das Reichsoberhaupt knüpfte, was doch für Moritz angeführt werden kann. Später in sein Land zurückgekehrt, zettelte er den Unterjochungskrieg gegen Dithmarschen an, machte sich, wie weiter unten in dieser Anzeige wieder vorkommen wird, durch seine unermüdlichen Freiereien um reiche Bräute lächerlich, und hier treffen wir ihn, angehetzt durch seinen Kanzler, Dr. Adam Thraziger (Drahtzieher) in Fehden mit dem Domcapitel, indem er gegen den Revers an, welchen er bei seiner Wahl zum Coadjutor unterschrieben hatte, seine doppelte Stellung als Landesherr und Bischof benutzte, um das Capitel seiner Vorrechte zu berauben, und die Canonicate wieder zu Pfründen für Prinzen und Hofbediente zu machen. Jedoch rächte sich dieses Verfahren an seinen Nachkommen; denn nach seinem Tode zog der König, unterstützt von dem schwer beleidigten Capitel, das Bisthum ein, obgleich dem Herzog Friederich, Adolphs Sohne, die Nachfolge zugesichert war. Das Capitel hörte nun auch bald auf, im gottorpischen Antheil als Consistorium zu fungiren, und nur als Corporation, die einen Theil der Landstände ausmachte, und über die Domkirche in Schleswig, so wie über zahlreiche Unterthanen bedeutende Gerechtsame ausübte, behielt es noch eine nicht unwichtige Stellung. Auch diese endete mit dem rothschilder Frieden 1658, in welchem das Capitel aufgehoben, und seine Güter und Rechte zwischen dem König und dem Herzoge von Gottorp getheilt wurden.

Ref. hat hier einen Auszug aus dem inhaltsreichen Aufsatze des Herrn Jensen geliefert, indem er nur wenig eigene Bemer-

Digitized by Google

kungen einmischte; er schliefst die Anzeige mit den Worten des Verfassers:

»So ging denn unbetrauert ein Institut ein, das in seinen ersten Zeiten allerdings von grofsem Nutzen für die Kirche unsers Landes gewesen war, das nach der Reformation in frommem und verständigem Geiste neu organisirt, von noch gröfserem Nutzen für unsere Landeskirche hätte seyn können, wenn diese Organisation von längerer Dauer gewesen wäre, das aber von der Herrschaft der materiellen Interessen überwältigt, auch nicht ohne Verschulden seiner eignen Mitglieder von seiner ihm gegebenen Bestimmung sich immer weiter entfernt hatte, und völlig nutzlos geworden war. Es ist vergangen und vergessen, und nur in den Namen und den Verhältnissen der Domkirche, der Domschule und der vormaligen Domcapitelsgüter haben sich einige schwache Spuren seines einstigen Daseyns erhalten.«

Der Hr. Archivarius Dr. Lappenberg in Hamburg hat unter No. III. und IV. dieser Sammlung zwei werthvolle Mittheilungen gemacht. Die erste derselben bezieht sich auf die von Langebek in den Scriptores herausgegebenen dänischen Annalen. Aus einer im hamburger Archiv befindlichen handschriftlichen Sammlung vieler gröfstentheils bekannter Geschichtswerke und Gesetze Dänemarks, Holsteins und der Städte Hamburg und Lübeck sind theils Varianten zu jenen Annalen geliefert, theils ist der bis jetzt vergeblich gesuchte Abschnitt derselben von 1308 — 1363. hier zum ersten Mal herausgegeben. Daran schliefst sich eine *Chronologia rerum danicarum incerti authoris ab anno Christi* MCLXXXVIII. *ad a. c.* MCCCXIX. Auch diese Annalen finden sich hier zum ersten Mal gedruckt; sie sind, wie der Herausgeber nachgewiesen hat, im Jahre 1579 von einem Dänen zusammengestellt, und, obgleich die Abschrift schlecht ist, so legt der Herausgeber dem Werke doch einigen Werth bei, weil es, vorzüglich im späteren Theile, aus guten älteren Quellen zusammengesetzt sey, von denen manche jetzt verloren schienen. — Die zweite Mittheilung desselben Gelehrten bezieht sich auf die Geschichte der Bischöfe und des Stiftes von Lübeck. Ihm wurde aus dem königlichen Staatsarchiv zu Berlin der sogenannte Codex Eglensis, über den S. 562. auch einige Bemerkungen des Hrn. Bibliothekar Dr. Böhmer zu finden sind, zur Durchsicht mitgetheilt, und er hat hier das Resultat seiner Untersuchung bekannt gemacht. Der gröfste Theil der in dieser Handschrift enthaltenen Urkunden steht schon in Lünigs Specileg. ecclesiast. P. II. p. 291 — 480, nach gewohnter

Digitized by Google

Weise fehlerhaft abgedruckt, so dafs es, wie hier geschehen ist, genügte, die wesentlichen Abweichungen des Berliner Codex zur Berichtigung anzugeben. Aufserdem hat aber Hr. Lappenberg ein Register der Zehnten und anderer Rechte der Bischöfe und des Capitels (S. 275—84.), ferner einige Nachrichten zur Geschichte der Bischöfe (S. 285—297.) und über die Fundation des Klosters Preetz und zuletzt noch eine Urkunde abdrucken lassen. (S. 298—300.) Diese Nachrichten haben ein nicht geringes historisches Interesse.

Die nächsten beiden Stücke dieses Archivs sind historische Abhandlungen des Hrn. Kanzleiraths Behrmann in Altona. In der ersten wird eine bis jetzt wenig bekannte Geschichte aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erzählt, welche, indem sie lebhaft an die Abentheuer eines Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen erinnert, namentlich durch die dabei betheiligten hohen Personen merkwürdig ist. Wenn es selbst dem damals mächtigen und geehrten Christian von Dänemark nicht möglich war, sich gegen einen Wegelagerer Recht zu verschaffen, was durften dann Andere hoffen? Martin von Waldenfels, ein mecklenburgischer Edelmann, machte gegen den König von Dänemark, wie es scheint, ungegründete Ansprüche auf Entschädigung wegen einiger Reuter, die er jenem Herrn zugeführt haben wollte. Er wurde mit seiner Forderung abgewiesen. Da suchte er, von seinen Gläubigern gedrängt, auf eine andere Weise zum Ziel zu kommen. Er übersandte dem Könige im Jahre 1545 einen Fehdebrief, that sich mit einigen benachbarten Edelleuten zusammen, und fiel in das Holsteinische ein, um dort einen angesehenen Mann in seine Gewalt zu bringen, und so vom Könige und des Gefangenen Familie ein ansehnliches Lösegeld zu erpressen. Aber den, auf welchen sie es abgesehen hatten, trafen sie nicht. Schon auf dem Rückwege begriffen, erfahren sie in der Nacht, dafs der Bischof von Lübeck, Balthasar von Ranzau, sich auf seinem Hofe in der Nähe aufhalte. Er, ein geborener Holsteiner, des mächtigen Statthalters Breide Ranzau Bruder, pafste vortrefflich für ihren Plan. Die Reuter fallen plötzlich in den Hof ein, vergewaltigen den unschuldigen Mann, einen geistlichen Fürsten des heiligen römischen Reichs, und transportiren ihn nach der abgelegenen Burg eines der Verbündeten.

Der König, die mächtigen Ranzau's setzen alles in Bewegung, um dem unglücklichen Bischof die Freiheit zu verschaffen. Umsonst! „Fehde leidet kein Recht!« ist Martin von Waldenfels

Digitized by Google

stehender Spruch. An die benachbarten Fürsten werden Requisitoriales erlassen, Processe in Berlin und Magdeburg anhängig gemacht, die Sache wird vor den Reichshofrath gebracht, ja Breide Ranzau läfst zwei andere Edelleute von der Bekanntschaft des Waldenfels auf fremdem Gebiet, bei hellem Tage niederwerfen, um so ein Pfand für seinen Bruder zu bekommen! Aber der Herzog von Mecklenburg war dem Könige persönlich verfeindet, der Erzbischof von Magdeburg durchaus nicht geneigt, bei der Aufsuchung des Gefangenen und der Verfolgung der Thäter hülfreich zu seyn, und der Churfürst von Brandenburg, wenn er auch gegen seine in dieser Sache verwickelten Unterthanen einen Proceſs einleiten liefs, suchte sie doch als Edelleute und Mitglieder der ersten Familien zu schonen. Zwar ward zuletzt die Acht gegen den Waldenfels als einen Landfriedensbrecher ausgesprochen, wie denn überhaupt Karl V. Benehmen in dieser Sache dem Rechte und seiner Würde gemäfs war, und der König in die mecklenburgischen Güter des Ritters eingewiesen. Aber unterdessen war der Bischof, von einem Schlupfwinkel nach dem andern geschleppt, im Gefängnifs verstorben, und Moritz von Sachsen, welchem Waldenfels als ein erfahrener Soldat wichtige Dienste geleistet hatte, wufste ihn vor den schlimmsten Folgen der Acht zu schützen. — So endete diese Geschichte, welche, von dem Verf. genau und lichtvoll erzählt, einen neuen traurigen Beleg von dem unbeschreiblich elenden Rechtszustand der damaligen Zeit giebt.

Die zweite Abhandlung desselben Verfs. hat einen mehr heiteren Gegenstand. Herzog Adolph von Holstein-Gottorp, der schon früher erwähnt ist, wollte eine reiche Braut freien, und wie ihm dieses nach sieben vergeblichen Versuchen geglückt sey, hat der Verf. launig und angenehm erzählt. Namentlich hat der Herzog auch um die Königin Elisabeth von England werben lassen, und der Bericht seines deswegen abgeordneten Gesandten macht eine interessante Beilage für diesen Aufsatz aus. In der dem Gesandten bewilligten Audienz, die dieser weitläuftig beschreibt, erkennt man recht die feine Kokette. Nach den gewöhnlichen Allgemeinheiten wird dem Dr. Joachim Hinck (so hiefs der Mann) erlaubt, seine Werbung vorzubringen; ihre Antwort ist sehr demüthig: der Herzog sey es werth, die Vortrefflichste als Gemahl zu erlangen, an ihr aber sey nichts Besonderes, als ihr königlicher Name u. s. w. Dann kommen die ihr so geläufigen

Digitized by Google

Klagen über den Zwang einer Königin, über das Drängen der Unterthanen, dafs sie heirathe u. s. w. Plötzlich wird sie aber sehr ausfällig, was indessen der gute Gesandte entweder gar nicht bemerkte, oder schnell zu seinem Vortheile benutzte. Wir lassen ihn selbst sprechen; er führt die Königin redend ein: »Es wärben umb Sie vile, Sie wolte es aber dafür achten, dafs Ihrer etzliche es theten mehr umb Ihres Königreichs alfs umb Ihrentwillen, und fragete alfs balde, wie es stünde umb E. F. G. Mutter. Darauf antwortete Ich u. s. w.« Der Gesandte nimmt hiervon Gelegenheit, die Liebesqual seines Herren recht beweglich zu schildern. »Als Ich dieses wordt redete, schenkte myr die Königin ein sufftgen (einen Seufzer), wellichs E. F. G. Ich hiemit In unterthäniger Liberalität wiederum verehre.«

Die Streitigkeiten über Alsen zwischen Dänemark und Schleswig im Mittelalter hat Hr. Diaconus und Rector Hansen in Skanderburg zum Gegenstand eines interessanten Aufsatzes gemacht. Die Insel Alsen gehörte von jeher zum Herzogthum Schleswig; erst 1271 nahm Erich Glipping sie als dänische Pertinenz in Anspruch, und erregte deswegen einen Krieg. Später kam es zum Vergleich, und die ernannten Schiedsrichter sprachen aus einem ganz schiefen und unhaltbaren Grunde die Insel dem Könige zu. Doch behielt Dänemark nicht den ruhigen Besitz von Alsen; schon 1330 fiel es wieder an das Herzogthum, und wurde durch den Frieden von 1360 dabei erhalten; doch kam es noch zu mannichfaltigen Streitigkeiten und Kriegen, welche erst der Friede von Wordingborg 1435 auf die Dauer beendigte.

Die Geschichte des fürstlich nordburgischen Hauses, welche derselbe Verf. geliefert hat, bietet eben kein allgemeineres Interesse dar, obgleich sie für die Landesgeschichte nicht ohne Bedeutung ist. Es sind zweimal die jüngeren Söhne eines regierenden Hauses mit einem Theile des nördlichen Alsens, welcher zu einem eigenen Herzogthum erhoben wurde, abgetheilt worden; die erste Linie regierte von 1622—1669, die zweite, eine Nebenlinie von Holstein-Plön, von 1676—1730. Hier kann hervorgehoben werden, weil die Frage doch einmal an der Tagesordnung ist, dafs über die Succession in Nordburg und Plön Streitigkeiten entstanden, weil der eine der Prätendenten aus keiner ebenbürtigen Ehe geboren war: seine Mutter war ein Fräulein von Aichelberg. Der König von Dänemark nahm sich dieses Prinzen an, der Kaiser aber in Beziehung auf Plön seines Geg-

Digitized by Google

ners. Erst nach dessen unbeerbtem Abgang (1729) liefs sich der Kaiser bewegen, den von Dänemark beschützten Herzog im Jahre 1731 mit Plön zu belehnen, nachdem er schon 1729 davon Besitz genommen hatte. Dafür trat er dem Könige in Folge eines früheren Versprechens und aus Erkenntlichkeit die nordburgischen Lande ab.

Ref. hofft, dafs die Anzeige von diesem Bande des Archivs, in welcher er eine Uebersicht von dem Bedeutendsten, was darin geboten ist, zu geben versucht hat, die Leser überzeugen wird, dafs die Sammlung im allgemeinen sorgfältig gewählt, die einzelnen Leistungen gelungen und von nicht geringem historischen Interesse sind. Mögen denn recht Viele mit vereinten Bemühungen fortstreben, damit für die Geschichte jener Länder und Gegenden eine Grundlage gewonnen werde, worauf eine sichere Hand ein vollständiges Gebäude aufführen kann. Dann wird auch für die allgemeine deutsche Geschichte ein noch bedeutenderer Gewinn zu hoffen seyn. Denn wie natürlich und warm auch unsere Liebe für das einzelne Land, für die vielleicht enge Heimath ist; erst durch die Verbindung mit dem Ganzen bekommt sie die rechte Richtung und Bedeutung.

Georg Beseler.

Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von Dr. George Phillips. Erster Band (in zwei Abtheilungen). Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1832. 8. XIV *und* 679 *S. Zweiter Band. Ebend.* 1834. X *und* 547 *S.*

Die meisten Bearbeiter der deutschen Geschichte neuerer Zeit haben mehr die politische Geschichte als die Entwicklung der Rechtsinstitute, der Staatsverfassung und der kirchlichen Einrichtungen zum Gegenstand ihrer Darstellung genommen. Zwar fehlt es keineswegs an Werken, worin diese Disciplinen abgesondert für sich behandelt sind, aber grade weil sie von der politischen Geschichte getrennt wurden, mufste ihre Darstellung eine einseitige seyn. Hr. Phillips hat im vorliegenden Werke sich daher die Aufgabe gesetzt, eine deutsche Geschichte zu liefern, welche nicht nur die politischen Ereignisse enthalten, sondern auch zugleich eine ausführliche Darstellung der Staats- und Rechtsgeschichte so wie auch der Kirchengeschichte und des Kirchen-

Digitized by Google

rechts liefere. In dieser Beziehung kann die Bearbeitung der deutschen Geschichte des Hrn. Philipps eine eigenthümliche genannt werden. Wenn der Verf. in der Vorrede die Behauptung ausspricht, dafs nicht nur die Ergründung des Ursprungs und der eigentlichen Basis der einzelnen germanischen Verhältnisse und Institute hinter der Darstellung ihrer allmähligen Entwicklung zurückgeblieben, sondern dafs auch in sämmtlichen neuern Werken über die deutsche Geschichte der eigentliche Anfang des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte verhältnifsmäfsig zu wenig hervorgehoben sey; so möchte man mit mehr Grund die entgegengesetzte Ansicht aufstellen. Denn grade die älteste, theils fast unbekannte, theils nur im Dämmerlichte erscheinende Zeit der deutschen Geschichte ist der Gegenstand von zum Theil müfsigen und unfruchtbaren Forschungen gewesen. Dahin gehört vorzüglich die Untersuchung über den Ursprung der Germanen und die Bedeutung ihres Namens: fast jeder Schriftsteller, der über altdeutsche Geschichte schrieb, vermehrte die grofse Zahl der Hypothesen darüber mit einer neuen, ohne dafs man deswegen wirkliche Aufklärung erhalten hat. Unstreitig dürfte es verdienstlicher und eines wahren Geschichtforschers würdiger seyn, die historischen Zeiten aufzuklären durch eine kritische Benutzung der Quellen, als nach dürftigen Notizen und etymologischen Ableitungen die Trug- und Nebelbilder eines dunkeln Zeitraums zu verfolgen.

Uebrigens gehört Hr. Phillips nicht zu denen, welche den neuen Hypothesen im Allgemeinen hold sind: im Gegentheil schliefst er sich in vieler Hinsicht den ältern Ansichten mehr an. Er verwirft die Ansicht neuerer Zeit von der Autochthonie der Völker und hält für die Basis alter Geschichte, dafs, wegen des Zeugnisses der heil. Schrift, die Germanen wie alle andern Völker von Noah abstammnn. Demgemäfs betrachtet er die Ansicht für begründet (Vorrede S. V.): »den Stamm (der Germanen) selbst für eine grofse, weit ausgebreitete Familie zu halten und aus dem Begriffe der Familie die Erklärung der sämmtlichen älteren historischen Verhältnisse zu entnehmen.« Daher führt er die ältesten Grundlagen der Religion auf den Kreis der Familie zurück, und das germanische Recht, ein Kampf und Krieg aus der Religion hervorgegangen, ist ihm seiner Entstehung nach nur ein Familienrecht. Deshalb ist er auch der Meinung, dafs nach der ursprünglichen Verfassung Staat, Gemeinde und Familie in eines

Digitized by Google

zusammenfallen, und dafs, wenn gleich diese Verfassung seit der Stiftung der monarchischen Reiche manche bedeutende Veränderungen erlitten habe, doch ihr wesentliches Grundprincip bestehen bleibe. Denn der König müsse in doppelter Eigenschaft genommen werden: einmal als Eroberer, der an der Spitze einer getreuen Heerschaar oder Gefolgschaft sich ein Land unterwirft, dann aber nach dem Bande der Verwandtschaft als Oberhaupt einer grofsen Familie, nämlich des ihm untergebenen Volkes, so weit dasselbe germanischen Ursprungs ist.

Von solchen Ansichten ausgehend, mit gründlicher Kenntnifs der Rechtsgeschichte und mit grofser Vorliebe für das kirchliche Interesse hat der Hr. Verf. beide vorliegende Bände der deutschen Geschichte bis zum Jahr 888 ausgearbeitet, und gedenkt dazu noch vier Bände bis auf die neueste Geschichte nachfolgen zu lassen. Dafs gerade Karls des Dicken Tod und die damalige Trennung des ost- und westfränkischen Reiches als besonderer Wendepunkt in der deutschen Geschichte angenommen wurde, möchte nicht eine passende Abtheilung genannt werden: offenbar trat der Wendepunkt und die gänzliche Trennung erst nach dem Abgang der letzten deutschen Karolinger Arnulph und Ludwig ein: denn Arnulph war nahe daran, das ganze Erbe Karls des Grofsen wieder zu vereinigen. Auch erlitt erst mit dem Erlöschen des Karolingischen Hauses in Deutschland die Verfassung wesentliche Veränderungen, nicht aber früher.

Was die Eintheilung und Darstellungsweise betrifft, so entsprechen beide ganz einem Handbuche, was wohl nach dem Umfange des Werkes das Buch nicht seyn soll: denn das Ganze ist in Kapitel und Paragraphen eingetheilt, mit zahlreichen Noten versehen, und überall wird auf Vorhergesagtes oder später Angegebenes verwiesen. Auch zeigt sich bei einer nähern Einsicht sogleich, dafs die Staats- und Rechtsgeschichte eigentlich Hauptsache des Buches ist. Die politische Geschichte wird gewissermafsen nur zum nähern Verständnifs derselben im Abrifs vorausgeschickt. Der Theil der Geschichte, welcher sich auf die Religion bezieht, mufste nothwendig einseitig ausfallen, weil der Hr. Verf. bei dem Streit der zwei Partheien, welche fast das ganze Mittelalter hindurch sich befehdeten und bekämpften, entschieden Antheil für die päbstliche gegen die kaiserliche oder wie man sie sonst nennen mag, nimmt. Da in neuerer Zeit von den Schriftstellern die antipäbstliche Parthei oft vertheidigt wor-

Digitized by Google

den, so kann die Geschichte nur dabei gewinnen, dafs das oft Angefochtene auch einmal seinen warmen Vertheidiger gefunden, der in Kenntnissen und Scharfsinn den Gegnern durchaus nicht nachsteht. Jedoch durfte diese Partheinehmung nicht so weit gehen, dafs die literärische Seite des Buches verlor: bei kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Fragen mufsten nicht allein die Katholiken Walter und Katerkamp, so vortheilhaft auch ihre Werke sind, unter den Hülfsschriften aufgezählt werden, sondern auch die Protestanten Plank, Schmidt, Spittler, Eichhorn, Hase u. m. A.

Uebrigens zeichnet sich das Werk des Hrn. Phillips durch eine sehr reiche Literatur aus. Zwar sind in dem ersten Bande weniger vollständig die Quellen den Abschnitten der politischen Geschichte vorausgeschickt als im zweiten: jedoch wird man in den Noten die vermifsten Schriftsteller finden. Nicht nur die wichtigen Hülfsschriften werden aufgezählt und auf die in ihnen enthaltenen Darstellungen wird verwiesen, sondern auch kleinere Schriften über specielle Stellen der Schriftsteller und selbst Abhandlungen von geringem Umfange sind nicht übergangen, so dafs Hr. Phillips in Bezug auf politische und Staats- und Rechtsgeschichte die wichtigern Resultate der Forschungen der neuesten Zeit auf das Sorgfältigste in seinem Werke angeführt hat.

Obwohl die kurze Darstellung der politischen Geschichte dem Verf. nicht gestattet hat, nach seinem System wie bei der Rechtsgeschichte und den kirchlichen Einrichtungen seine Ideen näher zu entwicheln, so ist doch es an einigen Stellen, besonders im ersten Bande, welcher die älteste deutsche Geschichte bis zum Ende der Merovingerherrschaft umfafst, geschehen. Dafs gleich im Anfange des Buches bei der Untersuchung über den Ursprung der Germanen bis auf Noah und seine Söhne zurückgegangen ist, lag in dem System des Hrn. Phillips, und wir finden dieses consequent. Dafs er aber, um seine Ansicht zu begründen, sich nicht allein auf das Alte Testament nach der Uebersetzung der Vulgata bezieht und daraus Stellen in extenso citirt, sondern auch Schriftsteller wie Hert, Bünau, Walch, aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anführt, möchte nicht ein historisches Verfahren zu nennen seyn. — Nach seinem Grundsatz, dafs jedes unvermischte Volk seinen bestimmten Stammvater habe und darnach seinen Namen erhalten, erklärt Hr. Phillips die gewöhnliche Ableitung des Wortes *Germani* für weniger

Digitized by Google

zulässig, S. 11: »Es scheint mehr für sich zu haben, wenn man nicht *Ger-mani*, sondern *Germ-ani* abtheilt, welches sich mit dem alt-nordischen *Jörm-un* vergleichen läfst, und somit auf die Abstammung von Jörm — einem nicht selten und in verschiedenen Formen vorkommenden Namen — hindeutet.« In der Note wird dann noch auf den dänischen Königsnamen Gorm und auf Gomer, Sohn Japhets, den angebliehen Stammvater der Kelten, hingewiesen. Dafs der Hr. Verf. aber selbst nicht ganz mit dieser Auslegung zufrieden ist, zeigt er später S. 27, wo er, im Widerspruch mit sich selbst und seinem System, meint, dafs ursprünglich den Hermionen nur der Name Germani zugekommen sey: dann sey Jörm (oder Hermia?) ein Sohn des Mann.

Den Grund der Stammesverschiedenheit und der Stammesfeindschaft zwischen den Franken und Sachsen findet Hr. Phillips (S. 35.) in der Religionsverschiedenheit dieser Stämme, und ohne diese sehr gewagte Behauptung aus den Quellen begründet zu haben, zieht er sehr wichtige Folgerungen daraus. S. 62. kommt der Verf. auf diesen Gegenstand zurück, und nach den spätern Götter- und Heldensagen, vorzüglich des Nordens, welche hier als Quellen genommen sind, wird derselbe weiter ausgeführt: »In den Heldensagen treten die Hegelingen (Sachsen), die Nibelungen (Franken) und die Wölfingen (Gothen oder Schwaben) stets in feindlichen Verhältnissen gegen einander auf. Die Sachsen, Franken und Schwaben, deren Verschiedenheit grade in einem so nahen Zusammenhange mit der Religion steht, erscheinen daher gleich dreien verschiedenen Sekten, die von einer früheren Einheit der Religion ausgegangen sind, und zwar dauert der Hafs derselben gegen einander nicht blos über die Völkerwanderung hinaus, sondern bis in das späte Mittelalter.«

Die Benutzung und das Studium der altdeutschen Sprachschätze ist für das nähere Verständnifs der älteren deutschen Geschichte gewifs zu empfehlen und der vorsichtige Forscher wird daraus manchen Aufschlufs, besonders für die Rechtsgeschichte, erhalten: die deutsche Grammatik von Jac. Grimm und die Glossensammlungen von Docen, Graff, Mone sind daher vorzüglich zu beachten. Hr. Phillips hat dieselben auf das Sorgfältigste benutzt und nicht wenige höchst wichtige Resultate daraus gewonnen. Doch läfst sich nicht leugnen, dafs hie und da Hr. Phillips, in seinem System befangen, zu viel gefolgert hat; einem geistreichen Mann mit einer gewissen Gewandtheit wird es nicht

Digitized by Google

schwer fallen, durch etymologische Ableitungen seine Ideen plausibel zu machen, wenn auch keine eigentlich historische Beweise dafür beigebracht werden können.

Bei der Darstellung der älteren deutschen Geschichte sind die Franken besonders in den Vordergrund gestellt wegen ihrer Wichtigkeit und spätern Uebermacht; die andern germanischen Stämme aber, welche aufserhalb des heimischen Bodens in den Provinzen des römischen Reiches sich niedergelassen hatten, wurden nicht ausgeschlossen, da schon in rechtsgeschichtlicher Hinsicht eine Verbindung der germanischen Rechte nothwendig war und daher auch die politische Geschichte dieser Stämme nicht fehlen durfte. Offenbar der gediegenste und gelungenste Theil des ersten Bandes ist das sechste Kapitel (von S. 392 bis 623.), welches den Rechtszustand der Germanen seit der Stiftung ihrer monarchischen Reiche darstellt. Als Hauptgrundlage der christlich-germanischen Verfassung sieht Hr. Phillips das Gefolgschaftswesen an: er entwickelt dasselbe in seinen mannichfaltigen Richtungen und unterscheidet dabei mehrere Verhältnisse, welche auf dasselbe eingewirkt haben, nämlich das Christenthum, die römischen Einrichtungen, das Hof-, Dienst- und Lehnrecht. Am Schlusse unterwirft er die so vielfach bestrittenen und bezweifelten Ansprüche Pipin's auf den fränkischen Thron einer nähern Prüfung, S. 521 ff. Obwohl er sich dagegen verwahrt, dafs man aus seiner Ansicht, dafs Pipin vollkommen dazu berechtigt gewesen sey, das Merovingische Königsgeschlecht zu verdrängen, nicht den Schluſs auf die Rechtmäfsigkeit ähnlicher Ereignisse mache, die unter ganz andern Umständen und Verhältnissen und zu ganz andern Zeiten sich zugetragen haben; so spricht er Pipin und sein Geschlecht doch von jeder Usurpation frei, unterstützt aber diese Behauptung nur mit schwachen Gründen, welche höchstens nur für den vollgültig seyn können, der des Verfs. System zu seinem eigenen gemacht hat.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 49. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Phillips, Deutsche Geschichte.

(Beschlufs.)

Die angegebenen Gründe aber sind diese: 1) weil kein Schriftsteller jener Zeit sich mifsbilligend darüber ausgesprochen; 2) weil der Major Domus als Lehnsherr des austrasischen Adels im ungestörten Besitz der königlichen Gewalten des Heer- und Gerichtbannes, und zwar ohne Usurpation, jedoch auch ohne den Titel Rex zu führen gewesen; 3) weil die germanischen Reiche erbliche Wahlreiche und der Majordomus mit dem Adel den König gewählt habe; 4) weil schon früher in Austrasien der Majordomus dem neustrasischen Könige gleich einem austrasischen Könige, wenn auch ohne den Titel Rex gegenübergestanden; 5) weil nur allein noch ein austrasischer Adel bestanden und dieser im Falle des Aussterbens der Merovinger allein über die Wahl in sämmtlichen fränkischen Reichen zu entscheiden gehabt und daher nothwendig der Thron Pipin habe zufallen müssen; 6) weil der Stamm der Merovinger entnervt, schwache Kinder immer auf einander gefolgt seyen und damals nur noch ein blödsinniger Sprösling und sein Sohn vorhanden gewesen: es wäre daher der schwache Freie in die Vormundschaft seines nächsten Erben gesunken, nach der Regel: »der Todte erbt den Lebendigen,« Pipin wäre der Lebendige gewesen, den der Adel sich zum König erwählte; 7) weil das Geschlecht des heil. Arnulph mächtiger und angesehener gewesen, als das gesunkene Merovingische, und daher die Bedeutung eines königlichen Geschlechts gewonnen, und zwar ohne alle Usurpation, so sey nach germanischen Rechtsansichten Pipin, nicht Childerich III. König gewesen, obwohl Letzterer den Titel Rex führte; 8) weil Pipin durch den Ausspruch des Pabstes auch das göttliche Recht für sich gehabt habe.

Es kann gewifs nicht bestritten werden, dafs es ein grofses Glück für das fränkische Reich war, dafs die schwachen Merovinger die Regierung verloren: auch scheint es der allgemeine Wunsch der Nation gewesen zu seyn. Dafs aber die Merovinger in solchen Verfall geriethen, veranlafsten die Majores Domus, hauptsächlich aus des heil. Arnulphs Geschlecht und zwar durchaus

Digitized by Google

nicht auf rechtmäfsige Weise, sondern durch Gewalt und mit wohlberechnetem Plan. Schon Karl Martell hatte nach Theodorichs IV. Tod vier Jahre eigenmächtig den Thron unbesetzt gelassen, ohne dafs man dagegen einen Widerspruch erhob: es war daher nur eine natürliche Folge davon, dafs sein Sohn Pipin, als er sah, dafs die Nation die Merovinger aufgab, das, was sein Vater einige Jahre mit Glück und ohne Widerspruch versuchte, entschiedener durchsetzte und den Thron bestieg, wozu ihm seine Vorfahren den Weg gebahnt hatten. Ohne Skrupeln, ob es rechtmäfsig sey, mag Pipin selbst nicht gewesen seyn, da das ganze fränkische Volk seit dreihundert Jahren gewohnt war, bei den Merovingern die Königswürde zu sehen. Um diese Bedenklichkeiten zu entfernen, wurde der Ausspruch des Pabstes eingeholt, welcher auf die unbestimmte Frage eben so unbestimmt antwortete: doch aber verständlich genug, der Thronbesteigung Pipin's eine gewisse Sanction zu geben.

Der zweite Band giebt die Geschichte des fränkischen Reiches unter den Karolingern. Im achten Kapitel (von S. 1—172.) wird die politische Geschichte, im neunten (S. 173—547.) die Entwicklung der innern Zustände, in Bezug auf Religion, Recht und Staat gegeben. Auch hier ist, wie im ersten Band, die innere Geschichte der Hauptgegenstand der Darstellung, und nach denselben Grundprincipien, welche früher aufgestellt worden sind. Daher behauptet Hr. Phillips S. 26. mit Savigny, dafs Pipin's Schenkung des sogenannten *Ducatus Romanus* an den Pabst eine unbedingte Länderüberlassung gewesen, nicht, wie Spittler, Pfister u. A. meinen, eine Uebertragung der Landeshoheit unter fränkischer Oberhoheit. Die Ansprüche des griechischen Kaisers an diese Landschaften werden als unbegründete zurückgewiesen und diese Schenkung so gut wie jede andere, die jemals von den germanischen Königen (denn sie waren alle Eroberer in den römischen Provinzen) an die Kirche gemacht worden, als rechtmäfsig befinden.

Die Geschichte Karls des Grofsen, welche den Glanzpunkt in dem zweiten Bande bildet, bot dem Hrn. Verf. besonders reichen Stoff dar, sein System zu entwickeln; jedoch konnte er nicht vermeiden, auch hier manchem historischen Factum Gewalt anzuthun, um die Grundprincipien zu retten.

Dafs Karlmann's Söhnen ein Unrecht geschehen, dafs sie von der Regierung ausgeschlossen, wird verneint (S. 41.), und zwar nach dem damaligen Recht, wie es in der Merovingischen Zeit

Digitized by Google

geltend war, und wornach sich die Franken noch in der 2ten Hälfte des 8ten Jahrhunderts richteten. Band I. S. 166: „Jeder wurde vor allen Andern von seinen wahrhaften Söhnen beerbt: diese schliefsen wegen der gröfseren Gleichheit des Blutes zunächst die Enkel aus, wegen ihrer Wehrhaftigkeit aber auch ihre jüngeren Brüder, die noch nicht zu derselben gelangt sind, und so spricht sich hierin sehr deutlich die Richtung aus, welche das germanische Recht dahin hat, dem Erstgebornen einen Vorrang einzuräumen u. s. w.« Dafs dieses Recht bei den Merovingischen Königen statt fand, läfst sich nicht ohne Widerspruch nachweisen, indem, wie die ganze Geschichte zeigt, eine Menge Beispiele vom Gegentheil vorkommen: wir erinnern nur an die Zeiten Guntrams und Childeberts, seiner Söhne und Enkel. Selten wird in den Zeiten ein Recht beobachtet, wo der Krieg und die Gewalt die Entscheidung geben. Aber auch selbst auf friedlichem Wege theilten in der Merovingischen Zeit minderjährige Neffen mit wehrhaften Oheimen, wie Hrn. Phillips nicht unbekannt seyn kann, da er selbst die Geschichte davon beschrieben hat.

Es mufs als eine wohlthätige Folge des Wahlreiches angesehen werden, dafs die nach fränkischem Rechte übliche Theilbarkeit des Reiches unter den Söhnen und deren Erben aufgehoben ward. Uebrigens war in Deutschland noch im Anfange des 10ten Jahrhunderts im Privatrecht nicht entschieden, ob die Neffen zugleich mit den Oheimen erben oder ob erstere ausgeschlossen seyen. In den ersten Regierungsjahren Otto's des Grofsen wurde über diesen streitigen Punkt ein Gesetz gegeben, wie Wittichind de reb. Sax. lib. II. berichtet: »De legum quoque varietate facta est contentio, fuereque qui dicerent quia filii filiorum non deberent computari inter filios, haereditatemque legitime cum filiis sortiri, si forte patres eorum obissent avis superstitibus. Unde exiit edictum a rege (Ottone I.), ut universalis populi conventio fieret apud villam quae dicitur Stela, factumque est ut causa inter arbitros judicaretur debere examinari. Rex autem meliori consilio usus, noluit viros nobiles ac senes populi inhoneste tractari, sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. Vicit igitur pars qui filios filiorum computabant inter filios: et firmatum est ut aequaliter cum patruis haereditatem dividerent pacto sempiterno.«

Die Ehe Karls des Grofsen mit der longobardischen Prinzessin Desiderata wird S. 36. gegen das ausdrückliche Zeugnifs Einhard's für eine unrechtmäfsige gehalten, da Karl schon früher

Digitized by Google

mit der Himiltrude, von der ein Sohn, Namens Pipin, geboren war, verheirathet gewesen: auf jeden Fall sey die Verbindung eine kirchliche, vielleicht eine morganatische Ehe (?) gewesen. Da Einhard die Himiltrude als Concubine bezeichnet und Karl's zweiter Sohn von der Hildegarde den Namen Pipin führte, indem der andere Pipin noch lebte (bei legitimen Kindern wird derselbe Name nicht bei zwei oder mehreren zugleich gefunden), so ist kein Grund vorhanden, der Ansicht des Hrn. Verfs. zu folgen. Dafs in einer Litanei Pipin, der erstgeborne Sohn, vor den Söhnen der Hildegarde aufgezählt wird, beweist nicht grade die Ehe mit der Himiltrude: war ja auch selbst Karl's Grofsvater, Karl Martell, der Sohn von einer Concubine. Wäre die Ehe mit der Himiltrude eine kirchliche gewesen, so hätte gewifs nicht der Abt Adalhard von Corvey, wie Hr. Phillips selbst aus Pertz Monum. II. p. 425. angiebt, gegen die Verstofsung der Desiderata so heftig geeifert.

Woher es kam, dafs die Sachsen noch am Ende des achten Jahrhunderts allein von den deutschen Völkerschaften Heiden waren, ist S. 46 ff. gut dargethan: auch wird man den Gründen beistimmen, die Hr. Phillips in der Note 29. S. 58. angiebt, dafs die Sachsen den König der Franken als ihren Herrn und König anerkannten, bezwungen durch seine Waffen, ohne Friedensvertrag. Die seit Möser (Osnabrück. Geschichte Bd. I. Abschn. 3. S. 40.) sehr verbreitete Meinung, dafs in Selz zwischen den Franken und Sachsen ein feierlicher Friede abgeschlossen worden sey, hat schon vor Luden (Gesch. des deutsch. Volkes Bd. V, 11. Kap. 2. Anm. 37.), worauf Hr. Phillips verweist, Schlosser (Weltgesch. Bd. II, 1. S. 418.) ausführlich widerlegt.

Ueber Karl's Kaiserkrönung und über das Verhältnifs zwischen Pabst und Kaiser läfst sich Hr. Phillips sehr ausführlich aus. Hier kam es ihm, wie er selbst bemerkt, hauptsächlich darauf an, auch für die spätern Zeiten das Verhältnifs zwischen Pabst und Kaiser auf die richtigen Principien zu basiren. Ueber die Trennung oder Losreifsung der Päbste vom griechischen Kaiserreiche spricht sich der Hr. Verf. in dieser Weise aus (S. 244.), dafs der Pabst durch die Umstände dazu gezwungen worden sey, in Rom und dem dazu gehörigen Gebiet die Souveränität zu übernehmen. »Die Zeitumstände brachten es mit sich, dafs eine solche Souveränität sich ganz von selbst faktisch entwickelte, indem eben diese Umstände es dem Pabste als eine unabweisbare Pflicht auferlegten, da kein anderer Regent da war, der die Kirche

Digitized by Google

und die Völker Italiens schützte, selbst Friedensverträge mit den Longobarden zu schliefsen, ebenso aber auch zu Rom Beamte einzusetzen, Gesandte zu schicken und zu empfangen, fremde Fürsten zur Vertheidigung der Kirche aufzufordern und herbeizurufen.« — »Pipin,« fährt Hr. Phillips (S. 247.) fort, »gab die Eroberung, die er machte, an denjenigen, für welchen sich bis dahin bereits faktisch eine Souveränität über diese Gegenden ausgebildet hatte, und erhob dadurch diese Souveränität zur juristischen Gewifsheit. Er vollzog daher gleichzeitig eine Restitution und eine Schenkung.« Darauf wird auch weiter auseinandergesetzt, dafs die fränkischen Könige, wie auch Karl der Grofse nicht eine Oberherrschaft über Rom und den Kirchenstaat besessen, und selbst die Jurisdiction, die Karl der Grofse in Rom ausgeübt, wornach er Gericht halten und selbst hinrichten liefs, habe er nicht als Souverän, sondern nur als Schirmvogt der Kirche gehabt.

Indem wir nicht billigen können, dafs der Verf. die Begriffe Souveränität und Legitimität u. s. w. beständig mit modernen Beziehungen, welche dem frühern Mittelalter durchaus fremd waren, gebraucht, finden wir, dafs die historische Darstellung allmählig eine mehr deductionsartige, polemische Richtung nimmt. Dadurch aber mufste nothwendig die eigentliche Historie verlieren: denn wo diese sich einem System fügen mufs, kann sie nicht frei und selbstständig entwickelt werden, und die natürliche Folge ist, dafs es auch nicht an Widersprüchen fehlen kann.

Die Karolingische Verfassung ist erst nach Darstellung der Geschichte der Rechtsquellen zur Zeit der Karolinger gegeben. Hr. Phillips findet in jener nur eine historische und organische Fortbildung der Merovingischen Verfassung: freilich habe Karl der Grofse bedeutend darauf eingewirkt, das wirklich Veraltete ausgeschieden und Neues allerdings an die Stelle gesetzt. In der Einleitung zu diesem Abschnitt (S. 359.) wird bemerkt: »Es ist eine sehr verbreitete aber unhistorische Ansicht, dafs man sich unter der Karolingischen Verfassung eine Schöpfung Karls des Grofsen zu denken habe,« und diese Ansicht von der unrichtigen Voraussetzung aus bestritten, dafs man glaube, Karl der Grofse habe von Grund aus Alles neu aufgebaut. Kein Vernünftiger, und in der Geschichte auch nur oberflächlich Bewanderte wird aber je so etwas behauptet haben. Hr. Phillips giebt daher den Ansichten Anderer eine Ausdehnung, welche sie durchaus nicht haben. Man wird daher ganz mit ihm einverstanden seyn, dafs

Digitized by

Karl der Grofse den Baum der Staatseinrichtung pflegte, nicht aber einen neuen setzte. Es wurden aber so wesentliche Veränderungen vorgenommen, dafs man allerdings die Karolingische Verfassung eine Schöpfung Karls des Grofsen nennen kann.

Ueber die Leges und Capitula der Karolingischen Könige giebt Hr. Phillips (S. 278 ff.) vortreffliche Bemerkungen. Der Unterschied zwischen beiden wird in der Weise gefafst, dafs die Leges diejenigen Gesetze und Verordnungen genannt werden, welche sich nur auf einen Stamm, z. B. die Thüringer, Burgunder, Baiern beziehen, Capitula oder Capitularia aber die eigentlichen Reichsgesetze sind, welche in der Karolingischen Zeit von den Königen mit Zuziehung des Adels, auf den Reichstagen gemacht wurden, und nach der Eintheilung in einzelne Capitula selbst diesen Namen erhalten haben. Die Capitula addita zu den Leges aber wurden nicht zu den Capitularien gerechnet. In welchem Verhältnisse aber die Leges zu den Capitularien standen in Collisionsfällen, darüber scheint nichts Bestimmtes aufgestellt gewesen zu seyn. Hr. Phillips übergeht diesen wichtigen Punkt. Schon Hincmar Rhemens. Opusc. lib. XV. c. 15. bemerkt darüber: „Quando sperant aliquid lucrari, ad *legem* se convertunt: quando vero per legem non aestimant acquirere, *ad capitula* confugiunt.“ Dafs die Capitula als allgemeine Reichsverordnungen höher gestellt worden sind als die Leges, läfst sich schon aus den Ermahnungen der Könige ersehen, die den Leges beigefügten Capitula, welche keine eigentlichen Capitularia waren, nur als Leges zu nehmen für den einzelnen Volksstamm. Es ist erfreulich für das Studium des altdeutschen Rechts, dafs in dem nächsten Band der Monumenta historiae Germaniae die Capitularia kritisch gesichtet (denn auch an unächten fehlt es nicht) erscheinen werden, bereits ist schon der gröfsere Theil davon gedruckt. Die Ausgabe von Baluzius, die beste bisherige, wird durch die Pertz'sche dann entbehrlich.

Bei den Quellen des kanonischen Rechts handelt Hr. Phillips auch über den Pseudoisidor: die neuesten Hauptschriften darüber von Knust und Möhler sind nicht benutzt worden, doch wird Letzterer in der Vorrede nachträglich angeführt. Mit Ausschlufs einiger Punkte in Bezug auf die Kirchenzucht, wo Pseudoisidor sein Material aus römischem Rechte nimmt, und der Bestimmung über die Provinzialconcilien, glaubt Hr. Phillips (S. 305.), stellt Pseudoisidor durchaus keine neuen Grundsätze auf, sondern schiebt nur demjenigen, was überhaupt geltend und herrschend war, und

Digitized by Google

demjenigen, was ohnehin schon herrschend und geltend gewesen wäre, wenn nicht nach Karl dem Grofsen eine Unterbrechung der kirchlichen Verfassungs-Entwicklung gekommen wäre, Autoritäten unter, die relativ nach den Verhältnissen jener Zeit ihm ein Bedürfnifs zu seyn schienen, ohne es absolut zu seyn. —

Die Schilderung der Karolingischen Zeiten nach Ludwig dem Frommen bis auf Karls des Dicken Tod ist ziemlich trocken und befriedigt nicht. Höchst sorgfältig ist bei den öftern Theilungen der Umfang der Länder angegeben, welche einem jeden Karolingen zufielen. Sehr vollständig ist in den Noten das auf die Genealogie Bezügliche behandelt.

Am Schlusse dieser Anzeige bemerken wir, dafs unter allen Werken über deutsche Geschichte keines mit solcher Gelehrsamkeit, mit solcher Benutzung der neuesten Forschungen ausgearbeitet ist, als das von Hrn. Phillips: es möchte aber auch keines zu finden seyn, das so sehr von vorhergefafsten Ansichten ausgeht und diese, nicht ohne der Geschichte oft Zwang anzuthun, durchführt mit Scharfsinn und Geschick. Dafs dabei der Hr. Verf. in guter Absicht verfährt, indem er eine Sache, welcher er mit Wärme und Liebe zugethan ist, eifrig vertheidigt, darf nicht mifskannt werden.

Aschbach.

Geschichte Preufsens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Von Johannes Voigt. Sechster Band. Die Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen, von 1393 bis 1407. Verfassung des Ordens und des Landes. Königsberg, im Verlage der Gebrüder Bornträger, 1834. gr. 8. XII u. 768 S.

Die Geschichte Preufsens von Hrn. Voigt gehört bekanntlich zu den bedeutenderen Erscheinungen in der neuern historischen Literatur. Den dunkelsten und frühesten Zeiten Preufsens, über die man nur kurze, fragmentarische Berichte hat, ist dieselbe Sorgfalt und dasselbe Studium gewidmet, als den spätern, welche durch Chroniken, Urkunden und andere Quellen dem Geschichtschreiber zur Forschung und ausführlichen Darstellung reichen Stoff liefern. Im ersten Bande sind alle Nachrichten der Alten und des frühern Mittelalters über das Land, dessen Bewohner später Preufsen genannt worden, zusammengestellt und geprüft. Dafs hier auch die Geschichte von mehreren, den Preufsen benachbarten oder stammverwandten Völkerschaften mit aufgenommen

Digitized by Google

worden, war unvermeidlich, um die dunkle Zeit einigermafsen aufzuhellen. Behandelte der erste Band die heidnische Zeit Preus-s , so beschäftigte sich der zweite damit, wie durch den deutschen Orden die Preufsen zum Christenthum gebracht, und der dritte, wie dieselben gänzlich dem Orden unterworfen wurden. Von der Zeit an, wo die Eroberung des Landes vollendet war, tritt die Geschichte des Ordens in den Vordergrund und die des Landes zurück. Die weiteren Kämpfe der Ordensritter gegen die benachbarten Völker, besonders gegen Polen, Lithauen, Pommern u. s. w. bilden meist den historischen Inhalt, und der Fortgang der Geschichte knüpft sich an die Hochmeister des Ordens. Der vierte Band umfafst die Geschichte des Ordens unter acht Hochmeistern (von 1283—1341.), unter Burkard von Schwenden, Konrad von Feuchtwangen, Gottfried von Hohenlohe, Siegfried von Feuchtwangen, Karl von Trier, Werner von Orselen, Luther von Braunschweig, Dietrich von Altenburg, der fünfte Band unter fünf Hochmeistern (von 1341—1393.), unter Ludolph König von Weizau, Heinrich Dusmer von Arffberg, Winrich von Kniprode, Konrad Zöllerer von Rottenstein und Konrad von Wallenrod. Der sechste Band enthält nur die Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen vom J. 1393—1407. Der Herr Verf. verspricht in kürzeren Zwischenräumen noch zwei Bände nachfolgen zu lassen und damit das Werk zu beendigen. Es ist aber sehr zu bezweifeln, dafs ihm dieses in solchen Grenzen möglich ist; denn da grade das 15te Jahrhundert besonders reich an wichtigen Ereignissen für den Orden ist, so dürften zwei Bände nicht Raum genug bieten, es müfste denn seyn, dafs Hr. Voigt weniger ausführlich als in den frühern Theilen die letzten Zeiten des Ordens darstellen wollte.

Da die frühern Bände in kritischen Blättern meist die verdiente Anerkennung von den Geschichtkundigen gefunden haben, so wird hier nur der neueste oder sechste Band näher beurtheilt. Derselbe verfällt, wie schon auf dem Titel bemerkt ist, in zwei (fast gleiche) Theile. Der erste beschreibt die Blüthenzeit der Ordensherrschaft unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen in drei Kapiteln (von S. 1—411.), der andere in vier Kapiteln (von S. 412—768.) giebt eine Darstellung der Verfassung und Verwaltung sowohl des Ordens als des Landes.

In Bezug auf den ersten Theil oder die Fortsetzung der Geschichte, so ist, wie in den frühern Bänden, die chronologische Aneinanderreihung der Begebenheiten beibehalten. Die Berüh-

Digitized by Google

rungen, Verhandlungen, Handelsverhältnisse mit Fürsten und Völkern, die Kriegszüge und inneren Zustände werden untereinander dargestellt nach der Zeit, wie sie statt gefunden. Dadurch erhält zwar der Leser ein Gesammtbild des Lebens des deutschen Ordens in Preufsen; es kann aber bei dieser Darstellungsweise nicht vermieden werden, dafs durch die Menge und Verschiedenartigkeit der Thatsachen und durch die öftern Unterbrechungen und Wiederanknüpfungen eine klare Auffassung des Ganzen erschwert und sehr gestört wird. Anschaulicher wird am Schlusse des dritten Kapitels der Charakter des Hochmeisters gemacht, indem alles, was über Konrads von Jungingen Tugenden, Landesverwaltung, Kunstliebe, Vergnügungen, Leitung des Ordens sich sagen liefs, ausführlich, klar, anziehend zusammengestellt ist. Ueberall in der ganzen historischen Darstellung erkennt man den genauen, kritischen Geschichtsforscher, dem die reichen Schätze geschichtlicher Quellen, in einem Umfang wie keinem seiner Vorgänger zu Gebot standen, und der auf das Fleifsigste und Gewissenhafteste die Wahrheit und Zulässigkeit jeder Thatsache prüfte. Daher war er im Stand gesetzt, wie schon in den frühern Bänden, auch in diesem Bande seine Vorgänger in der Bearbeitung preufsischer Geschichte häufig zu berichtigen. Dafs hie und da ungeachtet des Verfs. Streben nach Wahrheit und Unpartheilichkeit eine gewisse Vorliebe für Konrad von Jungingen durchschimmert, läfst sich nicht leugnen. Dieser Hochmeister verdient allerdings wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit, Mildthätigkeit, Gerechtigkeitsliebe das grofse Lob, welches Hr. Voigt ihm gespendet hat; ob aber seine Friedensliebe wirklich in dem Grade war, wie sie der Hr. Verf. darzustellen bemüht ist, möchte zu bezweifeln seyn. Die Friedensliebe, welche er gegen den König von Polen bewies, dürfte als eine Folge seiner Einsicht von der Schwäche des Ordens, diesem mächtigen Nachbarn gegenüber, anzusehen seyn. Selbst von Seiten der Klugheit möchte der Hochmeister aber auch in diesem Punkte nicht zu loben seyn: denn grade seine Nachgiebigkeit und fast demüthigen Schreiben an den polnischen König mufsten den Uebermuth und Stolz der Polen steigern, dagegen das Selbstvertrauen und den Muth der Ordensritter schwächen: daher trug Konrad von Jungingen wenig zur Erhaltung und Erhebung des kriegerischen Sinnes der Ordensritter bei. Die Minderung desselben führte den Anfang des Verfalls der Ordensherrschaft herbei, welcher bald nach Konrads Tod seit der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg so offenbar eintrat.

Digitized by Google

Was S. 147 ff. über die Errichtung der Eidechsen-Gesellschaft gesagt ist, hat der Hr. Verf. hauptsächlich aus seiner frühern Schrift über denselben Gegenstand entnommen. Hr. Voigt hat keine neuen Quellen gefunden, welche seine frühere Darstellung der Sache veränderten oder vervollständigen liefsen. Nur die Beziehung, welche dieser Ritterbund (so wie in Deutschland auch die gleichzeitigen Ritterbündnisse) auf das mächtige Emporsteigen und den zunehmenden Einfluſs der Städte des Landes erhält, ist in der frühern Schrift allzu wenig beachtet worden. Hr. Voigt hat diese Beziehung mit Recht nunmehr hervorgehoben, da sie in den Verhältnissen der Zeit ziemlich klar am Tag liegt. Zweck und Absicht des Vereines wird S. 149. nach der Stiftungsurkunde angegeben, woraus man ersieht, dafs dieser Ritterverein, theils fromme, gottesdienstliche Stiftungen zu begründen, theils der Verarmung des landsässigen Adels dem immer reicher werdenden Bürgerstande gegenüber vorzubeugen sich die Aufgabe stellte, obwohl die Haupteinrichtung des Bundes weder gegen einen bestimmten Stand noch gegen bestimmte gegebene Verhältnisse sich aussprach. „Allein (bemerkt Hr. Voigt S. 150.) neben diesem offen ausgesprochenen Zwecke hatte der Ritterbund auch seine Heimlichkeit, über die wir keine Aufklärung erhalten, denn sie verrathen oder offen kund zu thun, ward mit Ausstofsung aus dem Bunde am ehr- und treulosen Bösewichte bestraft. Sie mag zum Theil in geheimen Formen und Gebräuchen, aber gewifs auch wohl in geheimen Absichten und Richtungen bestanden und vielleicht den nur im Allgemeinen offen ausgesprochenen Zweck des Vereines den Gliedern selbst mehr im Einzelnen vorgezeichnet haben. Hier, scheint es, lag wohl hauptsächlich der Gegensatz, den, wie alle solche Erscheinungen in Deutschland, auch dieser adlige Ritterbund gegen Bürgerthum und Städtewesen bildete. Allein im Leben selbst oder in der Geschichte tritt diese Richtung wenig oder nicht hervor.«

Den bedeutenderen Theil dieses Bandes bildet die zweite Hälfte des Buches, welche über die Verfassung und Verwaltung des Ordens und des Landes handelt. Nur wer ähnliche Arbeiten unternommen, kann das Mühsame und Verdienstliche einer solchen Zusammenstellung gehörig würdigen, zumal hier, beim Mangel aller Vorarbeiten in den geschichtlichen Werken über Preufsen, mehrere Tausende von Urkunden der verschiedensten Gattung gelesen, verglichen und daraus Resultate gewonnen werden mufsten. Die Chroniken und Annalen konnten hier nicht ausreichen, indem,

Digitized by Google

wie bekannt, dieselben wenig Aufschluſs über Verfassung und Verwaltung geben. Eine solche mühsame, nur durch den ausdauerndsten Fleiſs mögliche Arbeit verdient um so mehr die Anerkennung des Geschichtkundigen, je weniger sich gewöhnlich ein Verfasser derselben des Dankes der groſsen Zahl der Leser, welche von solchen Darstellungen nicht angezogen werden, erfreuen kann. Von den vier Kapiteln der zweiten Hälfte des sechsten Bandes behandelt eines die Verfassung des Ordens (S. 412 bis 534.); das andere, welches uns noch wichtiger scheint, die Landesverwaltung und Landesverfassung (S. 535—618.). Dasselbe ist in drei Abschnitte getheilt, wovon einer der Regierung und den verwaltenden Behörden, der andere den Unterthanen des Ordens nach den verschiedenen Ständen, und der dritte der Rechtsverfassung des Landes gewidmet ist. Die Rechtsverfassung, welche sich nicht von den Standesverhältnissen der Bewohner Preuſsens trennen läſst, indem fast ein jeder Stand sein eigenes Recht hatte, ist von Hrn. Voigt schon früher nicht nur vollständiger und in den Einzelnheiten ausführlicher, sondern auch mit einer gröſsern Menge von Belegstellen, mit Urkunden versehen, in einer besondern Abhandlung dargestellt worden in der Zeitschrift für Theorie und Praxis des preuſsischen Rechts von Bobrik und Jacobson. Aus dieser Abhandlung ist hier das Wesentliche mitgetheilt.

S. 586. giebt der Hr. Verf. in wenigen Worten treffend die Eigenthümlichkeit der Rechtsverfassung Preuſsens an: „Die Geschichte der Rechtsverfassung Preuſsens kämpft jedoch in ihrer Abfassung mit manchen nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, theils schon darum, weil nicht Ein in allen Beziehungen durchgreifendes Rechtssystem, sondern mehrerlei Rechtssatzungen und Rechtsformen im Lande geltend waren, die, wie überhaupt fast alles, was geltendes Recht in Preuſsen hieſs, aus verschiedenen fremden Ländern hierher übertragen wurden, theils auch, weil es nicht Eine gleichartige, in sich ausschlieſslich stammverwandte Volksmasse, sondern vielmehr ein sehr verschiedenartiges Völkergemisch von Deutschen, Preuſsen, Lithauern und Polen war, deren verschiedene Rechtszustände geltend wurden. Es kommt endlich hinzu, daſs man in früheren Zeiten nicht einmal weder über die Anzahl und Benennung, noch viel weniger über das eigenthümliche Wesen und den unterscheidenden Charakter der hier geltend gewordenen Rechte völlig übereinstimmte.« Für die eingewanderten deutschen Colonisten war das Culmische oder

Digitized by Google

deutsche Recht, mit welchem das Magdeburgische Recht, in Jurisdictionsverhältnissen, gleichbedeutend war: beide waren in früherer Zeit nur Stadtrecht, später aber auch Dorf- und Landrecht. Das magdeburgische Lehenrecht im Territorialbesitz, welches sehr vom magdeburgischen Rechte zu unterscheiden ist, kam erst in der Zeit des Verfalls des Ordens im 15ten Jahrhunderte recht in Gebrauch. Obwohl eigentlich beide Rechte, das culmische wie das magdeburgische, nur deutschen Colonisten zugestanden war, so ertheilte doch auch der Orden häufig das eine oder das andere den Unterthanen von preufsischer Abstammung, den sogenannten Freilehensleuten. Diese hatten sonst ihr eigenes Recht, welches mit verschiedenen Namen Freilehensrecht, preufsisches Recht, ununterbrochenes Erbrecht, Burglehenrecht — benannt wird. Das preufsische Recht konnte nie ein deutscher Colonist erhalten. Das polnische, manchmal auch pommerisches und slavisches Recht, welches hauptsächlich in Pommern bei den Unterthanen von polnischer Abstammung vorkam, scheint auch unter den eigentlichen Preufsen ziemlich verbreitet gewesen zu seyn, da die neubekehrten Preufsen im Vertrage vom Jahre 1249 sich polnisches Recht wählten, um darnach gerichtet zu werden. Das preufsische wie das polnische Recht konnte nur Landrecht seyn, dagegen war ausschliefslich nur Stadtrecht das Lübeckische Recht und zwar für die fünf Ordensstädte Elbing, Memel, Braunsberg, Frauenburg und Hela: jedoch hatte keine dieser Städte das Lübeckische Recht im ganzen Umfange, sondern jede mit gewissen Einschränkungen. Selbst die Berufung an den Lübecker Schöppenstuhl stand nicht einmal allen zu: indem doch den Städten, welche das Culmische Recht hatten, eine Berufung an den Culmer Oberhof frei stand und Culm selbst sich häufig zu weiterer Belehrung mit seinen Rechtsfragen an den Schöppenstuhl zu Magdeburg wandte, weil das Magdeburgische Recht in Jurisdictionssachen die Grundlage seines Schöppenrechts war.

Nicht weniger interessant als die Abhandlung über die Landesverfassung sind die beiden letzten Kapitel, wovon das sechste (S. 619—698.) über die Regalien des Ordens und die Finanzverwaltung, das siebente aber (von S. 699—768.) das städtische und dörfliche Gemeinwesen, das Kirchen- und Klosterwesen nach allen Richtungen und Beziehungen ausführlich darstellt.

Aschbach.

Digitized by Google

Volkserziehung und Schulwesen.

Aus dem

Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Prof. Fr. Bülau, Leipzig, bei G. J. Göschen, 1835. gr. 8. (X u 414 S.)

entnehmen wir als hierher gehörig den 3ten Abschnitt:

Sorge des Staats für die geistige Kraft des Volks. S. 66—168.

Wie bei den Alten die Politik zur Pädagogik führte, so führt bei uns die Pädagogik zur Politik. Unsere Zeit zieht jeden fast unwillkührlich in das Interesse an dem Staatsleben herein, aber es nähern sich auch die Fortschritte in der Erziehungskunde dem Puncte an, in welchem die Erziehung des Individuums mit der Volkserziehung zusammentrifft, und aus welchem erst klar erkannt wird, wie sich beides in einander verwebt. Die Idee der Erziehung, die keine andere ist als die der Entwicklung der Menschheit unter der göttlichen Waltung, kann sich selbst nur allmählig in den Menschen entwickeln, und erst durch manche Verirrungen, wie es in dem Schicksale unsers Geschlechts liegt, auf den rechten Weg gelangen, welcher seit der Zeit gefunden worden, als man das rechte Ziel deutlich erkennt. Dunkel schwebte es immer vor. Eben jener Incidenzpunct läfst es ahnden; und es ist darum nothwendig, dafs man von jeder Richtung auf denselben treffen mufs. Die Alten gingen vom Ganzen, vom Staate aus, und wollten für denselben so wie in demselben das Kind erzogen wissen. So vornämlich der spartanische Gesetzgeber in der Wirklichkeit, dagegen der Fürst der Philosophie in der Ideenwelt. Die Neueren gehen von dem Einzelwesen aus, aber sie konnten nicht lange die Erziehung desselben betrachten, ohne es als ein Glied im gröfseren Organismus anzuerkennen; und so entstand mit dem sogenannten Philanthropinismus die Frage, ob man das Kind mehr zum Menschen oder zum Bürger erziehen solle? Indessen kam man doch bald über diese Frage hinaus, indem die Erziehungsidee sich dahin entwickeln mufste, dafs sich beides für den, der das wahre Ziel der Menschheit vor Augen hat, vollkommen vereinige. Das ist denn der Gesichtspunct insbesondere auch für das Volksschulwesen geworden, und darum sind unsere Regierungen hierin thätig, jedes Jahr mehr mit heiligem Ernste und gesegnetem Erfolge.

Daher ist es denn auch an der Zeit, dafs die Staatslehrer diesen wichtigen Gegenstand mit neuer Einsicht behandeln, und dafs der Pädagoge auch sie hört. Die vorliegende Staatswirth-

Digitized by Google

schaftslehre mufste in dieser Beziehung dem Unterz. für sein Fach eine bedeutende Erscheinung seyn, da sie in dem oben angezeigten Abschn. ihn ausführlich angiebt. Rec. hat sich in seinem Buche: die Schulen (1832.) auf Einiges bezogen, was das geistreiche Werk von Zachariä über den Staat in eben dieser Hinsicht lehrt; in derselben Beziehung erlaubt er sich hier eine beurtheilende Anzeige des angeführten Abschnitts, denn es schlägt ganz in die Ideen ein, die er in der Lehre von den Schulen und in seinen Nachträgen, oder Darstellungen aus dem Gebiete der Erziehung, entwickelt, und so eben jetzt in der 3ten Aufl. seines Lehrbuchs d. Erziehungs- und Unterrichtslehre, nach ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange niedergeschrieben hat. Der Gegenstand erscheint, wie gesagt, immer tiefer in das Fach der Pädagogik eingreifend, und der gewifs nicht oberflächlich lehrende Verf. des vorliegenden Buches giebt ihm eine erwünschte Veranlassung, sich über einen Hauptpunct weiter zu erklären. Denn die Frage: ob »der Staat berechtigt und befähigt sey, der Erzieher des Volks zu werden« — ist doch wohl ein Hauptpunct? Der Verf. verneint sie, der Rec. bejaht sie, und beide sind doch vielleicht einig. Wahrscheinlich ist auch das Publikum in dem Ja und Nein hierüber sehr getheilt, und so versuchen wir um so lieber eine Verständigung. Hören wir vorerst die Gründe für das Nein bei dem Verf. »So anziehend und verführerisch auch die Ideen der Ersteren (der Alten) dargestellt werden können, so widerspricht doch zuvörderst die Erfahrung ihrer Nützlichkeit. Jeder Versuch, dem Volkscharakter auf dem Wege der Gesetzgebung ein künstliches Gepräge aufzudrücken, hat zu einer einseitigen Ausbildung geführt, die einige Seiten des Geistes und Herzens allerdings zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit steigerte, aber dies auf Kosten so vieler Andern that, dafs der Verlust im Ganzen unläugbar war.« Ein zweiter Grund dagegen ist, dafs es hierzu »der unnatürlichsten Mittel bedürfte, und dafs diese doch nicht auf die Länge ausreichten u. s. w., während bei andern Völkern, welche die Freiheit der natürlichen Entwicklung bewahrt hatten, die Samen der Humanität einen empfänglichen und offenen Boden fanden.« Ferner: es müfste da ein Gesetzgeber seyn, der hoch über seinem Volke und seiner Zeit erhoben wäre, und seine Mitbürger erst künstlich zur Erfassung seiner Idee bilden müfste, — eine seltene Erscheinung! und doch würde sich fragen, ob er nicht besser gethan hätte, „seine Schöpfungen der natürlichen Richtung seines

Digitized by Google

Volks anzupassen und wahrhaft menschliche und nationelle Gefühle für eine Entwicklung zu gewinnen, bei der alle Fähigkeiten der Menschennatur in reicher Mannigfaltigkeit sich ausbilden, die freien Kräfte des Volkslebens selbst aber einen den Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten entsprechenden Nationalcharakter erzeugen konnten.« Der Staat scheint aber gar »nicht befähigt, der Erzieher des Volks zu werden, denn diejenigen, „die ihn lenken, stehen selbst nicht höher, als die grofse Anzahl der Vernünftigen im Volke, — und sie sollten vielmehr ihre persönliche Ansicht nach den Meinungen der vernünftigsten Mitglieder der Nation, nach den Ergebnissen freier Forschung und der geläuterten Stimme des Zeitgeistes umformen.« — »Endlich ist der Staat zu dem ganzen Geschäfte auch nicht berechtigt. Er ist nicht Selbstzweck und hat keinen Selbstzweck. Er ist nur ein Mittel zum Zwecke; er hat nur die Bestimmung, die Gesammtkraft, überall wo es nöthig und möglich ist, zu verwenden, um den Einzelnen die Erreichung der allgemein menschlichen Zwecke leichter zu machen. Könnte er nur auf Kosten der letzteren erhalten werden, so müfste man ihn aufgeben. Freie Entfaltung aller edleren Kräfte der Menschennatur ist eine Grundbedingung der allseitigen Vervollkommnung, die der höchste Zweck unserer Pilgerfahrten ist. Die meisten Staaten wirken derselben, auf indirectem Wege und unbewufst, ohnehin schon zur Zeit noch in mancher Hinsicht entgegen. Es direct zu thun, wäre unbefugte Vermessenheit. Der Staat kann unter Heilighaltung jener Grundbedingung bestehen, und mufs es können.

Allerdings. Denn wohin würde das Princip führen, dafs der Staat aus sich machen möge, was er wolle! Oder bestimmter, dafs die Bildung des künftigen Geschlechts u. s. w. dem Gutbefinden des Mannes oder des Männervereins, der regiert, Preis gegeben sey! Da würde Druiden-, Priester-, Pfaffenthum u. s. w. in seiner äufsersten Gewalthaberei gebilligt, und es würden engere Fesseln noch, als die Plane der Jesuiten, des Bücherzerstörenden Omar, u. s. w. je schmieden konnten, über die arme Menschheit aus dem Abgrunde heraufbeschworen. — Ganz recht hat unser Verf., dafs er mit seinem entschiedenen Nein dieses alles abwehrt. Aber hat er nicht in den angeführten Gründen schon wörtlich nur die Beschränkungen angegeben, unter welchen die Idee der Volkserziehung rein gedacht werden mufs?

Als Grund für die Bejahung der obigen Frage giebt Rec. nur den allgemeinen an, der für die Erziehung überhaupt wie

Digitized by Google

für die jedes einzelnen Kindes gilt: es soll jeder Mensch zu seiner Bestimmung geführt, in jedem soll sein Urbild durch den erziehenden Einfluſs entwickelt werden. Wie jedes Einzelwesen, so hat auch jedes Menschenganze, und so hat die Menschheit überhaupt ihr Ideal, zu welchem hin der Bildungstrieb strebt, und in seinem von der göttlichen Weisheit geordneten Gange sich zu entwickeln bestimmt ist. Eine göttliche Idee soll Mensch werden; in den Einzelwesen, in den Völkern, in dem ganzen Menschengeschlechte. Dort wie hier ist dasselbe Ziel Gott — die Gottähnlichkeit; dort wie hier derselbe Ausgangspunkt — die Anlage; dort wie hier derselbe Weg — die naturgemäſs entwickelnde Bildung. Das sagt der Begriff der Erziehung, wenn wir ihn anders in seiner wahren und tiefen Bedeutung erfassen, womit aller niedere Sinn desselben, so gewöhnlich er auch noch seyn mag, von willkührlicher Behandlung, Künstelei, falschen Absichten und Planen, Vermessenheit und Gewalthaberei ausgeschlossen, und statt allem Machwerk nur eine in der Natur und in dem heiligen Willen begründete Wirksamkeit gesetzt wird: Diese soll allerdings für jedes Volk statt finden, und die Regierung des Staats soll sie in sich aufnehmen. Denn das eben ist der Begriff der Regierung (die Gesetzgebung mit inbegriffen) in ihrer Wahrheit, sie ordnet und lenkt alles im Volke seiner wahren Bestimmung gemäſs. Sie soll doch nichts thun, was dieser zuwider ist? wir wollen doch auch, daſs sie positiv sie fördere, versteht sich unter den schon im Begriffe liegenden Bedingungen? Hiernach fällt der Begriff der Regierung mit dem der Volkserziehung zusammen, so wie der Begriff der Vorsehung mit dem der Erziehung der Menschheit. Also hat der Staat die Pflicht gegen sich selbst, das Volk zu erziehen, und hiermit auch sich immer weiter auszubilden. Es ist eine höhere Idee, welche darin in das Leben treten will, nicht ein willkührlicher Begriff, und dazu muſs die Weisheit den Plan machen, nicht einseitige oder kurzsinnige Absicht.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 50. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bülau, Handbuch u. s. w. Volkserziehung.

(Beschlufs.)

Ist aber nicht eben damit unsere Bejahung widerlegt? Denn wo wäre diese Weisheit zu finden? Und sind die Gesetzgeber — und das sind doch Volkserzieher — in ihrer gepriesenen Weisheit die Zeiten hindurch bestanden? Ist es die Solonische? Sie konnte nicht einmal aufleben. Die Lykurgische? Zwar bestand sie in einiger Dauer, nämlich bis ihr Eisen rostete; und wir fragen mit dem Verf.: »Was gewannen die Spartaner durch ihre, so viele zarte Regungen, milde, wohlthätige, ächt menschliche Gefühle, den Sinn für das Schöne unterdrückende (?) Erziehung, deren Frucht, wie die Heloten nur zu schmerzlich empfanden, nicht einmal Gerechtigkeit war?« u. s. w. Sehr richtig zeigt der Verf., dafs der Gewinn selbst in ihrer Tapferkeit und Mäfsigkeit nicht so hoch anzuschlagen war. Weniger können wir seinem Urtheil in Betreff der Mosaischen Gesetzgebung ganz beistimmen, wenn er »an die Juden mit ihrer Gesetzestugend denkt, an das Urtheil, was der Heiland über sie fällte, und den andern Gang, den Er einschlug als Moses.« Denn der Heiland trat nicht als Gesetzgeber für eine Nation auf, wie Moses aufgetreten war, dessen göttlicher Beruf für die Erziehung seines Volkes sich bis auf den heutigen Tag bekundet, und vornämlich auch dadurch bekundet hat, dafs er die Religion begründet hat, welche über die einzelne Nation hinausreichte, und den Geist statt der Tafeln der Gesetze eröffnete.

Wir finden indessen in jenem Einwurf, so stark er auch seyn mag, darum noch keine Widerlegung. Denn er trifft nur die Anmafsung derjenigen, die sich im Besitze einer Weisheit dünken, die keinem Menschen verliehen seyn kann. Im Besitze der Ideale können allerdings nicht blos Poeten, sondern auch philosophische Staatsmänner seyn, und wir werden darin gewifs einen Platon einem Aristoteles vorziehen, so gewifs wir die Gemeinheit des Begriffes nicht über die Erhabenheit der Idee setzen wollen. Aber wir wollen allerdings die Vernunft auch hierin zu Verstand gebracht wissen, dafs sie ihre Ideen richtig und deutlich erfasse,

Digitized by Google

und sie wirklich zu machen verstehe. Und das können allerdings manche hochbegabte Geister, dafs sie die Idee ihres Volkes erschauen und begreifen, und hiernach vorerst das Ziel und den Ausgangspunkt erkennen lernen, woher und wohin die Erziehung dieses Volkes sich bewegen soll. Nicht als ob sie damit schon jene Weisheit besäfsen, aber sie haben damit doch jener Weisheit Anfang gefunden; und nun entwickelt sich in ihrem Fortgang von Geschlecht zu Geschlecht diese Erkenntnifs immer tiefer, und lernt auch den Weg immer richtiger treffen. Ist es ja doch mit der Erziehung des Kindes nicht anders. Die Eltern wissen auch in den ersten Jahren nur, wo sie seine Bildung anzufangen haben, damit es zu einem guten Menschen heranwachse, aber von eben diesem Grundsatze geleitet, erkennen sie mit jedem Tage bestimmter seine Natur, seinen Bildungsgang und seinen inneren Beruf. Der wahre Erzieher sucht so in seiner rechten Thätigkeit das Urbild, welches Gott seinem Zöglinge in die Natur gelegt hat, damit er ihn nicht nach einem beliebigen Musterbild forme (d. h. entstelle) oder in eine allgemeine Form einzwänge; die Idee, welche er im Anfang nur ahndete, wird ihm dann allmählig heller und sichrer.

Nehmen wir an, der Staat liefse sich in dem, was er für die Bildung des Volkes zuläfst oder anordnet, durch etwas anders bestimmen, als durch ein solches Ideal von dem, was aus dem Volke werden soll, so wird man nirgends etwas Würdiges finden, das man loben oder wünschen mag. Denn was sollte es seyn? Etwa die vorhandne Sitte? Also einst bei den Israeliten die Sklaven- oder die Nomadensitte! bei den jetzigen Hindus die Greuelsitte! Oder etwa der Wille eines Machthabers? Das Muselthum der Chalifen! das Papstthum des Mittelalters! Oder die Gesetze eines unterwerfenden Volkes? Die Römer wollten in alter Zeit, die Franzosen in neuer die ihrigen den Deutschen aufdringen: und wie war es zu ertragen? Oder der Hang zum Sinnengenufs? Oder die Maximen der Raubstaaten? oder der Sklavenvölker? oder der Chinesen? oder der Geldmacht? Solche Maximen kann kein aufgeklärter Staat wollen, und wo er sie vorfände, bestehen lassen; so wenig wie gute Eltern bei ihrem Kinde den Hang zum Sinnengenufs, Eigennutz, Ehrgeiz dulden, oder gar zur Triebfeder seine Selbstsucht machen. Selbst uncultivirten Völkern wünschen wir Glück, wenn ihre Regenten etwas Besseres herbeiführen wollten, und so lobten wir die Weisheit eines Königs Ramadan, der seinen Madagassen die Unsitte der Kindertödtung

Digitized by Google

abzugewöhnen suchte. Wir denken uns das Heil des Volkes als Ziel; wohl! Als Canning einst seiner Nation auf der Insel des Welthandels sagte, es müsse dahin kommen, dafs ihr Wohlstand durch den Wohlstand aller Völker erwüchse, so priefsen wir Alle den Staatsmann, der zuerst diese grofsartige Maxime aussprach. Gehe man nun von allen Seiten her weiter in die Grundsätze einer weisen Regierung ein, so wird man immer auf dasselbe Princip kommen: die Menschheit soll sich in dem Volke seiner höheren (d. i. göttlichen) Bestimmung gemäfs entwickeln; darin besteht sein Heil. Soll aber das geschehen, so mufs das Volk hierzu geleitet werden, und zwar sowohl negativ, durch Abwehrung dessen, was Verderben bringt, als positiv, durch Anordnung alles dessen, was zur wahren Bildung des Volkes dient. Das nun ist die Volkserziehung! So werden wir also auch von dieser Seite zur moralischen Nothwendigkeit der Volkserziehung, und durch diese eben ganz bestimmt der Jugendbildung und der Schulen hingewiesen.

Jener Widerspruch, worin wir mit dem Verf. zu stehen scheinen, ist in der That nur scheinbar, bis auf einen gewissen Punct, der aber nicht die Hauptsache betrifft. Denn das bezeugt uns schon der Ernst und der Geist, womit er die Sorge des Staats für die geistige Kraft des Volks verlangt, und womit er die Wichtigkeit der immateriellen Güter und ihre tiefere Verbindung mit der materiellen Güterwelt erklärt, »so dafs eine Staatswirthschaftslehre, welche jenen Einfluss aufser Betracht liefse, immer lückenhaft bleiben würde.« Noch näher stimmt seine Aeufserung ein, dafs »jedenfalls die Sorge des Staats für die geistigen Interessen des Volks eine unendlich nähere Verwandtschaft für dessen materielle Interessen hat, als zu der Justiz, zu der Polizei, zu den Finanzen und zu dem Militär.« Auch trifft der vorhergehende (2te) Abschnitt, welcher »die Sorge des Staats in Bezug auf die körperliche Kraft des Volks« bestimmt, mit unserm Princip, und besonders §. 11. »die Sorge des St. für die Gesundheit der Jugend,« völlig zusammen. Worin wir aber einander entgegen stehen, sagen sogleich die ersten Worte des vorliegenden (3ten) Abschn. §. 15: »Obwohl es keineswegs dem Staate zusteht, der Erzieher des Volks zu werden« und Einzelnen oder Allen die Richtung zu bestimmen, in welcher sie ihre Geisteskräfte ausbilden sollen, so liegt es ihm gleichwohl ob, dem Volke die Mittel zu seiner geistigen Vervollkommnung darzubieten, soweit wenigstens nicht schon der Privat-

Digitized by Google

eifer dafür Sorge trägt.« Nur die ersten von uns unterstrichenen Worte nehmen wir in Anspruch als gegnerisch, die andern aber mit der folgenden trefflichen Entwicklung als zustimmend. Die Verschiedenheit liegt nur im Begriffe der Erziehung. Wie ihn der Verf. nimmt, zeigt sich in seinem Urtheil: der Staat sey nicht berechtigt und befähigt, der Erzieher des Volks zu werden und die ganze Denkrichtung des Volks, mit ihrer Nachwirkung auf den Charakter desselben, leiten und beherrschen zu wollen; es ist etwas Derartiges von einigen Staaten der alten Welt versucht worden; eine gröfsere Rolle noch spielt diese Idee in den Staatsidealen der Alten« u. s. w. Rec. kann nur dann den Staat den Erzieher des Volks nennen, wenn er nicht die Denkrichtung des Volks nach seinen Absichten leiten, und also noch viel weniger, wenn er sie beherrschen will. Leiten soll und mufs er sie allerdings — denn das thun alle seine Gesetze und insbesondere alle Schulen und Bildungsanstalten nothwendig — aber sie sollen es nach der Idee thun, welche sich in der Entwicklung des Volks aussprechen will, d. h. der Bestimmung desselben gemäfs. Was die Alten versuchten, war eben nichts Derartiges, denn kein Lykurgus hatte die höhere Idee seines Volkes gefafst, und nicht einmal Solon, und den Idealen selbst eines Platon fehlt nicht nur die Grundbedingung, um sie zu realisiren, sondern auch die Grundidee der Menschheit, um das rechte Ziel, wozu Gott ihre Entwicklung bestimmt hat, zu erkennen. Der Verf. erinnert weiter gegen Neuere, „dafs sie Aehnliches (?) gefordert haben, damit der Nationalcharakter sich in scharfer Eigenthümlichkeit entfalte, und durch unbedingtes Anschliefsen an den Geist der Verfassung, Gesetze und öffentlichen Einrichtungen des Staats die Ruhe im Innern, durch eine gleichmäfsige, gemeinsame Richtung des Volkscharakters die Kraft gegen Aufsen verbürge, und wären darin gleichfalls mehr mit einem fingirten als mit dem wirklichen Staatsleben beschäftigt. Dieses aber nimmt dem Princip nicht seinen Werth, und tadelt nur die Einseitigkeiten in seiner Anwendung. Denn die freie Entfaltung des Nationalcharakters soll ja doch wohl begünstigt, aber zum Ziele der Humanität geleitet, und eben hierin das Volk — wie das Individuum — wahrhaft cultivirt, d. i. gebildet werden. Nur »der Nützlichkeit« einer solchen Anwendung »widerspricht die Erfahrung«, nur »der einseitigen Ausbildung,« das Künsteln an dem Volkscharakter bedurfte der »unnatürlichsten Mittel,« und hatte den schlechtesten Erfolg. Und so ist es auch nur eine falsche Anwendung der

Digitized by Google

wahren Idee, worin das »nähere Anschliefsen der Neuesten an das wirkliche Leben bei der Leitung des Unterrichts getadelt wird«; mit allem Recht. Der Staatsmann wie der Pädagoge kann nicht nachdrücklich genug Anmafsungen der Art abweisen, und Rec. ist hierin ganz mit dem Verf. einverstanden, um nur das Princip recht rein in das Leben einzuführen. Denn so will es der Verf., wenn er sagt: »Die Leitung des Unterrichtswesens soll frei von allen äufseren Rücksichten nur ihren Zweck ins Auge fassen; sie soll mit höchster Einsicht handeln; sie soll in der Gegenwart für die Zukunft arbeiten. Nur der Staat besitzt die dazu erforderliche Unbefangenheit und Unpartheilichkeit u. s. w. Die beste Methode, gewisse Kräfte zu schärfen und gewisse Fertigkeiten beizubringen, kann der Staat beurtheilen und darf er vorzeichnen.« Ganz recht; und zwar indem er das Ziel der Volksbildung ins Auge fafst, von dem Punct, worin das Volk jetzt steht, ausgeht, und den richtigen Weg des naturgemäfsen Entwicklungsganges einschlägt. Das eben will unser Princip. Dann ist die Erziehung eine gute, und »ist sie das, so wird sie auch für den Staat ihre Früchte tragen«; diese Erziehung »durch den Staat« ist aber eben auch die wahre für den Staat, und warum soll sie nun, wie der Verf. meint, keine für den Staat seyn wollen?«

Soweit mufste Rec. bei dem Begriff der Volkserziehung verweilen, theils wegen der Wichtigkeit dieses Begriffes und des Princips, da grade unsere Zeit in unsern cultivirtesten Ländern die Entwicklung desselben zur öffentlichen Angelegenheit gemacht hat, theils aus Achtung für das vorliegende Werk, um die Mifsverständnisse zu beseitigen, welchen die Beurtheilung jener Aeusserungen ausgesetzt wäre. Denn Rec. kann nun den weiteren §§. dieses gehaltreichen Abschnitts ungestört folgen. Er geht mit dem Verf. von der Maxime aus: „Die Idee, dafs der Staat Selbstzweck sey, ist gefährlich, wenn gleich für seine Lenker verführerisch,« nämlich in dem Sinne, wie sie hier aufgefafst ist; sie ist das allerdings darum, »weil sie zur Allgewalt des Staats führt und dieses eine Mittel an die Stelle der tausend Mittel setzt, die alle für die Erreichung des grofsen Zwecks wirken sollen. Aber factisch freilich (fügt er ebenso wahr hinzu) ist es, dafs der Staat in seiner unvollkommenen Gestaltung die Menschen nur zu oft zu Mitteln für seine vermeintlichen Zwecke mifsbraucht, und über die Heiligkeit ihres Selbstzwecks, die göttliche Bestimmung ihres Daseyns gleichgültig hinwegsieht.« Das ist grade ein

Digitized by Google

Beweis für die Volkserziehung, wie wir sie rein in ihrer Idee zu erfassen suchten (man vergl. die Entwicklung derselben in den Schriften des Rec. und zunächst in s. Lehrb. d. E. u. d. U. 8te A. im 3ten H. §. 86. u. 90—97.); sie liegt auch wirklich allem dem zum Grunde, was nun weiter der Verf. lehrt.

§. 16. Staats- und Privatanstalten. Der Gegensatz zwischen beiderlei Schulen wird im eigentlichen und uneigentlichen Sinne betrachtet; er wird gründlich und fruchtbar entwikkelt. Und so steht dann der Grundsatz fest: »Der Staat ist verpflichtet, dafür zu sorgen, dafs für das Bedürfnifs des Volks an Lehranstalten die erforderliche Anzahl unter seiner Leitung stehenden Anstalten bereit sey.« Dabei treffende Blicke auf das Streben in Belgien und Frankreich, auf de la Mennais, und auch auf Landtagsverhandlungen in Deutschland; bündig und zeitgemäfs. Auch darin mufs Rec. dem Verf. vollkommen beistimmen, was er über den »Kostenpunct« überaus klar darlegt. Er zieht zwischen den beiden Extremen, wovon das eine alle Kosten dem Staate zuschieben, das andere nur die Betheiligten belasten will, jenes mit unbedingter Freigebung der Schulen, dieses so, »dafs die Einnahme unsicher bleibt, die Last ungleich vertheilt wird, und Kinderlose fast leer ausgehen," eine wohl abgemessene Mittellinie. »Der Staat soll zunächst die Gemeinden zur Errichtung und Unterhaltung der erforderlichen (niederen) Schulen anhalten, und nur wo die Kräfte derselben nicht ausreichen, mit seinen höheren Mitteln zu Hülfe eilen." (Indessen giebt es hierbei noch manche Schwierigkeiten für die Ausführung zu bedenken) Die Theilnahme des Staats, urtheilt der Verf. weiter, werde nicht überall nach richtigen Grundsätzen bemessen; »es sollten vielmehr die allgemeinen Kosten der Schulen, so wie der nothwendige Unterhalt der Lehrer, durch Gemeindemittel, unter Beiziehung aller Gemeindeglieder bestritten werden, die Beiträge der Eltern zur anspornenden und ermunternden Belohnung der Lehrer dienen, ganz arme Gemeinden zum Nothwendigen unterstützen u. s. w., das Schulgeld nicht fixiren, wohl aber die Lehrer mit festen, das Nothwendige deckenden Gehalten, die sie von den Eltern unabhängiger machen, ausstatten«; u. s. w. »Mittlere und höhere Lehranstalten seyen dagegen auf Kosten des Staats zu erhalten, da sich die Benutzer derselben nur als Staatsbürger fest und bleibend vereinigt finden.« Wir möchten über diesen ganzen wichtigen, aber noch immer bestrittenen Punct alles, was der Verf. mit klarer Kürze darüber

Digitized by Google

entscheidet, unsern Lesern vorlegen, besonders auch die wohlbedachte Stellung der Privatinstitute zu dem Staate; Rec. muſs aber auf das Buch selbst verweisen, wobei er den Wunsch nicht zurückhalten kann, daſs die Leser das damit vergleichen, was er in seinem Buche, die Schulen, und nun so eben in der 3. Aufl. seines Lehrbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre in dem 3ten Hefte darüber zu sagen begründet fand. Auch über die »Leitung« der Schulen durch den Staat, Anstellung der Lehrer, bereitwillige Zulassung der Privatanstalten u. s. w. stimmen wir überein, nur würde Rec. dem Grundsatze, daſs der Staat kein Recht habe, die Lehrer für die letzteren zu prüfen und zu würdigen, einige Beschränkung beifügen. Der Verf. beschränkt selbst sein Urtheil, »daſs, wenn die Eltern ihre Kinder in einer Richtung, die er für verkehrt hält u. s. w., wollen bilden lassen, ihn das alles nichts angehe,« durch die ausdrückliche Bedingung, „so lange es nicht offenbare Gefahr für seine Zwecke droht, und so lange die Kinder das noch lernen, dessen Erlernung er fordern kann« — und also sie das lernen, dessen Erlernung er verwerfen muſs. Denn sie könnten ja sogar in Verbrechen unterrichtet werden, wie einmal in London eine solche Anstalt für kleine Diebe gefunden wurde, oder es könnte ihnen Ungehorsam gegen die Eltern und Oberen, Rachsucht gegen Beleidiger, Haſs gegen andere Religionsgenossen und dergl. eingeflöſst werden. Und der Verf. begründet die Fürsorge des Staats hierin, daſs er gegen solchen verderblichen Einfluſs so gut wie gegen Einschleppung der Pest zu wachen habe, vollkommen, indem er sagt: „Das Beaufsichtigungsrecht des Staats hat sich darauf zu beschränken, daſs nichts Schädliches, den Gesetzen, den guten Sitten und der Religion Verderbliches gelehrt und getrieben, auch die Privatanstalt nicht zu Umgehung der über den Schulbesuch erlassenen Gesetze gemiſsbraucht werde, und hier dürfen nicht Präsumtionen, hier müssen bewiesene Thatsachen entscheiden.“ Auch dem, was der Verf. in den Anmerkungen über den »Einfluſs unduldsamer Geistlichen und eifersüchtiger Lehrer zur Untergrabung der Privatanstalten,« und zur Verminderung der Besorgnisse wegen der Winkelschulen gesagt hat, muſs Rec. von seinem Standpuncte aus vollkommen beistimmen.

§. 17. Princip des Unterrichtssystems. Es war hier dem Rec. besonders erfreulich, daſs der Verf. Dasselbe will, was Rec. mit jedem Jahre seines Studiums mitten in der Erfahrung immer entschiedner als das Richtige erkannt hat. Der Haupt-

Digitized by Google

zweck dieses Unterrichts ist kurz und gut gegeben: »Die allgemeine Weckung und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und die Vorbereitung auf den speciellen Beruf,« welcher Unterricht der vorherrschend formale seyn, aber in den wohl zu wählenden materialen übergehen soll. Auch erinnert der Verf. mit Recht, dafs man ohne Grund Klagen über „eine scheinbar nutzlose Verwendung der Zeit« zu erheben, und dafs insbesondere der Philanthropinismus die classischen Studien mit Unverstand zu verdrängen suchte, weil er das bildende Princip übersah u. s. w. Und wer wird nicht auch darin dem Verf. Recht geben, was er zum Schlusse dieses §. sagt: »— so besteht sie (die constitutionelle Gleichheit) bei der Volkserziehung nicht in einem gleichen Unterricht für Alle, sondern in dem für die Lebensbestimmung eines Jeden angemessensten Unterricht.«

§. 18 u. 19. Volksschulen im engeren Sinne. Gewöhnlich sind sie Elementarschulen genannt; sie suchen die Bedürfnisse der Volksklassen zu befriedigen, die nur die nöthigen (allgemeinen) Kenntnisse u. s. w. mit gesundem Verstand besitzen sollen, und sehen noch einer weiteren Vervollkommnung entgegen. Was der Verf. über ihre bisherigen, nach Verhältnifs des Aufwands noch so geringen Leistungen klagt, trifft doch gewifs nicht alle, und wie viel in den letzteren Jahren zur Verbesserung des Unterrichts geschehen ist und täglich geschieht, dürfen wir nicht verkennen. — Rec. möchte Mehreres aus seinen pädagogischen Schriften, namentlich die Schulen und die Methodik betreffend, an die allgemeinen Lehren des vorliegenden Buches anschliefsen, wo er auch unter andern das Bestimmtere über die Anwendung des sogenannten wechselseitigen Unterrichts angegeben hat. Er stimmt ganz mit dem Verf. überein, über das Minimum, das diese Schulen leisten sollen, und »über den Religionsunterricht, dafs dieser auch ferner die wahre Basis des Volksunterrichts bleibe,« und zwar ein solcher, wie er hier empfohlen wird, ein auf die Bibel begründeter für das Leben; und gegen die Ueberschätzung mancher Unterrichtsgegenstände — Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Technologie — besonders auch gegen die Verkehrtheit, welche sogar die Verfassungsurkunde in diesen Schulen erklären will; und was er in den kurzen Anmerkungen erörtert, ist dem Rec. völlig aus der Seele geschrieben.

§. 20. Fortbildung der erwachsenen Zöglinge der Volksschule. Rec. kann auch hier nur wünschen, dafs der so bündig zusammengestellte Inhalt dieses §. beherzigt, und er

Digitized by Google

darf es auch hier sagen, mit dem, was er selbst in s. angef. Schriften über diesen Gegenstand ausführlicher gesagt hat, verbunden werde. Sehr lieb ist es ihm, dafs der Verf. von seinem Standpuncte aus darauf dringt, was Rec. vielfältig ausgesprochen hat, die Volksjugend noch nach der Entlassung aus der Schule, also vom 15ten Lebensjahre bis zum 19ten den Unterricht auf schickliche Art fortsetzen zu lassen — Rec. meint auch eine gewisse erziehende Aufsicht — und hierzu das kirchliche Institut der Sonntagsprüfungen besser zu benutzen, als es noch bisher zu geschehen pflegt. Und dafs auch von dem Gesichtspuncte des Staats aus die Volksschule nicht von der Unterordnung unter die Kirche emancipirt werden solle, sondern in jeder Beziehung der Pfarrer zur Aufsicht berufen sey, findet Rec. hier mit Nachdruck so ausgesprochen, wie er es nach seinem Lehrb. 3tes H. §. 84 fg. 87 fg. nur wünschen kann.

§. 21. Die niedere und im folgenden §. die mittlere Gewerbsschule. Der Verf. findet für diese Schulen die Wahl zwischen der Mathematik und Religionslehre als zweien Principien, die doch dem Unterricht nicht zugleich zum Grunde gelegt werden sollen, nothwendig. Rec. kann das nicht finden. Man lege nur immer die Mathematik zum Grunde, und verbinde damit die andern Lehrgegenstände, wie sie der Verf. angiebt; der Religionslehre kann darum ungehindert ihr Einfluſs auf alles bleiben, wenn nur die Religion selbst als das Princip des Bildungstriebes erhoben wird, nämlich als inneres Leben, wie sie auch der Verf. erklärt. Doch auch hier muſs der Rec. auf seine angef. Schriften verweisen, insbesondere auf seine Reden zum Frieden der Schulen in s. Darstell. aus dem Geb. d. Pädag. II., auch was die Einrichtung und Methodik in den höheren Bürger- und in den Gelehrtenschulen betrifft, wovon der Verf. in den folgg. §§. handelt. Im §. 22. spricht er mit den gegründeten Bedenklichkeiten über die Sonntagsschulen, und empfiehlt Musterwerkstätten. Der §. 23. spricht von der polytechnischen Anstalt, dabei von ihrem Verhältniſs zur Universität, zu den Lehranstalten für den Bergbau, das Forst-, Militär- und Marinewesen. §. 24 und 25. die niedere und mittlere Gelehrtenschule. »Die dritte Richtung des Volks geht auf das rein geistige Leben, auf Aneignung der die geistige Welt erleuchtenden Wissenschaft; um ihrer selbst willen, oder zum Behufe ihrer Ausübung in Kirche und Staat. Hier ist weniger eine äuſserste Schärfung des Verstandes, als eine harmonische Aus-

Digitized by Google

bildung der Vernunft erforderlich; die Ideenwelt muſs aufgeschlossen, die Productivkraft des Geistes geweckt und genährt werden. Hier ist noch mehr als anderwärts die Ausbildung der Seelenkräfte und die Heranleitung zur Weisheit der Hauptzweck, hinter dem die Erwerbung besonderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten zurücktritt. Die Grundlagen unserer Gelehrtenbildung werden immer die classischen Studien bleiben müssen;" welches der Verf. aus den bekannten Gründen tief und klar aufzeigt. Seine Vorschläge für die Einrichtung der niederen und mittleren (höheren) Gelehrtenschulen sind, wie alles, geistreich ertheilt, welches Rec. anerkennen muſs, wenn er gleich nicht allen beistimmen kann. Z. B. wenn der Verf. meint, daſs „es schädlich sey, das N. T. in der Ursprache bei dem Religionsunterricht mit allen Schülern einer Classe zu lesen," so ist das doch nur gegen eine verkehrte Behandlung anzuwenden; und wenn er die Mathematik nicht so nothwendig für die Gelehrtenschulen hält, so halten wir sie auch da für nothwendig, nämlich nur nicht nach der schlechten Methode, gegen welche auch der Verf. spricht.

§. 26 und 27. Die Universitäten. Nach einem kurzen Blick auf ihre Geschichte ist das Resultat: »So waren sie wahre Asyle des Wissens, in denen selbstständige Denker in freier Forschung erwuchsen und erlesene Geister die unabhängige und gesicherte Muſse fanden, deren Früchte die Welt erleuchtet haben." Weiter zeigt der Verf., wie ihr Verhältniſs zur Bildung für die Aemterbesetzung daraus hervorging, wie aber später die Tendenz zu Specialschulen als eine sehr irrige aufkam, z. B. wenn man den Predigerstand in Seminarien, den Arzt als Famulus eines andern bilden wollte. »Es muſs, sobald man eingesteht, daſs Wissenschaft das wahre Lebensprincip einer gediegenen Bildung ist, die Universalität wieder in den Vorgrund treten, und der Gedanke an Specialschulen verschwinden." — »Ihre Lehrer sind Lehrer der Menschheit. Ein Einziger leistet mehr, als Akademieen. Aber auch für die Universitäten selbst sind tüchtige Lehrer unendlich wichtiger, als alle Hülfsmittel und Sammlungen. Wie hätten sonst unsere Vorfahren mit so geringen Mitteln so Groſses leisten können!" Solcher zeitgemäſsen Bemerkungen reihen sich kurzgefaſst mehrere an einander.

Der §. 28. redet noch von den Töchterschulen, und sagt ebenfalls mit Wenigem viel Gutes, und mit noch viel Wenigerem der §. 29. von den Schulen für aufsergewöhn-

Digitized by Google

liche Bedürfnisse; es wird fast nur erinnert an die Wohlthat der Waisenhäuser und die Anstalten für Taubstumme und Blinde. Wir vermissen ungerne grade in diesem Lehrbuche die Rettungsanstalten der verwahrloseten Jugend. — §. 30. Die Bildung der Lehrer. So kurz sich der Verf. auch über die Gegenstände des Unterrichts in den Seminarien für die Volksschullehrer erklärt, so treffend ist es, was er sagt; und die wenigen Worte über die Bildung der höheren Lehrer für die Gelehrtenschulen, „dafs auch die gröfsten reinphilologischen Kenntnisse den Mangel pädagogischer Gaben nicht ersetzen können,“ und dafs der Lehrer „ein tüchtiger Philologe seyn solle, aber grade kein ausgezeichneter zu seyn brauche,“ giebt schon einen hinreichenden Wink. Ueber die Fortbildung der Erwachsenen sagt der §. 31. einiges Beherzigungswerthe.

So weit schlägt dieses Buch unmittelbar in das Fach des Rec. ein, und so weit durfte er sich eine Anzeige desselben um so mehr erlauben, da er die Gegenstände dieses Abschnitts in den neuesten Ausgaben seiner Erziehungsschriften behandelt hat, und gerne bei dieser Gelegenheit auf die ziemlich gleichen Resultate von den verschiedenen Standpuncten aus aufmerksam machen wollte. Wohl möchte er noch weiter, auch auf den 4ten Abschnitt: »Sorge des Staats für die sittliche Kraft des Volks,“ eingehen, weil er auch hierin viel Berührungspuncte findet, aber er mufs dieses, das noch enger mit dem System der Staatswirthschaft verwebt ist, den Beurtheilern dieses Faches überlassen. Er gedenkt dafür nächstens an die obige Anzeige die von einigen Erziehungswerken mit Beziehung auf dieselbe anzuschliefsen.

Schwarz.

Sylloge plantarum vascularium Florae Neapolitanae hucusque detectarum auctore Michaele Tenore, in regia neapolitana studiorum universitate Botanices Professore etc. Neapoli ex typographia Fibreni, 1831. 577 S. 8.

Die reiche Flor des südlichen Italiens hat zwar zu allen Zeiten die Freunde der Botanik in diese classische Gegenden gezogen, dennoch war die schöne Vegetation des Landes bis auf die jüngsten Zeiten hin noch sehr unvollkommen bekannt, ja trotz zahlreicher Bemühungen, die zumal den letzten Jahrzehnden angehören, kann man sie noch lange nicht für völlig erforscht

Digitized by Google

halten, da mehrere einzelne Provinzen und Distrikte kaum noch von dem Fuſse eines Botanikers betreten worden sind. Das gröſseste Verdienst um die Kenntniſs der Vegetation des Königreichs Neapel hat sich Tenore erworben; Niemand vor ihm hat so lange und vielfältig jene Gegenden mit Kennerblick durchsucht, Keiner so viele und so interessante Schriften diesem Gegenstande gewidmet. Tenore beschrieb die von ihm aufgefundenen und untersuchten Gewächse theils in einem Prachtwerke in Folio mit Kupfertafeln (*Flora Neapolitana; ossia descrizione della piante indigene del regno di Napoli, in fogl. con tavole colorite, fascicoli* 30. *Napoli* 1811—1830.), das seines hohen Preises wegen nur in wenige Hände kam, theils in einzelnen zerstreuten kleineren und zahlreichen Abhandlungen, die in der Regel auch nicht zu uns gelangten. Unter diesen Umständen war eine kurze Uebersicht aller bis jetzt gemachten Entdeckungen im Gebiete der Flor Neapels, wie sie die vorliegende *Sylloge* enthält, ein höchst zweckmäſsiges Unternehmen, das sich ohne Zweifel den Beifall aller Botaniker erwerben wird. Wir sehen aus ihr, daſs bis jetzt dort 3300 phanerogamische Pflanzen aufgefunden worden sind, die hier nach Linné's Sexualsystem angeordnet wurden, doch so, daſs als weitere Unterabtheilungen der bekannten Linneischen Klassen und Ordnungen die natürlichen Familien gewählt sind, und somit also gleichsam ein künstliches System mit dem natürlichen verbunden wird. Zur Ersparung des Raumes hat der Verf. von allbekannten Arten nur die Namen und den Standort angegeben, doch fügte er auch solchen, wenn es ihm nöthig schien, einige Synonyme bei, und begleitete sie mit in der Regel zweckmäſsigen Bemerkungen. Jene Gewächse (und es sind deren ziemlich viele), welche Hr. Prof. Tenore selbst zuerst entdeckte und in einem seiner verschiedenen Werke oder Abhandlungen bekannt machte, sind hier sämmtlich mit ausführlichen Diagnosen und kritischen Bemerkungen ausgestattet worden, doch auch dann faſste sich der Hr. Verf. kürzer, wenn dergleichen Pflanzen bereits in den überall verbreiteten Schriften der Herren Willdenow, Schultes, Decandolle und Sprengel eine Stelle gefunden hatten. —

Es gab eine Zeit (und sie dämmert noch hie und da), wo man Alles gethan zu haben glaubte, wenn man die Namen jeder Pflanze wuſste, und sie von den verwandten zu unterscheiden verstand. Auch für diese *Batanophili* ist die Flor Neapels ihres Reichthums und ihrer Mannichfaltigkeit willen, eine sehr anziehende Gegend, noch bei weitem interessanter aber wird jetzt dem

Digitized by Google

Freunde der Pflanzenkunde die specielle Uebersicht der Vegetation eines von der Natur so reich begabten Landes, da sich daran, zumal in geographischer Hinsicht, so manche folgenreiche Ideen knüpfen, wovon Ref. nur hie und da auf einige Momente aufmerksam machen kann.

Die Flor eines fremden Landes wird man am liebsten mit der seines Vaterlandes vergleichen, und der deutsche Botaniker wird sich im Allgemeinen eine richtige Idee von der ersten machen, wenn er weifs, was diese für besondere Familien und Gattungen aufzuweisen hat, die seiner heimathlichen Vegetation abgehen. Dies ist freilich nur ein primitiver Anhaltspunkt, aber von ihm ausgehend, werden die übrigen Verschiedenheiten weniger bedeutend erscheinen. Geht man die Pflanzenfamilien in der Decandoll'schen Reihefolge durch, so finden wir bei den *Ranunculaceen* im südlichen Italien, wie diesseits der Alpen, die nämlichen Gattungen, aber häufig andere Arten, die schon ein wärmeres Klima verlangen. Bei den *Papaveraceen* tritt die uns mangelnde Gattung *Hypecoum* auf, die *Cruciferen* gehören mehr dem Norden an, aber Neapel ist darum nicht arm an denselben, ziehen sich aber mehr in die Gebirge zurück; südliche Formen dieser grofsen Familie sind insbesondere die Gattungen *Mathiola, Moricandia* und einige andere; die *Capparideen*, die kaum den südlichsten Saum Deutschlands erreichen, sind durch ganz Italien nicht selten, zahlreich da ferner die Arten von *Cistus, Helianthemum, Polygala*, wovon wir nur wenige Repräsentanten besitzen und die *Frankenien* ganz entbehren. Gleich den Kreuzblumen sind die *Caryophylleen* auch im Norden sehr verbreitet, aber es mangeln da die in Neapel vorkommenden Gattungen *Mollia, Velezia* und *Drypis*. Mehr dem Süden gehören die *Malvaceen* an, und vergeblich sieht man sich bei uns um Arten von *Malope, Hibiscus* und Sida um, auch die *Rutaceen* sind grofsentheils Bewohner wärmerer Landstriche; *Tribulus* und Peganum sind charakteristisch in dieser Hinsicht. Von *Terebinthaceen* hat selbst Neapel nur 4 Arten, die in die Gattungen *Rhus* und *Pistacia* gehören, aber hier finden sich schon baumartige *Leguminosen*, die wir nur in den Gärten zu sehen gewohnt sind und zum Theile im Freien gar nicht ziehen können, und noch zahlreicher sind die kraut- und strauchartigen Hülsengewächse der neapolitanischen Flor, die uns abgehen; zu nennen sind deshalb die Gattungen *Ceratonia, Anagyris, Cercis, Adenocarpus, Biserrula, Liquiritia, Securigera, Scorpiurus, Psoralea, Trigonella* u. s. w. Nebst

Digitized by Google

den herrlichen Hesperiden sind die *Myrtaceen* eine Hauptzierde des südlichen Italien, auch die *Crassulaceen* und *Ficoideen* haben dort eigenthümliche Formen, von denen unser Klima wenig aufzuweisen hat, man denke an die Gattungen *Buillardia*, *Crassula*, *Cotyledon*, *Mesembryanthemum*, *Aizoon* und an die dem äufsern Ansehen nach verwandte *Opuntia*. Sehr viel Eigenes besitzt das alte *Parthenope* aus der Familie der *Umbelliferen*, zumal aus den Gattungen *Echinophora*, *Ammi*, *Foeniculum*, *Cachrys*, *Ferula*, *Brignolia*, *Sison*, *Biforis*, *Thapsia*, *Smyrnium*, *Physospermum*, *Tragium* u. s. w. Dasselbe gilt auch von den so zahlreichen *Compositen*, die hier so recht eigentlich einheimisch zu seyn scheinen, man findet hier, unter vielen andern, Arten der Gattungen *Geropogon*, *Urospermum*, *Hedypnois*, *Andryala*, *Seriola*, *Tolpis*, *Rhagadiolus*, *Zacyntha*, *Scolymus*, *Santolina*, *Othantus*, *Balsamita*, *Micropus*, *Evax*, *Carpesium*, *Helianthus*, *Cynara*, *Onobroma*, *Atractylis*, *Sylibum*, *Staehelina*, *Galactites* u. s. w. Die *Ebenaceen* und *Jasmineen* gehören mit zu den Hauptzierden Neapels; man denke an den Oelbaum, an den *Diospyrus Lotus*, an *Jasminum*, *Phyllirea* u. s. w., an sie schliefsen sich die *Apocyneen* mit ihren zierlichen Formen aus den Gattungen *Nerium*, *Periploca* u. s. w., die *Solaneen* mit zahlreichen uns mangelnden Arten. Insbesondere interessant sind die neapolitanischen *Labiaten*, gleichwohl besitzt Deutschland fast aus allen dort vorkommenden Gattungen eine oder die andre Art, wovon vielleicht nur *Rorismarinus*, *Lavandula*, *Ziziphora* und *Prasium* eine Ausnahme machen. Um doch etwas Specielles anzuführen, wollen wir die *Menthae* etwas näher betrachten, an deutschen Arten kommen da vor *Mentha silvestris*, *rotundifolia*, *aquatica*, *austriaca* und *Pulegium*, an eigenen *Mentha serotina*, *macrostachya*, *Lamarckii*, *urticaefolia* und *suavis*, fast alle mit mehreren Varietäten. Bei genauer Vergleichung dieser letzten wird es wahrscheinlich, dafs *Mentha macrostachys Tenore* zu unserer *rotundifolia* gehört, die neapolitanische *rotundifolia* aber eine andere, bei uns unbekannte Art ausmacht. Die *Mentha Lamarckii* ist offenbar nur eine *varietas crispa* der *M. macrostachya*, aber die beigesetzten Synonyme bedürfen einer bedeutenden Berichtigung, besonders was die der deutschen Autoren angeht, mit denen unser Hr. Verf. nicht recht vertraut ist, und sie öfters nicht gehörig zu verstehen scheint. Die *Verbenaceen* und *Acanthaceen* haben mehrere dem Süden eigenthümliche Formen aufzuzeigen, wie die Gattungen *Zapania*, *Vitex* und *Acanthus*. Die *Chenopodeen* die Gattungen *Camphorosma*, *Beta*, *Phytolacca*, *The-*

Digitized by Google

ligonum, die *Euphorbiaceen* die Gattungen *Ricinus Croton* und *Andrachne*, die *Urticeen* die Gattungen *Ficus* und *Ambrosia*, die *Coniferen* den *Cupressus* u. s. w.

Gehen wir nun zu den *Endogenen* über, so zeigen sie zwar verhältnifsmäfsig weniger Eigenes als die Exogenen, aber das, was hier abweichendes von der nördlichen Flor vorkommt, ist auch um so ausgezeichneter, wie die Gattungen *Phucagrostis, Canna! Ixia, Morea, Pancratium, Fritillaria! Chamaerops! Ambrosinia, Chilochloa, Achnodonton, Echinaria, Crypsis, Gastridium, Chrysurus, Dineba, Beckmannia, Eleusyne, Saccharum* u. s. w.

Auffallend ist es, dafs viele neapolitanische Wasserpflanzen dieselben sind, die man auch im nördlichen Europa vorfindet; dieselben Arten von *Callitriche, Lemna, Potamogeton, Hydrocharis, Nymphaea* u. s. w. schwimmen auf den Teichen um Neapel wie in Deutschland; in beiden Ländern findet man *Hippuris vulgaris, Utricularia vulgaris, Lycopus europaeus, Cladium germanicum, Iris pseud-Acorus, Scirpus palustris* und *maritimus, Alopecurus geniculatus, Poa aquatica, Montia minor, Samolus Valerandi, Alisma Plantago, Butomus umbellatus*, den gemeinen Brunnkressen und viele andere. Dasselbe Verhältnifs finden wir wieder bei den zwischen dem Getreide wachsenden Unkräutern, obwohl dieser Umstand wohl von ganz andern kosmischen Umständen abhängen möchte. In Deutschland wie im südlichen Italien wächst in den Saatfeldern die Klapperrose und die blaue Kornblume, der Schwindelhafer und der Lolch, die Ackerwinde und der Nadelkörbel, die Rade und der Rittersporn, der Hederich und das Klebkraut, die *Sherardia* und *Asperula arvensis, Nigella arvensis, Ranunculus arvensis, Galeopsis Ludanum, Ervum tetraspermum* u. s. w., indessen besitzen die südlichen Getreidefelder noch manche Pflanze, die man im Norden vergeblich sucht.

Mehrere Gewächse, die wir sorgfältig in Gärten oder auf Aeckern cultiviren, wachsen wild in den Gefilden von Neapel, wie *Phalaris canariensis, Allium Ampeloprasum*, der ewige Klee, der Gartenmohn, die Platterbse, der Mangold und die Runkelrübe, die Weinrebe, die Gartenmelde, die Endivie, die Petersilie, der Lein oder Flachs, der Kirchlorbeer und viele andere, zumal Zierpflanzen der Gärten.

Aber im Königreiche Neapel mangeln auch manche Gewächse, die gemein durch den gröfsten Theil von Deutschland vorkommen, wie die Schlüsselblume *(Primula veris)*, die gemeine Heide,

die Preisselbeere, der rothe Fingerhut, der gemeine Huflattig, *Pyrola rotundifolia*, *Anemone Pulsatilla* u. s. w. Auch der Calmus fehlt um Neapel wie durch ganz Italien.

Manche Gewächse, die bei uns gemein auf den Ebenen oder niedrigen Hügeln vorkommen, ziehen sich im südlichen Italien auf höhere Gebirge zurück, wie *Salvia pratensis*, *Scabiosa arvensis*, *Asperula cynanchica* und *odorata*, *Galium silvestre*, *Plantago media*, das nur auf den Abruzzen vorkommt, wo doch auch wahre Alpenpflanzen wachsen, *Myosotis palustris*, *Cynoglossum officinale*, *Campunula rotundifolia*, *Ribes Grossularia*, *Gentiana Pneumonanthe*, die nur auf den hohen kalten Wiesen der Abruzzen wächst, während sie sich bei uns an den Ufern des Rheins in den wärmsten Lagen findet, *Chenopodium bonus Henricus*, *Pimpinella magna* u. s. w. Am auffallendsten ist, dafs *Adoxa moschatellina* nur an der Grenze des ewigen Schnees angetroffen wurde. Es kommen überhaupt dergleichen auffallende Erscheinungen mehrere vor; so wächst *Physalis Alkekengi* bei uns meistens nur in guten Weinbergen, in Italien auf hohen Gebirgswaldungen der Abruzzen, *Bunium Bulbocastanum* ist bei uns eine Ackerpflanze, in Italien kommt sie nur auf Gebirgen vor u. s. w.

Die neapolitanischen Culturpflanzen hat Hr. Prof. Tenore nicht in die vorliegende *Sylloge* aufgenommen, was um so mehr zu bedauern ist, da über sie wenig Specielles und Zuverlässiges bekannt wurde, und die Notizen darüber sich nur sehr zerstreut in italischen Zeitschriften vorfinden. Sehr zu bedauern ist es ferner, dafs der Hr. Verf. nirgends die Blüthezeit der Gewächse angegeben hat, ein Umstand, der zur Beurtheilung der Temperatur eines Landes höchst wichtig und für den Botaniker aus leicht zu ermessenden Gründen noch von besonderem Interesse ist.

Dierbach.

Digitized by Google

N°. 51. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lustfahrten ins Idyllenland. Von Franz Xaver Bronner. Aarau, bei Sauerländer. 1833. *Erstes Bändchen.* 262 *S. Zweites Bändchen.* 286 *S.* 8.

Der Verf. betrachtet diese Lustfahrten als einen kleinen Beitrag, in empfänglichen Herzen Wohlwollen und Gemüthlichkeit zu befördern und durch Erweckung sittlicher Gefühle zu nützen; er ist zu ihrer Herausgabe durch die Aeufserung eines verständigen Mannes veranlafst worden, der der Meinung war, dafs, da so viel gethan wird, unsern Jünglingen eine Encyklopädie der Wissenschaften in den Kopf zu trichtern, es ein Verdienst seyn würde, durch anregende Schriften auch für ihr Herz zu sorgen, und aus kalten Rechnern humane, in Herzlichkeit handelnde, liebevolle und liebenswürdige Menschenfreunde zu bilden. (S. 9.) Zum Ziele seiner Fahrten hat er sich das alte Griechenland gewählt, die Heimath des ersten Volkes, das sich zu ächter Humanität heranbildete; dessen Ideen lange etwas Phantastisches, Kindliches, Gemüthliches beibehielten; das alle Kräfte der Natur mit seiner Einbildungskraft beseelte, sie Götter und Göttinnen nannte; und dessen religiöse Bildersprache in unsre einfachern, geläuterten Ausdrücke zu übersetzen uns doch nicht schwer werden kann. (S. 10. 11.) In diesem Sinne, sagt der Verf. in einem zur Einleitung dienenden Briefwechsel weiter, lebte auch in dem eiteln Götterdienste eine wirkliche Gottesfurcht, und ein unbefangenes Gemüth empfindet, dafs auch im Opfer und Gebete der Heiden löbliche Gottesverehrung verborgen liegen konnte: der gemeinste Verstand findet den guten Willen des Flehenden heraus. Stellt man so ein kindliches Völklein in seiner Liebenswürdigkeit dar, so dürfen die Züge der Wahrheit im Gemälde seiner Religionsgebräuche durchaus nicht fehlen. Nur ihre Gutmüthigkeit und Herzenseinigkeit mufs zeigen, dafs sie mit ihrer Verehrung doch den höchsten Gott, die Quelle des Guten meinten, u. s. w. (S. 12.)

Die hier zusammengedrängten Ansichten des Verfs. beweisen, dafs sein Buch mehr von einem pädagogischen als von einem ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet werden will. Es enthält eine Zusammenstellung moralisch-religiöser Stoffe aus dem griechischen Alterthum, mit feinem Sinn ausgewählt, mehrere auch

Digitized by Google

erfunden, meist zu idyllischen Erzählungen verarbeitet, zum Theil in metrischer Darstellung, oder doch mit Gedichten durchwoben. Der Raum erlaubt uns nur, auf die ausgezeichneteren aufmerksam zu machen:

Die Erzählung »Gefahren und Rettung« hat Hikesia, eine der äolischen Inseln, zum Schauplatze, und giebt uns zum Hintergrunde einer freilich nicht eigentlich antiken Familiengeschichte die lebendig geschilderten vulkanischen Erscheinungen auf dieser Insel und dem sie umgebenden Meere, die er den von Freinsheim in seinen Livianischen Fragmenten ausgebeuteten Schriftstellern (zum Jahr 126 vor Chr.) abgeborgt hat. (S. 15—34.)

Die Idylle »Helike« erzählt metrisch die Geschichte der »durch gerechte Götterrache zur Warnung ertränkten Seestadt Helike,« und theilt aus einer französischen Uebersetzung des Pausanias, und aus Ovid's Metamorphosen die betreffenden Stellen mit. (S. 44—47.)

»Der kleine Linos mit dem goldnen Ei« ist recht schön menschlich gedacht, das Antike dabei ist aber nur zufällige Zuthat, und dies dürfte auch von den zwei folgenden Idyllen (»Thiretas und Jolas« und »das Weinbecherlein«) gelten. (S. 51—69.)

Einen sehr dankbaren Stoff hat der Verf. auch bei Pausanias vorgefunden, und in der Erzählung „Euthymus und der Geist Polites« auf eine Weise verarbeitet, welche auch den ästhetischen Anforderungen in vieler Beziehung Genüge leistet. Besagter Schriftsteller erzählt nämlich von dem berühmten lokrischen Athleten Euthymus, dafs er die unteritalische Stadt Temsa oder Temessa von einer grofsen Calamität befreit habe. Seit den Irrfahrten des Ulysses haus'te dort Polites, einer seiner Genossen, der im Rausche eine Jungfrau entehrt hatte und gesteinigt worden war, als furchtbares Gespenst unter den Einwohnern, die er ohne Unterschied des Geschlechts und Alters mordete; so dafs dieselben ihre Stadt zu verlassen beschlossen. Nur ein Orakelspruch der Pythia brachte sie von diesem Entschlusse ab, und auf ihren Befehl bauten sie dem Gespenst einen Tempel, und brachten ihm alle Jahre die schönste Jungfrau Temessa's zum Opfer dar, womit sich der Geist zufrieden stellte. Zufälliger Weise kam Euthymus gerade zu der Zeit in jene Stadt, wo das gewohnte Opfer dargebracht wurde; er erkundigte sich nach dem Sinne der Ceremonie, und bezeigte Lust, in den Tempel zu treten und das Opfer zu sehen. Mitleid und bald Liebe bemächtigte sich seiner; das Mädchen schwur, ihn zu heirathen, wenn er sie rettete. So

Digitized by Google

waffnete er sich, erwartete die Ankunft des Gespenstes, und besiegte dasselbe. Aus Temessa vertrieben, verschwand das Gespenst. Es hatte sich ins Meer gestürzt. Euthymus heirathete das schönste Mädchen von Temessa, und diese Stadt blieb hinfort frei von jener Plage.

Dieser köstliche Stoff hat zweierlei Seiten, eine phantastische, fast möchte man sagen, romantische, welche zur Balladenartigen Behandlung auffordert, und eine ironische, die der Hr. Verf. in der ersten Hälfte seiner Erzählung, sie mit der von ihm einmal gewählten sentimentalen Behandlungsweise verbindend, mit vielem Glücke verfolgt, und von der wir eine Probe hier mittheilen. Euthymus, in Temsa angekommen, und am Ufer von Dyne, einem schönen, bangenden Mädchen von der bevorstehenden Auswahl des Opfers unterrichtet, wohnt dieser Handlung bei. Auf dem Markt ist ein erhöhtes Gerüst errichtet, das der Archon besteigt; zu beiden Seiten stellen sich die Zunftmeister und Demarchen.«

»Herolde ordneten die geschmückten Mädchen, rechts am Gerüste in zierlichen Reihen; bald standen sie da, enge gedrängt, wie die schönsten Blumen des Sommers in reichbesetzten Gartenbeeten, eine wahre Augenweide! Links ward alles Volk vom Platze getrieben, damit ein freier Raum entstände. Einen weiten Kranz schlossen die scharfblickenden Jünglinge um den Markt her. Ernste Väter und bange Mütter schaarten sich zu äufserst im Bogen an den Häusern hin. Ein Ruf lud zehn bestellte Ehrenmänner ein, vor die Herrscher zu treten, und ihrer Befehle zu harren. Folgsam stellten sich die Gerufenen an die Treppe des Gerüstes, und schwuren, gerecht zu entscheiden. Ein geläufiger Griffel schrieb die Theile des Leibes und seine Verstaltungen (?) auf kleine Täfelchen in eine prächtig gestickte Tasche. Jeder Beeidigte trat zu der Tasche, zog ein Täfelchen hervor, bewahrte es in der hohlen Hand, und schritt die Stufen herab. Jetzt rief der Schreiber das Wort aus: Verkrüppelung! Da ging der Geschworne, welcher dieses Wort auf seinem Täfelchen trug, langsam durch die Reihen der Mädchen, und wies alle, die mit hinkendem Beine oder mit höckerigem Rücken dahergingen, alle mit Gehängen am Halse, mit Auswüchsen im Antlitz oder häfslichen Narben entstellte auf dem leeren Platz zur Linken; mitleidige Blicke begleiteten die bedauernswerthen Geschöpfe. — Ein zweiter Ruf nannte den Wuchs. Da ergriff der Ehrenmann, der dieses Wort auf seinem Täfelchen fand, einen schöngewach-

Digitized by Google

senen Lilienstengel und ein Blumengeflecht von bestimmtem Maſse, die beide am Rande des Gerüstes bereit lagen, hob sie hoch empor und winkte einen Träger der Lilie und eine Trägerin des Geflechtes herbei; sie schritten langsam durch die Reihen der Mädchen; der Träger der Lilie lehnte sie an jede Gestalt; ragte die Jungfrau zwei Längen des Hauptes über sie weg, oder blieb ihr Scheitel eine Kopfhöhe unter dem Blumenmaſse, so wies der beeidigte Mann sie zur Linken des Gerüstes; die Frau, welche das Blumengehäng trug, schlang es jeder über den Hüften um den jugendlichen Leib; erreichten die Enden sich nicht vorn an der Herzgrube, so schied der Ehrenmann sie aus. Der dritte Ruf lautete: Stirn. Der Träger dieses Wortes wandelte durch die Reihen der Jungfrauen, jede prüfend, und wies alle Stirnen hinweg, die zweiknollig oben hervorragten, oder Haarwuchs nährten, der fast bis zu den Augenbrauen herabtrat, oder nackt hinaufstiegen, langgestreckt, bis nahe zur Scheitel, oder flach und breit sich zu den Schläfen dehnten, wie die Stirnen der Stiere.«

Die weitern Rufe gelten den Augen, der Nase, dem Mund, dem Kinn, der Brust, die alle in ihren Abnormitäten mit gleich launigter Anschaulichkeit vom Verf. durchgegangen werden. Nur drei der schönsten, tadellosesten Jungfrauen bleiben zurück, aus welchen die holdeste, Dyne, gewählt wird. Die ganze Behandlung, durch welche die Miſsgestalt als Glück, und die Schönheit als Unglück erscheint, kommt Ref. äuſserst gelungen vor.

Der Verfolg der Erzählung, in welcher sich der Spuk als Priesterbetrug aufklärt, den Euthymus mit Gefahr seines Lebens aufdeckt, macht nicht mehr den gleichen, poetischen Eindruck, obgleich er die Geschichte zur wohlerfundenen und dargestellten Novelle gestaltet.

Unter den übrigen Erzählungen dieses Bandes zeichnen sich Perseus und Andromeda (S. 113 ff.) und der Ring (S. 165 bis 214; Erfindung des Verfs.) durch Tendenz und Darstellung aus. Einige Idyllen machen durch nicht-griechische Stoffe eine Ausnahme. »Die heilige Verschämtheit« ist von dem feinen Takte des Verfs. wiederum dem stoffreichen Pausanias abgeborgt. (S. 238—246.) Es war aber auch hier nur »der Stoff zum Faden, der nun ausgesponnen,« und zwar hier recht rein gesponnen vor uns liegt.

Im 2ten Bande sind „die Felsen Skirons und Moluris“ (S. 10 ff.), »das Schulterblatt des Pelops“ (S. 116 ff.), „der Jahrestag des Brautfestes“ (S. 154 ff. metrisch), »die Frauenschur zu Erythrä«

Digitized by Google

(S. 168 ff.), »das Bild des Theagenes« (S. 209 ff.) und »Verfall des Fanges der Purpurschnecken zu Bulis« (S. 248 ff.) auf Grundlagen des Pausanias mit Glück aufgeführt. Die übrigen kleinern Idyllen haben keine mythische oder historische Grundlage. Zu dem Idyllenstrauſs der Ichthyophagen hat Diodor. Siculus den Anstoſs gegeben.

Im Ganzen geben wir den prosaischen Ausführungen vor den metrischen, welchen der Mangel an Gedrungenheit hier und da schadet, den Vorzug. Lebendige Darstellung, Selbstständigkeit in Erfindung und Durchführung des Einzelnen, auch bei übrigens gegebenem Stoffe, endlich das durchweg edle Bestreben, den sittlichen Sinn mancher altheidnischen Sage herauszufinden und hervorzuheben, dienen dem Buche zur hinreichenden Empfehlung für die in der Einleitung ausgesprochenen Zwecke.

G. Schwab.

Fr. Seybold's Novellen. Aarau 1834, *bei Sauerländer. kl.* 8. IV *und* 357 *S.*

Der Verf. bittet Leser und Kritiker in einem kurzen und anspruchslosen Vorworte, diese Blätter mit Nachsicht aufzunehmen, da ein Gefangener, von den Seinigen getrennt und aus den gewohnten Verhältnissen seines Lebens herausgerissen, sich nicht immer jener völligen Freiheit des Geistes erfreue, die so nöthig ist, um Produkte zu liefern, welche den gerechten Anforderungen des Publikums entsprechen. Derselbe schrieb nämlich diese Novellen während seines Festungsarrests auf Hohenasperg, zu welchem er in Folge seiner »Erinnerungen aus Paris im J. 1833.« verurtheilt worden war, während des Winters 1833. In solcher Lage geschrieben, verdienen diese Erzählungen, denen es keineswegs an Lebhaftigkeit und Frische gebricht, Aufmerksamkeit, und die Belesenheit des Verfs., dem in seiner Einsamkeit die fast durchweg geschichtlichen Quellen des kleinen Buches doch nur wenig zugänglich seyn konnten, alle Anerkennung. Selbst der nicht gesparte Farbenauftrag und die häufig grelle Beleuchtung erklären sich aus dem Dunkel des Gefängnisses, das durch seinen Gegensatz das Feuer der Einbildungskraft leicht zum Flackern bringen mochte.

Das Bändchen enthält fünf Novellen. In der ersten hat sich Hr. Seybold der Vendee zugewendet, und verwebt hier die

Digitized by Google

Ereignisse der Zeit, die Leidenschaften und Thorheiten der Menschen, den mächtigen Einfluſs, den auch, mitten unter den politischen Spaltungen, einerseits die Tugend hoher Geister und andererseits die Liebe junger Herzen auszuüben weiſs, zu einem bunten, jedoch überschaulichen Ganzen.

Man sieht es dieser Novelle nicht an, daſs sie aus der Feder eines deutschen Radikalen geflossen ist; er hat sich seiner Privatansicht gänzlich entäuſsert und hält es als Dichter mit derjenigen Parthei, auf deren Seite sich die meisten poetischen Elemente finden: Persönliche Treue und Anhänglichkeit, phantastischer Glaube und Aberglaube, Kraft durch die Gefahr verstärkt, Herzen durch Unglück nicht gebrochen, ein Terrain, das den Muth und die Kühnheit der Verfolgten gegen die Verfolger begünstigt. Alles dies benutzt der Verf. mit Geschick und sogar mit Wärme, und macht uns selbst während der Lectüre zu Vendeern. »Ihr sollt die Republik lieben!« läſst er einen Gensd'armen zu einem Bauer sagen. Dieser erwiedert: „Unser König hat Ludwig XVI. geheiſsen, und unter diesem Namen haben wir ihn geliebt. Wie heiſst denn die Republik, die wir lieben sollen?« — »»Wie wird sie heiſsen! Republik heiſst sie, das ist genug.«« — »Ei was! Wenn eure Republik keinen Namen hat, können wir sie auch nicht lieben; meinetwegen kann sie mir gestohlen werden, die Republik!« — Den vielen mit Liebe gezeichneten edeln Gestalten der Vendee, dem ehrenhaften Ritter Gottfried von Chavey, und seinem jungen, tapfern und lautern Sohne Wilhelm, dem ehrwürdigen Pfarrer Adrien Sarrin, dem kühnen, treuen, besonnenen Waldschützen und Chouan Georg Girard, dem im Elend so wohlgelaunten jungen Markis u. s. w. wird auf republikanischer Seite nur eine hohe und groſse Gestalt, der Conventssecretär Jacques Gougilleau entgegengesetzt, der die edelsten seiner Gegner am Ende rettet, und dem Sohne seines alten Jugendgespielen und jetzigen Todesfeindes die einzige Tochter zum Weibe, und beiden das Geleite nach Amerika giebt. „Ihr seyd gerettet; nehmt das Geschenk des Lebens aus der Hand eines Mannes, den eure Grundsätze euch hassen lehren. Wehe, wehe den Menschen, so lange sie sich um Meinungen verfolgen.«

Der Renegat ist eine spanische Geschichte voll Liebe, Volksdummheit, Pfaffenbosheit, Priestersedelmuth und Räuberhauptmannstugend. Die lokale Färbung zeugt auch hier von Quellenstudium, und stimmt mit Salvandy's Alonso überein, ohne von ihm zu borgen.

Digitized by Google

Rache bis in den Tod spielt auf niederländischem Boden; der schauerliche Titel verbirgt eine launige Erzählung, in der der Verf. seinem kräftigen Humor freien Raum läfst, und in welcher wir nur die Richtigkeit des Costümes, das hier und da an Anachronismen zu leiden scheint, bezweifeln. Die Episode vom Schenk und Ludwig Drankaret, dem gewaltigen Schlächter, dem vertragsmäfsig von jenem die Ohren mit einem Beil abgehauen worden, ist nach Stoff und Darstellung vorzüglich. Beide Helden treten am Schlusse der Erzählung auch noch handelnd auf.

Der Kampf um die Hirtenbraut ist idyllenartig aufgefafst und behandelt einen schönen Stoff aus den alten Schweizerkriegen. In der grofsen Fehde zwischen Ingelram, Herrn von Concy, und den Herzogen von Oesterreich, kommt ein Söldnerheer des ersteren ins Entlibuch. Einer der Anführer, Namens Iwan Velcaib, ein Britte, tritt zu Ruttwyl in das Haus Caspar Melchthals, sieht dort seine schöne Tochter Lisy, entbrennt gegen die Jungfrau, vergifst der ritterlichen Sitte und seiner Heldenehre, und führt sie aus dem Hause der Eltern weg. Defs bekommt Uly, ihr Bräutigam, Kunde auf dem Wege, und sucht bei einem armen Junker, dem Edlen von Werdenstein, der ein ritterlicher Held ist, und auf seiner verfallenen Burg haust, Rath und Hülfe. Beide vereinigen sich mit den edelsten Dorfgenossen Uly's, erscheinen in Velcaib's Lager und verlangen die Jungfrau zurück. Der überraschte und erzürnte Heerführer weigert sich dessen, und selbst sein Oberfeldherr Ingelram wagt es nicht, ihn zu zwingen. Da erbarmen sich die Gemeindegenossen Uly's und seines Vaters, des alten Thomas, und rufen alles Volk zu den Waffen. Alle Haufen ziehen über die Berge herab an den Emmenfluss und wählen Willifried von Werdenstein zu ihrem Feldhauptmann. So kommen sie vor Velcaib's Haus, der eben zu Rosse steigt. Uly blickt kühn in des Feindes Auge und spricht: »Höre mich, Iwan Velcaib, ich bin Uly, Thomas zum Acker Sohn, aus Flühli im Gebirge, du aber bist der Räuber meiner verlobten Braut; und sechshundert biedre Männer aus Entlibuch und von jenseits der Berge, sind mit mir ausgezogen, sie wieder zu gewinnen; die stehen an den Ufern der Emme.« Velcaib nimmt den Streit an. »So du mich tödtest, hast du die Braut wieder gewonnen und magst sie heimführen.« Im Kampfe schwingt Uly seine mächtige Waffe, führt den Streich auf Iwan's behelmtes Haupt, dafs dieser taumelt und sinkt, und aus der Schlacht getragen werden mufs. Eben wollen die Hirten Willisau stürmen,

Digitized by Google

wohin sich die Fremden zurückgezogen, als ein Herold des Britten Frieden bietet. Uly läfst sich vor Velcaib führen, und dieser spricht zu ihm: „Jüngling, recke deinen Arm aus, damit ich die Faust sehe, die mich gefällt.“ Dann giebt er die Jungfrau an der Hand ihrer Eltern dem Jünglinge zurück, der sie stolz und fröhlich von dannen führt. Velcaib sieht ihm nach und spricht: »Fahre hin, du Stolz auf Heldenmuth und ritterliche Sitte, sie können vor dem Falle nicht bewahren; einfache Tugend wohnt nur im einfachen Gemüth, und heut hat dieser Jüngling mich gelehrt sie üben.« Die Ausführung ist schlicht und kräftig, inzwischen schlösse die Novelle besser mit den eben angeführten Worten; was noch weiter folgt, stört die Einheit der Geschichte, indem es eine neue enthält.

Die fünfte Novelle heifst die Antipoden. In ihr überläfst sich unser Verf. seinem politischen Aerger, indem er uns zwei Universitätsfreunde vorführt, und auf den Liberalen alles Noble der Gesinnung und Handlungsweise, auf den Illiberalen alle Servilität im Denken und Thun zu häufen sich anstrengt. An ästhetischem Werthe steht diese Erzählung den übrigen nach. Von diesen aber giebt Ref. der ersten und vierten unbedenklich den Vorzug.

G. Schwab.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

GRIECHISCHE LITERATUR.

ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. PLATONIS CONVIVIUM. *Ad optimorum librorum fidem recognovit, scholia graeca adjecit, et commentarii perpetui specimine instruxit G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr. Parisiis, apud L. Hachette, bibliopolam*, 1834. 87 *S.* 8. — Angehängt ist, mit eigener Paginirung, Folgendes: PLATONIS CONVIVIUM *latine, Marsilio Ficino interprete. Praemittuntur F. A. Wolfii Introductio et D. Wyttenbachii Argumentum. Curante L. de Sinner. Paris etc.* VI *und* 100 *S.* Dazu ein unpaginirtes Blatt mit 2 griechischen Epigrammen auf Plato.

Ein reich ausgestattetes Buch, bei welchem man nur bedauern mufs, dafs Hr. v. Sinner auf einen zu engen Raum beschränkt war, indem der Verleger das Ganze nicht über 10 Bogen ausgedehnt wünschte, woraus doch beinahe 12 wurden. Allerdings

Digitized by Google

erhielt so Hr. Hachette eine Ausgabe, deren Preis auch den minder Begüterten nicht abschrecken kann; allein dafür erstreckt sich auch die Adnotatio nur auf die 3 ersten Abschnitte des Werks, und wir haben auf die vollständige Herausgabe derselben vielleicht lange Zeit zu warten. Unterdefs nehmen wir das Dargebotene mit Dank an, und beeilen uns, die zahlreichen Freunde Plato's zum Mitgenufs einzuladen.

Hr. v. S. bestimmte diese Bearbeitung des berühmten Gastmahls, sowie früher die der Medea und der Wolken, zunächst für eine Anzahl von Zöglingen der Pariser Normalschule, in welcher er seit 2 Jahren die Stelle des kürzlich verstorbenen Herrn Mablin, Professors der classischen Literatur, vertrat. In den Schulferien hatte er ihnen mit seiner bekannten vielseitigen und geschmackvollen Gelehrsamkeit das Werk erklärt, und da der Nutzen seiner Bemühung unverkennbar war, so entschlofs er sich, ihren Wirkungskreis ebenfalls durch den Druck auszudehnen.

Er benutzte hierbei, besonders für die Scholien, 3 noch unverglichene Handschriften, 2 Pariser (Parisini Regii No. 1808 und 1809) und eine Münchener, vormals in Augsburg, deren, von Hrn. Krabinger für den G. H. R. Hrn. Creuzer excerpirte, Varietät der Lesart dieser Letztere ihm übersandte. Auf ähnliche Art unterstützten ihn Graf Giacomo Leopardi zu Florenz, Professor Chr. Schuch, und ein vielversprechender Landsmann und Schüler, Albert Jahn von Bern. Wolf's Einleitung übersetzte ein anderer talentvoller Schüler, Henri Wallon, ins Französische. Von Gedrucktem war ihm das Wichtigste aus Deutschland und den Nachbarstaaten zur Hand, darunter Wolf's beide Ausgaben, die (mirabile dictu!) 46 Jahr (1782 und 1828) aus einander liegen, während manches geistarme Werk, durch bekannte Mittel, welche Wolf verschmähte, in Schwung gebracht, die Prefsbengel ein Mal über das andere beschäftigt. Das Verzeichnifs aller Hülfsmittel füllt ein ganzes enggedrucktes Blatt.

Wenn Hr. v. S. von der Adnotatio nur ein Specimen geben konnte, so umfassen dagegen französisch geschriebene Anmerkungen die ganze Wolfische Einleitung. Sie sind theils von Wolf selbst, die Citationen stillschweigend berichtigt, theils enthalten sie Zusätze von dem neuern Leipziger Herausgeber und vom Hrn. v. S., der sich unter andern weitläuftig über des, 311, unter Diocletian, zu Chalcis in Syrien, als Märtyrer enthaupteten Bischofs Methodius Συμπόσιον τῶν δέκα παρθένων, ἢ περὶ ἁγνείας, herausläfst (S. 30—33.), eine offenbare, wiewohl ganz verschieden tendirende, Nachahmung des platonischen Gastmahls, die dem Herausgeber, nach der verfehlten Bearbeitung des Jesuiten Poussines, und der zwar bessern, aber, sowie jene, nur in geringer Zahl abgedruckten, des Allatius, einer neuen werth scheint. Andere Symposia von ungleichem Rufe sind die des Xenophon, des Aristoteles, des Epikur, der darin ziemlich geschickt seine Atomenlehre vortrug, des Arztes Heraklides von Tarent, und eines gewissen Meleager, den Athenäus im 11. Buch erwähnt,

Digitized by Google

verschiedener, noch weniger bekannter, Symposiographen bei Plutarch in den Symposiacis zu geschweigen. Ueber die vielbesprochene Diotima bemerkt Hr. v. S. Folgendes S. 26: „Après de profondes recherches, M. Creuzer (Wiener Jahrbb. der Litt., 56. Bd., S. 146—151.), pense que Diotime a réellement été un personnage historique, une prêtresse et une Pythagoricnne que Socrate avait connue dans sa jeunesse. Platon, auquel il en avait parlé, a choisi cette Diotime pour lui faire développer surtout ses propres idés sur l'union et la sanctification en la divinité, dernier but de l'amour tel qu'il le concevait. Toutefois, M. Creuzer croit que quelques idées, dans le discours de Socrate, proviennent directement de Diotime elle même.« So wahrscheinlich uns diese Annahme dünkt, so wenig gegründet scheint der offne Tadel, den der neueste Leipziger Herausgeber gegen Wolf richtet, als habe er den Hauptzweck des schönen Werks verkannt, indem er es für eine indirekte Apologie des Sokrates hält. Diese Idee ist so fein, und die Art ihrer Behandlung so ganz in Plato's Manier, dafs wir sie unmöglich so leicht aufgeben können, zumal dadurch die mit Recht bewunderte Gliederung und Zusammensetzung des Ganzen auf keine Weise gefährdet oder verdunkelt wird. Ueberdem ist es eigentlich Diderot's Ansicht, welche Wolf hier adoptirte, wie er selbst gesteht. Denn im Dictionnaire encyclopédique, Artikel Composition, sagt jener geistvolle Satyr: „*Le Banquet de Platon*, qu'on regarde comme une chaîne d'hymnes à l'Amour, chantés par une troupe de Philosophes, *est une des apologies les plus délicates de Socrate.* On sçait trop le reproche injuste auquel ses liaisons étroites avec Alcibiade l'avoient exposé. *Le crime imputé à Socrate étoit de nature que l'apologie directe devenoit une injure;* aussi Platon n'a-t-il garde d'en faire le sujet principal de son Dialogue« u. s. w.

Die Adnotatio dringt mit seltner Genauigkeit bis in das kleinste Einzelne sowohl der Erklärung, als der Kritik, und berichtigt öfters Imm. Bekker's Recension. Die uns vorgeschriebenen Grenzen erlauben nur Weniges daraus herzusetzen. Sinnreich finden wir Hrn. L. Martin's (auch er ein Schüler des Hrn. v. S.) Erklärung der vielversuchten Stelle zu Anfang des Symposions: τῶν οὖν γνωρίμων τις ὄπισθεν κατιδών με πόρρωθεν ἐκάλεσε, καὶ παίζων ἅμα τῇ κλήσει, Ὁ Φαληρεύς, ἔφη, οὗτος Ἀπολλόδωρος; οὐ περιμενεῖς; Hr. Martin vermuthet eine Anspielung auf den Sumpfvogel φαληρίς. Im athenischen Hafen Phaleros war ein Sumpf, dessen Xenophon Oecon. 19, 6. gedenkt: »Ad communem igitur utrique et φαληρίδι et Apollodoro Phalereo, commorationem fortasse hic respicit Glauco.« Wir glauben ebenfalls, dafs Glauko scherzhaft bei dem Ortsnamen des Mannes Φαληρεὺς auf den Namen des Vogels φαληρὶς hindeutete, als sey er das von jenem abgeleitete Femininum. Aber sollte er blos an den gleichen Aufenthalt gedacht haben? War φαληρὶς die einzige Vogelart, die sich an jenem Sumpfe aufhielt? Hierüber ungewifs, beziehen wir lieber Glauko's Scherz auf eine drollige

Digitized by Google

Aehnlichkeit, nämlich auf Apollodor's — Glatze, wodurch er »dem Vogel φαλαρὶς oder φαληρὶς mit der kahlen und weissen Platte, *Fulica Linnaei*,« wie Schneider im griech. Wörterbuch unter φαλαρὸς schreibt, ähnlich wurde. Fragt Jemand, ob Apollodor in der That glatzköpfig war, so haben wir freilich dafür keinen andern Beweis, als diese Stelle. Aber ein solcher Gegenstand bedarf auch keines Aufwandes von Beweisen Apollodor war ein guter ehrlicher Tropf, um dessen Eigenheiten sich Niemand sehr bekümmerte. Wäre er ein Sokrates oder Aristophanes gewesen, so würden hundert Federn uns seine Kahlheit berichtet haben, die jetzt nur, wenn wir recht ahndeten, in eine Anspielung versteckt ist. — Ueber die ἐπινίκια, »festa ob victoriam, sive in theatris, sive in ludis publicis, sive in bello partam, concelebrata sacrificiis et coena lautissima,« die ἀντιχορηγοὺς, und Verwandtes, lese man die Anmerkung S. 73—75. Desgleichen, was S. 82. über das Sprüchwort Αὐτόματοι δ' ἀγαθοὶ δειλῶν ἐπὶ δαῖτας ἵασι beigebracht wird, u. s. w. — Die dem Text untergesetzten Scholien sind, wie wir schon andeuteten, stellenweise nicht allein aus den 3, bisher unbenutzten, Handschriften, sondern auch aus der Bodlejanischen, vermehrt und berichtigt. So steht hier S. 30. λογεῖον anstatt des falschen λόγιον bei Ruhnkenius. S. 32. schreibt Hr. v. S. mit Meineke ad Menandr. p. 155. Σικυωνίῳ für Σικυωνίᾳ. Ebenso S. 55. τέταρτον für τρίτον μέρος ἡ κοτύλη τῆς χοίνικος. Der Zusatz aus dem codex Bodl. S. 52: τὸ παιδεραστεῖν ἐπὶ τοῦ παιδείας ἐρᾶν ἀεὶ (Immo nunquam! ruft Rückert) κεῖται παρὰ Πλάτωνι scheint freilich verderbt. Aber was soll man denn für παιδείας ἐρᾶν setzen? Vielleicht παῖδα oder παῖδας εὖ ἐρᾶν, wenigstens verwechseln Abschreiber öfters α, αι, ει, ευ. Nur einiges Unbedeutende ward weggelassen.

Die äufsere Ausstattung ist wie in der Medea und den Wolken. Auch die Correctheit ist gleich. Hr. v. S. hat Einen Druckfehler angezeigt, wir bemerkten keinen.

Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Eduard Eyth. 2. und 3. Band. Karlsruhe. Druck und Verlag der Hofbuchhandl. von G. Braun, 1834.

Gern zeigen wir die Fortsetzung und Vollendung dieses Werkes an. Der talentvolle, fleifsige und bescheidene Bearbeiter hat seinem Ideal immer kräftiger nachgerungen, die Darstellung gewinnt von Gesang zu Gesang an Einfachheit und Klarheit, die von der Kritik angedeuteten Anstöfse sind möglichst vermieden, und das Ganze liest sich wohl wenigstens so angenehm als ein Roman. Warum sollte denn die Lesewelt nicht darnach greifen? Der Name Homer klingt wohl so gut als Victor Hugo oder Bulwer, auch der Grieche hat seine Wunderwelt; und verlangt die Mode Blut, so fliefst Blut in der Odyssee genug, und selbst den

Digitized by Google

haut gout der Henkersscene hat einigermafsen die Hinrichtung der Mägde Penelope's, wenn sie auch nicht esmaraldisch zappeln.

Freundlich folgt unser Auge dem Verf., der seine Laufbahn so rüstig antrat. Möge er sie recht weit verfolgen, und uns noch manche schmackhafte Frucht, die er am Wege brach, mittheilen.

Bothe.

Specimen scriptorum Graecorum minorum, quorum reliquias, fere omnium melioris notae, ex editionibus variis excerptas ab J. A. Giles recognoscet et supplebit J. H. Hainebach. Francofurti ad Moenum. Sumptibus Sigism. Schmerberi. 1834. 34 *S.* 8.

Was man unter *scriptores (Graeci) minores* überhaupt zu verstehen habe und welche scharfe Grenzen zwischen *majores* und *minores scriptores* zu ziehen seyen, ist an und für sich sehr zweifelhaft. Doch haben diese und ähnliche Bezeichnungen Sinn und Auctorität namentlich durch zwei Sammlungen erhalten, durch die der lateinischen kleinen Dichter von Wernsdorf und durch die der kleineren Geographen von Hudson (Gail). Man hat nach dem Vorgange dieses durch die angeführten Sammlungen hochverdienten Philologen unter *scriptores* oder *poëtae minores* diejenigen verstanden, von deren Geisteserzeugnissen nur weniges, unzusammenhängendes und hie und da zerstreutes auf unsere Zeit gekommen ist, und die den Heroen der Literatur gegenüber, für uns ein mehr untergeordnetes Interesse in Anspruch nehmen. Doch wäre es offenbarer Irrthum, wenn man in Folge dieser äufseren Schicksale der Dichter und prosaischen Schriftsteller, die mehr oder weniger von Zufälligkeiten bedingt waren, eine Scheidung in *dii* oder *auctores minorum* und *majorum gentium* aufstellen und ersteren die von der Zeit und ihrer Rohheit so hart Bedrängten zuzählen wollte. Denn gerade in den Fragmenten griechischer Dichter findet sich ganz Vortreffliches, das uns einen gleichen und noch höheren Begriff von dem Ganzen geben mufs, und das unseres genauesten Studiums vollkommen werth ist. Der Entschlufs also, eine vollständige Sammlung dieser Fragmente zu veranstalten, verdient volle Billigung, er nimmt aber, soll er auf eine würdige Art ausgeführt werden, die ganze Kraftfülle eines tüchtigen Philologen in Anspruch: denn 1) erfordert er eine Lectüre aller griechischen und römischen Schriftsteller, auf den Fall nämlich hin, dafs eine solche Sammlung vollständig genannt werden soll; 2) gründliche Kenntnifs der griechischen Sprache und ihrer verschiedenen Dialekte; 3) einen geübten und taktfesten Kritiker, der die vorhandenen Hülfsmittel auf verständige Art zu Rathe zu ziehen weifs; 4) einen mit dem Gebiete der Lyrik und dessen, was damit auf das engste zusammenhängt, der griechischen Musik, der Metrik und der Kunst, wie mit der Literatur der Elegie, der Epigrammatik u. s. f. vertrauten

Digitized by Google

Philologen; 5) eine vorsichtige Erwägung der Anordnung. Diese könnte aber meines Erachtens nur eine wissenschaftliche seyn und zwar etwa folgende: *a*) Lyriker nach ihren verschiedenen Richtungen und zwar nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Warum hier, wie es bei Hrn. Giles und Hrn. Hainebach geschah, eine alphabetische Ordnung statt finden und warum unter andern die Dichterinnen von den Dichtern getrennt werden sollen, sehe ich nicht ein; *b*) Elegiker nach den drei Hauptgattungen derselben und zwar in chronologischer Aufeinanderfolge; *c*) Epigrammatiker. Auf ähnliche Weise wären sodann die Epiker, die Tragiker, die Komiker, die Mimographen u. s. w. zu behandeln. Am zweckmäfsigsten möchte es am Ende freilich seyn, vorerst specielle Fragmentensammlungen der Epiker, der Didaktiker, der Elegiker, der Epigrammatiker, der Lyriker, der Jambographen, der philosophischen Dichter, der Tragiker, der Komiker, der Mimographen u. s. w. zu veranstalten, indem diese einzelnen Felder von Einzelnen gründlicher und mit gröfserem Erfolg behandelt werden dürften.

Die Sammlung des Hrn. Giles nun, die ich jedoch nur aus vorliegendem Specimen kenne, erscheint als eine durchaus planlose und ungründliche. Die erste Stelle in denselben nehmen eilf Dichterinnen und zwar in alphabetischer Ordnung ein, mit deren Lebensverhältnissen aber — und diese Kenntnifs ist für die Erklärung nicht wenig wichtig — sich der Sammler wenig bekannt gemacht zu haben scheint, so gleich zu Anfang Ἀννύτα ἀ Ἐπιδαυρία. Von einer wissenschaftlichen Eintheilung nach den verschiedenen Gattungen der Poesie ist demnach nicht im Entferntesten die Rede, und es ist in der That unbegreiflich, wie ein deutscher junger Gelehrter auf blofse buchhändlerische Speculation hin sich überwinden konnte, ein so erbärmliches Machwerk eines englischen Philologen auf deutschen Boden zu verpflanzen. In wieweit aber Hr. Hainebach — dies ist der Name des deutschen Ergänzers und Berichtigers — die Sammlung des englischen Philologen vervollständigt habe, kann Rec. nicht beurtheilen, da ihm letztere im reinen Originale nicht zu Gebote steht; in wieweit er aber zur Berichtigung und zur Erklärung des Textes, wobei handschriftliche Hülfsmittel nicht benutzt worden sind, beigetragen hat, versucht Rec. im Folgenden zu zeigen. Hier nur wird sich freilich dieser wohlgemeinte Rath rechtfertigen lassen: »Hr. Hainebach möge, abgesehen von der Schlechtigkeit des Originals, wie selbst von allen höheren von mir oben berührten und mit vollem Recht zu stellenden Anforderungen, 1) sich eine genauere Kenntnifs der griechischen Sprache und ihrer Dialekte zu eigen machen, 2) sich in der Kritik taktfest machen, 3) seine Latinität veredeln — ehe er an ein Werk ähnlicher Art Hand legt.« Sein Specimen wird überdies durch eine Menge Druckfehler entstellt, und es ist in der That bedauernswerth, wie ein angehender Gelehrter, der mit der Zeit vielleicht etwas Tüchtiges zu leisten im Stande ist, buchhändlerischen Spe-

Digitized by Google

culationen so nachgiebt, dafs er nicht einmal Mufse erübrigt, auf typographische Richtigkeit einige Sorgfalt zu verwenden. Indem nun Rec. einzelne Fragmente durchgeht, spricht er von vorn herein die Hoffnung aus, dafs Hr. Hainebach die Begründung seiner Conjecturen, die er für specielle Abhandlungen oder philologische Zeitschriften aufbewahrt, unnöthig finden werde, und dafs er — in spätèrer Zeit sicherlich — diese seine ganze Arbeit überhaupt als ein Erzeugnifs jugendlichen Uebermuthes oder schriftstellerischer Eitelkeit betrachten werde.

Zuerst die Fragmente der Anyte aus Tegea.

1. v. 3. Die Conjectur ἀμμένα (von ἅπτω?) statt ἀμένα oder ἠμένα vielmehr ist mindestens unnöthig.

2. v. 3. Die Form τἀθάνα (wenn kein Druckfehler statt hat) für τᾆθάνᾳ ist falsch und sinnlos; die Frage aber, ob Aphäresis oder Crasis Anwendung finde, wie fast überall in ähnlichen Fällen, schwierig zu entscheiden.

5. v. 4. Statt δειμαίνει δειμαίνῃ zu lesen und dieses von ὄφρα abhängig zu machen, giebt einen durchaus falschen Sinn, wie man bei Anführung der Stelle auf den ersten Blick ersehen kann. Κύπριδος οὗτος ὁ χῶρος, ἐπεὶ φίλον ἔπλετο τήνᾳ Αἰὲν ἀπ' ἀπείρου λαμπρὸν ὁρῆν πέλαγος, ὄφρα φίλον ναίτοισι τελῇ πλέον· ἀμφὶ δὲ πόντος Δειμαίνει, λιπαρὸν δερκόμενος ξόανον.

9. v. 3. mufs wohl κεκμηῶσιν heifsen.

v. 4. ist ψυχρὸν ἀχραὲς doch wohl von erfrischendem, reinem und sprudelndem Quellwasser, nicht aber von erfrischendem Winde, wofür Hr. Haineb. ψυχρὸν ἀκραὲς vorschlägt, zu verstehen. Oder nimmt Hr. H. ἀκραὲς gleichbedeutend mit ἄκρατος unvermischt, in welcher Bedeutung dieses Wort in den Lexicis bis jetzt fehlt, und welches denn immer richtiger von Wein, als von Wasser gebraucht werden dürfte?

13. v. 1. u. 2. fehlt bei der Conjectur ἦβᾳ μὲν σὺ πρὸ ἀρχὸς ἰὼν παίδων τά τε ματρὸς Φειδία, ἐν δν. κ. τ. λ. ein Objekt zu ἔθον ἐν πένθει, ἰών für πεσών ist matt, und τά zu παίδων und ματρός bezogen, wie es doch müfste, mindestens hart. Dazu ist bei der im Text gegebenen Lesart ἦβᾳ μὲν σὺ, Πρόαρχε, πεσὼν παίδων, τά γε ματρὸς Στάθε' ἑνὶ δνοφερῷ πένθει ἔθον φθίμενος nicht der mindeste Anstofs: ἦβᾳ ist mit παίδων zu verbinden, γε mit τὰ ματρὸς στάθεα im Gegensatze von ἀλλὰ καλόν τοι κ. τ. λ., und in ἦβᾳ πεσὼν παίδων und dem am Ende des Distichons mit Nachdruck stehenden φθίμενος wird sicherlich Niemand eine Tautologie finden wollen.

Zu 14. die kurze Notiz: Alii *Leonidae assignant.*

15. v. 4. ἐπὶ δ' ἀργαλέαν βῶλον ἔδωσε φόνῳ ist ἀργαλέαν, was bei Dichtern so häufig statt hat, nicht eigentliches Epitheton, sondern erst durch die Handlung des Satzes bedingtes Prädicat. Die Conjectur ἁρπαλέαν ist also eine blofse Spielerei.

Digitized by Google

17. v. 4. steht ταύτην völlig richtig und wird, wie οὗτος so häufig, durch das folgende οὐ γὰρ κ. τ. λ. erklärt. Ταύτην ist also unnöthig.

18. v. 3. ist μέλαν zu ὄμμα bezogen, schon wegen des auch bei Θάνατος zugesetzten κυάνεος der Conjectur μέλας vorzuziehen.

19. v. 1. ist es immerhin auch zweifelhaft, ob aus der κλεινὰ μάτηρ ein Κλεινὼ μάτηρ zu machen sey.

20. v. 4. ἀλλ' ὄλει' ἀμφ' ἑτάρῳ (nicht ἑτάρω, wie bei Hrn. Hainebach) σχὼν κυκλόεσσαν ἴτυν hat vortrefflichen Sinn und ist nicht mit einer ganz unverständlichen Conjectur ἑτάρων zu vertauschen. Die Rede ist von dem Helden Amyntor, der noch im Tode seinen Kampfgenossen mit dem Schilde deckt.

22. v. 1. ist ἔπι vollkommen richtig und mit ἅς zu verbinden, νυμφίοι allerdings etwas auffallend, übrigens durch ἱέμενοι genügend modificirt. Sind die Aenderungen Hrn. H.'s, ἐπὶ und νυμφίον (wofür doch lieber ἀκοίτιος oder ἀλόχον, was den Sinn belangt), auch nicht ohne Scharfsinn, so sind sie doch unnöthig.

v. 3. Statt ἀνὰ κλέος ἀγακλέος (oder gar ἀγακλεής!) zu lesen, ist falsch. ἀνὰ κλέος κάλλευς καὶ πινυτᾶτος bezieht sich auf den ganzen vorhergehenden Satz (ἵκοντο).

v. 4. liest Hr. H. statt ἐπὶ ἀπὸ, welches er doch wohl nicht mit οὐλομένα verbindet, obwohl gegen ἐπεκύλισσε nichts Erhebliches vorliegt, zumal da πρόσω dabei steht.

23. v. 1. ist δήποτε καὶ πολύῤῥιζον (oder Druckfehler statt πουλύῤῥιζον?) gegen den Vers. σὺ ist sogar nothwendig, und was ist übrigens gegen ὤλεο δήποτε καὶ σὺ πολύῤῥιζον παρὰ Θάμνον, Λοκρὶ einzuwenden?

24. v. 4. sind die Worte δυοφερὰ χρυσέας ἄνθεα Περσεφόνας ganz vortrefflich und gewifs nicht mit dem matten δροσερὰ κ. τ. λ. zu vertauschen.

Zu demselben Fragment die Note: *Auctor Aristodicus Rhodicus*, doch wird es im Texte der Anyte gegeben.

Ein Fragment der Hedyle.

V. 1. ist Ἐρυθρᾶς (πέτρης) gewifs nicht klein zu schreiben. Es ist diesem Felsen, wie so vielen Oertlichkeiten, ergangen, vgl. Ἐννέα ὁδοί, Ἐννεάκρουνος u. s. w.

Vier Fragmente der Erinna.

2. v. 6. Warum χὤτι und so abermals statt ὅττι? Man vergleiche doch die Verbindung εἴπατε καὶ τό.

V. 7. Statt des vollkommen richtigen Textes ὅττι γένος | τήνῳ εὐγενὲς ἐντί die sinnlose Conjectur — Τηνία (ist Tenos = Mitylene?) ὡς εἰδῶντι (?!).

3. v. 3. τὰ δέ τοι καλά μεν ποθορῶντι ist vertauscht mit τὰ δέ τοι καλὰ σάμαθ' ὁρῶντι, wie in der Note vorgeschlagen

Digitized by Google

wird; doch ist dieses letztere gegen den Sinn, indem das Grab der Baucis von sich selbst redet.

V. 5. ist ὑφ' ἃς δόμον ἄγετο πεύκας durchaus richtig und gewifs nicht mit ὑφ' αἷς ἐξάγετο πεύκαις zu vertauschen, wie Hr. H. vorschlägt. Auch ist hier die Interpunction in Hrn. H.'s Specimen ganz falsch; es lautet nämlich das ganze Fragment so: Νύμφας Βαύκιδος εἰμί. Πολυκλαύταν δὲ παρέρπων | Στάλαν τῷ κατὰ γᾶς τοῦτο λέγοις Ἀΐδᾳ· | βάσκανος ἔσσ' Ἀΐδα. Τὰ δέ τοι καλά μεν ποθορῶντι ὠμοτάταν Βαυκοῦς ἀγγελίοντι τύχαν· (diese Worte sind an den Wandrer gerichtet) | ὡς τὰν παῖδ', Τμέναιος ὑφ' ἃς δόμον ἄγετο πεύκας, τᾷδ' (gewifs nicht τάνδ' zu lesen) ἐπὶ καδεστὰς ἔφλεγε πυρκαϊᾶς | καὶ σὺ μέν, ὦ Τμέναιε, γάμων μολπαῖαν ἀοιδὰν | ἐς θρήνων γοερὸν φθέγμα μεθηρμόσαο. Das Ganze heifst in deutscher Uebersetzung also: »Baukis der Nymphe gehör' ich: der du die Säule der Trauer Umführst, kündige dies Hades im untern Reich: Hades, ein Neider bist du. Dies dem, so die Schönheit von mir sah, Und der das grause Geschick Bauko's verkündigen soll: Wie der Bestatter das Mädchen, in dessen Behausung die Fackeln Hymenäos trug, hier auf dem Stofse verbrannt, und wie du Hymenäos den tönenden Sang der Vermählung in das Trauergetön blutiger Thränen gewandt:«

Dazu noch folgende Proben schlechter Latinität auf ungefähr drittehalb Seiten: der erste Satz in der Vorrede, *novissimo* tempore, *in quantum* copia facta esset, *denique hic, assignatio, quid deinde se exspectare aequum sit,* und gleich darauf *quid non,* in den Noten: hujus breviter sensum indicavi, *ambigue* ita scriptum u. s. f.

Mag endlich Hr. Hainebach, der, wie Rec. weifs, nicht ohne Anlage für Philologie ist, unser Urtheil hart finden, so beherzige er, dafs wir im Interesse der Wissenschaft sprechen und das seinige in sofern berücksichtigen, als wir ihm obigen wohlgemeinten Rath auf's Angelegentlichste zu beachten empfehlen, bevor er mit einer neuen literarischen Arbeit vor das Publikum tritt.

Fuhr.

Digitized by Google

N°. 52. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische Literatur.

(Fortsetzung.)

Demosthenis Philippicae. In usum scholarum tertium edidit Imman. Bekkerus Apposita est lectio Reiskiana. Editio stereotypa. Berolini ap. G. Reimerum. 1835.

Hrn. Bekker gebührt der Ruhm, die Kritik auf ihren diplomatischen Standpunkt zurückgeführt zu haben, so sehr man auch bedauern muſs, daſs er nicht überall mit gleicher Sorgfalt verfahren hat. Namentlich sind die vorliegenden Reden von ihm sehr schwankend herausgegeben; denn viermal hat er viele Stellen derselben anders abdrucken lassen. Vergl. Rauchenstein in Jahn's Jahrbb. 1830. Vol. I. Fasc. 4 p. 338 sqq. Erfreulich aber ist es, in dieser neuesten Ausgabe zu sehen, daſs er zum Codex Σ gleichsam immer mehr Herz faſst, wie aus den Veränderungen erhellt, die er jetzt gemacht hat und die wir für die Besitzer der 1825. erschienenen Ausgabe und für die Beurtheiler des Demosthenischen Textes hier zusammenstellen wollen: Libanii Argum. Phil. I. p. 39. καὶ κελεύει mit Weglassung des zuerst von Reiske dazwischen gesetzten ταύτην. Mir schien es, als wäre vielleicht eine gröſsere Lücke im Texte. — Dem. Phil. I. p. 43. §. 10. κατὰ τὴν ἀγοράν früher in [ ], bleibt jetzt ganz weg, wir glauben mit Recht, da es nicht allein der erste Schreiber von Σ, sondern auch F nicht hat. — p. 48. §. 28. περαίνω nach Σ statt περανῶ. — §. 29. προςποριεῖ statt προςποριεῖται, welches wir jenem vorziehen. Auger fand dies auch in *r*, *R*, und von zweiter Hand in *α*. Nach seiner Versicherung soll es auch in *S* stehn, allein soviel ich weiſs, enthält dieser Codex gar nicht Phil. I. — p. 49. §. 32. läſst er ἡμᾶς zwischen δεῖ τοίνυν weg, nach Σ, Υ. — p. 50. p. 35. streicht er zum erstenmal τοσαύτην aus zwischen καὶ παρασκευήν, Σ, Υ folgend mit Recht. — p. 52. §. 43. περὶ statt ὑπὲρ aus Conjectur. ὑπὲρ glauben wir in unserer Ausgabe hinreichend vertheidigt zu haben. — Ebend. τις κωλύσει ohne αὐτὸν nach Σ, gewagt. — p. 54. §. 49. οἶμαι statt des Reiskischen οἴομαι. — Die olynthischen Reden stehen hier wieder nach der gewöhnlichen Reihenfolge; was wir durchaus billigen müssen, zumal seit neuere Untersuchungen das Ansehn des Dionysius H. wankend gemacht haben. — Olynth. II. p. 21. §. 12. δεικνύειν statt des früher aus Conjectur aufgenommenen δεικνύναι. — p. 25. §. 25. nahm B. οὗτος nach dem erstern διελήλυθεν wieder auf. — p. 26. §. 28 statt des frühern vulgatum κἂν. — Olynth. III. p. 29. §. 4. γιγνομένου statt γενομένου — p. 30. §. 7. streicht B. τέως weg mit F, Σ. — ibid. τῶν ohne [ ]. Gewiſs richtig von Ulpian erklärt. Vergl. auch Funkhaenel. Quaest. p. VIII. — p. 37. §. 31. nimmt B. die sehr merkwürdige Lesart Βοηδρόμια πέμψωσιν auf, nicht nur nach den besten, sondern auch meisten

Digitized by Google

Handschriften. Vergl. Bernhardy's Syntax S. 112, der diese Redensart vergleicht mit Παναθήναια πέμπειν. — Gleich darauf ἀνδρειότατον nach Σ, F statt ἀνανδρότατον, im ironischen Sinn. — p. 38. §. 35. τοῖς vor μηδὲν weg nach Σ, F. Vergl. Klinkmüller. Praef. p. IX. — Gleich darauf das Vulg. ποιησόντων statt ποιούντων, wie T und vielleicht die erste Hand Σ giebt. — Pac. p. 58. §. 5. προσόφλειν statt des allgemein und bisher auch von Bekker als richtig angenommenen προσοφλεῖν. — p. 63. §. 25. χερρονησιωτῶν nach Σ. Dieser Codex hat bei aller Vorzüglichkeit einige entschieden schlechte Formen. — p. 93. §. 15. οἶμαι statt οἴομαι, was als Variante anzuführen übersehen ist. — Ebd. ἢ 'κείνῳ. S. jetzt Baiter in Jahn's Jahrbb. 1829. I, 2. p. 183. Benseler ad Isocrat. Areopag. p 407. — p. 102. §. 49. ἕνεκα statt des früheren ἕνεκεν. S. zu Phil. II. §. 1. not. c. Dazu jetzt Schömann. ad Isaeum p. 481 sq. — p. 104. §. 59. streicht B. nach πολεμεῖν nicht blos ἐρεῖ, sondern auch ἡμῖν, wie der einzige Σ. — ibid. προςβάλλων aus Σ statt πρὶν ἢ προςβαλεῖν. Schon Dindorf Praefat. ad Dem. p. IV, Ind. ad Aristoph. Comment. Vol. IV. p. 604. und Praefat. ad Isocrat. p. V. will ἢ auslöschen, weil Demosthenes nicht πρὶν ἢ sage (s. jedoch c. Apatur. 903. §. 34. und c. Lacrit. p. 924. §. 3.). Auch unser Vind. 1. läfst ἢ weg. Das Ansehn des ältesten Codex Σ wird auch noch bestätigt durch Sopater ad Hermog. p. 312. und durch mehrere Handschriften. Phil. IV. p. 147. §. 61, wo unsere Stelle wiederholt ist. Mehr zur Empfehlung dieser schon durch die Chronologie gebotenen Lesart zu sagen verbietet uns der Raum. Vergl. aber nur Funkhaenel Quaest. Dem. p. 29. — p. 105. §. 62. γὰρ ausgelöscht hinter πόθεν nach Σ und den meisten Mscr. Phil. IV. loc. cit. — p 107. §. 70. ἡμῖν statt ἡμῶν Obgleich hierin unser Vind. 1. mit Σ übereinstimmt, und alle neuesten Herausgeber τί τὴν πόλιν ἡμῖν ἀγαθὸν πεποίηκας drucken liefsen, so glauben wir doch, dafs diese Construction undemosthenisch sey. Denn Lept. p. 472. §. 50. hängt ὑμῖν von ἀναπλήσει ab. Man müfste denn annehmen, dafs der Redner in unserer Stelle die Sprache des gemeinen Mannes nachahme. ὑμῖν und ὑμῶν werden fast immer verwechselt. — Ebend. §. 71. πολιτεύομαι statt des Reiskischen πεπολίτευμαι, das aus Versehn stehen geblieben war. — Phil. III. p. 117. §. 25. ist die Reiskische Abweichung ὑμετέροις nicht angezeigt. — p. 119. §. 32. ist den besten und den meisten Handschriften zuwider Ἑλληνίδας ganz getilgt, wie schon Dindorf gethan hatte, da es früher doch wenigstens blos als verdächtig bezeichnet wurde. Reiske hatte es zuerst aufgenommen. — p. 123. p. 49. φάλαγγα statt φάλαγγας nach Σ — p. 124. §. 54. ἢ vor ἧς nach Σ. — p. 126. §. 60. προεπηλακίζετο statt des frühern προὐπηλακίζετο. — p. 130. §. 75. ist mit Recht der ganze Satz εἰ γὰρ — οὐκ εἰσὶν gelöscht. Dies sind alle Veränderungen.

Schliefslich müssen wir die Correctheit des Druckes rühmen, während das in demselben Verlage stereotypirte *Novum Testamentum Lachmanni* vor Druckfehlern beinahe nicht zu brauchen ist.

Vömel.

Digitized by Google

'Ονομαστικὸν τετράγλωσσον γαλλαγλεγραικελληνικὸν, περιέχον καταρχὰς, σύντομον ἔκθεσιν 'Ελληνικῆς προφορᾶς καὶ ὀρθογραφίας· καὶ κατὰ τὸ τέλος, πέντε πίνακας στοιχειακοὺς, μεθ' οὓς καὶ τὸ περὶ διαιρέσεως καὶ διοικήσεως τοῦ βασιλείου τῆς 'Ελλάδος διάταγμα. — Μετεφράσθη ἐκ τοῦ Κλασσικοῦ 'Αγγλογαλλικοῦ 'Ονομαστικοῦ τοῦ προφέσορος Κυρίου **Popleton**, καὶ ηὐξήθη πλουτισθὲν μὲ φιλολογικὰς, κριτικὰς καὶ γραμματικὰς σημειώσεις, ἐρανισθείσας ἐκ τῶν συγγραμμάτων τοῦ Σοφοῦ Κοραῆ καὶ τινας ἐξ ἑτέρων διαφόρων πηγῶν, εἰς χρῆσιν τῶν ὁμογενῶν νέων 'Ελλήνων καὶ τῶν φιλομούσων ἑτερογενῶν, ὑπὸ Γεωργ. Θεοχαροπούλου Πατρέως. 'Εν Μονάχῳ τῆς Βαυαρίας ἐκ τῆς τυπογραφίας Καρόλου Βολφίου, 1834. XIII κθ' und 871 S. in 8. *)

Die Einrichtung dieses Vocabular's oder Lexikon's, wenn man es anders mit diesem Namen benennen kann, ist allerdings von der verschieden, die wir in ähnlichen Werken der Art zu erwarten pflegen; auch enthält das Werk, dessen Herausgeber, ein ehrwürdiger Greis, seine ganze Thätigkeit der Regeneration seines frei gewordenen Vaterlandes zugewendet hat, weit mehr, als ein bloſses Wörterbuch oder Wörterverzeichniſs zu enthalten pflegt: wie man schon aus dem vorangesetzten ausführlichen Titel ersehen kann. Auf die in griechischer, wie in deutscher Sprache vorausgehenden Prolegomenen, in welchen der Herausgeber seine Ansichten über die Art und Weise und über den Einfluſs wissenschaftlicher Bildung, zunächst mit Rücksicht auf die alten und neuen Hellenen ausspricht, folgen zuerst genaue Regeln über die Accentuation, Orthographie und Aussprache, dann erst das eigentliche Glossar oder Vocabular und zwar nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach den einzelnen Gegenständen und Materien, in der Art, daſs auf den vorangestellten französischen Ausdruck zuerst der entsprechende englische und nun der jetzt gebräuchliche griechische, sammt dem etwa im Alterthum gebräuchlichen, also dem alt-griechischen, folgt. So kommen also zuerst alle Ausdrücke und Wörter von der Welt im Allgemeinen, von der Luft und deren Beschaffenheit, von den Tags- und Jahreszeiten, vom Menschen und dessen Theilen und Eigenschaften, seinen Verhältnissen, häuslichen Einrichtungen (selbst bis zur Kleidung und Bedienung, bis zum Essen und Trinken herab), eben so von allen politischen Einrichtungen, Bildungs-

*) Auch mit gegenüberstehendem französischen Titel: „*Vocabulaire Français-Anglais*, Grec Modern et Grec Ancien, contenant à la tête une exposition abregée de le prononciation et de l'orthographe grecques et à la fin cinq tableaux alphabétiques avec le décrêt sur la division et le mode de Gouvernement du royaume de la Grêce. Traduit du vocabulaire anglais-français de Mr. le Professeur Poppleton, augmenté et enrichi de notes philologiques, critiques et grammaticales epuisées dans les écrits du Savant Koray et dans d'autres differentes sources. A l'usage des compatriotes jeunes Hellènes à celui des étrangers amis des Muses. Par G. Theocharopoulos de Patras. Munich, à l'imprimerie de Charle Wolf.

anstalten, Spielen, Künsten und Wissenschaften, Oekonomie und Landbau, von den verschiedenen Reichen der Natur u. s. w., Maafs und Gewicht, Münze, Krieg, Staaswürden und Titel u. dgl. m. Jetzt erst folgen drei (alphabetische) Wortregister zu diesem Glossar, ein πίναξ Ἀγγελικός, Ἑλληνικὸς und Γραικὸς, der letztere μετὰ προσθήκης λέξεων, Ἑρμενείας καὶ Σημειώσεων, d. h. mit untergesetzten erklärenden Scholien (in neu-griechischer Sprache), wie sie auch in dem Glossar selbst zahlreich auf jeder Seite unter dem Text stehend angetroffen werden. Diese werden selbst für den Gelehrten in sofern von Wichtigkeit seyn, als in ihnen die jetzt übliche Sprach- und Ausdrucksweise erklärt und in ihrem Zusammenhang mit dem Alt-Griechischen oder in der Abweichung von diesem im Laufe der Zeit und in der Vermischung mit andern neuern Sprachen nachgewiesen wird. Man muſs dann damit noch verbinden die am Schlusse S. 794 ff. angehängten Ἐπισημειώσεις καὶ Προσθῆκαι, um sich von der Wichtigkeit dieser Bemerkungen für den gelehrten Sprachforscher zu überzeugen, welcher den Charakter der neu-griechischen Sprache näher und gründlich erkennen, die allmählige Entstehung und Bildung derselben zu ihrer gegenwärtigen Gestalt ergründen will: ein Gegenstand, dem wir um so mehr jetzt doppelte Aufmerksamkeit zuwenden möchten, als man, das Wesen dieser Sprache und ihre natürliche Entstehung, so wie die durch die politische und intellectuelle Lage des Volks in der Sprache nothwendig eingetretenen Veränderungen gänzlich verkennend wohl versucht hat, sonderbare Hypothesen über das neu-griechische Volk und seine Sprache aufzustellen, deren Grundlosigkeit aber bei näherer Prüfung, ohne vorgefafste Meinung, sich bald herausstellt. — Eine interessante Zugabe ist das königliche Decret über die politische Eintheilung des neu gebildeten griechischen Königreiches S. 840 ff.

Solennia Anniversaria in Gymnasio regio Baruthino — rite celebranda collegii nomine indicit Dr. J. C. Held, professor. Inest Prolegomenon in Plutarchi Vitam Timoleontis capitis secundi Pars prior. Baruthi MDCCCXXXIV. *Ex officina Hoerethiana.* 16 *S. in 4to.*

Wenn in der ersten Abhandlung, die wir im Juniheft dieser Jahrbb. 1834. S. 566. angezeigt haben, der Hr. Verf. die Behandlungs- und Darstellungsweise des Plutarch in der Vita Timoleontis einer genauen Erörterung unterworfen hatte, so führt er uns in dieser zweiten auf den Inhalt der Vita selbst, und damit unwillkührlich zur Beantwortung der Frage nach dem geschichtlichen Werth, nach der Wahrheit der Erzählung, zumal wenn eine Verschiedenheit mit den Berichten anderer Schriftsteller des Alterthums, wie dies hier mit Diodor der Fall ist, hervortritt. Es entsteht dann die natürliche Frage, welcher von beiden Schriftstellern ein gröfseres Zutrauen und eine gröfsere Glaubwürdigkeit verdiene, eine Frage, die sich aber erst dann gehörig beantworten

Digitized by Google

läfst, wenn die Abweichungen und Verschiedenheiten im Einzelnen näher untersucht und neben einander gestellt worden sind. Daher durchgeht der Hr. Verf. ganz genau den Inhalt der Vita im Vergleich mit den Angaben Diodor's, bei dem selbst Manches ganz fehlt, was wir bei Plutarch finden, der freilich, seinem Vorsatze getreu, keine allgemeine Geschichte, sondern Biographien zu schreiben, eben deshalb auch Manches, was der Geschichtschreiber füglich übergehen konnte, nicht blos nicht übersehen, sondern selbst mit gröfserer Ausführlichkeit dargestellt hat (ein Umstand, der bei der Würdigung von Plutarch's Biographien nur zu oft übersehen wird). Es zeigt aber auch diese bis in das Einzelnste sich erstreckende Untersuchung das Verdienst des Plutarch, hinsichtlich der Auswahl, Kritik und Benutzung seiner Quellen, wodurch seine Angaben allerdings vór den abweichenden des Diodor den Vorzug verdienen. Die Abhandlung über die Quellen Plutarch's, die wir in der nächsten Abhandlung zu erwarten haben, wird dies gewifs noch mehr herausstellen. Allerdings führt Plutarch, wie er dies auch in andern Vitis thut, nicht immer seine Quellen an, er nennt sie namentlich nur da, wo ihre Angaben von einander abweichen, oder überhaupt verschiedene von einander abweichende Angaben im Umlauf waren. Um so mehr läfst sich dann aber ein Schlufs auf die übrige Erzählung mit ziemlicher Sicherheit machen, und daher trägt auch unser Verf. kein Bedenken, sich für Plutarch auszusprechen, weil er den gewichtigsten Zeugen des Alterthums, einem Theopompus, Ephorus und Timäus folgte, welche Schriftsteller zwar wohl auch Diodor, aber gewifs mit weniger Umsicht und Sorgfalt benutzte.

Scholia in Homeri Iliadem, quae e codice bibl. Paull. Acad. Lips. leguntur, post Villoisonum et Imm. Bekkerum nunc primum ex ipso codice integra edidit ac recensuit Lud. Bachmannus. Vol. I. *Lipsiae, sumtibus C. E. Kollmanni, Londini apud Black Young et Young. No.* 2. *Tavistock Street, Covent-Garden.* MDCCCXXXV. *Fasc.* I. 284 *S. gr.* 8.

Dieser erste Band enthält in einem reinen und correcten Abdruck Scholien über die fünf ersten Bücher der Ilias aus der auf dem Titel genannten Handschrift. Eine Vorrede oder Prolegomenen, die uns über die Handschrift selbst, über die Grundsätze und das kritische Verfahren des Herausgebers näher belehren, haben wir mit dem dritten Hefte, dem letzten des ersten Bandes, zu erwarten. Bis dahin also werden wir unser Urtheil noch aufschieben müssen, vorausgesetzt, dafs das ganze Unternehmen überhaupt Beifall findet und bis zur Vollendung des ersten Bandes fortschreitet. Vielleicht entschliefst sich dann auch der Herausgeber, einige, wenn auch nur kurze, kritische Bemerkungen dem Ganzen beizufügen.

Digitized by Google

Anakreons Lieder, übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen, nebst einer Zugabe eigener Gedichte von Dr. Friedr. Gottfr. Rettig, erstem Inspector des kön. Schullehrer-Seminarii in Hannover. Zweite Auflage. Hannover 1835. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* XII *u.* 167 *S.* 8.

Diese Uebersetzung des Anakreon, welche hier in einem erneuerten Abdruck erscheint, gehört nicht unter die Klasse derjenigen, welche Wort für Wort, Sylbe um Sylbe wiedergeben, und damit auch Sinn und Ton, Geist und Farbe des Originals wiederzugeben wähnen, sondern sie bewegt sich freier, macht deshalb auch vom Reim Gebrauch, und sucht auf diese Weise, obwohl so nahe als möglich an das griechische Original sich anschliefsend, Sinn und Geist des fremden Liedes auch in unserer Sprache erkennbar zu machen. Dafs dies dem Verf. im Ganzen gelungen ist, wird man nicht in Abrede stellen können. Die Uebersetzung liest sich gut und bewegt sich in einer gefälligen Weise, gleich dem griechischen Original, sie ist verständlich, indem sie nicht durch Einzwängen griechischer Wendungen und Constructionen dem Genius unserer Sprache Gewalt anthut, in dem unserer Meinung nach sehr verkehrten Bestreben, möglichst wörtlich zu übertragen und durch diese wörtliche Uebertragung einen Begriff vom Original zu geben, der, da er blos in Aeufserlichkeiten, d. h. in einer gleichen Anzahl von Sylben oder Wörtern besteht, ohne von dem Geist und Wesen des Originals etwas zu enthalten oder wiederzugeben, meist verunglückt ausfallen wird. Zugleich hat der Verf. in den unter die Uebersetzung gebrachten Noten alle in diesen Liedern vorkommende, historische oder antiquarische und andere Anspielungen genau und umfassend erläutert, auch in einer Einleitung die Hauptmomente aus dem Leben des griechischen Dichters zusammengestellt, um so allen und jeden Anforderungen zu genügen. Es bedurfte daher für den Verf. wohl keiner Entschuldigung, diese deutsche Bearbeitung des griechischen Liederdichters, deren Erlös zu milden Zwecken bestimmt war, nachdem sie in einem engern Kreise Beifall gefunden, nun in einem erneuerten Abdruck auch einem gröfseren Kreise zugänglich gemacht zu haben. Was die Zugabe eigner Gedichte betrifft, welche auf ausdrückliches Verlangen der Verlagsbuchhandlung auch diesmal wieder beigefügt wurde, so sind diese Gedichte von der Art, dafs sie diesen Wunsch des Verlegers vollkommen rechtfertigen, wie wir denn nur als Probe und Beleg z. B. die Elegie an eine Kirchhofslinde oder die Ode an die Hoffnung, oder die Elegie auf den Trümmern meiner Vaterstadt, nennen können.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

GRAMMATIKEN UND SCHULSCHRIFTEN.

Griechische Schulgrammatik von Dr. Joh. Wilh. Schäfer, ordentl. Lehrer an der Hauptschule zu Bremen. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Formenlehre der Griechischen Sprache, vorzüglich des attischen Prosa-Dialekts für die untern Klassen gelehrter Schulen von J. W. Schäfer. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. 1835. XVI *u.* 200 *S.* 8. (1 fl. 30 kr.)

Zu den vielen griechischen Grammatiken kommen immer wieder neue, weil es einerseits eine schulmännische Erfahrung ist, dafs der Lehrer nur dann einen vollkommen sichern Gang im Unterrichte geht, wenn er selbst den Weg sich gebahnt, und über die Art, wie er die Schüler zu leiten habe, sorgfältig nachgedacht hat. Während er hierbei eine fremde Methode sich anzueignen strebt, bildet sich doch von selbst eine eigenthümliche, und so bilden sich unzählige Schulbücher, die grofsentheils nicht im Allgemeinen besondere Vorzüge haben, sondern die im Einzelnen der Individualität des einen oder des andern Lehrers mehr entsprechen. Andererseits ist wohl auch die Veranlassung zur Erscheinung neuer Schulbücher, dafs das wissenschaftliche Streben an sich nie stille stehen kann, sondern in seiner Lebendigkeit ein Weiterschreiten stets erzielen mufs. — Diesem letztern Streben gehört in sofern die vorliegende Grammatik an, als sie zwar zunächst dem Schulzwecke bestimmt, doch in der Art des Vortrags und der Ausbildung und Begründung der Regeln an wissenschaftlicher Form mannichfaltig ihre Vorgänger zu überbieten sucht, und wohl auch wirklich überbietet. — Sie ist daher in Beziehung auf methodische Zusammenstellung und Ausführung nicht ohne Eigenthümlichkeit, und nicht ohne Interesse für den Lehrer der griechischen Grammatik. Ref. mufs dies wissenschaftliche Streben anerkennen, wenn er auch nicht in allen Stücken mit dem Verf. einverstanden ist. Abgesehen von allen Einzelheiten, hat es ihn sehr befremdet, dafs der Verf. die unregelmäfsigen Verba nicht nach den Analogien ihrer unregelmäfsigen Formen, sondern nur nach alphabetischer Ordnung zusammengestellt hat.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Tertia, in zusammenhängenden Stücken, nach der Folge der syntaktischen Regeln in Zumpt's Grammatik, von Johannes von Gruber, Oberlehrer am Gymnasium zu Stralsund. Stralsund, Löffler'sche Buchhandlung. XIX *und* 162 *S. kl.* 8.

Der praktische Nutzen von zusammenhängenden Uebungsstücken über einzelne Regeln der Grammatik wird wohl leicht von jedem Lehrer anerkannt, so wenig wir auch aufser den Materialien von Süpfle (die sich jedoch nur über einen Theil der

Digitized by Google

Krebs'schen Anleitung ausdehnen) und dem vorliegenden Buche derartige Uebungsbücher besitzen. Während bei einzelnen abgebrochenen Sätzen der Schüler nur in der gröfsten Unaufmerksamkeit die Regel übersehen kann, ist bei dergleichen Uebungsstücken seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, indem nicht so leicht jeder Satz für jeden Paragraphen von selbst sich herausstellt, sondern die passende Anwendung dem Schüler mehr überlassen ist. — Die vorliegenden Uebungen schliefsen sich zwar zunächst an die Zumptische Grammatik an, sie werden aber auch leicht bei jeder andern lateinischen Grammatik unter der Leitung des Lehrers gebraucht werden können, und der Verf. hat sich dafür ihren Dank verdient. — Ref. findet die Beispiele zweckmäfsig, nur ist der Ausdruck hie und da etwas zu sehr dem Lateinischen nachgebildet, und einzelne Stücke wollten dem Ref. wie Provinzialismen erscheinen. Z. B. »Faustulus, über diese Sache zukommend, brachte sie seiner Frau.« — Die Einrichtung des Ganzen zeugt übrigens von dem sorgfältigen, auf Methode wohl achtenden Schulmanne.

Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische zur Befestigung in der griechischen Formenlehre, von Wilh. Herm. Blume, Dr. der Philos. u. Theol, Director und Professor des königl. Gymnasiums zu Potsdam. Erste Abtheilung. Vierte, auf's neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe. Stralsund, in der C. Löffler'schen Buchhandlung. 1834. XVI u. 215 S. 8.

Die Brauchbarkeit dieses Schulbuchs hat sich durch eine eine Reihe von Auflagen bewährt, die ziemlich schnell auf einander folgten. Nur die im Jahre 1827 erschienene zweite Auflage hatte im Vergleich mit der ersten Auflage bedeutende Aenderungen erlitten, dagegen die dritte, so wie die vorliegende vierte sind im Ganzen ziemlich gleich geblieben, damit sie in der Schule ohne Störung neben den frühern gebraucht werden könnten. Dieses wird jedem Schulmanne, der die frühern Auflagen mit Nutzen in den Händen seiner Schüler sah, willkommen seyn, obgleich ein gewisser Wechsel in solchen Uebungsbüchern von anderer Seite her zum Besten der Schule selbst nicht unerwünscht ist. Aus diesem Bedürfnisse ging das folgende Schulbuch hervor:

Elementarbuch der griechischen Sprache von Herm. Schmid und Wilh. Wensch, Oberlehrern am Gymnasium zu Wittenberg. — Erste Abtheilung: Beispiele zum Uebersetzen aus dem Griechischen in's Deutsche — Zweite Abtheilung: Beispiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1835.

Die Herrn Verff. haben dieses Uebungsbuch ausgearbeitet, damit es neben dem Jacobs'schen abwechselnd gebraucht werden könne. Die erste Abhandlung — der griechische Theil — ist

Digitized by Google

daher ziemlich übereinstimmend nach dem Plane von Jacobs eingerichtet, und die dort vorkommenden Beispiele vermieden. Sie hat aber auch noch den Vorzug vor dem ersten Cursus von Jacobs, dafs die Beispiele in dem genauern Stufengange sorgfältiger gesondert sind, indem sowohl die verschiedenen Formen jeder einzelnen griechischen Declination von einander geschieden werder, als auch die Formen der Adjectiva und Verba. Und wenn diese Sonderung z. B. bei den Wörtern der ersten Declination auf α und η, und denen auf ης und ας minder nöthig erscheint; so ist es aber um so passender, dafs die Contracta der zweiten und die Wörter der attischen zweiten Declination nicht unter die ersten leichten Beispiele eingemengt sind, wie dies bei Jacobs der Fall ist. Eben so zweckmäfsig sind die Wörter der dritten Declination gesondert, und die Adjectiva in ihren Endungen und Comparationsformen. Und am allerpassendsten ist diese Sonderung bei den unregelmäfsigen Verben, die nach ihrer Aehnlichkeit in gewisse Klassen eingetheilt werden, wie dies auch in mehrern neuern griechischen Grammatiken der Fall ist, statt sie unter einander nach dem alphabetischen Verzeichnisse aufzuführen. — Die zweite Abtheilung — die Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Griechische — soll dazu dienen, um die von Rettig zu dem Jacobs'schen Elementarauche ausgearbeiteten Uebungsstücke auch für dieses Elementarbuch zu ersetzen. Es enthalten diese Uebungsbeispiele (parallel mit der ersten Abtheilung) solche Sätze, die der Schüler mittelst der Kenntnifs der in den griechischen Beispielen vorgekommenen Wörter leicht aus dem Deutschen in das Griechische übertragen kann, obschon die Wortverbindungen und Sätze selbst ganz andere sind. — Dafs eine derartige Uebung noch weit zweckmäfsiger ist, als die für sich bestehenden Uebersetzungs-Uebungen anderer Lehrbücher der Art, ergiebt sich sehr leicht. Denn es wird dadurch nicht nur eine Uebung in den griechischen Wortformen erzielt, sondern auch dem Gedächtnisse des Schülers zu einer gewünschten *copia verborum* die Wortbedeutung viel leichter eingeprägt, wenn er alsbald veranlafst ist, das früher erlernte Wort in einem andern Zusammenhange nochmals zu gebrauchen. Ref. hat daher in seiner vor drei Jahren neu erschienenen, mit Hrn. Prof. Süpfle gemeinschaftlich ausgearbeiteten Chrestomathie, denselben Weg eingeschlagen. —

An diese beiden Bücher reiht sich noch ein drittes:

Beispiele zum Uebersetzen aus dem Griechischen in's Deutsche und aus dem Deutschen in's Griechische, geordnet nach der Buttmann'schen Schulgrammatik von Herm. Jos. Litzinger und Wilh. Dillenburger. Coblenz 1835, im Verlage bei J. Hölscher. IV und 257 S. in gr. 8.

In der äufsern typographischen Ausstattung übertrifft dieses Buch bei weitem die zwei vorhergehenden. Es hat einen so freundlichen Druck und so schönes helles Papier, wie Ref. es

Digitized by Google

jedem Schulbuche wünschen möchte. — Doch die innere Einrichtung ist minder befriedigend. Ref. will es den Herausgebern nicht zum Vorwurf machen, dafs sie in den vordern Uebungen mehrere von ihm selbst gebildete Sätze aus den frühern Ausgaben seiner Chrestomathie aufnahmen, weil sie diese Sätze wahrscheinlich für classisch hielten. Allein es scheint unstatthaft, dafs sie, nachdem doch einmal die Formen ἐστί, εἰσί, ἦσαν, aufgenommen waren, sich in andern Beispielen mit blofser Zusammenstellung von Wörtern begnügten, die keinen Satz bilden, z. B. ἡ ᾠδὴ Ἡρίννης, τῆς ποιητρίας, u. s. w. — Wenn dergleichen Beispiele für die ersten Anfänger im Lateinischen in manchen Uebungsbüchern vorkommen, so steht zu bedenken, dafs das vorgerückte, reifere Alter bei dem Beginn des Griechisch-Lernens besser durch einen vollständigen Satz geübt werde. — Die Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische sind auch nicht so zweckmäfsig gebildet, wie die im oben erwähnten Wörterbuche von Schmidt und Wensch, sondern schliefsen sich nur dem geringern Theile nach an die griechischen Beispiele an, und müssen daher durch eine Menge unter dem Texte angeführter Wörter ergänzt werden. Und bei den gröfsern Lesestücken, die aufser kleinen Anekdoten und mythologischen Erzählungen auch einen grofsen Abschnitt aus der Cyropädie enthalten, ist dem Ref. besonders aufgefallen, dafs auch die Geschichte von Phryxos *) und Helle unter den Uebungsstücken sich befindet, die zur Uebersetzung aus dem Deutschen in das Griechische bestimmt sind, und zwar ganz übersetzt nach dem bekannten Texte des Diodorus Siculus, der sich nicht nur bei Jacobs, sondern auch in andern Schulbüchern griechisch findet, und gewifs in den Händen vieler Schüler ist, so dafs der hier zu erzielende Zweck von Seiten der Schüler allzu leicht umgangen werden könnte.

Feldbausch.

Stylistisches Elementarbuch oder: Erster Cursus der Stylübungen, enthaltend: eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine grofse Anzahl Aufgaben sowohl zu einzelnen Vorübungen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beilagen über Grammatik, Titulaturen u. s. w., für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt, von Ch. F. Falkmann, fürstl. lippischem Rath und Lehrer am Gymnasio Leopoldino zu Detmold. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover 1834. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* X *und* 345 *S. in gr.* 8.

---

*) Buttmann in seinem Mythologus hat die Schreibung Phryxos statt Phrixos erhärtet.

Digitized by Google

Stylistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst für die obern Klassen der Schulen und zum Selbstunterrichte, von Ch. F. Falkmann u. s. w. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. — Auch mit dem Titel: ***Praktische Rhetorik oder: Vollständiges Lehrbuch der deutschen Redekunst u. s. w. Erste Abtheilung. Hannover*** 1835. ***Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.*** XI ***und*** 554 ***S. in gr.*** 8.

Die Redaction verweist auf die frühere Anzeige (Jahrbb. 1831. No. 65. p. 1037 ff.) dieser mit Recht weit verbreiteten Schulbücher, die in der neuen Auflage wohl vielfache Berichtigungen und Verbesserungen, auch einzelne Vermehrungen durch Einschaltung erhalten, keineswegs aber in Form und Inhalt wesentliche Veränderungen erfahren haben.

B O T A N I K.

Walafridi Strabi Hortulus. Carmen ad Cod. MS. veterumque editionum fidem recensitum, lectionis varietate notisque instructum. Accedunt analecta ad Antiquitates Florae Germanicae et capita aliquot Macri nondum edita. Auctore F. A. Reuss, M. D. Wirceburgi apud J. Stahel. 1834. 105 ***S.*** 8.

So zahlreich auch die Schriften sind, welche gegenwärtig in dem weiten Gebiete der Naturgeschichte und Medicin erscheinen, so sparsam und vereinzelt finden sich doch jene, welche auf die ältere Geschichte der Arzneikunde und Botanik Bezug haben. Untersuchungen der Art gehören zu den mühsamsten und zeitraubendsten, so dafs sich immer nur Wenige fanden, die Neigung und Muth genug hatten, im Staube der Bibliotheken längst vergessene Werke vergangener Jahrhunderte sorgfältig zu lesen und zu prüfen. Mehrere, die vielleicht solche Mühe nicht scheuten, wurden durch den Gedanken davon abgehalten, dafs die auf solche Weise zu erhaltende Ausbeute nur geringfügig und wenig lohnend sey; noch Andere mochten sich damit nicht befassen, weil sie voraussahen, dafs für dergleichen Schriften oft genug nicht einmal ein Verleger sich findet, so dafs, wenn das mühsam Erworbene nicht ungedruckt bleiben soll, noch alle dabei unvermeidliche Ausgaben ganz allein auf den armen Autor zurückfallen, und hat er auch dieses Opfer gebracht, so hat er sich am Ende nur einer kleinen Zahl Leser zu erfreuen, im grellen Gegensatze mit den zahlreichen und so leicht entbehrlichen, oft verderblichen Produkten unserer Romanensudler. Um so erfreulicher ist es, nunmehr in unserm Herrn Verf. einen jungen Mann zu finden, der alle diese Schwierigkeiten nicht achtend, nur allein dem Triebe nach Belehrung folgend, sie auch da zu suchen sich nicht scheut, wo sie schwierig zu finden und das Gefundene

Digitized by Google

oft nur wenig beachtet bleibt. Doch mag auch der grofse Haufe verächtlich oder doch gleichgültig von solchen Schriften sprechen, immerhin werden sich Freunde der alten Literatur unseres Vaterlandes und Kenner der Geschichte finden, die den Werth und die Nützlichkeit solcher Bemühungen zu beurtheilen und richtig zu schätzen wissen.

Das medicinische Gedicht des Walafridus Strabus, aus dem 9ten Jahrhundert stammend, scheint den deutschen Aerzten nur wenig bekannt geworden zu seyn, dennoch, mag man die Sprache oder den Inhalt betrachten, so gehört es immerhin zu den besseren literarischen Produkten des Mittelalters, das für die Geschichte der Pharmakologie jenes Zeitalters manches Interessante enthält. Unser Hr. Verf. verglich, um diesen Hortulus möglichst correct darstellen zu können, nicht nur viele gedruckte Ausgaben, sondern auch einen Codex MS. aus dem 15ten Jahrhunderte, der in der Münchner Bibliothek aufbewahrt wird.

Was nun die specielle Einrichtung der vorliegenden Schrift angeht, so beginnt sie nach der Vorrede mit einer biographischen Notiz des Walafridus Strabus und einer Uebersicht der von demselben hinterlassenen Schriften, darauf folgt die Aufzählung der einzelnen Ausgaben des Hortulus, beginnend mit einer Wiener vom Jahre 1510, und schliefsend mit der von Choulant in Dresden besorgten, Lipsiae 1832, wo gedachter Hortulus dem Werke des Aemilius Macer beigedruckt wurde. Der Hortulus selbst besteht aus 25 Abschnitten, in welchen die Heilkräfte mehrerer Gartenpflanzen besungen werden, namentlich ist die Rede von dem Salbei, der Raute, dem Stabkraute, dem Flaschenkürbis, der Melone, dem Wermuth, Andorn, Fenchel, Schwertel, Liebstökel, Körbel, Lilie, Mohn u. s. w., über deren richtige Bestimmung nur wenig Zweifel obwalten kann, dennoch kommen mehrere schwierige Punkte vor, über die sich mancherlei Ansichten mittheilen liefsen. Das *Marrubium* des Strabus möchte Ref. lieber auf *Marrubium vulgare*, als mit dem Hrn. Verf. auf *Ballota nigra* beziehen; irrig ist es wohl, wenn Derselbe die *Mentha piperita* zu den Culturpflanzen jenes Zeitalters rechnet, indem sie, kaum noch ein halbes Jahrhundert lang aus England eingeführt, in den deutschen Gärten verbreitet worden ist; die *Ambrosia* des Strabus dürfte wohl die sonst als Gartenpflanze sehr beliebte *Ambrosia maritima L.* seyn, kaum aber, wie unser Hr. Verf. annimmt, *Artemisia campestris* oder *Tanacetum vulgare*, die man nicht leicht der Cultur werth hielt. Die noch mitgetheilten Scholia des Joannes Atrocianus, die der Basler Ausgabe vom Jahre 1527 beigegeben sind, enthalten für Medicin und Botanik nicht viel Bemerkungswerthes.

Der zweite Theil dieser Schrift, betitelt: *Analecta ad antiquitates Florae Germanicae*, enthält sieben besondere Abschnitte, und zwar:

Digitized by Google

I. *Germaniae antiquissimae Flora Pliniana.* Höchst interessant! da der Hr. Verf. die Originalstellen in den Werken des Plinius, Deutschlands Gewächse betreffend, vollständig auszog und mit manchen passenden Bemerkungen begleitete; es enthalten jedoch diese Notizen noch reichlichen Stoff zu Anmerkungen und abweichenden Deutungen. Ref. begnügt sich, nur auf eines oder das andere aufmerksam zu machen. Die *Centaurea major* des Plinius möchte wohl eher mit den älteren Commentatoren für *Centaurea Centaurium*, als für *C. montana* zu halten seyn. Die um der Bienen willen gezogene *Casia* hält unser Verf. für *Thymus Serpillum*, die kaum irgendwo als Culturpflanze gehalten wurde, wohl aber der Lavendel, wofür Andre jene *Casia* hielten. Wenn Plinius sagt: „*Vaccinia*, Italiae in aucupiis sata,« so verstand er darunter gewifs nicht die Heidelbeeren, die in Italien selten vorkommen und äufserst schwer zu ziehen sind; nach des Ref. anderwärts ausführlich erörterten Ansicht sind jene *Vaccinia* (Kuhblumen) nichts andres als *Cheiranthus incanus*, man färbt auch roth damit, sagt Plinius, und deshalb vergleiche man Böhmer technische Geschichte der Pflanzen Vol. II. p. 86. Den *Samolus* des Plinius hält der Hr. Verf. für *Vaccinium Oxycoccos* und beruft sich deshalb auf Billerbeck, einen sehr unzuverlässigen Gewährsmann, den kein Botaniker citiren wird. Vieles andre müssen wir übergehen.

II. *Plantae aevi medii medicae et magicae.* Dafs die Heilkräfte mehrerer deutscher Gewächse zuerst im Mittelalter genauer bekannt wurden, kann man als vollkommen richtig ansehen, leider aber sind die Nachrichten nur zu oft verunstaltet durch den Aberglauben jener finstern Zeit, so dafs es in der That oft schwer hält, auszumitteln, was einer reinen Naturbeobachtung, und was irrigen Vorstellungen angehört. Die bekannteren damals beliebten Arzneigewächse geht der Hr. Verf. einzeln durch, wie dem Alraun, die Haselwurzel, das Schöllkraut, die Scabiosen, den Odermennig u. s. w. Einige Angaben scheinen jedoch der Berichtigung zu bedürfen, wie z. B. die Aeufserung: »Acorum Calamum vera antiquitus jam Germaniae indigenam, neque ut quidam contendunt, ex Europa orientali in terras nostras translatum fuisse, certum est.« Das, was der Hr. Verf. zum Beweise dieses Satzes beibringt, zeigt blos, dafs der Calmus in Lithauen und im südlichen Rufsland einheimisch ist, woran noch Niemand zweifelte, allein nach Deutschland kam er erst durch Busbecque im 16ten Jahrhunderte, wie dies Ref. anderwärts ausführlich nachwies und womit auch die Untersuchungen des Prof. Göppert in Breslau, so wie jene der Herren Schübler und v. Martens übereinstimmen. Im Mittelalter hatte man zwar die Calmuswurzel und benutzte sie als Arzneimittel, allein sie wurde damals gleich andern Gewürzen aus Ostindien gebracht. Der Hr. Verf. behauptet nun ferner, man habe damals den Calmus mit *Iris pseud-Acorus* verwechselt, deren Wurzel einander sehr

Digitized by Google

ähnlich seyen; allein der Geruch und Geschmack aller Theile dieser beiden Pflanzen ist so ganz auffallend verschieden, dafs an eine solche Verwechslung, wie sie unser Hr. Verf. annimmt, nimmermehr zu denken ist. Unter den Arzneikräutern des Mittelalters wird auch *Crocus sativus* und *vernus L.* genannt und von dem letztern gesagt, er sey in Deutschland im Jahre 1579 durch Stephan v. Hausen aus Nürnberg bekannt geworden, der ihn zuerst auf einer Reise von Constantinopel nach Wien in der Gegend von Belgrad beobachtet hat. Dies ist offenbar irrig, Hansen brachte den *Crocus luteus Lamark* von der gedachten Reise mit, während der gewöhnliche *Crocus vernus*, der auf den Alpen des südlichen Deutschlands und der Schweiz gemein wild wächst, lange vorher bekannt war.

III. *Caroli magni Capitulare de Villis.* Ein für die Kenntnifs der Culturgeschichte Deutschlands höchst wichtiges Document, das aber in naturhistorischer Hinsicht noch immer nicht gehörig erläutert wurde, obgleich mehrere sehr berühmte Gelehrten sich daran versuchten. Karl der Grofse verlangte unter andern, dafs die Pächter in den Gärten *faseoli* zögen. Unser Hr. Verf. zieht dies auf die gemeine Schminkbohne, die aber damals in Deutschland ganz unbekannt, ja im 16ten Jahrhunderte noch selten war, jene *faseoli* sind offenbar nichts anderes als die Platterbsen, wie Ref. anderwärts gezeigt hat, auch *Squilla* soll cultivirt werden, womit aber nimmermehr die *Scilla maritima* oder die Meerzwiebel gemeint seyn kann, so wenig wie die *Coloquintidae* des *Capitulare de Villis* die orientalischen Coloquinten seyn können, da beide Gewächse in Deutschland nicht ausdauern, und an Treibhäuser oder ähnliche Vorrichtungen war damals nicht zu denken. Unter *Squilla* dürfte *Hyacinthus comosus* und unter *Coloquintida* die *Cucurbita ovifera L.* zu verstehen seyn. Viele andere ähnliche Bemerkungen mufs Ref., um seine Anzeige nicht allzu sehr auszudehnen, übergehen.

IV. *Pulvis contra omnes Febres et contra omnia venena et omnium Serpentium morsus et contra omnes angustias cordis et corporis.* Unter dieser Aufschrift theilt der Hr. Verf. eine aus dem 9ten Jahrhunderte stammende weitläufige Receptformel mit, die übrigens schon mehrmals gedruckt, aber noch nicht vollständig erläutert wurde, und auch hier noch manche Lücken offen läfst. Die *Iva* dieser Vorschrift möchte nichts anderes als *Teucrium Chamaepitis* seyn, die *Iva arthritica* der alten Aerzte; *Mentha nigra* ist ohne Zweifel eine Culturform der *Mentha aquatica*, am wahrscheinlichsten noch *Mentha gentilis*, die durch Wohlgeruch sich auszeichnet und öfters ganz dunkel schwarzrothe Blätter besitzt. — Auch Lobelius redet von dieser schwarzen Minze.

V. *Physica. S. Hildegardis.* Abermals ein für die Kenntnifs der Medicin des Mittelalters höchst wichtiges deutsches Haupt-

Digitized by Google

werk, das aber nur wenige Aerzte gelesen haben mögen, da die Exemplare der wenigen Editionen jetzt äufserst selten geworden sind, so zwar, dafs man in mehreren der gröfsten und reichsten Bibliotheken vergeblich darnach suchen wird. Ref. hat mit dem Studium dieses Werkes sich seit einiger Zeit speciell beschäftigt, und würde hier mehrere Notizen über den Inhalt desselben mittheilen, wenn ihm nicht aus sicherer Quelle die Nachricht geworden wäre, dafs Hr. Dr. Reufs eine neue, mit einem kritischen Commentar versehene Ausgabe dieses deutschen Nationalwerkes besorgen wird.

VI. *Plantae Alberti magni.* Der Hr. Verf. giebt nur die Linneischen Namen der Pflanzen, welche in den Werken Alberts (de virtutibus Herbarum, liber de mirabilibus mundi), Bischofs von Regensburg, der 1280 starb, vorkommen; nur hie und da sind in den Noten die alten deutschen Namen beigefügt, so dafs daraus nicht viel zu entnehmen ist.

VII. *Plantae saeculis* XV, XVI. *in Germaniam adlatae.* Es sind nur 15 Pflanzen, von welchen hier einige Nachricht gegeben wird und also die Materie bei weitem nicht erschöpft. Ueber den Mais sind nur ein Paar Worte angeführt, ausführlich und belehrend hat der Graf v. Sternberg die Einführung und Verbreitung dieses wichtigen Grases erörtert. Die Kaiserkrone blühte nach den Angaben des Hrn. Dr. R. zuerst 1582 in dem Garten des Apotheker Neserius in Frankfurt, allein aus den Werken des Clusius ist ersichtlich, dafs diese schöne Zierpflanze bereits 1576 im Garten des Kaisers Maximilians des Zweiten blühte, 1580 in dem Garten des Landgrafen Wilhelm u. s. w. Auch die Nachrichten über den Tabak sind hie und da wesentlich zu ergänzen, so wie jene über die Kartoffeln u. s. w.

Den Beschlufs der Schrift machen einige bisher ungedruckte Kapitel aus dem Werke des Aemilius Macer, de viribus herbarum, sie sind entlehnt theils aus der äufserst seltenen Editio princeps. Neapel 1477, theils aus einem Codex MS. vom Jahre 1508, sie enthalten die Aufzählung der Heilkräfte des Rosmarins, der Pimpinelle, der Tormentill, des Diptams u. s. w.

Servilii Damocratis quae supersunt Carmina medicinalia. Graece et Latine. Primum collegit et seorsum edidit cum prolegomenis Dr. Christ. Frid. Harless, Eques reg. bor. Consiliar. intim. aul. et Med. Professor. P. O. etc. Particula prima. Bonnae 1833. ex typographia Caroli Georgii.

Längst schon verehrt Deutschland den Herrn Verf. als einen seiner geschätztesten Aerzte und Kenner des Alterthums: auch die vorliegende kleine Schrift ist abermals ein neuer Beitrag zur

Digitized by Google

Erläuterung der noch so sehr im Dunkeln liegenden Pharmakologie des alten Griechenlands, den man um so mehr mit Dank aufnehmen wird, je seltner diese Gaben heut zu Tage werden. Mit bekannter ausgebreiteter Belesenheit, Gelehrsamkeit und Scharfsinn erläutert Hr. Prof. H. zuerst das Zeitalter, die Verhältnisse und hinterlassenen Schriften des Damocrates, und zeigt dann gründlich, wie dieser Schriftsteller von mehreren anderen dieses Namens, so wie von mehreren, welche Democriti hiefsen, unterschieden werden können, und geht dann erst zu den medicinischen Gedichten des Damocrates über, so weit sie auf unsere Zeiten gekommen sind. Es sind folgende:

1) *De Iberide planta;* ein Gewächs aus der Familie der Cruciferen *(Lepidium Iberis L.)*, das auch in Deutschland, namentlich um Heidelberg, wild wächst. Es ist interessant, durch diesen alten griechischen Pharmakologen abermals bestätigt zu sehen, dafs Pflanzen aus gut geordneten Familien in Hinsicht ihrer Heilkräfte auch nahe verwandt sind.

2) *Confectio Diacodion* s. ex capitibus papaveris.

3) *Pulvis ad oris mala* (Odontotrimma), ein bei scorbutischer Beschaffenheit des Zahnfleisches empfohlenes Zahnpulver, wovon zwei Compositionen mitgetheilt sind. Die Erläuterung der in diesen Zusammensetzungen enthaltenen Droguen wird der berühmte Hr. Verf. ohne Zweifel in der *Particula altera* geben, der Ref. mit Verlangen entgegen sieht.

Dierbach.

Digitized by Google

N°. 53. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von Georg Ludwig von Maurer, Königl. Baierischem Staatsrathe u. s. w. Heidelberg, bei Mohr 1835. I. Bd. 596 S. II. Bd. 540 S.*

2) *Darstellung des Rechtszustandes in Griechenland während der Türkischen Herrschaft und bis zur Ankunft König Otto I. Von Gustav Gejb, ehemaligem Königl. Griechischem Ministerialrathe im Ministerium der Justiz. Heidelberg, bei Winter, 1835.*

Ref. hält für Pflicht, diese beiden Bücher anzuzeigen, weil er früher das Werk des Hofrath Thiersch angezeigt hat, er wird sich aber auf eine ausführliche Beurtheilung nicht einlassen, weil er dieser nicht gewachsen seyn würde. Es werden aus No. 1. nur einige Puncte herausgehoben werden, zu deren Beurtheilung weder Rechtsgelehrsamkeit noch Staatswissenschaft nöthig ist. Ref. hält sich besonders an Hrn. v. Maurer, weil dieser über den Zusammenhang der letzten Geschichten der griechischen Regentschaft einen Aufschluss giebt, der für neueste Geschichte überhaupt von grofser Wichtigkeit ist. Diesen Theil des Buchs wird Ref. vorzugsweise berücksichtigen, das Andere überläfst er Männern von Fach zu beurtheilen.

Den Inhalt seines ganzen Werkes giebt Hr. v. Maurer folgendermafsen an (in der Vorrede): Der erste Band umfafst die Zeit der türkischen Herrschaft, dann die des Freiheitskampfes bis zur Ankunft des Königs und der Regentschaft. Der zweite Band handelt von der Regentschaftsperiode bis zum 31. Jul. 1834, d. h. bis zum Tage meiner Abberufung. Der dritte Band endlich enthält interessante Urkunden und die Hauptgesetze der frühern und spätern Zeit.

Was den ganzen ersten Theil des ersten Bandes, d. h. S. 1 bis 440 angeht, so würde Ref., wenn er wagte, darüber ein Urtheil zu haben, darin dreierlei unterscheiden. Das Erste ist, was der Verf. aus alten und neuen Büchern über griechische Angelegenheiten flüchtig excerpirt hat. Das hätte in einem Originalwerke, wie dieses, ganz weggelassen werden können, ja die Citate, eine gehässige deutsche Sitte, hätte ganz wegbleiben müssen, oder doch auf wirklich bedeutende Bücher beschränkt

Digitized by Google

werden. Die Wahrheit zu sagen, es sind gar zu viel mittelmäfsige, ja einige schlechte Bücher als gleiche Autoritäten mit den guten citirt. Diese Zusammenstellungen und Anführungen konnte das Regentschaftsmitglied den Gelehrten von Profession überlassen.

Das Zweite in diesem ersten Theil sind die Stücke, welche wirklich original sind, und unter diese würden wir besonders die zweite Abtheilung rechnen, wo man eine anziehende, belehrende, im Lande selbst von einem Sachverständigen geschriebene Abhandlung von griechischen Gewohnheitsrechten findet.

Das Dritte sind die Aufschlüsse über Recht und Rechtsgebrauch der verschiedenen Gegenden und Orte, welche auf Anfrage der Regentschaft von allen Orten und Enden eingeholt wurden. Es findet sich darin viel Gutes, aber auch viel Sonderbares und Mifsverstandenes. Was das Fragen und Antworten angeht, so erschrickt Ref. immer, wenn er von vielem Schreiben in irgend einem Staat hört, unsere pedantischen Staatswissenschaftler und Verordnungsmacher werden uns noch unter Papier begraben. Wie weitläufig und umständlich diese Anfragen und Antworten! wie widersprechend oft, wie mifsverstanden! wie ganz verschieden von verschiedenen Behörden ertheilt, fielen die Antworten aus!! Wohin sollte auch das führen? Durchgeschnitten mufste doch einmal werden! Erkundigen mufste man sich freilich, ob aber auf diese Weise, ob so umständlich, das ist eine andre Frage. Wir gehen zur Geschichte über, welcher der 2te Theil des 1sten Bandes gewidmet ist.

Hr. v. M. berichtet, wie sich nach vollendetem Kampfe um die Freiheit in Griechenland die sogenannten Primaten und Phanarioten stritten, wer von ihnen die Herrschaft über das griechische Volk an sich reifsen würde. Die auswärtigen Mächte, d. h. Rufsland, Frankreich, England, sagt Hr. v. M, suchten die Partheien, die sich gebildet hatten, zu ihrem Vortheile zu benutzen, doch wird gleich vorn im Buche S. 31 u. f. behauptet, es habe eigentlich nur eine französische und russische Parthei bestanden. Es heifst nämlich S. 444, Maurokordatos und der englische Schiffscapitän Hamilton hätten erst eine englische Parthei zu bilden angefangen. Diese habe, berichtet der Verf. S. 38, Dawkins, der englische Gesandte, benutzen wollen, um Wachsthum und Blüthe des werdenden griechischen Staats aufzuhalten. Dawkins spielte nach Hrn. v. M. in Griechenland dieselbe Rolle,

Digitized by Google

die er früher überall gespielt hatte, und zeigte noch dazu den ganzen lächerlichen Uebermuth, der die Engländer, wohin sie kommen, unleidlich macht.

Dawkins übernahm es, erzählt Hr. v. M. S. 39—40, dem Könige im Namen des diplomatischen Corps am 1. Juli 1834. den Glückwunsch abzustatten, er that dieses hernach nicht und setzte den König und das diplomatische Corps in nicht geringe Verlegenheit. Es war freilich Grund da, aber es war immer insolent und wunderlich, sich eine solche Aeufserung seines Mifsvergnügens über die Majorität der Regentschaft zu erlauben. Man beschwerte sich, man forderte seine Zurückberufung, und es ist allerdings eine schwere Beschuldigung gegen Graf Armansperg, die Hr. v. Maurer S. 40. vorbringt, dafs er seinen König ungestraft beleidigen liefs, dafs er später alle Beschwerden der Regentschaft über Dawkins zurücknahm und die Zurückberufung des ungezogenen Ministers nicht weiter forderte.

Dies gehört in eine spätere Zeit, früher hatte die russische Parthei die Obergewalt, als deren Haupt Hr. v. M. wie Thiersch den Grafen Capodistria schildert, doch dabei gegen Thiersch bemerkt, dafs dies erst in der letzten Periode der Fall war, dafs er in der frühern Alles versuchte, um das unglückliche Volk der Barbarei und Armuth zu entreifsen. Ueber die letzte Zeit der Regierung des Grafen Capodistria stimmen Hr. v. M. und Hr. Th. völlig überein, wir führen also nicht an, was hier darüber gesagt wird, weil Th. diese Materie ganz erschöpft hat. Ob die Farben, unter denen die englische und russische Einwirkung nach Capodistria's Tode und vor der Ankunft der Regentschaft vorgestellt wird (§. 173.), nicht etwas zu stark aufgetragen sind, wagen wir nicht zu entscheiden, sie könnten indessen nicht wohl dunkler seyn. Was der Verf. hernach von der Verwaltungsform des neuen griechischen Staats, oder vielmehr von der Formlosigkeit sagt, müssen wir wieder übergehen, theils, weil wir nur dem historischen Faden folgen, theils weil die Zusammenstellung aller der Thatsachen, welche zur Kenntnifs des Zustands von Griechenland unmittelbar vor der Ankunft der Regentschaft nöthig sind, so gedrängt, so gründlich und so einfach ist, dafs sie keinen Auszug verträgt. Wir empfehlen allen Statistikern und allen, die sich mit theoretischer Staatswissenschaft beschäftigen, den ganzen Schlufs des ersten Bandes aufmerksam zu lesen und mit Thiersch zu vergleichen. Es bietet sich in diesen griechischen Geschichten

Digitized by Google

ein Schauspiel, das nicht leicht wiederkehrt. Die Erscheinungen sind Europäisch und Orientalisch, geordnet und ohne alle Ordnung, die Menschen civilisirt und zum Theil nach hoher, ja nach der höchsten Bildung strebend, das Leben rohe Barbarei auf der einen, Urzustand auf der andern Seite. Die Kritik der vor ihm in Rechts- und Gerichtssachen gemachten Einrichtungen und erlassenen Verfügungen hätte nach unserer Meinung Hr. v. M. kürzer fassen können, jedermann wird ihm auf's Wort glauben, dafs alles das schlecht war.

Im zweiten Theile kommt er auf die Regentschaft, ihre Verrichtungen und Anordnungen. Hr. v. Maurer berichtet S. 5. §. 236. die Veranlassung der Sendung des Königs Otto auf folgende, in Beziehung auf die in seinen Worten liegende Anspielung nicht sehr schickliche Weise: »Trotz dem, dafs es in Griechenland stürmte und Alles in Feuer und Flammen stand, wollte des Königs von Baiern Majestät dem heifsgeliebten Lande auch noch dieses Opfer — — — Ihren eignen Sohn zum Opfer bringen.« Es wird übrigens gleich vorn angedeutet, dafs der Graf von Armansperg als Mitglied der Regentschaft schon von Anfang an übler Bedeutung gewesen sey. Es heifst S. 7: »— — als auch dies Hindernifs gehoben war, traten wieder andere, zumal in der Persönlichkeit des Grafen von Armansperg liegende Zögerungen ein.« Dann vertheidigt der Verf. die Sendung bairischer Truppen nach Griechenland. Das ist ein Punkt, über den sich disputiren und viel gegen Hrn. v. M.'s §. 237. vorgebrachte Gründe sagen läfst. Den Sotir würden wir aus vielen Gründen, wenn das, was er sagt, auch noch so wahr ist, weder hier noch anderwo als Zeugen und Gewährsmann gebraucht haben. Hr. v. M. selbst leugnet nicht, dafs es sonderbar war, Männer zur Einrichtung eines ganz neuen Staats und zur Gesetzgebung für ein civilisirtes Volk abzuschicken, die weder Sprache noch Sitten desselben kannten, und sich dabei auf Deutsche verlassen mufsten, welche vorgaben, sie verständen die Sprache, was aber die Griechen leugneten. Daher denn die Bedeutung, welche §. 240. auf die Ernennung der Herren Herold, Heumann und Dr. Franz zu officiellen Dolmetschern gelegt wird. Hier heifst es denn auch, Dr. Franz sey ein Intrigant gewesen, diesen habe sich aber Graf Armansperg gewählt, habe ihn an die Spitze gestellt und begünstigt. Unrecht hat Hr. v. M., wenn er S. 17. die Seitenbemerkung macht, Thiersch habe Griechenland nur mit philologischen

Digitized by Google

Augen betrachtet; könnte Dieser nicht den Vorwurf hart zurückgeben, und sagen, Hr. v. M. habe seine Aufgabe nur als deutsch-französischer Jurist genommen? Uebrigens würden wir eher auf die treffliche Schilderung der Lage Griechenlands, welche Hr. v. M. §. 241 u. fg. giebt, verweisen, als auf Thiersch, der zu sehr Parthei ist. Nach einigen Paragraphen, worin Hr. v. M. von seiner Ansicht der diplomatischen Verhältnisse, von seinen und seines Freundes Abel Bemühungen und Bestrebungen geredet hat, kommt er im §. 252. auf den Grafen Armansperg, also auf den Faden der Geschichte zurück, die wir hier ausschliefsend verfolgen. Ein Hofmann, wie der Graf, und ein ehrlicher Geschäftsmann, wie der Hr. v. Maurer, haben ganz verschiedene Sphären. Maurer war ein treuer und tüchtiger Arbeiter, aber in den Dingen nicht auferzogen, die in verwickelten Umständen und in diplomatisch zu behandelnden und verhandelnden Dingen gröfsere Bedeutung haben, als die Talente und Kenntnisse und Fertigkeiten, welche Hrn. v. M. eigen sind, er war also unter Phanarioten und ionischen Griechen, unter Diplomaten der Engländer und Russen übel daran; er behauptet, der Graf von Armansperg habe besser in diese Gesellschaft gepafst. Er sagt S. 49: »Der König von Baiern habe Mifstrauen gegen den Grafen gehabt, dieser habe so viel Wünsche für sich und seine Familie gethan, dafs dadurch die Bildung der Regentschaft Monate lang verzögert worden. Er habe auf Betreiben seines Freundes Kobelt aus den griechischen Geldern ungeheuere Summen unter dem Titel Tafelgelder bezogen, und selbst nachdem ihm im Mai 1834. 91,200 Drachmen gestrichen worden, habe er sich noch weit besser gestanden, als zwei baierische Minister. Seine Einnahme, fügt Hr. v. M. S. 50. hinzu, war in den ersten Zeiten, da er keinen Hofstaat und Hofofficianten zu unterhalten hatte, bei weitem gröfser, als die des Königs selbst.« Was hernach folgt, ist freilich etwas bitter und klein, der Verf. glaubt aber wohl so weit herabkommen zu müssen, um zu zeigen, wer der Mann von jeher war, der jetzt an der Spitze der griechischen Angelegenheiten als Kanzler steht, und welcher Schmutz von jeher an seiner Seite klebte. Ist aber Alles wahr, was hier erzählt wird, so genügt Note 32. S. 52. zur Entschuldigung der Herren Maurer und Abel keineswegs, wenn sie nicht laut dagegen sprachen, denn wer dergleichen zugiebt, damit er an seiner Stelle bleibe, oder sich einbildet, dafs er so wichtig sey, dafs er durchaus in derselben bleiben müsse, ist viel schuldiger, als der, welcher Prellerei angiebt und benutzt. Alle folgenden Paragraphen sind

Digitized by Google

der Darstellung des Betragens des Grafen und den Ursachen der Zwistigkeiten unter den Mitgliedern der Regentschaft gewidmet, im §. 258. kommt der Verf. auf die Diplomaten. Dawkins und der russische Geschäftsträger, Hr. von Catakasy, ein Phanariot, werden hier in einem Licht dargestellt, das weniger grell einfallend, vielleicht besser gedient hätte, die Gestalten so betrachten zu lassen, wie sie der Verfasser will gesehen haben. Dann folgt der dritte Titel, wie es hier S. 68. heifst, von den ersten Maafsregeln der Regentschaft. Hier sucht der Verf. besonders zu rechtfertigen, dafs nach der Ankunft der Regentschaft nicht sogleich eine Nationalversammlung berufen wurde. Dies mochte allerdings bedenklich seyn, aber eine Anzahl Griechen, um griechische Sachen vorerst nothdürftig unter Anleitung und unter Leitung der Regentschaft schnell zu ordnen, wäre, scheint uns, aus der Ferne wenigstens, allen möglichen nach französischen und deutschen Mustern gemachten Gesetzbüchern und Ordnungen vorzuziehen gewesen. Eine Bemerkung S. 74. über Armansperg jetziges Beginnen hätte wegbleiben sollen, da es mit der vorigen Regentschaft nichts zu schaffen hat. Den Schritten der Regentschaft, wie sie in den folgenden Kapiteln aufgezählt werden, können und dürfen wir im Einzelnen nicht folgen, wir bemerken nur, dafs 3. 90. geleugnet wird, dafs Graf Armansperg als Präsident der Regentschaft irgend ein Vorrecht vor den andern Mitgliedern gehabt habe; doch giebt Hr. v. M. einige Ehrenvorrechte zu. In den folgenden Paragraphen geht Hr. v. M. in die Streitigkeiten mit dem Grafen von Armansperg genauer ein, und theilt S. 94 bis 95. einen Brief mit, der schon am 18. April 1833. von unversöhnlichem Zwist und förmlichen Bruch und Widerwillen zeugt. Gleich in der folgenden Sitzung wurde dem Präsidenten die ihm in diesem Schreiben streitig gemachte Correspondenz entzogen. Jetzt, heifst es weiter, versuchte der Graf, seinen Zweck zu erreichen, zuerst durch indirekte Theilnahme an dem, was hier die Franzische Verschwörung genannt wird, dann auf einem andern krummen Wege. Es heifst nämlich S. 96: »Wie dem aber auch sey, was durch die Franzische Verschwörung vereitelt worden war, das hatte nun der Präsident auf einem andern Wege vollständig erreicht. Unsere Abberufung setzte ihn, mit Hülfe des getreuen Kobelts — der ja, wie er selbst jedermann sagte, nur gekommen war, um den Grafen zu unterstützen, denn zum Arbeiten sey er zu alt und zur Uebernahme einer Responsabilität

Digitized by Google

keineswegs geneigt — in den Stand, ein Regentschaftspräsidium zu organisiren, wie er es wahrscheinlich immer gewünscht hatte. Die Einrichtung der obern Staatsbehörde (§. 274.) für einen Staat wie Griechenland, ohne öffentliche Anstalten, Schulen, Ackerbau, Finanzen, Armee und künstliche Gesellschaftsordnung, hätte nicht nach deutscher Manier gemacht werden sollen. Bei uns gehört Schreiben, Kanzlei und Organisation, wie man das heifst, gleich dem Brode zu den Lebensbedürfnissen, in Griechenland nicht. Diese ganze Beamten-Hierarchie scheint überdem für eine so geringe Bevölkerung höchst lästig, ob sie gleich durch den Gang europäischer Civilisation herbeigeführt, und in unsern Compendien, wie auf den Kathedern nach dem grofsen und kleinen Alphabet mit lateinischen und griechischen Buchstaben für die Divisionen und Subdivisionen als das wahre Regierungssystem gelehrt wird. Einen Staat wie Griechenland kann man nicht einrichten, wie England und Frankreich oder wie Preufsen und Rufsland. Ref. will damit den Systematikern nicht zu nahe treten, denn da wir jetzt überall soviel Staatsweisheit in Büchern und Verordnungen haben, müssen wir freilich auch die Angestellten und die Behörden, Bureau's und Kanzleien haben; daher sollte denn auch durchaus in Griechenland das viele Schreiben und am Ende gar auch viele deutsche Schreiber eingeführt werden. Gott bewahre! Dies gilt dem §. 274. Am Ende des folgenden Paragraphs ist von der Errichtung des griechischen Ordens die Rede; damit scheint es uns, hätte es nicht so sehr Eile gehabt. Die Art, wie dieser Paragraph endigt, beweiset, dafs Hr. v. Maurer nicht sehr geübt ist, Schmeicheleien zu sagen, denn bei diesen mufs man das Auffallende vermeiden. Wenn übrigens Hr. v. M., der in den folgenden Paragraphen der neuen Eintheilung Griechenlands, der Einrichtung einer der baierischen ähnlichen Hierarchie der Kreis- und Districtsbeamten erwähnt, und behauptet, die Gegner der Regentschaft hätten die neue Einrichtung darüber getadelt, gerade als wenn bairisch seyn und schlecht seyn synonym wäre, so irrt er. Die Gegner haben nur sagen wollen, eine Regierungsweise, wie die, welche in Europa in den letzten zweihundert Jahren durch den Fortgang der Civilisation nach und nach entstanden ist, pafst nicht für griechische Naturen und für griechische Sitten. Der Deutsche ist gewohnt, gleich nach Feder und Papier zu greifen, und ein Buch zu befragen, oder zu schreiben, oder gar beides, der Grieche ist

glücklicher Weise so weit noch nicht gekommen. Nichts desto weniger schliefst Hr. v. M. den § 277. S. 111:

„Allein die weitere Organisation dieser (d. h. andrer noch, als der erwähnten) zu creirenden Stellen und Behörden mufsten wir, wegen erfolgter Abberufung, der uns nachfolgenden Regentschaft überlassen, die jedoch auch in dieser Beziehung nichts gethan hat.“

Das würden wir ihr am wenigsten übel nehmen.

Nach den Paragraphen über die Gemeindeordnung folgt §. 280. über die Haupt- und Residenzstadt, und bei der Gelegenheit manches über Athen, aber leider auch manches, wodurch auf eine ganz auffallende Weise dargethan wird, dafs die Regentschaft überall und in allen Dingen unbegreiflich leichtsinnig verfuhr. Dies geht aus dem hervor, was Hr. v. M. selbst von der unvernünftigen Weise berichtet, wie der erste Plan der neuen Hauptstadt Athen entworfen und wie der Anfang der Ausführung gemacht ward. Hr. v. M. sagt, es sey es gewesen, der endlich dem Unwesen in Athen Grenzen gesetzt, doch unterläfst er nicht, S. 125. beizufügen: »Und da gleichzeitig der grofse Kenner und Beschützer, Seine Majestät der König von Baiern, mit gewohntem Scharfblicke den vorhin erwähnten Plan untersucht und dessen Unausführbarkeit erkannt hatte, so wurde, dem Wunsche Seiner Majestät gemäfs, zur Revision des Plans der Geh. Rath v. Klenze berufen.“ Dann folgt, wie hernach die Hnn. Zurückbleibenden (Maurer war abgerufen) zuerst für sich sorgten, besonders der Präsident der Regentschaft, der Kriegsminister Lessuire u. A. m. Dann folgt wieder in den folgenden Paragraphen eine solche Masse von Einrichtungen und Verfügungen, dafs gewifs Niemand klagen darf, dafs die Regentschaft nicht Verordnungen und Stellen genug gemacht hat.

Eins der wichtigsten und belehrendsten Stücke dieses Bandes ist das erste Kapitel des sechsten Titels, worin Hr. v. M. sein Verfahren in den griechischen Kirchenangelegenheiten und ganz besonders in Beziehung auf den griechischen Patriarchen in Constantinopel scharfsinnig und ausführlich rechtfertigt. Ref. könnte auf Prüfung oder auch nur auf Anführung dessen, was geschehen ist, schon des Raums wegen nicht eingehen, wenn er es auch wagte, sich der Fähigkeit, diese Dinge zu beurtheilen, zu rühmen, wozu er gleichwohl nicht anmafsend genug ist. Die Ernen-

Digitized by Google

nung des Generallieutenants von Tausch zum Inspector der griechischen Erziehungsanstalt in München, welche Thiersch allein leiten konnte, allein leiten sollte, und zur Zufriedenheit der griechischen Nation und der Zöglinge selbst, die von dem General schlechterdings nichts wissen wollten, geleitet hatte, wird S. 201. auf eine so auffallende Weise berichtet, dafs Ref. nicht wagt, die Stelle abdrucken zu lassen, um nicht den Anschein zu haben, als wolle er die Sache lächerlich machen. Er verweiset daher den Leser auf das Buch selbst. Ein solcher Styl ist freilich bei einem Geschäftsmann, wie Hrn. v. Maurer, aus dem Geschäftsleben zu erklären, in einem Buche erhalten dergleichen Stellen das Ansehn einer Persiflage.

Dafs der Sotir das Blatt der Freunde des Hrn. v. Maurer und Abel war, hätte er S. 242. gerade heraussagen sollen, da er sich dessen gar nicht zu schämen hat. Statt dessen sagt er:

»Das erste politische Blatt, welches seit den Prefsgesetzen wieder in Griechenland erschienen ist, war der Sotir, ein sehr gemäfsigtes und von Nikolaus Skouphas sehr gut redigirtes Blatt. Später kam dazu auch wieder die Athina mit ihrer alten Tendenz, und nach Unserer Abberufung auch noch die sogenannte Nationalzeitung (Ethnike). Dieses vom Grafen Armansperg so sehr begünstigte und mit 12,000 Drachmen bezahlte Phanariotenblatt hatte die Bestimmung, den Grafen zu rühmen, das grofse Ansehn von Kolettis dagegen zu untergraben. Darum hatte aber jenes Blatt selbst keine Achtung bei den Griechen und, wie man sagt, nur 16 Abonnenten.«

Wenn am Schlusse des Kapitels von den Finanzen der Grund angegeben wird, warum gerade in diesem Fache, wovon alles Uebrige abhing, durchaus nichts geschah, so wird man, wenn der Inhalt der Worte, die wir anführen wollen, wahr ist, die Bitterkeit der Form und Einkleidung des Vorwurfs gegen die Drohnen, die den griechischen Honig verzehrten, dem rechtlichen Manne verzeihen, der sich auf sein eignes Bewufstseyn stützt. Es heifst S. 313: „So lange Hr. Director von Greiner in Griechenland war, besorgte dieser die laufenden Geschäfte und entwarf zu gleicher Zeit die zur Begründung einer regelmäfsigen Finanzverwaltung nothwendigen Verordnungen. Der Graf von Armensperg aber schlief während dieser Zeit, oder ritt spazieren oder las in Rotteck's allgemeiner Weltgeschichte das Kapitel von der französischen Revolution!«

Digitized by Google

»Erst nach der Abreise des Hrn. von Greiner besorgte der Graf die laufenden Finanzgeschäfte, sonst aber auch nichts. An Bitten, an Erinnerungen, an Verwahrungen zum Protokoll von Unserer Seite hat es gar nicht gefehlt. Allein es pflegte darauf hin weiter nichts zu erfolgen, als neue Zusicherungen für 2–3–4 Wochen, je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes. Und, nach Ablauf dieser sich selbst gesetzten Fristen, ein weiteres leeres Versprechen!«

In dem zehnten Titel (S. 493), Zustand des griechischen Volks während der Regentschaft bis zum 31. Jul. 1834, drängt der Verf. Alles zusammen, was er für sich anzuführen hat, oder eigentlich, er fafst ganz kurz die Geschichte des Theils der Regentschaft, der, mit ihm verbunden, der Selbstsucht Armanspergs und seiner Schützer und Creaturen entgegen arbeitete, zusammen. Hier erscheint der Graf Armansperg nicht blos mit Engländern, Russen, Intriganten, sondern mit offenbaren Verräthern und Aufrührern verbunden. Kolokotroni's Geschichte ist bekannt, Herr v. M. glaubt den gerichtlichen Beweis liefern zu können, dafs Graf Armansperg nicht blos Dr. Franz gebrauchen wollte, die Entlassung seiner Gegner durch eine Adresse der Griechen vom König zu erbitten, sondern diese auch gewaltsam durch Aufstand der Griechen und Widerstand der Diplomaten zu erzwingen. Dies, sagt Hr. v. M., sey bei Kolokotroni's Processs auf folgende Weise an's Licht gekommen: „Wir konnten dem verbreiteten Gerüchte keinen Glauben schenken, denn wir waren alte Freunde des Grafen Armansperg und fanden zur Annahme einer Sinnesänderung von seiner Seite keinen Grund. Allein, — eines Tags kam Panagiotis Nicolaides zu Heideck und entdeckte ihm, dafs Dr. Franz zwei Adressen an den König von Baiern entworfen habe zur Entfernung zweier Regentschaftsmitglieder, mit der Bitte, dem Grafen von Armansperg allein die Regentschaft zu übertragen. Einige Tage nachher kam auch Fürst Gustav Wrede aus der Provinz und denunciirte dieselbe That. Beide sprachen von Einverständnissen, welche, dem Gerüchte nach, der Graf von Armansperg habe.«

Jetzt ward gerichtlich gegen Dr. Franz verfahren und zwar mit Einstimmung des Grafen Armansperg. Dabei klingt es etwas sonderbar, wenn ein so ausgezeichneter Rechtsgelehrter, ein so rechtlicher Mann, wie Hr. von Maurer, in gerichtlichen und für den Staat so ungemein bedeutenden Proceduren von Ver-

Digitized by Google

letzung der Form so ganz unbefangen und gleichsam lobend redet. Er sagt nämlich: »Der Dr. Franz ward durch Hrn. von Abel vernommen. Was derselbe hinsichtlich Armanspergs deponirte, ward aus Schonung für den Präsidenten (wirklich? *itane vos?*) der Regentschaft nicht zu Protokoll genommen.« Später, bei der öffentlichen Verhandlung des Processes gegen Kolokotronis bemerkten wir, dafs der Name Armansperg auch nicht einmal genannt worden ist. Dagegen hätte das aufsergerichtliche Zeugnifs des Dr. Franz und dessen Privatbrief, der doch nicht wohl auf geradem Wege an Hrn. von Maurer gelangt seyn kann, S. 513—515. ganz wegbleiben müssen. — Aber was Denunciation angeht, so hat man über deren Rechtmäfsigkeit und Unrechtmäfsigkeit an verschiedenen Orten verschiedene Begriffe, wir kennen die des Hrn. v. Maurer nicht, wir würden auch den Schein meiden, Denuncianten Gehör zu geben. Hernach kommt die Geschichte der Verbindung zwischen Dawkins und Armansperg, wobei, wie wir sehen, Abel und Maurer wenigstens den Vortheil hatten, dafs Dawkins die Touristen, seine Landsleute, nur zu Armansperg allein führte. Da waren sie doch eine Plage los, das langweilige Gesicht reisender Engländer und Engländerinnen zu sehen. Dafs übrigens ein Engländer, und noch dazu ein diplomatischer, irgend jemand des Aristokratismus anklagen darf, ist gar zu lächerlich, und doch beklagt sich Hr. v. M., dafs ihm und Abel dieses widerfahren sey. Was §. 452. erzählt wird, stellt den jetzigen Kanzler des griechischen Reichs in ein höchst widriges Licht und ist schlimmer als Alles, was vorher angeführt war. Er conspirirt erst mit Dawkins gegen seine Collegen, dann billigt er alle ihre Schritte gegen denselben, stellt sich, als wenn er ihre Klagen gegen ihn bei der englischen Regierung unterstützen, seine Zurückberufung mit ihnen fordern wolle — blos um sie zu einem Schritt zu bewegen, der die englische Regierung beleidigen und gegen die Majorität der Regentschaft erbittern mufste. Dawkins hatte seiner Regierung berichtet, der russische Einfluſs überwiege bei den mit Armansperg und ihm entzweiten Mitgliedern der Regentschaft. Hier werden Kobelt, Armansperg, der bekannte Ministerialrath Häcker in München, der jetzt dort Rechtswissenschaft lehrt, auf eine höchst bittre Weise zusammengestellt! Es heifst S. 525, Häcker hätte nach Griechenland geschickt werden sollen, dazu wird in der Note bemerkt: »Da aber die Griechen, wie man sagt, gewisse Parallelen zwischen Häcker, Kobelt und Armansperg

Digitized by Google

gezogen haben, so soll es der Graf selbst für angemessen gefunden haben, gegen diese Mission seines Freundes zu protestiren.“ Ob nach allem dem, was Hr. v. M. selbst berichtet, ein freiwilliger Austritt der drei Männer, gegen welche Armansperg in München, in London, in Griechenland cabalirte, intriguirte, conspirirte, nicht edler, klüger, rathsamer und auch sogar dem strengen Rechte besser gemäfs gewesen wäre, als was hier §. 454. erzählt wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Wir empfehlen unsern Lesern, Hrn. v. M.'s eignen Bericht nachzulesen. Es hat Hr. v. M. so getreu und redlich den ganzen Streit und die Schritte der Regentschaft gegen Armansperg berichtet, dafs ganz allein aus seinem eignen Berichte unsere Zweifel über Rechtmäfsigkeit und Rathsamkeit dieser Schritte hervorgegangen sind.

Wir brechen hier unsere Anzeige ab, ohne uns in den Streit weiter einzulassen; oder auch nur das Einzelne, was wir in dieser Anzeige angeführt haben, zu einem Ganzen zu verbinden und unsere Ansicht oder unser Urtheil beizufügen. Ref. wagt um so weniger ein Urtheil über alles das, was er über die Geschichte der griechischen Regentschaft angeführt hat, abzugeben, als der liebenswürdige, biedere und rechtliche Charakter des Staatsrath Maurer, wie er ihm persönlich bekannt ist, ihn immer für diesen partheiisch machen würde.

Was No. 2. oder die Schrift des Hrn. Geib angeht, so wird sie als Uebersicht, als Einleitung und Anleitung für jedermann, der auch nicht gerade vom Fache ist, sehr brauchbar seyn. Hr. von Maurer geht tiefer in die Materie ein, Hr. Geib sucht einen kurzen und deutlichen Begriff davon zu geben. Der leichte Styl und der fafsliche Vortrag werden auch Dilettanten anlocken, wer sich hernach gründlicher über alles das, was hier sehr kurz behandelt ist, belehren will, mufs dann freilich des Hrn. v. Maurer Buch studiren.

Schlosser.

Digitized by Google

Ern. Frid. Car. Rosenmülleri, Theol. Doc. et litt. OO. in Acad. Lips. P. P. O., Scholia in Vetus Testamentum. Partis nonae, Salomonis scripta continentis, volumen secundum. Lipsiae, sumtibus Joh. Ambros. Barthii, 1830.

Niemand kann seinem Schicksale entgehen! Wenn Ref. das nicht immer geglaubt hätte, so würde er es nur durch die Erfahrung lernen, da er jetzt Hrn. Rosenmüller unmittelbar gegenüber steht, nachdem er lange und oft das Zusammentreffen mit ihm, wie Hector die Begegnung des Achilles, geflissentlich vermieden hat. Wir reden nicht von Hrn. R.'s Schicksal, durch uns recensirt zu werden, sondern von dem unsern, ihn recensiren zu müssen. Mehr, als einer Redaction haben wir die Beurtheilung Rosenmüller'scher Schriften abgeschlagen; mehrmals auch versuchten wir die Selbstüberwindung und gaben uns daran, in den Apfel zu beifsen; aber immer wieder mufste der Versuch scheitern. Wie Geben wenigstens manchmal seliger ist, als Nehmen, so mag man sich bisweilen auch lieber recensiren lassen, als selbst recensiren, wenn man nämlich, wie billig, das fragliche Buch vorher auch liest, im Zusammenhange liest: was mitunter eine harte Aufgabe seyn kann. Darin ist wohl Hr. R. selbst mit uns Einer Meinung, da er unlängst in einer Anwandlung vielleicht weniger des Unmuthes, als allzugrofser Bescheidenheit irgendwo die Vermuthung hinwarf, dafs Rec. seine, Hrn. R.'s, Bücher gar nicht lese. Dies war zuviel gesagt: Rec. liest diese Bücher wohl, nur sie nicht im Zusammenhange, sondern an den betreffenden Stellen; und wenn wir auch nicht mit jedem Meinungswechsel Hrn. R.'s gleichen Schritt halten können, so haben wir doch vielleicht eben so oft in Hrn. R.'s Vergangenheit zurückgeblickt, als er sich in seiner Gegenwart umgeschaut haben dürfte.

Der Unterzeichnete hat nie eine Freude daran gehabt, wahres Verdienst selbst herabzusetzen, oder es durch Andere verkleinert zu sehn. Dagegen vermag er auch die Ueberschätzung des Verdienstes, welche mehr, als seine Verkleinerung, der Wissenschaft Schaden zu bringen geeignet ist, durchaus nicht zu billigen; und dafs die Verdienste eines Literators in ein falsches Licht gestellt werden, ist ihm in alle Wege zuwider. Die Vorzüge der Rosenmüller'schen Schriften sind allgemein bekannt und anerkannt, so dafs wir uns rücksichtlich ihrer kurz fassen können. Seine Verdienste sind nicht eigentlich grofs, aber viel und mannichfach. Er hat sich z. B. mit seinen Scholien wohl eben so viel verdient gemacht, als verdient. Nicht in gleichem Maafse richtig

Digitized by Google

festgestellt ist das öffentliche Urtheil über die Mängel und Gebrechen dieser Werke; und es ist daher mehr an seinem Orte, von diesen zu sprechen. Wenn die frühere Ueberschätzung jetzt bisweilen ihr Gegentheil hervorruft, so ist das begreiflich; und das richtige Verhältnifs zwischen beiden wird sich schon herstellen. Aber eben die gerechte Würdigung seiner will das liebe Ich nicht, oder will sie wenigstens nicht als gerecht anerkennen. Es ist bedauerlich, obschon es alle Tage vorkommt, dafs sich die menschliche Individualität gegen den unaufhaltsamen Gang der Zeit und die Bewegung der Wissenschaft sträubt, sich derselben keck in den Weg stellt, statt mit ihr, oder ihr aus dem Wege zu gehn, und bei unsanfter Berührung ungeberdig werdend, schuldlose Individuen anklagt, Privatfeindschaft, oder gar Verschwörung wittert, anstatt in Gottes Namen die Zeit, das irre laufende Jahrhundert, oder aber sich selber anzuklagen. Hr. R. hat sich Leuten der Neuzeit gegenüber auf seine lange Schriftstellerlaufbahn berufen; allein je länger, desto schlimmer. Je länger einer gelebt hat, desto näher gerückt ist er dem absterbenden Alter; aus je früherer Zeit sich die das spätere Leben bestimmende Bildung herschreibt, desto gröfser ist ihr Abstand von der der Gegenwart; und die Verschiedenheit kann sich steigern bis zum Gegensatze, so dafs man zuletzt Dornen bringt, während die Zeit Rosen. Wahre Weisheit ist es, wenn man zur rechten Zeit sein Verhältnifs zur jüngern Generation erkennt, dafs man nicht fordere, die Jüngern sollen mit Leistungen zufrieden seyn, welche wohl einer entlegenen Epoche genügen konnten. Dagegen wird auch Niemand verlangen, dafs der Alternde, dessen Kräfte allmählig schwinden, wie die Jüngern laufen solle; Niemand wird ihn, wenigstens nicht ungestraft, muthwillig neckend in seiner Ruhe stören, ihn zum Wettkampfe auffordern. Trete ein Solcher nur nicht selber seiner Ruhe und der Achtung, welche man ihm gerne zollt, hindernd in den Weg! Oder wenn Hr. R. die süfse Sünde des Schreibens, je länger er sie genossen hat, desto weniger lassen kann, so befehle er seine Gegner in der Weise, dafs er für jeden Fehler, den sie ihm aufmutzen, ihnen ebenfalls einen nachweist. Die Wissenschaft kann dabei nur gewinnen; auf die Individuen kommt nichts an; und Ref. wenigstens verspricht alsdann, nicht nur anzuerkennen, dafs Hr. R. seit funfzig Jahren schriftstellere — was eine indifferente Sache ist —, sondern auch, dafs er seit funfzig Jahren ein guter Schriftsteller gewesen sey.

Digitized by Google

Das vorliegende Buch macht, wie der Titel lehrt, den zweiten Theil aus der *pars nona* des Scholienwerkes, welches die Salomonischen Schriften enthält, und ist bereits vor fünf Jahren erschienen. Dennoch hielten wir, auch jetzt noch dasselbe anzuzeigen, nicht für unstatthaft, da es alle Vorzüge und Mängel der übrigen, auch der neuern Scholien des Hrn. Verfs. theilt, da der Charakter der Erklärung, wie wir ihn von den übrigen Erklärungsschriften Rosenmüllers abgemerkt haben, sich hier wesentlich gleich bleibt. Zugleich war dasselbe in neuester Zeit dem Rec. zufällig näher gekommen; und verzeihlich ist wohl auch die Neugierde, zu sehen, wie der Erklärer des Predigers die Eitelkeit aller Dinge, und die Nichtigkeit des menschlichen Wissens entwickeln und zur Anschauung bringen würde. Ohne Zweifel eignet sich für die Erklärung des Predigers, der den Salomo am Ziele des Lebens vorführt und wohl selber von einem ältern Manne verfafst worden, am besten ein schon gereifter Exeget, der viel erfahren, oder wenigstens gelesen hat, und der auch selber einer Zeit, wie sie Pred. 12, 12. angedeutet wird, sich nicht unwürdig gezeigt haben dürfte. Weniger, weit weniger sind wir damit zufrieden, dafs Hr. Prof. Rosenmüller auch das Hohe Lied commentirt hat. Wenn es wahr ist, dafs der Erklärer, zumal der eines Dichters, eine bildsame reproductive Einbildungskraft besitzen soll, so ist das Greisenalter, wo die Phantasie, wenn früher je vorhanden, verwelkt, die Fähigkeit, sich in Anderer Anschauungsweise hineinzufinden, Anderer Gedanken von neuem zu gestalten, erstarrt ist, am allerwenigsten dazu geschaffen, ein Gedicht, zumal ein solches, zu verstehn und zu erklären. Solch ein Gedicht, Schöpfung beflügelter Phantasie, vom Hauche des Orients belebt, und durchglüht mit allem Feuer der Liebe, soll und kann (schon Anstands halber) nicht ein ehrwürdiger, grauer sacros. theol. doctor, welcher vom Weibe, durch das die Sünde in die Welt gekommen, vielleicht nie Notiz genommnn hat, sondern das kann nur ein Jüngling erklären, und am ehesten diefs ein liebender. Hrn. R.'s Erklärung bestätigt nur allzu sehr, was wir hier sagen. Der Geist und die Idee des Gedichtes, wo aus jeglichem Verse eine fast nur sinnliche, aber reine Liebesgluth der Kinder einer annoch unschuldigen Welt ungestümm hervorbricht, ist Hrn. R. von vorne fremd und unbekannt geblieben. Er kann hier keine wirkliche, menschliche Liebe entdecken; sondern nach dem Vorgange jüdischer und christlicher Rabbinen, die das Alte Testament alles Menschlichen

und alles Schönen zu entkleiden so eifrig sich bemühten, sieht er hier eine Fiction, eine Quasi-Liebe, eine allegorische von Leder. »Poetam allegorico dicendi genere usum esse statuimus,« heifst es p. 264. Warum? weil der Wortsinn unauflösliche Widersprüche darbiete. Nämlich man kann sie nicht mehr auflösen, weil sie es bereits schon lange sind. Gott bewahre den Rec. davor, dafs er sich auf eine Widerlegung jener Ansicht einlasse, da dies für die längst aus dem Felde geschlagene Allegorie eine viel zu grofse Concession wäre! wir geben blos noch an, wie die literarische Sünde wenigstens noch in's zweite Glied fortwürgt, indem nämlich hauptsächlich auf dieses Vorurtheil vom allegorischen Sinne des Hohen Liedes Hrn. R's. Ansicht vom Zeitalter desselben gestützt ist. »Carmen tantae magnitudinis dramatico-*allegoricum* aetatem arguit seriorem, quae in hujusmodi artificiosis et obscurioribus ingenii lusibus sibi placeret,« meint Hr. R. S. 278. Das ist inzwischen nicht Alles, was Hr. R. für ein späteres (nachexilisches) Zeitalter des Hohen Liedes beizubringen weifs; es ist vielmehr Nichts; und so addirt Hr. R. dazu noch zwei andere Nichtse, deren eines, dafs das fremde Wort פַּרְדֵּס C. 4, 13. sonst nur (zweimal) bei späten Schriftstellern vorkomme. Da haben wir einmal die Alltagskritik, der nicht etwa die Hälfte mehr gilt, als das Ganze, sondern die einzelnen Bagatelle mehr, als das — Allgemeine: die die Einzelnheiten nicht unter eine Totalanschauung, nach welcher zu entscheiden, zu bringen weifs, sondern wenn sie ein Körnchen auffiest, das früher aufgelesene wieder verliert. Die Erinnerungen gegen Ewald S. 278. sind so schwach und dürftig, dafs Ref. sie gar nicht zum zweiten Male lesen mag. Die dort stehenden Aeufserungen und überhaupt die Meinung vom spätern Zeitalter des Hohen Liedes zu widerlegen, scheint ganz und gar unnöthig. Dem gelehrten Publicum braucht man über diesen Punkt nicht erst den Staar zu stechen; wer aber nicht sehen will, für den würde die glänzendste Beweisführung nur das eingesetzte diamantne Auge des indischen Götzen seyn, durch das er doch nicht sähe. Nein! wir lassen gewähren! Nur darüber schliefslich spricht Ref. seine Verwunderung aus, dafs Hr. R., den Cohelet richtig unter das Exil herabdrückend, diesen beiden himmelweit von einander verschiedenen Büchern, die sich zu einander verhalten, wie Tag und Nacht, oder wie Freud' und Leid, ein und dasselbe Zeitalter anberaumen mochte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 54. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rosenmülleri, Scholia in Vet. Testament. P. IX. *Vol.* II.

(Beschlufs.)

Die Ausübung und der Erfolg der höhern Kritik sind unmittelbar stets bedingt durch das Verständnifs des Ganzen, durch die Schau der Totalität, zu welcher sich Hr. R., über Vielem und Einzelnem das Allgemeine vernachlässigend, vor Bäumen den Wald nicht gewahrend, bekanntlich niemals erhoben hat. Das Geschäft dagegen der sogenannten niedern, der Wortkritik, hängt unmittelbar mit dem Verständnisse des Einzelnen zusammen; und hierin, sollte man glauben, in der Wortkritik nämlich, wird Hr. R. Erkleckliches geleistet haben. Allein erfolgreiches Handhaben der Wortkritik ist in der hebräischen Literatur von vorn herein so vielfach erschwert; und das Verständnifs des Einzelnen seinerseits beruht auf so zahlreichen Voraussetzungen, dafs unser Vertrauen wenigstens kein fanatisches seyn wird. Von der Exegese jedoch nachher; was die Wortkritik betrifft, so genügt es uns an ein Paar Beispielen nachzuweisen, dafs Hr. R. Krankheit des Textes häufig nicht anerkennt, wo sie Rec. zu sehen meint: gleichwie er sonst dem Patienten auch wohl einen gesunden Zahn auszieht, um einen schadhaften dafür einzusetzen.

Hoh. L. 7, 10. spricht Salomo, zu dem Mädchen gewendet: — »und dein Gaum ist wie süfser Wein, der (meinem Freunde) gerade herunterschlüpft ff.« Wie begreiflich hatte sich Ewald in seiner Auslegung S. 137. dahin erklärt, dafs לדודי in solchem Zusammenhange keinen Sinn gebe, und hielt für unzweifelhaft, dafs das Wort durch einen uralten Schreibfehler aus dem folgenden Verse, wo es in der Rede des Mädchens steht, eingesetzt sey. Hr. R. dagegen urtheilt S. 408, von הוֹלֵךְ an spreche wieder das Mädchen, dem *sponsus*, welcher bisher gesprochen habe, gegenüber; und Ewald habe *admirabilem leporem, qui huic personae mutationi inest*, nicht gefühlt, oder gemerkt. In der That ein *admirabilis lepor*, wenn solche Worte, namentlich aber die Fortsetzung *irrepens labia dormientium*, einem weiblichen Wesen, der *sponsa*, in den Mund gelegt werden! Solche Worte passen nicht einmal in den Mund

Digitized by Google

ihres Geliebten, des schlichten, unverdorbenen Jünglings vom Lande; aber die Allegorie ist so blind, dafs sie diesen von dem hier redenden Salomo gar nicht unterscheiden kann; während freilich die Dreiheit der Personen ihr den Todesstofs giebt. Es ist aber ferner aufser dem beanstandeten לדודי nichts da, was auf einen Wechsel der Person hindeutet. Die Rede selber ist הולך למישרים, wenn wir לדודי wegschaffen. Diesem entgegen ist auch der folgende Plural ישנים, den Rosenmüllers »loquitur de dilecto, quem somnus occupavit, in plurali« nicht erklärt; und endlich liegen z. B. 2 Sam. 21, 19. 23, ganz ähnliche Beispiele von Wörtern vor, welche aus einem folgenden Verse sich eingeschlichen haben. Natürlich aber können alle diese Gründe gegen die Importunität *leporis admirabilis* nichts verfangen!

Im Ganzen sind die Fälle, wo sich in Sachen der Wortkritik Hr. R. sehr grobe Verstöfse zu Schulden kommen läfst, ziemlich selten, weil er es nämlich gerne vermeidet, ein kategorisches Urtheil mit Entschiedenheit auszusprechen. So können wir z. B. aus den Worten S. 109. kaum entnehmen, dafs er der Texteslesart Pred. 4, 8. עיניו תשבע gegen das K'ri עינו beipflichtet. Das K'tib ist nach einer bekannten Regel richtig; unser Hr. Verf. aber meint, man müsse den Plural (schreibe Dual!), um die Construction mit dem Verbum im Singular zu verstehn, distributiv auffassen, *oculorum ejus uterque*. Ist das distributive Auffassung? An einer andern Stelle dagegen, C. 2, 24, glaubten wir uns der Freude hingeben zu können, dafs wir in der Emendation מִשֶּׁיֹּאכַל (s. des Ref. Uebersetzung der Psalmen S. 86.) mit Hrn. R. zusammengetroffen wären. Denn er übersetzt: „nihil est in homine bonum, nisi ut comedat etc.« Allein so übersetzt er mit der Texteslesart, ohne zu emendiren; und in der Auslegung S. 78. verwirft er seine eigene Uebersetzung.

Ueberhaupt ist die Wortkritik keine hervorstechende Kante des Scholienwerkes, sondern im Gegentheile allenthalben zu wenig berücksichtigt. Hr. R. scheint wirklich keine besondere Vorliebe für dieselbe zu hegen; und nicht nur dem Mangel der Länge, sondern auch dem der Tiefe bei Behandlung eines Falles sieht man die Gleichgültigkeit des Commentators an. Man möchte es ihm oft nicht verdenken, wenn er mit solchen kritisch zweifelhaften Stellen sich nicht gerne befassen mag. Welcher Schiffer führe nicht lieber, wie Hr. R., auf hohem Fahrwasser, an solchen

Digitized by Google

Klippen vorüber? Wenn nur dadurch, dafs man sie nicht sieht, oder nicht sehen will, diese Klippen wirklich verschwänden! Wenn ein Erklärer nichts von ihnen sagt, so sagt er freilich nichts Falsches, scheitert nicht; allein wer nur wenig sagt, kann mit diesen wenigen Worten, dafs er gescheitert ist, verrathen. Endlich aber soll der Erklärer sein Recht, uns vorzuerklären, den Lehrer zu machen, dadurch behaupten, dafs er erklärt; er soll den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gehn, sondern sie — denn dafür hat er den Vortritt — den Nachfolgenden aus dem Wege räumen; dazu aber scheint es Hrn. R. zum Voraus an dem nöthigen Vertrauen auf seine Kräfte gefehlt zu haben. Daher so oft, weil er um die Motivirung des Urtheils verlegen ist, die Unsicherheit desselben, wenn er des Entscheidens sich nicht des Gänzlichen enthält.

Die Wortkritik ist zunächst durch das Verständnifs des Textes im Einzelnen bedingt, dieses aber hängt gröfstentheils von der Sprachkenntnifs ab, besonders von einer genauen Kunde der Syntax, deren man sich bei einer todten Sprache, wie die hebräische, nur auf dem Wege wissenschaftlichen Forschens bemächtigen kann. Hr. R. aber scheint das Hebräische mehr durch den *usus*, durch Lectüre, gelernt zu haben; er zeigt sich, wenn es sich um linguistische Gegenstände handelt, als Naturalisten; kaum, dafs er sich darin zum Empiriker erhob, den Fortschritten der empirischen Grammatik von Schröder bis zu Gesenius in weitem Zwischenraume folgend. Mit dieser Art des Wissens kann man für sehr viele Fälle ausreichen, vorzüglich wenn natürlicher Scharfsinn zu Hülfe kommt; gar oft aber auch wird die Stelle des Autors einem allenthalben unzugänglich, eine unbezwingliche Festung seyn; man wird die Fuge nicht finden, durch welche man in den Sinn des Schriftstellers eindringen könnte; und jener scharfe Verstand, nicht durch Theorie gebildet, nicht durch die Regel gezähmt und geleitet, wird, wild um sich hauend, statt durch die Thüre, wie ein Dieb durch das Fenster einbrechen, und den Sinn des Autors, statt ihn zu erhaschen, mit Gewalt aus seiner Stelle hinaustreiben. Gerade der Prediger Salomo's ist eines der schwersten Bücher; die Gefahr zu straucheln häufig und grofs, für einen Empiriker in manchen Fällen ganz unvermeidlich.

Wir wenden uns zum Beweise, mit Uebergehung einzelner Stellen, und namentlich solcher, die auch dem Empiriker nicht schwierig seyn sollten, z. B. C. 2, 3, wo Hr. R., statt nach Ge-

Digitized by Google

wohnheit die vorhandenen Meinungen anzuführen, die Formel משך בשר ביין, parallel der bekannten סער לב בלחם, aus dem dabeistehenden gegensätzlichen נהג hätte erklären sollen. Wir weisen das oben Gesagte vielmehr an Einem gröfsern Abschnitte nach.

In dem Stücke C. 4, 17—5, 19. giebt der Verf. Lehren der Weisheit, wie man in der gegenwärtigen schweren und bösen Zeit sich zu verhalten, wie man sie zu beurtheilen habe, um seine Zufriedenheit zu bewahren und noch möglichst glücklich zu werden. Er ermahnt zur Gottesfurcht C. 5, 6. Wenn man zum Gotteshause gehe, so möge man lieber, als zum Opferschmause der Thoren, herzutreten um Worte der Weisen (vergl. C. 7, 5.) zu vernehmen. Man möge nicht viel, und so unüberlegt reden vor Gott, z. B. kein voreiliges Gelübde thun, um sich nicht der göttlichen Ahndung auszusetzen. Wenn man sehe, wie die Armen bedrückt und beraubt werden, so möge man darüber doch nur nicht aufser sich kommen, als wäre es etwas Neues und Aufserordentliches; und im Uebrigen sey die Armuth auch kein so grofses Unglück, gegenübergehalten dem Reichthume. Der Reiche könne nie genug kriegen; dann seyen auch immer viele Verzehrer da; und der arme Handarbeiter erfreue sich eines bessern Schlafes, als jener. Ja es könne der Reiche auf einen Schlag all sein Gut verlieren; und vielleicht habe er sich früher den Genufs versagt, und nur immer reicher zu werden gestrebt, so dafs er dann in jenem Falle sich für nichts sein Lebenlang geplagt haben wird. Da sey es denn freilich auch für diesen besser, seiner Güter sich zu freuen und das Leben zu geniefsen.

Den Zusammenhang der einzelnen Sätze, die Entwickelung der Gedanken nachzuweisen, hat sich Hr. R. stets nur in geringem Maafse angelegen seyn lassen. Hier würde der Versuch an einigen schwierigen und von ihm nicht verstandenen Stellen fehlgeschlagen haben, wenn auch nicht gerade an der zunächst anzuführenden. Die Worte C. 4, 17. כי אינם יודעים לעשות רע übersetzt er: »qui nesciunt, quantum mali faciant,« und im Commentar »quia non sunt illi scientes se facere malum.« Allein das können die Worte unmöglich bedeuten. ידע ל mit folgendem Infinitiv bedeutet verstehn, wissen etwas zu thun, und so steht diese Verbindung nach V. 13. C. 6, 8. 10, 15. Der Ausdruck עשות רע mufs nach dem Gegensätzlichen C. 3, 12, und dieser nach dem parallelen שְׁמוֹחַ erklärt werden. Die

Digitized by Google

Worte begründen nur das, dafs Opferschmaus halten gerade den Thoren beigelegt wird, und zwar damit, dafs diese sich immer gütlich thun, dafs diese meinen, es müsse immer hoch hergehn, vergl. Jes. 56, 12. Eben so wenig können wir aus der Auffassung von V. 7. klug werden, wo der Ermahnung, sich über Bedrückung der Armen und dergleichen nicht allzusehr zu verwundern, bei Hrn. R. die Begründung nachfolgt: »altum enim observat altior, et altissimus utrumque,« unter welchem altissimus Gott verstanden seyn soll. Der Commentar zu der Stelle macht nur Flausen und geht um den Brei herum. Die Meinung müfste hiernach ohne Umstände die seyn: man darf sich nicht wundern, wenn es keine Gerechtigkeit im Lande giebt; denn das Land hat ja eine Regierung und einen Gott: ein unmöglicher Sinn und eine wahre Blasphemie! Warum aber Hr. R. das eine גָּבֹהַּ durch *altior* übersetzt, ist kein Grund abzusehn. Der Sinn möchte kaum ein anderer seyn, als: keine Krähe hackt der andern die Augen aus; Pontius läfst dem Pilatus nichts geschehn; und wenn sich der gekränkte Arme an den Höchsten, an den König, wendet, so ist Pontius und Pilatus da gut angeschrieben; und der arme Mann findet wieder kein Recht. Nachdem nun Hr. R. Vers 7. unrichtig aufgefafst hat, kann er natürlich den achten um so weniger verstehn. Er übersetzt: »quod e terra percipitur emolumentum, ad omnes redundat; rex est agro addictus.« Aber wie soll dieser Sinn aus den Worten hervorgehn? Wie soll er mit dem Vorigen zusammenhängen? und Wer wird nicht sofort hier einen Fehler ahnen? Uebersetze: Aber Nutzen einem Lande bei alle dem ist ein König für das bebaute Gefild. Das K'tib lese man בְּכָל־הִיא, wofür sonst auch בכל־זאת, bei alle dem; nämlich: obschon sich das so verhalte, wie V. 7. gesagt worden, so sey ein solcher Zustand doch besser, als Anarchie. Durch מלך V. 8. wird גבהים V. 7. deutlich; durch שדה נעבד wird ארץ weise beschränkt, indem eine Wüste allerdings, wo es kein Eigenthum, keine Saatfelder und Wohnungen der Menschen vor Mordbrand und Raub zu schützen giebt, einen König entbehren kann. Dafs aber נעבד zu שדת, nicht zu מלך zu beziehen ist, bedarf gar keines Beweises.

Ref. unterläfst eine weitere Häufung von Beispielen, da er durch selbe nicht mehr, und nicht weniger, sondern ganz das

Digitized by Google

gleiche Resultat gewinnen würde. Hr. R. mufs bei solcher durchgängiger Divergenz in der Art, etwas anzusehn, begreifen, dafs er dem Ref., wie manchem Andern, nichts zu Danke erklären kann; und er ist gewifs so billig, Solches nicht unserem bösen Willen, sondern einer unheilbaren Verblendung, oder Geistesschwäche beizumessen, um die seine Gegner nicht zu schelten, sondern zu bedauern seyen. Ref. nimmt hinwiederum keinen Anstand, seine Ueberzeugung auszusprechen, dafs Hrn. Rosenmüllers Scholien die Exegese vielfach gefördert haben, und noch immer Nutzen stiften können — in Holland, England und sonst im Auslande, wo wir ihnen möglichst weite Verbreitung wünschen.

Zürich. *Hitzig.*

Skeireins aivaggeljons thairh Johannen. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. Aus römischen und mailändischen Handschriften herausgegeben von H. F. Mafsmann. München 1834. *Verlag von George Jaquet.*

Dieses Werk ist durch Fürsorge des Kronprinzen Maximilian von Baiern zu Stande gekommen, dem es auch gewidmet ist. Ihm gebührt daher der erste Dank für die so lang ersehnte Bekanntmachung oder, wie der Herausgeber sagt, für die Erlösung dieses wichtigen Denkmals der deutschen Sprache aus langjährigem italienischen Banne. Der edle Prinz konnte aber auch das schwierige Geschäft kaum besseren Händen anvertrauen. Der Herausgeber hat sich seines Auftrags auf's glänzendste entledigt.

Was das erste und wichtigste anlangt, was zu thun war, nämlich den Text der gröfstentheils überaus erloschenen Palimpseste möglichst richtig und vollständig zu lesen, und dann möglichst treu wiederzugeben, so hat Hr. Mafsmann in dieser Beziehung mit seiner bekannten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit gewifs alles geleistet, was man nur erwarten konnte; wie er denn eine Lücke von mehreren Zeilen in Mai's Facsimile der römischen Blätter (im achten Bande der Collectio nova scriptorum veterum) vollständig und richtig herausbrachte. Seine Augen mag er dabei nicht geschont haben. Der Abdruck des Textes ist so eingerichtet, dafs er Zeile für Zeile mit allen Eigenheiten, Schreibfehlern und Correcturen der Handschrift wiedergiebt, so dafs er fast, so weit das möglich ist, ein mit Typen gedrucktes Facsimile

Digitized by Google

genannt werden könnte. Die wenigen Druckfehler, die stehen geblieben sind (S. 8, 4. *tvalh* statt *thvalh*, S. 19, 7. *frijoudan* statt *frijondan*, S. 21, 11. *ar* statt *ak*) wird man nicht leicht für Schreibfehler der Handschrift ansehen, da aus den Anmerkungen und dem hergestellten Text deutlich erhellt, was wirklich geschrieben steht.

Die zweite Aufgabe war alsdann, den so erlesenen Text der acht Blätter zu erklären. Bei allen andern Ueberresten der gothischen Sprache hatte man den griechischen Text zur Seite, so dafs eine Schwierigkeit, den Sinn und die Bedeutung der Wörter zu finden, eigentlich gar nicht vorhanden war. Anders hier, wo aufser den Bibelstellen alles ganz freier Text ist, durch den unsere aus den früher schon bekannten Denkmalen geschöpfte Kenntnifs der Sprache gleichsam auf die Probe gestellt wird. Das Geschäft wird noch dadurch erschwert, dafs kein Blatt mit dem anderen zusammenhängt. Auch diese Aufgabe hat Mafsmann vortrefflich gelöst. Er giebt noch einmal den gothischen Text in lateinischer Schrift und mit Verbesserung der offenbaren Fehler, und stellt diesem Texte eine lateinische Uebersetzung zur Seite, in der nur einige wenige Stellen beanstandet werden dürften, zum Theil weil nun einmal die Bedeutung neu vorkommender Wörter nicht mit vollkommener Sicherheit angegeben werden kann. Ich habe mich jedesmal lebhaft gefreut, wenn mir eine Stelle den Sinn des gothischen Textes nicht richtig auszudrücken schien; denn nur auf diese Art ist ja uns andern Liebhabern des Gothischen einige Gelegenheit gelassen, zur Erklärung dieses ältesten Denkmals unserer Sprache etwas beizutragen. Diese Freude wird mir daher Hr. Mafsmann nicht übel deuten, Er hat ohnehin alles mögliche gethan, sie uns zu rauben, da sogar einige Fehler der Uebersetzung höchst grausam noch im Wörterbuch berichtigt sind. Ich hoffe nur, dafs die folgenden Erklärungen auch dem Herausgeber einige Freude machen werden, aber aus dem umgekehrten Grunde.

Auf dem sechsten Blatte, S. 24, 21. oder 47, 21. wird nach der Bibelstelle Joh. 5, 36. das Zeugnifs in Worten, wie es der Täufer hatte, dem Zeugnifs in Werken, wie es Jesus hatte, entgegengesetzt. Jenes liefs Zweifel übrig, dieses giebt unwidersprechliche Gewifsheit. *unte hvarjatoh vaurde at mannam in sunau maht is antharleikein inmaidjan. ith tho veihona vaurstva unandsakana visandonà etc.* Hr. M. übersetzt: *quoniam unum quodque verbum apud homines in filio potest diversitatem immutare; sed*

Digitized by Google

sacra opera haud negata etc. In der Note setzt er zu *diversitatem* den Genitiv *personarum sive substantiae*, und statt *immutare* läfst er die Wahl frei zwischen *subministrare* und *auferre*, das heifst, er kannte recht wohl das Ungenügende und Unsichere seiner Uebersetzung. Er kommt noch einmal auf die Stelle zurück S. 67, wo er übersetzt: »Jedes Wort kann bei Menschen im Sohne eine Verschiedenheit des Wesens unterschieben,« und in der Anmerkung citirt er zur weitern Erklärung eine Stelle aus Chrysostomus, die mir aber nicht hierher zu gehören scheint. Ich glaube, dafs Hr. M. hier eine Feinheit des gothischen Sprachgebrauchs übersehen hat, deren Beobachtung für die Uebersetzung dieser Stelle entscheidend ist. Er nimmt nämlich *mahts, mahta, maht ist* als ganz gleichbedeutend mit *mag*. Wirklich übersetzen auch beide δύναται, aber mit dem grofsen Unterschied, dafs auf δύναται, wo es Ulfila mit *mag* übersetzt, immer ein activer Infinitiv folgt, wo er es aber mit *mahto ist* übersetzt, immer ein passiver. Da bisher, so viel ich weifs, Niemand auf diesen Unterschied aufmerksam gemacht hat, so setze ich mehrere Beispiele her.

S. 39, 17. *hvaiva mahts ist man gabairan* ist = Joh. 3, 4. πῶς δύναται ἄνθρωπος γεννηθῆναι.

Luk. 8, 43. *qvino ni mahta vas fram ainomehun galeikinon.* = γυνὴ οὐκ ἰσχυσεν ὑπ' οὐδενὸς θεραπευθῆναι.

Mark. 14, 5. *maht vesi auk thata balsan frabugjan.* = ἠδύνατο γὰρ τοῦτο πραθῆναι.

Joh. 10, 35. *jah ni maht ist gatairan thata gamelido.* = οὐ δύναται λυθῆναι ἡ γραφή.

Dagegen *mag* mit dem Activ.

Luk. 16, 3. *graban ni mag.* = σκάπτειν οὐκ ἰσχύω.

Mark. 10, 38. *magutsu driggkan stikl.* = δύνασθε πιεῖν τὸ ποτήριον und viele andere.

Auch in unsern Blättern fordert *mag* immer einen activen Infinitiv. S. 40, 12. *ni mag inngaleithan.* οὐ δύναται εἰσελθεῖν, und gerade vor unserer Stelle 47, 20. *attins veitvo dei — unandsok izvis undredan mag Kunthi. Patris testimonium — irrefutabilem vobis praebere potest cognitionem.* Es ist daher sehr leicht zu begreifen, warum S. 39, 29. in der Uebersetzung von Joh. 3, 4. der Conjunctiv auf den Infinitiv folgt. *ibai mag invamba aitheins seinacaos uftragaleithan jaggabairaidau?* μὴ δύναται εἰς τὴν κοιλίαν της μητρὸς αὐτοῦ δεύτερον εἰσελθεῖν καὶ γεννηθῆναι. Nach *mag* hätte nämlich *gabairan* nur γεννῆσαι bedeuten können,

Digitized by Google

nicht γεννηθῆναι, und um das Passiv auszudrücken, hätte der gothische Uebersetzer entweder noch einmal δύναται in der Form *mahts ist* aufnehmen müssen, oder er mufste, wie er gethan hat, den Conjunctiv zur Bezeichnung des Passivs wählen.

Ganz auf dieselbe Art unterscheiden sich *skulds ist* und *skal*. Eine ganz auffallende Belegstelle findet sich Mark. 8, 31. *jah dugann laisjan ins thatei skal sunus mans filu vinnan jah uskiusan skulds ist fram thaim sinistam jah usqviman.* καὶ ἤρξατο διδάσκειν αὐτοὺς ὅτι δεῖ τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου πολλὰ παθεῖν καὶ ἀποδοκιμασθῆναι ἀπὸ τῶν πρεσβυτέρων, καὶ ἀποκτανθῆναι. Der erste Infinitiv ist activ, daher δεῖ = *skal*, die andern Infinitive sind passiv, daher mufs er δεῖ noch einmal übersetzen in der Form *skulds ist*. Nach Analogie von Joh. 3, 4. hätte Ulfila auch sagen können: *skal filu vinnan jah uskiusaidan jah usqvimaidan*. Es kann also zu S. 46, 11. *skulum nu allai veis* nicht als gleichbedeutend 2 Cor. 5, 10. *allai veis skuldai sijum* angeführt werden. Denn hier mufs ein passiver Infinitiv folgen, *ataugjan*, φανερωθῆναι; dort ein activer, *andsatjan sveritha*, *tribuere honorem*. Mit dieser Construction von *skulds, skulda, skuld ist* ist jedoch eine andere, *skuld ist* mit der Person im Dativ nicht zu verwechseln. Z. B. Joh. 18, 31: *unsis ni skuld ist usqviman manne ainummehun.* ἡμῖν οὐκ ἔξεστιν ἀποκτεῖναι οὐδένα. In diesem Fall ist *skuld* Substantivum, und der folgende Infinitiv kann sehr wohl activ seyn. (Ein Masculinum *skulds* als Substantivum, das Hr. M. im Glossar. anführt, möchte schwer erweislich seyn.)

Der bisher auseinandergesetzte Sprachgebrauch hat einen sehr natürlichen Grund. Dieses *mahts, mahta, maht*, und *skulds, skulda, skuld* kann nämlich schon seiner Form nach nichts anders seyn, als ein Particip. Passivi, wie *munds* Luk. 3, 23. Weil im Infinitiv das Passivverhältnifs ohne Umschreibung nicht ausgedrückt werden konnte, so drückte es der Gothe am Hülfsverbum aus, und sagte statt: ich kann geheilt werden, lieber: ich bin heilen gekonnt, statt: er mufs getödtet werden, lieber: er ist tödten gemufst.

Nach diesem festen Sprachgebrauch, von dem ich nicht eine einzige Abweichung bemerkt habe, mufs also ohne Zweifel in unserer Stelle *inmaidjan* passivisch verstanden werden, wie es auch offenbar allein in den Zusammenhang pafst. »Jedes Wort kann verschieden verändert i. e. entstellt, verdreht werden, aber die heiligen Werke erleiden keinen Widerspruch und beweisen deutlich« u. s. w. Merkwürdig ist aber *antharleikein*, das mir als

Digitized by Google

Dativ von *antharleikei* adverbialisch gebraucht zu seyn scheint, wie *ufarassau*, περισσῶς.

Eine schwierige Stelle findet sich auf dem ersten Blatte. Auf die Bibelstelle Joh. 1, 29. folgt: er hätte freilich auch ohne Leib, allein durch göttliche Gewalt alle aus des Teufels Macht erlösen können: *akei kunnands, thatei svaleikamma valdufnja mahtais nauths ustaiknida vesi, janni thanaseiths fastaida garaihteins garehsn.* Hr. M. übersetzt: *sed sciens quod tali vi majestatis coactus designatus fuerit, haud quoque amplius dilatavit justitiae munus.* *fastan* heifst aber nirgends *dilatare*, sondern übersetzt immer τηρεῖν und φυλάσσειν. Ich vermuthe, dafs hier *thatei* auf ähnliche Weise gebraucht ist, wie Mark. 10, 42: *Jesus qvath du im, vituth thatei thugkjand reikinon thiudom gafraujinond im.* οἴδατε ὅτι οἱ δοκοῦντες ἄρχειν τῶν ἐθνῶν κατακυριεύουσιν αὐτῶν. Hier mufs aus dem *thatei*, das zu *gafraujinond* gehört, noch ein Relativ oder eine Conditionalconjunction für *thugkjand* herausgenommen werden. Ebenso scheint in dem *thatei* unseres Satzes, das zu *fastaida* gehört, eine Conditionalconjunction für *ustaiknida vesi* verborgen zu seyn. Ich nehme daher das Participium *kunnands* als Verbum finitum, wie das Participium öfters gebraucht wird, z. B. S. 47 und 48. *visandona, gasvikunthjandona, gabandvjandona*, und übersetze: aber er wufste, dafs er auch die Ordnung der Gerechtigkeit nicht mehr beobachtete, wenn durch solche Ausübung der Gewalt Zwang angewendet würde. Der Gedanke ist noch einmal ausgedrückt in dem folgenden: *thuhtedi thau in garaihteins gaagvein ufargaggan tho faura ju us anastodeinai garaidon garehsn*, d. h.: bei Erzwingung der Gerechtigkeit hätte er geschienen die von Anfang her zuvorbestimmte Ordnung zu überschreiten. Freilich ist dieser Gebrauch des *thatei* noch nicht bewiesen, da ich keine weitern Beispiele dafür anführen kann. Doch darf hier angeführt werden, dafs Ulfila überall, wo auf *thatei* ein Relativ folgen sollte, entweder das *thatei* oder wie in der angeführten Stelle das Relativ wegläfst, oder doch etwas zwischen einschiebt, so dafs nie *thatei* und ein Relativ unmittelbar zusammen kommen. Ein einziges Mal, Mark. 11, 23. finde ich ὅτι ἅ, wovon der Deutlichkeit wegen keines ausgelassen werden konnte. Dort löst er wenigstens das erste *thatei* auf in *thata ei*. Den nämlichen Grund scheint es zu haben, dafs ὅταν, das gewöhnlich durch das relative *than* ausgedrückt wird, wenn *ei* vorhergeht, durch *bi the* gegeben wird. Luk. 14, 10. 16, 4.

Digitized by Google

Die schwerste Stelle vielleicht ist auf Blatt III, S. 12, 23 fg.: *unte vitoth thize unfaurveisane missadede ainaizos vitoth raidida, azgon kalbons gabrannidaizos utana bibaurgeinais, afaruhthan tho in vato vairpandans hrain, jahhyssopon jah vullai raudai ufartrusnjandans, svasve gadob thans ufarmiton munandane.* Hr. Maſsmann läſst im hergestellten Texte das eine *vitoth* aus und schreibt für *munandane, munandans.* Aber auch so bekommt er kaum einen erträglichen Sinn, indem er übersetzt: *quoniam lex »haud praecautorum« de peccatorum uno constituit cinerem vaccae combustae extra castra, postea vero illum in aquam jaciebant puram et hyssopo et lanâ coccineâ contegebant, sicuti decebat superbiam cogitantes.* Es werden nämlich hier die Reinigungen des mosaischen Gesetzes verglichen mit der Taufe des Johannes und der Taufe Christi. *vitoth, Johannes, frauja* werden einander entgegengesetzt gerade wie in der ganz analogen Stelle des Ammonius S. 78: τὸ ὕδωρ τοῦ ῥαντισμοῦ, τὸ δὲ Ἰωάννου βάπτισμα und τὸ δὲ τοῦ Χριστοῦ. Die erste Schwierigkeit liegt darin, daſs die Genitive *thize unfaurveisane* und *missadede,* die man der Stellung wegen und um trefflich passend das ἀκουσίων ἁμαρτημάτων des Ammonius heraus zu bekommen, gerne zusammennähme, des Genus wegen nicht verbunden werden dürfen. In unsern Blättern kommen zwar mehrere Beispiele vor, wo das Adjectiv im Masculinum anscheinend auf ein Substantivum generis feminini bezogen wird; S. 43, 12. *bruks garehsns,* S. 48, 6. *missaleiks veitvodeins;* allein im ersten Fall ist *bruks* offenbar Genitiv, wie *menoths, guths, mans,* was schon durch die Stellung des dazu gehörigen *raihtis* bewiesen wird, im zweiten ist *missaleiks* ein Adverbium, wie *thanaseiths, vithravairths.* Für *skeirs visandei* S. 43, 19, wo keine der beiden in der Note angedeuteten Veränderungen etwas hilft, muſs *skeirs visandein* gelesen werden, und *skeirs* ist Comparativ des Adverbiums, wie *vairs,* χεῖρον. Hr. M. hat also auch an unserer Stelle ganz recht gethan, *unfaurveisane* und *missadede* zu trennen; es scheint auch, daſs *unfaurveis* nicht wohl von der That, sondern nur vom Thäter gesagt werden könne. Wovon soll nun aber *missadede ainaizos* abhängen? Ein Accusativ zu *raidida,* von dem *ainaizos* abhängen kann, scheint unentbehrlich, und man erwartet am natürlichsten ein Wort, das Reinigung, Sühnung, Buſse bedeutet. Das Gesetz für die nicht absichtlich Sündigenden bestimmte die Asche einer Kuh zur Sühnung einer d. h. jeder einzelnen Sünde. Könnte das nicht durch das zweite, also nicht auszulassende *vitoth* ausgedrückt seyn?

Digitized by Google

zumal wenn bei dem Wechsel von *i*, *e*, *ei*, der im Gothischen nicht selten, dieses *vitoth* vielleicht von *vitoth*, *νόμος* geschieden und mit langem *i* zur Wurzel *veitan* gezogen werden könnte. *ufartrusnjan* übersetzt Hr. M. *contegere*. Es kann nur 4 Mos. 19, 6. הִשְׁלִיךְ אֶל־תּוֹךְ daraufwerfen, oder wahrscheinlicher 4 Mos. 19, 18. הִזָּה *ῥαντίζειν* wiedergeben. Die Hauptschwierigkeit macht aber das letzte Sätzchen, denn was soll hier: *sicuti decebat ad superbiam pronos?* Mir scheint etwas Aehnliches wie Hebr. 9, 12. *ἀνάγκη οὖν τὰ μὲν ὑποδείγματα τῶν ἐν τοῖς οὐρανοῖς τούτοις καθαρίζεσθαι*, damit gesagt zu seyn etwa: wie es sich ziemte für sie (mit dem Wasser, der Asche, dem Ysop und der rothen Wolle, die ja allgemein vorbildlich erklärt wurden) das Künftige anzudeuten. Hr. M. nimmt *ufarmiton* als Substantiv und giebt nach der Analogie von *ufarhugjan* die Bedeutung *superbia*; aber wenn doch damit kein Sinn in den Worten zu finden ist, so darf man wohl eine andere Bedeutung rathen, die den einzelnen Bestandtheilen nicht widerspricht, und einen passenden Sinn giebt. Ich nehme es daher als Infinitiv in der Bedeutung *ὑποδεικνύναι*, *ἀντίτυπον εἶναι*. Dies könnte einen Genitiv regieren, und da *munan* häufig *μέλλειν* übersetzt, kann *munandane* bedeuten *τῶν μελλόντων*; und obige Uebersetzung wäre gerechtfertigt. Doch ist das alles nichts Sicheres.

Ich übergehe einige geringfügigere Punkte und wende mich zum Inhalt. Auch hier hat der Hr. Herausgeber bereits die Hauptsache gethan; denn er hat gefunden, dafs diese Bruchstücke eine Uebersetzung der *ἑρμηνεία εἰς τὸ Εὐαγγέλιον κατὰ Ἰωάννην ὑπὸ Θεοδώρου Ἡρακλειώτου* enthalten. Welche Freude mag Hr. M. empfunden haben, als er nach vergeblichem Durchlesen aller vorhandenen Auslegungen des Johannes aus jener Zeit endlich in einer Catena patrum Graecorum, die Corderius 1630 zu Antwerpen herausgab, einige Zeilen des Theodorus von Heraclea fand, die wörtlich mit einer Stelle der gothischen Fragmente übereinstimmen. Wir begreifen, warum am Eingang dieses Abschnittes das berühmte *εὕρηκα* prangt. Zwar ist die Stelle so kurz, dafs immer noch einiger Zweifel bleiben könnte; allein noch eine andere Stelle, und die Gleichheit der theologischen Ansichten in den erhaltenen Stücken des Theodorus und in unsern gothischen Fragmenten, wobei Hr. M. auch 44, 10. *jabai in leika visan thuhta* mit den an's Doketische streifenden Stellen S. 83. hätte vergleichen dürfen, auch der gleiche Sprachgebrauch, ob-

Digitized by Google

gleich daraus wenig Sicheres geschlossen werden kann, machen doch die Annahme so zuverlässig, als sie unter diesen Umständen seyn kann.

Wir müssen diesen Theodorus mehr nach seinem bekannten Wirken, als nach den erhaltenen Bruchstücken seiner Schriften beurtheilen, denn in diesen haben wir nur, was die spätern Rechtgläubigen als unschädlich aufnahmen. Theodorus war ein Haupt jener Parthei, welche bald nach dem Concilium von Nicäa Einfluſs erlangte, — welche den Athanasius auf mehreren Synoden (Tyrus 335, Antiochien 341 und 343) für abgesetzt erklärte, aber nicht als Irrlehrer, sondern wegen Ungehorsams gegen Synodalbeschlüsse und wegen mehrerer Verbrechen, die ihm wahrscheinlich mit Unrecht zur Last gelegt wurden, — welche das nicänische Bekenntniſs nicht annahm, aber nicht weil sie die darin verdammten Lehren billigte, sondern weil es unbiblisch in den Ausdrücken sey, — welche selbst zwar nichts Arianisches lehrte, aber auch keine weiteren Bestimmungen zulassen wollte, als in den Ausdrücken der heiligen Schrift gegeben sind. Der mit Hülfe des Theodorus in Constantinopel gewählte Bischof Macedonius war in nichts Arianisch, als in Verwerfung des unbiblischen Wortes ὁμοούσιος und wollte sogar die Kirchengemeinschaft mit der Gegenparthei nicht aufgehoben wissen. Ebenso sind die Glaubensbekenntnisse der antiochenischen Synoden 341 und 343 und das 342 dem Valens geschickte durchaus nicht antinicänisch; in allen wird aber der Ausdruck ὁμοούσιος vermieden. Theodorus war daher nur dann Arianer, wenn man Alle Arianer nennt, die das nicänische Symbol, aus was für Gründen es sey, verwerfen. Er war nicht Arianer, wenn man nur Diejenigen Arianer nennt, welche in jenem Symbol verdammt werden. Er war nicht einmal Semiarianer, in sofern man damit die Homoeousianer bezeichnet, die erst nach des Theodorus Tod einigen Einfluſs erlangten, während die Parthei des Theodorus ὁμοιούσιος und ὁμοούσιος auf gleiche Weise und aus dem gleichen Grunde verwarf, wie z. B. 357 die Synode von Sirmium erklärte, beide Ausdrücke dürften nicht gebraucht werden, weil beide unbiblisch seyen, und weil es das menschliche Wissen übersteige, die Geburt des Sohnes zu erklären. Wäre Theodorus zur Einsicht gekommen, daſs man in jener Zeit ohne unbiblische Ausdrücke nicht mehr auskommen konnte, so würde er wahrscheinlich ebenso gewählt haben, wie später seine Freunde, die Antiochener, wählten, welche nämlich nach seinem Tode den Ausdruck ὁμοούσιος annahmen, als zwar

Digitized by Google

unbiblisch aber οὐ κατὰ γένος μεταβαλλόμενον, ἀλλα κατ' αὔξησιν τελειούμενον.

Hr. M. benutzt diese Gelegenheit, um ausführlicher die Nachrichten über die Bekehrung der Gothen, ihre Märtyrer und ihr Arianerthum, so wie über das Leben des Ulfila zusammenzustellen. Mit besonderer Vorliebe giebt er längere Auszüge aus den Schriftstellern jener Zeiten, namentlich aus den Schriften des Presbyter Salvianus, worin die Tugenden der Gothen den entarteten Sitten der Römer entgegengestellt werden. Diese Stimmen der Zeit sehen wir um so lieber hier gesammelt, je weniger sie bisher beachtet waren.

Ich wende mich zum letzten Abschnitt des Buches, dem Glossar, worin nicht blos die Wörter unserer acht Blätter vollständig, sondern auch die merkwürdigern aus den von Graf Castiglioni herausgegebenen Briefen enthalten sind. Ich will mir nur noch zum Schlusse eine einzige Bemerkung erlauben zu dem neugefundenen Wort *skuggva, ἐξόπτρον* Dieses Wort gewährt nämlich einen neuen Beweis für die Bedeutung und Entstehung der merkwürdigen gothischen Lautverbindung *ggv*. Vergleicht man nämlich *triggvs (fidelis), triggva (fides), bliggvan (percutere), glaggvs (versutus)* mit den althochdeutschen *triuwi, triuwa, pliuwan, klauwer,* so ist man gezwungen, dem gothischen *ggv* die Bedeutung des althochdeutschen *uw* nach einem Vocal zuzuerkennen. Dies wird bestätigt durch das Wort *skuggva*, das doch gewifs mit dem althochdeutschen *scauwon*, wie es z. B. in den von Hoffmann und Endlicher herausgegebenen Fragmentis theotiscis vorkommt, einerlei Abstammung hat. Wie nämlich *bliggv, blaggv, bluggv* sich verhält zu althochdeutsch *pliuw, plau(w), plu(w)*, so mufs eine zu *skuggva* anzunehmende Wurzel *skiggv, skaggv, skuggv* sich verhalten zu *skiuw, skauw, skuw*. Es entspricht also auch das gothische *siggvan* (*recitare*) dem althochdeutschen *siuwan* (*suere*), obgleich dies auch in einer andern Form den gothischen Nasal beibehält, *singan* (*canere*). Dafs auf diese Art *siuwan* (*suere*) und *singan* (*canere*) etymologisch das nämliche Wort sind, erinnert an die ῥαψῳδοὶ.

Ist diese Erklärung des *ggv* richtig, so kann man nicht umhin, für *ddj* einen ähnlichen Ursprung zu vermuthen, und zwar wie *ggv* dem *uw*, so würde *ddj* dem *ij* (versteht sich wiederum nach einem Vocal) entsprechen. Dies wird auffallend bestätigt durch *tvaddje*, das doch offenbar dasselbe ist wie das isidorische *zuueiio*. Jetzt ist es schon nicht mehr zu kühn, das einzeln stehende

Digitized by Google

daddjan (*lactare*) in Zusammenhang zu bringen mit Homer's θῆσατο μαζόν, und mit dem sanskritischen *dhâtrî* (*nutrix*). Die zu Grunde liegende Wurzel *dhâ* würde nach Analogie von *pâ* (*bibere*), causale *pâjaj*, ein Causale *dhâjaj* bilden, was mit der in solchen Fällen gewöhnlichen Auswerfung des kurzen *a* nach allen Regeln der Lautsenkung ein gothisches *daij* erfordert. Statt *daij* aber bietet die Sprache *daddj* dar. So glaube ich auch das sonst so sonderbare *iddja* erklären zu können, das schon Bopp (vergleichende Gramm. S. 123.) der Wurzel *i* vindicirt, ohne jedoch den Ursprung des *ddj* zu erklären. Das Präteritum reduplicativum der Wurzel *i* (*ire*) heifst *ijaja*, woraus gothisch mit der bemerkten Auswerfung des kurzen *a* *ijja* würde. Dafür findet sich *iddja*, nach dem nun durch mehrere Beispiele höchstwahrscheinlich gewordenen Uebergang des *ij* oder *jj* in *ddj*.

Das doppelte *gg* in *ggv* bezeichnet ohne Zweifel einen Nasal, und zwar den gutturalen; auch *dd* in *ddg* wird daher einen Nasal ausdrücken sollen, für den Ulfila eine Bezeichnungsart erfinden mufste, wenn er ihn in der Schrift von den andern Nasalen unterscheiden wollte; es ist wahrscheinlich der palatale, vielleicht auch der, welchen man in den Sanskritgrammatiken den capitalen oder cerebralen nennt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn entsprechende Wörter der verwandten Dialecte einen Nasal zeigen, wie gothisch *vaddjus*, was ich nicht mit ahd. *wal*, sondern mit altnordisch *veggr*, ahd. *want* vergleichen möchte.

Adolph Holtzmann.

Hr. Dr. Mafsmann wünscht, dafs seine Leistungen nicht allein sprachlich, sondern auch in theologischer und kirchengeschichtlicher Beziehung beachtet werden. Seine Bearbeitung verdient es. Er hat sich der rühmlichen Unterstützung eines hohen königlichen Beförderers deutscher Sprach- und Geschichtkunde, also der alten deutschen Volksehre, auch dadurch würdig bewiesen, dafs Er mit patriotischem Fleifs dem durch Ihn mühsam geretteten Sprach- und Andachtsdenkmal viele nöthige Erläuterungen beigab und seine Anwendbarkeit für alte Sittengeschichte und Theologie nachwies. Auch ich lasse mich gerne darauf ein, weil es mir den schlichten Sinn eines deutschen Stammvolks in der Religion zu beleuchten und auch einen verkannten theologischen Wahrheitsforscher, Marcellus, einem Bi-

Digitized by Google

schof unter den Galatern, diesen ursprünglich keltischen Abkömmlingen, richtiger darzustellen Gelegenheit gewährt.

Zwei denkwürdige Fragen erhalten hier einige Beantwortung, nämlich: Was wurden die Gothen durch die hier bekannt werdende, ihnen (vielleicht von Ulphila selbst) übersetzte Erklärung des Johannesevangelium zu glauben veranlafst 1) über die Erlösung? was 2) über die Gottheit des Erlösers? Sie werden Arianer genannt. Waren sie Semiarianer? In welchem Sinn und Umfang?

Zur ersten Frage über ihre Begriffe von der Erlösung gehört S. 37. die Hauptstelle, welche ich deswegen aus dem altdeutschen Dialekte so wörtlich, wie möglich, übertrage. Der Commentator sagte ihnen und ihr Dogma war oder wurde also folgendes: »Deswegen (weil Alle abgewendet sich haben, sämmtlich unbrauchar wurden [Röm. 3, 12.] und schon des Todes Gerichte zufallen) kam ein gemeinschaftlicher Aller Heiland, Aller Mifswerke wegreinigend, nicht eben und nicht gleich unserer Rechtheit (Gerechtigkeit), sondern selbst Rechtheit seyend, dafs, hinbietend sich für uns (als) Dienst und Opfer (= hunfl jas sauth) dem Gott dieses Menschensitzes, erwirkte Aussöhnen.«

Der Hauptgedanke ist, dafs Wegreinigen, afbrainjan, der Missethaten Aller, und Aussöhnung = bewirken, ussaunein, das Geschäft des Heiland sey. Dabei fragt es sich zunächst, was die Grundbedeutung des Worts *Nasjands* sey, welches *Salvator* übersetzt ist. Es ist = Gesundmacher, also am besten durch Sospitator ausgedrückt. *Nisan* ist = ge-nesen, *Nasjan* ge-nesen machen. *nis* und *nas* sind Wurzeln, von denen die jetzigen Worte: Nutzen und Genufs, abstammen. *Naseins* steht für σωτηριον. *ga* = nist S. 38. steht ebenso als Genesenmachung.

Der religiöse, einfache Volksverstand dachte an σόος, geistlich und leiblich. Merkwürdig ist auch, dafs der Heiland oft Lehrer, Laisarja, genannt wird.

Die diesem Genesungsursächer = Nasjands, zugeschriebene *garaihtei* ist gewifs nicht als Gerechtigkeit im juridischen Sinn (Jedem, was gegen Ihm das Rechte ist, zu gewähren = justitia, Rechtstellung), sondern moralisch als Rechtheit, d. i. Rechtwollen und Rechtesthun, rectitudo, auszulegen. *raiht* ist = recht, rechtes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 55. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theologische Bemerkungen zur gothischen Auslegung des Evang. Johannes.

(Fortsetzung.)

Ich bedauere, im weiteren nicht zu wissen, in wieweit *hunsl*, welches selbst auch für λατρεια bei Ulphila steht, Opfer bedeute; ob προσφορα? oder θυσια? *Sauth* ist wahrscheinlich Söhnung, Söhnopfer; woran das nachfolgende Aussöhnen, us-saunein, leicht erinnert. (Die Vergleichung S. 100. mit siudan, sieden, ist viel unwahrscheinlicher.)

Dafs im Codex rescriptus *usfaunein* stehe, hat der Verf. nach S. 59. durch genaues Betrachten und Erwägen constatirt. (Der Diphthong *au* ist = *o*.) λυτρωσις und απολυτρωσις wird durch Losmachen, Auslosen, *us-lauseins*, übersetzt. Aber dieses Wort konnte, wie Hr. M. nach den noch erkennbaren Zügen erforschte, hier nicht gestanden haben. (Gelegentlich bemerke ich: Woher das Wort söhnen stamme, ist noch räthselhaft. Sollte nicht an αφιεναι, „so hin gehn lassen,« zu denken seyn, so dafs schnelle Aussprache drei Sylben so-hin-gehn zusammenzog. Der bildliche Begriff redemtio, Loskaufung, liegt nicht im us-sonen. Vergebung betrachtete der Gothe, nach S. 42, als af-lète fravaurhte, Weglassung der Mifswerke.

Dafs κοσμος, Erdenwelt, sehr treffend Menschensitz, manasedais, benannt ist, fällt von selbst auf. *set* ist setzen. s. andaset = Ent-setzen. »*man* archäisch der Mensch,« sagt Reinwald im gothischen Glossar zu Zahn's Ulphila. S. 131.

Beiläufig bemerke ich, dafs Joh. 1, 29. ὁ ἀμνὸς του θεου, S. 37. übersetzt ist *vithrus Guths*, = „Widderlamm" Gottes. Ulphila achtete auf das Masculinum, mehr als die Apokalypse, die das Neutrum αρνιον setzt, also an das αμνος des Täufers und das Johannesevangelium noch nicht gedacht zu haben scheint. (Eine nicht ganz unmerkwürdige Discrepanz in diesen zweierlei Schriften Johanneischer Art und Kunst.)

Dem Nasjands wird Ausreinigen, afhrainjan, zugeschrieben. Von den Taufungen oder Wasserreinigungssymbolen wird S. 44. die sinnreiche Gradation des Commentators bemerkt, dafs

Digitized by Google

das Gesetz (4 Mos. 19, 2.) ein Reinigungsmittel gab gegen unvorsichtige Unsittlichkeiten, unfaurveisane mis-fadede durch die Asche von der rothen Kuh und Baden; dafs Jesu Taufe gehe auf Sündenerlassung und die Gabe des heiligen Geistes [Begeisterung zur Heiligung], Johannes aber in der Mitte gestanden sey, durch ein Taufen (daupein = Tiefen) für Reue, idreigos, und Sündenweglassung. afleta ist Ablafs.

Zur andern Hauptfrage: Wie hoch die Gothen den Erlöser zu ehren belehrt wurden, gehören folgende wörtlich übersetzte Stellen:

S. 44. Der Täufer habe den ανωθεν ερχομενος als επανω παντων nach Joh. 3, 31. bezeichnet, nicht blos um des Herrn Gröfse = Fraujins mikilein (μεγαλοτητα) kund zu thun, sondern um zu bedrohen [επιτιμαν] und auch zu widersprechen [sakan, *causari*] den ungöttlichen Eifer des Sabellius und Marhellius, welche Einen gewagt haben zu sagen den Vater und den Sohn. Aber anders der heilige Geist .... [Lücke, nach ith anthars veiha afma, so dafs wahrscheinlich folgte, wie anders der heilige Geist gelehrt habe.]

Nun ist S. 45. der übersetzte Commentar beschäftigt, zu beweisen, dafs der Vater und der Sohn nicht Einer seyen; welches wenigstens Marcellus gewifs nicht bezweifelte, da er nicht den Logos, sondern nur den mit dem Logos verbundenen Menschen Jesus als Christus (oder Messias) Gottes Sohn nannte und biblisch so benannt fand. Der Hauptpunkt betrifft S. 46. die Aufforderung, dafs (nach Joh. 5, 23.) »alle den Sohn ehren sollten nach dem wie (καθως) sie den Vater ehren.« Und hier werden denn die Gothen belehrt, dafs diese Beide nicht gleich, sondern nach dem Werth zu ehren seyen. Der Commentar folgert aus Joh. 5, 23: »Sollen nun alle wir nach solcher und so klarer Einsicht Gott dem Ungezeugten entgenen Ehre (sueritha = Schwere, gravitas, כָּבוֹד) und dem Eingebornen (ainabaura = μονογενης) Sohn Gottes, Gott seyend erkennen, dafs denn Glaubende Ehre wohl jedem derselben hingeben nach Werthheit (= bi vairthida), indem dieser Ausspruch: »dafs Alle ehren den Sohn so wie (= suafve) sie ehren den Vater« nicht ebene (ebendieselbe), sondern gleiche Ehre hinzugeben uns lehrt (= ni *ibnon*, ak *ga-leika* fveritha usgiban uns laiseith). Und selber der Heiland vor den Schülern bittend zum Vater sagt: »Dafs Du liebest sie, so wie (= suafve) Du liebst mich,« nicht eben-

Digitized by Google

gleiche Liebe, sondern gleiche durch dieses auszeichnet = *ni ibnaleika* frijathva *ak galeika* . . . ustaikneith. (In andern Stellen, wie Matth. 11, 16. Mark. 12, 31. 14, 70 u. s. f. steht galeiks oder galeika immer für ὁμοιος. Es ist also jetzt mehr durch ähnlich (similis), als durch unser gleich, *par*, zu übersetzen.)

Klar ist demnach, dafs der Commentar zu einer nicht äqualen, aber doch gleichen (ähnlichen und dem Werth adäquaten) Verehrung gegen den Sohn, so wie gegen den Vater auffordert. Und die Frage bleibt nur, ob dieses nichtebenmäfsige und doch gleiche oder än-liche, nach dem Arianischen Rigorismus oder unbestimmter und so, wie man es, aber nach sehr verschiedenen Modificationen, semiarianisch nannte, gemeint und zu verstehen war? Hr. Mafsmann schildert S. 90—118. das Christenthum der Gothen am Ende des vierten Jahrhunderts mit Recht als nichtgelehrt, aber desto mehr als volksthümlich bieder und gemüthlich. Die Quellen, besonders Salvianus de Gubernatione Dei, sind Lobredner ihrer praktischen Gottandächtigkeit, welche ebenso über alle Dogmatik geht, wie immer der Charakter, das Gemüthsgepräge, auch auf die Lehre den wichtigsten Einfluſs hat.

Einen Gott, jedoch mit einem sehr ehrenwerthen Untergott zu verehren, machte wohl für ein mannhaftes Volk einen leichteren Uebergang von der Vielgötterei zum Monotheismus. Nach welcher der vielen möglich gewordenen Modificationen aber mögen sie semiarianisch gewesen seyn? Theodorets Hist. eccl. 4, 33. sagt: μεχρι και τημερον οι Γοθοιμειζονα μεν τον Πατερα λεγουσι, κτίσμα δε τον Υιον ειπειν ουκ ανεχονται. S. 71 u. 98. bemerken, dafs in Ulphila's gothischer Neutestaments-Uebersetzung keine Spur von Arianismus sich finde. (Von der Version des Johannes-Evangeliums wird freilich aber, leider, immer noch das Meiste vermifst.)

Mit vielem Forscherfleifs macht nun Hr. M. S. 79—87. wahrscheinlich, dafs die in's Gothische übersetzte Erklärung des Johannes-Evangeliums von Theodorus dem thrakischen Herakleoten, s. Fabricii Biblioth. gr. VIII, 691. verfafst war. Da aber diese offenbar dem Sohn nicht gleiche Ehre mit dem Vater zuschreibt, so scheint es doch nicht wahrscheinlich, dafs Ulphila, dessen Biblische Uebersetzungen nichts dieser Art merken lassen, selbst die semiarianische Hermeneia des Theodors seinen Gothen übersetzt haben sollte. Wahrscheinlicher ist Hrn. M.'s Vermu-

Digitized by Google

thung S. 98, dafs, wo wir in einem Brief des Chrysostomus an Olympias vom J. 404. einen Θαυμασιον Επισκοπον Ουνιλα genannt finden, vielmehr Ουλφιλα zu lesen sey.

Meine Aufmerksamkeit erregten vornämlich die Untersuchungen, welche Hr. M. S. 66—76. darüber anstellt, dafs Marcellus von der semiarianischen Hermeneia dem Sabellius als Ketzer an die Seite gestellt ist. Marcellus behauptete eine Minorität, nicht des Λογος, wohl aber des Sohns, als Christus, in einer ganz andern, sehr sinnreich und biblisch aufgesuchten Bedeutung, als Arius und alle Arten von Semiarianern. Gegen Gleichheit der Lehrmeinungen mit Sabellius protestirt er nicht weniger, als gegen Origenes. Nur finde ich die Lehransichten des Marcellus und ihren Entstehungsgrund selbst bei Walch und Neander noch nicht tief genug erörtert. Auch die Schrift, aus welcher man sie am besten erfassen kann, nämlich „Marcelliana. Accedit Eunomii Εκθεσις πιστεως emendatior. edidit et animadversionibus instruxit Chr. H. Ge. Rettberg, Scholae Clausthal. in Hercinia Rector. Goettingae 1794. (170 S. in 8.) ist Hrn. M. nicht bekannt geworden. Sie enthält die bei Eusebius zerstreuten ipsissima verba des Marcell, in denen er sich auch ausdrücklich gegen den Sabellius erklärte, vollständig ausgezogen, wohlgeordnet und erläutert. Ein Muster, wie dergleichen verlorne Schriftsteller (z. B. Celsus aus dem Widerleger Origenes) erst fragmentarisch restaurirt werden sollten, um sie, die oft mifskannten und mit generellen Ketzernamen belasteten, alsdann wie recht und billig beurtheilen zu können.

Marcellus sah ein, was in jeder der beiden, damals einander heftig und noch unentschieden entgegenstrebenden, Vorstellungsweisen über die Trias der Gottheit, — in diesem Streiteifer, den höchsten Logos des Johannesevangeliums, in oder aufser dem Gotteswesen, entweder hypostatisch oder nur energisch mit dem Menschen, Jesus, als Christus, vereint zu glauben — am meisten anstöfsig sey. Sie sollten und wollten seyn — Versuche, wie die in der Bibel nur zerstreut angegebenen Prädikate zu den drei Namen oder Benennungen sich verhielten, auf welche, nach der Taufformel, die Aufmerksamkeit der Eingeweihten am meisten gerichtet seyn sollte. Die Lehraufgabe war und ist: Wie ist der Vater, der Sohn und das Heiliggeistige so zu denken, dafs ihnen die in der biblischen Religionsoffenbarung zerstreuten Attribute

Digitized by Google

alle vereint und glaublich genug beigelegt werden können?

Man war schon speculativ (= von Möglichkeiten durch die Ideen des Absoluten, Nothwendigen, Vollkommnen auf Wirklichkeit schliefsend) auf allerlei Auslegungen jener Namen und Prädikate, aber so gekommen, dafs Manches, was anzunehmen unvermeidlich schien, als undenkbar den Denkenden zurückstiefs und nur durch das Nöthigseyn eines demüthigen Glaubens an Unbegreiflichkeiten gerechtfertigt wurde.

Marcellus sah ein, dafs die erste Frage rein philologisch-historisch sey: Was dachten die urchristlichen Verfasser bei jenen zerstreuten Worten und Lehrsätzen? Redlich und zweckmäfsig suchte daher Marcell: ob nicht alle leitenden Bibelworte und Sätze sich in einen Sinn vereinigen liefsen, welcher, von jenen Anstöfsigkeiten der speculativen Auslegungen frei, einen desto glaublicheren Religionssatz gewähren könnte?

In der Lehransicht des Nikänischen Concilium, wo Marcellus selbst dem Prädikat Homousios (consubstantialis = zugleich — mit dem Vater — im Gotteswesen seyend) beigestimmt hatte, mufste zurückstofsend seyn, dafs

a. der Logos doch ein gezeugter (des wesentlich gleichen Vaters) also in irgend einem Sinn ein abhängiger, aber

b. weil das Gotteswesen, in welchem er sey, ewig ist, ein ewig-gezeugter seyn sollte.

»Anfangslos und doch gezeugt« erschien als ein Widerspruch, ein nur durch Phantasie versuchtes Vereinen unvereinbarer Begriffe.

Ueberhaupt mufste die Aufforderung, eine Homousie als ein Seyn in Einem und ebendemselben Wesen und doch eine Subordination oder Minorität des Logos zugleich zu denken, eine wenigstens sehr schwierige Glaubensaufgabe seyn. Die Behaupter sagten: es ist nicht zu begreifen; wir glauben es aber dennoch! Denn im Ueberbegreiflichen müssen unsere Verstandesbegriffe Anstofs finden. Es bedarf um so mehr des sich an das Unbegreifliche oder Geheimnifsvolle hingebenden Resignationsglaubens! Der tiefer eindringende Marcell sah vielmehr sich um, ob nach dem ursprünglichen Sinn der Bibelstellen Unbegreifliches zu glauben unabwendbar aufgegeben sey?

Auf der andern Seite, in der Arianischen Logoslehre mufste ihm noch anstöfsiger seyn, dafs

Digitized by Google

der Logos ein Gott aufser und unter Gott, also dafs ein höchster Gott und ein zweiter Gott —

und dieser zweite sogar ein zum Gott geschaffener, gemachter, gezeugter, (durch eine προβολη) schnell hervorgebrachter, ein vor dem Zeitanfang, aber doch nur gewordener Sohn des höchsten Gottes seyn sollte.

Zwei Götter obenanzustellen, mufste heidnisch scheinen; wenn man es auch nach dem Verhältnifs von Zeugung, wie Zeus und Apollon, oder von Adoption, wie Imperator Augustus und Cäsar, zu denken versuchte.

Ein Werden und doch vorzeitlich seyn, ein Werden vor dem Werden der Zeit, die doch nur durch den Abschnitt, welcher eben das Werden zum terminus a quo macht, zu seyn anfängt, — schien auch hier ein Widerspruch, und zugleich als subordinatianisch etwas des Homousios Unwürdiges.

Marcellus ahnete und suchte den richtigen Weg. Er wollte sich nicht der Speculation, d. h. dem Anschauen der intellectuell genannten Beschaffenheiten (Qualitäten), welche das Gotteswesen an sich und nach gewissen Beziehungen haben müfste, darin überlassen, wo sie, die alles wagende Speculation, in ihrem überschwenglichen Ueberfliegen in die Ideenwelt doch Begriffwidriges und im Denken Unvereinbares behaupten zu müssen glaubte. Er sah ein, dafs die erste Frage ein Geschehenes betreffe, nämlich nichts anderes, als zunächst die Frage: Haben die, welche in den Bibelworten das Göttliche urchristlich beschreiben, Undenkbares zum Glauben (= zum Wahrachten aus blofsem Vertrauen) angeben wollen? Ist aber das Räthsel nicht aufgegeben, wozu die Mühe, es selbst zu machen und dann, obgleich es durch Offenbarung aufgegeben sey, es noch besser zu lösen, als es geoffenbart worden?

Marcell sah ein, dafs auch das, was geoffenbart seyn soll, als ein Geschehenes, wie alle geschichtliche Ueberlieferung, durch sprachliche Entdeckung des Wortsinns (= philologisch) erforscht werden müsse, weil nicht speculative Ideen der kirchlichen oder unkirchlichen Philosophen (als Weisheitsforscher), sondern eben die biblischen Offenbarungsworte in der von den Urlehrern gedachten Bedeutung die Urquelle der geoffenbarten Gottheitslehre seyn sollten. Erst, wenn alle dahin gehörige Bibelstellen zusammengenommen keinen andern als einen überbegrifflichen Sinn angäben, erst alsdann wäre eine zweite Frage: wie die speculativen Ideen über die Gottheit

Digitized by Google

damit in Uebereinstimmung zu bringen seyen? auch nur aufzustellen.

Das Charakteristische in Marcellus ist, dafs er von der speculativen Theosophie = von der Methode, welche sagt: Dies müssen die Biblischen Verfasser gedacht haben, weil es nach unsern Ideen von Gott denknothwendig ist und ihre Worte darauf hingedeutet werden können! — endlich einmal wieder zu der biblisch gegebenen Theologie, zur Frage: Was sagten die Offenbarer? zurückkehren wollte.

Er fand aus der speculativen Verwirrung, welche alle Prädikate der Sohnschaft und Zeugung auf den doch ewigen Logos zurückschob und daher, weil der Sohn eine Person ist, auch den ewigen Logos des Vaters persönlich hypostatisch (subsistirend) dachte, hauptsächlich zweierlei wieder heraus:

1) Alle biblische Prädikate, welche eine Minorität des Logos gegen den Gott-Vater zu bezeichnen scheinen, sind in der Bibel nicht Prädikate des Logos an sich, sondern des Christus oder Messias (= des göttlichen Offenbarers und Regenten des Reiches Gottes), welcher erst als der mit dem Logos Gottes vereint gewordene Mensch Jesus der Sohn der Gottheit (του θεου = des Gotteswesens) ist. Hierdurch verstand M. die zerstreuten Bibelstellen richtiger, als die durch Neoplatonismus geleiteten Verkündiger dreier, gleicher oder ungleicher Hypostasen.

Der durch den Verein mit dem ewigen Logos und dann durch seine eigene gottgetreueste Willensrichtung zum höchsten Geist nach Gott erhobene Menschengeist Jesu war dem Marcell Der, auf welchen alle Prädikate der Minorität oder Unterordnung gehen. Dieser ist *a*) der von Gott, welcher auch deswegen Vater Jesu Christi heifst, durch den Logos als die Weisheitskraft Gottes in seiner Art einzige erzeugte, oder der gottvertrauteste Sohn der Gottheit = Monogenes υιος του θεου Joh. 3, 16. μονογ. παρα πατρος Joh. 1, 14. μονογ. (υιος) ὁ ων εις τον κολπον του πατρος Joh. 1, 18. υιος ὑψιστου Luk. 1, 30—32. Gott, das höchste Wesen, ist durch den ihm inwohnenden Logos Vater des mit dem Logos vereinten Menschensohns, Jesus.

Eben dieser ist *b*) der Vorzüglichste (wenn gleich nicht der Zeit nach der Erste) dieser neuen Schöpfung = πρωτοτοκος πασης τῆς — καινῆς (!) κτισεως Kol. 1, 15. als ὁ πρωτος καινὸς ανθρωπος, εις ὁν τα παντα ανακεφαλαιωσασθαι εβουληθη ὁ θεος, das Musterbild und der Wiederhersteller der Menschheit,

Digitized by Google

wie auch der Vorzüglichste der aus den Todten Auferstandenen = πρωτοτοκος εκ των νεκρων Kol. 1, 18.

Er ist c) Der, auf welchem (ἐν ᾧ), wie auf der Basis, dem θεμελιον 1 Kor. 3, 11. = auf dem unentbehrlichen *sine quo non*, auch alles vorher (vor Jesu Geburt) Geschaffene gleichsam gegründet und erbaut ist, Kol. 1, 16, und der deswegen sogar ἀρχὴ απαντων, das Princip, der Entstehungsgrund selbst των εν ουρανοις heifse.

Dem Logos, meinte d) M., sind im A. T. Prädikate beigelegt, welche erst dadurch, dafs er σαρξ εγενετο = sich durch Jesus in einem Leibe = σωματικως zeigte, ihm zukommen. Aber weil dieses Menschwerden von Ewigkeit her gewifs war, so legen einige Stellen des A. T.'s Ihm diese Prädikate vor der Geburt Jesu als vorherbestimmt prophetisch bei. So löste sich M. das nur durch einen Schreibfehler, statt εκτησατο με = קָנָנִי Prov. 8, 22. gesuchte: Ο κρος ἔκτισέ με ἀρχὴν ὁδῶν αὐτου, aus welchem Arius sein härtestes Wort, dafs der Logos ein κτισμα sey, hernahm. Marcell entdeckte den Schreibfehler nicht durch den hebräischen Grundtext. Er nahm an, es bedeute, dafs der Logos angenommen habe την σαρκα, μὴ οὖσαν, welche Gott εκτισε als αρχην ὁδων αυτου = damit der Logos dadurch zu wirken beginnen, durch die Apostel fortwirken und in ihr την πασαν θεοτητα σωματικως zeigen könnte. Dieses in der Zeit Erfolgte habe nämlich Gott für den Logos vor aller Zeit so festgesetzt = προ του αιωνος ἐθεμελίωσε με (sc. εν τη διανοιᾳ αυτου παλαι προορισας υἱον θεου. vgl. Röm. 1, 4.) Denn die Worte: Vor den Quellen, vor den Bergen und Hügeln γεννα με! seyen zu erklären von den 12 Aposteln und deren Nachfolgern.

Das Ungenügendste, aber auch das Unnöthigste in Marcellus's biblischen Forschungen war das Erklären dortiger poetisch personificirender Stellen über die Σοφια, welche erst alexandrinische Juden und Johanneische Theosophen mit dem Logos identificirten, ungeachtet weder die Evangelien noch die Apostelschriften jene Sophia des A. T.'s jemals mit Jesus in Verbindung setzen. Marcells unglücklichster exegetischer Gedanke war wohl der, dafs die Worte πρὸ ἑωσφορου εγεννησε με sagen wollten: Jesus sey von Gott durch den Logos erzeugt worden, ehe den Magern ihr Stern in Osten erschien. Hätte doch M. daran gedacht, dafs alle jene alttestamentlichen Stellen im Neuen niemals auf Jesus Christus bezogen sind.

Digitized by Google

Ueberhaupt aber hielt Marcell doch daran fest, dafs nicht und niemals die Bibel (sondern nur die den Namen Vater allzu sinnlich auffassende Speculation) Einen Ungezeugten (Vater) und Einen Gezeugten (Logos) behaupte (also allein der Christus, als der mit dem ewigen Logos Gottes in Gemeinschaft aufgenommene (αναληφθεις), der Eingeborne Sohn Gottes, d. i. der Gottheit, sey. Von einem Ungezeugten und einem Gezeugten Gott rede nur die Speculation (wie nur diese auch noch jetzt die Offenbarerin davon ist, dafs Gott, der Urgrund, sich selbst ewig denken und dadurch in sich den Wisser und Aussprecher des verborgenen Gottes ewig, als einen Alter ego, persönlich subsistent = hypostatisch machen müsse.) Von solchem ewigen Zeugen und Gezeugtwerden Gottes in Gott, zeigte Marcell sehr richtig (s. Rettberg S. 20.), sey weder von Propheten, noch Evangelisten, noch Aposteln ein Wort gesagt. Joh. 1, 1. sagt: Im Anfang war — nicht: im Anfang wurde gezeugt — der Logos.

Dies demnach war das Durchgreifendste, dafs M. Alles, was vom Sohn und vom Gezeugtseyn gesagt ist, vom Logos an sich (vom Logos, sofern er μονος = allein und noch nicht mit dem Menschen Jesus verbunden war) biblisch abgesondert und nur vom Christus ausgesprochen zeigte. »Wo die Schrift des Sohns oder des Christus erwähnt, da benennt sie offenbar den mit dem Menschenleib seyenden Logos so! = τον μετὰ της ανθρωπινης ουτα σαρκος του Θεου Λογον ονομαζειν φαινεται. Durchaus aber ist es unwahrer Vorwurf, wie wenn Marcell den Christus als blofsen Menschen betrachtet habe. Er war Ihm nie ohne κοινωνια und sogar ἑνωσις mit dem Logos. Diese aber war eine in der Zeit gewordene. Früher im A. T., zum Beispiel Ps. 2, 2. werde wohl vom Χριστὸς αὐτου (= Κυριου) als vom Sohn Gottes geredet, während der Logos noch allein war. Dieses aber sey prophetisch (s. bei Rettberg S. 31.)

Wie nun aber der Logos mit dem Menschen Jesus verbunden gewesen sey, vermeidet Marcellus aussprechen zu wollen. Was ist wahrer und warnender als seine Regel: δογματιζειν ἡμεις, περι ὡν μη ακριβως παρα των θειων μεμαθηκαμεν γραφων, ουκ ασφαλες ειναι νομιζομεν. (Rettb. S. 95.)

Der Ausdruck: mit der menschlichen σαρξ war der Logos = μετὰ της ανθρ. σαρκος ἦν, hält sich so unbestimmt, wie möglich. Alle andere Namen, wie ζωη, ὁδος, ἡμερα, αναστασις, θυρα u. s. w., welche sich Jesus beilege, betreffen schon das,

Digitized by Google

was Er nach der Menschwerdung des Logos, nach der καινη και νεα κατα σαρκα οικονομιαν, war. (Rettb. S. 32.)

Auch Sabellius, folgerte Marcell (Rettb. S. 34.) ausdrücklich, habe den Vater und den Logos nicht »tief genug erkannt,« weil nämlich Sab. den Begriff Vater auf den Logos ohne die Menschwerdung bezog, wie wenn der ewig im Gotteswesen seyende Logos schon an sich nach der Bibel als Sohn, als ewig gezeugt, und wie wenn also Gott auch ewig als Vater, als ein Ungezeugter und Zeugender zu denken wäre. Des Marcellus Gnosis wäre: Erst durch die Menschwerdung ist, nicht der Logos selbst, wohl aber die durch den Logos als einzig in ihrer Art erzeugte Person, Christus, Gottes »Sohn,« also ist auch erst seitdem der Logos die Menschheit annahm, in diesem Sinn Gott (das Gotteswesen) »Vater,« nämlich des Messias. — Der Sinn des Marcell ist: Zum voraus, ehe das Gottwesen durch seinen Logos alles Werdende schuf und auch den Christus sich zum Sohn erzeugte, bezeichnet die Schrift dasselbe als — den Vater des künftigen Christus, aber nicht als den Vater (Erzeuger) des vielmehr urewigen, consubstantiellen Logos, ohne welchen das Gottwesen nicht zu denken ist. Auf jeden Fall erklärte sich Marcell ausdrücklich, nicht Sabellianer zu seyn.

2) Die zweite Hauptfrage aber ist: Was und wie war denn, nach des Marcellus Forschungen, der Logos Gottes, als allein betrachtet, in Gott?

Das Gotteswesen, ἡ θεοτης, ist Ihm eine »Monas,« eine untheilbare (αδιαιρετος, individuelle) Wesenseinheit. (Rettb. S. 59. 53.) Sie ist ihm ἑν πρόσωπον (S. 65.) nur Eine Person, nur Eine einmal mögliche vollkommne Substanz. Sie kann nicht ein Gattungsbegriff seyn, wie wenn die Gottheit in Dreien wäre, auf die Weise, wie Menschheit, Thierheit u. s. w. das Wesentliche benennt, welches in mehreren, aber nicht an sich, ist. Dieses Gotteswesen nennt Marcell Vater (Rettb. S. 38.), in sofern der Logos ewig, ἐν αρχῃ war, — ὁ θεος aber αρχη απαντων ist. So war der Logos ewig = als αϊδιος »in dem Vater« δυναμει (= potentialiter, schon vor dem Weltplanmachen und vor dem drastischen Wirken nach Aufsen).

Ueberhaupt aber ist, ehe man über den Logos speculirt, der Hauptpunkt, dafs biblisch der Name Vater immer die ganze Gottheit oder das gesammte Gotteswesen bedeutet, in welchem Logos und heiliges Pneuma wie sprechende Vernunft und zur Heiligung wirksamer Wille, als zwei Kräfte des Einen We-

Digitized by Google

sens, nicht aber als Personen zu unterscheiden sind, als Kräfte, durch welche die Eine Gottheit als Vater aller guten Wirkungen wirke. Sie waren, mit ihrer οικεια δοξα, im Vater, so lange vor der Demiurgie (vor dem Wollen und Vollbringen der Weltschöpfung) Stille, ησυχια, in Gott war. (Rettb. S. 85.)

Ferner war der Logos nach Marcell, da Gott Alles, was geworden ist, durch Ihn schaffen wollte, bei dem Gott (Vater) πρὸς τον θεον, »der Wirksamkeit nach« = ενεργεια, und zwar zuvörderst nach der denkenden und dann nach der drastischen = verwirklichenden Energie. (Rettb. S. 38.)

Im Logos nämlich, als seiner διανοια, bereitete das Gottwesen (nach Prov. 8, 27. ηνικα ητοιμαζε τον ουρανον, συμπαρήμην αυτω) Alles, was werden sollte, in denkender Anschauung; wie der Menschengeist, was er machen will, in sich sieht = εν ἑαυτῳ σκοπει, in seinem Durchdenken sich vorbildet = τῃ ἑαυτου προτυπώσας διανοια, es intellectuell gleichsam sieht = νοητῶς ὁραν νομιζει, und sich bewufst ist, dafs mit ihm der Logos arbeite, durch den Er denkt = συνειδως ἑαυτῳ συνεργειν τὸν λογον, ᾧ λογιζεται.

Alsdann habe Gott seinem eigenen Logos zugerufen: Wir wollen einen Menschen machen. (Rettb. S. 43. 79.) Deswegen sey der Logos προτερον ενδον νοητῶς ἑτοιμαζων τον κοσμον, der zuvor die Welt intellectuell vorbereitende, alsdann hervorgekommen = προελθων, und als eine δραστικη ενεργεια der Macher der Welt geworden. Aber dagegen, dafs dieses Hervorkommen und Weltmachen ein Theilen, ein διαιρειν des Einen Gottes in Hypostasen, und dafs es überhaupt ein Beharrendes = ὑπομενον, gewesen sey, verwahrt sich Marcell sehr. Denn nicht drei Hypostasen (= in oder unter der Monas bestehende Subsistenzen) seyen; sondern es sey nur ein „Breitmachen" = πλατυνειν, der Monas in die Eine Trias, welche in der Taufformel Vater, Sohn und Heiliggeistiges genannt werde. (Unter dem πλατυνειν denkt sich Marcell das Ausdehnen eines Wesens in seine Kräfte, um bald mehr durch diese, bald durch jene δυναμις zu wirken.) Und weil nur die Monas selbst (das Gottwesen) sich in eine Dreiheit, Vater, Sohn, Heiliggeistiges verbreite, nie aber sich in sich theile, so gehe diese Trias in jene Monas immer nach dem Wirken wieder als in das Haupt zurück = ανακεφαλαιουται. Die Vorstellung, dafs die Monas durch πλατυνειν sich dreifaltig = triadisch mache, soll nach Athanas. Orat. c. ctra Arian. Marcell aus der Stoiker Kunstsprache

Digitized by Google

geborgt haben. Rettb. S. 57. 59. Marcell wollte dadurch den Gedanken verhüten, als ob der Logos εκτος του Θεου seyn könnte. S. 64.

Nicht aber nur alles Gewordene, sondern auch alles Gesprochene, τα λεγόμενα, komme vom Vater durch den Logos. Auch die schon hergebrachte Meinung, dafs alles Offenbaren Gottes im A. T. durch den ewigen, Gott inwohnenden Logos geschah, nahm Marcell an, ungeachtet er dies nicht auch biblisch behauptet finden konnte. Der ewige Logos habe bei Mose Exod. 3, 2. εγω ειμι ὁ ὢν u. s. w. gesagt, im Gegensatz gegen alles μη ὄν, aber nicht als ein ἑτερος Θεος, da der Logos nicht δυναμει και ὑποστασει, sondern allein durch die thätige Wirkungsart, μονῃ τῃ της πραξεως ἐνεργείᾳ vom Vater zu unterscheiden sey. Rettb. S. 46. 48. Die hypostatische Unterscheidung sey S. 49. nur eine erkünstelte Speculation, εντεχνος Θεωρια, die den Arianismus befördere, in welchem οἱ της νεας δι αθηκης αυχουντες ειδεναι τα μυστηρια και δεύτερον αναπλαττειν Θεον βουλονται, ὑποστασει κ. δυναμει χωριζομενον του Πατρος. ib. S. 68.

Auch der Geist sey, nämlich zum Wirken für das Heilige, vom Vater (in der Zeit) ausgehend (Joh. 15, 26.) und vom Logos nehmend, was Er verkündige (16, 14.). Der Sohn habe anhauchend (20, 22.) ihn mitgetheilt, aber so, dafs nicht δυο διαιρουμενα πρόσωπα seyen. (Rettb. S. 54.)

Der Logos, welcher den Menschen Jesus, diese Menschheit, als την του δουλου μορφην (S. 94.) annahm (= ανελαβε) ist's, welcher alsdann sagt: Ich bin vom Vater ausgekommen Joh. 8, 42, was der Vater hat, ist mein 16, 15. Was man vom Sohn hörte, war der Logos des ihn sendenden Vaters 14, 24. Aber dennoch sey auch alsdann der Logos im Vater und der Vater in Ihm 14, 10. geblieben, folglich der Logos eine Kraft des Vaters, und Gott könne nicht von seinem Logos abgetheilt werden. αδυνατον, Θεον μερίζεσθαι τον ἑαυτου λογον. Rettb. S. 60. Wie Paulus Ephes. 4, 5. 6. sage: εἷς κύριος, μια πιστις, ἑν βαπτισμα, so sage er auch: εἷς Θεὸς ὁ ἐπι παντων κ. δια παντων κ. εν πασιν. ib. 64.

Dennoch war Jesus, nach Marcell, durch den Logos so Christus oder Sohn Gottes, dafs er seinen (des Menschen) Willen von dem des Vaters unterscheiden konnte. Matth. 26, 39. Joh. 5, 30. Daher sey das: Εγω και ο Πατηρ Εν εσμεν Joh. 10, 30. und auch Joh. 14, 9. ὁ ἑωρακως εμε ἑωρακε τον Πατερα nur vom

Digitized by Google

Logos (αδιαιρετος) zu verstehen, der als προελθων εκ του Πατρος . . την της σαρκος ασθενειαν ανειληφεν, ἣν προτερον μη ειχε. Rettb. S. 63. Erst dadurch, dafs der Logos die Menschheit, welche κατ' εικονα κ. καθ' ομοιωσιν Gottes geschaffen ist, annahm, wurde er, was Kol. 1, 15. sagt: εἰκὼν του θεου του αορατου, nachdem er vorher, προ της του ἡμετερου σωματος αναληψεως, nichts anderes als Logos, und also selbst αορατος gewesen war. Rettb. S. 77. 78. (Durch den angenommenen Leib nur konnte er sich und die Gottheit überhaupt sichtbar, erkennbar machen.)

Niemals hielt demnach Marcell Jesus als Christus für einen blofsen Menschen (ψιλον ανθρωπον), sondern für aufgenommen, αναληφθεις, von dem in Gott bleibenden (S. 85.) Logos durch eine καθοδος (S. 37.) in eine innige Gemeinschaft, über welche aber M. noch nicht weiter speculirt. Dadurch erhielt der Mensch Jesus Christus die δοξα, zwischen Gott und Menschen μεσιτης zu seyn 1 Tim. 2, 5. Alles war längst „in Beziehung auf Ihn" geschaffen, selbst das Himmlische Kol. 1, 16. Er erhielt ein παλιν δοξαζεσθαι Joh. 12, 28. durch die Auferstehung, welche την ανθρωπινην σαρκα unsterblich machte. (S. 87.) Er, ὁ τῳ Λογῳ ἑνωθεις ανθρωπος, ist der αγαπητος, der υἱος, εν ᾧ Gott als Vater ευδοκησε. (S. 88.) Durch Ihn überwand die Menschheit den, der sie verführt hatte, den Teufel. Der Logos nahm die menschliche σαρξ an, nicht zu seinem Nutzen, sondern ινα ἡ σαρξ δια την προς τον Λογον κοινωνιαν αθανασιας τυχη. Christus, als der mit dem ewigen Logos vereinte Mensch, ist jetzt συνθρονος εν ουρανοις τῳ θεῳ, constituirt (κατεσταθη) als König über die Ekklesia. Denn Gott bewirkte diese Oekonomie (gleichsam eine Hausordnung) so, dafs ὁ ανθρωπος, ὁ προτερον δια την παρακοην εκπεπτωκως της βασιλειας, Κύριος καὶ θεὸς würde. Ps. 96, 1. (Soweit idealisirte demnach Marcell, dafs er die Menschheit überhaupt als in dem Einen mit dem Logos vereinten Menschen, Jesus Christus, hoch erhaben dachte.)

Dieses — nach Ps. 2, 9. 98, 1. „vor ungefähr 400 Jahren" mit jener Menschwerdung des Logos begonnene — βασιλευειν unsers δεσποτης, Χριστος, daure, bis nach 1 Kor. 15, 25. Gott Ihm alle Feinde unterworfen habe. (S. 89.) Aber Paulus entdecke dort das Geheimnifs, dafs das Reich dieser Oekonomie (Weltordnung) ein Ende habe. (S. 90.) Nur bis dahin und nur in der Wirksamkeit allein (S. 91. 92.) sey der Logos, wegen

Digitized by Google

der Schwäche der angenommenen σαρξ, in einer Entfernung vom Vater = ἄχρι τοσούτου κεχωρίσθαι τοῦ Πατρὸς, ἐνεργείᾳ μόνῃ, bis die Feinde, die ἐκκεντησαντες Ihn, den ἐκκεντηθεντα (als Sieger und Richter) gesehen haben würden. Alsdann werde auch Er untergeordnet sich beweisen Dem, Θεος και Πατηρ, der Ihm Alles untergeordnet habe.

Ob der Logos auch alsdann noch, oder aber nur bis zum Gericht, die menschliche Sarx, welche er unsertwegen, δι' ἡμας, angenommen, haben werde, läfst Marcell (Rett. S. 91.) in Frage gestellt. (Auch bis zum Gericht dachte man sich einen verklärten Leib, σωμα θεοειδεστερον.) Wegen des Worts Jesu, Joh. 6, 62. aber: dafs, wenn man den Menschensohn [Dan. 7, 13.] gesehen haben werde (am Gerichtstag?) als dahin weggegangen, wo Er vorher war, ἡ σαρξ οὐδὲν ὠφελεῖ, findet Marcell wahrscheinlich, dafs sie in den zukünftigen Aeonen nicht mehr mit dem Logos zusammen seyn werde. ει ουν ὁμολογει, την σαρκα (alsdann weiter) μηδεν ωφελειν αυτους, πως εγχωρει, την εκ γης τε ουσαν κ. μηδὲν ὠφελοῦσαν και εν τοις μελλουσιν αιωσιν, ὡς αυτω (sc. τω Λογω) λυσιτελουσαν, συνειναι τῳ Λογῳ? (S. 93. 94.) Durch das ἑως αν θω τους εχθρους σου u. s w. sey vielmehr der den Menschen betreffenden Oekonomie und dem partikulären (= εν μερει) Messiasreich eine Zeitgrenze, ὁρος, bestimmt. So auch nach Apg. 3, 21. Der Logos bedürfe es nicht; denn Er, παντων καθολου βασιλευς ὑπαρχων συμβασιλευει τω Θεω και Πατρι, οὗ ὁ Λογος ην και εστιν. Länger sey jenes partikuläre Regieren nicht nöthig. (S. 95.) Und wenn gleich die Verbindung mit dem Logos auch die menschliche σαρξ unsterblich gemacht habe, so gehöre doch auch anderes Unsterbliche (z. B. die Engel) nicht in die Einheit Gottes. μηδεν διαφερει τῃ ἑνοτητι του θεου.

Man sieht wohl, dafs für Marcell, um seines Hauptgedankens willen, den Logos nur in Gott und untrennbar vom Vater anzuerkennen, auch das endliche Aufhören der Gemeinschaft (κοινωνια) und ἑνωσις des Logos mit der σαρξ, als ein Aufhören alles Entfernens (χωριζεσθαι) von Gott dem Vater, annehmbar schien; dennoch sprach er problematisch darüber und blieb bescheiden bei der Methode: „Unsicher ist's, über das zu dogmatisiren, wovon wir nichts genau aus der Schrift gelernt haben. S. 95.) Wer Anderer Lehrmeinungen zurückweise, dürfe auch selbst nicht anders handeln, er habe vielmehr nach 1 Kor. 13, 12.

Digitized by Google

zu bedenken, dafs wir die μυστηρια αποκεκρυμμενα jetzt noch nur wie durch Spiegelglas räthselartig sehen.«

Er schliefst mit seinem Glaubensbekenntnifs: »Nun aber glaube ich den heiligen Schriftstellen, dafs Ein Gott (ist) und dessen Logos zwar vom Vater hervorgekommen ist (προηλθε του Πατρος, nicht απο τ Π.), damit Alles durch ihn ward, nach der Zeit des Gerichts aber und der Berichtigung aller der Dinge (μετα τ. των απαντων διορθωσιν) und nach dem Verschwinden aller entgegenstehenden Wirksamkeit (ενεργεια), alsdann Er untergeordnet werde dem Gott und Vater, der Ihm das Alles untergeordnet hat, damit also in Gott sey der Logos, wie Er auch vorher war, ehe die Welt war. Denn da vorher nichts war, als der Gott allein, Alles aber durch den Logos werden sollte, kam hervor der Logos durch verwirklichende Wirksamkeit, des Vaters Logos seyend.« = προηλθεν ὁ Λογος δραστικῃ ενεργειᾳ, Λογος του Πατρος ὠν. Rettb. S. 96.

Unsere Resultate aus dieser Monographie (— denn complicirte alterthümliche Ueberlieferungen sind wohl nicht anders, als durch quellenforschende Monographien erschöpfend zu erklären!) sind folgende:

1) Marcell hat sich historisch-wahr dem, was die biblischen Stellen von Christus = dem Messias als dem Menschen- und Gottessohn zerstreut behaupten, gar sehr genähert und was die alexandrinischen und nikänischen Speculationen von einem aufser oder innerhalb des Gottwesen subsistirenden Logos beigemischt hatten, sorgfältig vermieden. (Wie weit Photinus, sein Schüler, dies noch verbesserte und also auf den ursprünglich neutestamentlichen Messiasbegriff noch näher zurückzuleiten wagte, verdient eine gleiche Specialuntersuchung. Beide blieben aber noch sehr im Supernaturalismus. Denn wiefern man jene übermenschliche Gemeinschaft des Logos, als der sich offenbarenden Gottesvernunft, mit der menschlichen Sarx ohne Transcendenz biblisch wissen konnte, fragten sie nicht.)

2) Den Logos erkannte Marcell, zum voraus durch Alttestamentliche Worte der alexandrinischen Version über Σοφια und Logos geleitet, als die im Einen und einzigen Gotteswesen ewige, aber nicht persönliche oder hypostatische Urvernuntt. Er wagte aber alsdann, ein (nichtbiblisches) πλατυνειν = Verbreiten gleichsam ein inneres Kraftausdehnen, des Gotteswesens anzunehmen, durch welches dasselbe als Vater vermittelst der noëtischen = intellectuellen Energie seines Logos den Entwurf

Digitized by Google

aller werdenden Dinge erst in sich selbst und sodann vermittelst desselben drastischer Wirksamkeit alles Gewordene gemacht habe, ja auch von da an den Logos als seinen Sprecher (Offenbarer) an die Menschen wie den »Einen Gott, den Seyenden,« (Jehovah, ὁ Ὤν) reden liefs.

3) Indem eben dieser nichthypostatische Logos Gottes das menschliche Fleisch durch die keusche Jungfrau annahm und mit demselben das Ihm eigene (τὰ ἑαυτοῦ ἑνωσας S. 10.) vereinte, habe das Gottwesen als der Vater diesen mit dem Logos vereinten Menschensohn als Christus (Messias) und Gottessohn (Sohn der Gottheit) durch seinen Logos in Maria gezeugt, so dafs der in die Gemeinschaft des Logos aufgenommene Mensch Jesus der Erstgeborne der ganzen „neuen" Schöpfung, der ganze Christus aber, als Verein des Logos und der Sarx, der Einzige Sohn in seiner Art, Monogenes, heifse. Ja, dieser vereinte Sohn Gottes sey sogar die αρχη ἁπαντων im Himmel und auf Erden, weil Alles nur in Beziehung auf sein Seyn geworden und auch der Ausspruch der Sophia Prov. 8, 22. Κυριος ἐκτισέ με ἀρχὴν ὁδῶν αὐτοῦ von dem Verein des Logos mit der Sarx Jesu zum Messias zu verstehen sey, ohne welchen nichts geschaffen worden wäre. (Alles Zeugen, Sohnseyn, Untergeordnetseyn auf die Menschwerdung beziehend, vermied demnach Marcell, was in einer ewigen Zeugung, wenn man sie auch speculativ als ewige sich selbst sich gegenüberstellende Selbstanschauung darzustellen versucht, doch Begriffwidrig bleibt. Er vermied zugleich auch, was in einer realen oder persönlichen Minorität des Logos anstöfsig ist.)

4) Bei dieser seiner Vereinigung Alt- und Neutestamentlicher Stellen war Marcell nicht eigentlich Sabellianisch, weil er das Eine Gotteswesen nicht blos als drei Wirksamkeiten (ενεργειαι), sondern als ein Wesen anerkannte, welches ewig zwei Kräfte, Logos und Pneuma Hagion (wie Urvernunft und Wollen des Heiligen) in sich habe, selbst aber als Vater alsdann wirke, wenn es durch seinen ewigen Logos alles Werdende schaffe und an dasselbe spreche, durch Vereinigung desselben mit der körperlichen Menschheit den Alles zu Gott zurückführenden Christus als Gottessohn zeuge und auch aus sich, dem Vater, durch den Logos sein heiliges Pneuma an die Menschen ausgehen mache.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 56. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theologische Bemerkungen zur gothischen Auslegung des Evang. Johannes.

(Beschlufs.)

5) Nur aus der Bibel schöpfend, zweifelte Marcell nicht, dafs das Johannesevangelium unter dem Logos nichts anderes, als eben das, was das Alte Test. Sophia nannte, und als eine Kraft des Einen Gotteswesens = Jehovah, nur poëtisch personificirte, verstanden habe. Dafs der Verfasser des Prologs im Johannesevangelium, welcher den Logos nicht definirt, also wohl nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit als bekannt voraussetzt, ihn in der Weise der gleichzeitigen alexandrinischen (philonischen) Theosophie als einen aus Gott hervorgetretenen Gott zweiter Ordnung (vergl. εν δευτερᾳ ταξει nach Justins des Märtyrers Symbolon) gedacht haben könnte, dies ist dem Marcell, weil er Mysterien nur aus der Bibel lernen will, unzulässig. Ebendadurch ist ihm jeder gröbere und feinere Subordinatianismus des Logos, in oder aufser dem Gotteswesen, abgewiesen. Aber Er machte sich nicht die Frage: ob nicht doch Alles, was das Johannesevangelium vom Λογος sagt, aus einem ganz andern System (dem alexandrinischen) genommen sey, als das war, welches die palästinisch denkenden Evangelisten als Verehrer Jesu, bei dem Wort Gottessohn und Messias zu denken pflegten. Er bemerkte noch nicht, dafs beiderlei Prädicate vielmehr gar nicht mit einander vermischt werden sollten, da die palästinischen und ihnen verwandte Evangelisten die Σοφια des A. T.'s und den Logos nie mit Jesus in Verbindung setzen. Marcell beachtete noch nicht, dafs jede Parthie sich das Erhabene in Jesus auf ihre eigene Weise, nach denen bei ihr schon herkömmlichen Voraussetzungen und Namen zu erklären suchte.

6) Wie Marcell die Messianische Gottessohnschaft und die Aussonderung des heiligen Pneuma, als der dritten Kraft im Gottwesen, vom Vater durch den mit dem Menschen vereinten Logos biblisch durchführte, ist schon oben hinreichend dargelegt. Auch hier vermied Er das Begriffwidrige einer Ewigen Processio vom Vater und Sohn durch sein Festhalten an das Biblische, welches

Digitized by Google

auch hierin rationaler bleibt, als alle die Arianischen, Halbarianischen und Athanasianischen Erfindungen menschlich ausspeculirter und doch für übermenschlich und mysteriös angegebener Dogmen. Biblisch ist unleugbar nur von einem Ausgehen in der Zeit, zur Begeisterung für das Heilige die Rede.

Niemand wird behaupten können, dafs Marcell nicht den Sohn ehren wollte, so wie er den Vater ehrte. Nur dies bleibt nicht deutlich, wie Marcell den Geist des Menschen Jesu dachte, da er meist nur von einer ἑνωσις oder κοινωνια des Logos mit dem Fleisch, der ανθρωπινη σαρξ redet, dennoch aber dem Messias als Sohn der Gottheit ein vom Vater verschiedenes Wollenkönnen zuschreiben mufste und öfters denselben wie einen Repräsentanten der Menschheit, die durch ihn unsterblich werde, darstellt. Dieses Unsterblichmachen und Alles-zu-Gott-zurückführen ist ihm der Zweck jener Christus-Oekonomie. Von einer Gottversöhnung mufs in seinem christlichen Bewufstseyn nichts gewesen seyn.

Diese ganz durchgeführte Unterscheidung des Biblischen von dem Speculativen war der streitvollen Zeit des Marcellus unfafslich, so wie es unsern »philosophirenden« Dogmatikern unangenehm ist. Schade, dafs die Gothen, um es in seiner historischen Einfachheit verstehen zu lernen, nicht scharfsichtige und unpartheiische Lehrer haben konnten.

12. Aug. 1835. Dr. *Paulus.*

Anthologia Veterum Latinorum Epigrammatum et Poematum. Editionem Burmannianam digessit et auxit Henricus Meyerus, Turicensis. Lipsiae, apud Gerhardum Fleischerum, MDCCCXXXV. In Commissis apud Ad. Frohberger. Tom. I. L *und* 276 *S. Text,* 218 *S. Annotatio. T.* II. 252 *S. Text und* 208 *S. Annotatio u. Register. gr.* 8.

Zu den bisher weniger beachteten Theilen der Römischen Literatur gehören unstreitig die kleineren, zum Theil höchst kostbaren Dichtungen, die wir, seit Burmann eine umfassende Sammlung derselben in Einem Ganzen veranstaltet hat, unter der, dem Griechischen nachgebildeten Benennung der lateinischen Anthologie — früher auch wohl Catalecta, Poemata u. dergl. — zu begreifen gewohnt sind. Ref. sah sich daher schon früher veranlafst, bei einer andern Gelegenheit (Röm. Lit. Gesch. §. 162. S. 323. d. 2ten Ausg.) seinen Wunsch, dafs doch endlich einmal eine sorgfältigere und kritische Bearbeitung diesen zum Theil

Digitized by Google

doch wenigstens vorzüglichen Resten römischer Poesie zu Theil werden möge, niederzulegen. Dieser Wunsch wird um so mehr gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die Beschaffenheit der unter jenem Namen zu einem Ganzen vereinten Ueberreste und damit die Entstehung der ganzen Sammlung selber näher in Erwägung ziehen. Man erkennt nämlich bald, wie in dieser Sammlung das Verschiedenartigste sowohl dem Inhalt und Charakter, als der Zeit nach, aus den verschiedensten Zeitperioden, von der älteren, ja ältesten an bis auf die neuere und neueste Zeit herab bis in das Mittelalter, zusammengeworfen und ohne Rücksicht auf die Verfasser und deren Zeitalter zu einem Ganzen vereinigt worden; und es scheint dabei, abgesehen von der nach dem Inhalt der einzelnen Stücke bestimmten Ordnung und Folge derselben, kaum ein anderes Princip vorgewaltet zu haben, als das, eine recht zahlreiche Masse solcher Dichtungen zusammenzubringen und so der Sammlung eine möglichst grofse Ausdehnung zu geben, wodurch sie zugleich mit der bekannten ähnlichen griechischen Sammlung eine Vergleichung aushalten und damit den Beweis führen könne, dafs die Römer auch in diesem Zweig der Poesie sich mit Glück versucht und in ihren Leistungen nicht hinter den Griechen zurückgeblieben sind. Wenn die griechische Sammlung, schon im Alterthum selbst, wenn gleich in späterer Zeit, veranstaltet und in dieser Gestalt auch uns überliefert worden war, so sollte nun auch etwas Aehnliches in der Römischen Literatur geschaffen werden, da aus dem römischen Alterthum keine solche Sammlung auf uns gekommen war, man müfste denn die, aber auch in späterer Zeit, zusammengetragenen Gedichte über Virgil und seine Dichtungen so wie die angeblich von ihm selbst herrührenden kleineren Gedichte (Catalecta) oder die Priapeia, diese Sammlung von einzelnen auf Priap und dessen Cultus sich beziehenden Dichtungen der verschiedensten Verfasser, für etwas der Art ansehen wollen, obwohl es, näher betrachtet, so etwas eigentlich nicht ist. Da aber diese Dichtungen zusammengenommen, immerhin schon eine ansehnliche Zahl bilden, so konnten sie wohl als die Grundlage der neu zu bildenden, umfassenderen Sammlung betrachtet werden, und so erscheinen sie auch in den Vorgängern der Burmann'schen Anthologie, in den Sammlungen von Scaliger (1573. 1617.) und Pithöus (1590 ff.) und gingen daraus in Burmann's neue Sammlung über, hier freilich vermehrt mit manchen andern Epigrammen, welche Burmann in verschiedenen Handschriften des Ovidius, Lucianus u. s. w. aufgefunden

Digitized by Google

und daraus übertragen hatte, freilich ohne weitere Rücksicht auf ihren innern Gehalt und Werth, also gute, wie schlechte, aufgenommen hatte. Zu diesen Poesien, die man als den ersten und als den Grundbestandtheil der ganzen Sammlung betrachten kann, kam dann weiter eine Anzahl von Epigrammen, welche sich in einzelnen Autoren gelegentlich vorfanden, und dennoch allerdings in einer Sammlung solcher Poesien eine Stelle verdienten. Den dritten, und zwar der Zahl nach beträchtlichsten Antheil des Ganzen bildeten aber die Inschriften, die freilich meistens in spätere Zeit fallen, auch zum Theil offenbar von ungebildeten Menschen herrühren und demnach höshst verschieden in ihrem Gehalt, wie selbst in der Sprache und im Metrum sind, deren Verfasser auch meist uns nicht näher bekannt sind.

Wenn also hier sichtbarlich das Bestreben vorwaltete, ein grofses Material zusammenzubringen, so mufste sich bald auch das Bedürfnifs, ja die Nothwendigkeit ergeben, dieses Material näher zu untersuchen, kritisch zu sichten u. s. w.; es mufste dies einem Jeden einleuchten, der nur einigermafsen mit dem Inhalt der ganzen Sammlung sich bekannt gemacht hatte, und es konnte wohl auffallen, dafs, während die übrigen Reste der Römischen Literatur, insbesondere der Poesie, in den letzten Jahrzehnten einer so sorgfältigen und umfassenden Behandlung sich erfreuten, gerade dieser Theil minder beachtet wurde, und selbst nach mehr als einem halben Jahrhundert — Burmann's Anthologia kam im Jahre 1759—73 heraus — noch fast gar nichts dafür geschehen war. Der Grund lag wohl mit in der gröfseren Schwierigkeit der Behandlung, so wie in dem Mangel tüchtiger Vorarbeiten. Es war aber, nach unserm Ermessen, dabei auf zwei Punkte hauptsächlich das Augenmerk zu richten.

Vorerst, von dem Standpunkt der höheren Kritik aus, war die ganze Sammlung, so wie sie vorliegt, zu durchmustern und kritisch zu beleuchten, um die anerkannt alten und ächten Ueberreste von allem dem auszuscheiden, was einer offenbar weit späteren, streng genommen gar nicht mehr in den Kreis der eigentlich Römischen Literatur fallenden Zeit angehört, oder was die offenen Spuren einer Verfälschung und eines neueren Ursprungs an sich trägt; dann konnte das Alte und Aechte, ausgeschieden von dem Unächten, wieder in sich, sowohl der Zeit als den Verfassern nach geordnet, und so zu einem in sich gegliederten und geordneten Ganzen vereinigt werden. Es war dabei allerdings auch auf Entdeckungen neuerer Zeit die erforderliche Rücksicht

Digitized by Google

zu nehmen, um auf diesem Wege — es versteht sich nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung, das vorhandene Material selbst noch weiter zu vermehren, und eine relative Vollständigkeit zu gewinnen.

Zweitens war es dann aber auch nothwendig, den Text der einzelnen Dichtungen in möglichst berichtigter Gestalt zu liefern, und so mit der höheren Kritik auch die niedere, die sogenannte Wortkritik zu verbinden, wodurch erst das Verständnifs möglich und die Erklärung oder Exegese, welche daran sich knüpft, bedingt ist.

Wie wesentlich, und wie wichtig beide Forderungen sind, wie schwierig aber auch, ihnen zu genügen, wird der am wenigsten verkennen, welcher mit dem Gegenstand selber sich näher bekannt gemacht und dadurch Charakter und Beschaffenheit der gegenwärtigen Sammlung erkannt hat. Und damit wenden wir uns zu der neuen, oben aufgeführten Bearbeitung der Römischen Anthologie, um zuvörderst zu untersuchen, in wiefern darin den beiden Hauptforderungen, welche, wie eben bemerkt worden, an eine neue Bearbeitung zu stellen sind, Genüge geleistet, und was somit durch diese neue Ausgabe gewonnen worden ist.

Besondere Hülfsmittel oder Vorarbeiten, die dem neuen Herausgeber sein Geschäft in beiden Beziehungen hätten erleichtern können, lagen nicht vor, indem diese Dichtungen mit wenig einzelnen Ausnahmen seither grofsentheils ziemlich vernachlässigt worden waren, im Ganzen, wie im Einzelnen; der Herausgeber also fast ganz auf sich und seine Thätigkeit beschränkt war: ein Umstand, der die Schwierigkeit des ganzen Unternehmens nicht wenig erhöhete und darum bei einer gerechten Würdigung der Leistungen des Herausg. gewifs in Anschlag zu bringen ist. Für die Wortkritik gelang es ihm, sich einige Hülfsmittel, durch freundliche Mittheilungen der Hnn. Sillig, Orelli, Dubner, Ochsner zu verschaffen. Es sind Collationen mehrerer Pariser und Züricher Handschriften, welche S. IV und V. der Praefatio genau angegeben werden.

Was nun den Umfang des Ganzen betrifft, so mag die Zahl derjenigen Stücke, welche bei Burmann nicht vorkommen, aus grofsentheils neuen Hülfsmitteln aber von Hrn. Meyer hinzugefügt werden, auf etwas mehr als hundert und zwanzig sich in Allem belaufen; dafür sind aber aus der Burmann'schen Anthologie einige offenbar unächte — es hätte vielleicht bei noch mehreren geschehen können — ausgeworfen, und da mehrere

Digitized by Google

Stücke, wie z. B. bei den Poetae Scholastici, in der neuen Sammlung mehr zertheilt und unter besondere Nummern gebracht sind, so erklärt es sich, wie wir die Zahl der Stücke in der Sammlung des Hrn. Meyer bis auf 1704 Nummern in Allem angewachsen sehen, während Burmann in der Anthologia Latina nur bis auf *1546* Nummern kam (nicht *1457*, wie Ref. in s. Röm. Lit. Gesch. §. 162. not. 5. p. 324. angab. *) Ein weiterer Zuwachs dürfte dann wohl auch zu erwarten seyn, wenn die von dem archäologischen Institut beabsichtigte Zusammenstellung der verschiedenen, seit Gründung des Instituts in neuester Zeit, ans Licht gezogenen lateinischen Inschriften zu Stande gebracht ist; was wir auch aus antiquarischen und andern Gründen sehnlichst wünschen. Vergl. Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom von E. Gerhard. S. 10. 2te Ausg. In der Zusammenstellung und Anordnung dieser einzelnen Gedichte war Burmann bekanntermafsen von dem Grundsatz ausgegangen, das dem Inhalte nach Verwandte und Gleichartige zusammenzustellen, und so hatte er in das erste Buch Alles zusammengetragen, was auf den Cultus, die Götter- und Heroenwelt sich bezog, im zweiten waren alle Lob- und Schmähgedichte gesammelt, im dritten alle Gedichte didaktischer Art, oder solche, welche Beschreibungen irgend eines Ortes, einer Gegend, einer Stadt enthielten oder auch durch scherzbaften Inhalt sich auszeichneten; im vierten waren die Grabschriften, im fünften alle Gedichte vermischten Inhalts und im sechsten die priapeischen Gedichte nebst einigen andern enthalten; die christlichen Inschriften waren, dem Princip nach, gänzlich ausgeschlossen, und so fanden sich deren im Ganzen nur wenige, die, wie es scheint, aus Zufall aufgenommen oder in der früheren Stellung belassen worden waren.

Diese Anordnung konnte in einer neuen Bearbeitung der lateinischen Anthologie, wenn anders den oben ausgesprochenen Forderungen der höheren Kritik nur einigermafsen willfahrt werden sollte, in dieser Art und Weise keineswegs beibehalten werden.

---

*) Von dieser Gesammtsumme fallen auf das erste Buch 178 (nicht 177, wie es a. a. O. heifst), auf das zweite 268, das dritte 293, das vierte 406 (nicht 219, wie dort steht), das fünfte 219 (nicht *406*), das sechste enthält die Priapeia in 87 Nummern, dann die Epigr. Luxorii in 94 Nummern und die Dirae Catonis, also in Allem *182* (nicht 94, wie a. a. O. steht.)

Digitized by Google

Das sah auch der Herausgeber wohl ein und darum war er zunächst darauf bedacht, aus der ganzen Masse des vorhandenen Stoffs zuvörderst diejenigen Gedichte auszuscheiden, welche sich als unbezweifelte ächte Reste römischen Alterthums darstellen, deren Verfasser und somit auch die Zeit der Abfassung sich mit einiger Sicherheit bestimmen läfst. Diese bilden in *535* Nummern (worunter *31* neu aufgenommene) den Anfang der Sammlung, geordnet nach den einzelnen Verfassern, wie diese der Zeit nach auf einander folgen. Dann folgen: No. 536—559. *Auctores incertae aetatis* und No. 562—1536 incl. *Carmina, quorum auctores ignoti sunt,* gleichsam als die zweite Hauptabtheilung des Ganzen, dann drittens *Carmina suppositicia* von No. 1537—1606 incl., viertens ein *Appendix* von No. 1607—1615 incl. und zum Schlufs die *Priapeia* von No. 1616 an.

Wir wenden uns zuvörderst zur ersten Abtheilung, welche die römischen Poesien enthält, deren Verfasser, so wie die Zeit derselben, bekannt sind. Wir finden darunter ein und dreifsig Nummern, welche in der Burmann'schen Anthologie fehlen, nämlich mehrere Epigramme aus der ältesten Zeit in Saturnischem Versmaafs (in Allem vierzehn Nummern, wovon nur drei in der Burmann'schen Anthologie), dann auch einige von Varro, Lävius, Martialis, Apulejus u. A. Es umfafst diese Abtheilung fast das ganze Gebiet der lateinischen Sprache und Literatur, von den ersten, noch roheren Anfängen in Saturnischem Metrum an (z. B. die Scipionischen Grabschriften, die Arvalischen oder Salischen Lieder) bis ins zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinab, wo demnach selbst Dichtungen christlicher Zeitalter und Verfasser vorkommen, obschon nach dem Plane des Herausgebers die eigentlich christlichen Epigramme, deren wir jetzt, zumal nach den neuerdings durch Mai bekannt gewordenen, eine ziemliche Anzahl besitzen, ausgeschlossen sind. Daher eine geordnete Sammlung der christlichen Epigramme gewifs wünschenswerth wäre; obwohl Ref. selbst in seiner Bearbeitung der Römischen Literaturgeschichte, ähnlichen Rücksichten, wie Hr. Meyer, folgend, die christliche Literatur, als solche, ausschliefsen zu müssen glaubte, weil sie allerdings ein für sich abgeschlossenes, eigenthümliches, daher von der Römisch-heidnischen Literatur wesentlich verschiedenes Ganze bildet, wünschenswerth wäre darum immer jetzt eine solche Sammlung, weil wir dann die eigenthümliche Richtung und Entwicklung verfolgen könnten, welche die Römische Poesie, in ihrem Ursprung für das Heidenthum be-

Digitized by

rechnet, nun zu andern Zwecken bestimmt, mit Beibehaltung derselben Formen, und mit gleichem Streben, den Mustern der älteren Römischen Poesie, denen auch, als ihren Vorbildern, die heidnischen Dichter der späteren Periode Rom's folgten, sich anzuschliefsen, in Sprache und Ausdruck also einem Virgilius und Horatius so nahe als möglich zu kommen, auch eine in ihrer Art durchaus nicht verwerfliche Weise gewonnen hat, wodurch allerdings, wenn auch nicht die Sprache und der Ausdruck, so doch der ganze Charakter und Geist, das innerste Wesen dieser Poesie sich verändert hat. Man hat diesem Gegenstand offenbar bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, überhaupt in neueren Zeiten die christlichen Dichter Rom's nicht so beachtet und gewürdigt, wie sie es doch billig verdienten. Ref. hofft, dafs es ihm möglich seyn wird, an einem andern Orte sich mit mehr Ausführlichkeit über diesen Gegenstand zu erklären, um insbesondere den Uebergang aus der heidnischen in die christliche Poesie und damit das Entstehen einer in der äufseren Form weit weniger als in dem ganzen innern Wesen, in Geist und Charakter durchaus verschiedenen Poesie und Literatur nachzuweisen und näher zu beleuchten. Interessant genug ist gewifs dieser Gegenstand, auch abgesehen von dem theologischen oder christlichen Interesse, schon von dem rein literärhistorischen Standpunkte aus.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserm eigentlichen Gegenstand zurück, und, indem wir näher den Inhalt jener ersten Abtheilung durchgehen wollen, bemerken wir, dafs der Hr. Herausgeber in der Praefatio ein sorgfältig gearbeitetes Verzeichnifs der einzelnen Autoren, von welchen Dichtungen hier vorkommen, geliefert hat, wie wir ein solches schon früher, freilich in minder vollendeter Gestalt, von dem Herausgeber in den Seebode-Jahn'schen Jahrbb. d. Philol. Suppl. II, 2. p. 181 ff. erhalten hatten. Es folgen demnach in dieser Sammlung auf die oben bemerkten ältesten Reste der Grabschriften der Scipionen u. s. w., Epigramme des Nävius und Eunius, des Plautus und Pacuvius, des Porcius Licinius, Valerius Aedituus, Lucilius, Valerius Soranus (wahrscheinlich eines Zeitgenossen des Varro, wenn er nicht früher ist; vergl. p. XI.), des Manilius (vielleicht dessen, den wir als Verfasser des bekannten astronomischen Gedichtes zu nennen gewohnt sind, wenn nämlich nicht Matius für Manilius zu schreiben ist; s. p. XI.), des bekannten M. Terentius Varro (von diesem eine nicht unbedeutende Anzahl von Epigrammen, die zum Theil zu den vor-

Digitized by Google

züglichsten Ueberbleibseln in dieser Dichtgattung gehören), des Q. Lutatius Catulus, Decimus Laberius, P. Syrus, Laevius, Pomponius (vielleicht des bekannten Atellanendichters), der beiden Brüder Cicero, des Marcus und Quintus, des Tullius Laurea, des J. Cäsar, P. Licinius Calvus, M. Furius Bibaculus, Valerius Cato, nämlich als Verf. der auch in dieser Sammlung, nach Burmann's Vorgang, aber in verbesserter Gestalt wieder abgedruckten Dirae), des Q. Helvius Cinna, des P. Terentius Varro Atacinus, des Pupius (eines Zeitgenossen des Horatius), des Cäsar Augustus und des Mäcenas, des Virgilius, des Cassius Parmensis (indefs das unter seinem Namen aufgeführte Epigramm ist zweifelhaft; s. unten), des Gaetulicus (von dem auch in der griechischen Anthologie einige Gedichte stehen); aber den Namen des Horatius, der nun folgt, würden wir ausgeschlossen haben, da die beiden unter seinem Namen aufgeführten Dichtungen unzweifelhaft einer weit späteren Zeit angehören. In Burmann's Anthologia Latina stehen beide Oden nicht; und wir würden sie wenigstens unter die *Carmina, quorum auctores ignoti sunt* oder unter die *Carmina suppositicia* gesetzt haben. Hr. Meyer urtheilt selbst S. XVIII. von denselben: „*insipidum auctorem indicant.*“ Nun folgen: Aemilius Macer, Caesar Germanicus (in einem ebenfalls bestrittenen Epigramm), Asinius Gallus (der Sohn des berühmten Asinius Pollio), C. Abronius Silo, Albius Libullus (als Verfasser von zwei Priapeischen Gedichten), Matius, Ovidius (als Verfasser eines Priapeischen Gedichtes — vieles Andere wird ihm offenbar mit Unrecht beigelegt), Pedo Albinovanus, Domitius Marsus, Cornelius Severus (der Zeitgenosse des Ovidius), Alphius Avitus (der unter August und Tiberius gesetzt wird), Seneca's Freund Lucilius, Seneca, der Philosoph (unter dessen Epigrammen einige sind, die wir wenigstens unbedingt zu den vorzüglicheren Stücken des Ganzen rechnen, Lucanus (dessen Epigramm übrigens noch unter den Carminibus, quorum auctores ignoti sunt, — No. 839. bei Burmann II, 229. — steht, da der Verf. anfangs einen andern Dichter für den Verfasser hielt, nachher aber den Lucanus als solchen ausdrücklich von Andhelmus — einem Grammatiker des siebenten Jahrhunderts — bezeichnet fand), Volcatius Sedigitus, Nero, Petronius Arbiter, den Hr. Meyer Annot. T. I. p. 73. lieber in das Zeitalter der Antonine oder mit Niebuhr unter Alexander Severus in's dritte Jahrhundert setzen möchte (vgl. p. XXII. T. I.):

Digitized by Google

eine Ansicht, die Ref. nicht theilen kann, da er noch immer bei dem stehen zu müssen glaubt, was er in dieser Beziehung in der Röm. Literaturgeschichte S. 577. 578. 2te Ausg. gesagt hat, und Niebuhr's Ansicht ihm von Orelli vollkommen widerlegt, und durch äufsere wie innere Beweise als unhaltbar nachgewiesen, erscheint. Zahlreiche Epigramme sind von Petronius vorhanden, ob sie freilich alle ächt, d. h. wirklich von diesem Petronius sind, ist eine andere Frage; es scheinen vielmehr manche darunter einer andern Zeit und andern Verfassern anzugehören, fünf insbesondere einem gewissen Petronius Antigenis Pisaurensis, der offenbar in eine spätere Zeit fällt. Nun folgen Turnus, A. Septimius Severus, Rufus Virginius, der jüngere Plinius (von dessen Epigrammen Hr. Meyer S. XXIII. urtheilt: »Hi versus nec arte nec ingenio commendabiles« — sie wollen auch in der That wenig bedeuten und sind gar zu prosaisch), Sentius Augurinus, ein Zeitgenosse des Plinius, Sulpicia, die Dichterin zu des Domitianus Zeit, Valerius Martialis (unter den ihm beigelegten Epigrammen sind aber auch einige, deren Aechtheit bestritten und ungewifs ist), Valerius Probus, Trajanus und Hadrianus, Florus (ein Zeitgenosse des Letztern; ob der Geschichtschreiber?), C. Sulpicius Carthaginiensis, Verfasser von schlecht und unpoetisch geschriebenen Argumenten der Virgilischen Aeneis, Appulejus (unter den ihm beigelegten Epigrammen sind aber auch einige von neuerem Ursprung; die andern ächten gehören zu den besseren Dichtungen der Art), Modestinus (unbekannt, er wäre daher, wie Hr. Meyer S. XXV. selbst gesteht, eher unter die Classe der Auctores ignoti mit seinem Epigramm, das jetzt No. 231. steht, zu verweisen gewesen), der Kaiser Gallienus, Albus Ovidius Juventinus, den unser Herausgeber als einen Zeitgenossen des 965 n. c. von seinem Bruder Caracalla umgebrachten Septimius Antoninus Geta betrachten zu können glaubt, Solinus (das Fragmentum Ponticôn, das Hr. Meyer mit Müllner keineswegs als ein Werk des Varro Atacinus, wie Andere [vergl. des Ref. Röm. Lit. Gesch. S. 184. d. 2ten Ausgabe] behaupteten, betrachtet), Hosidius Geta, als Verfasser der bekannten, auch hier nach Burmann's Vorgang wieder abgedruckten Tragödie Medea, die nach dem richtigen Urtheil Tertullian's nur als ein Virgilischer Cento zu betrachten ist, deren Verfasser aber gewifs später fällt, als der unter dem Kaiser Claudius lebende Consul Hosidius, den Ref. irrthümlich in der Röm. Lit. Gesch. S. 89. —

Digitized by Google

was er nun zu berichtigen bittet, auch sich in seinem Exemplar längst berichtigt hat — als den Verfasser dieses Stücks bezeichnete. Ferner Publilius Optatianus Porphyrius, der unter Constantin, also in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, Pentadius, ein nicht zu verachtender Dichter, muthmafslich derselbe, dem Lactantius seine Institutiones divinae dedicirte; Citerius Sidonius, ein Freund des Ausonius (wenn anders das unter seinem Namen vorhandene Epigramm ächt ist), aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrh.; Latinus Alcimus Avitus zu Bordeaux aus derselben Zeit (vordem in mehrere Dichter zerlegt); Ablavius (Consul 331 p. Chr.), Aemilius Magnus Arborius, ebenfalls aus des Ausonius Zeit; Ausonius; die unter seinem Namen in die Anthologie aufgenommenen Stücke hält indefs Hr. Meyer S. XXVIII. für Werke anderer Dichter; Palladius, Symmachus (doch werden hier drei Dichter dieses Namens, von denen Epigramme auf uns gekommen sind, unterschieden: L. Aurelius Symmachus; dessen Sohn, Q. Aurelius Symmachus, der bekannte Redner, und Q. Aurelius Anicius Symmachus, der mit Boethius 522 das Consulat führte. Von den diesen drei Dichtern zugeschriebenen Gedichten urtheilt indefs der Herausgeber p. XXIX, sie seyen invita Minerva geschrieben); Sedulius, aus der Zeit des jüngern Theodosius; Augustinus, Rufus Festus Avienus, Claudius Claudianus (dessen drei Epigramme aber durch ein Versehen wohl unter die Carmina, quorum auctores ignoti sunt, gekommen, wo sie No. 1082. 1083 und 1121, — bei Burmann V, Cap. 146. 147. 191. stehen, da sie vielmehr in die erste Abtheilung aufzunehmen waren, wie übrigens Hr. Meyer selbst S. XXX. bemerkt; Turcius Rufius Aproprianus Afterius, aus dem Ende des fünften Jahrh.; Mavortius, Patricius, wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Boethius, Priscianus, Phocas, die beiden constantinopolitanischen Grammatiker, Fulgentius, Magnus Felix Ennodius aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, Florentinus, der gleich den nächfolgenden: Flavius Felix, Luxorius Etemundus und Tuccianus, nach Afrika in die Zeiten der vandalischen Herrschaft (429—534.) gehört; bekanntlich erhebt sich die Zahl der von Luxorius noch erhaltenen Epigramme fast bis zu hundert; man erkennt in denselben wohl einen Mann von Talent; aber man kann aus dem Inhalt dieser Dichtungen auch einen Schlufs auf die Verdorbenheit und auf die sittliche Entartung der Vandalen machen. Ferner die Dichterin Eucheria,

Digitized by Google

Eugenius, aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts, Sisebutus aus demselben Seculum, Beda Venerabilis, Julius Speratus, Wandalbertus Prumiensis Diaconus aus dem neunten Jahrhundert; Gerbertus, bekannt als Pabst Sylvester II., Marbodus oder Merobaudas (gestorben 1123), Hildebertus Cenomanensis aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, Alanus aus dem dreizehnten und die *Poetae scholastici*, welche alle Zwölfe, wie der Hr. Verf. S. XXXVI. wahrscheinlich zu machen sucht, in das dreizehnte Jahrh. fallen, Professoren der Pariser Akademie waren und in den noch erhaltenen Poesien uns merkwürdige Reste der gelehrten und poetischen Wettstreite, wie sie damals auf den Akademien üblich waren, überliefert haben; auch zeichnen sich diese Poesien im Ganzen durch eine gewisse Einfachheit und antiken Anstrich vortheilhaft aus.

Unter den *Auctores incertae aetatis* (Ep. 536—559.) finden wir folgende Namen: Regianus, Ponnanus (klingt fremdartig. Der Verf. vermuthet dafür Pompejanus, wie einer der scholastischen Dichter heifst), Caelius Firmianus Symposius, der Verfasser des Räthselbuchs in Versen; Lindinus, Sulpicius Lupercus Servastus junior, Aurelius Romulus, Vincentius, dessen Gedicht: »sensu destitutum« vom Herausg. S. XXXVIII. genannt wird; Coronatus, Donatus, Laetus Avianus, Caesar, Petrus Referendarius, Claudius, Modestus, Valerianus, Reposianus, Victorinus, Tullius Marcus, Vergilius, Laurentius.

Noch bemerkt Ref., dafs die Gedichte *quorum auctores ignoti sunt*, in der Ordnung auf einander folgen, wie sie bei Burmann in den einzelnen Büchern der Anthologia stehen, also zuerst die im ersten Buch enthaltenen, dann die im zweiten und dritten, darauf aber mit Ep. 1024. folgen statt der Epigramme des vierten Buchs vor diesen die des fünften, des gleichen Inhalts wegen. Auch dieser Theil der Sammlung hat einige Vermehrungen enthalten.

Ehe Ref. weiter geht zu den übrigen Abtheilungen der Sammlung, glaubt er wohl die Frage aufwerfen zu dürfen, ob, wenn einzelne Poesien des achten bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert in dieser Sammlung erscheinen, dann nicht auch manche andere ähnliche Dichtungen jener Zeiten, welche jetzt in der Sammlung vermifst werden, eine Aufnahme verdient hätten? Denn andernfalls, wie dies nicht füglich geschehen konnte, so mufsten auch die Gedichte jener Zeiten, die jetzt in der Samm-

Digitized by Google

lung stehen, wegbleiben und ausgeschieden werden; man müfste denn dies als einen triftigen Grund dafür anführen wollen, dafs diese letztern bereits in der Burmann'schen Sammlung waren, demnach wohl ungern der Vollständigkeit wegen in einer neuen Bearbeitung vermifst würden, die doch am Ende wenigstens das Material und den Stoff der früheren Sammlung vollständig wiedergeben soll. Aber damit wird die Inconsequenz bleiben und keineswegs gerechtfertigt seyn. Schwer ist es allerdirgs, hier mit Consequenz und nach bestimmten, entscheidenden Principien zu verfahren; auch steht in der That zu befürchten, dafs, wenn man das Gebiet allzu scharf abgrenzen und abschliefsen wollte, der Umfang einer lateinischen Anthologie gewaltig zusammenschrumpfen würde: ein Umstand, der freilich da, wo es sich um Kritik und Ausscheidung des Wahren und Aechten vom Flitter und vom Falschen mittelst kritischer Forschung handelt, keine Rücksicht verdienen kann. Dann müfste man auch alles das, was, obschon älteren Ursprungs und aus alter guter Zeit, doch seinem Inhalte nach in eine solche Sammlung kleiner, aber selbstständiger Poesien eigentlich gar nicht gehört, ausscheiden, während wir in der neuen Bearbeitung, so wie in der früheren Burmann'schen, noch eine Menge von einzelnen Bruchstücken gröfserer epischer, dramatischer, lyrischer Dichtungen finden, die, weil sie aus dem Zusammenhang herausgerissene und daher oft nicht einmal hinreichend verständliche Stücke, keineswegs aber selbstständige, Ein Ganzes, wenn auch nur in wenig Versen, bildende Poesien sind, streng genommen und consequent, gar nicht in eine solche Sammlung gehören. Denn dann würde man ja die Aufnahme einer Menge ähnlicher Fragmente (die jetzt nicht in der Sammlung vorkommen) mit gleichem Recht verlangen können, dadurch aber die Sammlung so anschwellen, dafs sie am Ende zu etwas ganz Anderem würde, als wozu sie ursprünglich bestimmt war, eine Sammlung der verschiedenen kleineren aber selbstständigen Dichtungen epigrammatischer Art in einem abgeschlossenen, wohlgeordneten Ganzen. Denn darin — in der Verbindung und Vereinigung der einzelnen kleinen, aber doch vollständigen und selbstständigen Dichtungen — nicht aber in der Zusammenstellung aller und jeder Dichterfragmente epischer, komischer, tragischer, lyrisch-elegischer Art erblicken wir das charakteristische Abzeichen einer Anthologie, in dem Sinne, wie das griechische Alterthum und wie wir jetzt diesen Namen aufzufassen gewohnt sind. Wollte man also mit strenger Consequenz verfahren, so waren alle die einzelnen, mehr oder

Digitized by

minder aus dem Zusammenhang herausgerissenen Fragmente epischer und dramatischer Dichtungen, die jetzt hier als eigene selbstständige Gedichte aufgeführt sind, auszuscheiden. Der Herausgeber hat diesen Grundsatz einigemal befolgt, und demgemäfs Mehreres weggeworfen, was sonst in der Sammlung vorkam; aber er hat ihn in sehr vielen andern Fällen verlassen und Dichtungen beibehalten, die, diesem Princip gemäfs, auf gleiche Weise behandelt, d. h. ausgeschieden werden mufsten.

So ist z. B. das in der Burmann'schen Anthologie V, 51. stehende Fragment aus des Germanicus Prognostica von Hrn. Meyer in seine Sammlung nicht aufgenommen worden, weil es unlängst von Hrn. Orelli nebst den andern ähnlichen Resten auf's Beste herausgegeben worden sey (vgl. p. XVIII. u. Annot. p. 60. Tom. I.); auch nach unserem Ermessen, gehörte diese Dichtung als einzelnes, aus dem Zusammenhang herausgerissenes Fragment gar nicht in eine Anthologie. Eben so wenig gehörte dann auch dahin Ep. 20. (Anth. III, 135.), ein von Appulejus uns aufbewahrtes Stück einer Dichtung des Ennius, über deren Titel man noch nicht einmal recht im Reinen ist; unser Herausgeber nennt sie *Hedypathetica*; desgleichen 21 und 22. (Anth. II, 39. 42.), Fragmente aus den Annalen desselben Ennius; ferner Ep. 40. (Anth. III, 9.), ein Fragment wahrscheinlich aus einer Tragödie oder aus einem didaktischen Gedichte des Terentius Varro, und so scheinen selbst die folgenden Nummern 42—51. incl. nur einzelne, aus dem Zusammenhange gröfserer Dichtungen herausgerissene Fragmente desselben Varro zu seyn, die eben darum, weil sie kein bestimmtes, in sich abgeschlossenes Ganze Eines Gedichts bilden, nicht in einer Anthologie Platz finden können, wenn man nicht alle ähnlichen einzelnen Sentenzen oder Denksprüche, wie sie in den Komikern und Tragikern oder bei den Mimen reichlich vorkamen, aus den noch vorhandenen Stücken, wie aus den verlorenen, ebenfalls in die Anthologie aufnehmen will, wodurch freilich eine Anthologie zu etwas ganz Anderem wird, als was sie ihrer Natur nach ist und seyn soll. So ist Ep. 54. (Anth. II, 212.), auf einen reichen Geizhals gedichtet, aus einem Mimenstück des Laberius, das uns leider verloren gegangen, entlehnt, und Ep. 55. (Anth. III, 101.) folgt desselben Laberius berühmter Prolog, dessen Aufnahme wir noch eher uns zu entschuldigen getrauten. Aber Ep. 57. (Anth. III, 132.) ist wieder ein Fragment aus einem Mimenstück des Syrus; Ep. 58, was neu aufgenommen worden, ein aus dem Zusammenhang herausgerissenes Stück einer Dich-

Digitized by Google

tung, angeblich der Eratepägnien eines Dichters Laevius, den man mit Weichert füglich als einen Zeitgenossen des Cicero, Varro Atacinus u. A. betrachten kann; Ep. 66. (Anth. V, 41.) ist ein Bruchstück aus einem gröfseren Gedichte des Quintus Cicero, astronomischen Inhalts, was auch Hr. Meyer (Annot. p. 26. T. 1.) selbst richtig bemerkt. Ep. 78. (Anth. V, 48. 49.) enthält ein gröfseres Stück aus des Varro Atacinus Chorographia, einem gröfseren didaktischen Gedichte (vgl. Röm. Lit. Gesch. S 183 f.); Ep. 81. (Anth. I, 53.) ist offenbar aus einem gröfseren Gedichte, etwa einem Hymnus des Mäcenas, herausgenommen; denn worauf soll das *inquit* im ersten Verse sonst zu beziehen seyn, als auf etwas vorausgegangenes, das jetzt fehlt? Auch die drei Verse, aus denen Ep. 113. (das bei Burmann nicht vorkommt) besteht, sind aus dem Zusammenhang eines gröfseren astronomischen Gedichtes herausgerissen, wie auch Hr. Meyer Annot. p. 59. T. I. selbst anerkennt; desgleichen Ep. 116, ebenfalls hier neu aufgenommen, ein Fragment der Ornithogonie des Aemilius Macer; ferner Ep. 119. (Anth. I, 104.), aus zwei Versen, von denen Hr. Meyer selbst sagt (p. 61. Annot. l.): »Fragmentum sunt longioris poematis;« oder Ep. 120. (Anth. III, 189.) die einzelnen Verse aus den Mimijamben des Cn. Maltius; Ep. 121. (Anth. II, 121.), das bekannte Stück des Pedo Albinovanus, aus der Beschreibung des Zugs, den Germanicus mit seiner Flotte durch die Ems in die Nordsee machte; Ep. 124. (Anth. II, 267.), einzelne Verse aus einem Gedichte des Alphius Avitus, dessen Gegenstand die Verrätherei des Schulmeisters zu Falerii, der seine Schuljugend an Camillus übergeben wollte, war; Ep. 141. (Anth. III, 8.) vom Herausgeber selbst als Fragment »ex libro primo Troicôn« des Kaiser Nero bezeichnet. Auch Ep. 190. (Anth. VI, 94.) ist Fragment aus einer Satire eines, freilich nicht näher bekannten Dichters Turnus. Ep. 191 und 192. (Anth. I, 27. III, 57.) sind ebenfalls solche Reste gröfserer lyrischer Dichtungen des Septimius Serenus. Ep. 198. (Anth. III, 251.), unbedeutendes Fragment aus des Solinus Pontica, von Einigen auch als Theil der schon oben erwähnten Chorographia des Varro Atacinus betrachtet, in jedem Fall aber ein aus dem Zusammenhang herausgerissenes Bruchstück eines gröfseren Gedichtes, Ep. 284. (Anth. V, 47.) ein Stück aus einem astronomischen Gedichte des Priscian u. s. w.

Aber aufser diesem finden wir noch eine weitere Anzahl von Gedichten in diese erste Abtheilung aufgenommen, die zum Theil

Digitized by Google

anerkannt unächt oder falsch oder verdächtig sind, zum Theil auch, als gröfsere Gedichte und in ganz andere Kreise der Poesie fallend, in einer Anthologie füglich nicht erwartet werden. Wir haben bereits oben der angeblich Horazischen Oden gedacht, die unbezweifelt späteren, vielleicht ganz neuen Ursprungs sind. Als Grund der Aufnahme führt der Herausgeber S. 59. Annotat. T. I. folgendes an: »Cum in Anthologia multa sint suppositicia carmina, has duas odas, quae Burmanni demum tempore ferebantur, praetermittere nolui.« Warum aber sind beide — No. 114 und No. 115. — nicht unter die Abtheilung der Suppositicia oder in den Appendix gebracht worden, sondern mitten unter den ächten Resten römischer Poesie des goldnen Zeitalters aufgeführt? Dagegen sind aus Versehen einige Epigramme Claudian's unter die spätere Abtheilung gebracht, wie gleichfalls oben bemerkt worden. Ep. 224. (Anth. II, 237.) enthält nichts weiter als fünf Verse aus dem noch vorhandenen Gedicht des Terentianus De metris, von denen der Herausgeber (Annot. p. 93. T. I.) selbst sagt: »Hoc epigramma ex Anthologia delendum erat, quia versus sunt ex Terentiani carmine de metris 2182—2187.« Demungeachtet stehen sie hier noch als ein Epigramm unter den übrigen. Unter No. 11. ist ein neues Epigramm gemacht worden aus der bei Livius I, 26. stehenden alten Gesetzesformel, wie selbige durch Niebuhr in Verse umgesetzt worden ist. Wir halten dies Alles für höchst unsicher und würden darum diesem angeblichen Gedichte, eben weil wir es für keins halten, keine Stelle in dieser Sammlung eingeräumt haben. Höchst verdächtig ist Ep. 63. (Anth. II, 128.), ein aus zwei Versen bestehendes Gedicht, wie wir es nicht einmal von Cicero, der doch bekanntlich kein grofser Poet war, erwarten dürfen. »Epigramma,« sagt Hr Meyer S. 25, »non a Cicerone sed a Pithoeo vel Scaligero ex Macrobii verbis (Saturn. II, 3.) compositum esse puto.« Und er mag wohl Recht haben. Zweifelhaft ist Ep. 70. (Anth. III, 10.); wir würden dieses gleich dem vorher genannten unter die Suppositicia genommen haben. Auch Ep. 111. (Anth. V, 141.) mit der Aufschrift: „*Virgilii Vir bonus*, erscheint verdächtig und Hr. Meyer hat wohl Recht, wenn er schreibt: „Inter carmina Ausoniana legitur p. 529. Sed nec Virgilii neque Ausonii esse videtur.« Ob es ganz neueren Ursprungs ist, wagt Ref. nicht zu entscheiden.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 57. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Anthologia Latina, ed. Henricus Meyerus.

(Beschlufs.)

Ep. 112. (Anth. I, 135.), angeblich von Cassius Parmensis, erscheint nach den Bemerkungen des Herausgebers (der es übrigens doch unter den ächt römischen aufgeführt hat), S. 59. der Annotat. T. I. als ein neueres Product, und wäre demnach auszuscheiden. Ep. 133 und 134. (Anth. III, 118. 151.), angebliche Epigramme des Seneca, erregen gleichfalls Verdacht und wäre demnach in die Classe der Suppositicia zu setzen. »Utrumque deterioris aevi est,« sagt Hr. Meyer S. 67. Annot. T. 1. Auch Ep. 185. (Anth. I, 99.) halten wir mit Weichert für neueren Ursprungs; Ep. 230. (Anth. III, 231.) mag gleichfalls neuerer Zeit angehören. Einige von diesen sind zwar auch vom Herausgeber selbst p. XL seq. der Vorrede als Producte späterer Zeit mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit bezeichnet worden, wie er denn überhaupt folgende Epigramme dieser ersten Abtheilung als verdächtig bezeichnet: Ep. 63. 69. 70. 87. 88. 97. 98. 99. 112. 114. 115. 117. 133. 185. 225. 230. 253. Ref. kann nur seine frühere Bemerkung wiederholen, warum nicht diese Epigramme, wenigstens diejenigen, deren späterer Ursprung kaum einem Zweifel unterliegen kann, ausgeworfen und unter die Supposititia gebracht worden. Endlich stehen auch in der ersten Abtheilung noch eine Anzahl Gedichte, die allerdings, mag auch über die Verfasser Streit und Ungewifsheit herrschen, dem Alterthum angehören, aber theils der lyrisch-elegischen oder satyrischen oder epischen oder selbst dramatischen Poesie angehören, über deren Aufnahme also dieselben Bedenklichkeiten, wie bei den oben bezeichneten Fragmenten obwalten, weil auch hier wieder manche andere Poesien, die jetzt nicht in der Sammlung stehen, ein gleiches Recht der Aufnahme ansprechen könnten. Der Herausg. wollte jene aber wahrscheinlich aus dem Grunde nicht weglassen, weil sie auch in der Burmann'schen Anthologie stehen, und man dann leicht seiner Sammlung Mangel an Vollständigkeit hätte vorwerfen können. So steht Ep. 106, aus Antholog. II, 122. die angebliche Elegie des Virgil's auf Messala, die nach unseres Herausgebers

Digitized by Google

Urtheil denselben Verf. hat, wie die Elegien auf den Tod des Mäcenas, welche ebenfalls unter Virgil's Namen aufgeführt werden, aber das Product eines später lebenden Grammatikers zu seyn scheinen. (Ep. 109. 110. Anthol. II, 119.) Aufser diesen folgt Ep. 107, ebenfalls nach Burmann's Vorgang (Anth. III, 293.), Virgil's *Copa*. Dann hätte man freilich auch den Culex, Ciris und Moretum, zur Vervollständigung und Vereinigung aller dieser kleineren unter Virgil's Namen gehenden Dichtungen, die, man mag auch über den oder die Verfasser denken, wie man will, immerhin in die classische Periode der Römischen Literatur fallen, erwarten können. *) Unter Ep. 108. kommen, gleichfalls nach Burmann (Anth. T. II. p. 649.), die bald dem Virgil, bald dem Valerius Cato, bald Andern zugeschriebenen Dirae, die aber hier, was wir billigen müssen, nicht in der zerrissenen Gestalt erscheinen, die man in neuerer Zeit diesem Gedicht geben wollte. Unter Ep. 233. (nach Anthol. V, 143.) finden wir: Albi Ovidii Juventini Elegia de philomela; und unter Ep. 235. den Virgilischen Cento: Hosidii Getae Medea tragoedia, der freilich auch bei Burmann (I, 78) steht, aber darum noch nicht, wie wir glauben, in eine Lateinische Anthologie gehört. Dann hätte man z. B. auch den Querolus des Plautus, ein ähnliches Machwerk späterer Zeit, in eine solche Anthologie aufzunehmen, und daran hat doch noch Niemand, unseres Wissens, gedacht. — Auch zwei Epithalamien, ein kürzeres des Kaisers Gallienus, ein grösseres des Patricius (Ep. 232. 283.), sind aus Burmann Anth. III, 258. und VI, 89. in diese Sammlung übergegangen. Ein anderes steht unter den Gedichten des Luxurius Ep. 87, hier als Ep. 1143.

Doch Ref. hat sich vielleicht schon zu lange bei diesem Theil der Sammlung — unstreitig aber auch dem wichtigsten und bedeutendsten — aufgehalten; er mufs nun noch Einiges über die andern Theile der Sammlung bemerken. Wir haben bereits oben bemerkt, dafs von No. 560. an bis 1536. die Gedichte folgen, deren Verfasser nicht bekannt sind, nach der Ordnung und in der Folge, wie sie bei Burmann stehen, mit Ausnahme der Umstellung des vierten und fünften Buchs. Auch darunter wird man einzelne Gedichte finden, die vielleicht ihrer rein epischen oder

*) Die sogenannten Catalecta des Virgil's sind, wie billig, alle hier aufgenommen; über die Aechtheit oder Unächtheit dieser, so wie der übrigen unter Virgil's Namen gehenden Dichtungen hat der Herausgeber S. XVI seq. seine Ansichten ausgesprochen.

Digitized by Google

lyrischen Natur nach, nicht in eine Anthologie, wenn man streng an diesem Wort in dem oben bemerkten Sinn festhalten will, gehören, auch manche, die höchst wahrscheinlich neueren Ursprungs oder doch in dieser Beziehung sehr verdächtig sind, wie man aus dem Verzeichnifs des Herausgebers S. XLIII ff. ersehen kann. Die *Carmina Supposititia*, welche von No. 1537—1606 incl. reichen, enthalten kein Gedicht, das nicht auch in des Ref. Augen verdächtig, d. h. neueren Ursprungs zu seyn schiene; die Abtheilung hätte, nach dem, was wir vorher bemerkt haben, allerdings an Umfang noch erweitert werden können. Nun folgt ein *Appendix* (Ep. 1607—1615 incl.), dessen Inhalt allerdings auch nicht Producte des römischen Alterthums, sondern Erzeugnisse neuerer Zeit errathen läfst. Den Schlufs des Ganzen (Ep. 1617—1704.) bilden dann die *Catalecta veterum poetarum in Priapum.* Ref. würde diese Gedichte, welche doch grofsentheils anerkannt alt und ächt sind, und meist in die besseren Zeiten der Römischen Literatur fallen, nicht am Schlufs des Ganzen, hinter den ungewissen und verdächtigen Poesien und hinter den Productionen neuerer Zeit, aufgeführt, sondern vor dieselbe gestellt und den ächten Dichtungen römischer Zeit angereiht haben, um mit ihnen Ein Ganzes zu bilden, das freilich noch immer nicht den Umfang und den Reichthum und die Abwechslung darbietet, welchen die griechische Anthologie uns zeigt. So liefse sich dann freilich eher eine Vergleichung anstellen dessen, was die Römer, mit dem, was die Griechen auf diesem Felde und in diesem Zweig der Poesie geleistet haben: eine Vergleichung, wobei denn auch die aus der römischen Sammlung ausgeschlossenen Dichtungen des Martialis berücksichtigt werden müfsten. Zu welchen Resultaten eine solche Vergleichung führen würde, mag einem andern Orte auszuführen überlassen bleiben.

Nun hätte noch Ref. die andere Seite zu berühren und über die kritische Behandlung des Einzelnen, d h. über die Wortkritik zu reden, er hätte nachzuweisen, was in dieser Hinsicht von dem Herausgeber geleistet worden. Allein dies würde ihn offenbar zu weit führen; er begnügt sich daher mit der allgemeinen Bemerkung, dafs der Text unstreitig in dieser neuen Ausgabe Viel gewonnen und wesentliche Verbesserungen und Berichtigungen erhalten hat, die wir um so weniger einzeln namhaft zu machen brauchen, als jede Seite des Buchs davon den Beweis liefern kann. Die äufsere Einrichtung ist folgende. Der erste Band enthält aufser der Praefatio den Textesabdruck

Digitized by Google

von 875 Nummern, und dann hinter denselben, mit neu anfangender Seitenzahl, die Annotationes dazu, meist kritischer, bisweilen auch exegetischer Art. Der zweite Band enthält den Rest, bei gleicher Einrichtung in Absonderung des Textes und der Annotationes. Dazu kommen noch *Addenda*, zum Text, wie zu den Anmerkungen, und ein, allerdings sehr nothwendiger *Index Epigrammatum*, in welchem neben den beigesetzten Nummern der neuen Sammlung, auch die der Burmann'schen Anthologie beigefügt sind. Daran schliefsen sich noch zwei Namenzerzeichnisse der Dichter selbst, von welchen Gedichte vorkommen.

Chr. Bähr.

Historische Schriften von G. G. Gervinus. II. *Geschichte der deutschen Dichtung.* I. *Leipzig, bei W. Engelmann*, 1835.

Die Sitte, seine eignen Bücher anzuzeigen, ist neuerdings so allgemein geworden, dafs ich mich wohl für entschuldigt halten darf, wenn auch ich Gebrauch davon mache. Ich darf es vielleicht um so mehr, als ich ein Werk anzeige, das in seiner ganzen Manier eine Grundregel der historischen Schreibart, nach welcher der Geschichtschreiber vor seinem Gegenstande wegfallen und dieser in voller Objectivität hervortreten soll, vollkommen verleugnet. Der Verfasser erscheint hier auf jeder Seite mit seinem Urtheil, mit seinen Ansichten, hier und da selbst belehrend, sogar vielleicht wo es unnöthig ist, ja auch gradezu mit Person und Namen in dem Buche, und er beharrt wie absichtlich in dieser Weise, die von der streng objectiven Manier der meisten heutigen Geschichtschreiber sehr absticht. Warum sollte es ihm nicht erlaubt seyn, auch in einer Selbstanzeige von sich und seinem Buche zu reden? Ich halte es für Unwesen, diese sogenannte objective Manier, die in alle unsere historischen Productionen einreifst, wenn sie soweit geht, dafs man den Menschen in dem Autor nicht erkennt, dafs man über lauter Belehrung keine Empfindung, vor lauter Verstand kein Gemüth sieht. Ich weifs von keiner anderen Objectivität, als von der, die in dem Einklang der Natur eines Schriftstellers mit der allgemein menschlichen Natur überhaupt liegt; kein anderes Kriterium für den Werth eines Werkes, als wenn die Menschen nach Ort und Zeit in der Mehrheit mit dessen Resultaten zusammenstimmen. In historischen Werken das Urtheil den Lesern frei zu lassen, ist

Digitized by Google

allerdings ein Hauptgesetz der historischen Darstellung. Nur muſs man dann auch den Lesern der Mehrzahl nach ein Urtheil zutrauen dürfen. In politischen Dingen darf man das; es giebt da in der Regel nur wenige scharf geschiedene Seiten und Gesichtspunkte. In Sachen des Geschmacks ist das weit anders. Standpunkte und Maaſsstabe sind da unendlich verschieden. Ich muſs dem Leser sehr deutlich machen, welcher der meinige ist; dann erkennt er um so leichter den seinigen, beurtheilt mich und meine Ansicht nicht schief und läſst sie eher neben der seinigen gelten. Ich halte es daher noch nicht für möglich, ein Werk der Kunstgeschichte zu schreiben, ohne eine solche unhistorische Manier anzunehmen, so lange nicht autorisirte Grundregeln der Aesthetik allgemein gültig sind. Wie viel diese Manier den Werth eines Werkes schmälert, wie anstöſsig sie es bei den Lesern macht, die auch in einer streng geschichtlichen Behandlung die Grundlage meiner Urtheile ohne ausführliche Hindeutungen gefunden hätten, weiſs ich nur zu wohl und es ist mein Lieblingsgedanke, später ein zweites Werk oder eine zweite Auflage von dem halben Umfange etwa auf dieses vorausgegangene zu gründen, und darin zu versuchen, unter vorausgesetzter Bezugnahme auf jenes jeden ungeschichtlichen Auswuchs zu entfernen.

Daſs ich dies in dieser ersten Ausgabe nicht gethan habe, bereue ich in keiner Weise. Ich glaube eben durch die angenommene Behandlungsweise jeden Leser leicht zu überzeugen, daſs meine Urtheile über Werth und Bedeutung der Dichtungen unserer Nation die Frucht eines Quellenstudiums und einer nach meinen Kräften ausgebildeten und in sich geschlossenen Einsicht sind, von der ich sogar glaube, daſs ich sie in reiferem Alter schwerlich jemals ändern, und sollte ich es doch, daſs ich sie gewiſs mit keiner bessern vertauschen werde, weil ich das höhere Alter nicht für die angemessenste Periode halte, in Sachen des Geschmacks zu urtheilen, wofür mehr die Zeit geeignet ist, wo sich sinnliche Kraft und Phantasie in dem Menschen noch mit der verständigen Beurtheilung messen. Ich glaube Jedermann dadurch so gegen mich über zu stellen, daſs man den untrennbaren Zusammenhang meiner Ansichten sogleich erkennt und daſs man mit mir nicht über Einzelnes wird mäkeln, mich im Einzelnen nicht wird zurechtweisen wollen. Man wird mir darum nicht unbedingt beitreten, aber man wird mich toleriren, wie man jede fertige Individualität tolerirt. Den Charakterlosen versuche ich zu bes-

Digitized by

sern; den Charakterfesten freue ich mich eher in sich zu erkennen und setze nichts aus, wo ich Alles als Ausfluſs der innersten Natur ansehen muſs, wenn es mir auch noch so wenig zusagt. Ich glaube, ich habe es meiner Unverholenheit zu danken, daſs mir so anerkennende Urtheile von so ganz verschiedenen Seiten her geworden sind. Was kann es Verschiedeneres geben, als die Art, wie Jakob Grimm und wie Rosenkranz unsere alte Literatur betrachten? Was wieder Verschiedeneres, als meine Betrachtungsart von der ihrigen? Und doch ehrt mich die auszeichnende Anerkennung Beider, oder sollte eine so selbstverleugnende, so allen gelehrten Eigensinn ablegende Anerkennung vielleicht mehr die Männer selbst ehren?

So lange das ganze Werk nicht erschienen ist, wird man die strenge Consequenz der inneren Structur desselben nicht füglich erkennen können. Und daher mag es kommen, daſs Verschiedenes in dem Buche sich willkührlich, launenhaft, und gelegentlichen Einfällen ähnlich ausnimmt, was nichts weniger ist als das. Besonders hat der Herausgeber des Freydank einige Ausstellungen daran gemacht, die, wenn sie gegründet wären, das ganze Werk in seinen Grundfesten erschüttern würden. Ich fürchte, daſs ich ihn durch einige Rücksichtslosigkeit, die vielleicht eine Unart an mir ist, gereizt und veranlaſst habe, einige Ungerechtigkeit an mir zu üben, und ich wünschte, daſs sich das freundlich ausgliche. Es ist gar nicht der Drang, eine Antikritik zu schreiben, der mich auffordert, Einiges auf die Urtheile über mein Buch zu erwiedern, sondern eine aufrichtige Freude, mich offen im Interesse der Wahrheit mit Männern zu unterhalten, die mir vielfach so nützlich seyn können. Einzelne Unsicherheiten im Factischen muſs ein Werk, wie das meinige, nothwendig an sich tragen; gewiſs können mir deren von unseren altdeutschen Philologen mancherlei nachgewiesen werden und ich werde sie mit groſsem Danke hinnehmen; *) hier und da hat man mich aber in dieser Hinsicht für zu unvorsichtig gehalten. Der Herausgeber des Freydank nennt meine Behauptung, daſs man zu dessen Zeiten angefangen habe, unverschämt zu borgen,

*) So die Zurechtweisung Jakob Grimm's über den Jonas im Beowulf. Ich hatte das Gedicht früher gelesen, hatte es aber bei der Ausarbeitung meines Buches nicht zur Hand und wollte mir den Eindruck aus Turner's Analyse zurückrufen. Dieser hat mich zu jenem Irrthume verführt.

Digitized by Google

ohne Grund. Nachgeahmt, sagt er, habe man zu allen Zeiten. Aber nicht in Zeiten der Selbstständigkeit; wenigstens haben in solchen Zeiten nicht die Häupter einer Kunst oder Wissenschaft nachgeahmt. Wen ahmten denn Veldegk, Werner, Lamprecht, Konrad, Thomasin, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Walther nach? Aber wen die Konrad, Rudolf, Albrecht u. A. nachahmten, weifs man gleich. Ich habe in der That unter meinen Ausdrüchen borgen, benutzen, ausschreiben nicht mehr gemeint als entlehnen oder nachahmen, und das hat der Verfasser des Titurel gewifs unverschämt gethan; mufs man grade bei lyrischen Dichtern stehen bleiben, um einen solchen Ausspruch zu erhärten? das hat Freydank gewifs unverschämt gethan, wenn er nicht Walther ist, oder hätte es gethan, wenn nicht das Entlehnen von sprüchwörtlichen Aussprüchen (nicht Ansprüchen sollte es heifsen, denn so gedankenlos schreibe ich nicht und würde es als Recensent keinem Schreiber ungerügt hingehen lassen) ihn entschuldigte. Dafs grade Walther auch von Anderen unverschämt benutzt ward, habe ich nicht gesagt; dafs Reimar von Zweter ihn zum Muster nahm, darüber kann wohl Niemand streiten, wer Dichtungen im Zusammenhange liest, denn wer aufser Beiden hätte so das Auge zugleich auf Alles, auf Kirche und Staat, auf alle Laster und Tugenden gerichtet, von einzelnen Reminiscenzen gar nicht zu reden, wie z. B. S. 148:

Von sinewellen muote ein man
Zuo swem der walget der walget ouch von im hin wider dan u. s. w.,

auf die ich überhaupt weniger Werth lege. Den Singenberg nennt der Hr. Herausgeber selbst als einen Nachahmer (denn ein Schüler ist nicht nothwendig ein Nachahmer); Anderen sind die Nachahmungen des Walther im Walther von Prisach, in Günther von dem Forste, im Teschler aufgefallen; mir selbst im Walther von Metz und Rubin, die ich alle im 2ten Bande noch nenne. Dies sind also genug Beispiele, um meinen Ausspruch zu rechtfertigen. Dafs Freydank gleiche Schicksale mit Walther gehabt, habe ich gar nicht gesagt, denn ich glaube immer sehr genau zu wissen, was ich sage; ich sagte nur, man nehme es zur Erklärung hinzu, weil es doch sehr wahrscheinlich ist, dafs beide den Kreuzzug gemacht haben; man nehme es hinzu, falls man sich ohne dieses die Aehnlichkeiten zwischen Freydank und Walther nicht erklären kann. Denn immer würde ich lieber zehn Wahrscheinlichkeiten zur Erklärung einer feststehenden Meinung auf-

Digitized by

bieten, als dafs ich diese mit einer Unwahrscheinlichkeit vertauschte. Ich glaube daher, dafs diese Annahme einer Identität beider Dichter auf weit geringerer Basis ruhe, als meine Einwürfe; und ein blofser Hauch von oben sind meine Anführungen nicht. Ich habe die Quellen der deutschen Dichtung gelesen, wenn auch nicht in Excerpte redigirt, und für jeden Ausspruch, der den Charakter von einiger Allgemeinheit trägt, hafte ich mit Belegen, wo er materiell belegbar ist.

Der welsche Gast sey einer von den Lichtpunkten, an denen ich die Geschichte der deutschen Poesie entwickle, sagt der Herausgeber ferner. Der deutschen Poesie? Ich habe mehrmals gesagt, dafs ich ihn hauptsächlich nur dazu brauche, um die Ansicht eines Mannes der Zeit von den Ritterpoesien mitzutheilen; und ich habe sehr bestimmt hinzugefügt, dafs ich ihn als einen Lichtpunkt für die Geschichte der Philosophie halte, nicht für die Dichtung; und dies allerdings, weil das Buch geistvoll und original ist. Wenn der Herausgeber des Aristoteles Ethik, und was sich im Mittelalter darauf baute, kennt, nud er vergleicht diesen welschen Gast damit, so sollte mir es leid seyn, wenn er nicht noch mit volleren Händen dem Thomasin zutheilte, was ich that. Es ist wahr, ich liefs mich verleiten, aus dem Buche Auszüge mitzutheilen, die vielleicht nicht in dieser Ausdehnung in eine Geschichte der Poesie gehören, allein was thut das in einem Buche von so allgemeiner Tendenz wie das meine. Thomasin ist wenig bekannt; es fragt sich nur, ob das, was ich daraus mittheilte, darin steht, und wenn das ist, so möchte ich wohl wissen, wer das für jene Zeit unbedeutend findet! Woher ein Mann seine Weisheit hat, ob aus dem Buche oder aus dem Volke, wenn es nur Weisheit ist, so ist mir's einerlei; ja ich meine, es gehört viel mehr dazu, auch trotz dem Buchstudiren eine natürliche und gesunde Weisheit festzuhalten, wie die des Thomasin ist; wenigstens sehe ich nicht, dafs unseren Buchgelehrten viel dergleichen über ihre Lectüre übrig bleibt. Thomasio ist nicht blos ein verständiger, sondern ein Mann, der in das Verhältnifs der Tugenden und ihre Natur tief eingedrungen ist; der, falls keine Quelle ihn verräth, ganz selbstständig gedacht hat, und ein so eigenthümliches inneres Verhältnifs zwischen seinem Moralsystem und seiner Zeit und ihren Sitten öffnet, wie Aristoteles für seine Zeit that; er ist nicht nur ein praktischer, sondern er ist ein edler Mann von ideal schöner Denkart; er hat vielleicht, weil ihm das Deutsche schwer fällt, keine frische und

Digitized by Google

belebte Rede, aber er hat eine volle Brust, und wo ihm die überquillt, ist mir sein Stammeln lieber als das Geplauder von zehn anderen seiner beredten Zeitgenossen. Stubenluft aus einem Gedichte, das des Sokrates schlichte Tugend lehrt!! Dann darf man wohl diese Stubenluft segnen! Genialen Geist in einem Lehrdichter würde ich überhaupt nicht leicht suchen, denn ein Lehrgedicht ist ein Zwitterding, auf das ein Genie überhaupt nicht leicht verfallen kann. Was in einem Lehrdichter genial seyn kann, muſs seine moralische Gesinnung seyn und die ist's im Thomasin. Genial ist in Thomasin eben die gute Natur und der gesunde Sinn, welche ihn den Grundfehler seiner Zeit treffen und darauf sein ganzes Buch beziehen lassen. Ob ihm das selbst deutlich war, darauf kommt gar nichts an, im Buche aber liegt's; und hier würde ich mich am wenigsten in meinem Urtheil irren lassen. Denn hier bin ich in meinem eigenthümlichen Felde. Einzusehen, wie sich in der Geschichte die historischen Ideen, ihrer Natur nach an den Ereignissen selbst unerkennbar, nur in unsichtbarer Begleitung der Begebenheiten kund geben und eigentlich nur errathen, wenn aber dies gelungen ist, als die Seele alles Geschehenden beobachten und in ihrer Entwicklung verfolgen lassen; einzusehen, wie sich ein tüchtiger Mann der Ideen, die in seiner Zeit wirksam sind, bemächtigt, sich den bestehenden anschlieſst oder neu entstehende zu fördern weiſs, dies ist die tiefste Aufgabe der Geschichte, ja ich weiſs nicht, ob nicht alles allgemein menschlichen Wissens überhaupt, da an diesen Ideen sich die Weltregierung dem forschenden Geiste des Menschen offenbart. Hier mit Sicherheit zu urtheilen, fordert, daſs man die Geschichte zum eigenen Studium gemacht hat, die leider ein Jeder auch ohne Studium nebenbei zu verstehen und behandeln zu können glaubt; es ist gewiſs nicht übertrieben, wenn man sagt, daſs auf 100 Geschichtschreiber von Profession sogar noch nicht Einer kommt, der davon nur einen Begriff hat. Und daſs davon auch überhaupt nur der einen Begriff erlangen kann, der zugleich von oben und von unten sich den Dingen nähert, der das Einzelne kennt, aber es im Groſsen zu überschlagen weiſs, der sich nicht so sehr im Material verliert, daſs ihm die Idee nicht immer wichtiger bleibe als das Material, dies ist wohl von selbst klar. Der geschichtlich-darstellende steht dem geschichtlichen Forscher und Kritiker hier stets gegenüber; jener steht diesem überall auf den Schultern und ist ihm überall verpflichtet; dieser, der den Anderen trägt, kann sich der Natur der Sache nach nicht

Digitized by

einen so weiten Gesichtskreis öffnen. Darum muſs aber auch Einer dem Anderen die Hand reichen zur friedlichen Vereinigung, der Lahme dem Blinden seine Augen, der Blinde dem Lahmen seine Füſse freundlich leihen, denn man kann das hyperbolisch sagen, daſs der Forscher wenigstens nicht fernsichtig ist, der künstlerische Darsteller nicht auf eignen Füſsen ruht. Es ist nicht damit gesagt, daſs die Eigenschaft des Einen die des Anderen jedesmal ausschlieſst, und ich glaube, es ist mir von Hrn. W. G. Unrecht darin geschehen, daſs er mich zu sehr in nebligen Höhen gesehen und niemals in den Tiefen vermuthet hat. Dies ist mir an Einer Stelle sehr aufgefallen, wo er mir vorwirft, ich habe Thomasins *milde* und *erge* nicht verstanden, ich hätte es statt Milde und Argheit mit Freigebigkeit und Geiz übersetzen sollen. Gewiſs, ich will mich an altdeutscher Sprachkenntniſs mit einem so gründlichen Manne dieses Faches nicht messen; ich könnte mich vielleicht hier und da an schwierigen Stellen irren (und habe es wahrscheinlich in Note 255. gethan, wo ich in die dort citirte Stelle etwas gelegt habe, was schwerlich darin liegt), allein wenn Hr. G. meine Unerfahrenheit so gar zu arg denkt, so thut er mir doch gewaltig Unrecht. Es ist recht gut, daſs mir dabei noch einmal Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, wie fein und scharf dieser Thomasin denkt, und dies aus diesem letzten Kapitel, das ich in meinem Buche nicht erwähnte, und in dem Hr. Gr. in breitem Styl nichts als wohlgemeinte Lehren sieht. Ich weiſs nicht und habe gerade nicht die Zeit nachzuforschen, ob gerade jeder Deutsche des 13ten Jahrh. unter Milde das nämliche inbegriffen hat, was Thomasin; wie Er aber neben der Tugend zugleich den Begriff feststellt, ist, daſs ich es wiederhole, so fein als scharf. Vor allem protestire ich, daſs ich *milde* und *erge* mit Milde und Argheit übersetzt hätte; Argheit ist ja auch wohl kein Wort, was im Gebrauch wäre; ich lieſs die Ausdrücke, wie ich so oft that, etwas modernisirt stehen, weil sie sich nicht übersetzen lassen und weil Freigebigkeit das alte *milde* so wenig ausdrückt, wie das neue Milde. Die Milde, sagt Thomasin, ist die Tugend, recht (κατα τον ὀρθον λογον bei Arist.) zu geben und zu behalten. Das Geben ist auf's Allgemeinste bezogen, nicht blos auf Geld. Es ist die Tugend, die stets etwas mehr giebt, als sie schuldig und nach dem Rechte verbunden ist; sie erscheint daher in ihrer Grundbedeutung als Billigkeit, Nachsicht, Freundlichkeit, ja als

Digitized by Google

Milde; sie erscheint als Gegensatz zum Recht, denn Recht und Milde

hant mit einander vil
ze thun swerz versten wil.

Das Recht nimmt und giebt, die Milde nimmt nicht, sie giebt blos; das Recht giebt Lieb' und Leid, die Milde blos Lieb'; das Recht hält uns zum Gemeinleben an, bindet uns mit Gesetzen im Staate zusammen, die Milde hält uns zum friedlichen, haſslosen Wohlleben an. Ist das nun Freigebigkeit?

Davon verstet daz ez geschiht
von dem reht zaller vrist,
daz ain man bei dem andern ist;
und von der milte geschehen sol
daz mir sei bei dem andern wol;
swi uns daz reht betwungen hat,
daz ainer den ander bei im lat,
so wer wir doch mit grozzem haz,
wer diu milt nicht, wizzet daz.

Die Milde ist überhaupt das Wohlthuende im menschlichen Verkehre, wie auch bei uns; und nach diesem innersten Begriffe ist sie zunächst Wohlthätigkeit; denn zur Freigebigkeit gehört Reichthum und Besitz, aber zu Thomasins Milde nicht. Ich glaube wenigstens nicht und Aristoteles glaubt es auch nicht, daſs man einen Besitzlosen seiner bloſsen Gesinnung nach freigebig nennen würde, aber wohlthätig wohl. Und die Milde auch sucht Thomasin in der Gesinnung, nicht in der Gabe. Es kann einer mild seyn ohne Gut, wie Einer ein guter Schreiber seyn kann, wenn er auch einmal der Dinte entbehrt. Dann aber ist die Milde auch Freigebigkeit, Mittheilsamkeit sollte man lieber sagen. Sie giebt von ihrem Rechte etwas hin, so auch von ihrem Besitze. Die Milde wird ein Geschenk eben so gern annehmen, sich eben so gern verpflichtet sehen, als Andere verpflichten und Anderen schenken, das thut der Freigebige nach Aristoteles nicht. Sollte nun die Milde vielleicht ein ganz vager Begriff seyn bei Thomasin, da er so vieles hineinbringt? Im Gegentheil, der geschlossenste, den es geben kann und um den man unsere alte Sprache, wie um so vieles höchlich beneiden muſs. Sie ist (dies Alles ist nicht von mir aus dem Buche abstrahirt, sondern es steht in dem Buche) die Bereitwilligkeit zum Geben, und dies Geben kann drei Zwecke haben: es will den Gleichen ehren, dann ist die Gabe am besten öffentlich, dann ist's unsere Freigebigkeit; oder man will dem Armen sein Leben

Digitized by Google

fristen, dann ist die Gabe am besten heimlich; dann ist's unsre Wohlthätigkeit; oder man will mit der Gabe Freundschaft gründen und erhalten, dann ist.s unsere Freundlichkeit oder Milde. Aber wir gründen und erhalten Freundschaft, wird man einwenden, ohne Geschenke? Allein das Alterthum nicht, wo Alles sein Symbol wollte, und wo man Ehrengaben und äufsere Freundschaftsbezeugungen ohne Scham in Anspruch nahm, ja eine Freundschaft ohne dergleichen für ein Unding genommen haben würde.

Nein gewifs, ein so geringschätziges Buch ist der wälsche Gast nicht; ich preise nicht unnöthig gern, und habe meine guten Gründe, wo ich lobe, gewifs noch mehr, als wo ich tadle. Dafs das Werk im Mittelalter keine Anerkennung fand, ist wohl eher ein Beweis für seine Vortrefflichkeit als dagegen. Ich erörtere übrigens diese Frage gelegentlich, namentlich auch in Bezug auf den Freydank, im 2ten Bande. Das Beste wird stets nur von Wenigen anerkannt. Wer erkannte denn die deutschen Sagen an? wer den Gottfried als Dichter, wenn wir vom 14ten Jahrh. anfangen zu rechnen? Thomasin griff um 2 Jahrhunderte zu frühe; das ist sehr grofsartig, obgleich für den Genius, der es thut, in der Gegenwart immer von tragischem Ausgang. Thomasin ist ein Humanist und Reformator im 13ten Jahrh., der seinen Plato und Aristoteles entweder aus einer ziemlich reinen Quelle kannte, oder ein um noch so bestaunenswertherer Mann ist. Ich glaube nicht, dafs seit Boethius für die Geschichte der Moralphilosophie im ganzen Mittelalter eine so seelenvolle Erscheinung ist, als dieser wälsche Gast. In der Zeit der Humanisten fand man den wälschen Gast wohl auf, und wenn man sich in dieser Zeit vorzugsweise, und in den barbarischen Zeiten des 14ten Jahrh. gar nicht, um ihn bekümmerte, so ist das wohl mehr ein Lob als ein Tadel für ihn.

Es sind noch andere Punkte von Hrn. G. erwähnt, über die sich weniger streiten läfst. Er will mir nicht gelten lassen, dafs die Poesien des Freydank und Thomasin als Anfänge der bürgerlichen Dichtung zu betrachten sind. Aber ob sich wohl Hr. G. denselben Begriff von bürgerlicher Dichtung macht wie ich? Was ich darunter verstehe, taucht auch in meinem ersten Bande grade wie diese Dichtung selbst in der Zeit, die er umfafst, nur eben auf. Wenn er den 2ten Band abgewartet hätte, würde er mir nicht widersprochen haben; denn wenn ich in dergleichen Dingen, die den Kern meines Buches berühren, nach solchen

Digitized by Google

Studien solche Fehler gemacht hätte, die man im Vorbeigehen so ausfinden und blosstellen könnte, so wäre mein Werk auch nicht einen Pfifferling werth. So ist's auch mit meinen Bemerkungen über das Sprüchwort. Man hat mir die Ehre angethan, mein Buch ein geistreiches Buch zu nennen. Ich gebe für dies Compliment nicht allein keinen grofsen Dank, sondern nicht einmal einen kleinen. Denn man versteht unter diesem Geistreichthum gar gewöhnlich nichts, als die Gabe, aus zwei, drei bemerkten Eigenschaften eines Dinges die übrigen zu errathen und zu suppliren, und dann darauf einen Einfall zu gründen. Ein solcher Einfall scheint Hrn. G. auch der meinige über den Unterschied des südlichen und deutschen Sprüchworts zu seyn. Ich habe solche Einfälle gar nie; sondern ich habe darin einen recht stockhistorischen Kopf, dafs mir ohne die gehörige Summe von Factischem niemals etwas einfällt; obgleich ich mich auf der anderen Seite auch nie mit dem blos Factischen begnüge. Hr. G. hat auch schwerlich recht verstanden, was ich eigentlich meine. Es ist schon Fischarten deutlich aufgefallen, und unbewufst jedem älteren deutschen Sprüchwortsammler, dafs es eine Eigenthümlichkeit unseres Sprüchworts ist, dafs es keine feste Form hat; d. h. dafs man Einen und denselben Gedanken in hundert Sprüchwörter kleidet. Das γνωθι σαυτον drückte man in Deutschland auf's Mannichfaltigste aus; es gehörte nur ein gewisser scharfer bildlicher Ausdruck dazu, so galt der Spruch als Sprüchwort; er klang so an, man verstand ihn sogleich; und so ist's noch und es ist uns sogar erfreulich, einen solchen alten Satz im neuen Gewande zu sehen. Der Grieche hatte sein γνωθι σαυτον; so hat auch der Italiener Ein stehendes Sprüchwort für Einen Gedanken, aufser in gewifs sehr seltenen Ausnahmen und allerdings in provinzieller Verschiedenheit. Der Deutsche darf auch fremde neue Sprüchwörter, ebenso wie fremde Phrasen, anwenden, und kann sicher seyn, verstanden zu werden; Hr. Gr. versuche es einmal, und übersetze einem Italiener alle unsere Variationen etwa für das Sprüchwort: »der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,« so kann er ganz sicher seyn, dafs er so wenig verstanden wird, wie wenn er für irgend eine gewöhnliche Sache eine ungewöhnliche Phrase anwendet. Wer darin lebendige Erfahrung hat, für den giebt's darüber keinen Zwist; was den Gebrauch der Phrase angeht, so ist der Unterschied auch in aller Welt eine bekannte Sache. Meine Unterscheidung des Geistes der griechischen und deutschen Sprüchwörter hat auch noch andre

Digitized by Google

Autoritäten, als mich. Dergleichen Dinge müssen auf den ersten Moment einleuchten, sonst verständigt man sich darüber nie. Wer könnte nun den ganzen Haufen der gegenseitigen Sprüchwörter vergleichen, um zählend und rechnend diesen Unterschied zu belegen. Der Charakter der Nationen ist hier das, was viel näher und leichter zur Einsicht führt, allerdings. Hier würden aber so viel factische Dinge und Verhältnisse zu beherzigen seyn, dafs dafür hier der Ort nicht seyn kann. Das aber wiederhole ich ganz naiv, dafs wenn solche Sätze von so allgemeiner Natur, wie mein Einfall über das griechische, jüdische und deutsche Sprüchwort, so leicht durch einen Hauch umzustofsen sind, ich meine Schriftstellerei gleich mit was man mir auflegt, vertauschen will.

Ich fasse die deutsche Dichtungsgeschichte von einer bestimmten Seite auf; man kann sie von hundert andern auffassen, die eben so richtig und in sich bedeutender seyn können. Wer mein Buch beurtheilt, mufs es von meinem Gesichtspunkt aus beurtheilen, mufs von diesem aus Consequenz und Inconsequenz, Wahrheit und Irrthum nachweisen. Er kann den Gesichtspunkt selbst angreifen, und dann hat er die Wahl zwischen zwei sehr verschiedenen Wegen frei: er darf, wie das ein Ungenannter, ohne mich zu nennen, gethan hat, mein Buch ein verderbliches heifsen und es weit wegwerfen, und dann wird er unstreitig sich oder mich blamiren; oder er setzt ein Buch in einer anderen, verträglichen oder unverträglichen, daneben, und dann wird eins das andere, je nachdem, entweder suppliren oder verdrängen. Ich erkenne es recht warm an, dafs auch Hr. W. G. im Ganzen das Buch nicht zu verwerfen scheint. Gefreut und ermuthigt hat mich zunächst auch das Urtheil Jakob Grimm's. Wie anders würde der ehrenwerthe Mann, der ja mit seiner ganzen Bildung in eine andere Zeit reicht, als ich, ein Buch dieser Art angelegt haben! Wie gern läfst er sich dennoch auch diese Anlage gefallen! Ist es denn nicht auch viel ersprieflicher für die Wissenschaft, dafs sich selbstständige Beurtheiler nebeninander stellen, als dafs immer einer dem andern nachgeht. Hr. J. G. erkennt die vaterländische Tendenz des Buchs an, und nun bespricht er sich mit mir darüber. Ich wollte wohl nachweisen, wie fast jeder einzelne Satz seiner Beurtheilung, wo er tadelnd ist, die innerste Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen von Autor und Recensent berührt. Dies führt dann zu doppelten Aufschlüssen über Objecte und Subjecte zugleich, und dies ist die einzig

Digitized by Google

wahre Art sowohl der Disputation als auch der Recension. Dafs ich Historiker bin, dafs ich nicht allein in meiner Heimath, sondern auch in anderen Ländern mich heimisch fühle, dafs ich nicht allein auf das Alterthum, sondern auch auf die Gegenwart gerichtet bin, dies glaub' ich bedingt und entschuldigt, was Hr. J. G. zum Theile ausstellt; sind es Fehler, so liegen sie in der Unpartheilichkeit, die des Geschichtschreibers erste Tugend ist. Es ist keine angenehme Tugend, diese Unpartheilichkeit, so wie es keine angenehme Pflicht ist, Recht zu sprechen. Sie stört so unwohlthätig das Gefühl und den Genufs mit der dürren Wahrheit und dem trocknen Verstande; sie mufs leider fast immer mit der einen Hand geben mit der anderen nehmen: denn wie viele Werke der Menschen giebt's auch, die man blos loben könnte! Wie gerne hab' ich mich dem Lobe überlassen, wo es anging; denn ich bin von Haus aus gar nicht schwarzsichtig. Und Einen Vorwurf habe ich gewifs nicht verdient, dafs ich an der Gegenwart ein grämliches Mifsbehagen habe. Ich wollte ja für diese Gegenwart und zu ihrer Ermuthigung schreiben, denn objectiv halte ich die Gegenwart selbst für eine, wenn nicht grämliche, doch schlaffe und matte Zeit, die aber grofse Kräfte und guten Willen hat und nur der Selbstermunterung und einiger begünstigender Verhältnisse bedarf. Ich weifs mich Niemanden in der Welt feinder, als dem misanthropischen Geschlecht unsrer Jugend, und kehre Niemanden so gern den Rücken, als dem, der von unserer Nation und Zeit geringschätzig denkt und sie muthlos aufgiebt. Aber freilich mufs ich auch hier geben und nehmen. Ist von Poesie die Rede, so hoffe auch ich nicht, dafs wir aufgehört haben, Göthe und Schiller zu lieben. Was nach ihnen unter uns gedichtet wurde, darüber hab' ich mein stilles Urtheil für mich und finde für gut, dies nur gelegentlich anzudeuten. Ob jedes Vierteljahrhundert einen grofsen Dichter zeugen könne? Nein; aber sollen wir die kleinen darum ehren? Dafs sich Einsicht und Geschmack seit den Vossischen Gedichten gehoben haben, geb' ich gerne zu. Seit den Schiller'schen Zeiten ist der Geschmack wenigstens, der poetische Geschmack, die Einsicht in den poetischen Werth, ganz unstreitig gesunken. Warum auch grade seit den Vossischen Zeiten? Ich wette, Hr. J. G. denkt Wunder wie hoch ich von Lessings, Klopstocks und Vossens Dichtungen urtheile; ich hoffe ihn aber zu überzeugen, wenn ich bis in diese Zeiten gekommen bin, dafs ich auch da zu geben und zu nehmen weifs. Es scheint ihm, als hätte ich mich hier

Digitized by Google

und da zum Wohlgefallen an der deutschen Dichtung erst nach und nach gewinnen lassen, und doch las ich schon vor fünf Jahren über diesen Gegenstand und beherrschte das Gebiet in einem gewissen Grade, ehe ich an das Schreiben noch dachte. Im Allgemeinen hält er mich gewifs für einen begeisterten Hellenisten. Ich theile meine Bewunderung zwischen Griechenland und Deutschland, denn sie sind die Pole, um die sich die Weltgeschichte dreht; ich bin aber nicht blind weder für die Mängel des Alterthums noch aber auch für die der neueren Zeit. Es wird gewifs Vielen sehr einleuchtend scheinen, was Hr. G. von meiner Vorliebe für Alexander sagt, die ich auf das Gedicht des Lambert übertragen habe; und doch, obzwar ich immer — wie doch wohl Jeder mehr oder weniger thut — diesen Mann bewunderte, so hat mir doch erst die tiefsinnige Beschäftigung des ganzen Mittelalters mit ihm den ganzen Aufschlufs über seine historische Bedeutung gegeben, ja sie hat mich für eine gröfsere historische Arbeit über Alexander bestimmt, an die ich wohl sonst nie gedacht hätte; und diese tiefsinnige Auffassung der Sage ist mir weder aus den lateinischen, noch spanischen, noch übrigen deutschen Bearbeitungen deutlich geworden, die ich alle vor Lambert kannte. Auch hier möchte ich sagen, wenn ich in meine Analyse nichts hineingelegt habe, und das hoffe ich nicht, so mufs entweder Ich für Grofsartiges kein Maafs haben, oder dies Gedicht hat einen grofsartigen Zug, so dürftig die Ausführung hier und da ist, wie ich nicht verschweige. Aber die Vergleichung mit dem Inferno wird vielleicht als etwas Hineingelegtes gelten? Ich glaube, Hr. G. hat diese Analogien weiter ausgedehnt, als ich wollte. Es fällt mir nicht ein, Lambert mit Dante, Wolfram mit Aeschylus oder dem Purgatorium oder mit Wieland gar zu vergleichen, sondern bald eine gemeinsame Idee, bald eine ähnliche Art der Verkörperung einer Idee, bald einen Unterschied gegeneinanderstellend, nicht nebeneinanderstellend nachzuweisen. Die Idee eines Kunstwerkes ist kaum etwas Wesentliches zur Vergleichung der Werke, denn in der Poesie ist die Ausführung die Hauptsache. Nach der Idee, dafs Freiheit über Beschränkung, Einsicht über Beschränktheit siege, könnte ich des Herodot's Geschichtswerk mit des Aeschylus Persern, und mit dem Roman des Chariton und mit einer Episode bei Herodot von dem griechischen Arzte bei Darius und mit Xenophon's Anabasis vergleichen, hiefse das aber diese disparaten Autoren selbst vergleichen?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 58. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung.

(Beschluſs.)

Eben weil ich so bestimmt zwischen Form und Materie scheide und die Form in allem Poetischen für die Hauptsache, für das Eigenthümliche der Kunst ansehe, weil sie die Materie mit anderen Disciplinen theilen kann, eben darum urtheile ich auch von den Italienern anders, als Hr. G. Was Gesinnung, was moralische, ja auch intellectuelle Tiefe und was Gemüth und Seele betrifft, so hab' ich das bei Gelegenheit des Parzival und der Minnesinger verfochten, was vielleicht noch manchen Widerspruch finden wird, daſs dies bei unsern Deutschen überall überlegen ist; ich hab' es selbst bei Gottfried für einzelne Stellen in Bezug auf die formelle Ausführung verfochten; im Allgemeinen können sich aber in Bezug auf diese die Deutschen nicht mit den Italienern messen. Ueber Dante würde ich mich mit Hrn. G. verständigen; über Ariost hat er mich im Widerspruche mit mir selbst sehen wollen, allein gewiſs mit Unrecht. Wenn ich sage, Ariosten fehle nichts als die historische Grundlage, und dann wieder nichts als die plastische Sicherheit, um Homer zu seyn, so ist das in meiner Ansicht Ein und dasselbe, weil Gedichte von historischer Grundlage von selbst plastisch werden müssen. Wenn ich jetzt ihn, jetzt die Nibelungen dem Homer am nächsten stelle, so gilt das erstere der künstlerischen Fertigkeit in Bewältigung einer ganzen Welt, das letztere dem groſsartigen Inhalt und der plastischen Manier der Dichtung. Ich soll mich überhaupt auf Grillen und Widersprüchen betreten lassen. Was die Grillen angeht, so dürfte ich das gerne einräumen, denn wer hat die nicht! Wenn nur nicht vielleicht grade Dinge damit gemeint sind, die mir die fruchtbarsten Wahrheiten scheinen. Es ist gar kein Paradoxon, wenn man behauptet, daſs in Zeiten von so verfeinerter Cultur die Verfechtung von Natur und Wahrheit am leichtesten grillenhaft sich ausnimmt; in der ganzen Geschichte sehen die natürlichen Weisen, wo sie in feiner Gesellschaft auftreten, wie Sonderlinge aus; und es kann einem traurige Gedanken wecken, daſs Machiavelli die ewigen historischen Wahrheiten, die

Digitized by Google

er an's Licht brachte, selbst Grillen nannte, um den Anderen zu willfahren, die es auch thaten. Doch es sey um meine Grillen; dafs ich mir aber widerspräche, das widersprech' ich. Ich gebe meine Gedanken vom Mährchen gern als eine Grille preis; aber dafs es ein Widerspruch wäre, wenn ich die Sagen des Paul Diaconus empfehle und die Kindermährchen widerrathe? Ich meinte überhaupt nie das Mährchenhafte zu verurtheilen, sondern nur das Kindermährchen, das sich in Ton, in Behandlung und Stoff zum Kinde kindisch herabläfst oder worin gar Kinder die handelnden Figuren sind, und diese Art Mährchen sind uns Nordischen eigenthümlich. Die Mährchen, in welchen wie in der Odyssee Wahrheit und Unmöglichkeit, Kindlichkeit und Gröfse gemischt ist, wie das auch in jeder historischen Sage der Fall ist, halte ich sogar für sehr zweckmäfsig, da sie dem Kinde die Welt der Phantasie, in der es steht und die der Wirklichkeit, für die es sich bildet, zugleich öffnen. Es mag ein Hauptfehler meines Buches seyn, dafs ich hier und da nicht vorsichtig genug schreibe. Ich überlege und durchdenke langsam, schreibe aber schnell und fast ohne Feile, weil ich darauf wenig halte; so mag Manches leichtsinnig scheinen, was es durchaus nicht ist; denn man wird mir vielleicht eine einseitige Consequenz mit mehr Recht vorwerfen, als unbedachtes Urtheilen in den Tag hin. So würde mir auch Unrecht geschehen, wenn man mir jedes Wort zu ängstlich wöge; ich könnte selbst z. B. noch andere Stellen angeben, wo das Wort Vaterland im M. A. vorkommt, würde aber doch den Ausspruch, dafs das M. A. keinen Begriff oder den Namen dafür nicht habe, stehen lassen; denn was er sagen will, bleibt doch wahr.

Es war mir sehr interessant, zu sehen, wie charakteristisch verschieden man mein Buch in Frankreich aufgenommen hat. Das Interesse der Franzosen für ihre alte Literatur, das jetzt wieder wach geworden ist, lenkt sie auf unsere Arbeiten über die unsere. Es liefs sich denken, dafs eine deutsche Literärgeschichte von weniger gelehrter Farbe nicht ganz unbeachtet bleiben würde; auch erkannte Hr. Marmier (im Maihefte der Revue germanique) sogleich die wesentliche Verschiedenheit der meinigen von jeder anderen. Wir dürfen doch die Franzosen um die Leichtigkeit beneiden, mit der sie sich auch so fremder Gegenstände bemächtigen, mit der sie den Punkt treffen, um den es sich handelt. Ich glaube es gerne, dafs die Franzosen diese Literärgeschichte von sehr wesentlichen Fehlern entstellt, dafs sie es dunkel und

Digitized by Google

schwergeschrieben finden müssen, da man selbst in Deutschland, und gewifs nicht ohne Grund, über die sorglose Schreibart Klage führt, obwohl unsere Gewöhnung an noch herbere Kost meinem Styl auch wieder umgekehrt Lobsprüche zu Wege gebracht hat. Wie schön hat sich dennoch der französische Beurtheiler in das Werk hineingearbeitet, und wie fein berührt er nicht in folgenden Sätzen (oder sollte mich theilweise die Eitelkeit verführen?) alles, was die eigenthümlichen guten und schlechten Seiten des Buches bezeichnet: »Il n'y avait point d'ouvrages, si je ne me trompe, qui eussent pour but, comme le livre de Mr. G., de rechercher le mouvement intime, l'idée secrète dont les oeuvres littéraires n'étaient que l'expression. Aussi ne faudrait-il pas l'appeler Histoire de la poésie, mais Philosophie de l'histoire de la poésie; car c'est bien moins le récit des faits qu'une dissertation critique, philologique, estétique à propos de chacun de ces faits. M. Gervinus ne divise pas son histoire d'après les dates chronologiques, comme on a coutume de faire, mais d'après les divers genres d'ouvrages qui tour à tour ont prédominé, et cette division seule suffirait pour indiquer sa pensée toute spiritualiste. Elle est moins claire et moins précise peut-être, elle suppose aussi chez le lecteur certaines études antérieures; mais une fois qu'on la comprise, elle doit paraître beaucoup plus logique. Car alors ce n'est plus l'idee du temps qui nous arrête, c'est l'idée du développement littéraire. Ce n'est plus le siècle qui nous représente le caractère particulier d'un genre de poésie, ce sont les chants des Minnesaenger, les épopées chevaleresques, les légendes religieuses qui nous représentent tel ou tel siècle. Une des qualités essentielles du livre de M. G., c'est de rélater fidèlement l'origine, le développement, le progrès d'une idée poétique, comment elle naît d'abord obscure et inapérçue, comment elle se répand parmi le peuple et passe de bouche en bouche, et devient chronique ou tradition; comment, enfin, elle tombe entre les mains de l'homme de génie qui la travaille, l'assouplit, lui donne un nouveau lustre et une nouvelle popularité. etc.

Gervinus.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

LITERÄRGESCHICHTE.

1) *Bericht vom Jahre* 1834 *an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe, zeitigem Geschichtschreiber der Gesellschaft. Leipzig* 1834, *gedruckt bei Fr. Chr. Wilh. Vogel.* IV *u.* 83 *S. nebst dem Anhang von* 20 *S. in gr.* 8.

Indem wir uns bei dieser Fortsetzung auf die frühere Anzeige (Jahrgg. 1834. No. 33. p. 521 ff.) beziehen, beschränken wir uns, aus dem mannichfachen Inhalte dieses Heftes — des zehnten seit Bildung der Gesellschaft, dessen Bekanntmachung wir der Thätigkeit des zeitigen Geschichtschreibers, des Hrn. K. E. Espe verdanken — die Hauptpunkte in der Kürze herauszuheben, um so mehr, als die Einrichtung des Ganzen sich im Wesentlichen gleich geblieben ist. Auch in diesem Berichte kommen zuerst einige ausführliche Abhandlungen: ein Beitrag zur Culturgeschichte der Stadt Leipzig (von Hrn. Domprobst Stieglitz nebst Zusätzen des Hrn. Kretschmann), welcher sich über die verschiedenen, Kunst und Wissenschaft betreffenden Sammlungen dieser Stadt und deren erste Anlage, insbesondere über die Rathsbibliothek verbreitet, und der auch in seiner weiteren Ausführung gewifs ein allgemeines Interesse haben wird, wie dies überhaupt meistens bei den, die Cultur- und Literärgeschichte betreffenden Artikeln der Fall ist. Der nächste Aufsatz von Hrn. Puttrich (S. 12 ff.) bezieht sich auf einige noch vorhandene Denkmale der im Jahr 933 vom König Heinrich I. den Ungarn gelieferten Schlacht bei Keuschberg. Aufser dem letztgenannten Orte verbreitet sich der Hr. Verf. über die Gegend bei dem Dorfe Schkölen, 1 St. südwestlich von Lützen, dann über Dölitz an der Saale und die alte Kirche zu Trebnitz, von welcher im nächsten Jahresbericht uns einige Abbildungen geliefert werden sollen, auf die wir um so begieriger sind, als diese merkwürdige Kirche wahrscheinlich aus der Mitte des eilften Jahrh. sich herschreibt. Auch besitzt dieselbe einen sehenswerthen, aus Holz geschnitzten Altar, der übrigens erst aus dem funfzehnten Jahrh. stammt. Der dritte Artikel liefert uns eine neue Untersuchung eines viel besprochenen und viel bestrittenen Gegenstandes, nämlich einen Versuch, das Lokale der in der Stelle des Tacitus Germania Cap. 40. genannten Völkerschaften nachzuweisen und dann auch darnach die Lage der Herthainsel zu bestimmen. Wir können hier nur das Resultat der Untersuchung angeben,

Digitized by Google

da zu einer näheren Prüfung hier nicht der Ort ist. Hiernach würden die Reudinger nach dem heutigen Jütland gehören, die Avionen an die Elbe im heutigen Lauenburg und in einem Theile von Mecklenburg, die Angeln in das östliche Schleswig, die Wariner nach Mecklenburg, die Eudosier, die man sonst, der Namensähnlichkeit wegen, in die Gegend von Eutin setzte, in einen Theil von Vorpommern, die Suardonen in das Lübeck'sche, die Nuithonen, deren Name vielleicht richtiger Vuithones zu fassen sey, in das eigentliche Jütland; für die Herthainsel aber, die man bald in Helgoland, bald in Femern, bald in Poel, bald und insbesondere in der Insel Rügen gesucht hat, wäre wahrscheinlich das heutige Seeland zu halten: eine Ansicht, die auch in neuern Zeiten von Andern, insbesondere von Münter und Mone (Geschichte des Heidenth. II. p. 24.) und von Barth in seiner Schrift über die Hertha S. 18. angenommen und vertheidigt worden ist, während Reinhard in seiner Germania wieder für die jütische Insel Alsen sich entschieden hat. Ref. wagt vorerst noch keine allzubestimmte Entscheidung abzugeben, noch die verschiedenen Annahmen über die Sitze der oben genannten Völkerschaften, so problematisch sie zum Theil sind, mit neuen Vermuthungen zu vermehren. — In der vierten Abhandlung: »Ueber die plastischen Kunstwerke zu Lauenstein in Sachsen von Hrn. Albert Schiffner in Dresden,« sind es zunächst die wohlerhaltenen, in der Kirche des genannten Ortes und in der dem Chor angebauten Begräbnifskapelle befindlichen Grabmonumente nebst einem Altaraufsatz, wovon hier eine genaue Beschreibung gegeben ist. Der fünfte Aufsatz: »Ueber die Klosterkirche der Konradsburg bei Ernsleben, vom Hrn. von Horn zu Nauenburg,« bezieht sich auf eine frühere Mittheilung in dem Jahresberichte von 1827; und giebt hiernach eine detaillirte Beschreibung dieser alten merkwürdigen Kirche, welche ganz die Basilikenform hat und im einfachen byzantinischen Styl gebaut ist, in Art und Weise derjenigen, welche man Etholae nannte; die Zeit ihrer Erbauung wird demnach in's eilfte oder zwölfte Jahrhundert fallen. Wir sehen dies auch aus der beigefügten Abbildung der Kirche so wie aus dem Grundrisse und den Durchschnitten derselben, welche gleichfalls diesem Aufsatze, in guten Lithographieen, beigefügt sind.

An diese ausführlicheren Aufsätze reihen sich nun kürzere Mittheilungen und Auszüge aus einzelnen der Gesellschaft eingereichten Abhandlungen, unter zehn Nummern. Wir machen insbesondere aufmerksam auf die in der ersten Nummer enthaltenen Notizen über einige deutsche, Deutschland betreffenden Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris (von Hrn. Mooyer zu Minden), darunter ein Pergamentcodex No. 7266. aus dem vierzehnten Jahrhundert, welcher die Minnesänger der Manesse'schen Sammlung enthält, ferner auf die genaue Beschreibung der Ellwanger Stiftskirche (in No. 10. von Hrn. Secr. Buzorini),

Digitized by Google

welche grofsentheils in dem byzantinischen Styl erbaut ist; der nördliche Theil fällt in die Jahre 1100—1124, das Uebrige ist später angebaut, namentlich der Giebel auf der Südseite, welcher die Jahreszahl 1388 enthält Die Nachrichten über die Denkmale dieser Kirche, so wie die Zeichnungen derselben sind in dem Archiv der Gesellschaft niedergelegt und es läfst sich erwarten, dafs sie in einem der nächsten Berichte gleichfalls bekannt gemacht werden.

Auf diese Mittheilungen folgt die Jahresgeschichte der Gesellschaft, die Uebersicht der von ihr gehaltenen Versammlungen, und der Vorträge, welche von verschiedenen Gliedern der Gesellschaft darin gehalten worden sind; daran reihen sich die Verzeichnisse der Vermehrungen, welche die verschiedenen Sammlungen der Gesellschaft theils durch Ankauf, theils und zwar grofsentheils durch freiwillige Gaben der einzelnen Mitglieder erfahren haben; an Urkunden, Münzen, Siegeln, Kunstsachen und andern alterthümlichen Gegenständen, insbesondere aber auch an Büchern. Es sind diese Verzeichnisse ein erfreulicher Beweis der fortwährenden Theilnahme und des regen Eifers, welcher die Glieder der Gesellschaft zu gemeinsamem Wirken beseelt.

Den Schlufs bildet das Verzeichnifs der dermaligen Mitglieder der Gesellschaft; und dann folgt als Anhang noch eine zur funfzigjährigen Jubelfeier des würdigen Vorstehers der Gesellschaft, des Hrn. Domprobst Stieglitz, von dem zeitigen Geschichtschreiber K. A. Espe im Namen der Gesellschaft abgefafste und dem Jubilar gewidmete Abhandlung: Ueber die Feste Grona in der slavischen Zuprenie Hlomazi, gewifs ein recht schätzbarer Beitrag zur Erforschung vaterländischen Alterthums. Auch sucht der Hr. Verf. möglichst genau das Lokale dieser alten Feste und deren Spuren, so weit sie noch auf der Oberfläche des Bodens vorhanden sind, nachzuweisen.

---

2) *Hinterlassene Schriften von Johann Ulrich von Salis-Sewis. Chur 1834. Verlag der Kellenberger'schen Buchhandlung.* 92 u. 125 S. in 8.

Die erste Abtheilung ist allgemeiner Art, indem sie eine Uebersicht der Geschichte Graubündtens bis gegen den Schlufs des funfzehnten Jahrhunderts, d. h. bis zur Vereinigung der drei Bündte, welche das jetzige Graubündten ausmachen, liefert, abgetheilt in vier Perioden, deren jede wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Die zweite Abtheilung hat ein mehr lokales Interesse; wir finden nämlich hier zuerst: Nachrichten über ein altes bündtnerisches Geschlecht des Rheinthals, die Herrn von Vatz, mit zahlreichen, alten Urkunden, welche auf die Geschichte dieses Geschlechts, seine Besitzungen u. s. w. sich beziehen, eine Stammtafel desselben u. s. w. Dann folgen unter

Digitized by Google

der Aufschrift: Kleine historische Aufsätze, zwei Abschnitte ähnlichen Inhalts und von gleichem lokalen Interesse. Zuerst Einiges über die Geschichte der Herrschaft Hohentrins, ebenfalls mit zahleichen Anmerkungen und Beilagen. Dann: Notizen über die Geschichte der Gemeinde Flins und der Herrschaft Belmont. Zu diesem Aufsatze fehlen die Bemerkungen und Belege; was wohl auf eine weitere Fortsetzung derselben schliefsen läfst.

---

3) *Beiträge zur Buchdruckergeschichte Berlins. Eine bibliographische Notiz als Gelegenheitsschrift von Gottl. Friedländer. Berlin* 1834. *Verlag von Gustav Eichler.* 63 *S. in* 8.

Eine mit grofser Genauigkeit und umfassender Detailkenntnifs ausgearbeitete Monographie, die übrigens mehr ein lokales und specielles, als ein allgemein literärhistorisches Interesse hat, immerhin aber als ein schätzbarer Beitrag zur Gelehrtengeschichte der preufsischen Hauptstadt anzusehen ist. Der Verf. nämlich liefert darin ein genaues Verzeichnifs aller zu Berlin seit der Einführung der Buchdruckerkunst daselbst mit dem Jahre 1540 — in welchem die in vielen Beziehungen wichtige »Kirchenordnung im Kurfürstenthum der Marken zu Brandenburg, wie man sich beide mit der Leer und Ceremonien halten sol,« durch den von Wittenberg durch den Churfürst Joachim nach Berlin berufenen Buchdrucker Johann Weifs gedruckt wurde — bis zum Jahre 1596, also bis gegen den Schlufs des sechszehnten Jahrhunderts gedruckten Schriften, die freilich dem gröfseren Theile nach jetzt nicht mehr von Wichtigkeit sind, obwohl wir der zahlreichen Predigten, oder andern Erbauungsschriften einen durch lokale Beziehungen ihnen zukommenden Werth nicht absprechen wollen, zumal da der Verf. an weiteren literärischen Nachweisungen u. s. w. es nirgends hat fehlen lassen. — Nach S. 23. Not. 1. haben wir von dem Verf. eine Geschichte der Buchdruckereien zu Frankfurt a. d. Oder zu erwarten.

---

4) *Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desselben im achtzehnten. Unternommen von Johann Georg Meusel, nach dessen Tode fortgesetzt von mehreren Gelehrten. Eilfter Band. Lemgo, im Verlage der Meyer'schen Hofbuchhandlung,* 1834. 484 *S. in* 8. *)

Die verspätete Erscheinung dieses 2ten Bandes ist nach Versicherung der Verlagsbuchhandlung hauptsächlich durch den Tod

---

*) Auch mit dem andern Titel: „Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden Teutschen Schriftsteller. Ango-

Digitized by Google

des bisherigen Bearbeiters und Fortsetzers des Meusel'schen Werkes herbeigeführt worden; die Bearbeitung ist nun unter eine Anzahl von Gelehrten (die übrigens hier nicht genannt werden) vertheilt worden, um dadurch Gründlichkeit und Genauigkeit im Einzelnen zu fördern und zugleich das Ganze eher zu seiner Vollendung zu bringen. Dieser Band enthält die Buchstaben *I. K. L.* Der Rest von *M—Z* soll rasch nachfolgen. An einzelnen Nachträgen und Supplementen wird es dann freilich auch bei diesem Supplementband nicht fehlen, und Ref. getraute sich allerdings, bei manchen der in diesem Bande genannten Namen Nachträge zu liefern (wie z. B. bei Jacob, Klaproth, H. K. E. von Köhler, Kraft u. A.), wenn anders dazu hier der Ort wäre und wenn es überhaupt möglich wäre, in solchen Dingen eine Vollständigkeit zu erreichen, die übrigens immerhin stets das Hauptziel des Bearbeiters seyn soll. Die Verlagshandlung ist, nach Vollendung dieses Alphabets, gesonnen, eine neue Folge mit veränderter Einrichtung zu unternehmen, welche die Literatur von 1827 bis auf die Gegenwart begreifen soll. In unserer bücherreichen Zeit werden solche Werke allerdings immer nothwendiger.

Chr. Bähr.

Cours de Littérature allemande, ou Morceaux choicis des Auteurs les plus distingués de l'Allemagne, précédés de Notices biographiques, et rangés dans l'ordre historique; par M. Le Bas, Maître de Conférences à l'École normale, et par M. Regnier, Professeur au Collége royal de Saint-Louis. Première partie. — Prose. Paris, Bobée et Hingray, Éditeurs &c. 1833. *gr.* 8. III *und* 386 *Seiten. Deuxième partie. — Poésie. Paris &c.* 1834 397 *S.*

Lehrbücher, welche die Universität von Paris adoptirte (ouvrages adoptés par le conseil royal de l'Université), und die somit von der dortigen Musterschule (Ecole normale) aus allen höhern Schulen Frankreichs durchlaufen werden. Eine erfreuliche Erscheinung für Deutsche und für den Weltbürger, der endlich alle Vorurtheile verschwinden, und eine selbstständige Sprache Europa's den ihr gebührenden Rang neben den Abkömmlingen der römischen, zunächst der stolzen Brittin, einnehmen sieht.

Wie dieses Unternehmen, allgemein betrachtet, zweckmäfsig

---

fangen von J. Chr. Hamberger, fortgesetzt von J. G. Meusel und Joh. Wilh. Sigism. Lindner, nach des Letztern Tode aber von mehreren Gelehrten unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung. Drei und zwanzigster Band. Fünfte, durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Digitized by Google

und zeitgemäfs ist, so verdient es auch im Einzelnen den Beifall der Kenner. Die geschickten Herausgeber hatten dieser Sammlung ein umfassendes grammatisches Werk über die deutsche Sprache vorausgeschickt (Cours complet de Langue allemande, par les mêmes, 7 Vol. in 12., qui se vendant séparément: Grammaire, 2 fr. 50 c.; Cours de Thèmes, 3 fr.; [La grammaire et de Cours de Th. ont été adoptés par le conseil royal de l'Université.] Corrigés du Cours de Th. 2 fr. 50 c.: Cours de Versions, 3 fr.; Corrigés du Cours de Versions, 3 fr.); allein dieses konnte sich natürlich nur von fern dem grofsen Ziele nähern, das sie sich vorgesteckt hatten. »Les exercices," heifst es in der Vorrede, „qui accompagnent notre grammaire ont, il est vrai, fait connaître à la jeunesse les plus grands noms de l'Allemagne littéraire; mais en les citant, ces noms célèbres, nous n'avions pour but pue de justifier les règles et d'invoquer à l'appui de nos assertions les témoignages les plus irrécusables; nous étions loin de prétendre avoir donné par là à nos lecteurs une idée suffisante du génie et du style des auteurs distingués qui figurent dans nos extraits. Néanmoins, tout en nous occupant principalement des formes et des propriétés de la langue, nous faisions entrevoir aux élèves de champ plus vaste qu'ils devaient parcourir, et nous les préparions ainsi à une *étude sérieuse et approfondie de la littérature.* Il ne nous restait donc plus à leur offrir que des extraits plus étendus où ils pussent apprécier sons un point de vue plus large les écrivains que d'utiles préceptes, des pensées ingénieuses, des idées sublimes leur avaient déja fait gouter dans nos volumes précédents."

So entstand diese Beispielsammlung, deren Nutzen einleuchtet, und die den Maafsstab der Kritik nicht zu scheuen hat. Unterstützt durch die reichen Bibliotheken der Hnn. Stapfer und von Sinner, sowie durch den geschmackvollen Hrn. Anders, der ihnen das Interessanteste auswählen half, haben die Herausgeber ein Werk geliefert, das nicht allein Schüler belehren, sondern auch Erwachsene, und zwar nicht nur in Frankreich, sondern selbst in Deutschland, unterhalten kann.

Den Koryphäen unserer Literatur widmeten sie, wie sich versteht, den gröfsten Raum, und mit besonderer Vorliebe haben sie den in Frankreich kaum gekannten, und sogar im Vaterlande häufig verkannten, Jean Paul hervorgehoben, den geistreichsten Humoristen, den die neuere Zeit hervorbrachte. Doch vernachlässigten sie auch die Sterne zweiter Gröfse nicht; im Gegentheil könnte man zuweilen mehr Strenge in der Auswahl wünschen, da soviel auf den ersten Eindruck ankommt, und junge Franzosen wahrscheinlich die nach diesem Werke von Deutschlands Literatur gebildete Idee zeitlebens behalten werden. Wohlgethan war es, den Kreis der Auswahl auf die 2 letzten Jahrhunderte zu beschränken, um nicht ungeübte Liebhaber durch

Digitized by Google

Rauhigkeit des Idioms abzuschrecken, das nicht jeder Schriftsteller früherer Zeit mit Luthers Kraft und Geschicklichkeit behandelt. Allein, was wir bei der hier und da bewiesenen Nachsicht mit Verwunderung bemerkten, ist die Uebergehung, nicht allein Einzelner, z. B. der wackern Dichter Chamisso, Pfitzer, Schwab, sondern ganzer Gattungen, die durch die Namen Gleim, Musäus, Hebel, von Thümmel, von Lang, Haug, repräsentirt werden. Müsterstücke dieser Meister hätten unsern leichtblütigen Nachbarn jenseit des Rheins den deutschen Genius von einer congenialen Seite gezeigt, die sie kaum an ihm ahndeten. Gleims scherzhafte Romanzen — der frühern, keineswegs mifslungenen, von Löwen und einigen Andern zu geschweigen —; seine Lieder in Anakreon's Geist gedacht; Musäus', Hebel's, von Thümmel's, von Lang's, Darstellungen, in welchen alle Farben der Laune strahlen, endlich die unerschöpfliche Ader des deutschen Martial, in der That, diese Hervorbringungen waren vorzüglich geeignet, den Begriff des Auslandes von deutschem Geiste, dem häufig das Vorurtheil von steifer Pedanterei und Mangel an Witz, gefälliger Laune und Weltton anklebt, festzustellen, und die Achtung der Fremden zu erhöhen.

Dieses Desideratum scheint uns so wesentlich, dafs wir nicht umhin können, die würdigen Herausgeber zur Sammlung eines dritten Bandes aufzufordern, der gewifs nicht der am wenigsten gelesene des Werkes seyn wird.

Unterdefs nehmen wir das hier Dargebotene mit Dank an. Bei weitem die Mehrzahl desselben besteht aus dem Trefflichsten, was die deutsche Literatur besitzt. Dafs beinahe Alles aus, wenigstens uns, sehr bekannten Werken entlehnt, beinahe Alles schon gedruckt ist, liegt in der Natur der Sache.

Bothe.

ALTERTHUMSKUNDE.

Historia Thessalonicae res gestas usque ad annum Christi DCCCIV. *complectens. Scripsit Theophilus Luc. Fridericus Tafel, ph. Dr. lit. antiq. in reg. litt. universitate Tubing. P. P. O. Tubingae. Typis Hopfneri de l'Orme.* MDCCCXXXV. XIII *und* 72 *S. in* 4to.

Wir erhalten hier den Anfang einer eben so gründlich geschriebenen als Alles umfassenden und den Gegenstand erschöpfenden Monographie einer Stadt, die minder bedeutend in der früheren Periode Griechenlands, doch später eine Wichtigkeit und eine Bedeutung erlangt hat, die sie sowohl unter der römischen Herrschaft, namentlich unter der Kaiserzeit, als insbesondere unter

Digitized by Google

der byzantinischen Herrschaft bis in das Mittelalter herab zu einer der ersten Städte des östlichen Europa's gemacht hat. Die Schwierigkeit, einen solchen Gegenstand umfassend zu behandeln und so ein vollständiges Bild des alten Thessalonich, das selbst noch jetzt als eine der bedeutendsten Städte der türkischen Herrschaft in Europa erscheint, zu liefern, ist in der That nicht gering; denn zu der Mangelhaftigkeit der Quellen gesellt sich eine Unsicherheit und eine Verworrenheit, welche auf jedem Schritt der Untersuchung hemmend entgegentritt und wohl mit ein Hauptgrund ist, warum bisher so Wenige auf diesem scheinbar dürren, in der That aber, wenn man den Zusammenhang mit der ganzen späteren Geschichte von Griechenland wie von Byzanz erwägt, höchst wichtigen Felde sich versucht, tüchtige Vorarbeiten dem Bearbeiter dieser Geschichte mithin durchaus nicht vortragen. Um so gröfseren Dank wird daher der Verf. anzusprechen haben, dafs er sich auf ein so wenig bebautes Feld gewagt, seinen Gegenstand so umfassend behandelt, und insbesondere der bisher weniger beachteten Geschichte der Slaven, welche mit der Geschichte von Thessalonich, so wie überhaupt des byzantinischen Reichs in so inniger Verbindung eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat.

In einer Art von Einleitung, mit welcher das Ganze beginnt, und bei der alle Stellen der alten Autoren eben so gut wie die Angaben neuerer Forscher ihre Berücksichtigung finden, spricht sich der Verf. zuerst über die verschiedenen Namen der Stadt in älterer und späterer Zeit aus, über das frühere Therma wie über das durch Cassander — denn für diesen entscheidet sich der Verf. mit allem Recht — ungelegte Thessalonich, über die ersten und ursprünglichen — griechischen — Bewohner derselben, über die späteren Einsassen, Latinen, insbesondere Juden, auch Armenier u. a., darauf erst geht er mit S. 13. zum eigentlichen Gegenstande seiner Schrift über, welche die Geschichte der Stadt von ihrer ersten Anlage an bis in's Jahr 904 p. Chr. hindurchführt. Auf die Nachrichten über das macedonische Thermä aus den Zeiten der Perserkriege und des peloponnesischen Kriegs, und die nachher unter Cassander und den macedonischen Königen eingetretenen Namensveränderung, womit auch die Erweiterung der Stadt und Erneuerung verbunden war, folgt die Periode der römischen Herrschaft, in der wir Thessalonich als Hauptstadt des zweiten Distrikts von Macedonien, unter den vieren, in welche das Land nach seiner Unterwerfung unter die Römer getheilt war, bald aber, schon um die Zeit der Geburt Christi, als die ansehnlichste Stadt des gesammten Landes erblicken, welche von Plinius unter den Städten *liberae conditionis* aufgeführt wird. Das Jahr oder überhaupt die genauere Bestimmung der Zeit, in welcher die Stadt diese Autonomie erhielt, wissen wir freilich nicht anzugeben; wohl aber sind dabei die vom Verf. aus jener Periode angeführten Münzen zu beachten. Es hat Derselbe übrigens diese

Digitized by Google

Gelegenheit benutzt, um über die Verfassung und politische Einrichtung dieser freien Stadt das, was er aus den vorhandenen Nachrichten gewinnen konnte, anzuführen, und er knüpft daran weitere Bemerkungen über die Bedeutung, welche Thessalonich in der christlichen Welt durch den Aufenthalt des Apostel Paulus, durch die Gründung einer Christengemeinde und insbesondere später durch das Märtyrthum des h. Demetrius, der von nun an als Schutzpatron der Stadt so hoch gefeiert wurde, fortan gewann, so dafs es selbst mit dem Ehrentitel der rechtgläubigen Stadt (ὀρθόδοξος) ausgezeichnet ward. Einiges wird bei dieser Gelegenheit S. 24. auch über den früheren heidnischen Cultus von Thessalonich gesagt, und dann über die öffentlichen Spiele, die als Reste heidnischer Ueberlieferung noch lange auch unter der christlichen Zeit fortdauerten. Darin aber glauben wir hat der Verf. Recht, dafs er den Cabirendienst, dessen Spuren sichtbar angetroffen werden, nicht mit Cousinéry in das Zeitalter des Kaiser Claudius verlegt, sondern in frühere Zeiten versetzt und aus der nahen Samothrace ableitet.

Mit dem dritten Jahrhundert beginnen die Kriege, welche nicht blos in den nächsten Jahrhunderten, sondern, wenn man will, gewissermafsen bis ins sechszehnte Jahrhundert fortgesetzt, der Stadt, wenn sie auch schon nur dreimal in die Hände der Gegner fiel, doch durch wiederholte Belagerungen, die mit steten Verheerungen und Verwüstungen der Umgegend verbunden waren, höchst verderblich und nachtheilig gewesen sind. Thessalonich behauptete freilich seine Bedeutung und Wichtigkeit, gewissermafsen als Bollwerk des Südens gegen die von dieser Zeit an sich stets wiederholenden Einfälle nordischer Völkerstämme, welche von der Donau her in diese südlicheren Gegenden des Reichs, in welchen sie sich Wohnsitze und eine neue Heimath suchten, verheerend einbrachen. Wenn schon Cicero über die verheerenden Einfälle nördlicher Barbaren, die er Thracier nennt, klagt, so sehen wir nun Gothen, Bulgaren, Hunnen und Slaven oder Avaren abwechselnd und um die Reihe in steten Kämpfen mit der Stadt und der sie umwohnenden Bevölkerung, welche theilweise diesen Fremdlingen weichen mufste.

Die erste Belagerung der Stadt fällt unter die Regierung Valerian's und Gallien's 253 p. Chr. durch die Gothen. Die Colonie, welche, wie man gewöhnlich glaubte, unter Valerian in die Stadt geschickt, fällt wohl, wie Hr. Tafel wahrscheinlich macht, in frühere Zeiten, wenigstens schon unter die Regierung des Dacius (249—251.). Man sah vielleicht einen bald zu erwartenden Angriff voraus, und suchte deshalb die Stadt durch Einführung einer Anzahl kräftiger Mannschaft gegen solche Angriffe im Voraus sicher zu stellen. Aus welchen Leuten freilich diese Colonie bestand, und in welchem Verhältnifs sie zu der anderer Einwohner standen, diese und ähnliche Fragen, die sich

Digitized by Google

ungezwungen darbieten, werden leider aus Mangel an allen näheren Daten unbeantwortet bleiben müssen.

Ein zweiter Angriff der Gothen erfolgte unter Claudius II. (268—270), etwas später fällt der Märtyrtod des Demetrius (nicht wohl vor 306), und noch später die blutige Rache, welche Theodosius der Grofse, in einer plötzlichen Aufregung, wegen Ermordung eines seiner Soldaten an der Stadt nahm. Nach einiger Zeit der Ruhe erneuern sich dann mit dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts wieder die Einfälle nordischer Völker, um dann fast in ununterbrochener Folge in den nächsten Jahrhunderten fortgesetzt zu werden. Der Hr. Verf. hat diesen Theil der Geschichte, der bisher ganz unbeachtet und vernachlässigt war, der auch wohl wenig Erfreuliches darbietet, so wichtig er sonst auch in seinem Zusammenhang mit der slavischen wie mit der byzantinischen Geschichte ist, mit der gröfsesten Sorgfalt und Genauigkeit behandelt und so eine wesentliche Lücke in der Geschichte jener Zeiten ausgefüllt. Zuerst im Jahre 479 ein Angriff der Gothen; dann 551 und 552 Einfälle der Slaven, welche später unter Mauritius (582—602) sich zweimal erneuern, das einemal von der Pest, das anderemal von einer furchtbaren Hungersnoth gefolgt; ein dritter Angriff unter Johann II., etwa zwei Jahre nachher ein vierter der Slaven und Avaren, und dann ein fünfter — der bedeutendste, unter Constantin IV. und Justinian II.!

Unter solchen steten Kämpfen mit Slaven, Bulgaren, Avaren u. a. geht die Geschichte fort bis zu dem Jahre 904, in welchem die Stadt, die sich nach den verheerenden Zügen der Slaven, im neunten Jahrhundert, einer ziemlich anhaltenden Ruhe erfreut und dadurch an Macht und Ansehen, wie an Reichthum und Bevölkerung sehr zugenommen hatte, eine Beute der Sarazenen wurde. Die Schilderung dieses Ereignisses, so wie der darauffolgenden unter Bulgaren und Normannen, d. h. der Schicksale, welche die Stadt im zehnten, eilften und zwölften Jahrhundert betroffen haben, hat der Verf., der nun zunächst auf die geographische Beschreibung übergehen will, einer andern, wir hoffen recht bald erscheinenden, Gelegenheitsschrift vorbehalten; wobei auch über Leben und Schriften des berühmten thessalonischen Bischofs Eustathius, dessen Wirken in diese Zeit fällt, ausführlich gehandelt werden soll.

Digitized by Google

2) *Notiz über den am 24 October 1831 im sogenannten Hause des Faun's zu Pompeji aufgefundenen Mosaikboden. Herausgegeben von Heinrich C. von Minutoli, Königl. preufs. Generallieutenant, der Akademie d. Wissensch. u. Künste zu Berlin und mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit einer lithographirten Tafel. Berlin. Verlag der lithographischen Kunst- und Industrieanstalt von L. Steffen.* 1835. 15 *S. in gr.* 4to.

Auch nach dem Vielen, was über dies in neuester Zeit entdeckte und mit Recht so hochgefeierte Mosaik geschrieben worden — K. O. Müller führt in der Allg. Hall. Lit. Zeit. 1835. No. 110. p. 253. eine bereits sehr zahlreich gewordene Literatur darüber an — wird man doch gerne diese Bemerkungen eines sachkundigen Archäologen annehmen, weil sie gewifs wesentlich dazu beitragen, unsere Ansicht über den Gegenstand, der auf diesem Mosaik dargestellt ist, festzuhalten und die darüber geführte Streitfrage zu einem bestimmten Endresultat zu führen.

Ueber den hohen Werth der Arbeit theilt auch der Hr. Verf., der durch Autopsie eine genaue Kunde des herrlichen Mosaiks sich gewonnen, die Ansichten anderer deutschen und italienischen Archäologen; er findet die Auffassung des Ganzen so wie die Zeichnung vorzüglich; er hebt insbesondere die richtige Vertheilung heller und dunkler Lokalfarben hervor, durch welche das Ganze zu einem lebenvollen Bilde, das in der Ausführung kaum Etwas zu wünschen übrig lasse, erhoben werde, ja er behauptet sogar, dafs, mangelte nicht einigermafsen die Luftperspective, man das Gemälde unbedingt mit den raphaelischen Compositionen und mit denen der ausgezeichnetsten Schüler Raphael's würde vergleichen können: wie denn besonders in der Behandlung der Gewänder, die durchaus nichts Manierirtes enthalten, diese Aehnlichkeit hervortritt. Ref. kann zwar nicht aus Autopsie — die in solchen Fällen allerdings sehr entscheidend ist — sagen, in wie weit dieses Urtheil richtig sey; aber er bekennt doch gerne, dafs nach den Abbildungen, die er gesehen und die doch immer nur eine schwache Copie des Originals seyn werden, ohne eine ganz vollkomme Vorstellung solcher Vorzüge geben zu können, so wie auch nach dem, was andere geübte Kunstrichter über das Gemälde bemerkt und geurtheilt, er nicht das mindeste Bedenken findet, dieses Urtheil eines Mannes, der durch ausgebreitete und umfassende Kunstkenntnifs gewifs berufen war, eine beachtenswerthe Stimme abzugeben, in seinem vollen Umfang zu unterschreiben. Auch die technische Ausführung ist in der geschickten und kunstreichen Benutzung der vielfarbigen, von der Natur gefärbten Marmorstücke vorzüglich zu nennen. Nach der Berechnung des Hrn. Verfs. sollen, die Einfassung abgerechnet, nicht weniger als 1,374,516 Stücke Steinchen zu dem Bilde verwendet worden seyn!

Was nun den Gegenstand des Bildes betrifft, so verfehlt der Hr. Verf. nicht, uns mit den verschiedenen Ansichten der

Digitized by Google

Gelehrten und Kunstkenner darüber bekannt zu machen, und dabei auch auf eine in Deutschland, unsers Wissens, wenig oder gar nicht gekannte Schrift eines Römers, des Hrn. Luigi Vescovali, aufmerksam zu machen: — Discorso sul gran Musaico di Pompeji, letto alla Pontica Academia di Archaeologia il di Decembre 1832. Roma, bei Salviuci — wornach (also ganz von den Ansichten anderer Gelehrten abweichend) hier eine Kampfscene zwischen Griechen und Galliern, und zwar die Flucht der letztern vor Delphi, dargestellt werde. Indem unser Hr. Verf. diese und andere Ansichten prüft und widerlegt, begründet er zugleich damit die eigene, die allerdings als die wahrscheinlichste und annehmbarste erscheinen dürfte, auch im Ganzen wohl in der neuesten Zeit von den deutschen Gelehrten angenommen worden ist, dafs nämlich auf dem herrlichen Gemälde der Kampf in den Engpässen zu Issus dargestellt werde und dafs der Künstler dazu den Moment gewählt, der Arrian's Schilderung entsprechend, der Flucht des unglücklichen Darius unmittelbar vorausging; weshalb wir auch das von dem Stallmeister oder Reitknecht in Bereitschaft gehaltene Pferd erblicken. Auch darin dürfte wohl der Verf. nicht leicht mehr Einsprache zu erwarten haben, dafs er in dem Haupthämpfer der Griechen wahrscheinlich die Person des Alexander zu erkennen glaubt.

---

3) *Ueber den Murrhin der Alten. Vom Generallieutenant v. Minutoli. (Aus dem Summarium d. Journalistik für die unterhaltenden Wissenschaften besonders abgedruckt). Berlin* 1835. *Gedruckt bei L. F. Herrmann.* 16 *S. in* 8.

Diese neue Untersuchung eines vielbesprochenen Gegenstandes schliefst sich den früheren Bemerkungen des Hrn. Verfs., auf die wir noch zuletzt in diesen Jahrbb. 1827. p. 1106. aufmerksam gemacht haben, an; die Ansicht nämlich, dafs der Murrhin der Alten Flufsspath gewesen sey, wird hier mit neuen Gründen unterstützt vorgetragen, und insbesondere durch die Prüfung eines grofsen Stückes Flufsspath, welches im Weichbilde des alten Roms bei Marmorata aufgefunden, nun im Besitz des Kunsthändlers Rafbaeli zu Rom sich befindet, und das auch der römische Abbate Faustino Corsi für Murrhin erklärt hatte, bestätigt. Andere Meinungen über das Murrhin hat Ref. in Creuzer's Röm. Antiquitt. S. 433. 2te Ausg. angeführt. In einem zu Brieg 1830. erschienenen Programm soll derselbe Gegenstand neuerdings behandelt worden seyn. Ref. kann nichts Näheres darüber angeben, da er blos aus einer Anzeige in Jahn's und Seebode's Jahrbb. d. Philol. 1832. I, 3. p. 365 ff. dieses Programm kennt.

Wir führen bei dieser Gelegenheit noch an die aus demselben Summarium abgedruckten:

Digitized by Google

„Reminiscenzen einer afrikanischen Reise. Vom Generallieutenant v. Minutoli. Ebendaselbst. 19 *S. in* 8.

Interessante Mittheilungen über mehrere abergläubische Gebräuche bei den Arabern und afrikanischen Nomaden, deren Spuren bis in die Zeiten eines Herodotus zurückgehen, dann aber insbesondere über den politischen und geselligen Zustand der Frauen in Aegypten (übereinstimmend im Wesentlichen, was wir in einigen neuern englischen Werken gelesen haben), und am Schluss die Erzählung eines merkwürdigen Falls von den gefährlichen Folgen eines Skorpionenstichs bei einem der frühern Reisegefährten des Hrn. Verfs., Hrn. Ricci.

---

4) *Ad carmina solemnia gymnasii Fridericiani Herfordensis — invitat C. E. Knebel, gymn. director et professor. Additur de primis Boeotiae incolis quibusdam vere Graecis Commentatio. Quam proposuit Hermannus Harless, ph. Dr. gymnasii vicedirector etc. Lemgoviae, typis Meyerianis,* MDCCCXXXIII. 22 *S. (nebst den Schulnachrichten* 32 *S.) in* 4to.

Der Hr. Verf., der die Schwierigkeiten seines Gegenstandes wohl kennt, hat seiner Untersuchung zunächst die Angaben des Strabo zu Grunde gelegt, um dann zu der Beantwortung der Frage über die Abkunft der Aonen, Temmices und insbesondere der Hyantes überzugehen, welche ihm nicht sowohl als Autochthonen erscheinen, sondern als ein Stamm äolischer Abkunft; den Cadmus und die Cadmeer, den Zeugnissen der Historie zuwider, für tyrrhenische Pelasger zu erklären, dazu kann sich der Verf. nicht entschliefsen; er betrachtet sie daher lieber als *barbaros advenas.* Ueber diese und andere in Berührung kommende Völkerschaften folgen weitere Erörterungen unter steter Berücksichtigung der betreffenden Stellen der Alten. Aber auch andere Zeugen, wir meinen die gewaltigen, angeblich cyclopischen Baureste, die man in Böotien mehrfach antrifft und die uns jetzt durch Dodwell u. A. näher bekannt geworden sind, werden bei der Frage nach der alten Bevölkerung Böotiens zu hören seyn. Auf diesen Punkt konnte sich der Verf. natürlich nicht einlassen, da ihm die dazu gehörigen Quellen schwerlich zugänglich waren.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 59. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

PHILOSOPHIE.

1) *Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben. Von Dr. J. Rust, öffentl. ordentl. Prof. der Theol. zu Erlangen und Pfarrer der franz. ref. Gemeinde daselbst Zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. Mannheim, im Verlag bei Schwan und Götz.* 1833. 870 S. 8.

2) *Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staat und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwickelung der Freiheit in den genannten Beziehungen, wissenschaftlich dargestellt von Dr. K. G. W. Matthias, Privatdocenten an der Universität zu Marburg. Marburg, Druck und Verlag von N. G. Elwert.* 1834. 383 S. 8.

3) *Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elberfeld* 1834. *Büschler'sche Verlagsbuchhandlung.*

Die Schriften No. 1 und 2, erstere neu aufgelegt, die zweite neu erschienen, behandeln ungeachtet des verschiedenen Titels denselben Gegenstand, nämlich Darstellung der Entwickelung des religiösen Bewufstseyns von seinen Anfängen im ungebildeten Heidenthum an bis zu der Spitze hinauf, wo nach der Ansicht der Verff Christenthum und Philosophie in eins verschmelzen. Beide Schriften gehören der Hegel'schen Schule an. Wir stellen sie darum zusammen, weil man bei ihrer Vergleichung mit einander recht deutlich die frühere Epoche dieser Schule, welche sich enger an den Urheber anschlofs, und die jetzige, welche sich mehr oder weniger selbstständig ihm gegenüber zu stellen sucht, von einander unterscheidet. Die ältere Art legt auf das Methodische ein besonders grofses Gewicht, stellt aber die Resultate mehr negativ und unbestimmt hin, und ist polemischer, die neue aber sucht mehr ihre Stärke im Glanz der Resultate und dem Schimmer positiver Ideen. Die alte Art hat mehr den Procefs, die neue mehr das Product der Speculation im Auge.

Beide Richtungen sind darin einverstanden, dafs nur der Geist, die Freiheit, das Bewufstseyn das wahrhaft Existirende ist. Aber sie entwerfen sich vom Geist ein verschiedenes Bild. Bei Hegel, so wie auch bei Rust, wird Gott gefafst unter dem Bilde der logischen Idee, eines gleichsam ätherischen, klaren, formlosen Elements, einer Negation der Negation, eines Zweifels am Zweifel, eines Meeres, welches alle Sandbänke des irdischen Daseyns wegspült. »Aller Kummer, alle Sorge,« sagt Hegel in der Religionsphilosophie (Th. 1. S. 4.), »diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Aether, es sey im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes

Digitized by Google

strömen die Lethefluthen, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanze des Ewigen verklärt.« Hingegen die neue Schule substituirt der Anschauung des göttlichen Aethers die Anschauung der göttlichen Person. Der Urmensch, die Eine wahrhafte Person in allen Personen, ist Gott.

Wir maſsen uns kein Urtheil darüber an, ob dieser Fortschritt aus dem ätherischen Geist in die umgrenzte Person, also aus dem Apeiron in's Peras, nach dem Princip der Hegel'schen Urlehre besser zu halten sey für einen Fortschritt aus dem Abstrakten in's Concrete, oder aber für einen Rückschritt aus der Anschauung des Geistes in die des Sohnes hinein. So viel aber ist gewiſs, daſs die Lehre durch die neue Veränderung an Anschaulichkeit gewinnt. An dem Orte, wo ehemals nur ein sich drehendes Rad verschwimmender und verrauschender Gestalten vor dem schwindelnden Auge stand, da entfaltet sich jetzt aus der Idee des Urmenschen ein ideeller überirdischer Staat, eine die ganze Menschheit umfassende einheitvolle Kirche, welche selbst zugleich das Reich Gottes und die Existenz Gottes ist. Die speculative Anschauung gewinnt dadurch Ruhe, fixirt sich. Und da diese Philosophie nun einmal Verzicht geleistet hat auf die Unaussprechlichkeit der überirdischen Dinge, so ist es immer erfreulich, wenn sie zu deren Bezeichnung wenigstens ein Bild wählt, welches sich nicht allein durch eine groſse Anschaulichkeit empfiehlt, sondern welches auch wieder näher an den Punkt anstreift, von welchem der neue Aufschwung der Speculation seit Kant ausging, nämlich an diejenige praktische Idee, welche Kant den *homo noumenon*, Fichte aber das absolute Ich nannte.

Hätte Kant sich nicht gescheut, der moralischen Idee eines höheren Menschen in uns theoretische Wahrheit beizulegen, so würde sich in seiner Metaphysik der Sitten seine Lehre von der *respublica noumenon* in eine der Matthias'schen ähnliche vom Reiche Gottes auf Erden verwandelt haben. Die Matthias'sche höchste Idee, welche ebenfalls eine praktische ist, läſst sich auf sehr ungezwungene Weise mit den Kantischen Grundsätzen vereinigen, jedoch nur mit dem bedeutenden Zusatz, daſs hier die Rede sey von einem das Unaussprechbare nur unvollkommen aussprechenden Symbol, welchem zwar wohl eine gewisse approximative, aber keine strikte, noch weniger eine demonstrative Wahrheit zugestanden werden kann.

Jetzt zum näheren Inhalt.

No 1. gehört, wie schon erwähnt, der älteren Richtung der Hegel'schen Schule an, und huldigt ihrer Methode und ihrem Princip, — ihrer Methode, »daſs nämlich alle Gegensätze als solche einseitig und darum wenigstens theilweise unwahr seyen, daſs sie aber Punkte in sich haben, in welchen sie in einander

Digitized by Google

fallen, und dafs sie gerade in diesen Punkten erkannt, über sich selbst emporgehoben und in einer höhern Einheit ausgeglichen werden müssen" — und ihrem Princip, »dafs die zu erstrebende Einheit nicht, wie die des Pantheismus, eine Alles verschlingende Substanz sey, sondern dafs der Unterschied der Dinge wirklich und im erhabensten Sinne in ihr bestehe.«

Dagegen erhebt sich der Verf. in seinen freieren Ansichten vom Wesen der christlichen Kirche vortheilhaft über das, was man von Hegel'scher Seite hierüber zu hören gewohnt ist, indem er sagt, die protestantische Kirche habe zwar ebenfalls bei ihrem Wiederaufleben die Ansicht ausgesprochen, dafs das Christenthum als Glauben und Lehre für ihre Mitglieder an die Bestimmungen geknüpft sey, welche in ihren Bekenntnifsschriften niedergelegt wurden, diese Ansicht sey aber dem Wesen dieser Kirche durchaus entgegen; das Christenthum erscheine auf dem kirchlichen Standorte nicht in seiner ganzen Fülle und Integrität, und wer davon nicht überzeugt sey, verwechsele die Kirche an und für sich mit den besonderen Erscheinungen derselben; nur in jener Kirche aber wohne der heilige Geist. Daher erklärt er sich nun auch mit Recht energisch gegen diejenigen, welche die bestehende Kirche für die Richtschnur des Glaubens halten. Er geht dann über zu denen, welche den Glauben aus dem Gefühl und der subjectiven Frömmigkeit schöpfen, in deren Widerlegung er aber nicht eben so glücklich ist. »Es klingt gar fromm," heifst es von ihnen, »wenn sie bei jeder Gelegenheit den Ausdruck Glaube im Munde führen; die Menge läfst sich auf diese Weise leicht bestechen; die aber nicht zu ihr gehören, sind besonnen und prüfen vor Allem die Beschaffenheit jenes Glaubens. Bei dieser Prüfung finden sie, dafs er gerade darum, weil er das dem Geiste Eingeborene, das Erste und Unmittelbare ist, auch das Allgemeine und Unbestimmte, das Dürftige und Unfreie seyn müsse; sie entdecken durch sie, dafs man in und mit demselben höchstens zu der sogenannten natürlichen Religion, oder, wenn noch ein Zugeständnifs gemacht werden soll, zum Heidenthum (!), nimmermehr aber weiter und am wenigsten in das Gebiet des christlichen Lebens mit seiner freien Durchbildung, mit seiner unendlichen Fülle und seinem allseitigen Reichthum gelangen könne." Obgleich sich der Verf., wie er in der Vorrede sagt (S. VII.), Klarheit zum Hauptstreben gemacht hat, so hat er sie hier doch, wie an mehreren anderen Orten seiner Schrift, verfehlt. Was soll man sich denken unter einem Heidenthum, das sich bei denen entwickelt, welche im frommen Gefühl den Ausdruck des Glaubens stets im Munde führen? und was ist unter dem allseitigen Reichthume des christlichen Lebens zu verstehen, welcher sich dem Gefühlvollen verschliefsen soll? da im Gegentheil Christus jeden Lebensreichthum, sowohl den körperlichen als geistigen, so sehr gering schätzte, dagegen immer auf Armuth und Einfalt drang, und solche Einseitigkeit

Digitized by Google

von seinen Jüngern forderte, dafs er ihnen befahl, ganz allein ohne Alles nach dem Reiche Gottes zu trachten?

Wäre der Verf. in jener freisinnigen und ächtphilosophischen Theorie von der unsichtbaren und an und für sich seyenden Kirche fortgefahren, welche allein auf dem wahren Durchdrungenseyn vom Geist der heil. Schrift beruht und alle Verpallisadirung mit sanctionirten Auslegungen, mit Dogmatik und Systematik aufgiebt, so würde er auf den besten Weg gekommen seyn, uns ein reines Bild der protestantischen Kirche in ihrer allein consequenten Gestalt vor Augen zu stellen. Allein seine Befangenheit im Hegelianismus verleitet ihn dennoch am Ende, sich zur Parthei derjenigen zu schlagen, denen die Bibel noch nicht genug ist, und denen es zu unvortheilhaft dünkt, in einer Hürde ohne Zaun, in einem absoluten Gottesreiche ohne Beschränkung durch eine selbstverfertigte Constitution zu stehen. Anstatt aber seine Meinung von der Unzulänglichkeit des reinen unausgelegten Evangeliums zur Begründung des wahren Christenthums mit einem tüchtigen Beweise zu stützen, dessen sie doch gar wohl bedurft hätte, fordert er einen Beweis von der Gegenpartei. Aber liegt die Beweisführung, welche er von dem mit der einfachen unausgelegten Schrift zufriedenen Protestanten fordert, indem er spricht (S. 21–22.): — »Wer die heilige Schrift als die einzige und eigentliche Quelle seines Glaubens erklärt, der hätte vor allen Dingen einen Beweis zu führen, dafs die Bibel nicht blos Princip und Norm des christlichen Religionsinhalts, sondern die vollendete Darstellung desselben in dem Sinne sey, dafs er nach allen Richtungen und Beziehungen vollkommen durchgebildet in ihr vorliege, und also jede weitere Entwickelung desselben eben so unmöglich, als unnöthig erscheine« — diese Beweisführung, liegt sie nicht in jedem wahrhaft christlichen Leben auf's Glänzendste vor Augen? Wer nicht wieder schilt, wenn er gescholten wird, wer seine Güter mit den Armen theilt, wer einzig und allein nach dem Reiche Gottes trachtet, wer gerecht, keusch, demüthig ist, wer lieber lieben will, als geliebt seyn, lieber verborgen seyn, als glänzen — ist dessen Leben nicht eine stete schlagende Beweisführung der Hinlänglichkeit der Gebote Christi für alle Fälle und nach allen Richtungen und Beziehungen, so dafs an ihnen nichts mehr entfaltet und entwickelt zu werden braucht? Ist nicht der unüberwindliche und unumstöfsliche Beweis für die unsichtbare, von Auslegungen und Dogmen befreite Kirche Christi der, dafs sie in der That und Wirklichkeit existirt, und immer existirt hat, unter der Decke, und allen Kirchenparteien und Religionsverschiedenheiten zum Spott? Daher ist uns nun auch völlig dunkel gewesen der folgende Satz: »Es liegt am Tage, dafs, wenn diese Beweisführung gelänge, von Selbstständigkeit und Activität des inneren christlichen Lebens weiter keine Rede seyn könnte; denn in der mechanischen, alle freie, geistige Entfaltung ausschliefsenden Aufnahme des Gege-

Digitized by Google

benen, die in solchem Fall allein noch denkbar wäre, jene und diese nachweisen zu wollen, dürfte kaum Jemand übernehmen.« In diesem Satz steht der Sinn augenscheinlich auf den Kopf gestellt. Denn offenbar würde doch erst dann, wenn jene Beweisführung im Grofsen gelänge, wenn jene ehrenvollen Ausnahmen im Handeln zur allgemein geltenden Sitte würden, dann erst würde Selbstständigkeit und Activität in's innere christliche Leben hineinkommen, und dadurch der mechanischen, alle freie geistige Entfaltung ausschliefsenden Aufnahme des Gegebenen ein für allemal ein glückliches Ende gemacht seyn.

Um zu seiner reinen Verklärung zu gelangen, durchläuft der Glaube nach des Verfs. Darstellung zwei untergeordnete Stufen, die des Gefühls und die des Verstandes, und die dadurch entstehende Triade der Entwickelung beglaubigt sich als welthistorischer Entfaltungsprocefs der Religionen nach folgendem Schema:

1) Gefühl. Unmittelbare Erkenntnifs. Heidenthum. Unmittelbare Religiosität.
2) Verstand. Meinung. Judenthum. Gesetz.
3) Vernunft. Philosophie. Wissen. Christenthum. Glaube.

Die Auseinandersetzungen dieses Entwickelungsprocesses, welche den gröfsten Theil der Schrift füllen, sind jedoch wegen der im Verhältnifs zu den darin niedergelegten Gedanken zu starken Ausgedehntheit der minder interessante Theil.

Aus den Einseitigkeiten der Gefühls- und Verstandes-Ansicht rettet sich am Ende der Glaube zur philosophischen Einheit, welche eine vermittelte ist. »Sie ist so in das Reich des freien und durchgebildeten Geistes aufgenommen, und wurzelt in ihm; sie ist das Ergebnifs aller seiner intellectuellen Bestrebungen und die Blüthe seines ganzen Lebens. Die Momente, welche als Gegensätze in ihr aufgehoben sind, müssen demnach den ganzen Cursus des geistigen Lebens im Gebiete des Gedankens durchwandert haben, ehe sie zur intellectuellen Versöhnung gelangen können; sie müssen die dunkle Gewalt des Gefühls und die entschiedene Macht des Verstandes empfunden haben, ehe sie der Geist auf seiner letzten Bildungsstufe als identische erkennt.« Wenn wir sie erreichen, so erreichen wir aber damit auch Alles, und dürfen uns also würdige Jünger Jesu nennen. Denn »diese durch das ganze intellectuelle Leben des Geistes vermittelte Einheit ist absolut vollständig. Ihre Momente sind gänzlich in sie aufgenommen und bestehen nur in ihr; sie durchdringen sich in allen Richtungen, der intellectuelle Geist nimmt in dem Subjekt zugleich das Objekt und in dem Realen zugleich das Ideale wahr; er erfafst die Natur im Geiste und das Innere im Aeufsern, und das Eins lebt ihm im Vielen, wie die Welt für ihn in der Gottheit besteht.« Christi philosophischer Schüler macht uns also die Aufgabe, ein Christ zu seyn, bedeutend kopfbrechender, als der Lehrer, welcher die Sünder mit dem Wort: Gehe hin, dir

Digitized by Google

sind deine Sünden vergeben, sündige hinfort nicht mehr — in seine Gemeinschaft aufzunehmen pflegte. Auffallend ist dabei die Aengstlichkeit, mit welcher der Verf. schon S. XIII. und dann wieder S. 225 und 231. sich gegen den Vorwurf des Pantheismus verwahrt. Das hat er nicht nöthig. Denn von Spinoza's Lehre ist er noch weit genug entfernt, und er erregt so nur ungegründeter Weise den Verdacht, nicht ganz frei zu seyn von jener erhabenen Sufitischen Denkweise, gegen welche er sich mit so übertriebener Aengstlichkeit wehrt.

Die nähere Beschreibung der absoluten Idee leidet an manchen Unklarheiten, welche uns nicht erlauben, einen recht deutlichen Begriff von dem, was der Verf. meint, zu bekommen.

So viel ist indessen klar, dafs der Verf. auf dem älteren Hegel'schen Standpunkt steht. Er definirt das absolute Wesen noch nicht auf concrete Weise als einen Urmenschen, sondern erst in abstracto als eine Identität aller Gegensätze. Auch die Offenbarung betrachtet er nicht als das Erscheinen dieses Urmenschen, sondern »durch alle Reiche des Seyns und des Lebens hindurch erblicken wir den sich seiner Welt mittheilenden Gott. Dringend fordert der Gang der Weltgeschichte, dafs diese Mittheilung, diese Offenbarung sich vollende. In Christus ist der Culminationspunkt der Gottesoffenbarung gegeben, alle Strahlen derselben vereinigen sich in ihm.«

Der neue Standpunkt zeigt sich dagegen in seinem vollkommnen Extrem in No. 2:

„Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staat und in der Kirche. Von Matthias.«

Die abstrakte Grundlage, woraus in diesem System die Urperson entwickelt wird, ist der Begriff der Freiheit. Die Freiheit ist aber nicht blofs zu fassen psychologisch als Zurechnungsfähigkeit der Handlungen, auch nicht blofs metaphysisch als göttliche Schöpfungskraft, sondern zuhöchst als ein göttliches Reich der Freiheit auf Erden. Denn der Mensch ist nur in der Familie, im Volke und in der Menschheit in seinem wahren Wesen zu begreifen, und folglich hat auch die Freiheit oder der Geist nur Sinn in einem höheren Ganzen, welches aus einer Mehrzahl von Individuen besteht. Soll also der Begriff der Freiheit nicht abstrakt, sondern der Wirklichkeit angemessen betrachtet werden, so ist die Idee des Reiches der Freiheit zum Grunde zu legen.

So speculativ der Verf. auch zu Werke geht, ertheilt er doch seiner eigenen Speculation kein gröfseres Verdienst, als das, der Wahrheit eine passende Form gegeben zu haben. Auf alles Verdienst um ihren Inhalt selbst thut er Verzicht, und vindicirt dessen Erfindung ganz allein dem Allgemeingeist der Menschheit, indem aller wesentliche Inhalt des menschlichen Wissens sich nur in dem allgemeinen Wissen erzeugt, und auch seine Wahr-

Digitized by Google

heit nur in demselben hat. »Der Philosoph weifs die Wahrheit eben so sehr als etwas Göttliches und von Gott kommendes, wie als etwas Menschliches, in seiner eigenen Natur gegründetes, und so zwar, dafs diese beiden Momente ihm nicht auseinanderfallen, sondern dafs die Wahrheit ihm dadurch göttlich ist, dafs sie rein menschlich, und rein menschlich dadurch, dafs sie göttlich ist.«

Das Reich der Freiheit ist ein dreifaches:

1) Die Idee des Reichs der Freiheit an sich. Da sich der Begriff der Freiheit in dieser Allgemeinheit auf kein Volk beschränken kann, so umfafst er noch die ganze Menschheit.
2) Das Reich der Freiheit in seiner bestimmten Erscheinung, der Staat. In dieser Endlichkeit beschränkt sich die Idee des Reichs der Freiheit wesentlich auf ein Volk.
3) Das Reich der Freiheit in seiner unendlichen Wirklichkeit, wie es Resultat der Weltgeschichte ist, die Kirche im höheren Sinne des Worts. Die Mannichfaltigkeit der Staaten ist darin nicht aufgehoben, nur die feindliche Bewegung der Völker gegen einander ist verschwunden.

Was uns zu diesem Reiche geschickt macht, ist die absolute Freiheit, zu welcher die Erkenntnifs der Wahrheit die erste Bedingung ist. Sie selbst aber ist die Seligkeit, als das vollkommen geistige oder ewige Leben. Die Menschheit wurde zu diesem Standpunkte im Orient durch die objektive Autorität religiöser Offenbarungen, in Griechenland und Rom durch die subjektive Autorität des persönlichen Freiheitsgefühls hingeleitet, bis sich beide Autoritäten im Christenthum zu einer absoluten Autorität zusammenschmolzen. Ihre absolute Wirklichkeit hatte die Vernunft zunächst nur in der Individualität Christi. Dafs aber die ganze Menschheit zu diesem Bewufstseyn der Wahrheit komme, mufste Christus unmittelbar als die Aufgabe seines Lebens finden. Nachdem das Christenthum die Stufen des Katholicismus und Protestantismus durchlaufen hat, wird es zum wahrhaften philosophischen Christenthum, in dessen Lichte sich die beiden anderen Principien die Hände reichen werden. „Denn wenn die Wissenschaft erst ihre Pfleger wieder zusammengebracht und versöhnt hat, so werden die Gemeinden von selbst folgen, denen es im Allgemeinen nur um die einfache biblische Wahrheit zu thun ist.« Letzteres ist ein wahres Wort. Fürchtet aber der Verf. nicht, dafs eben dieses Umstands wegen, zumal bei immer stärker und selbstständiger werdender Bildung und Aufklärung, die Gemeinden auf's Aeufserste protestiren werden, statt der einfachen biblischen Wahrheit ein philosophisches Dogmensystem zu beschwören?

Matthias stimmt mit Rust darin überein, dafs beide auf die historische Entwickelung der Religion ein so grofses Gewicht legen, und die Religion selbst als ein Produkt des historischen Processes der Jahrhunderte betrachten. Beide Werke bekommen

Digitized by Google

dadurch des Ansehen eines Abrisses aus der Philosophie der Geschichte, nur mit dem Unterschiede, dafs die Triade des Processes bei Rust »Heidenthum, Judenthum, Christenthum,« dagegen bei Matthias »Orientalisches Weltreich, Griechisch-Römisches Weltreich, Christliches Weltreich« genannt wird. So wie Rust das Positive an der Religion für ein Produkt der Weltgeschichte erklärt, indem er sagt (S. 41.): »Die historische Seite der Entwickelung des religiösen Geistes bildet das wahrhaft Positive aller Religionen; denn durch sie wird die fromme That, der Mittelpunkt des religiösen Lebens, eine besondere, an bestimmte Erscheinungen geknüpfte,« — so geht Matthias darin noch weiter, und behauptet (S. 317.), die Idee Gottes könne nur durch das tiefste Eingehen in die geschichtliche Entwickelung des Menschengeistes begriffen werden; denn da Gottes Begriff im Geiste stehe, so lasse er sich auch nur aus der Fülle des Geistes begreifen, der in der Menschheit sich offenbart habe und fernerhin offenbare. Wie höchst wunderlich werden sich nun aber in diesem Dogmensystem die gleichfalls zu benutzenden Aussprüche Christi ausnehmen, in denen er so geringschätzig redet von den Kindern dieser Welt und dem Reich dieser Welt, wenn nicht allein Christi eigenes Reich, sondern auch die Idee Gottes lediglich aus der historischen Entwickelung der Reiche dieser Welt zu begreifen ist!

Matthias' Schrift ist, obwohl sie in vielen Stücken bedeutend von Hegel abweicht, dennoch abgefafst im Ton eines Parteigängers, welcher schon im Genufs des Sieges gleichsam ausruht, und seine Dogmen als etwas schon ziemlich allgemein Anerkanntes nur so hingiebt. Eben diesem Umstande verdankt aber seine Arbeit zugleich das Verdienst, ihren Gedankengang in ziemlich populärer und planer Weise, oft nur mit zu viel Worten umwickelt, vor Augen zu legen. Die Gedankenevolutionen, welche bei Hegel selbst gewöhnlich mit Anstrengung gleich einer schwer zu lösenden Aufgabe vor sich gehen, machen sich hier spielend und ohne viele Umstände. Dadurch geschieht es nun aber, dafs jenes eigene Etwas, das die Hegel'sche Methode auszeichnet, jener gleichsam kalkartige austrocknende Stoff, welcher auf's feinste die Gedanken in allen ihren Poren durchdringt und bestäubt, sich hier in derber Gestalt obenaufsetzt, wie eine Ueberkrustung oder Ueberzuckerung aller Gegenstände, welche man immer gern herabschälen möchte, um diese darunter in ihrer nackten und natürlichen Gestalt zu erblicken.

Der Höhepunkt des Systems ist die Construktion der heiligen Dreifaltigkeit auf der Basis der absoluten Person oder des Urmenschen. (S. 344.) Nämlich:

1) Der Urmensch in seiner idealen Form oder in seinem Wesen, als welcher er der Menschheit nur erst innerlich, aber eben damit auch für das Bewufstseyn nur noch äufserlich ist; — Gott der Vater.

Digitized by Google

2) Der Urmensch in seiner realen Form oder in seiner Erscheinung, als welcher er sich der Menschheit in seiner Wahrheit offenbar macht, aber eben damit nur das Wesen und die Bestimmung der Menschheit selbst offenbar macht; — Gott der Sohn.

3) Der Urmensch in seiner absoluten Form oder in seiner absoluten Wirklichkeit, als welcher er erst in seiner vollen Wahrheit, nämlich in Einheit mit der Menschheit als seiner Gemeinde, wirklich ist und gedacht wird, wiefern die Idee nun in allen ihren Individuen sich realisirt hat; — der heilige Geist.

Das Verhältnifs des Urmenschen zur Menschheit wird bestimmt als das des Fürsten zu seinen Unterthanen. (S. 382.) Dann werden alle Menschen auch in sofern Brüder seyn, »als die äufserliche Verschiedenheit des Standes, der Berufsart u. s. w. eben auch für etwas Aeufserliches und Unwesentliches wird gehalten werden, was der wahrhaften innern Gleichheit aller Menschen als Kinder Gottes nicht den mindesten Eintrag thut. In diesem heiligen Reiche der Freiheit herrscht dann Gott (wie im Staate der constitutionelle Fürst) so, dafs sein Gesetz nicht mehr eine dem Willen des Menschen äufserliche Gewalt, sondern das tiefste und heiligste Bedürfnifs des Menschen selbst ist.« Auffallend ist hierbei nur, dafs der Verf. dieses als ein Ideal für die Zukunft aufstellt, und ihm entgangen ist, dafs dasselbe schon längere Zeit unter uns realisirt existirt. Denn dafs wir Menschen alle Brüder sind, ist ja eine Wahrheit, die wir lange wissen, und kein Reicher würde es ja aushalten können vor Schmerz, einen Nothleidenden neben sich zu sehen, wenn er nicht von der festesten Ueberzeugung und Gewifsheit durchdrungen wäre, dafs diese Unterschiede etwas Aeufserliches und Unwesentliches seyen, was der wahrhaften inneren Gleichheit aller Menschen als Kinder Gottes nicht den mindesten Eintrag thue. Und was die göttliche Herrschaft betrifft, dafs sie nicht absolut werde, so war es ja von jeher unsere Sitte, uns den absoluten und unmittelbaren Einwirkungen dieses Monarchen nicht Preis zu geben, sondern fest auf dem Buchstaben der dogmatischen Constitution zu beharren, so fest und eisern, als nur irgend ein constitutionelles Volk seinem Fürsten gegenüber darauf beharren kann.

Die Matthias'sche Idee bezeichnet einen Weg, welcher aus der Hegel'schen Philosophie in die Leibnitzische Monadologie eingeschlagen werden kann. Denn wenn wir uns nach Leibnitz die höhere Menschheit denken als eine Anzahl von Monaden auf der höchsten Stufe der Entwickelung, so werden sie zufolge des *principii indiscernibilium* in ihrer absolut gleichen Vollkommenheit nicht mehr von einander unterschieden werden können, sondern unter einander und mit Gott identisch seyn, gerade wie sie es bei Matthias sind. Sie werden in dieser Identität das Eine Einzige Fichte'sche Ur-Ich bilden. Sie werden aber als Menschheit

Digitized by Google

oder als Wesen, welche mit der Welt und Pluralität anderer Monaden noch in Verbindung stehen, eine Vielheit von Personen, eine Gemeinde der Heiligen oder eine Kirche seyn. Sie werden in dieser Form für alle Monaden oder Individuen des Universums das Musterbild der Vollendung darstellen, wonach alle ringen und streben, und nicht eher ruhen, als bis sie es erreichen, nämlich Identität unter einander und mit Gott.

Die Hegel'sche Philosophie, welche in ihrer ersten Gestaltung weit von Leibnitz entfernt war, kehrt also in ihrer zweiten Gestaltung wieder zu demselben zurück, gleichsam als ob noch nicht genug von Kant abgewichen sey, und als dürfe man nicht eher ruhen, als bis man sich ganz wieder auf den alten Stuhl festgesetzt habe, auf dessen Zertrümmerung Kant's sämmtliche Bemühungen hingingen. Aber nicht allein die Hegel'sche Schule geht auf dieses Ziel zu, sondern auch die heftigste Gegnerin derselben, die Herbartische, huldigt demselben schon von jeher mit einer Ausdehnung und Energie, wie noch kein Anhänger der Hegel'schen Philosophie bis jetzt gewagt hat. »Meine Substanzen,« sagt Herbart (im zweiten Theil der Psychologie S. 309.) »sind einfach, wie das Eleatische Eins, aber in der Mehrzahl vorhanden, und als im (intelligibeln) Raum befindlich zu denken, wie die Leibnitzischen Monaden; sie sind diesen Monaden ungleich, indem sie nicht ursprünglich leben und wahrnehmen, aber ihnen ähnlich, indem alle ihre wahre Thätigkeit innerlich vorgeht, und nur mit geistiger Thätigkeit eine Analogie verstattet; ihre räumlichen Kräfte sind blofser Schein, aber dieser Schein, wiewohl verschieden von einer Kantischen Erscheinung, ist dennoch völlig gesetzmäfsig und zunächst bestimmt durch Gesetze der Attraction und Repulsion.« Dieses Hinauslaufen zweier so entgegengesetzter Richtungen auf einen und denselben Punkt deutet darauf hin, dafs für den deutschen Genius der Philosophie die Leibnitzische Theorie eine weit gröfsere Bedeutung haben mufs, als der blofse erste Anstofs der Speculation gewesen zu seyn, und eine gründlichere und tiefere Untersuchung über den Zusammenhang der Leibnitzischen Denkart mit den späteren Richtungen der Philosophie in Deutschland würde gerade für den jetzigen Standpunkt unserer Philosophie wichtige Resultate ergeben. Zum wenigsten ist die Rückkehr unserer Philosophie von zwei so sehr entgegengesetzten Seiten her in ihren ersten Anfang, welchen sie vor funfzig Jahren mit grofser Stimmenmehrheit auf's strengste und radicalste widerlegen zu müssen glaubte, ein sehr auffallendes Phänomen.

Der Gegensatz des alten mehr Spinozistischen gegen den neuen mehr Leibnitzischen Standpunkt der Hegel'schen Philosophie ist vortrefflich begriffen und auseinandergesetzt in No. 3:

»Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von Fichte.«

Digitized by Google

Hier heifst es: »Der grofse Gegensatz beruht darin, ob man das Allgemeine (Abstrakte) für das allgemein Wahrhaftige und ewig Siegreiche hält, in das alles Individuelle wieder zurückkehrt, wie es daraus hervorgegangen, oder ob man es selbst als Produkt unseres Erkennens begreift, welches, indem es unfähig ist, die gleichartigen Individuationen in unterschiedenem Blick festzuhalten, sich begnügen mufs, sie in oberflächlicher Gemeinsamkeit zusammenzufassen.« Und ferner: „Wird Gott lediglich als dialektischer Proceſs, absolute Vernunft, Ur-Denken gefafst, so ist auch ein vollständiges dialektisches Erkennen desselben möglich. Der Begriff erschöpft sein Wesen; denn das speculative Denken ist adäquates Abbild jenes göttlichen Urdenkens, das dieses sich selbst giebt in der Vollendung des speculativen Begriffs. Hat man dagegen sich erhoben zur Idee der Persönlichkeit der Urvernunft, so reifst hier der apriorische Faden ab. Der Begriff genügt allein schlechthin nicht zur Erkenntnifs Gottes. Das Freie ist das Unberechenbare, in sich Unendliche; und so bleibt Gott an sich selbst auch philosophisch ein unergründliches Geheimnifs; er kann nur durch die That, die Selbstoffenbarung seines Willens, erfahren werden.« Dafs es übrigens mit der Unergründlichkeit dieses Geheimnisses nicht ganz ernsthaft gemeint sey, bekunden andere Stellen, wenn er z. B. spricht: »Das Tiefste und Umfassendste ist eben deshalb auch das Nächste, natürlich Offenbarste, weil es sich abbildlich in jeder Wirklichkeit, in jedem Verhältnifs wiederspiegelt, weil in der That Alles nur seine Bethätigung ist. In dieses sein Recht ursprünglichster Klarheit haben wir Gott wieder eingesetzt« (!) u. s. w.

In der Methode als solcher zeigt sich der Verf mit Hegel einverstanden. Er läfst den dialektischen Gedankenproceſs aber nicht anfangen vom abstrakten Seyn, sondern von dem philosophirenden Bewufstseyn selbst, welches nur die ihm selbst eingegebene (immanente) Wahrheit entfalten, in ihre Theile entwickeln und wissenschaftlich-dialektisch begründen soll. Was diesen Anfang der Philosophie mit dem Selbstbewufstseyn betrifft, so schliefst sich der Verf. darin an den verehrungswürdigen Krause an, welchen er auch S. 279. erwähnt als einen scharfsinnigen, wahrhaft um die Philosophie verdienten Denker, welcher mit bestimmter wissenschaftlicher Einsicht die Aufgabe ausgesprochen und zum Inhalt des ersten subjektiv-analytischen Haupttheils der Philosophie gemacht habe: das Ich durch alle seine Formen und Momente bis zur Grunderkenntnifs Gottes oder Wesens aus sich selber fortzuführen.

Des Verfs. eigentlicher Zweck in gegenwärtiger Schrift ist aber der, aufmerksam zu machen auf das Urpersönliche in uns, welches sich als ein tieferes Daseyn im Hintergrunde unserer Seele verkündigt, in welchem Eingebungen, Talent, Genie, Naivität, Tiefsinn ihren Sitz haben, eine verborgene Macht, welche in's Bewufstseyn strebt, ohne je ganz gefafst zu werden,

Digitized by Google

aus welcher wir jedoch leben, und die unsere verborgene Lebensnahrung ist. Aehnlich wie diese höhere geistige Individualität vom wachen Bewufstseyn verschieden ist, unterscheidet der Verf. auch die organische Individualität oder den innern Leib von dem sichtbaren und handgreiflichen, aber rastlos wechselnden Phänomenon, das nur durchdrungen und zusammengehalten von jener in ihm sich verwirklichenden Kraft Bestand hat, gleich dem in der elektrischen Strömung kreisenden Staub; und versucht nun aus physiologischen Analogieen zu deduciren, dafs unsere Seelen sammt den geistigen oder innerlichen Leibern nach dem Tode in demjenigen Zustande fortdauern, in welchen sie sich durch ihn vergangenes Leben, durch ihre stärkeren oder schwächeren Bestrebungen nach höheren oder niedrigeren Lebenszwecken gesetzt haben. Dieser Zustand offenbare sich als ein eigenthümliches Lebensbewufstseyn oder Selbstgefühl der mit ihrem inneren Leibe bekleideten Seele; in diesem Lebensgefühl sey die ganze Summe der Erinnerungen, Thaten und Schicksale des Lebens in einen einzigen Moment zusammengedrängt enthalten. Der unselige Zustand der lasterhaften Seelen bestehe in der Sehnsucht, welche sie haben, wieder in den leiblichen Zustand hineinzukommen, wo sie ihre angewöhnten Begierden befriedigen können, welche sie in ihrem jetzigen Zustande, wo keine Befriedigung möglich ist, mit schmerzlichem Hunger quälen. Noch übler aber, als die Seelen, deren strebende Kraft auf Abwege gerathen ist, seyen die Seelen daran, denen alle Energie und Strebekraft von jeher gemangelt oder doch sich während des Lebens gar nicht entwickelt habe. Sie müssen in einem Zustande fortdauern, welcher nahe an die Nichtexistenz grenze, indem die ganze persönliche Realität der Seele in ihrer Energie und Strebekraft bestehe, welches Göthe im zweiten Theil seines Faust soll unübertrefflich dargethan haben. Uebrigens wandern die Seelen mit ihren innerlichen Leibern nicht in einen entfernten Ort, sondern bleiben an Ort und Stelle in unserer Nähe, wo sie bei Lebzeiten sich aufzuhalten pflegten. Diesem Mittelzustand soll jedoch einst eine Auferstehung folgen, worüber sich der Verf. aber nicht näher erklärt, sondern das Problem an die Religionsphilosophie verweist.

Das unheimliche Mittelreich, dessen Gespenster sich ohne Zweifel besser in die Träume der Somnambülen, als in eine philosophische Deduktion passen, lassen wir billig auf sich beruhen, und erlauben uns nur noch eine Bemerkung über das speculative System:

Fichte's Philosophie bildet ein Rückschreiten aus dem Hegel'schen Standpunkt in den der älteren Fichte'schen Lehre hinein. Auch bei Matthias ist dasselbe unverkennbar. Nur dafs das absolute Ich, worauf sie hinarbeiten, sich bei jedem anders gestaltet. Bei Fichte ist es die erste Unmittelbarkeit der Erkennt-

Digitized by Google

nifs, Ein einziges Individuum, Ich, dieser hier, der Redende. Bei Matthias ist es eine Menge unter sich identischer Personen, die verklärte Menschheit, welche alle Naturmacht überwunden hat.

Die Fortbewegung der Hegel'schen Philosophie in andere Grundanschauungen ist ein erfreuliches Ereignifs. Denn dafs die Principien der Persönlichkeit, der Individualität und der Intuition das Wesen der Wirklichkeit besser treffen. als die Universalien des dialektischen Processes, leidet keinen Zweifel. Nun ist aber nicht undeutlich zu bemerken, wie die Stifter der neu-Hegelschen Töchterschulen an einer Halbheit laboriren und sich gleichsam in Gewändern bewegen, die ihnen nur halb passen. Dies liegt auch in der Natur der Sache. Denn das neue Princip widerspricht dem alten in zu hohem Maafse, als dafs eine Amalgamirung solcher Art sich halten könnte. Ein apriorisches, dialektisches, speculatives System kann sich nur dann halten, wenn es nach durchgreifender Consequenz auch das Apriori, die Dialektik und den speculativen Gedanken als solchen zum Princip macht. Das Princip der Individuation fordert dagegen individuell-kritische, das der Person praktisch-ethische, das der Intuition empirisch-psychologische Behandlung. Wer neue Principien nach alten Methoden behandelt, wie Fichte und Matthias, gieſst neuen Wein in alte Schläuche, und bringt nothwendig Produkte zur Geburt, welche wegen eines Widerspruchs zwischen Princip und Methode gegen den kolossalen Bau des Hegel'schen Ursystems doch nur als kranke kurzlebige Geschöpfe zu rechnen sind. Da nun aber im rastlos forteilenden Gedankenfluge der Zeit eine Nöthigung für den alten Hegelianismus liegt, sich in die neue Bahn hineinzubegeben, so geht er damit unrettbar auch in seine Krankheit und Verwesung über.

Specimen academicum, sistens praenotiones problematis, quo potuerit modo homo a Deo desciscere, ipsamque problematis solutionem, venia summe venerandae facultatis theologicae ad imperialem Alexandream in Fennia universitatem, publicae censurae defert Mag. Johannes Matthias Sundwall, Philos. et Hist. Natur. ad Gymnasium Aboënse Lector, Professor. Helsingforsiae. 1832. 37 *S.* 4.

Diese Abhandlung ist in sofern von besonderem Interesse, als sie Zeugnifs giebt vom Eingang, den die deutsche Philosophie in Finnland gefunden hat. Der Verf. giebt darin eine vertraute Bekanntschaft mit der Hegel'schen Methode kund, sogar zum Nachtheil seines Stils, welcher durch die Latinisirung der Hegelschen Terminologie an vielen Stellen barbarisch und dunkel wird. In der Theorie hat er sich aber vorzüglich Franz v. Baander zum Muster genommen.

Die Aufgabe, wie so der Mensch von Gott abfallen konnte, ist auf dialektische Art behandelt. Der Mensch, ursprünglich un-

Digitized by Google

schuldig und in Einheit mit Gott geschaffen, mufste darum in die Sollicitation zur Sünde kommen, um Gutes und Böses unterscheiden zu lernen, und durch diese Erkenntnifs sein blos unbewufstes Leben in Gott in ein göttliches Leben mit vollem Bewufstseyn, oder seine erst nur abstrakte und unmittelbare Freiheit in eine wahrhafte Freiheit zu verwandeln. P. 30: »Libertas enim vera nil ab ipso differt Bono (Rom. VII, 15.). Haecce vero libertas solum per regenerationem hominis effici potest. Non *immediate* enim potest homo esse vere liber. Ut vero haec regeneratio possibilis fieret, necesse fuit, ut excedere posset homo e statu libertatis immediato, dein ad eundem tanquam perfectissimum reversurus.« In dieser Sollicitation bekam er freie Wahl, ob er in dem Ausspruche seines Bewufstseyns: Ego sum, den Accent legen wollte auf das Sum, d. i. die Existenz als solche, welche Gott ist, oder welche das ist, was da einzig seyn soll (das Esse-debere), oder ob er ihn legen wollte auf das Ego. Der Mensch that letzteres, und so fiel er. P. 21: »Conatus nimirum est idem a Deo *discedens* libertate frui, quam deceptus censuit summam, h. e. liber esse voluit absque libertate vera seu vita in Deo, factusque ita est revera suae naturae servus abjectissimus.«

Dieses Thema wird abgehandelt von S. 21—37. Die vorhergehenden Demonstrationen betreffen die Natur des absoluten Daseyns, welches der Verf. als Postulat der moralischen Vernunft mit dem Ausdruck Esse-debere passend bezeichnet. Dieses Esse-debere ist durchaus moralischer Natur, sein eigentlicher Begriff ist Heiligkeit, heiliger Wille, und folglich geben uns die moralischen Attribute Gottes eine weit richtigere Anleitung zu seiner wahren Erkenntnifs, als die metaphysischen. P. 12: »Absoluta Dei determinatio consistit in Ejus absoluta sui-affirmatione, i. e. Sanctitate.« Die Heiligkeit ist die Existenz dessen, was seyn soll oder das Esse-debere (praktisches Postulat). P. 7: „Viva et persuasionis plena de veritate fides est conceptus de eo, quod absolute debet esse, h. e. de Ente Sanctissimo.“ Die Erkenntnifs dieser Heiligkeit ist nicht eine Folgerung aus Begriffen, sondern ist der thatsächliche Zug der praktischen Vernunft zu dem, was seyn soll, und was den Geist mit der stärksten Existenzkraft zu sich zieht. P. 6: »Omne Verum solum est id, quod esse debet. Τό Scire intime pendet a morali vel potius religiosa cogitantis animi indole. — Τό Credere Deum minime locum habere poterit, nisi praecedat τό Credere Deo.« Läfst die Seele diesen Zug fahren, so fällt sie, und verliert damit aus dem Existenzbegriff seinen ihm ursprünglich inwohnenden moralischen Inhalt. P. 35: »Perit sic omnis τοῦ Esse originaria significatio, significatio, puta, τοῦ Esse-debere seu Dei. Hac tabe contaminatum est cito genus humanum omne, adeo ut vel quaestio oriretur de *demonstranda* Dei existentia.«

Ueber den wichtigsten Punkt aber bleibt man hier trotz allem dem dennoch im Dunkeln, nämlich darüber, ob in der

Digitized by Google

Sollicitation die ursprüngliche Wahl eine wirklich freie war, oder ob sie nur einen nothwendigen Processs bildete, einen naturnothwendigen unabwendbaren Uebergang aus der unbewufsten in die bewufste Stufe hinein. Da der Verf. in den Worten p. 34: »Ipse lapsus tamen hominis ista sollicitatione solum possibilis, non autem necessarius fuit ad plenam libertatem efficiendam,« die Sollicitation zum Bösen ohne erfolgenden Fall für hinreichend hält, jenen Uebergang zu bilden, so erscheint der Sünden-Fall selbst als überflüssig, »non necessarius fuit ad plenam libertatem efficiendam.« Folglich gehört der Sündenfall auch nicht in den Processs der Ausbildung des Bewufstseyns, sondern nur die Sollicitation. Wenn der Fall also aufserhalb des nothwendigen Processes der Bewufstseyns-Entwickelung liegt, so fällt er der puren Freiheit anheim. Hiermit in Widerspruch erfahren wir vom Verf., dafs der Mensch auf dem indifferenten Standpunkt der Sollicitation noch nicht frei sey, sondern dies erst durch die Wahl des Guten werde. P. 30: »*Necesse* omnino fuit, ut tolleretur primarius hominis status (immediatae libertatis seu innocentiae). Hoc vero factum est, dato homini libero arbitrio.« Folglich geschieht der Uebergang zur Wahl, entweder die Freiheit (das Gute) oder die Sklaverei (das Böse) zu wählen, ohne Freiheit, und Alles, was in der Sollicitation vorgeht, ist ein noch unfreier blinder Processs. Dieser Processs des Abfallens mufs aber denn doch ein anderer seyn, als der Uebergangsprocefs vom unbewufsten zum bewufsten Zustande, weil zu diesem die Sollicitation hinreicht und also der Abfall überflüssig ist. Hier endigt der Erklärungs-Versuch also trotz alles Aufwandes von Dialektik in derjenigen antinomischen Dunkelheit, in welche am Ende seiner Natur nach jeder Gegenstand zurücksinkt, welcher jenseits der Grenzen einer möglichen Erfahrung liegt.

Der Streit der Begriffe, welcher in dieser Sache immer nothwendig wiederkehren mufs, ist dieser: Freiheit ist Wahl zwischen Gut und Böse. Das Gute ist die Freiheit. Das Böse ist die Sklaverei. Nur im Guten also ist freie Wahl zwischen Gut und Böse, oder in der Freiheit ist die Wahl zwischen Freiheit und Unfreiheit. Wählt die Freiheit nun die Unfreiheit, so ist sie keine Freiheit mehr. Um Freiheit zu seyn, darf sie also nicht das Böse wählen, und kann es nicht, so lange sie Freiheit ist. Sie hat also, so lange sie in sich bleibt, keine freie Wahl, ist nicht Freiheit. Sie ist so lange frei, als sie von der Freiheit keinen Gebrauch macht, und wird im Augenblick, wo sie davon Gebrauch macht, unfrei. Dies ist der im tiefsten Denkvermögen begründete Cyclus der Ideen, dessen krause Räthselhaftigkeit sich durch eine Hypothese von einem nothwendigen Entwickelungsprocefs der Intelligenz unmöglich schlichten und glätten läfst. Wäre es also nicht wissenschaftlicher, dieses Räthsel in seiner ursprünglichen unlösbaren Gestalt wahr und treu als eine Thatsache des Denkvermögens darzulegen, als sein Mysterium auszu-

Digitized by Google

lichten zu einem Processe, welcher keiner ist, und bei welchem dennoch die Dissonanzen der Widersprüche am Ende ungelöset liegen bleiben?

Diese schwächste Seite der Abhandlung stützt sich auf die Theorie von der Nothwendigkeit der Sollicitation zur Wiedergeburt, welche sich in v. Baader's speculativer Dogmatik 1. Heft S. 95 findet, wonach keine Liebe, und so auch nicht die Liebe gegen Gott, „in das Stadium des wahren Akkords der vermittelten Temperatur und der bleibenden Einigung oder Vollendung gelangt, ohne den ersten Unschuldstand der Liebe oder Union (das *unisono*, welches nicht der Akkord ist) zuvor zerbrochen zu haben.« Ist es aber nicht empörend und den Aussprüchen der praktischen Vernunft geradezu widerstreitend, dafs zur Gewinnung der Reinheit zuvor erforderlich seyn soll die Befleckung mit der Unreinheit? Klingt diese Lehre nicht als die Lehre beschmutzter Seelen, welche selbst dem Glanz der Heiligkeit ein Tröpfchen *Assa foetida* einimpfen möchten? Kann sich eine Lehre rühmen, mit der praktischen Vernunft übereinzustimmen, welche, ernsthaft gefafst, nothwendig den Unschuldigen zum Bösen verführt, indem sie ihn ermuntert, sein *immediate liberum arbitrium* durch einen Abfall in unreine Gesinnung und darauf folgende Umkehr, in eine *vere concretam libertatem* zu verwandeln? Mufs diese Lehre nicht bei Jedem, der sie nicht blofs mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen einsaugt, als eine moralische *Aqua toffana* wirken?

Wenn es daher nicht anders, als erfreulich genannt werden kann, dafs die deutsche Philosophie auch in Finnland Eingang gefunden hat, so ist es doch zugleich zu bedauern, dafs sogleich Anfangs eine so neblige Schattenseite unserer neueren dialektischen Richtung mit übergeflossen und willig aufgenommen worden ist. Wünschenswerther wäre es gewesen, wenn der ehrenwerthe Hr. Verf. statt dessen mehr hätte auf die Gründlichkeit Kant's, die Schärfe Herbart's und die ethische Kraft und Reinheit der Krausischen Leistungen Rücksicht nehmen wollen.

C. Fortlage.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Berlin, bei Fr. A. Herbig: Von den Krankheiten der Menschen. Specieller Theil, oder specielle Pathologie und Therapie. Von Dr. Karl Georg Neumann, Regierungsrath u. s. w. (jetzt zu Aachen). Erster Band. Fieberhafte Krankheiten. (Dieser Band hat auch den zweiten Titel: *Specielle Pathologie und Therapie der fieberhaften Krankheiten des Menschen.*) 1832. *XXIV Seiten Vorr. u. Inhaltsanz, und 855 S. Text in gr. 8vo, mit deutschen Lettern sauber gedruckt.*

Desselben Werkes Zweiter Band. Von den chronischen Krankheiten. (Auch mit dem zweiten Titel: *Specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten.*) 1832. *XII und 884 S.*

Dritter Band. Topische Krankheiten der Vegetationssphäre. 1834. *VIII und 684 S.*

Vierter (und letzter) Band. Krankheiten der sensiblen Sphäre. 1834. *XV und 855 S.*

Ein in mehrfacher Beziehung ausgezeichnetes Werk, das seinen Meister loben wird, reich an Geist und hellen, nicht selten unerwartet neuen und eigenthümlichen Ideen und Ansichten, wie an gediegener und probehaltiger Erfahrung, keine Compilation aus zehn und zwanzig Lehr- und Handbüchern, ohne Kritik und ohne einen fest und besonnen aufgefafsten und gehaltenen Standpunkt, wie wir deren noch in neuerer Zeit mehrere im Gebiet der speciellen Pathologie und Therapie erhalten haben, sondern durchaus das Erzeugnifs eigener Forschung, Analyse und klinischen Benutzung des in reicher langjähriger Erfahrung, und im Besitz grofser Mittel zu solcher, Gegebenen. (Der Verf. war bekanntlich zehn Jahre lang dirigirender Arzt der Charité zu Berlin, und schon früher Dirigent von Militärspitälern in Polen.) Dieses Werk schliefst sich an die von demselben Verfasser im Jahr 1829 herausgegebene allgemeine Pathologie (auch mit dem zweiten Titel: Von den Krankheiten des Menschen, Allgemeiner Theil, oder allgemeine Pathologie) unmittelbar an, und ist ganz auf die in diesem nicht minder werthvollen und in seiner Art vor vielen ausgezeichneten Buch aufgestellten physiologisch-pathologischen Grundlehren des Verfs. basirt, so dafs

Digitized by Google

die vorliegende specielle Ausführung der Pathologie und Therapie mit jenem allgemeinen Theil in sehr folgerechter Haltung ein Ganzes bildet, und der Leser des vorliegenden Handbuches (denn als ein solches, von mittlerer Extension der Ausführung, ja öfters von sehr concentrirender Kürze, und nicht als ein Lehrbuch, ist es zu betrachten) jene allgemeine Pathologie des Verfs. nicht füglich entbehren kann. Ref. hat das vorliegende Werk aufmerksam und mit steigendem Interesse durchlesen, und die Ueberzeugung gewonnen, dafs dasselbe neben den besten und fruchtreichsten Handbüchern dieser Art einen ausgezeichneten und ehrenvollen Platz einnimmt, und solchen sicher auch behaupten wird, sowohl in Hinsicht auf den Geist und Charakter des besonnenen und logisch consequenten Denkens und Urtheilens, der sich in der Theorie ausspricht, und einer festen und würdigen Haltung auf dem Wege der Analyse und des erfahrungsmäfsigen Erkennens, ohne sich in gewagte und zuletzt doch gewinnlose Speculationen und Hypothesen zu verlieren, als in Hinsicht auf die Fülle von Erfahrungen und von eigenthümlichen, mitunter überraschend neuen und gediegenen klinisch-praktischen Bemerkungen und Rathschlägen, die es überall bietet. Damit vereinigt dieses Werk noch den besondern Vorzug, durch den es sich von allen andern Handbüchern der speciellen Pathologie und Klinik in sehr verdienstlicher Weise unterscheidet, dafs es auch die vorzugsweise sogenannten chirurgischen Krankheiten und ihre operative und sonstige Behandlung ziemlich vollständig umfafst, wenn gleich dieser chirurgische Theil weniger ausführlich behandelt und namentlich das operative Verfahren nach den verschiedenen dafür vorhandenen Methoden (ohne doch irgend eine erheblichere zu übergehen) nur in seinen wesentlichern Momenten, überall deutlich und mit treffender Würdigung beschrieben wird. Die speciellere Ausführung der Technik dieser Operationen und besonders eine in's Detail gehende Angabe und Würdigung des hierbei in Betracht kommenden Instrumental- und Verband- u. s. w. Apparats überläfst der Verf. den specielleren Handbüchern der Chirurgie und den Monographien, die für den Unterricht wie für den Gebrauch des Praktikers durch concentrirte Darstellungen der vorliegenden Art nicht entbehrlich gemacht werden. Doch verweilt der Verf. bei einigen der wichtigeren Kapitel der operativen Chirurgie, wie z. B. bei denen der Augenkrankheiten, der Kopf- und Eingeweide-Verletzungen, der Brüche u. a. ausführ-

Digitized by Google

licher. — Dafs ein Werk von solchem Umfang der ihm von dem Verf. gestellten Aufgabe, wie dieses, nicht alle Klassen der Leser gleich befriedigen könne, und dafs nicht alle theoretischen Principien, von denen der Verf. (nach deren Grundlegung in seiner allgemeinen Pathologie) ausgeht, und eben so wenig alle hier gegebenen noso- und ätiologischen Erklärungsversuche, in Dingen zumal, worüber die Ansichten noch sehr verschieden und die Räthsel noch nicht gelöst sind, jeden Urtheilsfähigen ansprechen mögen, hat der Verf. mit einer bei so reichem Wissen doppelt ehrenwerthen Anspruchlosigheit selbst anerkannt. Auch dem Ref. stiefsen gegen manche der vom Verf. vorgetragenen physiologisch-pathologischen Grund- und Lehrsätze, so unverkennbar in ihnen der Scharfsinn und die Consequenz hervorleuchtet, und auch gegen manche Erklärungsversuche Zweifel und Bedenken auf, auch Desiderate, die er im Verfolg dieser Anzeige andeuten wird; weniger gegen die praktischen Maximen und die Behandlungsvorschriften des Verfs., die sich im Ganzen, so wie die mehreren Kapiteln beigefügten Recepte, durch vorzügliche Zweckmäfsigkeit, richtige Würdigung, und treffende Auswahl (grofsentheils auch so in des Ref. eigener Erfahrung erprobt) empfehlen. Zu einigen minder wesentlichen Ausstellungen in dieser letztern Beziehung, so wie zu Andeutungen solcher Punkte aus der Theorie des Verf. und der von ihm befolgten Classification der Krankheiten, in welchen Ref. die Ansichten des Verfs. nicht oder nicht unbedingt theilen kann, wird sich sogleich im weitern Verlauf dieser Anzeige Gelegenheit ergeben.

Als ein sehr bedeutender Mangel in diesem sonst so schätzbaren Werk mufs es erscheinen, dafs der Verf. demselben gar keine Literatur beigefügt hat, weder am Anfang oder Schlufs der einzelnen Kapitel, noch im Text selbst, in welchem man nur höchst selten den Namen eines Schriftstellers oder Urhebers wichtiger oder sonst merkwürdiger Entdeckungen, Kurmethoden u. s. w. genannt findet. Dieser für einen grofsen Theil der Leser und insbesondere für angehende Aerzte sehr fühlbare Mangel ist um so auffallender, da es dem Verf. bei seiner grofsen Belesenheit, die aus dem Ganzen hervorleuchtet, ein Leichtes gewesen wäre, demselben auf eine zweckmäfsige Weise und mit strenger Auswahl nur der vorzüglichsten und von ihm wirklich benutzten Schriften, abzuhelfen, ohne auf der andern Seite durch eine unnöthige Häufung eines Waldes von Büchertiteln und Citaten ohne

Digitized by Google

Kritik und ohne Auswahl in den Fehler zu verfallen, den man an manchen neueren Werken ähnlicher Art (die noch überdies durch die Einfügung solcher Citatenmassen in den Text das Lesen höchst unangenehm und ermüdend machen) mit Recht zu rügen hat. Die Gründe, die der Verf. in der Vorrede für diese Weglassung aller Literatur anführt (er habe alle Polemik ausschliefsen wollen, und es für überflüssig gehalten, zu wiederholen, was Andere mit gröfstem Fleifs schon gethan haben), sind nicht befriedigend, und werden am wenigsten von der Mehrheit solcher angehender und auch älterer Praktiker, denen kein reicher Bücherschatz und kein Repertorium auserlesener Literatur zu Gebote steht, dafür erkannt werden. Und doch möchte es gerade diese Klasse von Aerzten und Chirurgen (für welche vollends dieser Mangel der literarischen Nachweisungen bei der sehr concentrirten Kürze der Bearbeitung mehrerer chirurgischen Kapitel im dritten Theil dieses Werkes sehr fühlbar werden mufs) seyn, welchen das Studium dieses Werkes vorzüglich zu empfehlen seyn dürfte.

Indem nun Ref. zu einer kurzgedrängten Anzeige des Inhalts, und zwar hauptsächlich nur des Ganges, den der Verf. in seiner Eintheilung und Darstellung der Krankheiten befolgt hat, übergeht, mufs er es im Voraus und aufrichtig bedauern, dafs ihm die nothwendige Rücksicht auf die nicht bis zur Ungebühr auszudehnenden Grenzen dieser Anzeige nicht gestattet, dem Verf. einer ausführlicheren Darstellung seiner pathologischen Grundsätze und klinisch-praktischen Ausführung derselben zu folgen, und Das, wogegen Zweifel und Einspruch sich erheben lassen, mit der Fackel der Kritik näher, und in's Einzelne gehend, zu beleuchten. Nur bei einigen Abschnitten und Kapiteln, insbesondere aus den beiden ersten Bänden, wird Ref. etwas mehr sich verbreiten und einige Bemerkungen beifügen, bei den mehrsten andern aber wenig mehr, als die Rubriken, und zuweilen nur einzelne besonders bemerkenswerthe Wahrnehmungen und Kurmittel ausheben können. Und da es aufser der Aufgabe und den Grenzen dieser Anzeige liegt, auch auf eine Kritik der frühern (oben erwähnten) Schrift des Verfs.: »die allgemeine Pathologie« einzugehen, so läfst Ref. hier alle Bemerkungen und Bedenken bei Seite, die er über die von dem Verf. bereits in jener allgemeinen Pathologie aufgestellte und dem vorliegenden Werk nunmehr zu Grunde gelegte Eintheilung der Krankheiten in zwei Haupt-

Digitized by Google

klassen, nur nach zwei Haupt-Aeufserungssphären des organisch-thierischen Lebens, der Vegetation und der Sensibilität (also in Krankheiten der Plastik und in solche der Sensibilität) vorzubringen hätte. Nur die Bemerkung will Ref. nicht zurückhalten: wenn der Verf., nach dem Vorgang anderer bekannter Pathologen und Kliniker, von einem dritten Grundsystem im thierischen Organismus, dem der Irritabilität, nichts wissen will, »weil Irritabilität ja nur das Mittel sey, wodurch die Erscheinung des Lebens auf der Erde möglich werde« (??), und wenn er ebendeshalb auch eine Klasse von Irritabilitätskrankheiten (eigentlich nur von Krankheiten mit vorwaltenden und sie charakterisirenden Leiden der Irritabilitätsorgane, zu welchen doch das Herz mit dem gesammten System der Blutgefäfse vorzugsweise mit gehört) ganz verwirft, ja ihre Annahme als einen unbegreiflichen Irrthum der Pathologen bezeichnet, so verfällt er mit Allen, die Gleiches behaupten, in den ebenfalls kaum begreiflichen Irrthum, die Erregbarkeit oder Receptivität, in ihrem allgemeinsten Sinn und Erscheinen, mit der wahren (Haller'schen) Irritabilität der Muskelfaser und der Blutgefäfse (sicher wenigstens der Arterien) zu verwechseln, einer eigenthümlichen Form der Lebensäufserung, die nichts weniger als die blofse Fähigkeit des Lebendigen, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, in sich fafst, und die solchen lebenden Wesen gar wohl mangeln kann, und wirklich mangelt, welche gleichwohl die Erscheinungen des organischen Lebens, wenn schon nur in seiner vegetativen Aeufserung, vollständig entwickelt offenbaren.

Nachdem der Verf. in den Prämissen der ersten Hauptabtheilung, welche die Krankheiten der Vegetation umfafst, seinem System getreu, vorerst im Allgemeinen den Fiebern überhaupt und aller Art, auch den acuten, und eben so den Entzündungen, ihren Platz gegen das Herkommen unter den Krankheiten der Vegetation oder Plastik angewiesen hat, handelt er im ersten Abschnitt vom Wechselfieber. In seiner allgemeinen Pathologie hatte er das Fieber überhaupt als eine allgemeine Krankheit des Systems der Blutgefäfse betrachtet. Jetzt erklärt er sich über die nächste Ursache der Wechselfieber dahin, dafs diese nicht im Gefäfssystem haften (?) könne, sondern in einem Organensystem, das zugleich grofsen Einfluſs auf das gesammte Gefühlssystem und auf die Dauungsorgane hat. „Und da im dritten Stadium des Wechselfiebers je-

desmal (?) eine bestimmte Veränderung hydropischer Natur im Ernährungssystem der Milz oder der Leber eintrete, so müsse die nächste Ursache des Wechselfiebers eine solche seyn, welche langsame Verhinderung der Ernährung dieser Eingeweide zur Folge habe. Sie müsse demnach im *Plexus nerv. hepat.*, oder im *Pl. splenicus*, oder in beiden zugleich liegen." (Dafs die nächste Ursache des Wechselfiebers in einer eigenthümlichen Affection und Sensations- wie Reactions-Umänderung der zum *systema nerv. coeliac.* gehörigen Ganglien und Geflechte, und zwar insbesondere des *plexus coeliaco-gastricus* und der *pl. hepat.* und *splenicus* höchstwahrscheinlich begründet sey, bezweifelt auch Ref. keinesweges, und hat vielmehr dasselbe als seine Ueberzeugung schon längst und zu wiederholten Malen an andern Orten ausgesprochen. Allein dafs es eben dieses Gangliensystem sey, in welchem die nächste Ursache des Wechselfiebers gesucht werden müsse, folgt noch nicht aus den Vordersätzen des Verfs., nach welchen eben so gut, ja in noch natürlicherer Folge, das Gefäfssystem der Leber oder Milz dafür angesprochen werden könnte und müfste; und es ist klar, dafs hier der Verf. in seiner Logik einen *saltus* gemacht hat, und sich von einem *vitium subreptionis et subpositionis* hat beschleichen lassen, welches er auch durch die in dem folgenden §. versuchte weitere Ausführung dieser Theorie nicht zu verbessern vermochte. Denn in diesem §. (18.) heifst es: „Wenn demnach (?) irgend eine äufsere Schädlichkeit, besonders ungesunde Luft, Fieber erzeugt, so verändert sie zunächst (!) die Qualität des Blutes auf eine nicht bestimmt anzugebende Weise, vermuthlich jedoch durch mangelhafte Entkohlung. Dadurch leiden zunächst die Organe der Sanguification, das System von Sinnorganen, welches dem Gehirn den Vegetationszustand des Körpers anzeigt (ein sehr vager und verfehlter Ausdruck), leidet, und so entstehen Zufälle, die ebenso allgemeines anhaltendes Fieber, als Symptome krankhafter Verdauung bilden können, je nachdem bald die Brustganglien bald das grofse Bauchganglion stärker ergriffen werden. (Hier geschieht der erste Saltus, und das Ganglienleiden steht plötzlich wie ein *Deus ex machina* da, wofür indessen allerdings in des Verfs. allgemeiner Fieberlehre weiterer Aufschlufs gesucht werden müfste.) „Allein da das Hindernifs der Verwandlung des Blutes fortdauert, so überwiegt endlich im Gangliensystem selbst das Leiden der Ganglien der Organe, in welchen das

Digitized by Google

übergekohlte Blut am reichlichsten angehäuft ist, d. i. der Milz- und Leberganglien, und in diesen fixirt sich nun die Krankheit, und es reflectirt sich nur von Zeit zu Zeit *(hic Rhodus, hic salta!)* das Leiden der vorzüglich kranken Ganglien auf das Herzgeflecht (warum nicht auch und noch viel mehr auf das Lungengeflecht?), wo (?) dann der Fieberparoxysmus sofort seinen Anfang nimmt u. s. w.« Bei aller Achtung für den Scharfsinn, mit welchem der Verf. diese Ansicht hier auszuführen strebt, ist doch nicht zu verkennen, dafs sie den wahren Schlüssel zum Problem nicht giebt, und das, worauf es eigentlich für eine wahre Theorie des Wesens des Wechselfiebers und des innern Grundes seiner Verschiedenheit vom anhaltenden Fieber ankommt, eben so ungelöst läfst, wie alle andern bisher versuchten Theorieen desselben, die von Blutveränderungen, oder von Entzündungen und andern mehr und zunächst humoralen Veränderungen ausgehend, demselben Fehler eines Saltus und einer Verwechslung des Secundären mit dem Primären unterliegen. — Den Grund, warum der Mensch allein des Wechselfiebers fähig ist (einige noch nicht hinlänglich constatirte Beobachtungen eines solchen an Pferden und vielleicht auch andern warmblütigen Thieren bleiben zur Zeit noch dahingestellt), sucht der Verf. darin, dafs im Menschen das Cerebralsystem am höchsten ausgebildet sey, und das Gangliensystem dominire, während das letztere in den Thieren weit freier, und nicht so dem Hirn untergeordnet sey, weshalb auch dasselbe in diesen im Erkrankungsfall das Vegetationsleben stärker und schneller verändere, als im Menschen, so dafs (in den Thieren) nicht blos periodische Reflexe in's Gefäfssystem erfolgen, sondern anhaltende Störung desselben. (Aber erkrankt denn in den Thieren das Gangliensystem in primärer Weise, da dieses im Menschen doch nur in secundärer geschehen soll?? Und liegt in seinem stärkern und schnellern Erkranken wirklich ein Grund für das Nicht-Periodische des Fiebers in Thieren?) — Die Aetiologie und die Prognose (diese besonders) des Wechselfiebers hat der Verf. für ein Handbuch allzu kurz abgehandelt, und in der That die oft so eigenthümlichen und so merkwürdigen Modificationen gewisser endemisch-epidemischer Wechselfieber (wie z. B. der vor wenigen Jahren in Holland und an der Ostsee bösartig genug vorgekommenen) zu flüchtig berührt. Desto ausführlicher verweilt er bei der Therapie des Wechselfiebers, für welche er die Macht des Arztes für so grofs und souverän hält,

Digitized by

dafs er sagt: „Es giebt wenig Krankheiten, deren Herr und Meister der Arzt in solchem Grad ist, wie das Wechselfieber; er hat es stets (??) in seiner Gewalt, dessen Form zu ändern, und heilt es entweder wirklich, oder er bahnt sich doch den Weg zur Heilung.« Wenn nur nicht bei bösartigen und complicirten Wechselfiebern die Erfahrung auch dem geschickt und vorsichtig verfahrenden Arzt so oft das Gegentheil bewiese! Gegen die Aderlasse in der Frostperiode erklärt sich der Verf. nachdrücklich, und gewifs mit Recht, widerräth andern ihre Anwendung im zweiten Stadium selbst bei anscheinend entzündlicher Natur des Fiebers, lobt dagegen im Frost den Kaffee. Als das wichtigste und zuverlässigste Febrifugum preist er aber die China, mit den bekannten Cautelen, und mit Empfehlung der Brechmittel im ersten Stadium bei vorwaltender gastrischer Affection, ja selbst wo keine Cruditäten im ersten Stadium vorhanden sind (welcher Rath doch zu allgemein gegeben ist, und gewifs nicht immer befolgt werden darf). Die China sey zunächst im zweiten Stadium als ein wahres Specificum gegen das Wechselfieber angezeigt, und wirke dadurch stärkend, dafs sie durch Erhöhung der Contractilität der kleinen Gefäfse die Verwandlung des Blutes in die Substanz der Organe befördere, indem sie zugleich die Contractionskraft des Herzens unmittelbar und mächtig belebe. Und dieses vermöge sie, wie andere wahre Roborantia, durch eine unmittelbare, in ihrem Wesen unerforschliche, Einwirkung auf die Herznerven. (Hier stünden wir also mit unserer Erklärung der Stärkung, zum Unterschied von der blofsen Erregung, ziemlich auf dem alten Fleck, und zwar in Hinsicht auf die postulirte, für unerforschbar erklärte, Nerveneinwirkung auf einer *terra incognita*. Es dürften aber ohne Zweifel für den wahren und realeren Begriff der Stärkung noch andere Ansichten und Wege offen stehen, die auch von Andern schon ergriffen worden sind, und über die Ref. sich hier nicht weiter verbreiten kann, dieses aber in seinem unter der Feder befindlichen Lehrbuch der allgemeinen Therapie thun wird.) Weil nun aber die China durch solche unmittelbare Wirkung auf die Herznerven (ob auch so auf das Lebergeflecht? läfst der Verf. unentschieden, und nimmt auf das Magengeflecht gar keine besondere Rücksicht) das ganze Gefäfssystem zu einem höhern Grad der Contractilität erhebe, so falle in's Auge (?), dafs sie das Wechselfieber nur unterdrücke, nur dessen Form ändere, nicht geradezu heile. (Diese Folge-

Digitized by Google

rung, als solche, können wir, und gewifs Viele mit uns, nicht zugestehen, wenn gleich das Factum selbst sich oft so verhält.) Die Krankheit des Lebergeflechtes (warum eben nur dieses, und nicht auch, ja noch wesentlicher, des Magengeflechtes, beziehungsweise und in bestimmten Fällen auch des mesenterischen?) sey also (?) nicht damit aufgehoben, dafs auf das Herz so gewirkt worden, wie es nöthig war, um die Reflexion auf dasselbe zu hemmen. (? Dieses ist wenigstens undeutlich, und liegt auch nicht in den Prämissen). — Die China wirke am kräftigsten in Pulverform, mit etwas Ingwer versetzt, und mit rothem Wein gemengt. Zu einer Unze China setzt der Verf. 15—20 Gran Ingwer, und 8 Unzen Medoc, und läfst dieses Quantum beim Anfang der Apyrexie binnen 8 Stunden verbrauchen, und, um ganz sicher zu gehen, hierauf noch ein Paar Stunden vorher, ehe der nächste Anfall eintreten würde, einen Gran Opium nehmen. Kleinere Gaben seyen zu unwirksam (doch wohl nicht allgemein). Unter den Chinapräparaten zieht der Verf. besonders das salzsaure Chinin vor. Ueber die Surrogate der China, auf die der Verf. wenig rechnet, geht er sehr schnell, in der That zu flüchtig, weg, und zeichnet unter ihnen nur das Opium aus, das er besonders im dritten Stadium, wenn nach gehobener Wassersucht noch ein Rest von Paroxysmen da ist, für ein Hauptmittel, in grofsen Gaben von zwei, drei bis fünf Gran erklärt. Unter diesem dritten Stadium versteht der Verf. in einer von den sonst gewöhnlichen Distinctionen der Pyretologen etwas abweichenden Weise diejenige Periode, wo das Wechselfieber aus seinem vollkommen entwickelten Zustand mit reinen Apyrexieen (das zweite Stadium des Verfs.) heraustretend, in einen entschiedeneren Zustand von Visceralcachexie, mit anhaltenden Symptomen von Veränderung der Unterleibseingeweide, namentlich der Leber und Milz, und mit Oedem und Wassersucht, unter unvollkommen und unregelmäfsig fortdauernden Paroxysmen, übergeht, also den Zustand, den man vielmehr als einen Metaschematismus des Wechselfiebers mit Visceralleiden und lentescirenden Febricitiren zu bezeichnen pflegt, und den man streng genommen kein Stadium nennen sollte, da er weder nothwendig noch constant zum Verlauf eines Wechselfiebers gehört, und sehr oft in seiner vollen Entwicklung gar nicht eintritt. — Den Arsenik verwirft der Verf., weil der Arzt nicht wissen könne, welcher Mensch ihn ohne bleibenden Nachtheil vertragen könne, und welcher nicht. (Hier-

Digitized by Google

über hat den Ref. die Erfahrung etwas ganz Anderes gelehrt, wie er schon unlängst an andern Orten bekannt gemacht hat.)

Im zweiten Abschnitt, von den Fiebern mit veränderter Absonderung, handelt der Verf. vom Katarrhfieber, von dem gastrischen und galligten Fieber, an welches er auch in einem einzigen kurzen Paragraph das Schleimfieber anhängt, welches doch unstreitig eine genauere Würdigung, pathologisch wie therapeutisch, und auch wohl eine andere Stellung, als asthenisch-neurisches Fieber mit vorwaltender Schleimabsonderung im Darmkanal und auch in andern Schleimhäuten, erfordert hätte, den Rheumatismus, den wir, als Krankheit der fibrösen Häute, wofür ihn auch der Hr. Verf. mit Kreyssig erklärt, und wofür ihn auch, obschon nicht schlechthin und ausschliefslich, der Referent, in dessen System der speciellen Nosologie, erkennt, nicht unter diesem Abschnitt abgehandelt erwarteten; und die hitzige Kopfwassersucht, bei deren Stellung hieher, mit gänzlicher Trennung von den Hydropisien, der Verf. selbst das Schwierige aller Krankheitseintheilungen, und das Unvollkommene seiner eigenen fühlt und anerkennt. Ueberhaupt mufs Ref. gestehen, dafs ihm der pathologische Theil dieses Abschnitts am wenigsten befriedigend erscheint, und manche in ihm vorgetragene Ansicht und Behauptung, so namentlich den Rheumatismus (der als Krankheit des fibrösen Systems doch auch eine Absonderungskrankheit seyn soll, da Secretionen der fibrösen Häute allerdings bestünden, wenn auch noch so gering im Normalzustand, der ferner niemals in den Muskeln seinen Sitz haben soll, der keine wirklichen Wanderungen machen soll, für deren Erklärung doch dem Verf. die fast unzweifelhafte nächste und wohl nächstursächliche Beziehung des thierischen Elektrismus zu dem Rheumatismus so nahe gelegen war, u. a. m) eine strenge Prüfung bestehen dürften. Desto befriedigender und dankenswerther ist dagegen der therapeutische Theil in diesem Abschnitt, wie überhaupt im ganzen Werk, entwickelt.

Der dritte Abschnitt, von den Fiebern mit topischer Entzündung, ist ohne alle einleitende Betrachtungen über Entzündung im Allgemeinen, ihre wesentlichen und formellen Differenzen und ihre Folgezustände, was die Mehrheit der Leser nicht billigen dürfte, ob sich gleich der Verf. in dieser Beziehung auf seine allgemeine Pathologie beruft, in welcher aber die

Digitized by Google

Elemente der Entzündungslehre nur sehr kurz zusammengedrängt sind. In den 17 Kapiteln dieses Abschnittes wird gehandelt vom Rothlauf (mit gar zu kurzer Berührung der Rose der Neugebornen und der Verhärtung des Zellgewebes), von der Brustentzündung, worunter Pleuritis, Bronchitis, Pneumonia und Herzentzündung, diese jedoch hier nur vorläufig, in einem einzigen §., von der *Angina*, etwas ausführlicher, auch hierbei von der *Angina parotidea*, *A. laryngea* und *trachealis*, und von der *Oesophagitis* und *Glossitis* (die doch an sich nicht zu den Anginen gehört); von der Entzündung des Dauungskanals und insbesondere des Magens (wo wir die ganz eigenthümliche Ansicht aufgestellt finden, dafs Scirrhus des Magens nicht Produkt der Magenentzündung, sondern deren Ursache sey), der dünnen Därme (wo wir dem Verf. unmöglich beistimmen können, wenn er sagt, die Entzündung derselben sey durchaus schmerzlos, da wir das Gegentheil oft genug wahrgenommen haben, und da er ja selbst die Schmerzhaftigkeit der Entzündung der äufsern oder Peritonealmembran der dünnen Därme zugiebt), mit besonderer Berücksichtigung und genauer Zeichnung, auch sehr umsichtig und ausführlich entwickelter Therapie des entzündlich-nervösen Intestinalfiebers oder *Typhus intestinalis*, mit Darmgeschwüren, von der Entzündung der dicken Därme, wobei gleich voran der Durchfall abgehandelt wird, und zwar sowohl der entzündliche, der nach dem Verf. seinen Sitz allein (?) im Blinddarm hat (wofür die vom Verf. angeführten Gründe nicht überzeugend erscheinen, und die gleichfalls mögliche Entstehung desselben in den dünnen Därmen, so wie auch im Colon, nicht widerlegen), als der biliöse und wässerige, und selbst der atonisch-habituelle (welche drei Arten doch nicht unter die entzündlichen Krankheiten gehören), nebst dem Durchfall der Kinder. In diesen Kapiteln von den entzündlichen (und freilich auch nichtentzündlichen) Krankheiten des Darmkanals findet sich ein grofser Reichthum der schätzbarsten und treffendsten diagnostisch-praktischen Bemerkungen, die manche Ausstellung, welche die Kritik an der logisch-systematischen Stellung einzelner Arten dieser Krankheit und auch an manchen theoretischen Ansichten machen könnte, wohl aufwiegen. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Kapitel, von der Ruhr, und einigen ihr verwandten Krankheiten, namentlich der Lienterie, und dem *Fluxus coeliacus*, welches Kapitel gleichfalls bei aller (nur zu grofser) Kürze viel Treffliches

Digitized by Google

für den Kliniker enthält, und von grofser Erfahrung in ihrer Behandlung zeugt. Der Verf. hält alle Ruhr in einer Entzündung der *tunica nervea*, nicht der Schleimhaut, des Dickdarms begründet, so jedoch, dafs diese Entzündung sich auch derselben Haut des Dünndarms mittheilen könne, und dann die Erscheinungen des Intestinaltyphus hervorrufe, wo sie dann fälschlich die nervöse oder auch die fauligte genannt werde. (Die letztere kann aber unstreitig, zumal im epidemischen Vorkommen, auch protopathisch im Dickdarm sich entwickeln). Bei der Lienterie macht der Verf. die merkwürdige Bemerkung, dafs diese vorzugsweise unter den Armeen im Felde in gröfster Häufigkeit vorkomme, ja dafs sie mehr als viermal soviel Krieger wegraffe, als die feindlichen Waffen (?). Es sey mit Gewifsheit anzunehmen, dafs in Napoleons Kriegen mehr als eine Million (!) junger Männer an der Lienterie gestorben seyen. (Sollte nicht ein grofser Theil derselben vielmehr den Ruhren unterlegen haben?) Der *fluxus coeliacus* habe seinen Sitz blos im Mastdarm (wie allerdings auch fast alle neuern Pathologen annehmen), sey aber nicht eine blofse Blennorrhoe desselben, sondern als Folge einer Entzündung desselben eiterartig-schleimig, und oft mit Mastdarmfistel complicirt. — Das dreizehnte Kapitel, von der Cholera, die der Verf. allerdings nicht für eine entzündliche Krankheit hält, giebt in bündiger und rein praktischer Zusammenstellung sowohl das Wesentliche und Charakteristische der einfach sporadischen, krampfhaft-serösen (auch nicht selten sehr galligten) Sommer-Cholera und ihrer bösartigeren Modificationen, als der epidemisch-miasmatischen indischen Cholera, bei welcher es dem Verf. gefallen hat, auf die von dem Ref. (der unterdessen diese Krankheit in Wien zu beobachten die erwünschte Gelegenheit gehabt hat, und in kurzem Nachtrage zu seinem Werk herauszugeben gedenkt) verfafste Monographie derselben besondere Rücksicht zu nehmen. Auch der Verf. erklärt sich für die bedingte Contagiosität dieser Krankheit, die ihm selbst noch nicht vorgekommen war, und analysirt so scharfsinnig als treffend die so verschiedenartige Therapie derselben. Es ist übrigens von dem Verf. selbst anerkannt, dafs diese indische Cholera eben so wenig, ja noch weniger als die gemeine unter die entzündlichen Krankheiten gehört, und dafs ihr allerdings im consequenten System eine ganz andere Stelle gebührt hätte. — Die übrigen Kapitel dieses Abschnitts, vom 14ten bis 22ten, handeln von der Leberentzündung; von dem

Digitized by Google

gelben Fieber (nur kurz, und gröfstentheils nach der in Froriep's Notizen mitgetheilten Beschreibung und Behandlungsweise des gelben Fiebers von Belcher auf Jamaika, womit freilich bei den mehrfachen Modificationen dieser Krankheit noch mehrere andere Monographieen derselben verglichen werden müssen, sowie auch die nach Belcher hier mitgetheilte Kurmethode, — die unter den englisch-amerikanischen Aerzten currente — mittelst starker Aderlässe und Calomel- und Jalappenpurganzen gar oft nicht die passende, gar oft die schlimmer machende, ist. Ferner von der Entzündung der Milz, des Netzes, des Pankreas, des Gekröses, des Zwerchfells (alle diese nur sehr kurz, jede nur in einem §.) und des Bauchfells, dessen innere oder seröse Lamina auch im Entzündungszustand eben so schmerzlos und unempfindlich seyn soll, wie die ganzen Därme; hierbei Einiges vom Ascites als Folge der entzündlichen Exsudation der innern Peritonealfläche. Von der Gebärmutterentzündung und dem Puerperalfieber, welches in seinem Wesen als exsudative Peritonitis, von den äufsern Peritonealüberzügen des Uterus und der Ovarien ausgehend, und häufig ansteckend, dargestellt wird. Von Aderlässen sey nur im Anfang der Krankheit Hülfe zu hoffen, nicht mehr, wenn der Exsudationsprocefs bereits begonnen hat, und es sey Raserei, alsdann noch etwas Gutes von ihnen erwarten zu wollen. Das bessere Mittel in dieser Periode sey ein grofses Blasenpflaster auf dem ganzen Unterleib, und mit diesem das Quecksilber, innerlich und in Einreibungen. Eine andere Form der Metritis werde durch Entzündung der innern Fläche des Uterus bewirkt, und hier werde derselbe beim tödtlichen Ausgang in seinem ganzen Innern brandig. Diese Entzündung komme noch häufiger aufser dem Wochenbett vor. Eine dritte Form werde durch die Entzündung der Substanz des Uterus gebildet. Vereiterung des Uterus trete nur (?) in Folge chronischer Entzündung desselben ein. — Von der Hirnentzündung; der Blasenentzündung; der Psoasentzündung, wobei der von Wedemeyer und andern deutschen Aerzten so überzeugend nachgewiesenen häufigen Verbindung derselben mit Caries der Lendenwirbel sowohl als Ursache, wie als Wirkung, nicht gedacht wird. Vom Wundfieber im Allgemeinen, wobei die wichtigen Bemerkungen des zu früh verstorbenen Lüder's Rücksicht verdient hätten. Vom Erfrieren und Verbrennen (bei welchen das Fieber doch immer nur als ein symptomatisches,

Digitized by Google

nicht in allen Graden und Arten jener Zustände vorhandenes erscheint, und keine besondere Species bilden kann).

Im vierten Abschnitt werden unter der die Grundidee bezeichnenden Rubrik: „Fieber mit fremder Zeugung," die fieberhaften Exantheme abgehandelt, namentlich das Petechialfieber, oder der acute und ansteckende Petechialtyphus, in seinen mancherlei Modificationen, worunter auch das vorzugsweise sogenannte Nervenfieber, welches allerdings, wie auch der Verf. bemerkt, gar nicht immer als Petechialfieber auftritt, auch nicht schlechthin contagios ist, weshalb auch der Verf. auf dessen nothwendige Unterscheidung von dem Petechialfieber hinweist (obwohl es mit diesen unter gewissen Umständen und Graden wohl in eines zusammenfallen kann); die Pocken, nebst den Kuhpocken, den falschen Kuhpocken, den Varioloiden, mit welchem Namen der Verf. nur diejenigen Pocken bezeichnet, welche in Vaccinirten durch Ansteckung mit wahrem Menschenpockengift erzeugt werden, und die Varicellen, welche blos unvollkommene Menschenpocken seyen, jedoch pathologisch von diesen und auch von den Varioloiden (welche der Verf. in keiner wesentlichen Hinsicht von den vollkommenen Pocken für verschieden erklärt, besonders weil die Varioloiden durch Ansteckung in solchen Individuen, welche weder die natürlichen Pocken noch die Kuhpocken überstanden hatten, natürliche Pocken erzeugen, und diese dann auch weiter verbreiten) sich unterscheiden, indem sie entweder gar nicht anstecken, oder, wenn sie es thun, wieder nur Varicellen, nicht aber natürliche Pocken erzeugen. Dennoch liege ihnen kein eigenthümliches, von dem der natürlichen Pocken wesentlich und constant verschiedenes Contagium oder Miasma zu Grunde (welches zwar der Verf. durch mehrere eigene Beobachtungen und auch durch verschiedene andere Gründe mit gewohntem Scharfsinn zu erweisen sucht, wogegen sich aber noch immer sehr gewichtige Gegengründe, auch aus der Erfahrung, erheben lassen). — Das Scharlachfieber, als Erzeugniss eines eigenthümlichen ursprünglich fremden Stoffes, der sich aber fast immer (?) im erkrankenden Individuum selbst entwickele, und in der Regel nicht contagiös sey, dieses aber doch unter begünstigenden Umständen selbst in starkem Grad werden könne. Die Therapie dieser Krankheit und ihrer Nachwehen ist vorzüglich gut entwickelt und motivirt. In dem ebenfalls recht gut bearbeiteten Kapitel von den Masern

Digitized by Google

finden wir, in der Therapie ihrer Nachkrankheiten, gegen die nachbleibenden Schmerzen und chronische Exantheme, nicht ohne einige Verwunderung folgendes Pulver empfohlen: *Camphor. trit. gran.* iv (4), *Opii pur. gran. unum, Sacch. alb. Scrup.* j, *M. S.* Abends auf einmal zu nehmen; ein Quantum, welches selbst für die meisten Erwachsenen, wenigstens in Hinsicht auf das Opium, zu stark seyn wird, für Kinder unter 12 Jahren aber als durchaus unstatthaft und höchst gefährlich erscheinen mufs. Die Rötheln werden vom Verf. mit den triftigsten Gründen als eigene Species aus eigenartigem Zeugungsstoff von den Masern unterschieden; ihre Contagiosität bezweifelt er aber sehr. (Offenbar sind die Rötheln dem Scharlach näher verwandt, und haben kein Lungenleiden wesentlich mit sich. Auch der Ref., der sie mehrmals epidemisch beobachtete, konnte keine Ansteckung in ihnen mit Sicherheit wahrnehmen.) Den Keuchhusten erklärt der Verf. für ansteckend (was er wohl unter bedingenden Umständen häufig, aber gewifs nicht unbedingt und selbst bei seinem gewöhnlichen epidemischen Vorkommen nicht immer ist), und sagt von ihm, dafs er sehr oft auch ohne Fieber vorkomme (im ersten Stadium wohl niemals), und so chronisch verlaufe. Die Darstellung dieser Krankheit als eines den Masern analogen Exanthemoids der Bronchialmembranen ist sehr anziehend und nach der Ueberzeugung des Ref., der diese Ansicht schon seit vielen Jahren festhält, auch sehr treffend. Dafs aber der Keichhusten nur einmal im Leben befalle, und dafs er um so unbedeutender werde, je älter der Kranke sey, kann Ref. aus Erfahrung nicht unterschreiben. Vom Friesel heifst es, er sey nicht ansteckend, und komme nur sporadisch vor, und gleichwohl werden im nächsten §. mehrere Friesel-Epidemien erwähnt. Den acuten Pemphigus sah der Verf. in Polen dreimal nach abgeschnittenem Weichselzopf ausbrechen. Den chronischen Pemphigus habe er nie bei Personen unter 60 Jahren gesehen. Die wahre Nesselsucht sey nie ohne alles Fieber, und könne dadurch von der unächten unterschieden werden. Dem Karbunkel, welchem der Furunkel, als nicht von fremder Zeugung ausgehend und nicht fieberhaft (? er kann es gar wohl und recht stark werden, mit Uebergehen in wahren Karfunkel) untergeordnet wird, und der schwarzen Blatter, von Ansteckung durch milzbrandige Thiere, wird sehr passend der Wasserkrebs, oder Noma, angereiht, und das Nichtkrebshafte, vielmehr Spha-

Digitized by Google

celöse desselben treffend dargestellt. Die Hydrophobie vom Hundsbifs erhält hier, unter den Fiebern mit fremder Zeugung, ebenfalls eine Stelle, gegen das Herkommen, das sie unter die chronischen Nervenkrankheiten setzt. In sofern die ausgebrochene Wasserscheu allerdings Fieber mit sich hat, und in sofern sie aus einem fremden Zeugungsstoff entsteht, hat der Verf. allerdings triftigen Grund, sie unter die Fieber dieser Klasse zu setzen, und an die hitzigen Exantheme anzureihen. In sofern aber das erste Stadium der vom tollen Hundsbifs erzeugten Krankheit ganz ohne Fieber, und dieses Fieber selbst im letzten Stadium ein rein symptomatisches ist, und in sofern das Wesentliche und Charakteristische in den Erscheinungen der Hundswuth ein nervöses, von den Hals- und Brustganglien ausgehendes Krampfleiden ist, welches sich auch in andern nicht vom Hundsbifs entstehenden Arten der Hydrophobie so äufsert, und dort wahrhaft chronisch seyn kann, läfst sich auch die gemeinübliche Stellung der Hydrophobie als Genus unter die Nervenkrankheiten vertheidigen, und der Verf. giebt dieses in gewisser Weise selbst in dem §. 512. zu, indem er sagt, dafs das Gift des tollen Hundes sich in Folge einer auffallenden Affinität (?) zu den Nerven, zugleich aber auch durch die eigenthümliche alterirende mehr verflüssigende Einwirkung auf die Blutmischung immer zugleich den Centris des Nerven- und des Gefäfssystems mittheile, und auch die Cerebralnerven und das Hirn sehr stark verändere, im Gangliensystem aber auch das Nierengeflecht besonders mit ergreife. — Von der (levantischen) Pest, mit besonderer Beziehung auf Wolmar's Abhandlung, wird das Wesentlichere kurz im letzten Kapitel dieses Abschnittes zusammengestellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 61. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Neumann, von den Krankheiten des Menschen.

(Beschlufs.)

Der fünfte Abschnitt handelt unter der allgemeineren Rubrik des hektischen Fiebers, als eines solchen, welches seinen Grund in irgend einer Zerstörung eines Organs oder Organensystems habe, welches aber (§. 535.) gleichwohl weder auf abnormer Secretion (??), noch auf Entzündung, noch auf fremder Zeugung beruhe, von der Schwindsucht, und ihren verschiedenen Hauptarten und Hauptformen. Als solche werden hier betrachtet die trockne Nervenschwindsucht sammt dem (sicherlich nicht schlechthin unter diese zu stellenden und nur in den seltneren Fällen den Charakter einer *tabes nervosa* annehmenden) *marasmus senilis* (die Therapie dieser *tabes lenta nervosa* ist besonders sorgfältig und trefflich ausgeführt), und der *tabes dorsalis*, ferner die Lungenschwindsucht, als catarrhalische Bronchial-Schleimschwindsucht, welche auf einem höheren Grad von Erethismus der Schleimmembran der Luftwege beruhe, als der Katarrh, und bei zunehmender Extension desselben zur galoppirenden Schwindsucht oder *Phthisis florida* (ist diese denn dieselbe? ist sie eine *Phthisis pituitosa??*) werden, und gleichwohl als chronische Expansion der kleinen Gefäfse der Bronchialmembran ohne Entzündung und ohne Eiterung entstehen und verlaufen könne (hier wird offenbar der Begriff der Schleimschwindsucht zu sehr erweitert, und ganz andre Abarten der Lungensucht unter denselben gemengt), sehr häufig besonders nach Bluthusten entstehe (die wahre *phthisis florida* wohl, nicht aber die wahre innere atonische, primär catarrhalische *phth. pituitosa*, in welcher sich wohl späterhin Bluthusten oder vielmehr mit Blut gemischte *materia puriformis* häufig einfindet), und in welcher besonders die Theerräucherungen vom Verf. empfohlen werden; dann die knotige Lungensucht, welche vortrefflich und mit dem Gepräge grofser Erfahrung abgehandelt ist, mit eigenen Ansichten von der Natur der Tuberkeln, die der Verf. für carcinomatöse Scirrhen hält, eine Meinung, welche nur bedingungsweise, und sofern hier das Wort Scirrhus nicht im strengen und vollen Sinne

Digitized by Google

genommen und vom wahren offenen Krebs vollends ganz abstrahirt wird, durchgeführt werden kann, unbedingt aber so wenig dem Ref. erweisbar erscheint, wie die vom Verf. behauptete absolute und unfehlbare Unheilbarkeit dieser Krankheit; ferner die scrophulöse Lungensucht, welche wohl heilbar sey; die wahre Eiterlungensucht, welche immer nur aus vorhergegangener Pneumonie entstehe; die Luftröhrenschwindsucht, welche wesentlich nicht (?) mit Fieber verbunden sey, und daher eigentlich nicht unter diesen Abschnitt von den fieberhaften Krankheiten gehöre (dafs auch in dem zweiten, tödtlichen, Stadium, wenn auch die Knorpel des Kehlkopfes der Zerstörung unterliegen, kein Fieber vorhanden sey, als etwa nur in den letzten Tagen vor dem Tod, mufs Ref. aus Erfahrung bestreiten); unter den Kurmitteln gegen sie rühmt der Verf. (der doch im Wechselfieber dem Arsenik so sehr entgegen ist) als sehr vorzüglich das Auripigment (das er auch schon gegen die *phthi. tuberculosa* empfohlen hatte) in steigenden Gaben von ¼ bis 2 Gran im Tag mit Schwefelblumen und Zucker oder Conchis praep., und versichert, durch den mehrwöchentlichen Fortgebrauch dieses Mittels, von dem er niemals vergiftende Wirkungen beobachtete, mit Intervallen von drei Tagen nach je 5—6 Tagen der Anwendung, unter Beihülfe des Haarseils am Halse (das er, und mit vollem Recht, sehr empfiehlt) die Heilung mehrmals vollständig bewirkt zu haben. Den Beschlufs dieses Abschnitts und zugleich des ersten Bandes, macht die Darstellung der Unterleibsschwindsucht (kein gut gewählter Name, da er sehr verschiedenartige Zustände und grofsentheils Folgekrankheiten verschiedener Abdominaleingeweide begreift), namentlich die Afterorganisationen, Scirrhen und Vereiterungen im Magen sammt Oesophagus, die Scirrhen in der Leber (nur mit wenigen Worten angedeutet), dem Pankreas, dem Gekrös, den Nieren (auch nur äufserst kurz berührt), und von diesen Vereiterungen wiederum geschieden die Geschwüre und Fisteln des Magens, die Darmgeschwüre (von denen schon beim Intestinaltyphus die Rede gewesen), die Mesenterialgeschwüre, Netzvereiterungen, Lebereiterungen (die nach des Verfs. eigener Bemerkung sich keinesweges immer in *Phthisis hepatica* endigen), die Nierenschwindsucht (die auch nicht immer mit Degeneration und Eiterung der Nieren verbunden sey), und die Harnblasenschwindsucht. Ref. will nicht bergen, dafs ihm dieser Abschnitt von den hektischen Fiebern und Phthisen, mit Ausnahme einiger Arten der Lungensucht, we-

Digitized by Google

niger befriedigt hat, als die vorhergehenden; schon deswegen, weil in demselben eine logische und consequente Anordnung vermifst wird, indem schon das Fieber, das die Phthisen begleitet, keinen zureichenden obern Grund zu ihrer Zusammenreihung als besondere Krankheitsformen unter der Generalrubrik von *febris hectica* darbietet, und weil mehrere dieser Phthisen viel richtiger nur als Ausgänge und Folgezustände theils unter die Entzündungen, theils unter die Fieber mit veränderter Absonderung gehören. Wenn aber der Verf. die Schwindsuchten als eine besondere Unterklasse oder Ordnung von fieberhaften Cachexieen auf- und zusammenstellen wollte, wozu er unstreitig volles Recht hatte, so würde es immer besser und folgerichtiger gewesen seyn, nach einer vorausgeschickten allgemeinen Pathologie der verschiedenen Hauptgattungen der Schwindsucht (der tuberkulösen, scrophulösen, schleimigen, eitrigen u. s. w.), die Arten derselben nach ihren Heerden in den verschiedenen Eingeweiden und Organen abzuhandeln, jedesmal mit besonderer Unterscheidung der verschiedenen Formen, diagnostischen Merkmale und Behandlungsweisen derselben, wie diese durch die Gattungsverschiedenheit bedingt werden, und wie dieses der Verf. auch bei der *Phth. trachealis* und bei einigen der letztgenannten Arten gethan hat.

Der zweite Band umfafst die chronischen Krankheiten des Vegetationslebens, welche der Verf. unterscheidet: *A*) in solche, die auf einer dem menschlichen Organismus fremden Zeugung beruhen (woraus also abermals erhellt, welch einen wesentlichen Unterscheidungsgrund der Verf. auf das Daseyn eines Fiebers als Ausdruck einer allgemeinen Affection des Gefässystems (für die acuten Exantheme u. s. w.), oder auf das Nichtdaseyn des Fiebers (für die chronischen Exantheme und andere Cachexieen), Behufs der Classification dieser Krankheiten zu gründen versucht, ohne dafs er jedoch dadurch die Difficultäten und Widersprüche, die ihm die Natur und Erfahrung hier entgegenhält, zu beseitigen vermag, indem er vielmehr selbst zugesteht, dafs auch die chronischen Exantheme und Cachexieen, wenn sie auch Anfangs nur lokal auftreten, doch gar wohl fieberhafte und allgemeine Affectionen werden können); *B*) in solche, die auf Veränderung der Secretionen beruhen; *C*) in solche, die auf Degenerationen einzelner Gebilde beruhen (auch bei B. und C. gilt die vorige Bemerkung). Hierauf beginnt der erste Abschnitt mit den Cachexieen, unter denen der Verf., gegen die ge-

Digitized by Google

wöhnliche Sitte der Pathologen, diejenige Klasse der (chronischen) Krankheiten begreift, welche durch fremde Zeugung im Lebendigen entstehen, aber nicht schnell noch wichtig (?) genug eintreten, um gleich bei ihrem Erscheinen das Gefäfssystem zu einer krankhaften Reaction zu veranlassen. (Das Schwankende dieser Erklärung und Unterscheidung fühlt der Verf. selbst recht gut.) Diese Cachexieen seyen völlig gleichbedeutend mit dem, was die Humoralpathologie Schärfe nannte. (Diese ältere Schule begriff aber unter den Schärfen vielmehr die Cacochymie, und bezeichnete mit dem Ausdruck Cachexie die aus solcher Cacochymie hervorgehenden Textur- und Organisationsausartungen der festen Gebilde.) Im Allgemeinen beruhe jede Cachexie auf krankhafter Absonderung, entweder nur in einem einzelnen Gebilde, oder in mehreren zugleich, oder von einem vorzugsweise ergriffenen auf andere übergehend. Unter den Quellen derselben sey auch die Ansteckung, doch nur für einen Theil derselben. Mehrere seyen als Parasiten zu betrachten, die der Vegetation des Ganzen nur indirekt Kraft entziehen (sollte dieses der wahre und wesentliche Charakter derselben seyn?), wie z. B. Syphilis, Krätze, Herpes, Scirrhus u. s. w.; andere beruhen auf veränderter Mischung normaler Productionen, wie Lithiasis, Diabetes, Scrofeln, Scorbut. (Ist dieses nicht auch bei den Cachexieen der ersten Gattung der Fall?). Die Ordnung selbst, in welcher nun hier die Cachexieen aufeinanderfolgen, ist ziemlich willkührlich. Zuerst kommt der Scorbut, gegen welchen der Verf. aus Erfahrung ganz besonders die Bierhefe empfiehlt, und sie das wahre Specificum gegen jede Form des Schaarbocks nennt, innerlich zu 6—12 Unzen im Tag, und auch äufserlich gegen scorbutische Geschwüre und Brand, mit geriebenen Kartoffeln oder Rettig oder Möhren vermischt. Hierauf folgen die Scrofeln, sammt Atrophie (die als solche doch vielmehr unter die Schwindsuchten gehört) und Rhachitis. Dafs die Scrofelmaterie (nicht ganz passend erscheint uns der Ausdruck Scrofelgift, ohngeachtet er von Mehreren gebraucht wird) in den Lymphgefäfsen oder deren Drüsen gebildet werde, bezweifelt der Verf., weil das Lymphsystem überhaupt kein producirendes Organensystem sey, sondern nur in den kleinen Blutgefäfsen alle Production und alle Ernährung vor sich gehe (ein mehr scheinbares Paradoxon, das sich leicht ausgleichen läfst, sobald man sich über den Umfang dieses Systems der kleinen Blutgefäfse, wie ihn der Verf. nimmt, und über seine Uebergänge in das Lymph- und seröse System,

Digitized by Google

oder dieser Gefäfsreihen in jene verständigt), somit auch nur in den Blutgefäfsen der Heerd der Scrofelmaterie liege, ob es gleich sehr unwahrscheinlich sey, dafs jemals Scrofeln entstehen können, ohne dafs die Drüsen des Mesenteriums krank sind. (Wie steht es nun aber da mit dem prädicirten Heerd derselben im Blutsystem?) — Den Kropf und den Cretinismus betrachtet der Verf. zuerst, ohngeachtet sie, wie der Verf. sagt, mit den Scrofeln gar nicht verwandt, und beide selbst wieder von einander völlig verschieden seyen. Der Kropf sey ein unbedeutendes (gewifs oft höchst bedeutend werdendes und nicht selten, wenn gleich keinesweges nothwendig und wesentlich, mit Scrofulosis verbundenes) Lokalübel der Schilddrüse, und der Cretinismus eine Verbildung der menschlichen Species. Die Therapie der *Atrophia infantum* und der Scrofelkrankheit ist mit grofser Sorgfalt und Umsicht abgehandelt, auch in den Mitteln sehr vollständig; nur hätten wir gewünscht, dafs der Verf. in der ersteren die vortreffliche Wirksamkeit des eisenhaltigen Salmiaks, die er zwar anführt, mit einem halbbittern *tonicum saponaceum* oder nach Umständen auch mit ganz kleinen Gaben des *Rheum* versetzt, und in den Scrofeln die grofsen Kräfte des *Aethiops antimonialis* mit dem *Asand* mehr herausgehoben hätte. Hierbei wird auch von der scrofulösen Augenentzündung gehandelt, und mit allem Recht gegen den so häufigen Mifsbrauch der Blutegel und auch der Vesicantien gegen dieselbe geeifert. Die Rhachitis wird vom Verf. blos als Scrofulosis ossium, oder als scrofulöse Erweichung und chronische Entzündung der Knochen betrachtet. Es findet aber doch bei aller Affinität beider Krankheiten etwas Eigenthümliches im Wesen und in der Bildung der Rhachitis statt, was den simpeln und eigentlichen Knochenscrofeln nicht zukommt, und erstere als eine eigene selbstständige Species unterscheiden läfst. Unter den diätetischen Mitteln gegen die Rhachitis empfiehlt der Verf. besonders die Linsen, welche, nach ihm, auch bei Knochenbrüchen die Callusbildung sehr befördern. — Im dritten Kapitel wird die Lustseuche und die ganze Sippschaft ihrer allgemeineren und örtlichen Erzeugnisse und Folgezustände, sammt dem Tripper, sehr ausführlich (von S. 89—256.) und praktisch, mit grofsem Erfahrungsreichthum, abgehandelt. Ref. will nicht unterlassen, auf dieses vorzüglich sorgfältig bearbeitete Kapitel, das sich durch manche Folgerungen des Verfs. auszeichnet, aufmerksam zu machen, wenn auch einige derselben Widerspruch von manchen Seiten finden möchten. So sagt der Verf., das

Digitized by Google

venerische Gift hafte in dem fibrösen System der Häute, oder werde in dasselbe aufgenommen, und verweile daselbst lange unthätig, und bilde sich erst von da aus neue Absonderungsorgane in den Weichtheilen, bis es endlich in den fibrösen Häuten zuerst Anschwellung, dann Entzündung, Knocheneiterung u. s. w. errege. (Hier befindet sich der Verf. entweder mit seiner Ansicht vom fibrösen System, welches er offenbar auch in das Gebiet der lymphatisch-absondernden hinüberzieht, in einem mifslichen Widerspruch mit den Anatomen wie mit den Pathologen, oder er hat die Erfahrung, die uns keinesweges das fibröse Gewebe, die Flechsenhäute, wie es der Verf. nennt, an sich, sondern vielmehr den serös-lymphatischen Gefäfsantheil in demselben sammt den Schleimhäuten als den wahren Ablagerungs- und Reproductionsheerd des venerischen Giftes erkennen läfst, gegen sich.) Die Lustseuche durchlaufe drei Stadien, nachdem es in das Lymphsystem aufgenommen, und aus diesem dem Blute mitgetheilt worden sey; das erste sey das der krankhaft gebildeten Absonderungsorgane, die es hervorbringt, nachdem es aufgenommen ist; hierunter der Tripper, der als ächt venerisches Uebel angenommen wird, in gleicher Kategorie mit den folgenden, der Schanker, das Condylom, der Ausschlag, und der Bubo. Das zweite Stadium sey das der Symptome, die es hervorbringt, so lange es ungewifs ist, ob es im System der Flechsenhäute festsitzt, da es dieses selbst noch nicht angegriffen hat (und doch ungewifs? der Verf. mufste unzweifelhaft das so sehr Schwankende dieser Unterscheidung selbst fühlen); hierunter das Fleischgeschwür, der Ausschlag (abermals), die Augenentzündungen, die *lues larvata*. Das dritte Stadium sey das der Zufälle, die das venerische Gift in den Flechsenhäuten selbst erregt, namentlich das Gummi, die Anschwellung der Knochenhaut, die Exostose, die Caries, die Gelenkanschwellung und der nächtliche Knochenschmerz, als das allgemeinste von allen. (Hier entsteht nun freilich die Frage, ob denn diese Zufälle wirklich alle in den Flechsenhäuten, oder nicht vielmehr auch wesentlich mit in den Lymphgefäfsen und Drüsen ihren Heerd haben?) Die Therapie der Syphilis und ihrer verschiedenen Formen u. s. w. entwickelt der Verf. ebenso ausführlich als gründlich, stellt wie billig das Quecksilber oben an, erblickt aber in ihm keinesweges ein specifisches Mittel zur qualitativen Umänderung des venerischen Giftes, sondern nur ein Hauptmittel zur Schwächung und endlichen Ertödtung der plastischen Thätigkeit der Gefäfse, in denen sich das

Digitized by Google

Gift producirt, und somit des Wucherungsprocesses, den er hervorrufe. Nur dadurch wirke das Quecksilber heilend oder als indirektes Extinctionsmittel, dafs es die Plasticität und Ernährung auf das Minimum herabbringe. Neben demselben, und zumal nachdem in veralteter Syphilis schon viel Quecksilber vergeblich angewendet wurde, rühmt er noch besonders die Sarsaparille, mit dem Zusatz eines Skrupels Kali zu einer Unze der Sarsaparille im Decoct, und läfst diese Quantität täglich, während 40 Tagen so fortgesetzt, verbrauchen, mit einer sehr magern Diät. Es sey ihm nur ein Fall vorgekommen, wo diese Kur nichts geholfen habe, und man könne durch sie des Zittmannischen Decocts und aller ähnlichen Mittel sehr wohl entbehren. Die Inunctions- und Salivationskur in ihrer ganzen Strenge, mit gleich strenger (und jedenfalls höchst übertriebener) Antiphlogosis nennt der Verf. selbst ein hartes und marterndes Verfahren, und doch empfiehlt er es eifrig. — Im ersten Stadium des ächten Trippers empfiehlt er Aderlässe und streng antiphlogistische Behandlung, auch Umwickeln des Penis mit Charpie, welche mit Mercurialsalbe bestrichen ist, mit oftmaliger Erneuerung dieses Verbandes; im atonischen Stadium und dem Nachtripper die gewöhnliche Kurart. Gegen die Phimosis und Paraphimosis ist auch die chirurgische Behandlung vollständig und belehrend dargestellt, und nicht minder lehrreich und anziehend ist die Abhandlung des Augentrippers, den der Verf. als den gröfsten factischen Beweis für das Daseyn von Metastasen betrachtet. Mit Uebergehung alles Uebrigen, was dieses Kapitel noch darbietet, will Ref. nur noch bemerken, dafs der Verf. in dem letzten §. (164.) desselben seine eigene oben erwähnte Ansicht von der Wirkungsweise des Quecksilbers wiederum dem Zweifel unterwirft, ja sie einigermafsen entkräftet, indem er jetzt sagt: »es scheint gewifs, wenn die Lustseuche als Parasit anzusehen ist, so mufs dieser eher welken, als das Individuum selbst, wenn dieses dem Grade des Verwelkens nahe gebracht wird; es bedarf also zu seinem (des Parasiten) Untergang nichts weiter, als der äufsersten Schwächung des Kranken. Nun (heifst es weiter) sagen die Vertheidiger dieser Schwächungsmethode (und unter diese gehört ja doch der Verf. selbst), und insbesondere die der Hungerkur (die der Verf. mifsbilligt), es sey ja dann schon genug, und offenbar schonender für das Individuum, wenn man sich blos mit der Entkräftung durch die Hungerkur begnüge, ohne noch eine Masse Giftes (Quecksilber) in den Körper einzuführen. Dieser Schlufs sey aber

Digitized by Google

falsch, indem Vegetabilien nie besser Parasiten ernähren, als wenn sie selbst recht elend vegetiren, und in dem kranken Thier alle Parasiten, die es etwa ernährt, um so besser vegetiren, je mehr er sich dem Tode nähert, welches auch bei der syphilitischen Caries der Fall sey.« (Wie läfst sich aber nun die vom Verf. angenommene Wirkungsart des Quecksilbers gegen die Lues damit vereinigen?) — Es folgen die Kapitel von der Krätze, die keine blofse Lokalkrankheit sey, und von den ihr ähnlichen Psydrasieen, von den herpetischen Ausschlägen, mit *Gutta rosacea*, Kopfgrind, *Crusta lactea* und *serpiginosa*, vom Aussatz und der *Elephantiasis* (sehr kurz), vom Weichselzopf, welchen der Verf. in mehr als 300 Kranken genau beobachtet hat, und seine Erzeugung einem eigenen, weder leprösen noch venerischen Gift zuschreibt, welches sich auf die Horngebilde wirft und sehr leicht auch auf das Knochensystem absetzt, und ohne Zweifel zuerst (?) in den Flechsenhäuten erzeugt werde; die Radesyge als lepröser Ausschlag, das Pellagra, die Yaws und Pians, die asturische Rose und die krimm'sche Krankheit (alle diese, aufser dem Weichselzopf, nur mit einigen Grundstrichen und in der That zu kurz, angedeutet). Ferner vom Scirrhus und Krebs, hier erst speciell und ausführlich abgehandelt, nach seinem Vorkommen in den verschiedenen Organen. Es gebe zweierlei Scirrhen, einen, der durch Degeneration der Organe, und einen, der durch besondere Zeugung entsteht. Exstirpation der Scirrhen, und ihre Anzeigen, sammt der chirurgischen Technik für diese Operation nach dem verschiedenen Sitz des Krebses, als Augen-, Lippen- und Wangen-, Nasen-, Zungen-, Brust-, Mutterkrebs u. s. w., sowie der sonstigen innern und äufsern Behandlung; alles sehr bündig, und praktisch lehrreich. Vom Mark- und Blutschwamm (ohne nähere Aufschlüsse). Von der Steinkrankheit (welche man nicht in dieser Nachbarschaft abgehandelt hätte erwarten sollen, da doch nicht die geringste Verwandtschaft zwischen ihr und den nächst vorhergehenden Cachexieen besteht), nebst der chirurgischen Behandlung und den verschiedenen Methoden des Steinschnittes (diese von §. 264—270), gedrängt und bündig nach ihren Hauptmomenten beschrieben, wobei freilich für den Operateur das Nachlesen und Vergleichen ausführlicherer Abhandlungen über die Lithotomie nicht entübrigt wird. Von dem Steinschnitt durch den Mastdarm sagt der Verf. nur sehr Weniges in einem einzigen §., eben so von der Civialeischen Lithotritie, wobei der neuesten

Digitized by Google

bedeutenden Verbesserungen des Steinzerreibers nicht gedacht wird. Von der Gicht handelt sehr ausführlich das 11te Kapitel, welches in pathologisch-nosographischer wie in diagnostisch-diakritischer Weise das Interesse des Lesers in höherem Grade in Anspruch nimmt, und an eigenen scharfsinnigen und klar und fruchtbar entwickelten Ideen reich ist. Die Gicht habe ihren wahren ursprünglichen Heerd im fibrösen System, aus welchem sie allmählig immer mehr in das System der Schleimhäute übergehe, und zuletzt als Leiden der serösen Häute endige. (Gegen die Allgemeingültigkeit dieses Ganges läfst sich wohl Erhebliches einwenden.) Ihre nächste Ursache von qualitativer Seite sey Veränderung der Knochenernährung, und Abscheidung von Knochenmasse in Theilen, wo solche aufser der Gicht nie statt finde, und zwar zunächst oder zuerst immer in fibrösen Membranen. Die weitere Ausführung, so wie die sehr gediegene Entwicklung der Gicht und einiger Hauptformen und Modificationen ihres Lokalvorkommens müssen wir dem Nachlesen überlassen.

Der zweite Abschnitt umfafst die Krankheiten, die auf Veränderung normaler Secretionen beruhen. (Diese Ueberschrift ist nicht glücklich gewählt, so wie die ganze Abtheilung, die hier gemacht wird, keine natürliche und auch keine logisch haltbare Begrenzung hat, da ja, wie der Verf. selbst anerkennt, ein grofser Theil der fieberhaften und chronischen Krankheiten auf Secretionsveränderungen beruht. Der Verf. will indessen in diesem Abschnitt zunächst nur, und im Gegensatz zu den Cachexieen, diejenigen chronischen Secretionskrankheiten begreifen, in welchen die producirten Stoffe an sich normal sind, aber entweder in der Quantität oder in loco krankhaft bestehen und wirken. »Allerdings,« bemerkt der Verf. dazu, »werde dabei auch die Qualität fehlerhaft, allein sie werde dieses doch nicht in dem Grad, dafs sie für sich bestehe, und zum Krankheit bedingenden Reiz werde.« Sollte sie dieses wirklich nicht in vielen Fällen werden?? „Die Gicht gehöre in sofern unter die Secretionskrankheiten dieser Abtheilung, als bei ihr an sich nicht Abnormes, sondern nur das Normale (die Knochenmaterie) zu reichlich und an ungehörigen Stellen producirt wird; allein in sofern dieses Produkt als fortbestehender krankhafter Reiz auftritt, gehöre sie zu den Cachexieen. Zu denselben gehöre auch der Diabetes, in sofern in ihm das Produkt qualitativ von dem normalen verschieden ist; weil aber dieses Produkt durchaus nicht zum krankhaften Reiz wird (?), habe ihn der Verf. lieber zu

Digitized by Google

den Secretionskrankheiten rechnen wollen.« (Man sieht schon aus diesen Beispielen, auf welcher schwankenden und unhaltbaren Basis diese Eintheilung und Unterscheidung beruht.) Die einzelnen Kapitel dieses Abschnitts handeln ab: die Blutungen überhaupt (wobei fast nur, und an diesem Ort wohl unerwartet, von der Aderlässe und dem Verfahren dabei, so wie von den übeln Zufällen bei ihr, auch vom Scarificiren und Blutegelsetzen, dann von dem Tourniquet und den Unterbindungen der Arterien, von allem diesem nur sehr kurz, geredet wird), die Hämorrhoiden, die Anomalien der Menstruation (worunter doch auch hier einige vorkommen, die nicht unter die Rubrik krankhafter Secretionen gehören), die Metrorrhagie, der Bluthusten, das Blutbrechen, die Blutungen aus der Nase und der Mundhöhle, das Bluthamen und die Stimatosis (Blutung aus der Harnröhre und der Prostata, neben welchen auch von dem Scheidenblutfluss etwas hätte gesagt werden können), die Wassersuchten überhaupt (im gesunden Zustand werde höchstwahrscheinlich niemals flüssiges Serum abgesondert; die serös-hydropischen Anhäufungen entständen theils aus gehemmter und aufhörender Fettbildung durch Sinken der Vitalität der Gefäfse, welche das Blut im Zellgewebe in Fett verwandeln sollen, theils als Produkt von erisipelatösen Entzündungen, theils aus dem Erkranken der serösen Häute, niemals aber als krankhafte Erzeugnisse der Lymphgefäfse, die niemals absondern. Bei allem Scharfsinn, mit welchem diese Theorie des Hydrops hier durchgeführt ist, erschöpft sie doch ihre Aufgabe noch keinesweges, und läfst noch wichtige Momente der Hydatogenesis unerörtert); die einzelnen Hauptarten der Wassersucht, in einzelnen Kapiteln vorzüglich gut und ächt praktisch-instructiv abgehandelt (der Digitalis spricht der Verf. alle diuretische Kraft ab, gewifs mit Unrecht, wie Ref. aus eigenen sehr entscheidenden Erfahrungen behaupten kann; der Verf. verwirft sie in der Bauchwassersucht, rühmt sie aber desto mehr in dem Hydrothorax, als grofses Umstimmungsmittel der Thätigkeit der Brustnerven und Ganglien); von der Harnruhr, namentlich der zuckrigen, wo der Verf. die ihm eigenthümliche Ansicht sehr bestimmt aufstellt, dafs ihre nächste Ursache im Erlöschen des Einflusses des Nierennervengeflechtes auf die innern Geschlechtsorgane bestehe, so zwar, dafs diese Nierennerven nun blos auf die Nieren, nicht mehr aber auf die Hoden (oder Ovarien) wirke, welches durch das gänzliche Erlöschen der Zeugungskraft wie der Ge-

Digitized by Google

schlechtslust und durch das auffallende Welken der Hoden in Diabetischen erwiesen werde. (Aber — man kann dagegen sagen — der *Diabetes mellitus* kommt ja auch, wenn gleich viel seltner, vor der Pubertätsentwicklung vor (einen solchen Fall in einem 13jährigen Mädchen hat Ref. einige Jahre lang beobachtet), wo noch von keinem Sinken des Nerveneinflusses auf die Genitalien die Rede seyn konnte, und Ref. mufs deshalb dem Verf., der das Vorkommen des Diab. bei Kindern für unmöglich erklärt, widersprechen. Und kann, ja mufs selbst dieses Sinken der Zeugungsthätigkeit in erwachsenen Harnruhrkranken nicht auch die Wirkung desjenigen (in seiner Modalität immer noch dunkeln) abnormen Zustandes der Bauch- und insbesondere der hypogastrichen Nervengeflechte, von welchem der Diabetes nächstursachlich abhängt, seyn? Immer verdient gleichwohl die scharfsinnig durchgeführte Ansicht des Verfs. alle Beachtung.) Dieser Theorie entsprechend stellt der Verf. auch als die Hauptheilanzeige im Diabetes auf, die einseitig und in veränderter Weise auf die Nieren concentrirte Thätigkeit der betreffenden Nerven wieder nach den Hoden zu richten, worauf, wenn dieses gelingt, der Diabetes aufhöre. Dieses könne erreicht werden entweder, indem man das Geschlechtssystem auf einmal kräftig reize (was im Erfolg jedoch unsicher sey, und leicht mifsglücken könne), oder indem man die Nervenwirkung wieder allmählig nach den Hoden hinleitet (welches das bessere sey). Unter den Mitteln empfiehlt er vorzüglich die Wärme, besonders um die Zeugungstheile, die Vesicantien auf die Sacralgegend, und das Opium. Es folgen die Kapitel von der Gelbsucht; vom weissen Flufs der Frauen; von einigen andern Frauenkrankheiten, Unfruchtbarkeit, Krankheiten der Schwangern, Abortus und Frühgeburt u. s. w., sogar die Geburtsarbeit und das ärztliche Wirken bei ihr (aufser der mechanischen des Geburtshelfers), Convulsionen der Kreissenden, Nachwehen, Damm-Einreifsung und deren Behandlung, Lochien, und eine Menge von Zufällen nach der Geburt und im Wochenbette (aufser dem schon abgehandelten Kindbettfieber, welche sämmtliche Graviditäts- und Puerperalkrankheiten allerdings eine vollständigere Darstellung nur in den für diese eigens gewidmeten Werken finden können, und daher hier auch gröfstentheils nur sehr kurz durchgegangen sind. — Das letzte (3oste) Kapitel dieses Bandes handelt auf 53 Seiten von einigen Kinderkrankheiten, namentlich vom Scheintod der Kinder, der Kopfgeschwulst, der

Digitized by Google

Atresie, der Hasenscharte mit der Operation, von der Ophthalmie der Neugebornen, verschiedenen Mifsbildungen (der Verf. bezweifelt es, dafs das Offenbleiben des *foramen ovale cord.* die Blausucht verursache, er fand dagegen in einigen Fällen spät eingetretener und tödtlich gewordener Epilepsieen den Botalli'schen Kanal offen); vom schweren Zahnen (diese Rubrik ist hier allein mit mehr Ausführlichkeit abgehandelt, und enthält mehrere recht interessante Bemerkungen. Weniger in dem Hervortreten der Zähne als in der Entwicklung der Kieferknochen, in Verbindung mit gröfserem Erethismus des Hirns und der Schleimhäute findet der Verf. den Hauptgrund der Zufälle des schweren Zahnens); vom Asthma, Durchfall; von den Würmern und den Wurmkrankheiten (enthält viel Treffliches, Eigenthümliches und aus reicher Erfahrung Geschöpftes; der Verf. ist entschieden für die *generatio spontanea* oder *aequivoca* der Darmwürmer, die gewissermafsen durch luxurirende Vitalität der Därme provocirt werde. Der *Trichocephalus dispar (Ascaris Trichuris)* des Blinddarms komme ziemlich in allen Menschen vor, und wenn er den Menschen verlasse, so sey dieser gewifs sehr krank. Gegen den Bandwurm rühmt der Verf. besonders die Kurart des Hrn. Dr. Schmidt sen. zu Berlin, welche Ref. als bekannt voraussetzen darf, und welche allerdings, so sehr zusammengesetzt sie auch ist, doch einen ausgezeichneten Erfolg für sich hat)

Der dritte Band handelt von den örtlichen Krankheiten der Vegetationssphäre (oder der organischen Textur, Bildung und Gestaltung der Continuität, Lagerung und Verbindung u. s. w. einzelner Organe, und ihrer von solchen örtlichen Alterationen abhängigen Functionsstörungen), und hier ist es allerdings, wo der Verf. in dem therapeutischen Theil vorzüglich in das Gebiet der Chirurgie und Operationslehre übergeht, wobei er freilich die Beschreibung der verschiedenen chirurgischen Behandlungsmethoden und des operativen Verfahrens nur in der gedrungensten Kürze geben kann, ohne jedoch etwas Wesentliches zu übergehen. Gleichwohl hat der Verf., die grofse Schwierigkeit einer scharfen und streng logischen Haltung dieser organisch-örtlichen Krankheiten innerhalb fester Grenzen wohl fühlend, diese in einigen hier eingeschobenen Kapiteln ohne Noth überschritten, und Krankheiten, die offenbar mehr zu den sogenannten dynamischen des Nerven- und irritabeln Systems oder auch zu den sogenannten Absonderungskrankheiten gehören, hier mit aufgenommen; so namentlich den Kopfschmerz, der doch

Digitized by Google

nur in soweit, als er wirklich ein rein örtlicher, von Kopfwunden, Leiden der *Galea tendinea* und der Kopfhaut, oder der Schädelknochen u. s. w. entstehender seyn kann, hier eine Stelle finden könnte, im Uebrigen aber trefflich abgehandelt ist, ferner der Magenkrampf, die Kolik, welche nach des Verfs. Behauptung niemals ihren Sitz in den dünnen Därmen hat, weil (wie er schon früher als ausgemachte Sache aussprach, und es auch jetzt wiederholt) diese dünnen Därme nicht schmerzen, und überhaupt nicht ihre Gefühle auf's Gehirn reflectiren (?), ob er gleich bald darauf bemerkt, dafs es doch Kolikschmerzen gebe, deren Ursache allein in den dünnen Därmen liege. Die verschiedenen Arten der Kolik, bei denen der Verf. öfters auf die schon in den vorigen Bänden von ihm abgehandelten fieberhaften Intestinalkrankheiten zurückkommen mufste, nebst dem Volvulus und Ileus, findet man hier eben so ausführlich als praktisch lehrreich dargestellt. Auch einige dynamische Herzkrankheiten und selbst das Asthma, kommen hier vor. — Die übrigen eigentlicher für diesen Band gehörenden Krankheiten betreffen die Verletzungen und Wunden im Allgemeinen, dann die Wunden einzelner Organe, Kopfwunden, Gesichts-, Hals-, Brust-, Unterleibswunden und Rückgrathskrankheiten, die Brüche (Herniae), und ihre verschiedenen Arten (ein ausführlicher und auch in seinem chirurgischen Theil sehr befriedigender Artikel), örtliche Krankheiten der männlichen und der weiblichen Geschlechtstheile, desgleichen der Harnblase (hierunter Strangurie, Dysurie, und Ischurie, bekanntlich gar nicht immer, ja weniger häufig, wahrhaft örtlichen Ursprungs und Charakters, was auch vom Verf. anerkannt wird, dann die Harnfistel, und die Incontinenz des Urins), topische Fehler des Afters (unter welchen die Mastdarmfisteln und ihre operative Behandlung besonders vollständig abgehandelt werden); das Aneurysma und seine Arten, wo der chirurgische Theil der Behandlung wohl zu kurz ausgefallen ist, und Manches aus den neuesten Erfahrungen vermissen läfst. Mit Recht warnt der Verf. vor der übergrofsen und leicht strafbar werdenden Dreistigkeit im Unterbinden grofser Schlagaderstämme in der Brust- und Bauchhöhle, scheint aber nicht zu wissen, dafs wirklich englische Wundärzte in wahrem Frevel schon so weit gegangen sind, nicht nur die A. Iliaca *communis* (Crampton und James), sondern sogar die *Aorta* abdomin. (J. Murray in der Capstadt, und Guthrie) zu unterbinden! — Es folgen die Kapitel von den Polypen und Balg-

Digitized by Google

geschwülsten, vom Wurm am Finger, von den Krankheiten und Verletzungen der Knochen und Knorpel überhaupt, von der Verrenkung, nach ihrem Vorkommen und ihrer Behandlung in den einzelnen Gelenken (sehr gut und ausführlich bearbeitet), so wie auch das folgende Kapitel, von den Knochenbrüchen, zuerst im Allgemeinen und hierauf nach den einzelnen Knochen, wobei Chelius und Boyer besonders benützt sind, von der Caries, vom Anschwellen und der Erweichung der Knochen, vom Winddorn und den Knochengeschwülsten, von Ankylosen und einigen andern Gelenkleiden, von der Amputation (mit der Aufstellung dieses Kapitels, welches nicht hieher, sondern in die chirurgische Operationslehre gehört, ist der Verf. aus dem Plan und den Grenzen dieses Werkes gefallen, so sorgfältig und lehrreich auch dieses Kapitel hier bearbeitet ist. Die Amputation durfte nur bei den Krankheiten, die sie anzeigen, beschrieben werden, und konnte dieses an einem dieser Orte, z. B. bei der Caries, ausführlicher, so dafs dann in den andern einschlägigen Kapiteln nur das etwannig Besondere der Operationsart nach den besondern Lokalverhältnissen u. s. w. anzugeben war. Die Resection ist zu dürftig abgehandelt). Von der Heilung der zerrissenen Achillessehne, vom Klumpfufs, endlich als eine Art Anhang, von der Cultur der Haut und der Verbesserung ihrer Fehler, Flecken, Mäler, Warzen u. s. w., der Cosmetik zum Theil mehr angehörend.

Der vierte Band entwickelt die Krankheiten der Sensibilität, und zwar in drei grofsen Abschnitten, die Krankheiten der Empfindung, und der Sinnorgane, und zwar erstlich die Krankheiten des Lichtsinns, wobei auch die sämmtlichen Augen-Entzündungen, die Amaurose, das Staphylom, und andere Krankheiten der Hornhaut, der Pupille und der Iris, so wie die verschiedenen Arten der Cataracta (deren nächste Ursache in Alienation der Ernährung der Linsenkapsel mit oder ohne Entzündung derselben gesetzt wird), und die verschiedenen Methoden der Staaroperation (unter welchen im Ganzen der Keratonyxis der Vorzug gegeben wird), der Exophthalmus, das Eiterauge u. a. vollständig und instructiv abgehandelt werden, ohne dafs freilich durch diese gedrängte Darstellung das Studium speciellerer Handbücher der Augenheilkunde und besonders des hierzu gehörigen Instrumentalgebrauches für den Anfänger entbehrlich gemacht wird. Ferner die Krankheiten des Gehörorgans, wobei besonders die Krankheiten der Eustachischen Röhre recht

Digitized by Google

gediegen entwickelt sind, dagegen über die eigentliche Nervenstaubheit und ihre Kur wenig Erhebliches gesagt wird; die Krankheiten des Tastsinnes; von den Sinnen der Schleimhäute (so nennt sie der Verf. nach der gleich zu Anfang dieses Abschnitts von ihm aufgestellten Eintheilung der Sinne in solche der äufsern Fläche, d. i. die drei vorigen, und in solche der Schleimhaut, oder richtiger der in die Schleimhaut verbreiteten Nerven), welche eben so specifisch verschieden seyen, als es die Haupttheile der Schleimhaut in den verschiedenen von ihr bekleideten Organen seyen; also Sinne der Luftwege, die wiederum in den Sinn der Nasenschleimhaut (hauptsächlich in dem besonders betrachteten Geruchssinn) und in den der Bronchialmembran zerfallen, Sinne des Speisekanals, sammt Zungensinn; und Sinne des Harn- und Sexualsystems, welche alle nach dem Gesetz der Polarität, theils zwischen ihnen und dem Bewufstseyn (so nur die drei höhern), theils unter sich selbst (so die Sinne der Schleimhäute, welche ihre Nervencentra im Gangliensystem haben) wirken. Dieser ganze Abschnitt enthält einen grofsen Reichthum der scharfsinnigsten Ideen und pathologischen Analysen, und verdient gewifs ein sorgfältiges Studium, wenn auch gegen des Verfs. Sinnentheorie, oder vielmehr nur gegen die dem Ref. weder nothwendig noch in sich begründet erscheinende Multiplication der dem Verf. so heifsenden Sinne der Schleimhaut (die doch nichts Anderes als die in örtlicher Verschiedenartigkeit sich äussernden Sensationen der dem vegetativen Leben angehörenden Nervensphäre, oder der Coenaesthesis, mehr oder weniger in äussern Theilen, so namentlich in der Nasenhöhle und den Luftwegen, auch in den Genitalien, mit dem Tastsinn verwebt, oder ihn provocirend, bedeuten) Manches eingewendet werden kann. — Der zweite Abschnitt von den Krankheiten der Vorstellung (kein gut gewählter Ausdruck, besser hiefse er wenigstens „krankhafte Zustände der Vorstellung«) ist diejenige Sphäre, in welcher sich der Geist und die analytische Biologie des Verfs. am liebsten und auch am kräftigsten und freiesten zu bewegen scheint. Um so mehr mufs es Ref. bedauern, hier dem Verf., der sich schon früher in seinem geschätzten Lehrbuch der Krankheiten des Vorstellungsvermögens, so wie nachher wieder und noch specieller in einem eigenen nicht minder interessanten und jedem Arzt mit vollem Recht sehr zu empfehlenden Werk: Von den Krankheiten des Gehirns des Menschen, Coblenz 1833. (die Vorrede ist schon vom März 1831, also einige

Jahre vor der Vollendung des vorliegenden gröfsern Werks), mit der Aufgabe dieses und des folgenden Abschnittes eifrig und erfolgreich beschäftigt hatte, nicht in's Einzelne folgen zu können. Gewifs wird Jeder, wenn er auch nicht in allen Punkten mit der Psychologie des Verfs. einverstanden wäre, mit grofsem Interesse die vorzüglich gediegenen Kapitel vom Vorstellen überhaupt, und den Anomalien der Vorstellung im Allgemeinen (worauf ein minder befriedigendes und wenigstens einige seiner Gegenstände, wie *Neuritis* und *Myelitis*, zu kurz abfertigendes, Kapitel, von den Vegetationskrankheiten des Nervensystems und seiner Hüllen folgt), lesen, ferner die Kapitel von den krankhaften Formen des Schlafes (Agrypnie, Alp, magnetischer Schlaf u. s. w.), vom Schwindel und der Bewufstlosigkeit (Ohnmacht, Asphyxie), vom Delirium sammt dem Delirium *tremens*, von der Manie (in deren Begriff und Darstellung der Verf. mehrfach von derjenigen in seinen oben genannten früheren Werken, namentlich in dem Lehrbuch, abweicht), von dem Blödsinn, von dem Wahnsinn, dessen Definition: »der Zustand des Vorstellungsvermögens, in welchem zwar die basischen Kräfte (Perceptivitäts-, Erinnerungs- und Combinationsvermögen) normal wirken, allein die innere Gesetzgebung des Vorstellens auf sie nicht vollständig sich geltend machen kann," durch die nachfolgende Erklärung nicht ansprechender wird, nebst einem eingeschobenen Kapitel von den Irrenanstalten, und das letzte Kapitel von der Hysterie und Hypochondrie. — Der dritte Abschnitt von den Krankheiten (besser krankhaften Zuständen) der Bewegung, betrachtet in 11 Kapiteln die kranke Bewegung überhaupt, die Convulsionen überhaupt, den Veitstanz, die Kriebelkrankheit, die Epilepsie (als Zustand gänzlich aufgehobener Perceptivität, bei Delirium und Zucken der Muskeln, bei nicht ganz aufgehobenem Einfluls des alienirten Willens, definirt), die Apoplexie, die Lähmung, die Catalepsis und Somnambulismus, der Tetanus und Trismus, die Neuralgien, und einige Fehler der Stimme und der Sprache.

Harless.

Digitized by Google

N°. 62. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber das Absolute und das Bedingte. Mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch von Dr. Eduard Schmidt, aufserord. Professor der Metaphysik zu Rostock. Parchim, 1838. XII und 171 S. 8.

Obgleich die Anzeige dieser interessanten Schrift durch Zufall etwas verspätet ist, so ist es doch noch keineswegs zu spät, auch jetzt noch die Aufmerksamkeit des Publikums von Neuem darauf hinzulenken. Vorzüglich aus zwei Gesichtspunkten ist diese Schrift dem Rec. eine erfreuliche Erscheinung in der gegenwärtigen philosophischen Literatur: erstlich in so fern, als darin der Pantheismus mit scharfen Waffen bekämpft wird, dessen Irrthum von Einer Seite sehr klar aufgedeckt wird, und zweitens, in so fern sich der Verf. in der Methode seines Philosophirens, wenn gleich weniger in den Resultaten seiner philosophischen Forschungen, an die auf Kant's und Jacobi's Grundlage fortbauende psychologisch-kritische Richtung der deutschen Philosophie anschliefst. Dafs diese beiden Gesichtspunkte in ihrem Wesen zusammenfallen, da es eben in der Natur der tiefer gehenden und besonneneren kritischen Schule liegt, gegen die pantheistischen Phantasien der excentrischen und übermüthigen unkritischen Speculation unserer Tage anzukämpfen, liegt am Tage. Unstreitig aber ist in beider Hinsicht die gegenwärtige Schrift sehr zeitgemäfs und willkommen zu heifsen. Der Pantheismus ist bei unserer Modephilosophie der Identitätssysteme noch immer Modekrankheit, obgleich er sich dem Vorwurf seines von Alters her verrufenen Namens durch seine proteusartigen Verwandlungen in die verschiedensten Gestalten vermittelst der kunstfertigen Dialektik sehr geschickt zu entziehen weifs, und seine Gegner, wenn sie ihn mit strengeren und festeren Begriffen zu fassen suchen, der Befangenheit in dem abstracten Verstande und in der gemeinen Reflexion beschuldigt.

Der Verf. bemerkt sehr richtig, dafs es zur Besiegung gewisser Irrthümer, die sich, wie der Pantheismus, dem menschlichen Geiste mit einem gewissen Grade von Nothwendigkeit aufdrängen, wenig fruchte, ihnen in directer Opposition die richtigeren (theistischen) Ansichten entgegenzustellen, oder ihren

Digitized by Google

Widerspruch mit den Grundwahrheiten der Religion und Sittlichkeit aufzuweisen — wie dies von dem Pantheismus mit Recht aufgewiesen werden kann; sondern dafs man den Grund des Irrthums in der menschlichen Seele, die psychologische Quelle und Wurzel aufzeigen müsse, um ihn gründlich zu vernichten. (S. 3. und S. 81.) Und dies ist der Weg, den der Verf. gegen den Pantheismus und mehrere mit ihm verwandte philosophische Denkarten einschlägt. Mit grofser Klarheit und dialektischer Schärfe zeigt er die psychologische Quelle dieser Denkarten aus gewissen natürlichen, fast nothwendigen Mifsverständnissen und greift sie so auf das Empfindlichste an der innersten Wurzel an. Allein sein kritisches Messer greift dabei zu weit um sich und verletzt so auch viele gesunde Stellen unversehens mit. Ueberhaupt geht der Verf. gewifs in seiner skeptischen Richtung zu weit. Das skeptische Verfahren kündigt freilich der Verf. selbst als seine Absicht an, und dies ist auch gewifs nicht an sich zu tadeln. Es ist gewifs nur vortheilhaft für den wissenschaftlichen Geist, wenn verjährte und für unbezweifelt sicher gehaltene Meinungen von Zeit zu Zeit von Neuem bezweifelt, erschüttert und ungewifs gemacht werden, um, wenn sie wahr sind, von Neuem begründet, gesichert, geschützt zu werden. Und dazu hat auch der Verf. durch seine zu weit ausgedehnten Zweifel gegen wohlbegründete Wahrheiten das Seinige beigetragen. Dieses skeptische Verfahren ist auch allerdings, wie der Verf. andeutet (Vorr. S. IV.), eines der Verdienste der kritischen Methode, nur bei weitem nicht ihr ganzes. Ihr Wesen ist die psychologische Grundlegung der philosophischen Erkenntnisse, und durch diese wird sie freilich gar oft weit verbreitete und tief gewurzelte Vorurtheile zerstören, aber auch eben so oft verkannte, verdunkelte und vergessene Wahrheiten fester begründen und in ein helleres Licht setzen: wie denn gerade die religiösen und sittlichen Grundwahrheiten in der kritischen Methode immer ihre sicherste Schutzwehr gefunden haben. Und durch das, was der Verf. in Hinsicht der psychologischen Bestimmung der Begriffe des Absoluten und Bedingten geleistet hat, hat er sich nicht blos in dieser skeptischen Beziehung an die kritischen Bestrebungen Hume's, Kant's und Jacobi's angeschlossen, sondern auch in so fern, als er der philosophischen Wahrheit positive Resultate gewonnen hat. Auch ist der Verf. schon früher »Theorie des Gefühls« (Berl. 1831), die er ausdrücklich als »Ideen zu einer erneuerten Kritik der Vernunft« ankündigte, für die Sache der kritischen Philosophie

Digitized by Google

thätig gewesen. Auch die vorliegende Schrift ist ein schätzbarer Beitrag zur allmähligen Vervollkommnung des grofsen Werkes der Kritik der Vernunft. Rec. ist zwar hier nicht durchgängig mit den Ansichten des Verfs. einverstanden, aber überall schätzt er das selbstständige Streben, den Scharfsinn, und die richtige Methode.

Der Hauptgedanke, von dem der Verf. in seiner Abhandlung ausgeht, ist der Unterschied zwischen dem logischen und metaphysischen Bedingten oder Unbedingten, oder zwischen dem Verhältnifs, wo ein Seyn durch das andere ist, und dem, wo eine Vorstellung durch eine andere gedacht wird. Das logisch Unbedingte ist der höchste Begriff, durch den alle anderen Begriffe gedacht werden, das metaphysisch oder reell Unbedingte ist das höchste Seyn, durch welches alle anderen Dinge sind. Diesen Unterschied bezeichnet der Verfasser in folgenden Sätzen sehr klar und richtig (S. 48 fgg): 1) Das logische Bedingtseyn ist kein reales. 2) Ein oberstes Wesen oder reales Absolutes könnte absolut seyn, wenn auch die Vorstellung von ihm bedingt wäre. 3) Das metaphysische Bedingtseyn ist kein logisches. 4) Das logische Absolute, der allgemeinste Begriff, und das metaphysische, die oberste Ursache, sind auf keine Weise einerlei. 5) Der Ursprung und die Ableitung der Vorstellungen aus einander ist eine ganz andere, als die des Seyns aus einem andern. 6) Die Gesetze des Denkens schreiben uns nur vor, den Zusammenhang des logisch Bedingten mit seinen Bedingungen, nicht den von metaphysischen Bedingungen aufzusuchen und darzustellen. — So einfach und so unwidersprechlich wahr auch dieser Unterschied ist, und so oft er auch schon längst von Anderen aufgestellt und erläutert worden ist, so wenig ist es doch für überflüssig zu halten, wenn es von dem Verf. hier auf's Neue geschieht. Sehr bedeutende Verirrungen und Mifsverständnisse sind von jeher in der Geschichte der Philosophie aus der Nichtbeachtung dieses Unterschiedes hervorgegangen, und besonders die neueste Philosophie von der s. g. naturphilosophischen Schule hat diese Verirrungen bis in das Riesenhafte fortgeführt. Diese hat der Verf. mit grofser Klarheit nach dem vorher festgestellten Unterschiede aufgedeckt.

Auf der Verwechslung des logisch Unbedingten mit dem metaphysisch oder reell Unbedingten beruht zunächst, wie der Verf. sehr klar nachweist, der Pantheismus oder die All-Einslehre. (S. 59 fgg) Sein Irrthum besteht darin, dafs theils das

Digitized by Google

logisch Absolute (der allgemeinste Begriff) für objektiv und reell gehalten wird, theils von dem metaphysisch Absoluten (der höchsten Ursache) ausgesagt wird, was nur von dem logisch Absoluten gilt. Dahin gehört namentlich, dafs es nur ein Erfordernifs des logischen Absoluten ist, nichts aufser sich zu haben, was nicht es selbst wäre, weil jeder Gegensatz eine Beschränkung des Begriffs seyn würde; und darum denkt die All-Einslehre auch ihr reales Absolutes, ihre Gottheit oder ihr Ich, u. s. w. als eine solche allumfassende, nichts ausschliefsende Einheit des Seyns. (S. 67.) Denn das reale Absolute, als höchste Ursache, lasse sehr wohl einen Dualismus zwischen sich und anderem Seyn zu.

An diesen Hauptirrthum des Pantheismus schliefst sich eine ganze Reihe anderer an, die, nach dem Verf., ebenfalls in dieser Verwechslung des logischen mit dem realen Absoluten ihren Grund haben. Hier geht jedoch der Verf., wie Ref. glaubt, oft zu weit. So hat er gewifs Unrecht, wenn er an dem »gewöhnlichen Theismus« (S. 103 fgg.) die Bestimmungen von der Unendlichkeit, Einfachheit, Unbegreiflichkeit, Unvergleichbarkeit Gottes u. s. w. auch nur als Bestimmungen des logischen Absoluten betrachtet wissen will und demgemäfs nicht auf Gott anwendbar glaubt, also u. a. einen „endlichen“ Gott als den wahren theistischen betrachtet. (S. 107.) Dafs ferner der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes auch auf einer Uebertragung der Prädicate des logischen Absoluten auf das reale beruhe, ist sehr richtig und auch schon oft nachgewiesen. (S. 114.) Aber sehr irrig ist die Behauptung, die der Verf. im Interesse des Skepticismus aufstellt (S. 118.), dafs auch die Nothwendigkeit des Causalitätsbegriffs nur aus einer Verwechslung des subjektiv nothwendigen Zusammenhangs der Gedanken durch Gewohnheit mit dem objektiv nothwendigen Zusammenhang der Dinge entstanden sey. S. 124. verwechselt er selbst den Satz des zureichenden Grundes mit dem Gesetze der Causalität: dafs jede Veränderung ihre zureichende Ursache habe, und glaubt, weil der erstere nur logische Bedeutung habe, damit die reale Bedeutung des andern vernichtet zu haben. Der Satz vom zureichenden Grunde ist allerdings nur ein logischer, aber darum hat doch das metaphysische Gesetz der Causalität seine reale Bedeutung und ist keineswegs durch unrechtmäfsige Uebertragung des logischen Gesetzes auf das Seyn entstanden. Auf dem Satze vom zureichenden Grunde beruht, fährt der Verf. fort (S. 131.), der cosmologische Beweis für das Daseyn Gottes, und da dieser nur

Digitized by Google

logisch gültig sey, so sey der Beweis falsch. Auch hier irrt der Verf. Der cosmologische Beweis ruht nicht auf dem (logischen) Satze vom zureichenden Grunde — wenigstens nicht mehr als alle Beweise — sondern auf dem (metaphysischen) Grundsatze der Causalität: sein Fehler liegt daher nicht in der Verwechslung des logischen Grundes mit dem metaphysischen oder realen. Richtig ist hingegen die Bemerkung des Verfs., dafs der cosmologische Beweis darin fehlerhaft sey, dafs der Grundsatz vom zureichenden Grunde (so wie der Causalität) sich selbst aufhebe, wenn er ein Unbedingtes oder einen Gott annimmt, welches keinen Grund (oder Ursache) hat. Ferner zeigt er (S. 137) sehr wahr, dafs der Realismus (im Gegensatze mit dem Nominalismus) ebenfalls ein aus der Verwechslung des logisch Bedingten mit dem real Bedingten entstandener Irrthum sey, der darin besteht, dafs man die allgemeinen Begriffe, als logische Bedingungen der besonderen, für die realen Bedingungen (d. i. Ursachen) der einzelnen Dinge ansieht. Eine ähnliche Hypostasirung allgemeiner Begriffe finde auch häufig in Ansehung der Begriffe Kraft (S. 142.) und Wesen (S. 147.) statt, die man häufig für selbstständig Seyende ansieht. Der Skepticismus des Verfs. tritt dagegen wieder einseitig hervor, wenn er (S. 153.) das Erklären überhaupt nie für ein Ausmitteln der Ursache eines Dinges, sondern immer nur der logischen Bedingung gelten lassen will, und dem Begriff der Ursache überhaupt alle Gültigkeit für sich abspricht, sondern sie nur als den allgemeinen Begriff ansieht, aus dem das zu Erklärende logisch abgeleitet werde; wenn er ferner den Naturgesetzen alle Nothwendigkeit abspricht, und sie nur für vermuthliche Aehnlichkeiten gelten läfst, wenn er demgemäfs den Grundsatz des Naturalismus (S. 160.), dafs in der Natur Alles mit Nothwendigkeiten nach Naturgesetzen erfolgen müsse, bestreitet, und die Möglichkeit der Wunder, als Vorgänge aufserhalb der Naturgesetze, in Schutz nimmt. Was er schliefslich noch gegen den Optimismus (S. 165.) und gegen den Begriff der Substanz (S. 168.) bemerkt, ist gröfstentheils ganz richtig.

Schon aus diesen unvollkommenen Mittheilungen aus dieser interessanten Schrift wird man sich überzeugen, dafs der Verf., von einem sehr richtigen Grundgedanken ausgehend, die bedeutendsten Probleme des philosophischen Denkens berühre und zur Beseitigung sehr tief eingreifender und weit verbreiteter Irrthümer beigetragen habe. Aber man wird auch daraus sehen, dafs der von dem Verf. mit so vielem Scharfsinn in Anregung gebrachte

Digitized by Google

Gegenstand noch keineswegs vollendet sey, sondern noch grofse Zweifel übrig lasse. So richtig auch der Unterschied zwischen logischer und realer Bedingtheit von dem Verf. angegeben ist, und so wahr es ist, dafs der logischen Bedingtheit als solcher noch keineswegs objektive Gültigkeit zustehe, so wenig sind doch die Grenzen zwischen beiden mit hinlänglicher Sicherheit festgestellt. Der Verf. dehnt, nach des Rec. Ueberzeugung, das Gebiet der logischen Bedingtheit viel zu weit gegen das der realen aus, er hält gar Vieles für logische Bedingtheit, was reale ist: und dehnt dadurch seinen Skepticismus weit über die rechten Grenzen aus. Namentlich wird eine gesunde Selbstbeobachtung in den Naturgesetzen, dem Gesetz der Causalität und der Substanz, leicht mehr als eine blos logische Bedeutung entdecken. Auch hat überhaupt der Verf. die Kluft zwischen logischer und metaphysischer Bedingtheit zu grofs gemacht. Allerdings hat ein Verhältnifs darum noch nicht objektive Gültigkeit, weil es logisch gilt; aber der Verf. argumentirt oft auch umgekehrt so: weil ein Verhältnifs der Bedingtheit ein logisches ist, kann es nicht auch ein metaphysisch-reales seyn; als ob beide gar nie zusammentreffen könnten. Er bedenkt dabei nicht, dafs die logischen Formen des Denkens die Abbilder der metaphysischen Formen der Vernunft sind, welche letztere allerdings objektive Gültigkeit als Formen des Seyns haben: so dafs also auch das logisch Absolute ein Reflex des realen Absoluten oder der Form des Unbedingten in der Vernunft ist. Wenn daher die Bestimmungen des logisch Absoluten nicht unmittelbar auf das Seyn zu übertragen oder in ein reales Absolutes zu verwandeln sind, wie im Pantheismus, so müssen sie doch allerdings als regulative Bestimmungen für den Begriff des realen Absoluten gelten; und darauf beruhen jene negativen Bestimmungen Gottes im Theismus, die der Verf. als ganz ungültige logische Bestimmungen verwirft. — Möge diese Schrift zu weiteren Untersuchungen über diese wichtigen Gegenstände Veranlassung geben.

H. Schmid.

Digitized by Google

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum disputationum libri quinque. Ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphael Kühner, Philos. Doctor, in Lyceo Hannoverano Conrector, Societatis Litter. Teutonicae Francofurtensis Sodalis. Editio altera, auctior et emendatior. — Jenae, typis et sumtibus Friderici Frommann. 1835. XVIII u. 478 S.

Vor 5 Jahren hat Ref. in diesen Jahrbüchern (1830. 29. 30.) die erste Ausgabe dieses Werkes angezeigt und freudig begrüfst, als ein Buch, das so recht augenscheinlich den Fortschritt der Philologie seit der Neide'schen Ausgabe, die, bei dem Verleger vergriffen, zu dieser Veranlassung gab, bezeichnen konnte. Die vorliegende Ausgabe nennt sich eine vermehrte: das ist unstreitig; denn die Seitenzahl ist, bei gleichem Druck, von 400 auf 478 gestiegen. Ob sie aber auch eine verbesserte sey, das zu untersuchen, ist die Aufgabe des Ref. Von einem Zweifel daran braucht man bei einem Manne, wie Hr. K. ist, nicht auszugehen, da er den Ernst seines Strebens, so wie seine Tüchtigkeit auch auf diesem Gebiete schon hinlänglich erprobt hat, und es bleibt dem Berichterstatter nur übrig, die Art und Weise der Vervollkommnung des Werkes kurz zu schildern, und sich über einige Punkte mit dem Hrn. Herausgeber zu besprechen und zu verständigen.

Ein Schritt vorwärts ist schon dadurch geschehen, dafs statt des Wolfischen, der Orelli'sche Text zum Grunde gelegt ist. Da der Herausgeber hierin, was wir gerade nicht tadeln wollen, ganz streng verfahren ist, und sich keine Abweichung erlaubt hat (was wir im Ganzen nicht mifsbilligen, aber in einer für Studierende bestimmten Ausgabe nicht für unumgänglich nöthig halten); so hat sich der seltsame Fall ereignet, dafs z. B. Lib. I. c. 19. §. 45. bei den Worten *patriam illam et avitam philosophiam*, Hr. K. in der ersten Ausgabe, mit Wolf, *patritam* giebt, und in der Note *patriam* verficht, in der zweiten, mit Orelli, *patriam* im Texte drucken läfst, aber nun, nach geänderter Ansicht, in der Note, mit Kritz, für *patritam* sich entscheidet. Warum der Ref. sich für *patriam* entschieden hat, hat er in seiner nächstens bei Hahn in Hannover erscheinenden Ausgabe der Tusculanen angegeben. Uebrigens weicht der Herausg. noch an manchen andern Stellen in seiner Ansicht von demjenigen Gelehrten ab, dessen Text er, nicht ohne guten Grund, dem Wolfischen vorgezogen hat. Ref. wollte anfangs vorzüglich hier diese Abweichungen besprechen, fand aber, dafs ihn dies zu einer ihm hier nicht wohl zustehenden Ausführlichkeit veranlassen dürfte. Was

Digitized by Google

seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe in Hinsicht auf Kritik und Auslegung des Werkes erschienen oder gelegentlich bemerkt worden ist, hat der Herausg. sorgfältig benützt, worunter er besonders die Orelli'sche Einzelausgabe der Tusculanen und Paradoxen, mit F. A. Wolf's Commentar, R. Klotz's Lectiones Tull. und Hand's Ausgabe der Lectt. Tull. des Wopkensius rühmt: Werke, deren auch der Ref. in seiner Ausgabe dankbare Ehrenmeldung zu thun sich verpflichtet fühlte. Auch die Recensionen seiner Ausgabe hat Hr. K. berücksichtigt, auch in einer Anmerkung zu der Vorrede zur zweiten Ausg. angeführt (die in den Göttinger gelehrten Anzeigen ist übrigens nicht von Bode, sondern von Bothe), von denen ihm jedoch eine entgangen ist, nämlich die von F. Schneider, in Breslau, in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1834, 151 f. S. 1211 bis 1222, so wie er drei andere auch nicht benützen konnte, weil er sie zu spät erhielt. Auch im Innern der Ausgabe wurde Vieles gebessert, verändert, vervollständigt, auch abgekürzt und ganz weggeschnitten. Zu den Anmerkungen letzterer Art gehört z. B. die Lib I. c. 41. §. 98. über *Tene* mit dem Infinitiv (*tene — venire?*), welche zwar Richtiges enthält, aber gar nicht hierher gehört, da im Texte diese Construction gar nicht vorkommt, sondern: *id multo jam beatius est, te — venire.* So ist zu I, 31, 77: *sed nescio quomodo doctissimus quisque* eine Note der ersten Ausgabe gegen Neide's verunglücktes Supplement, *magni facit, respicit* (statt des Gegentheils *contra dicit*) gestrichen, ohne Zweifel, weil Hr. K. denkt, es werde sich wohl Niemand mehr von Neide verführen lassen. Sehr oft wurde, was für Studierende gewifs zweckmäfsig ist, Zumpt's lateinische Grammatik citirt: aber hier sollte wenigstens immer eine der neuesten, wo nicht die neueste Ausgabe citirt seyn; so aber finden wir z. B. zu Lib. I. c. 18. §. 42. bei der Construction von *sive — sive* mit dem Indicativ verwiesen auf §. 77, 4. S. 391. Dies ist aber in der vierten Ausgabe von Zumpt: in der fünften ist es Cap. 77. §. 522. p. 421, in der sechsten p. 423, und in der siebenten p. 450. Auf S. 52. a. finden wir ausdrücklich die fünfte Ausgabe citirt, dagegen zu I, 17. 40. S. 88. a. wieder §. 67. p. 286, was schon in Zumpt's fünfter Ausgabe Cap. 67, §. 351. S. 304. und in der siebenten S. 320. steht.

Besonders werthvoll sind eine Menge neuer Anmerkungen zu vorhin übergangenen Stellen, z. B. gleich zu Anfang I, 1, 1. zu *aut omnino aut magna ex parte* (wo es uns übrigens nicht nöthig

scheint, dem *aut — aut* eine andere, als seine disjunctive Bedeutung zuzuschreiben), zu *aliquando*, I, 1, 2. zu *certe*, zu *jam*, zu *siquidem*, I, 1, 3. zu *objecit* und zu *nec tamen — non*; I, 4, 8. zu *haec est enim*, I, 7, 14. zu *verum id falsumne sit*, I, 9, 17. zu *non respondebis*, I, 11, 22. zu *levibus et rotundis*, 23. zu *si posset* und zu *ut ista non disserantur*, I, 13, 29. zu *tractari coepissent*, ebend. §. 30. ist zu *primum non eo lugeat* die frühere unrichtige Note gestrichen, und eine gute neue an ihre Stelle gesetzt, I, 14, 32. zu *capi deceat*, I, 25, 60. zu *anima ignisne*, I, 30, 72. zu *itaque disseruit*. Und so könnten wir noch eine grofse Menge der trefflichsten Zugaben anführen, was wir aber unterlassen, um uns noch über einige Stellen mit dem Hrn. Herausgeber zu unterhalten, und einige Bemerkungen einzustreuen, die vielleicht auch für andere Leser des Cicero einiges Interesse haben und Stoff zu genauerer Erwägung geben dürften.

I, 1, 1. bei *quae — remissa temporibus — revocavi*. Hier nahm F. A. Wolf *temporibus* für den Dativ; Hr. K. mit Orelli für den Causalablativ, also für *propter tempora*, und setzt bei der Angabe von Wolf's Annahme hinzu: »in qua opinione neminem facile habebit assentientem.« Ref. wagt es doch, den Dativ anzunehmen, und erklärt die Stelle so: »temporibus aliquid dandum fuit: ergo remisi, temporibus concedens et quasi obsequens.« Der Ablativ der Ursache scheint, für Cicero's Sprache, nicht klar und offen genug dazuliegen. Für den Ablativ stellten sich uns folgende Gründe vor: *Remitto* kann zwar ganz einfach heifsen Verzicht leisten. Sull. 30: *Si quid ab omnibus conceditur, id — remitto*. Phil. VIII, 8: *provinciam remitto*. Also kann es auch gleich *do*, *concedo* den Dativ bei sich haben, doch häufiger den der Person. Die Concinnität der Rede aber in Beziehung auf *intermissa* in dem steigernden Nebengliede möchte folgender Gedankenverbindung das Wort reden: Die wissenschaftlichen Bestrebungen, die ich in meiner Seele bewahrte, obschon sie durch die Zeitumstände etwas nachgelassen, an Lebhaftigkeit verloren, etwas zurückgedrängt worden sind, ja eine lange Unterbrechung erlitten haben, u. s. w. — I, 1, 3. S. 49. werden A. W. Schlegels dramaturgische Vorlesungen citirt. Aber unter diesem Titel giebt es kein Buch; das Werk heifst: Ueber dramatische Kunst und Literatur; Vorlesungen u. s. w. Heidelberg 1809. 3 Bde. — I, 2, 4: *honos alit artes omnesque incenduntur ad studia gloriâ*. Hier zieht Hr. K. in der Note *incendimur* vor, welches schon Bentlei wollte und neuerlich Kritz empfahl. Der Herausg.

Digitized by Google

setzt hinzu, leicht könne sich Cicero hier vergessen und seine eigene grofse Ehrliebe unwillkührlich verrathen haben. Gut, wenn es sich darum handelte, was uns besser gefalle. Aber die Frage ist die: soll gegen die besten Autoritäten, die *incenduntur* haben, dennoch *incendimur* gelesen werden, und ist jenes nothwendig? Und diese Frage mufs nicht nothwendig bejaht werden. — I, 3, 6: *quare si aliquid oratoriae laudi nostra attulimus industria.* Hier wird *laudi* gegen die Autorität der besten Handschriften, die *laudis* geben, gut vertheidigt. Die Erklärung und Empfehlung (der Lesart *laudis*) von Hand zu Wopken's Lectt. Tull. p. 69. und von Orelli zu Wolf's Commentar p. 330. kann nicht bestehen, wenn man nicht *oratoriae* für *arti oratoriae* nimmt, was bei Cicero durchaus nicht angeht. Dafs aber *si aliquid oratoriae laudis — attulimus* ungezwungen erklärt werden könne, wie wir auch schon vernahmen: wenn ich Etwas um unsere Beredtsamkeit verdienstliches — beigetragen habe, oder Etwas, wodurch unsere Beredtsamkeit an Werth und Ehre gewonnen hat —, das will uns nicht recht einleuchten. Aber Ref. glaubt noch immer, es möchte seine Conjectur (Symb. Crit. ad Cic. I, 14. p. 15 sq.): *si quid oratoriae laudi nostrae* [i. e. Romanorum] *nostra* [i. e. mea] *attulimus industria* — nicht ganz zu verwerfen seyn; denn dafs die *laus oratoria* nicht blos im Allgemeinen genannt, sondern die der Römer bezeichnet werde, scheint fast nothwendig zu seyn. Dafs *nostrae* auf die Römer, *nostra* auf den Cicero gehen mufs, ist freilich etwas anstöfsig, dürfte aber doch zu ertragen seyn. — I, 7, 14: *utar post alio, si invenero melius.* Da die besten Autoritäten *sed si invenero melius* haben, so wäre wohl nicht blos anzuführen gewesen, dafs Stürenberg zur Or. pro Arch. poet. p. 151. es billige, sondern eine genauere Ansicht der Stelle dürfte das *sed* als nicht nur nicht überflüssig, sondern als sehr empfehlenswerth zeigen, wenn schon F. A. Wolf in seinen Vorlesungen, dictatorisch genug, ausruft: „ganz falsch!" In dem *sed* liegt eine Breviloquenz. *Sed*, sagt er, sc. *tum, non antea, utar, quum* —, oder: *sed ea conditione, ea lege, si* —. I, 6, 10: *num illud, quod* —. So giebt zwar Or. Aber zu Wolf's Vorlesungen sagt er, *tum* ist wohl das Richtige [8 unserer Handschriften haben es, darunter der Cod. Reg.], wegen des dritten Gliedes, das mit *fortasse etiam*, nicht mit *num fortasse etiam* eingeführt wird. Or. will nämlich sagen: Die drei Fragen folgen ohne Anaphora auf einander, a) *num te illa terrent,* b) *tum illud* —? c) *fortasse etiam — judices* —? Hätte Cicero

zum zweitenmale geschrieben *num*, so hätte er es wohl auch zum drittenmale gethan. Hr. K. sagt freilich: »mihi vero *tum* admodum languidum videtur.« Wir antworten: das mag seyn, dafs es ihm so scheint, ja dafs es so ist. Aber mufs denn Cicero überall, und namentlich auch hier, nothwendig sehr lebhaft schreiben? Man kann den Grundsatz, dafs überall das Bestmögliche stehen müsse, auch bei den besten Schriftstellern, wirklich zu weit treiben. Auch die besten Stylisten neuerer Zeit lassen sich zuweilen irgend eine matte Wendung entschlüpfen, und oft wäre sie so leicht zu corrigiren, wie hier *tum* in *num*. Wir thun es aber doch nicht. Bei den Alten machen wir aber so gerne das geltend, was vor fast 30 Jahren ein scherzhafter Dichter in Heidelberg drucken liefs: »was doch die guten Alten dachten, dafs sie so gar nichts Schlechtes machten!« Sie haben wahrhaftig auch Schlechtes gemacht, und Viele in grofser Masse, und auch die Besten haben zuweilen geschlummert. — I, 8, 15: *si mori etiam mortuis miserum esset*. Hier empfiehlt Hr. K. mit siegenden Gründen, dafs *mors*, wie Bentlei corrigirte, vorzuziehen sey; und Ref. benutzt die Gelegenheit, zu bemerken, dafs er jetzt *mors* corrigirt zu haben wünschte, so wie *in vita* mit *nunc video calcem* (ebenfalls nach Bentlei) besser verbunden seyn dürfte, als mit dem vorhergehenden *sempiternum malum haberemus*, wo es im Grunde müssig, wenigstens matt stünde. — Ebend. hat der Hr. Herausgeber seine Note zu *ut Siculi* in Betreff des *ut* verbessert und genauer darüber gesprochen, so dafs jetzt der vom Ref. in seiner Ausgabe ausgesprochene Tadel wegfällt. — I, 8, 16. zu *quae dicis te majora moliri* spricht Hr. K. mit Recht gegen Görenz's Umstellung *te dicis;* der Ref. erlaubt sich jedoch, auch noch auf das hinzudeuten, was er in seiner Ausgabe sagt, so wie wir auch, der Kürze wegen, bei I, 9, 19: *ut fere nostri declarant nomine*, wo Hr. K. seine Note bedeutend abgekürzt hat, auf unsere Anmerkung verweisen. — I, 12, 26. bei *obtinere* hätten wir, statt der Ernesti'schen Note, lieber die genauere Bemerkung gelesen, dafs dieses Verbum, eigentlich vom Gewinnen eines Processes gebraucht, auf die Streitigkeiten der Philosophen übergetragen sey. — I, 11, 24: (Platonis) *librum, qui est de animo.* Hier citirt Hr. K. ganz richtig die gewöhnliche Ueberschrift des Dialogs Φαίδων ἢ περὶ ψυχῆς. Vielleicht wäre es doch für die Leser, die er sich dachte, zweckmäfsig gewesen, zu bemerken, dafs die der eigentlichen Ueberschrift mit ἢ angehängten Inhaltsandeutungen von den Grammatikern im Alexandrinischen Zeitalter

Digitized by Google

ausgesonnen sind, dafs Cicero sie wahrscheinlich schon vorfand, wie unsere Stelle zeigt, dafs er sie in seinen Ueberschriften (*Cato major sive de Senectute, Laelius sive de Amicitia:* S. Otto zu Cic. Cat. maj. Prolegg. p. XLIX. C. Beier in der Introductio zu Cic. Lael. p. 1. ed. maj.) nachahmte, und dafs die ächten Titel der Platonischen Schriften dreierlei sind: nämlich *a*) ein sogenanntes ὄνομα πραγματικὸν, wie der Titel der Gesetze: νόμοι, *b*) oder ein ὄνομα περιστατικόν, z. B. das συμπόσιον, oder *c*) ἐκ προσώπου, wie eben der Phädon, wobei zu bemerken ist, dafs Plato immer die Person zum Titel wählt, die neben Sokrates noch die Hauptperson ist. — I, 12, 27; aus dieser Stelle heben wir, ohne weitere Bemerkung, nur zum Vorschmack, die neue und gute Conjectur aus, für *mortem — esse — commutationem — vitae, quae in claris viris et feminis dux in caelum soleret esse; in ceteris humi retineretur, et permaneret tamen*, zu lesen: *mortem — esse — commutationem — vitae, quae ut claris viris et feminis dux in caelum soleret esse, sic ceteros humi retineret, ut permanerent tamen.* — I, 13, 30 · *nemo enim maeret suo incommodo.* Hier theilt Hr. K. die Lesart des Gud. sec. *sine incommodo*, dann Weber's Conjectur *suorum commodo* und, in der Anmerkung, Orelli's deutsche Erklärung der Vulgata mit, ohne weitere Bemerkung. Wir sind nicht gesonnen, diese Erklärung zu verwerfen; aber es konnten hier zur Uebung des Scharfsinnes auch noch andere Conjecturen angeführt werden, die Ref. im dritten Specimen seiner Symbb. critt ad Cic. III, 2. p. 6 sq. mittheilt, besonders da es so entschieden noch nicht ist, dafs Cicero hier blos den lateinischen Sprachgebrauch von *maerere* und *dolere* habe lehren wollen und den Unterschied beider Ausdrücke. *) Die angedeuteten Conjecturen sind nämlich, aufser den schon angegebenen, *nemo enim maeret suo in commodo; nemo enim maeret suorum in commodo; nemo enim maeret ut suo incommodo* i. e. in luctu de mortuis non maeremus, *quasi* ipsi jacturam fecerimus: dolemus ideo fortasse et angimur: sed maeror ipse ad mortuos pertinet, quos vitae commodis privatos arbitramur idque sentire. Dazu kommt noch die Kern'sche Uebersetzung, welche lautet, als ob der Uebersetzer läse: *maerent enim homines non*

*) Wenn z. B. Or. sagt: „*maeror* bezieht sich stets auf ein anderes Individuum aufser dir, um welches willen du trauerst;" so fragen wir, ob dies wohl statt finde in der Or. pro Balbo 25, 56, wo es heifst: *hominum alienis bonis maerentium.*"

Digitized by Google

tam suo incommodo: dolent fortasse et anguntur —: endlich die Lesart einer Oxforder Handschrift: *nemo enim maeret nisi suo incommodo.* — I, 14, 31. Gute Note zu *elogia.* Wenn aber unter Andern bemerkt wird, die Neuern brauchen dieses Wort öfters für Lobrede, so war für den Kreis der Leser dieser Ausgabe vielleicht eine allgemeine Bemerkung an ihrem Platze, etwa in folgendem Sinne: „Durch den Untergang der lateinischen Sprache und ihr Zerfallen in die neueren romanischen Sprachen ging in diesen die Grundbedeutung und das rechte Verständniss vieler Wörter verloren. Viele nahmen nun, anstatt sich den altklassischen Sprachgebrauch aus den Alten anzueignen, aus den näher liegenden neueren Sprachen die verdorbenen Wortbildungen und verdrehten Worthedeutungen in ihr Latein herüber, und daher kommt die Gewohnheit vieler neuern Lateinschreiber, die neuern Verbildungen und Mifsgeburten einzuschwärzen, die altlateinischen Wörter aber nicht in der ächten, sondern der mifsbräuchlichen und modernen Bedeutung zu nehmen, so dafs z. B. bei dem vorliegenden *elogium* weder an den altlateinischen Sprachgebrauch, noch weniger weiter zurück an dessen Quelle und Wurzel gedacht, sondern das französische *éloge* genommen und ihm ein lateinischer Schweif (— *ium*) angehängt wurde.« Das ist die Geschichte von tausend Barbarismen und Solöcismen. — I, 15, 32. in der Note zu *ut terminaretur* würden wir die Varronische Rarität *adsignificat* für *significat* nicht beibehalten haben. — I, 16, 36. würden wir zu *humari* eine Anmerkung gemacht, wenigstens Cic. de Legg. II, 22. citirt haben. S. des Ref. Ausgabe der Bücher de Legg. p. 331 — 333. — I, 17, 40: *sic hae sursum — in caelestem locum subvolent.* Hr. K. zieht in der Note die auf die besten Autoritäten gestützte Lesart *rursum* vor, »ut difficiliorem,« sagt er, und vergleicht das griechische αὖ, das oft in gleicher Weise in der Bedeutung von *contra* steht. Gut. Wir hätten aber noch darauf aufmerksam gemacht, dafs, wenn man *sursum* liest, Eine Partikel zweimal in dem Satze vorkomme. Wie noch *ab* und *abs* gebräuchlich ist, so gab es ein *ob* und *obs*, ein *sub* und *subs:* jenes zeigt sich in *ostendere*, aus dem dem eigentlichen *obs-tendere*, entgegenhalten, dieses in *sustentare* d. i. *subs-tentare, sursum* i. e. *sub subs*) *vorsum, susque deque* und dergl. *Sub*, wie *subs*, heifst nicht nur unter und nicht nur unten, sondern auch von unten herauf; also wäre in demselben Satze *sursum* von unten heraufgewendet und *subvolare* von unten aufwärts, von unten herauf, emporfliegen, denn *sub-* (*subs-*) *volare*

Digitized by Google

ist eben auch *sursum volare*, ὑποπέταμαι, wie Forcellini richtig erklärt, ob er gleich *sursum* falsch ableitet und der Artikel *sub*, bei aller Weitläuftigkeit, unvollständig ist. Ref. hat in seiner Ausgabe in den Anmerkungen zwar *rursum* auch mit αὖ verglichen, wünschte es aber auch in den Text aufgenommen zu haben. — I, 18, 41. zu dem Verse: *Quam quisque norit artem, in hac se exerceat* wird zwar ganz recht die griechische Quelle, Aristoph. Vesp. 1422. und Suid. s. v. ἔρδοι citirt, aber das erste Wort im griechischen Verse (ἔρδοι τις ἦν ἕκαστος εἰδείη τέχνην) in der ersten und in der zweiten Ausgabe ἔρδει geschrieben, wovon kein Grund abzusehen ist. — I, 22, 15: *ut si jam possent in homine vivo cerni omnia*; die erste Ausgabe hatte zu dieser Stelle Nichts, als die Bemerkung, dafs *vivo* Bentlei's Conjectur sey und Ernesti die Vulgata *uno* beibehalten habe. Jetzt wird auch Klotz's Vertheidigung von *uno* mitgetheilt, und dieses empfohlen. Gut. Aber da Hr. Klotz (Quaest. Tull. p. 91.) selbst sagt, man müsse verstehen: videre in homine uno eodemque *unoque quasi obtutu;* so glaubt Ref., dafs dies gerade noch mehr seine eigene Conjectur *una cerni omnia* leiste, die er in seinen Symbb. Critt. ad Cic. III, 5. p. 11. vorgetragen und auseinandergesetzt hat, oder seine spätere, die in der Anmerkung zu dieser Stelle steht und Klotz's Ansicht mit der seinigen vereinigt: *ut si jam possent in homine uno una cerni omnia.* Wie oft aber von zwei neben einander stehenden ähnlichen Wörtern eins das andere verdrängt hat, brauchen wir nicht nachzuweisen. Man vergleiche nur Sciopp. de Arte Critica p. 80. (Ed. Amst. 1662. 8.) und unsere Symbb critt. III, 12. p. 22 sq.), wo Ref. in der Rede pro lege Man. 16, 49. in den Worten *et quum ei imperatorem praeficere possitis* die ächte Lesart *quum eum ei imp. pr. possitis* zu erkennen geglaubt, und Tusc. I, 41, 103: *neque mei quicquam relicturum* aus den Spuren der Handschriften corrigirt hat: *neque mei me quicquam relicturum.* — I, 25, 63. zu den Worten *ad elegantiora defluximus* ist in dem Citat aus Quintilian Inst. Or. *i*, 8, 9: *in omnia deliciarum genera vitia — defluximus* der Fehler der ersten Ausgabe in die zweite übergegangen, nämlich *genera*, das gar nicht hergehört, eingeschoben. — I, 31, 75: die Bemerkung, dafs Cicero die Formel *mihi crede* der andern, *crede mihi*, vorziehe, ist richtig. Aber wenn Hr. K. sagt: *firmiter* tenuit hanc verborum collocationem Cicero, so darf man dieses *firmiter* wenigstens nicht für *constanter* nehmen: denn ad Att. VI, 6. prc. VIII, 14. prc. XIV, 15. prc. sagt er *crede mihi*,

wenn man auch die Stelle ad Famm. IV, 5. nicht rechnen will, weil da Servius Sulpicius an den Cicero schreibt, nicht dieser an jenen. — I, 34, 84: *qui et domesticis et forensibus solatiis ornamentisque privati, certe, si ante occidissemus, mors non a malis, non a bonis abstraxisset.* Der Hr. Hersusgeber sagt, er sehe nicht ein, warum Orelli diesen Satz anakoluthisch nenne, und fügt bei: »notum est illud *attractionis* genus, quo enuntiatio relativa conformatur ad enuntiationem sibi subjectam.« Darauf führt er eine Anzahl Beispiele an, wo z. B. *qui, quoniam — noluit, — omittamus*, oder *cui quum Lysimachus — minaretur — inquit*, oder *cui quum dictum esset, — respondet* oder, das auffallendste, Or. pro Flacc. 36, 90: *ergo is, qui si aram jurans teneret, crederet nemo, — quod volet, injuratus probabit*, und sodann eine Anzahl von Werken, wo diese Attraction behandelt wird (Wopkens ist falsch citirt, es mufs 296 sq. für 269 heifsen). Alles richtig. Aber am Ende streitet es sich um Worte und die Benennung. Die Construction läuft anders aus, als sie beginnt, und das ist der Charakter des Anakoluths. Ueberdies ist die Construction im Texte hier etwas verschieden von den in der Note angeführten Beispielen. In jenem ist ein neues Subject vor dem Verbum eingetreten (*mors*), und zum ersten *qui* ist noch *privati* gestellt, überdies steht noch der Accusativ *nos* im Nachsatze, durch welches Alles die Construction, die man Attraction nennt (das ist eben eine anakoluthische Gedankenanreihung, veranlafst durch Zwischensätze) von dieser sich unterscheidet, oder vielmehr diese von jener. So würde z. B. die Stelle aus der Rede pro Flacco der unsrigen gleich, wenn es hiefse: *Ergo is, qui aram tenens juratus — nemo ei crederet, quod volet probabit*, die unsrige jener, wenn es hiefse: *quos si ante aliquis occidisset, morte a malis abstracti essemus, non a bonis.* Cicero beginnt aber an unserer Stelle mit *qui — privati — si ante occidissemus*, als ob er eben schliefsen wollte *morte — abstracti essemus*, das thut er nicht, folglich redet er anakoluthisch, d. h. die Construction schlägt um. Will man sagen, *qui — privati, si occidissemus, — mors nos — abstraxisset* sey eine Attraction für *quos — privatos si occidissemus, — mors abstraxisset*, so sey es: aber die Sache bleibt dieselbe. — I, 37, 89: *non — cadentes Scipiones Hispania vidisset — Latini Albinum, Lucani Gracchum* [besser, sagen wir mit Orelli, nach dem Cod. Rehd., *Lucania;* denn gewifs ist *Lucani* nach der falschen, obgleich sehr alten, Schreibung *Latini* gemodelt]. Hier ist einer

Digitized by Google

von den Fällen, wo Hr. K., auch bei festem Halten an der Orellischen Recension des Textes, nach unserer Ansicht hätte *Litana* schreiben sollen. *Latini* ist ein alter Schreibfehler, oder, wenn man will, eine alte Correctur, eines unwissenden Abschreibers, den man corrigiren muſs, sobald er entdeckt wird, und den sich auch Orelli gewiſs schon in seiner Ausgabe für die Zukunft corrigirt hat. Ist je eine Correctur sicher, so ist es diese, die wir Hrn. F. Lindemann verdanken, der im Jahre 1826. in Zittau ein Programm schrieb: *De clade Romanorum in silva Litana. Ad illustrandum Ciceronis locum Tuscc. Dispp.* I, 37. Dieses kannte Or. damals noch nicht und Hr. Billerbeck nahm es in seine Ausgabe zuerst so auf, daſs er schrieb *Latini* [*Litana?*] *Albinum.* Den Fingerzeig giebt Livius, den auch Hr. K. anführt, XXIII, 24: *Silva* (in Gallia Cispadana) *erat vasta — Litanam Galli vocabant — qua exercitum traducturus erat. — Ibi Postumius* (*Albinus*) *omni vi, ne caperetur, dimicans occubuit.* Es handelte sich also hier nicht von der Aenderung des von Or. constituirten Textes, sondern von der Correctur eines alten Schreibfehlers, dessen Fortpflanzung an das Verfahren der Herausgeber der Hebräischen Bibeln erinnert, wo bekanntlich mit einer Art von Religiosität die seit Jahrhunderten als Fehler erkannten Mängel des Textes immer wieder fortgepflanzt werden. — I, 38, 92: *quasi vero quisquam — non modo ipse.* Bei *ipse* sagt Hr. K.: *Intelligendus est quisquam.* Der Sache nach richtig, aber dem Ausdrucke nach nicht. Es sollte heiſsen: „Intelligendus est homo, qualem neminem esse significat supra dicens: *quasi vero quisquam.* I, 44, 105: *Quem Hectorem, aut quam diu erit Hector?*“ Der Hr. Herausg. führt die Conjectur des Ref. nicht an, die er in den Symb. Critt. I, 15. p. 16 sq. niedergelegt hat, nämlich, daſs die ganze Stelle, namentlich das gleich darauf folgende: *Imo enimvero corpus Priamo reddidi, Hectorem abstuli* — dafür spricht, daſs *erat* zu lesen seyn möchte. Da Or. die Conjectur blos, ohne Angabe der Begründung, anführt, so hielt es vermuthlich Hr. K. nicht für nöthig, ihrer entweder billigend oder ablehnend zu erwähnen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 63. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ciceronis Tusculanarum ed. Kühner. Ed. alt.

(Beschlufs.)

Und hier würden wir unsere Anzeige schliefsen, wenn wir uns nicht noch über zwei Stellen erklären wollten, die in der Recension der ersten Ausgabe berührt sind, wo die Ansicht des Hrn. Herausgebers noch von der des Ref. abweicht. Es sind dieselben V, 9, 27. und V, 23, 66. Was die erste betrifft, so steht dort: *Occupavi te, — fortuna, — omnesque aditus tuos interclusi, ut ad me adspirare non posses.* Hier verlangte der Ref. *possis:* Hr. K. hält ihm seine Note zu I, 4, 7. entgegen, wo er bewiesen habe, dafs das Imperfectum ächt ciceronianisch sey. Allein die dort angeführten und noch viele andere ähnliche Stellen waren dem Ref. alle gegenwärtig, als er jenes schrieb. Die Beobachtung ist richtig, dafs Cicero zuweilen das Imperfectum hat, wo wir das Präsens erwarten. Aber es war nicht Cicero's Sprachgebrauch, dies in der Regel zu thun. In der Regel folgt er der Sprachlogik: weicht er scheinbar davon ab, so hat er seine Gründe, wie z. B. in der von Hrn. K. angeführten Stelle Somn. Scip. 3: *homines sunt hac lege generati, qui tuerentur illum globum,* und hier gerade den von Hrn. K. angegebenen Grund, nämlich zur Bezeichnung der Absicht, nicht der Folge. Diese Gründe aufzusuchen ist die Sache des rationellen Erklärers, nicht aber, die Abweichung zur Regel zu machen und in ihn hineinzucorrigiren, was geschehen würde, wenn wir z. B., wie Hr. K. will, V, 13, 39. bei *si ejus acies ita curata est, ut ne caecetur erroribus* corrigiren wollten *caecaretur,* wofür freilich sogar gewichtvolle Autoritäten sprechen. Aber der Erklärer hat auch zu erwägen, ob er nicht eine, wenn auch alte, Correctur vor sich habe, wo der Corrector Stellen, wo es angeht, mit Stellen, wo es nicht angeht, zusammengeworfen hat. Bei dem vorigen *caecetur* spricht die ganze Umgebung laut für das Präsens, auch das fortconstruirende *fit perfecta mens,* bei unserer Stelle aber für *possit* besonders das, dafs es in einer lebendigen Rede, in einem Satze steht, wo der ihn denkende als selbst sprechend eingeführt wird. Etwas Anderes wäre es, wenn z. B.

Digitized by Google

Cicero in Seneca's Manier schriebe: *Occupavit ibi sapiens fortunam, omnesque aditus ejus ita interclusit, ut ad ipsum adspirare non posset.* *) Wird aber die Zeitpartikel *ibi* nicht eingeschoben, so wird auch da *possit* vorzuziehen seyn. — V, 23, 66: *qui se non hunc mathematicum malit.* Hier setzt Görenz zu de Finn. p. 274. aus vier MSS. *esse* nach *se* ein. Wir tadeln es gerade nicht, Hr. K. hält es aber für durchaus nöthig. Aber da die meisten, und, was noch mehr sagen will, die besten Handschriften *esse* nicht haben, so hielt Ref. es für Pflicht, zu untersuchen, ob es nicht entbehrt werden könne, und dafür führte er nicht blos de Div. II, 57. an: *quidvis malle videntur, quam se non ineptos*, sondern auch Tusc. V, 19, 54: *utrum malles te consulem*, wo der Herausg. unbedenklich *fuisse* suppliren heifst. *Malo me consulem*, kann man sagen, ist gleichsam so viel als: ich sehe mich lieber als Consul.

Doch genug zum Beweise der freudigen Theilnahme an dem zweiten Erscheinen dieser trefflichen Ausgabe, welches uns ein Beweis ist, dafs das Werk in seiner ersten Gestalt die verdiente Aufnahme gefunden hat, welcher es in dieser erneuten noch in höherm Grade werth ist.

Der Druck ist sehr schön und correct. Das Papier schien uns bei der ersten Ausgabe etwas weifser zu seyn.

Ulm. *G. H. Moser.*

***Novellen** von C. Fr. v. Rumohr. Zweiter Band. München, bei Franz. 1835. kl. 8. 241 S.*

Ueber den ersten Band dieser Novellen ist vom Referenten seiner Zeit in diesen Blättern (Jahrgg. 1834. S. 895 ff.) berichtet worden. Der vorliegende zweite Band giebt an eigenthümlichem Interesse dem ersten nichts nach. Nach Art des Phantasus von Tieck sind die vier Novellen, die er enthält, als Vorlesungen eines Dichters in drei Abende vertheilt, und in gesellige Gespräche eingerahmt, welche dem Buche anstatt einer theoretischen Vorrede dienen können. Aus diesen lebendig und anmuthig geführten Unterredungen ergiebt sich als letztes Resultat ungefähr

*) Oder, wenn der Gedanke der Absicht bei *occupavi*, *cepi* und *interclusi* der vorherrschende seyn könnte. Allein jene Verba bezeichnen Thatsachen, deren Folge angegeben wird.

Digitized by Google

folgende Ansicht des Dichters von der Novelle. Er zeigt sich mit dem Unterschied, der neuerdings zwischen Erzählung und Novelle in der Art festgestellt werden will, dafs in der letzteren die Idee vorherrschen und so von allen Seiten gehandhabt werden soll, bis in gewissem Sinne nichts mehr daran bleibt, dafs somit die Novellen mehr Hervorbringungen des Tiefsinns als der Imagination sind, dafs Gefühl, Anschaulichkeit, Handlung, sogar jedes freiere Aufsprudeln des Geistes eigentlich von dieser Dichtart ganz ausgeschlossen bleiben mufs (S. 7.) — mit diesem Unterschiede zeigt sich der Verf. nicht einverstanden; die Novelle, so aufgefafst, erscheint ihm als ein gewisses Mittelding von Untersuchung und Darstellung, ein Hinundherschwanken vom einen zum andern, was der Absicht nach mit jenen alten, beinahe vergessenen Lehrgedichten so ziemlich übereintreffe. Eine solche mehr schlaue als sinnvolle Mischung, meint er, müsse vor langer Weile tödten, wenn sie nicht durch eben die Gabe leichter Erzählung getragen würde, welche man, als ungehörig, von der Novelle ausschliefsen will. (S. 8.) Nur des Friedens willen räumt er es dieser neuen deutschen Novellenart ein, dafs unter der Benennung von didaktischen, lehrreichen, belehrenden Novellen sie fürder eine ganz eigene Gattung ausmache. (S. 9.) Es frage sich, ob man jemals darauf verfallen wäre, mit der ursprünglichen Bezeichnung eben des leichtfertigsten Geschwätzes gesteigerte Ansprüche auf Ernstlichkeit und Tiefe verbinden zu wollen, wenn nicht Cervantes seinen Novellen das Epithet exemplares, das ist, musterhafte, erbauliche, lehrreiche (über dessen Sinn der Verf. übrigens in Beziehung auf jenen Dichter nicht im Klaren ist) ertheilt hätte. (S. 10.) Novelle schlechthin kann nach unserm Verf. nicht wohl etwas Anderes genannt werden, als das lose Geschwätz, welches nunmehr seit bald sechshundert Jahren Novelle geheifsen; jenes Gemisch von Klätscherei und poetischem Geiste, welches in seiner Vollkommenheit der italienischen Literatur ausschliefsend angehört. Eine dritte etwas breitere Art, welche frühzeitig auf die eigentliche Novelle geimpft worden, möge man denn zur Unterscheidung die historische, romantische, poetische Novelle nennen. (S. 11.)

Der Poet, der einer gebildeten Gesellschaft diese Ansichten vorträgt, bittet sich sodann, um seine sinnreiche Unterscheidung in ein helleres Licht zu setzen, die Erlaubnifs aus, in freien Abenden der Gesellschaft vier Erzählungen, als Musterproben seiner Eintheilung vortragen zu dürfen. Auf diese Weise erhalten

Digitized by Google

wir 1) das Beispiel einer ächten Novelle (S. 15—43.); 2) eine ächt französische Novelle, als Anhang zu der ersteren; beide am ersten Abende gelesen (S. 44—49.); 3) eine historisch-romantische Novelle, vorgetragen am zweiten Abende (S. 54—101.); endlich 4) am dritten und letzten Abende, eine moderne didaktisch-praktische Novelle (S. 106—235.); alle vier mit zwischengefügten Selbstrecensionen, die übrigens keineswegs Lobhudeleien sind, wie die Selbstrecensionen, welche junge Literaten hier und da in feile Journale einschwärzen.

Sonderbar, aber von den vier Novellen, welche Hr. v. Rumohr uns hier bietet, hat den Ref. diejenige, welche er als die eigentliche Musternovelle nach seiner Definition bezeichnet, die erste, am meisten kalt gelassen, vielleicht weil er in ihr mit der meisten Kunst und am ängstlichsten nach seinem eigenen Leisten gearbeitet hat. Sie führt nur die Ueberschrift: Beispiel einer ächten Novelle, und man macht sich nach dem Einleitungsgespräch auf etwas von recht pikanter Erfindung, auf ein recht liebliches, loses Geschwätz gefafst, und nicht auf den ziemlich steifbeinigten Humor, mit welchem ein Bramarbas, der nichts von der Jagd versteht, von der lustigen Jägergesellschaft eines Landstädtchens in den Wald hinausgelockt wird, indessen seine Braut der begünstigte Liebhaber entführt. Wir müssen in Beziehung auf diese Novelle dem Gegner des Poeten, dem Kenner der Novellistik, beitreten, den der Verf. S. 381. zum fingirten Dichter der Novelle sagen läfst, ob denn jemals ein Geschichtchen der Art unter den Leuten für eine Novelle habe gelten können; und noch mehr dem Poeten selbst, der S. 39. versichert, er habe sie nur des Beispiels willen aufgezimmert, und sie möge daher verglichen mit dem leichten, behaglichen Geschwätz ihrer Vorbilder, sich ungelenk und hölzern ausnehmen. Die Entschuldigung, welche derselbe vorbringt, läfst sich ebenfalls hören. »Ich zweifle schon deshalb,« sagt er, »an der Möglichkeit, das italienische Novellenwesen jemals mit Glück auf unsern heimischen Boden zu verpflanzen, weil bessere Sitte und gröbere Sprache jenes natürliche, artige Herausgeben jeglicher Unanständigkeit ausschliefst, welches in dieser Art und Form der Dichtkunst, die Spitze und Schärfe, das Salz und die Würze ausmacht. Ein andres Ansehen würde die vorgetragene Novelle gewonnen und kräftiger sich ausgenommen haben, wenn ich Jakob (den angeführten Bräutigam) zum Ehrenmann und Hahnrei gemacht hätte, wie Sacchetti, Boccaz und jeder andere italienische Novellist in

Digitized by Google

ähnlichem Falle gewifs. Jemand seine Braut wegschnappen, erweckt den Antheil der Böswilligkeit ungleich weniger, als ein schlau angelegter, vom Glücke gekrönter Eingriff in die ehelichen Berechtigungen. Unter allen Umständen hätte dabei abbrechen, also meine Noveile beträchtlich abkürzen dürfen.«

Nachdem der Verf. die ächte Novelle, die er theoretisch als allein gültig aufgestellt hatte, durch diese seine Selbstkritik praktisch, und durch seine Musterprobe faktisch, aus dem Gebiete der deutschen Literatur verwiesen hat, giebt er uns eine Spielart derselben; wie sie in der ältern französischen Literatur zu treffen ist, auf deutschen Boden verpflanzt, zum Besten. „Diesen französischen Novellen, sagt sein Dichter, S. 43, fehlt das malerische Element, welches die italienischen schmückt; hingegen neigen sie sich zum Spafshaften, Lächerlichen, und leisten darin nicht wenig.« Darauf wird ein Geschichtchen in dieser Form aufgetischt, ein unschuldiger Spafs, der mit sniner harmlosen Albernheit zum herzlichen Lachen nöthigt.

Die Aebtissin eines Nonnenklosters erbittet sich von ihrem Bruder und Bischof das grofse, den Frauen verweigerte Vorrecht, die Beichte hören zu dürfen, und fragt, warum man die Frauen zu dieser heiligen Handlung nicht zulasse. »Es hat keinen andern Grund,« erwiedert der Bischof, »als diesen, dafs sie leichtzüngig sind und gar nichts verhehlen können. Die Beichte aber zu verrathen und auszuplaudern, ist eine grausame lästerliche Sünde.« Indessen bestürmt die Aebtissin den Bischof fortwährend und erregt dadurch in ihm das muthwillige Verlangen, sie auf die Probe zn stellen. Er erlaubt ihr, vorläufig den Pfarrverweser des Klosters zu beichtigen, und dieser, vom Bischof angestiftet, bekennt ihr endlich seufzend: »Wohl begehe ich fast täglich eine grobe unverzeihliche Sünde, welche aus Schamhaftigkeit bisher ich keinem Beichtiger habe anvertrauen mögen ....« Und somit bekennt er endlich, dafs er wohl täglich, gleich den Hennen auf dem Klosterhofe — ein Ei lege. Der Beichtende bestätigt der erstaunten Aebtissin dieses noch einmal, und sie unterläfst nicht, mit der nöthigen Fassung und Haltung ihm Bufse aufzulegen und die Absolution zu ertheilen. Allein nicht sobald ist ihr der Priester aus den Augen, als sie in Gegenwart der Nonnen schon zu lachen anhebt. Zuletzt kann sie dem eigenen Kitzel nicht widerstehen und platzt damit heraus, dafs Pater Johannes jeden Tag gleich den Hennen ein Ei lege. Bald darauf schallt es dem Pater auf dem Klostergang da und dort von den

Digitized by Google

Nonnen entgegen: »Hascht gelegt?« — Am Ende erfährt die Aebtissin, dafs Alles nur angestellt und verabredet worden, um zu erproben, in wiefern man bei den Frauen auf deren Verschwiegenheit bauen und mit gutem Gewissen das Sakrament der Beichte in ihre Hände legen könne. —

Je weiter sich der Verf. von seiner Theorie entfernt, desto mehr glänzen seine Produkte. Die historisch-romantische Novelle war von ihm in der Einleitung nur als eine etwas breitere Art bezeichnet worden, welche frühzeitig auf die eigentliche Novelle geimpft ward; aber in der That, unter seiner Hand wenigstens, ist die Frucht veredelt worden. Diese Novelle, »Rittersinn« betitelt, bearbeitet eine Anekdote, die schon in Meidinger's französischer Grammatik, oder ähnlichen Büchern, unter den Lesestücken vorkommt. Es ist dies die von dem Ritter Bayard im Jahr 1512 zu Brescia gegen eine Wittwe, bei welcher er verwundet lag, und gegen ihre Tochter, geübte Grofsmuth. Das Beiwort: »ohne Furcht und Tadel,« war allmählig abgerieben und ganglos geworden, und nur Schüler lallten es, ohne über den Sinn nachzudenken, mechanisch nach. Durch diese Novelle kommt es wieder zu Ehren. Alles, was eine ritterliche Denk- und Handlungsweise Reines und Edles in sich fafst, weifs der Verf. durch die Weise, wie er den abgenützten Gegenstand aufgefafst und behandelt hat, in ein neues Licht zu stellen, und gewifs denkt kein Leser daran, dafs er diese Geschichte schon einmal vor einem halben oder Viertels-Jahrhundert bei seinem französischen Sprachlehrer durchgepeitscht hat, oder wenn es ihm, wie dem Ref., zufällig einfällt, so wächst nur sein Wohlgefallen an dem kleinen Kunstwerke, das er vor sich sieht. Wir theilen hier nur einige Stellen aus dem Schlusse der Novelle mit, die an und für sich verständlich sind:

»Ueberall in der Stadt hatten die Franzosen ihre Wirthe als Gefangene behandelt und durch harte Drohungen von ihnen Lösegelder erpreist, unangesehen der beweglichen Habe, über welche sie schalteten, wie's ihnen gut dünkte. Dame Leonor, die von allem gehört, glaubte nicht anders, als die übrigen, bei der Abreise ihres Gastes (Bayard) sich loskaufen zu müssen, dachte nur in Ansehung der Artigkeit und Schonung, welche er unausgesetzt bewiesen, um Einiges leichter und billiger davon zu kommen. Begab sich daher am Morgen des Tags, da Nachmittags der Ritter ihr Haus verlassen wollte, von einem Diener begleitet, der ein eisernes Kästchen trug, in das Zimmer des Ritters, den sie, nach-

Digitized by Google

dem ein Veilchen, der Uebung willen, er zu gehen versucht, auf einem Lehnsessel ausruhend, vorfand. Sie liefs vor ihm auf ein Knie sich nieder, reichte das Kästchen geöffnet ihm hin, welches von Goldstücken angefüllt war, und sprach: (u. s. w.) — «

»Der gute Ritter, welcher die Dame schon während dieser Rede vom Boden erhoben hatte und die Last des schweren Kästleins, sie stützend ihr ertragen half, konnte doch kaum des Lachens sich enthalten und fragte: 'meine gnädige Frau, wie viele Goldstücke enthält dieses Kästchen?' Die Dame fürchtete bei diesen Worten, dafs ihr Geschenk ihm als gar gering erschiene, und sagte, seinen Zorn abzuwenden: 'es sind nur zweitausend und fünfhundert; doch, wenn sie nicht genügen, wollen wir uns anstrengen, eine gröfsere Summe in Bereitschaft zu setzen.' 'Bei meinem Worte,' rief er da, 'wenn Ihr mir nun auch hunderttausend gäbet, so vermöchtet Ihr doch für mich nimmer so viel zu thun, als bereits geschehen durch freundliche, liebevolle Pflege, und weil in meinem Leiden und Schmerzen Ihr so häufig durch Euere Gegenwart mich erheitert und getröstet habt . . . . .'«

»Ihr kränket mich,« sagte darauf die Dame, »dafs ein so kleines Geschenk Ihr verschmähet. Wenig ist's in Vergleichung mit dem, was für mich Ihr gethan.« — Bayard aber, als er sah, wie beharrlich sie war, und mit welcher Entschlossenheit ihre Gabe sie darbot, sprach: 'Wohl denn, edle Dame, so nehme ich's Euch zur Liebe; gehet jedoch, Eure Töchter herbeizurufen, denn ich wünsche von ihnen Abschied zu nehmen.'

»Voll Freude, dafs ihr Geschenk er endlich angenommen, eilte sie, die Töchter zu holen, welche schön und gut, und wohlunterrichtet waren, und mit Lautenspiel und Gesang dem Ritter während seines Krankenlagers häufig die Zeit gekürzt hatten. Indefs aber theilte der gute Ritter den Inhalt des Kästleins in drei Haufen, zwei, einen jeden von tausend, den dritten nur von fünfhundert Dukaten. Die Fräulein kamen freudig heran, ihrem Beschützer und väterlichen Freunde voll Dankes die Hand zu küssen, was er jedoch verweigerte, vielmehr mit Zärtlichkeit und Rührung auf ihre vielen und guten Reden ihnen antwortete: 'Meine jungen Damen, Ihr nehmet das Wort mir weg, welches mir auf den Lippen schwebte. Denn mir selbst liegt es ob, Euch zu danken für Euere treue und gute Gesellschaft und Pflege. Wir Kriegsleute haben jedoch nicht immer zur Hand, was schönen Damen zum Andenken könnte verehrt werden; ich bin deshalb in Verlegenheit, weil ich die Verpflichtung fühle, Euch ein

Digitized by Google

kleines Geschenk zu machen. Nun hat Euere Frau Mutter mit zweitausend und fünfhundert Dukaten mich angebunden, welche hier auf diesem Tische liegen. Davon verehre ich einer Jeden Eintausend, den Brautschatz zu mehren. Zum Gegengeschenk möget Ihr Gott bitten, dafs er mir gnädig seyn wolle; solches genügt mir.' Und bei diesen Worten schüttete er ihnen das Gold in die Schürze, mochten sie's wollen, oder nicht. Dann aber wendete er sich zur Dame des Hauses und bat sie, den Ueberrest unter denen [die], welche bei dem allgemeinen Unglück der Stadt mehr als Andere gelitten hatten, zu vertheilen.«

Der ungerechte Selbsttadel, den der Verf. sofort über diese Novelle S. 101 ff. ergiefst, dient ihr zur Folie. Er läfst sich »das odiöse Geklimper mit dem Gelde« vorwerfen, das doch einmal aus dem historischen Stoffe nicht verbannt werden konnte, und dessen Erwähnung ohne allen Pomp mit den schönen, einfachen Worten geschehen ist, welche der Verf. im vertrauten Umgang mit den alten Novellen in der Mafse gelernt hat, dafs er ihre Sprache auf ganz natürliche Weise und gleichsam als ein Eingeborner jener Zeit spricht. Auf Eine Neuerung wird jedoch der Leser schon durch die obige Probe aufmerksam gemacht; es ist dies die hartnäckige Unzertrennlichkeit, in welcher bei Hrn. v. Rumohr, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch unserer Syntax, das persönliche Fürwort mit dem Verbum verbunden ist. Mir scheint unsre Sprache dadurch etwas Ungelenkes und sogar Unsonores zu erhalten; es kommt mir diese neue Constructionsweise, so regelmäfsig angewandt, wie der Hr. Verf. es thut, gerade so gezwungen vor, als wenn z. B. die alten Griechen ihr flüchtiges und mit seiner Stellung nur dem Wohllaut unterworfenes ἄν auf einmal für immer an das Verbum, zu welchem es eigentlich gehört, zu fesseln für gut befunden hätten.

Wir gehen zur vierten und letzten Novelle des Verfs. über; sie sollte nach seiner Theorie die verwerflichste seyn, und ist doch die vorzüglichste dieses Bandes; so gewifs ist es, dafs Niemand sich seiner Zeit entziehen kann, und in demjenigen Stoffe am besten arbeitet, welchen die Zeit im voraus für ihn zugerichtet und gleichsam gegerbt hat. Nur hat unsre Zeit einmal die praktisch-didaktische Tendenz im Allgemeinen, und der Verf. konnte in soweit diese Tendenz nicht verleugnen, als er jener schönen, objektiven, aber offenbar angelernten Novellensprache auf einmal entsagt und sich, wie der Fisch im Wasser, in jenem lehrhaften Zeitelemente bewegt, und hier aus dem Reichthum

seiner neuesten Lebenserfahrungen, mit der natürlichen Gewandtheit des Weltmanns und des modernen Erzählers und mit angenehmer Geläufigkeit seiner norddeutschen Zunge kund thut, was ihm auf dem Herzen liegt.

Und was ihm auf dem Herzen liegt, ist diesmal eine Wahrheit, welche auch in einer Novelle oder Erzählung, wenn man lieber will, zu vernehmen, jeden Leser interessiren muſs, der das literarische Wesen unserer neuesten Zeit kennt oder kennen lernen will. Das Getreibe der *basse litérature* unsrer Tage verdient allerdings eine züchtigende Darstellung, so gut als die mancherlei Thorheiten und Schlechtigkeiten unsres Jahrhunderts; man hat vielfach bemerkt, daſs der Roman das moderne Epos sey; warum sollte sich die Satire des Horaz und Juvenal nicht in die Novelle flüchten dürfen, wenn niemand mehr ein didaktisches Gedicht in Versen lesen will? Und so schlieſst sich denn die vortreffliche Novelle: »Eine Hand wäscht die andere« mit Glück und Recht an die Meisterstücke ähnlicher Tendenz an, mit welchen uns Tieck seit etwa funfzehn Jahren von Zeit zu Zeit beschenkt hat. Wir wollen eine kurze Rechenschaft vom Hauptinhalte geben und einige wesentliche Proben mittheilen.

In dem Gasthaus einer Stadt kommt in einem schneebedeckten Reisewäglein ein Reisender in modischen, doch sehr verbrauchten, dünnen, der Jahreszeit nicht völlig angemessenen Kleidern an, und wird hier bald mit zwei jungen Stammgästen des Wirthshauses bekannt, die mit Sorgsamkeit gekleidet sind; doch entgeht es dem Blicke des Reisenden nicht, daſs an der Uhrkette des einen zwar nicht der nöthige Umfang, allein — in der Tasche die Uhr fehlt, und der andere einen Busenstreif trägt, dessen Weiſse mit der Farbe des Hemdes wenig übereinstimmt, und — der von Papier zu seyn scheint. Papier, denkt er, also Schriftsteller, Literatoren! Und von nun an kennt er seine Leute. Ein Gespräch auf dem Zimmer, das dem Ankömmling im dritten Stocke des Gasthofes angewiesen wird, wohin die Beiden ihm gefolgt waren, bestätigt bald diese Entdeckung. »Wir schreiben an Verschiedenem,« heiſst es, und: »es giebt an dieser Stelle viel literarisches Treiben.« — Da giebt sich endlich auch der Fremde als einen Literaten zu erkennen. »Mein Name?« erwiedert er auf die Frage des Einen, »mein literarischer Name ist Renzo.« Da rufen Beide zugleich: „Renzo? o welch ein Glück, verehrter Mann, so ganz unerwartet mit Ihnen zusammenzutreffen. Längst hingen wir an den Lippen Ihrer Feder, wie die Biene

Digitized by Google

am Kelch einer Blume. Renzo! wir haben, wir besitzen ihn,« ruft Einer dem Andern zu, und wir lassen ihn nicht mehr fort.« Ja, sie haben in dem Fremden ihren Centralisationspunkt gefunden. Wie aber exploitirt dieser die neue Bekanntschaft? Er besucht die beiden jungen Literaten, die nach ihren Philisternamen Lüder oder Luder und Kern, mit ihren Schriftstellernamen aber Lotario und Kerno heifsen, an einem Morgen in ihrem ärmlichen, noch unaufgeräumten Zimmer, wo beide am gemeinschaftlichen Arbeitstische mit Schreiben beschäftigt sind. Redlich zu sagen, kennt eigentlich weder Lotar noch Kerno den Dichter Renzo unmittelbar aus dessen zahlreichen Geisteswerken, obwohl aus Recensionen und Auszügen in den Zeitschriften, welche sie, um mit dem Strome fortzuschwimmen, täglich mit einiger Hast durchblättern. Doch flöfst ihnen sein behaglich trauliches und zugleich sehr achtungsvolles Betragen bald Zuversicht ein. Er erkundigt sich nach ihren literarischen Arbeiten, er liest, er bewundert; er möchte den Gegenstand selbst behandelt haben, oder auch gleich daran gehen, den begonnenen Aufsatz zu Ende zu führen, »vorausgesetzt, dafs Sie, liebster Kerno, für heute mich zum Gesellen annehmen wollen? darf ich Ihnen diktiren?« Und nun diktirt er ihm kecklich einen phrasenvollen Aufsatz über das Theater der Stadt, das er nie gesehen hat. Mit kecker Ironie verwebt Hr. v. Rumohr in dieses Fragment einige allgemeine Wahrheiten und feine Bemerkungen, die ihm offenbar Ernst sind und die er bei dieser Gelegenheit an Mann bringen will. Auch ist es durchaus seine Absicht, den literarischen Abentheurer als talentlos zu zeichnen. Kerno bewundert den Meister. Dieser überschaut die beiden Scribenten, und sodann die Einrichtung ihres Zimmers, und sagt dann: »Ich glaube nicht zu irren, wenn aus diesem Blicke auf die mir sichtbaren, erreichbaren Umstände Ihres Lebens ich den Schlufs ziehe, dafs Sie, meine Herren, in der Kunst sich geltend zu machen, besten Falls noch Anfänger sind .... Freilich dürften Sie selbst aus meinem etwas verbrauchten Anzuge auf Gleiches schliefsen; denn noch habe ich nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen zu melden, dafs eine längere Zeit ich auf dem Lande herumgestrichen bin, und nicht früher, als eben jetzt daran habe denken können, meine Ausrüstung zu ergänzen, was noch heute seinen Anfang nehmen soll. Uebrigens verschmähe ich keineswegs die kleinen Vortheile, welche beliebig aus meinen Talenten sich ziehen lassen.« Bald macht er sich verständlicher: „Wenn ich zuerst mich selbst, ferner auch

Digitized by Google

Sie, werthe Gönner, jeden für sich, dann alle miteinander in's Auge fasse; so finde ich, dafs einerseits wir Schriftsteller sind, des Erwerbes bedürftige, des Ruhmes süchtige Schriftsteller. Nicht wahr? Andrerseits auch Menschen; allein das letzte macht hier nichts zur Sache. Sehen wir daher, was als Schriftsteller wir unternehmen und ausrichten können, um einander so nützlich zu seyn als möglich.« Auf einige Bedenklichkeiten der Neulinge erwiedert der grofse Renzo: „Wie neu in dieser alten Welt! Verdienste? Leistungen? ... Ja, mein Lieber, wenn's um die Nachwelt Ihnen mehr zu thun ist, als um Ihr eigenes Gedeihen und Fortkommen in der Gegenwart — dann freilich Verdienste, Leistungen. .... Der Credit, von welchem ich rede, ist das Werk gegenseitiger Hülfe und Nothhülfe. .... Zuerst imponirt man dem Buchhändler; dann sorgt man dafür, dafs nicht etwa durch Schaden er klug werde, indem man dem Absatze nachhilft. Die kritischen und anderen Tagsblätter werden hierzu benutzt; doch haben diese bei Vielen den Glauben verloren, man verlangt häufig speciellere Bürgschaften. Daher schreibt man, noch ehe das Buch in den Handel kommt, seinen Freunden und Bekannten davon einiges Liebe und Schöne, spricht davon an Wirthstafeln, in Kaffeehäusern und Privatgesellschaften, damit einige aus Neugier, andere, weil sie's als eine Ehrensache der Bildung ansehen, in den Buchhandlungen vorzeitig darum anfragen lassen. .... Aus diesem Grunde, lieber Kerno, bitte ich Sie, am Schlusse unserer Theaterkritik, zuerst einen Gedankenstrich zu machen, sodann nachfolgende Worte dem Aufsatze anzuhängen: »»Am gestrigen 10ten Decbr. ist Renzo in unsern Mauern angelangt. Er ist Verfasser der Romane: die Wunderblume, der Dolchstich; auch einiger günstig aufgenommenen dramatischen Gedichte. .... Wir hegen die Hoffnung, dafs unsere literärische Regsamkeit, unsere treffliche Bühne, vor Allem die seltene Empfänglichkeit unserer Mitbürger für jegliches Schöne und Edle diesem ausgezeichneten Dichter den Aufenthalt in unsern Mauern beliebt und wohlgefällig machen und bei uns auf einige Zeit fesseln werden.«« Während der Diktator das eben Niedergeschriebene im Fluge überliest, sieht Kerno mit dem gemischten Ausdrucke des Hohnes und der Bewunderung zu ihm empor.

Digitized by

Doch ist der Bund geschlossen und sofort wird Hand an's Werk gelegt. Die zwei Handlanger müssen eine kleine Wanderung anheben und den bewährtesten Buchhandlungen der Stadt, wie zufällig, vorsprechen, wo es nicht an Veranlassungen fehlen kann, bald vor dem Principal, bald vor dem ersten Commis ein Wort über Renzo's Talent sich entgleiten zu lassen. Sobald die zwei Jünglinge allein sind, fühlen sie freilich die schmähliche Rolle, zu der sie sich verbindlich gemacht haben, aber die Noth siegt über die Ehre. »Mit ihm es zu verschütten, sagt der ältere und erfahrnere Kerno, scheint mir noch gefährlicher, als jenes, zu tief sich mit ihm einzulassen. Er fürchterlich bei Wort, und scharfzüngig. Solch eine Creatur vermöchte auf einem Quartblatte für immer uns todt zu schlagen.« — Inzwischen bessert ein kundiger Schneider an Renzo's Anzuge, dafs er mit mehr Ehren unter den Leuten erscheinen kann, und nimmt Mafse zu einem neuen, eleganten Anzug.

Ueber Tische sind Lotario und Kerno seine Gäste, alle drei finden bald Mittel, die Aufmerksamkeit der Mitspeisenden durch ihre Gespräche auf sich zu ziehen, namentlich spricht Renzo auf eine Weise über das Theater, dafs ein alter Dilettant an der Wirthstafel davon ganz entzückt wird. Kurz, als arme Schlucker sind sie niedergesessen, als berühmte Männer stehen sie auf. Nach Tische nimmt Renzo in seinem Zimmer die Berichte seiner Freunde an. Nach vergeblichen Versuchen hat Kerno einen Buchhändler geangelt, auch die Aufmerksamkeit der Käufer auf Renzo's Werke gelenkt.

Im Theater, wohin sich das Kleeblatt verfügt, placiren sie sich auf Lotars Rath hinter eine Reihe gebildeter Damen auf Sperrsitzen, denen Renzo von jenem vorgestellt wird. »Wer,« sagt eine ältliche Dame, die Führerin der andern dem Lotar in's Ohr, »wer, mein Lieber, ist der Herr, den sie vorhin mir nannten? Ich habe den Namen überhört.« — »Es ist Renzo,« antwortet Lotar, »der bekannte Renzo! . . . Haben Sie keinen seiner Romane gelesen? Kennen Sie nicht die Wunderblume? nicht die lieblich duftende Wunderblume, diesen romantischen Hauch aus fernem Mittelalter, so fremd, so wunderbar, und dennoch unserer Geistesart so ganz homogen, dafs er überall nicht gelesen, nein eingeathmet und verschlungen worden ist?« Es ist die Schuld unserer trägen Buchhandlungen, murmelt die vornehme Dame, und läfst sich die Titel von Renzo's Schriften von

Lotar in ihr Etui schreiben. Nun ist sein Glück entschieden. Des Dilettanten Geflüster auf dem Parterre vollendet seinen Ruhm. Die Damen stehen von ihren Sitzen auf, versuchen dem Fremden näher zu kommen, sich ihm bemerklich zu machen. Mit einigem Stolze reicht die ältliche Frau, welche nach der Hand sich als eine Gräfin erweist, dem Fremden beim Herausgehen aus dem Theater den Arm und läfst sich von ihm bis an den Wagen führen. Er macht nun auch sein Glück in der gräflichen Gesellschaft.

Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, die Geschichte bis zu ihrem Ende mit gleicher Ausführlichkeit zu verfolgen. Uebrigens überrascht uns der Verf. mit einer ganz andern Katastrophe, als wir beim Lesen erwarten. Die didaktische Tendenz der Novelle machte uns eine traurige Peripetie in dem Geschicke der Helden nicht unwahrscheinlich, und es hätte den Leser weder gewundert noch verletzt, wenn er Herrn Renzo als chevalier d'industrie ein schmähliches Ende nehmen, den Kerno in die Zuchtstube eines literarischen Dutzendwaarenfabrikanten sperren, und den Lotario, den leidlichsten von Allen, in einer Kanzlei als Dekopist Zuflucht hätte finden sehen. Das wäre aber freilich nichts Neues gewesen, und der Dichter wollte wahrscheinlich seinen Tadel, dafs die moderne Novelle ein Zwitterding sey, durch die That begründen: deswegen springt er schnell auf Erfindungen über, und überrascht uns mit den unerwartetsten Begebenheiten. Lotario wird durch Renzo, der sich selbst innerlich bei seinem Handwerk nicht glücklich fühlt, für den Staatsdienst gewonnen und einer Geliebten glücklich in die Arme geführt. Nachdem Hr. v. Rumohr den Renzo selbst durch ein komisches Mifsverständnifs in die zweideutigste Lage gebracht, ihn übrigens mit Geld und Verlagsglück bedacht hat, macht er ihn endlich gar, wahrhaftig mit Selbstverleugnung, zu seinem Standesgenossen, zum Sprösling eines altadeligen Hauses, und läfst eine ebenfalls hochadelige Geliebte ihm nachreisen, die zufrieden ist, wenn ihr leichtsinniger Freund in seinem literarischen Vagabundenleben keinen boshaften Streich begangen hat, und mit der dieser, zu Ehren und Weltglück gelangt, sofort sich förmlich verlobt.

Der Leser nimmt diese Entwicklung, wie sie ihm geboten wird, vielleicht mit einigem Kopfschütteln an; aber Ref. kann nicht umhin, die Novelle, selbst mit diesem Schlusse, für eine

Digitized by Google

der trefflichsten zu halten, die ihm neuerdings vorgekommen sind. In der Schlufsbeurtheilung hat der Verf. noch eine gute Ladung dem Gegner seines Poeten, dem Kenner, in den Mund gelegt, indem er diesen recht ernstlich sagen läfst: »Uebrigens vermisse ich in Ihrer Novelle das Element des Wunderbaren, die Faselei des Tiefsinnes, die tiefsinnige Unvernunft, den lebhaft sprudelnden Witz, die Wortspiele und soviel Anderes, so dieser Gattung eigenthümlich ist, und ihr den besonderen Reiz verleiht, wie namentlich die Berufungen auf Solches, so noch gar nicht ausgesprochen, sondern für künftigen Gebrauch im Sinne behalten worden. Eine Novelle ist für mich, was in ihrer Art die berühmten Strudel und Wasserwirbel in der sicilischen Meerenge; ein bewegter Abgrund voll unaufgeklärter, undurchdringlicher Räthsel, bei dessen Anblick ich mich fühle, wie Nachts im Bette, wenn's draufsen stürmt.« Dieser Spott kann nicht Vortreffliches in dem angedeuteten Genre, wohl aber wird er grelle Nachahmungen manches Vortrefflichen zeichnen.

G. Schwab.

Friedr. Aug. Wolf, über Erziehung, Schule, Universität („Consilia scholastica.") Aus Wolf's literarischem Nachlasse zusammengestellt von Wilhelm Körte. Quedlinburg und Leipzig, in der Beckerscheu Buchhandlung. 1835 8. *(VIII u.* 333 *S.)*

Erwünscht ist es bei den wirklichen oder vermeinten Fortschritten der Pädagogik, eine der gewichtigsten Stimmen aus der vorigen Generation zu vernehmen, die Meinungen, Rathschläge und Gründe eines unserer gröfsten Philologen, der durch seine Vorlesungen und in seinem Seminarium zugleich als Bildner von Schulmännern hoch stand und sich bleibenden Ruhm erworben hat. Auch ist die Art der Zusammenstellung von Hrn. K. nach seinen in der Vorrede angegebenen Gründen sehr zu billigen. Wir glauben unserm Publikum durch die gleichbaldige Anzeige dieses Nachlasses einen Dienst zu erweisen.

Den Anfang dieser Sammlung, die übrigens fragmentarisch ist, machen die *consilia scholastica*, welche vor einigen Jahren ein vorzüglicher Gymnasiallehrer, Director Föhlisch, herausgegeben hat. Noch befinden sich wohl Viele, welche das Collegium, das er in den Jahren 1799 und 1801 las, bei ihm gehört

Digitized by Google

haben, in voller Ausübung jener Grundsätze; und in der Geisteserregung, welche von diesem mächtigen Lehrer ausging, haben sie auch nicht nur das Bewährte weiter bewährt, sondern auch weiter ausgebildet. Eine Kritik dieser Lehren würde jetzt weniger dienen, als vielmehr ein Auszug aus dem in vorliegendem Buche Dargebotnen mit Winken auf das, was die neueste Zeit darbietet. So wollen wir es denn auch in dieser Anzeige halten.

Die §§. stehen hier in schöner lateinischer Sprache, so wie sie dictirt worden, dann folgt ein ebenfalls kurzer Commentar in deutscher Sprache, meist in abgerissenen Sätzen. Wir fügen den §§. in Parenthesen kritische Winke an.

Einleitung. Von der Erziehung überhaupt. §. 1. Sie wirkt durch Gewöhnen und Unterrichten *adsuefaciendo atque instituendo* —; ihre Wichtigkeit ist von den Weisen aller Zeiten anerkannt worden; durch sie hauptsächlich muſs die Unbestimmtheit der menschlichen Natur bestimmt werden. Das *adsuescere* bezieht sich auf die Empfindungen, das *instituere* oder *erudire* auf das Thun, nämlich auf die Fertigkeiten, nicht aber auf das eigentliche Wissen, welches nur *docendo* erlangt wird, und mit dem Erziehen nichts gemein hat. Das *erudire* theilt zwar auch Kenntnisse mit, aber solche, die zu Fertigkeiten führen, das *docere* nur solche, die aus Begriffen entwickelt werden. Die Didaktik ist Mittheilung von Kenntnissen überhaupt, und also ein besonderes von der Pädagogik verschiedenes Fach. Die Vermögen, welche der Mensch mit auf die Welt bringt, werden Kräfte, die sich dann etwa weiter entwickeln. Da die Natur nicht Alles thut, und der Mensch fast Alles lernen muſs, so bedarf er der Cultur, d. h. des Unterrichts und der Uebung. Der Mensch ist, wie ihn Aristoteles bezeichnet, das ζῶον μιμητικώτατον, hat den gröſsten Kreis zu seiner Vollkommenheit zu durchlaufen und entwickelt seine Talente sehr langsam. — Die Verfassung des Lykurgus war eine Nationalerziehung, aber eine wenig humane, und Alles ward erzwungen. Daſs die Eindrücke unvertilgbar seyen, im Guten und Bösen, sahen die Alten ebenso gut ein, wie wir. Griechen und Römer hatten einen groſsen Begriff von Erziehung, aber von einer eigentlichen Kunst und von einem Systeme war nie bei ihnen die Rede. Die Sophisten, welche sich zuerst als Pädagogiker aufwarfen, fertigte Sokrates immer kurz ab. Doch läſst sich eine *ars* denken, welche Angewöhnungen und Fertigkeiten mittheilen lehrt.

Digitized by Google

(Man erkennt hier sogleich den Philologen, weniger den Philosophen, so wie man in Kant's Pädagogik mehr den Philosophen als den Psychologen erkennt; d. h. man bemerkt, wie beide mehr von dem, auf verschiednem Wege gefundnen Begriffe als von der Natur, von dem Wesen der Menschenkraft in ihrer Entwicklung und deren Gesetzen ausgehen. Aber beiden lag das Wahre in ihrem Bewufstseyn, und darum lehren beide in dem, was sie sagen, allerdings etwas, das nur der Berichtigung bedarf, um es auch jetzt noch zu benutzen.)

§. 2. Es giebt eine Kunst, und den Namen Pädagogik verdient die Anleitung zu dieser Kunst mit ihren Regeln und Methoden; eine Theorie aber ist als philosophisches System gewöhnlich unfruchtbar, macht eingebildete Vielwisser, und erleichtert die Ausbildung nur wenig. Die Pädagogik ist uns also eine praktische Wissenschaft. Die Eltern sind die natürlichen Erzieher und ersten Lehrer, wozu sie die στοργή treibt als die Hauptquelle aller Thätigkeit bei der Erziehung. Hierzu ist ihnen aber eine *justesse d'esprit* zu wünschen, welche sie auch in schwierigen Fällen oft am besten zur Entscheidung führt. Doch ist auch manchmal fremde Erziehung nöthig, weil sonst das Kind verzogen wird. Mit 18 Jahren hört die Erziehung in jedem Sinne auf, und nach dem 15ten Jahre, bei Mädchen noch früher, fängt selten eine neue Bildung des Charakters an. Um die Erziehung des weiblichen Geschlechts bekümmerten sich die Alten so wenig wie um die der Sclaven.

(Im Allgemeinen den jetzt geltenden Grundsätzen zustimmend; das Bestimmtere in diesem nicht kleinen Umfange hat uns aber erst die spätere Bearbeitung dieser praktischen Wissenschaft angegeben.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 64. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

F. A. Wolf, über Erziehung u. s. w. Von Körte.

(Beschlufs.)

§. 3. Verschiedenheit der Künste. Die Pädagogik gehört unter diejenigen, welche ohne Effect bleiben können, indem der beste Erzieher oft nichts wirkt. Wo nichts ist, kann nichts entwickelt werden; es giebt Naturelle, wo man nicht ankommen kann. Etwas aber kann aus jedem Menschen werden, je nach seiner Natur; der Erzieher mufs nur frühe der Natur ihren Weg abmerken, und nach diesem auch das Mittelmäfsige heraus entwickeln; nur dann hat er seine Pflicht gethan. Die Einwürfe, 1) dafs die Erziehung so häufig, trotz allen guten Willens und aller Vernunft, mifslungen sey, 2) nach allem Erziehen seyen die Menschen im Ganzen geblieben, wie sie waren, sind ebenso nichtig, wie die gegen die Arzneikunde und manches Andere. Dem Zufall darf man hier nichts überlassen, ob er gleich die Sache bisweilen recht gut gemacht haben kann. Nur verdient die neue deutsche Pädagogik die Einwürfe der Anmafsung, Vielwisserei, Aufklärerei, welche sie bewirkt hat. So wie es Samen giebt, die einer mehr künstlichen Behandlung bedürfen, als andere, so giebt es auch Anlagen des Körpers und der Seele, welche sich nicht leicht selbst entwickeln, durch Kunst aber sehr verstärkt werden können. Manche Kinder erziehen sich allerdings selbst, aber das sind Kinder von gutem Naturell. Die indirecte Art der Erziehung ist besonders die durch gute Beispiele, und oft wirksamer, als eine directe: aber eine absichtliche Veranstaltung mufs auch selbst für das Kind von dem besten Naturell grofse Vorzüge haben. Sie bekämpft nachtheilige Einflüsse, und sichert vor herumtappenden Fehltritten. Rousseau's Unterscheidung der Erziehung in die der Natur, der Kunst und der Umstände ist zwar wohl begründet, aber eben nicht fruchtbar.

(Diese treffenden Urtheile haben wir als richtige und jenes Mannes würdige Sentenzen hierher gesetzt. Sie finden durch die neuesten pädagogischen Belehrungen, die tiefer eingedrungen sind, gleichsam ihren Commentar.)

Digitized by Google

§. 4. »Erziehung ist das Geschäfte, durch absichtliche Veranstaltungen die Anlagen und Kräfte des werdenden Menschen zu der Bestimmung seines künftigen Lebens zu entwickeln und zu vervollkommnen.« Es kommen dabei in Betracht 1) die Einsichten über die Kräfte und Anlagen der Seele, — 2) die Maximen oder Grundsätze zu deren Entwicklung, — 3) die Art und Weise, wie man die Grundsätze ausübt, — 4) gute Hülfsmittel, z. B. Handbücher. »Die Wahl der Lebensart kann erst um das 14te Jahr getroffen werden.« »Am schnellsten wäre man mit der Erziehung fertig, wenn man eine ganze Nation an 40 Jahre lang erst erzöge, in den Familien und bei den Einzelnen die richtigsten Grundsätze und das beste Verfahren einführte. — Man mufs es zuerst machen, wie die Stoiker mit ihrem *sapiens*: alle Eigenschaften des gebildeten Menschen in Ein Ideal zusammenfassen, an dem die Theorie ihre Anwendung findet.« — Dem Erzieher mufs seine Natur günstig seyn, aber die Kunst zu Hülfe kommen, wie bei jedem Künstler. Er mufs über das Aergern erhaben seyn, er mufs sich Beobachtungen über den Menschen, auch eine encyklopädische Kenntnifs von allem menschlichen Wissen erwerben, aber besonders gründliche Kenntnisse in demjenigen, was den allgemeinsten Einfluſs auf die wahre Humanität hat, er mufs sich die beste Methode aus seinen Kenntnissen ziehen, mufs die Alten gut kennen, und sich gute Hülfsmittel verschaffen.

(Wer auf der jetzigen Stufe der Erziehungskunde steht, wird das Unvollendete, aber Richtige in diesen Gedanken bemerken. Auch wird ihm nicht das Vorherrschende der intellectuellen und in dieser der classischen Bildung in diesen pädagogischen Gedanken entgehen.)

§. 5. Erziehung und Unterricht sind sehr verschieden, stehen jedoch in genauer Beziehung auf einander. Zu beiden gehören Naturanlagen wie zum Künstler. Der Lehrer in den oberen Classen ist eigentlich blos Lehrer (blos?) Der Unterricht ist theils *institutio*, die mit zur Erziehung gehört, theils *doctrina*, die in einem zusammenhängenden Vortrage besteht. Der Unterricht fängt da an, wo die Erziehung, *educatio*, aufhört, wie die Mutter durch das Beispiel erzieht, ohne viele Worte. Das Was und Wie ist bei dem Unterricht zu bedenken. Auf das Begehrungs- und Gefühlsvermögen braucht man kein besonderes Augenmerk zu richten, es bildet sich von selbst, wenn Gedächtnifs, Einbildungskraft und Vernunft gebildet werden. Die *doctrina* giebt der Ver-

Digitized by Google

nunft Ideen, ohne zu fordern, dafs der Lehrling sie selbst bilden solle, sie entwickelt sie, und erweitert so seine Kenntnisse; nur macht die Erziehung dafür empfänglich, d. h. sie bewirkt die *docilitas*. Die *institutio* verlangt, dafs der Zögling sich selbst Begriffe, *notiones*, mache. Der Regel nach folgt die *doctrina* auf die *institutio*, doch giebt es Gegenstände, wo sie sogleich eintritt. »Bei einem guten Vortrage bedarf es der *institutio* und *doctrina*. Der Schüler mufs z. B. bei dem Lesen das Ohr an das Schöne und Zusammenhängende in Worten und Gedanken gewöhnen.« Die *institutio* giebt die Anweisung zum Style, indem sie ihn sogleich praktisch bildet; hierauf mufs die *doctrina* hinzukommen, aber nie darf sie in die *institutio* gebracht werden; diese nämlich gehört für die Schulen und den präparatorischen Unterricht. »*Institutio* und *doctrina* hängen oft genau mit der *educatio* zusammen.« Die *doctrina* wird in der Didaktik gelehrt; bei der Pädagogik kommt es nicht auf sie, sondern blos auf Anweisung an. — Dieser §. enthält auch eine Andeutung von dem formalen Unterricht — »*primus finis est exercitata et culta ad vitae munera indoles ac vires hominis*« u. s. w.

(So belehrend diese Begriffsbestimmung durch die lateinischen Wörter ist, so bleibt sie doch noch sehr von dem tieferen Zusammentreffen der Erziehung und des Unterrichts entfernt, und kann für die jetzigen Lehrer, welche allen Jugendunterricht zu einem erziehenden zu erheben verstehen müssen, weniger genügen, als irgend eine der besseren Schriften seit Niethammer und Lindner. Auch bemerkt man hier noch mehr wie im Vorhergehenden, dafs dieser Philologe hauptsächlich die Gelehrtenschulen im Auge gehabt, und es ist zu bedauern, dafs er grade hier nicht genug als Pädagoge lehrt, weil der Erbfehler der Lehrer an jenen Schulen, das Erziehende in jedem Unterricht nicht zu beachten, und namentlich den Einfluſs auf »das Begehrungsvermögen« zu vernachlässigen, auch von solcher Autorität geächtet zu werden verdient. Und erhält er sich nicht noch immer fort? Und ist er nicht eine Hauptquelle der grofsen Klagen über die Unsittlichkeit und die Vernachlässigung des Gemüths auf den Gymnasien? Findet sich nicht dagegen alles da besser, wo die Lehrer auch zugleich als Erzieher auf das Herz und den Geist der Schüler wirken?)

§. 12. »Die Erziehung geht nur bis zur *plena pubertas*; sie ist blos *praeparatio*; ihr Zweck geht überall nur auf das Einzelne; nur soll sie die höheren Zwecke nicht hindern, vielmehr

Digitized by Google

befördern.« Die Entwicklung der Kräfte ist der Zweck aller Cultur, aber sie soll eine harmonische seyn, und darum genügt es nicht, einen Menschen blos gut zu machen. »Bei der harmonischen Ausbildung muſs man besonders auf die Alten Rücksicht nehmen.« „*Qua in re vel honestissimis consiliis peccatur ab iis, qui educandi rationes omnes ad unam religionem vel ethicam virtutem referendas arbitrantur.*«

(Wären nur die Begriffe: »gut« und »harmonische Bildung« tief genug erfaſst, so würden diese Lehren besser dem jetzigen Standpunkte der ethischen und pädagogischen Grundsätze entsprechen.)

§. 7. Die pädagogische Literatur. Die Alten zogen die Pädagogik zur Politik; sie lieſsen sich nicht auf Methode ein, sondern auf allgemeine Grundsätze. Sie hielten die beste Staatsverfassung für das Mittel, daſs der Staat zur geistigen Vollkommenheit, d. i. zur höchsten ἀρετή gelange, auf welchem Wege denn die Erziehung lag. »Sie räsonnirten weniger und thaten mehr.« (Die angegebenen Schriften bis auf 1799 sind die bekannten, obgleich nicht vollständig; die beigefügten kurzen Urtheile sind meist treffend.)

2) Ueber körperliche Erziehung. »Alle Völker des Alterthums entwickelten zuerst die Kräfte des Körpers. Das Bekannte in Kürze. — S) Ueber psychische Erziehung. Das Bessere, was man damals lehrte, ist anerkannt, aber nicht genug von Manchem gesichtet, das sich nicht bewährt hat. Wir finden da viele Regeln, insbesondere für den Unterricht, mehr sporadisch als zusammenhängend und begründet aneinandergereiht. Da sich indessen jener geistvolle Gehrte ausspricht, so sind manche auch noch jetzt den Pädagogen belehrend, und bestätigen auch mitunter das, was die tiefer denkenden später dem Zeitgeiste entgegensetzten. Wir wollen nur einige ausziehen. »Die allgemeine Psychologie kann nicht viel helfen, wenn man nicht die einzelnen Charaktere kennen lernt. Die Seelenkräfte entwickeln sich nur da am besten, wo die Kinder etwas gerne thun. Noch besser ist's, es dahin zu bringen, daſs sie alles gern thun, was sie thun müssen. — In den ersten 6—7 Jahren müssen Unterricht, Gewöhnung und Bildung überall gleich seyn; in den folgenden 4 Jahren verschieden; dann noch verschiedener. Die Nationalerziehung wird bei uns noch zu sehr versäumt. Man muſs die natürliche Neugierde in Wiſsbegierde verwandeln, und also die Aufmerksamkeit auf groſse und entfernte Gegenstände richten.

Digitized by Google

Womit man anfange, muſs das Individuum bestimmen. Man kann dem Kinde schon Dinge sagen, die späterhin in den schwersten Wissenschaften vorkommen. Bis ins 7te und 8te Jahr müssen Gedichte die Hauptsache seyn. Man fange nicht eher mit etwas an, als bis ein gewisser Trieb dazu da ist; ebenso ist es mit dem Anfangen der Sprachen. Das Lesen und Schreiben muſs Eins seyn. — Das Kopfrechnen muſs das künstliche Rechnen einleiten. Das Zeichnen ist jedem nützlich; es erweckt Ideen von Schönheit, und die Natur giebt mehr Genuſs. Gewohnheit muſs dem Lehren vorangehen, das erst im 13ten Jahre angefangen werden kann (erst?). — Zwei oder drei Beschäftigungen müssen an eine bestimmte Zeit des Tages gebunden, und zwar müssen dieselben klug gewählt seyn. — Zur höheren Bildung gehört vor Allem ein guter Unterricht in der Muttersprache. Die Sachkenntniſs und die Sprachkenntniſs müssen zusammen gehen; durch die Sprachen kommen Sachkenntnisse. Mit der griechischen Sprache mag man nur bei guten Köpfen den Anfang machen, denn der Uebergang von ihr zu den neueren ist schwerer als von der lateinischen. — Die praktische Anleitung zur Muttersprache muſs durch Beispiele getrieben werden, so daſs die niederen Stände auch die Perioden verstehen lernen.« (Wird weiter angegeben; auch Bildung des Styls.) »Den künftigen Gelehrten müssen nun nothwendig noch andere Dinge beschäftigen; zunächst die Geschichte, womit die Geographie verbunden werden muſs. Anfangs wird sie spielend (?) behandelt, was aber mit dem 12ten Jahre aufhört. Man muſs aus der Gegenwart heraufsteigen. Wenn das Kind etwa 1½ Jahr einzelne Geschichten gehört hat, so kann man zur zusammenhängenden selbst übergehen. — Im Anfang darf man nicht immer sogleich den Nutzen auseinander setzen, was oft nicht möglich ist, aber auch den Zweck nicht zu philosophisch fassen. Es ist nur die eigentliche Weltgeschichte und die Fundamentalgeschichte zu unterscheiden.« (Noch Weiteres über diesen Unterricht, den Gebrauch der Tabellen u. s. w.) — »Nur das Nothwendigste muſs gesagt werden, blos um das Factum dem Gedächtniſs einzudrücken; der Geist der Kinder muſs selbst arbeiten. — Die Kenntniſs der Sitten und Antiquitäten macht einen eignen Cursus aus. Bei der Geographie müssen die Eigenthümlichkeiten des Landes und der Menschen, oder das Physikalische, vorkommen; dann die Gesetze und Einrichtungen; dann gleich die Begebenheiten der Nation. Mit 2 Jahren kann man diesen Cursus vollenden. Man muſs auch schon anfangen, die

Digitized by Google

Geschichte kritisch zu treiben, und den jungen Menschen in die Quellen einführen. Mit dem geographischen Studium wird oft viel Zeit verdorben u. s. w. Bei der Naturgeschichte ist hier blos von einer populären Kenntnifs die Rede. — Man sollte mehr auf Einschränkung der Unterrichtsgegenstände denken. Wer nicht Gelehrter werden will, darf nicht mit den alten Sprachen beschäftigt werden, denn eine oberflächliche Kenntnifs taugt gar nichts. — Nicht vor dem 10ten und nicht nach dem 15ten Jahre mufs man den Anfang machen; diese Zeit trennt die künftigen Gelehrten und Ungelehrten; beide erlernen aber zugleich die deutsche Sprache und die Grammatik durch Beispiele, wo der grammatische Sinn schon geschärft wurde. Der künftige Gelehrte bedarf nur einer Repetition derselben. Die Grammatik kann bei denen anfangen, die die deutsche Grammatik inne haben, aber im Allgemeinen ist der andere Weg, die Routine, zu befolgen.«

Anhang. *De Paedagogica in universum.* Vorhergehendes, hauptsächlich Historisches, ist hier kurz wiederholt — wozu? sieht man nicht, wenn es nicht um des eleganten lateinischen Ausdrucks willen ist. Interessant, wenn auch unbegründet, ist die sinnreiche Eintheilung der Geschichte der Menschheit in 10 Zeiträume, welchen ebenso viele in der Erziehung des einzelnen jungen Menschen entsprechen: 1) goldnes Zeitalter, — die unentzweite Kindheit bis etwa zum 3ten Jahre; 2) Asiatischer Kampf, — Knabenalter bis zum 6ten Jahre; 3) Griechenzeit, — bis etwa zum 9ten Jahre; 4) Römerzeit, — etwa bis zum 12ten Jahre; 5) Mittelalter, Rittergeistszeit, — bis zum 15ten Jahre; 6) Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften, mit reflectirendem kritischem Geiste, bis zum 18ten Jahre — nun Gymnasium, geistige Ringerschule, geadelt durch das Studium der Alten u. s. w.; 7) Reformations- und systematische Wifs-Zeit, — bis zum 21sten Jahre; 8) Bildung für gegenwärtige Zeit, — bis zum 24sten Jahre; 9) Erhebung über die Zeit, — bis zum 30sten; 10) „nun tritt der vollendete Mensch auf, und wirkt grofs wie ein Gott!«

II) Gelehrtenschule. Das Kind soll vom 6ten Jahre an, von welcher Zeit an es schon zur Hälfte dem Staat angehört, und während dem an unbedingten Gehorsam gewöhnt werden — wo nöthig durch Züchtigungen. Man mufs es niches Schlechtes sehen und hören lassen; ihm Religiosität einflöfsen, es schon in die untersten Classen eines, wenn auch nur einigermafsen guten Gymnasiums, und nur unter Umständen in Erziehungsschulen,

später in eine der wenigen vorzüglichen Gelehrtenschulen schicken. Die Eltern müssen es zum Fleifs anhalten, ihm nur guten Umgang gestatten, und die einmal gewählte Schule in Ehren halten. Die Anlagen des Kindes müssen durch eine langwierige Prüfung erforscht werden. »Der Vater wird's gern in die vornehme Schule erst schicken; — oft bricht die Fähigkeit auf einmal hervor, im 14ten bis 16ten Jahr, wovon unzählige Beispiele, wenn das Kind nämlich eine gelehrte Erziehung genieſst; umgekehrt aber kann sich die nicht in der bürgerlichen Schule zeigen.« Der öffentliche Lehrer soll die natürliche Neigung, aber auch die Anlagen erforschen, und jene von nachtheiliger Wahl mit Klugheit ablenken. »Im 14ten Jahre steht der Mensch gröſstentheils schon da, wie er nachher seyn wird.« Sogenannte Stadtschulen für die Gelehrtenbildung, in welche der Knabe erst mit diesem Alter eintritt, und welche nur aus 2—3 Classen bestehen, sind nützlich, wenn vorher ein guter Grund gelegt worden. Es ist ein Vorzug einer Gelehrtenschule, wenn sie die künftige Bestimmung eines jeden Einzelnen besorgt. Manche Lehrer sind darin glücklich, daſs sie in ihrer niederen Sphäre immer dasselbe vortragen, aber sie werden dabei leicht schläfrig: manche dagegen arbeiten in ihrer Wissenschaft mit eigner Erfindung, und erwärmen ihre Schüler mit Ideen; gut ist es, wenn jede Schule nur einen einzigen solchen besitzt, der aber über den Ideen, die ihn verfolgen, den Schüler, für den er doch wirken soll, nicht vergiſst. „Niemand sollte sich dem Schulstande widmen, den nicht eine aufserordentliche Liebe zu dem Geschäfte, zu der Jugend selbst, und eine von ächter innerer Religiosität ausgehende Neigung, für die nächsten Generationen zu arbeiten, dazu treibt. Auf Belohnung darf er nicht rechnen, kaum auf Anerkennung. Sein Eifer muſs von der Ueberzeugung ausgehen, daſs sein Amt die höchste Würde habe, daſs der Dank dafür in den Herzen seiner besseren Zöglinge fortlebe u. s. w.« Er muſs aber Geist und gründliche Kenntnisse besitzen, dabei die Kunst, beides mitzutheilen; er muſs seine Studien lieben, ein moralisch höchstvollkommner (?) Mensch, und gesund seyn, auch keine Ansprüche auf Anerkennung machen. »So lange man noch nichts Bedeutendes für ihre sorgenfreie Existenz thun kann, ist es unrathsam, den geistlichen Stand von dem Schulstande durch scharfe Abgrenzung trennen zu wollen, wie man vor einiger Zeit anfing.“

Ueber Probelectionen, Antrittsreden u. s. w. etwas Weniges; mehr über die Grenzbestimmung zwischen dem Unterrichte auf

Digitized by Google

den Schulen und auf den Universitäten und zwischen der Bildung in den nachherigen Bildungsanstalten. — »Durch Arbeiten lernt man arbeiten,« und so müssen jene Anstalten eine praktische Anwendung der akademischen, d. i. der wissenschaftlichen Studien gewähren, aber auf der Universität muſs doch ein Unterricht über den Geschäftsgang mit einer vorläufigen Uebung statt finden. »Erst auf Universitäten muſs der Unterricht wissenschaftlich, auf den Schulen aber vorbereitend, im Allgemeinen bildend und elementarisch seyn.« Hierauf folgt eine Angabe der Lehrgegenstände für die Schulen, wobei denn die Erlernung der gelehrten alten Sprachen als die angemessenste Uebung für das jugendliche Alter empfohlen wird. Der Unterricht in der Philosophie, selbst in der Geschichte derselben wird ausgeschlossen, auſser einigem und zwar praktischem in der Logik. Weiterhin wird für Prima und Selecta eine kurze Uebersicht der Philosophie für nöthig gehalten, vorzüglich der Logik und Psychologie aber encyklopädisch. »Die oberste Classe nähert sich allmählig der Universität, ohne darum dieselbe in Sachen oder Form zu anticipiren; vorzüglich scheint zu diesem Zwecke eine allgemeine Encyklopädie nützlich zu seyn, welche aber in kein Detail einzelner Wissenschaften ausschweifen darf.« Ueber das Sprachstudium finden sich hier noch manche Gedanken, die den Schulmann interessiren, denen wir die Leser überlassen. Diese fragmentarischen Gedanken wird sich mancher, ohwohl nicht ohne Berichtigung zusammenordnen. Wenn man auch über manche Sentenz disputiren wollte, z. B.: »vier Sprachen kann nicht leicht ein Mensch schreiben lernen,« so ist ja hierdurch der Beschränkung vorgebeugt: »wenn, so ist's eine Ausnahme.« Der Schulmann möge nur nicht solche übersehen, wie: »Durchaus soll der Jüngling nur das erhalten, was Platon am Isokrates rühmt, er soll Liebe zu höherer Einsicht und Wissenschaft gewinnen.«

Weiter folgt in diesen Fragmenten unter der Rubrik „Schulordnung«: 1) ein Auszug aus den legib. Nordhus., wie sie 1583, 1640, 1658 publicirt und 1720 revidirt worden, für die Schulgeschichte nicht unwichtig. Da wird z. B. verordnet: »Zwischen den Stunden soll aus der Bibel gelesen werden, dem Muthwillen der Schüler zu steuern«; der Rector hat aber dabei geschrieben: »*Inceptum hoc est d. 5. Maii 1721, sed propter insuperabilem et plane diabolicam juveotutis malitiam res fausto successu caruit, praesertim cum nemo superiorum et inspectorum Rectori auxilium ferret.*« — 2) Einiges aus den Gesnerianischen Gesetzen,

Digitized by Google

Göttingen 1773, und den Heynischen 1798, für die Stadtschule zu Göttingen, welche zugleich Bürger- und Gelehrtenschule werden sollte; immer noch belehrend; der Fachunterricht für die Schüler war verordnet. — 3) Angaben für ein Gymnasium von Wolf selbst; dabei ein Lectionsplan mit Tabellen; besonders durch Vergleichung mit jetzigen dem Schulmanne nützlich.

Die Rubrik: Entlassung von der Schule, enthält über die Prüfung der Abgehenden, und Abgangszeugnisse in einem Gutachten (vom J. 1810), unter andern Urtheile gegen die Bedingung der Maturität zum Beziehen der Universität, welche gehört zu werden verdienen. Ein weiteres Gutachten über die im Jahr 1811 abgeänderte Verordnung, und einige andre Schreiben von W. über diese Gegenstände.

Alles dieses sind zwar fragmentarische Gedanken und Vorschläge, die sich zum Theil oft wiederholen, aber als von diesem Manne kommend von eignem Werthe, und dem Leser vom Fache in mehr als einer Hinsicht von Nutzen. Dafs der Hr. Herausgeber dem Leser die Zusammenstellung überlassen hat, gewährt auch den Vortheil, dafs sie die Vergleichung des Einzelnen mit so manchen Grundsätzen der späteren und jetzigen Zeit erleichtert, und Gelegenheit giebt, Wolf's Hauptideen theils zu berichtigen, theils weiter auszuführen.

Der dritte Hauptabschnitt dieses Nachlasses ist überschrieben: Universität. Ebenfalls fragmentarische Gedanken. Einer oder der andere macht sich immer noch geltend. Dahin gehört das »Excerpt«, enthaltend ein kurzes Gespräch zwischen Kant und Hippel über die Freiheit auf Universitäten, die jener Philosoph gegen seinen Freund in Schutz nahm. Der Vorschlag, den W. in einem Bericht nach Berlin gemacht, die Seminaristen auf der Universität als Gehülfen an dem Gymnasium daselbst in Thätigkeit zu setzen, hat Vieles für sich. — (Als »Zugabe« ist: IV) Akademie; auf ein Paar Seiten mitgetheilt.

Manches in den Aeufserungen des Verfs. mag wohl durch persönliche Beziehungen mehr verständlich seyn, überall aber hört man den geistreichen, heiteren Mann, aus dessen Munde auch das Gewöhnliche eine höhere Lebendigkeit erhält. Ref. erinnerte sich bei dem Lesen noch dankbar der mündlichen Unterhaltungen mit diesem Gelehrten, deren er sich vorlängst erfreuen konnte, zugleich mit dessen Zustimmung zu des Ref. pädagogischen Grundsätzen.

Ein Gewinn ist dieser Nachlafs von dem grofsen, wirkungsreichen Philologen, weniger für die Pädagogik, als für den gelehrten Schulmann.

Schwarz.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

HISTORISCHE LITERATUR.

1) *La Russie, la Pologne et la Finnlande. Tableau statistique géographique et historique de toutes les parties de la Monarchie Russe prises isolement. Par M. J. H. Schnitzler. à Paris chez Jules Renouard.* 1835. 8. 742 *S.*

2) *Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa von Dr. F. W. Schubert, ord. Prof. der Geschichte und Staatskunde an der Universität zu Königsberg. Ersten Bandes, erster Theil, die allgemeine Einleitung und das Russische Reich. Königsberg* 1835. *Borntträger.* 8. 378 *S.*

Die beiden obengenannten Werke sind dem Ref. zufällig zu gleicher Zeit zugekommen; es scheint ihm aber, als wenn Herr Schubert wohl gethan haben würde, die Erscheinung des Schnitzler'schen Werks abzuwarten, da es mit deutscher Gründlichkeit, die Klarheit und den praktischen Takt verbindet, der guten französischen Schriftstellern eigen zu seyn pflegt, der Verf. aber aus Rufsland mit Materialien unterstützt ist, die nicht jedem zu Gebot stehen. Hr. Schnitzler hatte schon 1829 einen Versuch einer allgemeinen Statistik des russischen Reichs herausgegeben, der in England, Frankreich, Deutschland und Rufsland sehr vortheilhaft aufgenommen wurde (wir wundern uns deshalb, dafs Hr. Schubert dieses Buch auch nicht einmal erwähnt), das gegenwärtige Buch ist indessen ein ganz neues Werk. Hr. Schnitzler war früher in Rufsland; er hat von angesehenen Männern, die er anführt, und die sich mit der Statistik der Theile, worüber sie ihm Nachrichten mittheilten, ganz besonders beschäftigen, Beiträge erhalten, und sein Verleger, der Buchhändler Brieff in Petersburg hat keine Mühe und keine Kosten gespart, um an Ort und Stelle urkundliche Nachrichten einzuziehen und nach Paris zu befördern. Was die Redaction und Benutzung der handschriftlichen und gedruckten Quellen angeht, so eignete sich Hr. Schnitzler ganz besonders für diese Arbeit, da er mit vielseitigen historischen und geographischen Kenntnissen Uebung und Takt in dergleichen Arbeiten verbindet. Er steht an der Spitze der Redaktion des französischen Conversationslexikons, *Encyclopédie des gens du monde* genannt, welches eigentlich nur eine Uebersetzung des deutschen seyn sollte, unter seiner Leitung aber gleich vom zweiten Bande an ein sehr nützliches und brauchbares Originalwerk geworden ist, das an den Mängeln, woran dergleichen Bücher zu leiden pflegen, weniger als irgend ein andres leidet, das wir kennen. Der enge und sparsame Druck dieser Statistik hat es

Digitized by Google

möglich gemacht, das reiche Material der Statistik eines so grofsen, so wenig bekannten Reichs auf achthalb hundert Seiten zusammenzudrängen. Der Inhalt dieses einzigen Bandes würde nach der gewöhnlichen Pariser Art mit grofsen Lettern, Capiteln, leeren Blättern und halben Blättern und grofsem leeren Seitenraum gedruckt sechs Bände haben füllen können. Hr. Schubert scheint weniger die Absicht gehabt zu haben, gleich dem Hrn. Schnitzler für Russen selbst und für diejenigen Ausländer zu arbeiten, die über alles Einzelne genau und zuverlässig unterrichtet seyn wollten, als vielmehr seinen Zuhörern und andern, die allgemeine rein statistische Angaben suchen, ein Handbuch zu verschaffen. Er hat daher auch jede Art von Topographie weggelassen, Herr Schnitzler dagegen giebt von Moskau, Petersburg und einigen andern Plätzen ganz genaue und in das Einzelne gehende Nachrichten. Er hat deshalb auch seinem Werke drei recht artige lithographirte Zeichnungen beigegeben, einen Plan von Petersburg und einen von Moskau, dann Stadt und Umgegend von Nijnyi Nowgorod, um den Ort, wo der grofse Markt gehalten wird, zu bezeichnen. Hr. Schnitzler giebt, wie man aus der Angabe der Hauptabtheilungen sehen wird, mehr eine allgemeine Geographie mit den nöthigen statistischen Angaben; Hr. Schubert dagegen giebt nur das, was wir ganz eigentlich staatswissenschaftliche Angaben nennen würden.

Wir wollen dies durch eine summarische Angabe der Hauptabtheilungen, die beide Verfasser befolgt haben, erläutern. Von den 378 Seiten, die bei Hrn. Schubert der russischen Statistik gewidmet scheinen, mufs man zuerst hundert und zwanzig Seiten abziehen, welche die Einleitung oder die allgemeine Uebersicht der Statistik Europa's enthalten; auf den folgenden Seiten wird von dem Umfange des Reichs, der politischen Eintheilung, der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung gehandelt; dies Alles füllt nur etwa acht und zwanzig Seiten, ist also sehr kurz. Die Stammverschiedenheit, an welche Hr. Schnitzler seine ganze Eintheilung knüpft, wird hier auf funfzehn Seiten abgehandelt; etwas ausführlicher wird das Nöthige über Ständeunterschied und Religionsverschiedenheit hinzugesetzt. — Die zweite Abtheilung, überschrieben: Cultur des russischen Staats, handelt zuerst von Ackerbau, Viehzucht, Seidenbau, Bienenzucht, Forstzucht, Fischerei, Bergbau, dann von Technik und Handel, dann von der geistigen Cultur und dem, was Hr. Schubert Ergebnisse derselben für den gesammten Staat nennt. Er hätte die Paar Nachrichten und Bemerkungen, die er unter dieser Rubrik giebt, wohl etwas weniger pretiös benennen können. Dann folgt der Abschnitt von der Verfassung des russischen Reichs, worin unter andern auch von den Rechten der Stände in einem Capitel von eilf Seiten gehandelt wird. Dann folgt auf den letzten funfzig Seiten die Verwaltung Rufslands und zwar zuerst innere Verhältnisse, Centralbehörden, innere Provincial- und Polizeiverwaltung, Rechtspflege, Finanzverwaltung, Kriegsverwaltung. Dann folgt

Digitized by Google

das ausführlichere Capitel über auswärtige Verhältnisse, und zwar zuerst ein Paragraph von dem politischen Verkehr mit andern Staaten, dann ein anderer von den wichtigsten noch als gültig bestehenden Staatsverträgen und Bündnissen nach ihren Hauptbeziehungen. Hr. Schnitzler theilt sein ganzes Buch in zwei grofse Abtheilungen: *Les Slaves* und *peuples autres que les Slaves*. Dann handelt er in einem ersten Capitel von dem Ursprung, der Sprache, den Sitten der Slaven überhaupt. In einem zweiten Capitel wird von den Russen und dem von ihnen bewohnten Theile des Reichs geredet. Von ihrem Ursprung zuerst, also von Warägern, vom Namen Rufs und dergl. Dann folgen als Abschnitte dieses Capitels, Statthalterschaft Moskau, Wladimir, Nijegorod, Kostroma, Jaroslavl, Kaluga. Dann die Statthalterschaft Twer und Novgorod. Bei Gelegenheit der Beschreibung des Letztern wird Geschichte, Beschreibung, Statistik, Umgebungen von Petersburg sehr ausführlich behandelt. Dann folgt die Statthalterschaft Pskof, Riaisan, Toula, Orel, Koursk, Tambof. Das dritte Capitel handelt von Weifs-Rufsland und Schwarz-Rufsland, vom Ursprunge dieser Namen — *Russes* — *Russiens* — *Roussniaks, anciennes principautés*. Statthalterschaft Smolensk — Geschichte, Beschreibung, Witebsk, Moghilef — Minsk — Grodno. Das 4te Capitel handelt von Klein-Rufsland oder Roth-Rufsland. Hier wird zuerst von der Ukräne und den Kosaken im Allgemeinen gehandelt, Geschichte, Einrichtungen, Sitten, Charakter, Sprache. Statthalterschaft Kief, Tschernigof. — Von Pultawa; von den Sloboden der Ukräne — von Woronesch — Land der Kosaken am Don, Kosaken des Schwarzen Meers. Die Statthalterschaft Podolien. Volhynien. Im fünften Capitel — Polen — Altes Königreich Polen, Namen, Ursprung, Geschichte, Sprache, Charakter und Sitten der Polen. Successive Theilungen. Im zweiten Buch werden auf dieselbe Weise die Nichtslavischen Bewohner des Landes durchgegangen. Zuerst von den Letten, Litthauen, Podlachien und Lettenland. Letten, Litthauer und Latischen. Geschichte, Sitten, Religion der Litthauer und Schattirungen zwischen diesen und den Latischen. Statthalterschaft Wilna. Provinz Belostock. Statthalterschaft Liefland — Riga — Dorpat — Curland — alte Abtheilung und Geschichte des Herzogthums. Dann folgt im zweiten Capitel der Uralische oder Finnische Stamm. Finnen und Finnländer — Tschuden — Grofsfürstenthum Finnland, Biarmien, Bulgarien, Jugrien — Statthalterschaft Esthland — Eigentliches Finnland — Sonomen — Schweden — Lappen u. s. w. Helsingfors — Abo. Statthalterschaft Arkhanghelsk — Olonetz — Wologda — Wiatka — Perm. Das dritte und letzte Capitel handelt zuerst von Türken und Tataren, vom alten Reiche Kiptschack oder der goldenen Horde Dann folgt eine Abtheilung über Mongolischen und Türkischen Stamm, und die Untersuchung, ob die Tataren Mongolen oder Türken sind. Von Tschingiskhan, der goldnen Horde und den drei Chanaten. Statthalterschaft Kasan, Geschichte, Beschreibung, Universität von Kasan.

Digitized by Google

Simbirsk. Penza. Saratof. Astrakhan. Orenburg, Kosaken des Ural. Den Schluſs macht die Beschreibung der kleinen Tatarei und der von den Türken eroberten Länder. Statthalterschaft Jekaterinoslaf. Stadtregierung von Taganrog. Statthalterschaft Kherson — Stadtregierung von Odessa — Statthalterschaft Taurien — Land der Nogayschen Tataren, die Krimm — Provinz Bessarabien. —

Ref. hat gegen seine Gewohnheit die nackten vollständigen Inhaltsverzeichnisse der beiden Bücher neben einander gestellt, weil er ihr Verhältniſs zu einander nicht besser darlegen zu können glaubte, als gerade auf diese Weise. Das Buch des Herrn Schubert ist, wie deutsche Handbücher überhaupt, mehr bestimmt und eingerichtet, um zum eigentlichen Lernen gebraucht oder gelegentlich nachgeschlagen zu werden, als daſs man es von einem Ende bis zum andern durchlesen sollte oder könnte; Hrn. Schnitzlers Werk wird man bei allen statistischen Details vieler Zahlen und fremden Namen mit Vergnügen lesen. Der Mangel eines guten Registers bei Hrn. Schnitzlers Werke ist bei einem solchen Buche sehr wesentlich; Hr. Schubert, dessen Werk auf viele Theile angelegt scheint, wird wahrscheinlich später hinter dem letzten Theil ein allgemeines Register folgen lassen. Brauchbarer möchte das deutsche Werk für rein statistische Zwecke vielleicht seyn; mehr bleibenden Werth als eine gründliche historische Schrift wird aber unstreitig Hrn. Schnitzlers Buch haben und behalten. Die Notizen können veralten, der innere Werth des Buchs, das der französischen neuern Literatur Ehre macht, wird sich behaupten.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinrich Leo. Erster Band. Die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. Halle. Anton. 1835. 600 *S.*

Da keine Vorrede über den Zweck des Verfs. Auskunft giebt, so muſs Ref. vermuthen, seine Absicht sey gewesen, so viel als möglich in einem Bande alles das zusammenzudrängen, was von denjenigen Gelehrten, die er glaubte benutzen zu dürfen oder zu können, über alte Geschichte gesagt ist. Alles dieses ist hier auf sechshundert sparsam und eng gedruckten Seiten zusammengedrängt und auf diese Weise der oben angegebene Zweck ziemlich vollständig, wenn auch nicht gleichförmig, erreicht. Es würde ungerecht seyn, wenn Ref., der die Ansicht des Verfs. über das, was wichtig und wesentlich, was brauchbar und unbrauchbar ist, nicht theilt, das Buch nach seinen Ansichten beurtheilen wollte; doch kann er nicht verhehlen, daſs ihm scheint, es müſste auch in der Geschichte verderbliche Folgen für den Jugendunterricht haben, wenn man die eigentliche Bildung durch Masse des Unterrichts erdrückte, selbst wenn dieser Unterricht eine Masse von Geist wäre. Uebrigens freut

er sich, dafs das Buch doch nur brauchbare Materialien und Gedanken, keine blofse Spreu geliefert hat, und wir also wenigstens ein brauchbares Buch mehr für den auf dem Titel angegebenen Zweck haben.

Thomas Kantzow's Chronik von Pommern in Niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben Nach des Verfs. eigner Handschrift herausgegeben und mit Einleitungen, Glossar und andern Zugaben versehen durch Wilhelm Böhmer, Prof. am Gymnasium in Stettin. Stettin, bei Morin. 8. 852 *S.*

Wir haben zu einer andern Zeit erwähnt, dafs in Stralsund die Hnn. Mohnike und Zober sich durch die Herausgabe von plattdeutschen Chroniken, und zwar zunächst von Berckmanns Stralsundischer Chronik, Verdienste um die pommer'sche Landesgeschichte und zugleich um die Geschichte der plattdeutschen Sprache erworben hätten, die um so bedeutender sind, je kleiner das Publikum ist, worauf sie rechnen können, in Stettin hat Hr. Böhmer mit ihnen gewetteifert. Wir müssen jedoch bemerken, dafs die neue Ausgabe von Kantzow's Chronik ein anderes Verdienst hat, als das der Neuheit. Diese Chronik ward nämlich unter dem Titel Kantzow's Pomerania schon 1816 von Kosegarten herausgegeben, und ward damals mit sehr grofsem Beifall aufgenommen und besonders sehr unterhaltend und poetisch gefunden. Hr. Böhmer hat bei der neuen Ausgabe eine harte Pflicht, die leider dem strengen Historiker nur zu oft obliegt, zu erfüllen gehabt, d. h. er mufste die Illusion zerstören, indem er nachwies, dafs Anekdoten und Fabeln, Legenden und poetische Schwänke in des alten Kantzow's Buch gerade auf dieselbe Weise hineingekommen seyen, wie in die Geschichte überhaupt; durch schlaue Einbringer und leichtgläubige oder gern getäuschte Aufnahme. Kosegarten, sagt Hr. Böhmer, hat nicht den achten Kantzow geliefert, oft weifs man nicht eigentlich, was er liefert, oft aber sieht man, dafs er den ächten Kantzow'schen Text mit der handschriftlichen Pomerania oder der sogenannten Klemptzen'schen Chronik durch eine geschickte Ueberarbeitung und Durcharbeitung in ein neues Werk verwandelt hat. Was die poetische Illusion betrifft, so sagt Hr. Böhmer S. 139: »Ein beträchtlicher Theil also der Stellen des Kantzow, die dem Leser der Kosegarten'schen Ausgabe als die lebendigsten, kräftigsten, glänzendsten sich werden eingeprägt haben, und namentlich ein Theil der eingemischten anziehenden Sagen, Anekdoten und Charakteristiken, ist unächt, d. h. nicht aus Kantzow's alten Handschriften, wo oft nichts davon, oft nur eine geringe Nachricht oder eine kurze Erzählung steht, sondern aus jener namenlosen Pomerania entlehnt. Hr. Böhmer giebt uns daher zum ersten Mal die genau mit der Handschrift verglichene ächte Kantzow'sche Chronik, auch in Rücksicht auf

die Sprache in ganz anderer Gestalt, als sie Rosegarten gegeben hatte. Wir hätten daher Gelegenheit, Ton, Sprache und Styl zweier plattdeutschen Historiker, und wenn wir Berckmanns Chronik dazu rechnen, sogar dreier, genau zu vergleichen, wenn wir Dahlmanns Neokorus mit diesen pommer'schen Chroniken zusammenhalten wollten. Diese Vergleichung könnte sowohl in Beziehung auf die Sprache und die Verschiedenheit und verschiedene Ausbildung der plattdeutschen Dialekte unter verschiedenen Stämmen und in ganz verschiedenen Gegenden als auf Sitten und Lebensweise in den verschiedenen Marschgegenden anziehend genug gemacht werden; Ref. hat aber weder Muſse noch ist hier der Ort, seine Bemerkungen mitzutheilen, er begnügt sich daher, die Erscheinung des Buchs und den möglichen Gebrauch desselben anzuzeigen.

Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. C. Schlosser und G. A. Bercht. Sechsten Bandes erste und zweite Abtheilung. Frankfurt a. M., Siegmund Schmerber. 1835. 232 *u.* 239 *S.* 8.

Ref. muſs gleich im Anfange erklären, daſs zwar die erste Abtheilung, nämlich die dritte Abtheilung seiner Abhandlung über Napoleon und dessen Lobredner und Tadler, ihm angehört, daſs aber die Redaction des Archivs ganz allein dem Hrn. Dr. Bercht überlassen war, auf dessen Verlangen Ref. die Fortsetzung seiner Abhandlung zu einer Zeit geliefert hat, als er schon fest entschlossen war, damit zu warten, bis er nach vielen Jahren (in seinem Alter vielleicht auch gar nicht) in seinem neuen Werk über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum neunzehnten vorgerückt seyn würde. Er findet dies nöthig zu bemerken, um jeden Gedanken eines Antheils an Journalen von sich um so mehr zu entfernen, als ihm neulich ein junger geistvoller Mann, der ihn zu einem Antheil an einem kritischen Journal einlud, geschrieben hat, er (nämlich Ref) habe auch einmal ein solches Journal unternommen, das aber nicht mehr erscheine. Er hat niemals ein Journal unternommen, und wird jetzt gewiſs keins mehr unternehmen; auch hat er nie irgend etwas ohne seinen Namen drucken lassen, als vor 24 Jahren einige wenige Recensionen in der Jenaischen Litt. Zeitung und als Wilken die Heidelberger Jahrbücher redigirte, in diesen. Er arbeitet nur aus Rücksicht auf den Titel der Heidelberger Jahrbücher und aus collegialischer Freundschaft an denselben, sonst glaubt er diese Art Arbeit jüngeren Männern überlassen zu müssen. Dieses gilt in Beziehung auf anonyme Arbeiten, die man ihm, wie er aus dem Briefe sieht, mit Unrecht zugeschrieben haben muſs, obgleich er nie etwas schreibt, ohne seinen Namen beizufügen, es gilt aber auch in Beziehung auf die Jahrbücher und das Archiv. Er möchte nämlich auch dabei nicht gern für mehr verantwortlich seyn, als für seine eigne Arbeiten.

Digitized by Google

Was die erste Abtheilung des Archivs oder den Napoleon angeht, so enthält sie blos die Jahre 1803—1805. An Fleifs, an persönlichen Erkundigungen, an Mühe, von denen, die unmittelbar Antheil an den Geschäften hatten, nicht Nachrichten (die zieht man besser aus Büchern und Urkunden), sondern abweichende Ansichten zu erhalten, hat Ref. es nicht fehlen lassen. Er kann und wird vielfach geirrt haben; aber dafs es ihm Ernst war um Wahrheit, um gesetzliche Freiheit, um das Vaterland und um die Wiedergeburt eines künftigen Geschlechts zur Wahrhaftigkeit und zur wahren Einfalt wie zur richtigen Würdigung des Menschen, des Bürgers und Staatsbeamten, nicht nach Geld und Stand, sondern nach Verdienst und Uneigennützigkeit, das wird hoffentlich keiner seiner Leser verkennen können. Dafs das Gemälde unserer Zeit nicht tröstlicher ausgefallen ist, dafs die Hoffnungen für die künftige Zeit in seinem Gemälde nicht glänzender erscheinen, dafür kann Ref. nicht; dafs er nicht aus Hypochondrie schwarz sieht, oder an Unzufriedenheit und an übler Laune leidet, wissen wenigstens die, welche ihm am nächsten stehen, am besten. Er ist gewohnt, nur das zu geben, was er findet, und wie er es findet. Er selbst und das Publikum weifs ja, dafs in einer an Geist und Büchern so reichen Zeit, als die unsrige, Leute genug da sind, die aus der Geschichte etwas zu machen wissen, für sich und für Andre; Leute, die reich an Ideen, reicher noch an philosophischen Worten und poetischen Redensarten für den geistreichen Theil des Publikums geistreiche, philosophische Zeitgeschichte, Lobreden (die immer gefallen), oder erhebende Darstellungen rührender Scenen und grofser Thaten zu schreiben bereit sind, der Verständige mag daher eine Vergleichung und Ausgleichung vornehmen. Ref. würde übrigens an seiner Wahrheit dennoch irre werden, und nicht darauf, wie auf einer fixen Idee bestehen, wenn er nicht eine bedeutende Anzahl nicht zu verachtender Stimmen für sich hätte. Das ist sein Publikum, mit dessen Zahl und Beifall er vollkommen zufrieden ist, er wird daher Niemanden verargen oder schlechter von ihm urtheilen, wenn er nicht seiner Meinung seyn sollte. Diese Worte, die mehr einer Sache, als einem Buche gelten, mag man als Vorrede zu dem Aufsatz über Lügen und Erbärmlichkeit der Zeit vor der Schlacht bei Jena ansehen; eine Selbstrecension zu liefern hat Ref. keine Lust.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Schlosser und Bercht.

(Beschlufs.)

Ref. geht zur zweiten Abtheilung über. Diese enthält von S. 1—150. historische Untersuchungen über die drei ersten Jahre der französischen Revolution von einem ehemaligen Zuhörer des Verfassers dieser Anzeige, vom Herrn Dr. Carové, der später unter Hegel Philosophie studiert hat. Dieser ist durch seine Schriften dem Publikum so bekannt, dafs der Hr. Dr. Bercht den Aufsatz ohne Bedenken einrücken konnte; Ref. darf sich aber aus den oben angeführten Gründen nicht erlauben, die Arbeit des Hrn. Carové zu beurtheilen. Sein Lob würde verdächtig seyn und tadeln könnte er etwas, das in dem Archiv erscheint, nicht, ohne sich lächerlich zu machen. Da die Methode dieses Aufsatzes und die Ansicht der Dinge von der Seinigen sehr verschieden ist, so wird man hoffentlich einsehen, dafs Ref. weiter keine Bedeutung auf seine Methode legt, als dafs sie seiner Eigenthümlichkeit am angemessensten ist. Der zweite Aufsatz ist S. 151–239. eine gelehrte und gründliche Arbeit des Herrn Professor Aschbach in Frankfurt am Main: Geschichte der Heruler und Gepiden, als Beitrag zur Geschichte der germanischen Völkerwanderung. Der Verf. ist durch seine Geschichte der Westgothen und Spaniens unter den Mauren als gründlicher Forscher und Gelehrter so bekannt, dafs das Publikum dem Hrn. Dr. Bercht gewifs verpflichtet seyn wird, diesen Aufsatz zum Druck befördert zu haben. Ref. versichert übrigens, dafs man hier nicht blos gelehrte Untersuchungen und Forschungen erhält, sondern dafs Hr. Aschbach manche dunkle Punkte der Zeiten der Völkerwanderung auf eine sehr anziehende Weise beleuchtet hat. Der Aufsatz lieset sich für Jemand, der nicht blos um die Langeweile zu vertreiben das Buch zur Hand nimmt, recht angenehm.

Chroniques de Jean d'Auton. Publiées pour la première fois en entier d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi avec une notice et des notes par Paul L. Jacob, bibliophile. Paris 1835. *Silvestre, libraire-éditeur.* 3 *Vol.* 8.

Dafs der Name Jacob nur ein nom de guerre ist, wissen unsere Leser wohl. Da der eigentliche Name des Unternehmers in den Zeitungen und Ankündigungen hinter dem angenommenen

Digitized by Google

in der Klammer genannt wird, so scheint er ihn nur beizubehalten, weil er unter demselben im Buchhandel bekannt ist. Das Unternehmen ist übrigens nicht wie des Hrn. Capefigue Buchmacherei eine bloſse Geldspeculation, sondern es wird mit Aufmerksamkeit, Fleiſs und Sorgfalt betrieben, das beweiset die Behandlung des Texts und besonders die Noten. Der Deutsche muſs billig über die Masse der Materialien erstaunen, welche der Franzose für seine Geschichte nicht blos in den Archiven zu leichter und zugänglicher Benutzung gesammelt und geordnet findet, sondern, welche jetzt auch gedruckt leicht zu haben sind. Wir wollen unsern Lesern den Theil der Ankündigung der Erscheinung dieser Chronik mittheilen, der uns diese Sammlungen in einer Reihe übersehen läſst. »Die neue Sammlung von Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts, welche mit diesen drei Bänden eröffnet wird,« heiſst es, »soll eine Ergänzung der Sammlungen eines Petitot, Monmerqué, Guizot, Buchon, Leber und Daujou bilden und wird aus einigen dreiſsig Bänden bestehen, gröſstentheils aber nur ungedruckte Werke enthalten. Bekanntlich sind einige Stücke der aufgezählten Materialien ganz elende zusammengestoppelte von Buchhändlern oder Schriftstellern, denen man helfen wollte, angefangene, von gedungenen Händen ausgeführte Sammlungen. Dahin gehört auch Guizots klägliche Arbeit. Als er mit Ludwig XVIII. zerfallen war, subscribirte man aus politischen Gründen; er lieſs die Arbeit von Taglöhnern fertigen, und gab, das Geld der Subscription einstreichend, seinen Namen preis (wie er bei der Sammlung der Memoires zur englischen Revolutionsgeschichte ebenfalls that). Dies ist bei dieser Sammlung der Fall nicht; nur daſs die Herren Bibliomanen, wie sie sich nannten, als Ref. zum ersten Mal in Paris war, oder Bibliophilen, wie sie sich jetzt nennen, auf der entgegengesetzten Seite sündigen. Damals lieſsen sich diese Herren, um Raritäten zu besitzen, ihre Ausgaben alter französischer Handschriften mit groſser Pracht und Luxus blos für sich in wenigen Exemplaren abdrucken, so daſs kein einziges in den Buchhandel kam. Weil sie aber den Bibliotheken gewisse Exemplare gesetzlich abgeben muſsten, so lieſsen sie einige Exemplare auf ganz abscheulichem Papier abziehen und von diesen selbst der königl. Bibliothek der rue de Richelieu Exemplare geben. Diese Bücher sind daher so selten als Handschriften. Eine lächerliche aristokratische Grille, kein nützliches Unternehmen. Das ist nun freilich bei diesem neuen Beginnen anders, aber die Grille sieht man doch auch hier durchschimmern. Das Buch wird nämlich auf Subscription als Fortsetzung verhältniſsmäſsig wohlfeiler Sammlungen angekündigt, die Subscription aber zu einem Preise gesteigert, den nur der Reiche bezahlen kann und will. Eine elende Chronik wird mit einer Pracht gedruckt, als wenn es ein Thucydides wäre, wie thöricht! Ganz dickes, prächtiges Velinpapier, keine Exemplare auf geringerem Papier, die schönsten Buchstaben, ein so weitläufiger Druck, daſs ein Band ganz bequem gefaſst hätte, was hier in

Digitized by Google

dreien vertheilt ist. Alles dieses blos als ein *odi profanum vulgus et arceo.* Nun sage noch Einer, es sey keine Geldaristokratie und lächerliche Exclusivität der Fashionables von den Engländern, die wie Nomaden und Heuschrecken dem Continent ihre Untugenden bringen und die Tugenden, wie wir christlich hoffen wollen, für sich behalten, nach Frankreich gebracht worden!!

Was übrigens den unermeſslichen Reichthum der Franzosen an Baumaterialien ihrer Geschichte angeht, so müssen wir, die wir leider blutarm daran sind, uns damit trösten, daſs die Masse von Schutt (und dazu gehört auch dieser Jean d'Auton) dabei viel gröſser ist, als die der brauchbaren Materialien, und daſs sich deshalb immer noch kein Werkmeister gefunden hat, um den Bau einer allgemeinen Geschichte von Frankreich aufzuführen. Unter den allgemeinen Geschichten Frankreichs verdient Anquetil kaum genannt zu werden; der alte Mezeray, mit allen seinen Mängeln und Irrthümern, ist uns fast noch der Liebste. Bei Sismondi ertrinkt, wie bei manchen deutschen Historikern, die Geschichte in Worten und Phrasen, und schwillt zu einer solchen Masse an, daſs man leichter die Quellen selbst als solche Bearbeitungen derselben studieren kann. Uebrigens nimmt Sismondi selbst, wie Ref. aus einem langen Briefe schlieſst, den er einmal von ihm erhalten hat, die Sache sehr leicht, nachdem er einmal einen gewissen Ruf erlangt hat. Die Schriftstellerei wird bei ihm, wie bei Walter Scott, zuletzt auch bei Göthe, und in England überhaupt, unter einer guten Firma fortgetrieben, wie ein Gewerbe. Daſs die Geschichte, wie bei Sismondi, in der Rede ertrinkt, ist übrigens in Frankreich viel häufiger, als daſs sie, wie in Deutschland (besonders die alte Geschichte) an Gelehrsamkeit erstickt. Wir hatten von Michelet Gutes für die französische Geschichte erwartet, denn sein Abriſs ist ein gutes Schulbuch; aber theils ist er, wie wir aus den Bücheranzeigen sehen, in das Pariser Buchmachen gerathen, läſst also wahrscheinlich, obgleich er bis jetzt noch weder Ansehen noch Namen hat, Bücher unter seinen Namen machen (da ist es auf immer vorbei); theils hat uns der Anfang seiner gröſsern französischen Geschichte völlig abgeschreckt; denn man glaubt Ferdusi oder — — zu lesen.

Richelieu, Mazarin, La Fronde et le Regne de Louis XIV. *par M. Capefigue. Paris* 1835. *Dufey.* I. *Vol.* 375. II. *Vol.* 403 *S.* 8.

Ref. hat in der vorhergehenden Anzeige und auch an andern Orten, wo er des Hrn. Capefigue erwähnt, ihn etwas hart einen Buchmacher genannt. Er ergreift die Gelegenheit der Anzeige eines neuen Fabrikats dieses Mannes, um zu berichten, was ihn zu diesem Ausdruck veranlaſst. Zuerst nämlich hat er selbst den Hrn. Capefigue bei der Fabrikation auf der That ertappt, und in Paris 1834 mehrere Wochen lang in den Archives du Royaume (in den Archives des affaires etrangères hatte Hr. Capefigue keine

Digitized by Google

Werkstätte) an einem und demselben Tische mit zwei Leuten gesessen, die für Hrn. Capefigue arbeiteten (und das bei Gott! schlecht genug), und zu denen dieser von Zeit zu Zeit kam wie ein Schneidermeister, der für die Gesellen zuschneidet. Er beruft sich aber besonders, um den harten Ausdruck zu rechtfertigen, auf das Verzeichnifs der Schriften, die dieser Mann seit der Erscheinung seines Philipp August, der etwas besser ist, als die andern Bücher, hat erscheinen lassen. Das Aergste ist, dafs die mehrsten dieser Bücher seit 1830 erschienen sind. Wir wollen blos das Verzeichnifs der Zahl der innerhalb fünf Jahren gedruckten Bände vom hintersten Blatt des angezeigten Buchs abschreiben, und fragen Jedermann, ob es nur möglich ist, so viel ganz mechanisch zu schreiben, wenn man nicht Hülfe hat. An Durchdenken, Vergleichen, der reiferen Betrachtung, welche die Geschichte fordert, vorbehalten, ist gar nicht zu denken. Wir bedauern dabei, dafs Capefigue's Compilationen die Erscheinung von Mignets Buch über die Reformation und die Ligue verzögert haben und seine jetzigen Geschäfte ihn hindern, das Werk zu vollenden. Dieser hatte systematisch geforscht, er hatte die Archive benutzt, nicht um wie Capefigue allerlei Anekdoten und Materialien zur Vergröfserung der Masse bedruckten Papiers abschreiben zu lassen, sondern um eine durchdachte, auf Urkunden gestützte Geschichte liefern zu können. Wie sehr Mignet die Pflicht und das Geschäft eines ächten Historikers achtete, und wie gut er wufste, dafs man nicht über Geschichte aus dem Stegreife schreiben kann, bewies er Ref. auch dadurch, dafs er sich sorgfältig nach den pfälzischen Archiven erkundigte, um dort für die Geschichte der Ligue und der Religionskriege überhaupt die Correspondenz der französisch reformirten Prinzen und Grofsen mit den Pfalzgrafen aufzusuchen. Die Bücher des Hrn. Capefigue sind folgende: 1) 10 Bände Geschichte der Restauration; 2) 4 Bände Geschichte der Regierung Philipp August's; 3) 4 Bände Geschichte der Constitution und Administration unter Philipp August; 4) 8 Bände Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrich IV.; 5) 2 Bände Jacob II. in St. Germain; 6) 1 Band, die Juden im Mittelalter. Von dem oben angezeigten Buch: Richelieu u. s. w. sind, wenn Ref. nicht irrt, jetzt schon vier Bände erschienen (einen solchen Schriftsteller kann man mit der Anzeige nie einholen), obgleich erst zwei vor ihm liegen.

Aus der Aufzählung der Bände wird man sehen, dafs, wenn auch hier Raum dazu wäre, von der Beurtheilung einer solchen Art von Schriftstellerei, wie die des Hrn. Capefigue ist, nicht die Rede seyn kann, seine Bücher sind nichts desto weniger dem Geschichtsforscher unentbehrlich, denn sie enthalten einen grofsen Schatz ganz neuer Nachrichten. Ref. kann bezeugen, dafs Hr. Capefigue in dem Cabinet des manuscrits und auf dem einen Archiv, wo er Zutritt hat, unablässig thätig ist, und die Resultate sind durch alle seine flüchtig geschriebenen Bücher zerstreut. Die

Digitized by Google

Erzählung und die ganze Manier und Bildung eines solchen Mannes ist freilich flach, die wenig oder gar nicht durchdachte und gereifte Geschichte selbst nicht zur Belehrung des denkenden Mannes eingerichtet, allein seine Materialien sind vortrefflich; nur mufs man verstehen, aus der Spreu des Schwätzers das fruchtbare oder nährende Korn herauszusuchen. Unter den Büchern dieses Mannes scheint uns übrigens das angezeigte am wenigsten nützlich, theils weil die Stellen der benutzten neuen Nachrichten nicht unter dem Text angegeben, oder die Aktenstücke selbst im Anhange mitgetheilt sind, theils, weil wir über diesen Zeitraum viel bessere Bücher haben, als diese flüchtige und oberflächliche Erzählung.

Schlosser.

JURISPRUDENZ.

Corpus Juris romani antejustiniani. Consilio Professorum Bonnensium E. Böckingii, A. Bethmann-Hollwegii, E. Puggaei curaverunt iidem assumptis sociis E. Arndtsio, A. F. Barkovio, F. Blumio, G. Haenelio, G Hefftero aliisque. Praefatus est Eduardus Böcking. — Fasciculus I. *Bonnae apud Ad. Marcum.* cIↃIↃCCCXXXIV. (5 fl. 24 kr.)

Schon vor mehreren Jahren wurde es bekannt, dafs in Bonn eine neue Sammlung der vorjustinianischen Rechtsquellen beabsichtigt werde. Ueber den Plan derselben verlautete jedoch nichts; wenigstens ist Rec. nie eine Veröffentlichung desselben zu Gesicht gekommen. Es erschienen zwar seither in Bonn Ausgaben mehrerer vorjustinianischen Rechtsquellen, (von welchen sogar die ersten durch ein doppeltes Titelblatt als Theile jener Sammlung sich ankündigten;) nämlich des *Gaius*, besorgt von Heffter, 1830; des *Ulpianus*, von Böcking und Bluntschli, 1831; des *Fragm. de jure fisci* nebst den beiden Fragmenten von *Pomponius* und *Modestinus* und dem *Stemma lege quemadmodum hereditates redeant*, von Böcking, 1831; des *Maecianus* und *Balbus*, von Demselben, 1831; des *Dositheus*, ferner des westgothischen *Gaius*, beide besorgt von Ebendemselben, 1832; dann des *Paulus*, von Arndts, 1833, und endlich der vaticanischen Fragmente, von Bethmann-Hollweg, 1833. In demselben Jahre erschien auch eine Ausgabe der *mosaicarum et romanarum legum Collatio* von Blume in demselben Verlage: allein Druck und Format zeigten, dafs dieselbe den ebengenannten, insofern diese Theile Einer Sammlung seyn sollten, nicht beigezählt werden durfte. — Freilich liefs sich nicht ganz gut einsehen, wie jene Ausgaben zu einem Ganzen verbunden werden sollten, wie man sie zu einer Sammlung vereinigen könne. Vor einigen Monaten nun aber machte der Verleger bekannt, dafs jetzt eine

Digitized by Google

vollständige Sammlung der vorjustinianischen Rechtsquellen in einem Quartbande erscheinen würde. Die erste Lieferung dieser Sammlung (wie viele Lieferungen ihr noch folgen sollen, ist nicht angegeben) ist es, worüber Ref. hier Bericht zu erstatten hat.

Eine solche vollständige Sammlung ist gerade jetzt ein äusserst nützliches Unternehmen. Das Berliner Jus civile antejustinianeum hatte sich zwar dasselbe Ziel gesetzt und es auch auf eine Art erreicht, wofür man den verdienten Herausgebern desselben für immer den gröfsten Dank schuldig ist. Allein wie Vieles hat sich in den 20 Jahren seit dessen Erscheinen geändert! Schon die Entdeckung des ächten Gaius (die allein den Namen Niebuhr's unsterblich machen könnte) würde hingereicht haben, jede frühere Sammlung als wesentlich unvollständig erscheinen zu lassen, zumal da wir durch Gaius auch manche Berichtigung anderer Rechtsquellen erhielten. Wenn auch die wichtigste, so ist doch dieser Gaius bei weitem nicht die einzige Bereicherung unserer vorjustinianischen Rechtsquellen, welche die beiden letzten Decennien geliefert. Man denke nur an die Vervollständigung des Theodosianus Codex durch Peyron und Clossius, an die Entdeckung der sogenannten Vaticana fragmenta durch Ang. Majo, und an so viele andere, weniger bedeutende, Vermehrungen unserer Kenntnifs jener Quellen. Eine Sammlung derselben, zu jetziger Zeit veranstaltet, hat also schon das vor allen früheren voraus, dafs sie viel reichhaltiger ist, als jene. Da aber, so oft wir neue bedeutende Quellen entdecken, die Kritik der bisher gekannten ungemein gewinnt, so hat eine solche Sammlung ferner den Vorzug, dafs sie schon deshalb auch die andern Rechtsquellen um Vieles kritisch reiner darstellen wird. Wenn sich nun aber noch dazu an die Spitze eines solchen Unternehmens Männer stellen, deren Namen schon längst zu den gefeierten gehören, so ist es nicht anders möglich, als dafs jene Vorzüge nicht die einzigen seyen, dafs uns vielmehr noch viele Bereicherungen geboten werden, welche wir der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne der Herausgeber zu danken haben.

Der Plan der Sammlung ist folgender. Es soll dieselbe in vier Abtheilungen zerfallen. Die erste enthält die Privatwerke aus der vorjustinianischen Jurisprudenz, welche unmittelbar — in keiner Sammlung — auf uns gekommen sind, nämlich die Institutionen von *Gaius*, die sogenannten Fragmente von *Ulpianus*, das Bruchstück *de jure fisci*, die Zeilen von *Pomponius* und *Modestinus*, das *Stemma lege quemadmodum hereditates relcant*, die Schriften *de asse* von *Maecianus* und *Balbus*, die Bruchstücke aus *Dositheus*, die sogenannten *Vaticana fragmenta*, die *Lex Dei*, die *Consultationes veteris ICti* und die *Notitia dignitatum utriusque imperii*. — In die zweite Abtheilung sollen aufgenommen werden die unter öffentlicher Auctorität veranstalteten Rechtssammlungen und umgearbeiteten Schriften, nämlich der westgothische Auszug aus *Gaius*, des *Paulus sententiae receptae*, der

Gregorianus, *Hermogenianus* und *Theodosianus Codex*, die theodosianischen und posttheodosianischen Novellen, eine Sammlung der in Plinius und Symmachus auf uns gekommenen Constitutionen, das *Edictum Theoderici* und *Athalarici*, und die *Lex Romana Burgundionum*. — Die dritte Abtheilung soll bestehen aus Sammlungen der *Leges*, *Senatusconsulta*, *Edicta magistratuum*, der in nichtjuristischen Schriftstellern sich vorfindenden Stellen aus Schriften römischer Juristen, und endlich von Urkunden über Rechtsgeschäfte. — Die vierte Abtheilung soll die *Notae juris* von *Probus*, die *Fasti consulares* und Register enthalten.

Von diesen letzten Theilen der Sammlung (denn die Herausgeber der anderen sind theils oben schon erwähnt worden, theils werden sie gleich nachher genannt werden) soll Hr. Professor Hänel in Leipzig die Ausgabe der drei Constitutionencodices und der dazu gehörigen Novellen, Hr. Prof. Böcknig die aus Plinius und Symmachus gesammelten Constitutionen, Hr. Prof. Barkow die genannten *Leges Romanae* besorgen. Die dritte Abtheilung aber werden die Herren Proff. Böcking und Puggé gemeinschaftlich ausarbeiten.

Das erste, vor uns liegende, Heft enthält die erste Abtheilung der Sammlung (mit Ausnahme der *Notitia dignitatum*, welche — von Hrn. Prof. Böcking besorgt — im zweiten Hefte nachfolgen soll) und von der zweiten den westgothischen *Gaius* und die *Sententiae* von *Paulus*; also (mit Ausnahme der *Consultatio*) lauter Schriften, welche — von demselben Herausgeber besorgt — schon früher in einzelnen Ausgaben erschienen sind. Und zwar zeigt die Vergleichung mit diesen frühern Ausgaben, dafs hier in der Sammlung nicht etwa ein neuer Abdruck derselben gegeben wird, sondern dafs mit Veränderung des Formats hier und dort derselbe Schriftsatz abgezogen worden ist; deshalb finden sich hier auch fast alle Druckfehler wieder, die sich in die Duodezausgaben eingeschlichen hatten. Nur die *Lex Dei* ist ein neuer Abdruck der Blume'schen Ausgabe, wie schon die Verschiedenheit der Lettern zeigt.

Da die einzelnen Ausgaben dieser Schriften schon längst theils in andern Zeitschriften theils in diesen Jahrbüchern angezeigt worden sind, so kann es nicht die Absicht des Ref. seyn, auf das Verfahren der Herausgeber in Hinsicht auf Kritik und Textesconstituirung näher einzugehen. Er wird daher zum Beschlusse dieser Anzeige nur die einzelnen Theile dieses ersten Heftes aufzählen, indem er dabei hie und da Bemerkungen einstreut, die sich beim Durchblättern ihm dargeboten haben.

In der ersten Abtheilung steht oben an 1) *Gaius*, besorgt von Hefftter. (Col. 1—120.) Zu bedauern ist, dafs sich gerade hier so bedeutende Druckfehler finden, (welche freilich gröfstentheils am Ende der Vorrede von Hrn. Prof. Böcknig verbessert sind,) und dafs die Zeilen der Veroneser Handschrift nicht angegeben

sind. — „In Auftrag der Herren Redactoren“ macht der Verleger bekannt, „dafs die Ausgabe des Gaius von dem Hrn. GJR. Hefftter besorgt gewesen sey, ehe der Plan der Sammlung, sowohl in Beziehung auf deren Umfang, als die kritische Behandlung der einzelnen Stücke, so festgestellt gewesen, wie es nun der Fall sey.“ 2) *Ulpiani fragmenta*, nach der Ausgabe von Böcking und Bluntschli. (Col. 121—136.) Die kritischen Noten enthalten hier aufserordentlich viel Treffliches, besonders auch durch die Berücksichtigung der ersten hierher gehörigen Schriftchen von Hrn. Prof. Ad. Schilling; denn die letzten konnten, da sie erst später erschienen, hier nicht benutzt werden, so wenig als Hrn. Prof. von Vangerow Buch über die *Latini Juniani*, das auch mehrere vorzügliche Beiträge zur Kritik Ulpians enthält, besonders zu *Ulp. I. §. 12*, wo Hr. Prof. v. V. den so sehr anstöfsigen Satz: »ideo — — — putat« (und zwar, wie es Ref. scheint, mit Recht) herauszuwerfen vorschlägt. 3) *Fragmenta vet. ICti de jure fisci*, ferner die 2 Fragmente von *Pomponius* und *Modestinus*, und das *Stemma lege quemadm. hered. redeant*, nach der Ausgabe von Böcking. (Col. 157—176 a.) 4) *Maecianus* und *Balbus de asse*, von demselben Herausgeber. (Col. 176 b.—192.) Obgleich diese beiden Schriften gerade nicht zu den Rechtsquellen gezählt werden können, so möchte Ref. doch die Herausgeber wegen der Aufnahme derselben in diese Sammlung nicht tadeln, da sie jedenfalls sehr Vieles zum Verständnifs der eigentlichen Rechtsquellen beitragen. *Vol. Maecianus* selbst sagt, die Kenntnifs der assis distributio sey bei der heredum institutio durchaus nothwendig; und wie hoch Cujacius sie angeschlagen, ist allgemein bekannt. 5) Die juristischen Stücke aus *Dosithei interpretamenta*, ebenfalls nach der Ausgabe von Böcking. (Col. 193—228.) 6) Die *Vaticana fragmenta*, von Bethmann-Hollweg. (Col. 229—304.) Auch bei dieser, so sehr vortrefflichen, Ausgabe ist es gewifs zu bedauern, dafs die Zeilenabschnitte des vaticanischen Palimpsesten nicht angegeben sind. Es scheint dies nur eine Kleinigkeit zu seyn. Allein in gar zu vielen Fällen ist es, ohne dafs man die Länge der Zeilen kennt, rein unmöglich, zu beurtheilen, ob eine zur Ausfüllung einer defecten Zeile gemachte Conjectur nicht schon deshalb verwerflich sey, weil sie eben dieses Maafs der Zeile überschreitet. Aufserdem können alle Citate derjenigen neuern Schriftsteller, welche die Vat. fragm. nicht nach Paragraphen, sondern nach Seiten und Zeilen der HS. allegiren, in dieser Ausgabe durchaus nicht gefunden werden. — Der Ausgabe ist ein Specimen der HS. und der vorzüglichsten Siglen beigefügt. 7) *Mosaicarum et Romanarum legum collatio*, von Blume. (Col. 305—386.) Dieses Stück der Sammlung ist, wie wir schon oben angegeben haben, ein neuer Abdruck der Blume'schen Ausgabe. Aus der, an gelehrten Notizen äufserst reichen, Vorrede steht hier nur ein Auszug. (Es scheint überhaupt im Plane der Herren Herausgeber dieser Sammlung gelegen zu seyn, hier die in den kleinen Ausgaben

gelieferten Praefationes mehrstens nur abgekürzt zu liefern.) Im Uebrigen ist dieser Abdruck mit der Originalausgabe ganz gleichlautend, nur dafs hier die dort sich findenden Druckfehler verbessert sind. Sollte aber (was Ref. früher schon einmal erwähnte) *Tit. II. Cap. V. §. 5.* statt „*trecentos*“ nicht eher „*trecentorum*“ gesetzt werden müssen? 8) *Consultatio veteris Icti*, herausgegeben von Puggé. (Col. 389—408.) Diese Ausgabe ist, bis jetzt wenigstens, noch nicht einzeln (wie die übrigen dieses Hefts) erschienen. Es wird darum nothwendig seyn, mit einigen Worten die Arbeit des Hrn. Herausgebers zu charakterisiren. Es ist gewifs, dafs die älteste Ausgabe der Consultatio von Cujas herrührt, dem Loysel im Jahre 1563 ein Manuscript derselben schenkte; in welchem Jahre diese editio princeps aber erschienen sey, darüber ist Streit. Es scheint aber als gewifs angenommen werden zu können, dafs die Ausgabe, welche in den 1577 von Cujacius herausgegebenen Opera (die Ref. selbst besitzt) steht, die älteste sey; wenigstens ist bisher von einer frühern Ausgabe keine bestimmte Nachricht gegeben worden. Da wir nun keine Handschrift der Consultatio mehr besitzen, so hat der Hr. Herausgeber seinem Texte die Ausgabe von 1577 zu Grunde gelegt. In den Noten hat er dann die Varianten und Emendationen der folgenden Ausgaben (besonders der Pariser von 1586) angegeben; und zwar ist diese Vergleichung, so weit Ref. untersuchen konnte, sehr genau; Hr. Prof. Rudorff und der verstorbene jüngere Hasse waren dem Hrn. Herausgeber dabei behülflich. Ref. hätte nur gewünscht, dafs die etwas langen Capitel zur Erleichterung des Citirens in kleinere Unterabtheilungen (wie Hr. OAR. Blume bei der Collatio gethan) getheilt worden wären. — Hiermit endigt sich die erste Abtheilung dieser Sammlung; die *Notitia dignitatum* soll, wie gesagt, nachgeliefert werden. Es enthält aber dieses Heft von der zweiten Abtheilung (welche neue, mit Sternchen versehene, Columnenzahlen hat) noch 1) den westgothischen Gaius mit dem Papinianischen Fragmente, nach der Ausgabe von Böcking (Col. 1*—40*) und 2) des *Paulus receptae sententiae*, nach jener von Arndts (Col. 41*—162*). Als Anhang hiezu ist (Col. 163*—204*) die auch vor Kurzem einzeln erschienene Variantensammlung zu Paulus von Hrn. Prof. Hänel abgedruckt.

Ref. wünscht, von den Fortsetzungen dieser Sammlung, welche dadurch, dafs sie gröfstentheils neue Ausgaben enthalten werden, noch bei weitem gröfseres Interesse haben werden, recht bald Nachricht in diesen Blättern geben zu können.

Deurer.

Digitized by Google

GRIECHISCHE LITERATUR.

Aeschyli quae supersunt, edidit Dr. Rudolfus Henricus Klausen. Volumen I. *Orestea. Sectio* I. *Agamemno. Gothae et Erfordiae. Sumptibus Guil. Hennings.* MDCCCXXXIII. XXII *u.* 541 *S. in gr.* 8. *Sectio* II. *Choephorae. Gothae etc.* MDCCCXXXV. XXV *u.* 256 *S.*

Auch unter dem Titel:

Bibliotheca Graeca virorum doctorum opera recognita et commentariis instructa, curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum Vol. VII. *continens Aeschyli Tragoediarum Vol.* I. *ed. Dr. Rudolfus Henricus Klausen.*

Wenn gleich in den neueren Zeiten Manches für den Ersten der griechischen Tragiker gethan worden ist, wenn Kritik und Metrum wie Sprache und Worterklärung in den Leistungen der neueren Zeit, deren wir auch zum Theil in diesen Blättern gedacht haben, immer mehr berücksichtigt und somit das Verständnifs des Einzelnen wesentlich gefördert worden ist, so wird man doch nicht leicht Jemand finden, der nicht, in ähnlichem Falle mit dem Herausgeber, wenn er Vorlesungen über ein und das andere Stück des Aeschylus zu halten und so näher in das Ganze einzugehen hätte, mit unserem Herausgeber sagen würde: „mirum esse animadverti, quantopere interior sententiarum nexus a prioribus interpretibus esset neglectus, tum earum, quae in singulis locis fusius explicantur, tum earum, quae per totam fabulam saepius repetita sese invicem respiciunt.« Damit freilich ist zugleich ein Punkt bezeichnet, auf welchem nach allem dem, was für den Dichter in andern Bearbeitungen geschehen war, in einer neuen Bearbeitung besondere Rücksicht zu nehmen war. Der Herausgeber hat dies keineswegs übersehen, und es bildet diese Seite seiner Ausgabe allerdings etwas Eigenthümliche, wodurch sie sich von früheren Ausgaben zu ihrem Vortheil wesentlich unterscheidet. Was Hr. Klausen in dieser Hinsicht zu leisten suchte — und in den Augen unbefangener Richter auch wohl geleistet haben dürfte — wollen wir lieber mit seinen eigenen Worten anführen; sie mögen zugleich, in Verbindung mit den eben angeführten, am besten den Standpunkt dieser neuen Bearbeitung zeigen, die als ein integrirender Theil der in Gotha erscheinenden, für Schulen und Schüler zunächst bestimmten Sammlung (*Bibliotheca Graeca*) von Jacobs und Rost, allerdings auch besondere Rücksichten zu beobachten hatte, die in der Bestimmung dieser Sammlung, und dem darnach zu Grunde gelegten Plan der Einrichtung u. s. w. liegen. Der Herausgeber nämlich fährt in dem Vorwort also fort: „Hunc (nämlich *nexum*) ut restituerem, ex hoc ut singula interpretarer et demonstrarem, maximam equidem dedi operam nec sane irritam. Ut vero tum ea ratio, qua singuli sermones cohaerent, tum ea, qua scenam, partem, orationem alteram altera respicit, omnibus pateat, neve novi ex ea male intellecta oriantur nunc improvisi errores, summam

Digitized by Google

eorum, quae continentur tum in carminibus, carminum partibus et strophis, tum in scenis, orationibus et periodis singulis, breviter descriptam singulis quibusvis praemisi, ut explicatae sint in commentario quaecquae ulla ratione dubia videri possint.“ Ueber dieser Sorge ward aber auch die genaue Entwicklung des Aeschyleischen Sprachgebrauchs keineswegs vernachlässigt und bei der Erklärung insbesondere auch auf Gefühle, Gesinnungen, Gemüthsstimmungen des Dichters, so wie der auftretenden Personen, auf herrschende Zeitansichten und deren Einfluſs auf einzelne Aussprüche, Gedanken und Lehren Rücksicht genommen. Den äusseren Maſsstab der Bearbeitung, des Umfangs wie der Einrichtung und selbst des Inhalts der Bemerkungen muſste die Bestimmung der Ausgabe als ein, übrigens selbstständiger, Theil der oben bemerkten Sammlung angeben.

Was nun zuvörderst die kritische Seite dieser Ausgabe betrifft, so standen zwar dem Herausgeber bei dem *Agamemnon* keine neuen handschriftlichen Hülfsmittel zu Gebot; bei den *Choephoren* benutzte er eine sorgfältige Collation einer Wolfenbüttler Handschrift, die zwar früher auch schon, aber höchst ungenau, verglichen worden war, und die keineswegs, wie Blomfield vermuthete, für ein Apographum der Editio Aldina zu halten ist. Mit desto mehr Sorgfalt ward aber die Masse der vorhandenen Varianten aus alten Ausgaben u. s. w. benutzt, Conjecturen nur selten die Aufnahme verstattet. »Conjecturas,« sagt der Herausgeber, »tum meas, tum alienas rarissime recepi, et nonnisi eas, quae omni carere videbantur dubitatione. Neque enim saepe opus est conjecturis in hoc textu, violentis nusquam.« Daſs auch die alten Scholien zur Gestaltung des Textes herbeigezogen und benutzt wurden, war zu erwarten; jedoch ist der Herausgeber hier, wo es sich um das handelt, was aus einem Aggregat verschiedener Zeiten und Verfasser Nützliches und Brauchbares herauszuziehen ist, mit löblicher Vorsicht verfahren; seine in der Vorrede zu den Choephoren p. VI. ausgesprochene Behauptung: »Itaque iis lectionibus, quae facile e conjectura ortae sunt, nulla e scholiis repetenda est auctoritas, quae vero ita in his vel scripta sunt vel explicata, ut nullum observetur corrigendi consilium, satis bona et antiqua haberi possunt,« dürfte nicht leicht Widerspruch erfahren. Und da endlich bei einem Dichter, wie Aeschylus, das Kritische eng mit dem Metrischen zusammenhängt, so ward auch diesem Theil die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und den Bemerkungen zum Agamemnonon wie denen zu den Choephoren eigene Abhandlungen De Metris et Numeris, wovon die eine an dreiſsig, die andere an zwanzig Seiten bei ziemlich engem Druck füllt, beigefügt, entsprechend in ihrem Inhalt den Bedürfnissen und den Zwecken dieser Ausgabe. Unter dem auf diese Weise revidirten Texte stehen die kritischen Anmerkungen; und wenn auch nicht alle und jede Variante aufgeführt ist, so sind doch die bedeutenderen und einflufsreicheren nirgends übersehen und meist, bald mit längeren, bald mit kürzeren Bemerkungen be-

Digitized by Google

gleitet, die allerdings auch manches für die Erklärung selber Brauchbare enthalten, und bald Vertheidigung guter, aber angefochtener Lesarten oder Abweisung unnöthiger Conjecturen, mit Angabe des Richtigen und selbst des Grundes der Verirrung in möglichster Kürze bezwecken. Wir könnten manche Beispiele der Art als Beleg unseres Urtheils anführen, namentlich wo es die Aufnahme von Verbesserungen galt (wie z. B. Ageamemn. Vs 105. 227.), deren Nothwendigkeit nachgewiesen ist, was wir aber hier lieber unterlassen wollen, da Jeder, der näher in diese Ausgabe eingeht und mit ihr sich speciell bekannt macht, bald solche Belege finden wird; eben so wenig wollen wir auch hier die Stellen anführen, in welchen unsere subjective Ansicht von der des Herausgebers abweicht, wie z. B. Agamemn. 155, wo der Herausg. ex conjectura nach den Spuren einer Handschrift, welche οὐδέν τι λέξαι giebt, herstellt: οὐδὲν ἔτι λέξαι, uns aber die Herrmann'sche Verbessserung οὐδὲν ἂν u. s. w. den Vorzug zu verdienen scheint. Doch wer wird über solche Einzelheiten streiten wollen, die überall hervortreten, wo ein nur einigermafsen unabhängiges Urtheil und eine freie Forschung bemerklich ist; um aber auch hier Stellen des Gegentheils anzuführen, erinnern wir nur an Stellen wie Vs 14. 108. 311. u. a., zu denen vielleicht auch Manche Vs 101. rechnen werden, wo der Herausgeber das anstöfsige φαίνεις »levissima mutatione,« wie er sagt, in φαίνειν verwandelt hat und sich gegen die Lesart φαίνουσ' erklärt, die in jedem Fall nur *ostendens* und nicht *apparens* bedeuten könne. Wie dem also auch sey, man wird immerhin Ursache haben, mit der umsichtigen Behandlung des Textes und den dadurch gewonnenen Resultaten zufrieden zu seyn.

Auf den Text folgen die Anmerkungen oder der Commentar, dessen Umfang schon die Seitenzahl (S. 97—294. bei dem Agamemnon — S. 81—224. bei den Choephoren) errathen läfst; vorausgeschickt dem Texte ist bei beiden ein ausführliches Summarium. Wir haben die eine Hauptseite dieses Commentars bereits oben angedeutet, und müssen hier wieder darauf zurückkommen. Unleugbar hat der Verf. auf Nachweisung des äufseren, wie des inneren Zusammenhangs, auf Entwicklung des Gedankengangs und der Ideenverbindung, somit auf den Gang und Inhalt des Drama's im Ganzen wie im Einzelnen ein besonderes Augenmerk gerichtet, und diesem Theil seiner Arbeit eine gröfsere Ausführlichkeit gegeben; desgleichen war er bei der Erklärung insbesondere auf Erörterung alles Dessen bedacht, was aus des Aeschylus eigenthümlicher Denk- und Anschauungsweise geflossen, oder in das Gebiet der Mythologie und Symbolik, die, wie Alles bei Aeschylus, einen tieferen Grund hat, einschlägt, eben weil diese Punkte allein zu einer wahren und richtigen Würdigung des Aeschylus führen, die nur durch die vollständige Auffassung aller Beziehungen, der mehr äufserlichen so wie der tiefer liegenden, und durch genaues Eindringen in alle Verhältnisse des Dichters bis zu einem vollkommnen Verständnifs, möglich wird,

Digitized by Google

bisher aber keineswegs der Theilnahme sich erfreuten, die sie doch verdienen, da man im Ganzen bisher mehr an das Einzelne, als an das Ganze des Gedankens und der vorwaltenden Ideen sich hielt und in Ersterem seine Kräfte auf eine keineswegs verwerfliche Weise versuchte; wobei freilich das höhere Princip, das alle die einzelnen Erscheinungen durchdringt und belebt, von welchem aus sie allein, sowohl für sich einzeln als in ihrem Zusammenhang mit einander, richtig verstanden werden können, im Ganzen weniger beachtet wurde. Aber bei einem Dichter, wie Aeschylus, kommt auf Nachweisung dieses Allgemeinen, dieser vorwaltenden und durch Alles sich hindurch ziehenden Ideen, ungemein Viel an, wenn er nicht ganz verkannt oder mifsverstanden werden soll. Wir wollen nur Beispielshalber an Bemerkungen, wie die zum Agamemnon Vs 55. 88. 104. 127. 147. u. s. w. erinnern; und wenn auch hier noch nicht Alles so klar und ausgemacht vorliegt, wenn, namentlich was die tiefere Auffassung mancher Symbole und Mythen betrifft, auch andere Ansichten neben den hier vorgebrachten, sich geltend machen sollten, so liegt dies wiederum in der Natur der Sache und darf uns keineswegs gegen Versuche der Art einnehmen, die, wenn sie auch nicht überall als genügend erkannt werden sollten, doch von allen denen nur mit Dank aufgenommen werden, welche wissen, dafs wir nur auf diesem Wege weiter zu dem oben bemerkten Ziele gelangen können, das freilich hoch genug gestellt ist, um nicht mit einemmale erreicht werden zu können. Indessen ist über diesem Streben des Verfs. in seinem Commentar diese Seite der Erklärung besonders zu berücksichtigen, keineswegs die andere Seite, wir meinen die Erklärung des Einzelnen, die Wort-, Sprach- und Sacherklärung, nebst dem Grammatischen' übergangen worden; wobei denn die Bemühungen und Leistungen der früheren Herausgeber und Bearbeiter dankbar benutzt, auch Manches daraus wörtlich, mit Nennung des Namens aufgenommen, Anderes abgekürzt und mit Weglassung der gelehrten, nicht zunächst auf den Sinn der Aeschyleischen Stelle sich beziehenden Zuthaten, gegeben worden ist. Ueberhaupt hat sich der Verf. in diesen Worterklärungen, die da, wo es nöthig ist, allerdings mit den erforderlichen Beweisen und Belegen versehen sind, einer gedrängten Kürze befliſsen, und strenges Maafs gehalten; er hat dabei die Erscheinungen des Sprachgebrauchs der Tragiker im Allgemeinen, wie des Aeschylus im Besondern auf ihren Grund zurückzuführen gesucht, weshalb Nachweisungen auf Homer, so wie Vergleichung mit dem Sprachgebrauch anderer Dichter, z. B. mit dem des Pindar; wie selbst mit dem mancher Prosaiker nirgends fehlen. Unter den letztern verdienen nach unserer Ansicht vor Allem Herodotus und Plato Berücksichtigung; in Ansehung des erstern hat allerdings Blomfield, dem wir in diesem Felde der Erklärung des Einzelnen und der Nachweisung des Sprachgebrauchs Vieles verdanken, beachtungswerthe Beiträge geliefert und es dürfte ihm in dieser Beziehung, wie Ref. bei seiner Bearbeitung

Digitized by Google

des Herodotus sich überzeugt hat, nur Weniges im Ganzen entgangen seyn. Aus Plato aber möchte noch Manches zu gewinnen seyn. So erinnert uns z. B. Agamemn. 38. 39: ὡς ἑκὼν ἑγὼ μαθοῦσιν αὐδῶ, κοὐ μαθοῦσι λήθομαι unwillkührlich an das Platonische εἰδόσι λέγω und Aehnliches; und selbst bei Vs 36: βοτὶς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας βέβηκεν, wo Stanley, dessen kurze Note billig hier aufgenommen ist, die Parallelstelle Theogn. 815. anführt, möchten wir an das Pindarische δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ γλώσσᾳ ἀκόνας λιγυρᾶς, als passendes Gegenstück denken; s. Olymp. VI, 140. Heyn. Andere, selbst grammatische Bemerkungen, zu denen sich ungezwungen eine Veranlassung darbot, wie z. B. zu Vs 105. über das Vorkommen von Ionismen bei Aeschylus, der den auch dort berührten Gebrauch der Form οἵατο in der 3ten Pers. Plur. Pass. und Med. offenbar mit Homer und Herodot, die hierin sich ganz gleich stehen, gemein hat, wollen wir hier übergehen, und, indem wir noch dankend der genauen, jedem Band beigefügten Indices gedenken, am Schlusse unseres Berichtes nur noch den Wunsch niederlegen, dafs der Verf. in gleicher Weise und mit gleicher Ausdauer fortfahren möge, auch die übrigen noch fehlenden Stücke des Aeschylus zu bearbeiten. Bei einzelnen derselben werden bessere Vorarbeiten seine Arbeit erleichtern können, da man in unseren Tagen dem schwierigsten der alten Tragiker sich allerdings mit mehr Eifer als früher zuzuwenden scheint. Als einen Beweis dieses Strebens betrachtet Ref. auch folgende wohl geschriebene Gelegenheitsschrift, welch sich über eine Reihe von schwierigen und bestrittenen oder verdorbenen Stellen aus verschiedenen Stücken des Aeschylus verbreitet und hier die wahre Lesart, zum Theil auf dem Wege der Conjecturalkritik, auszumitteln sucht; weshalb sie Allen, die sich ernstlich mit Aeschylus beschäftigen, zur Berücksichtigung empfohlen werden kann:

Solemnia Anniversaria in Novo Gymnasio Regio Monacensi IX. *Cal. Sept.* MDCCCXXXV. *rite celebranda collegii professorum nomine indicit* *Carolus Felix Halm, gymnasii professor.* *Inest lectionum Aeschylearum Particula prior.* *Monachii, typis librariae scholarum regiae.* 30 *S. in 4to.*

Es sind beinahe dreifsig Stellen, die meisten aus dem Agamemnon und den Sieben gegen Theben, welche hier behandelt werden; aufserdem wird darin aber auch gelegentlich eine wohl gleiche Anzahl andrer Stellen, griechischer wie römischer Autoren behandelt.

Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums. Zehntes Stück. Von Michaelis 1833 *bis dahin* 1834. *Womit zu der öffentlichen Prüfung aller Classen — — ergebenst einladet der Director Struve. Beigefügt ist eine Abhandlung des Directors: De exitu versuum in Nonni Panòpolitani Carminibus. Königsberg* 1834. *Gedruckt in der Degerschen Buchdruckerei.* 25 *S. in 4to.*

Eine Untersuchung, ähnlich früheren Untersuchungen, wie wir sie dem Hrn. Verf. verdanken, über einzelne Formen des Herodoteischen Dialekts und selbst, wenn man will, veranlafst durch dieselben, in sofern nämlich die genauere Erforschung der Aehnlichkeit wie der Verschiedenheit des Herodoteischen und des episch-Homerischen Dialekts den Verf. auf diesen Gegenstand geführt hatte, der, wie zu erwarten, hier mit gleicher Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt ist. Wir machen unsere Leser nur im Allgemeinen mit dem S. 19. ausgesprochenen Resultate bekannt: »In quatuor primis pedibus dactyli longe frequentiores sunt spondeis; in quinto solus dactylus poni potest: in sexto vero spondei numero longe trochaeos superant. Neque vero omnes trochaeos in hoc pede poeta sine delectu sibi permisit; sed usus eorum certis quibusdam finibus circumscriptus non ultra particulas monosyllabas et casus declinationum evagatur, terminationibus verbalibus in trochaeum exeuntibus sedulo vitatis« und bemerken, wie der Verf. im Einzelnen nachweist, dafs z. B. Endungen der Verse mit μὲν, δὲ, γὰρ nicht selten sind, hingegen mit τέ, ῥά, κά nicht leicht vorkommen, auch nicht mit γε, das überhaupt Nonnus nur in Verbindung mit dem Pronomen kennt. Auch vielsylbige Partikeln kommen am Schlusse nicht vor, nicht einmal zweisylbige. Dann bestimmt der Verf. die trochaischen Endungen der Declination, welche man findet, und erklärt sich zuletzt gegen das Vorkommen trochaischer Verbalendungen. — Schliefslich erlaubt sich Ref. noch auf eine längere Note des Verfs. S. 16. 17. zurückzukommen, in welcher Derselbe über das Vorkommen der Pluralformen der dritten Person ατσι und ατο bei Homer und Herodot sich verbreitet. Während im Indicativ Verschiedenheit des Gebrauchs dieser Formen bemerklich ist, so scheint dagegen im Optativ völlige Uebereinstimmung zu herrschen, indem Homer wie Herodot nur der Form ατο sich bedient. Auf die zahlreich aus Homer angeführten Belegstellen läfst der Verf. die sorgfältig und vollständig gesammelten Herodoteischen folgen, um dann drei Stellen, deren gewöhnliche Lesart damit in Widerspruch steht, zu verändern, und sie auf diese Weise mit der allgemeinen Norm in Uebereinstimmung zu bringen, getreu dem auch in den früheren Abhandlungen befolgten Grundsatz, einzelne Abweichungen von allgemein vorherrschenden Formen durch Textesveränderung, mit dieser allein als allgemein gültig erkannten Norm in Uebereinstimmung zu bringen und so eine Gleichheit der Formen herauszubringen, hinsichtlich deren Ref. um so bedenklicher ist, als er

Digitized by Google

glaubt, dafs Herodot selbst kaum eine solche gleichförmige Norm beobachtet, dafs ferner die Alexandriner, denen wir doch die Musen des Herodot in ihrer gegenwärtigen Gestalt verdanken, nach den uns bekannten Handschriften zu schliefsen, auch nicht nach bestimmten Gesetzen verfahrend, eine und dieselbe Form überall feststellten, — vielleicht weil sie selbst schwankten über Formen, die in jener Zeit selbst noch schwankend waren — dafs es uns demnach nicht wohl gelingen dürfte, über diesen Punkt weiter hinaus zu kommen. Was nun die erste jener drei Stellen betrifft, VI, 44: *ἀτὰρ ἐν νόῳ ἔχοντες ὅσας ἂν πλείστας δύναιντο καταστρέφεσθαι τῶν Ἑλληνίδων πολίων*, so erkennt hier der Verf. Borheck's Verbesserung *δυναίατο* mit Lob an, hält jedoch den Conjunctiv *δύνωνται*, den drei Handschriften bringen, für den modus legitimus in dieser Structur, Ref. glaubt indessen noch immer den Optativ mit Hermann Opuscc. IV. p. 151. rechtfertigen zu können, ohne ihn für ungesetzmäfsig zu erklären. — In der zweiten Stelle, VII, 209: *Ξέρξης οὐκ εἶχε συμβαλέσθαι τὸ ἐὸν, ὅτι παρασκευάζοιντο ὡς ἀπολεύμενοι* spricht allerdings *παρεσκευάζοντο* aus dem Cod. Sancrofti (wie auch I, 160.) sehr an, wenn nicht in dem Indicativ eine Verbesserung eines Lesers oder Schreibers zu befürchten wäre. Denn der Optativ läfst sich auch hier in der Oratio obliqua, nach des Ref. Ermessen, gut vertheidigen. — Endlich in der durch vielfache Verschiedenheit der Handschriften unsichern Stelle VIII, 108: *λέγων, ὡς εἰ λύσουσι τὰς σχεδίας, τουτ' ἂν μέγιστον πάντων σφεῖς κακὸν τὴν Ἑλλάδα ἐργάσαιντο*, schreibt der Verf. *ἐργάσαιτο* (im Singular), und statt *σφεῖς* (das Ref. für *αὐτοί* nahm, wie VII, 168.) *σφι*, wie allerdings in einigen Handschriften steht; *τοῦτο* ist dann i. q. *τὸ λῦσαι τὰς σχεδίας*, und würde hiernach Subject zu *ἐργάσαιτο* werden. Aber Ref., auch abgesehen davon, dafs er die Aenderung der Pluralform noch nicht als nothwendig ansehen kann, zweifelt selbst an der Ausdrucksweise und an dem Sprachgebrauch, wornach *ἐργάζεσθαι* hier, statt auf eine Person, auf einen sachlichen Gegenstand, der als handelnde Person gewissermafsen dargestellt wird, bezogen würde. Das bei dieser Gelegenheit über den mediceischen Codex ausgesprochene harte Urtheil: — „Sed et per se hic liber Med. inter omnes codd. malorum pessimus fere est" — kann Ref., ohne darum Gronov's übertriebene Bewunderung zu theilen, doch nicht unterschreiben. Wesseling's Urtheil, das er deshalb auch in seine Ausgabe (T. IV. p. 428.) aufgenommen, scheint ihm noch immer das richtige.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 66. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie (,) verglichen mit dem christlichen Princip (,) von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Tübingen 1834. VIII u. 165 S. 8.

Dafs die Hegel'sche Lehre mit den wichtigsten religiösen Ueberzeugungen sich nicht vereinigen lasse, dafs die religiösen Grundideen von einem persönlichen Gott, von einer freien menschlichen Persönlichkeit und einer persönlichen Unsterblichkeit, die zu allen Zeiten als der Kern aller religiösen Lehre und die Grundlage alles religiösen Lebens, und namentlich auch als der wesentliche Inhalt der reinen Christuslehre gegolten haben, in dem Hegel'schen System nicht ihre volle und sichere Anerkennung finden, dies ist zwar von einzelnen besonnenen Denkern schon längst wiederholt ausgesprochen worden, aber ihre vereinzelte Stimme wurde von dem damals überlauten Beifallsruf seiner zahlreichen Jünger überschrieen, und verhallte ungehört. Je mehr aber der erste Rausch des Beifalls vorüberging und der ruhigen unpartheiischen Beurtheilung Raum gab, desto lauter und nachdrücklicher erhob sich wieder der alte Vorwurf der Leere an religiösem Inhalt gegen das Hegel'sche System. Aufser dem fortgesetzten Kampf der entschiedeneren Gegner Hegel's, besonders von Seiten der kritischen Schule, hat sich in der letzten Zeit eine Opposition gegen Hegel von Seiten mehrerer mit ihm philosophisch nahe verwandter Männer, wie Fichte d. j., Weifse, Branifs, Troxler u. A. gebildet, und selbst der alte Meister der Identitätslehre und Lehrer Hegel's, Schelling, brach sein langes Stillschweigen, um sich gegen Hegel zu erheben. Der gemeinschaftliche Inhalt dieser ganzen Opposition aber war kein anderer, als dafs der Hegel'sche Formalismus allen idealen Gehalt vernichte, dafs das Allgemeine so sehr das Uebergewicht habe, dafs die Idee der Individualität, der Persönlichkeit, der Freiheit gar keine Stelle finde. Darum drangen Fichte und Weifse auf ein über den dialektischen Verstand hinausliegendes höheres speculatives Organ der Anschauung oder ästhetischen Ansicht, darum stellte Branifs dem Hegel'schen absoluten Seyn, sein absolutes Thun gegenüber, darum beschuldigte Schelling die Hegel'sche Lehre, sich nicht über die Negativität der logischen Nothwen-

Digitized by Google

digkeit dessen, was nicht nicht seyn kann, erheben zu können, und verkündigte eine über diese Nothwendigkeit des Begriffs erhabene positive Philosophie der Freiheit und der That. In dem Allen aber ist der Mangel an religiösen Ideen ausgesprochen. Es giebt in der Hegel'schen Lehre keinen freien, persönlichen Gott, sondern nur ein Gesetz der dialektischen Nothwendigkeit, kein freies, persönliches Ich, keine persönliche Unsterblichkeit, denn Freiheit und Persönlichkeit sind in der dialektischen Nothwendigkeit verschlungen. Einen äufseren Anhaltpunkt fand diese Ansicht rücksichtlich der Unsterblichkeit durch die (auch in diesen Jahrbb. von uns angezeigte) Schrift Richter's, in der uns von einem Schüler Hegel's selbst das offene Geständnifs vorgelegt wurde, dafs es eine Unsterblichkeit in der Hegel'schen Lehre nicht gebe. Göschel versuchte zwar diese Idee aus Hegel'schen Voraussetzungen zu entwickeln, aber mit Recht ist von Weifse und Fichte eingewandt worden, dafs hier von Göschel etwas in die Hegel'sche Lehre hineingetragen werde, was nicht in ihr enthalten ist.

Eine merkwürdige Bewährung fand jedoch das früher weniger geglaubte Urtheil von der Schwäche und Gebrechlichkeit des Hegel'schen Systems in religiöser Hinsicht durch das Erscheinen der nach seinem Tode herausgegebenen Vorlesungen über die Religionsphilosophie. Hier, wo er sich ausführlicher und freier über die religiösen Angelegenheiten aussprach und sich tiefer in den concreten Inhalt herablassen mufste, verschwand der Nebel mehr, der seine Ansichten in den dunklen abstracten Formeln der Encyklopädie über diese Gegenstände umgab, und so wurde die Ueberzeugung von der religiösen Leerheit der Hegel'schen Lehre allgemeiner und sicherer.

In diesem Sinne tritt hier Eschenmayer mit einer Beurtheilung von Hegel's Religionsphilosophie auf. Freilich ist der Standpunkt dieser Beurtheilung selbst wieder ein beschränkter und der Maafsstab ein zu enger. Es ist nicht der Standpunkt der Wahrheit, der freien Vernunft, der Philosophie, sondern der einer historisch gegebenen Offenbarung und Tradition, nicht der Maafsstab der reinen und allgemeinen Idee der Religion, sondern des positiven Christenthums, den Eschenmayer seiner Beurtheilung zu Grunde legt. Es ist aber noch sehr die Frage, ob die von dem Verf. zu Grunde gelegte Ansicht von dem Christenthum wirklich das wahre Christenthum sey, ob es das wirkliche, reine »christ-

Digitized by Google

liche Princip« sey, das er hier ohne Begründung als solches voraussetzt. Ref. wenigstens hat sich nie überzeugen können, dafs jenes supernaturalistisch-mystische Element, was der Verf. in allen seinen Schriften als das Christliche betrachtet, und das er auch hier als solches darstellt, indem er es (Vorr. S. VII.) als wesentliches Kennzeichen der »christlichen Philosophie« aufstellt, dafs sie »ihre Kreise über das Selbstbewufstseyn hinaus erweitere und sich den Strahlen der Offenbarung öffne, die der Geist nicht in sich erzeugt, sondern empfängt,« wirklich das reine Wesen des Christenthums sey. Ihm ist immer die reine religiöse Idee, das Wahre und Vernünftige in dem historischen Christenthum als sein Wesen erschienen.

Indessen die Beschränktheit und Mangelhaftigkeit dieses Standpunkts der Beurtheilung hindert doch nicht, dafs sie nicht in vieler Hinsicht sehr viel Wahres und Treffendes enthalten könnte. Eschenmayer hat das Wesen der Hegel'schen Philosophie sehr gut aufgefafst und die tiefen Gebrechen derselben wohl verstanden und dargestellt. Man kann daher der Eschenmayerischen Kritik in dem Negativen, was er gegen Hegel sagt, gröfstentheils vollkommen beistimmen, ohne doch auch dem Positiven, das er dagegen aufstellt, Beifall zu geben. Jedoch enthält auch seine eigene religionsphilosophische Ansicht, ungeachtet der starken mystischen Nebel, in die sie eingehüllt ist, gar Manches, was der Beherzigung, besonders der verkehrten Hegel'schen Speculation gegenüber, sehr werth ist. Auch der Ref., so wenig er sich mit mystischen und supranaturalistischen Ansichten befreunden kann, findet doch neben oder hinter diesen noch Vieles, worin er mit dem Verf. gern zusammenstimmt.

Der Hauptpunkt, auf dem die ganze Kritik des Verfs. im Wesentlichen hinausläuft, ist der, dafs er dem sich selbst genügsamen oder absoluten Wissen Hegel's gegenüber, das menschliche Wissen als ein beschränktes aufweist, und für die religiösen Ueberzeugungen über dem Wissen ein Glauben geltend macht. In diesem Hauptpunkt nun ist Ref. ganz mit dem Verf. einverstanden, und vortrefflich scheinen ihm die Bemerkungen, durch die er die Selbstgenügsamkeit und angemafste Absolutheit des Hegel'schen Wissens zu Nichte macht. Aber in Form und Inhalt des Glaubens, den Eschenmayer über das Wissen stellen will, mufs sich Ref. sogleich gänzlich von ihm lossagen, denn sein Glaube ist nicht ein freier Vernunftglaube, sondern ein düsterer

Digitized by Google

Offenbarungsglaube, ein historischer oder positiver Glaube. Eschenmayer, früher selbst ein Jünger der Schellingischen absolutistischen Speculation, die es unternahm, das Absolute selbst zu begreifen, war einer der ersten von denen, die die Gebrechlichkeit und Unfähigkeit einsahen, das Absolute, das Ewige und Göttliche mit dem endlichen Wissen zu erreichen, und flüchtete sich darum bekanntlich in ein mystisch-supranaturales Nichtwissen, als Glauben oder Schauen. Er hat nun auch eben so klar und tief die Leerheit des Formenspiels der Hegel'schen Dialektik durchschaut, und bekämpft mit starken Waffen die falsche Anmafsung, in der dialektischen Selbstbewegung des Begriffs das Wesen Gottes selbst zu entwickeln und zu verstehen. Er zeigt auch hier, dafs das Ewige, das Wesen Gottes, über alle menschliche Begriffe schlechthin hinaus liege, und nur in einer über dem durch endliche Reflexionsbegriffe vermittelten Wissen erhabenen Ueberzeugungsweise anerkannt werden könne. Aber statt diese Ueberzeugungsweise auf die vor aller Begriffsvermittelung geltende reine Selbstthätigkeit der Vernunft zu gründen, wendet er sich von der Vernunft, von der natürlichen menschlichen Erkenntnifskraft überhaupt ab, und sucht in einer übernatürlichen Offenbarung eine Befriedigung für das Bedürfnifs, das ihm im Wissen unbefriedigt blieb. So nahe daher auch Eschenmayer in der Sprache mit Jacobi, mit Fries u. A. zusammenstimmt, so weit ist er doch in der Sache von ihnen entfernt. Mit diesen Männern stellt er freilich über das Wissen einen Glauben; aber welchen Glauben? Fries's Glaube ist die freieste und innigste Ueberzeugungsweise der Vernunft in ihrer Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit, Eschenmayer's Glaube ist ein passives Empfangen einer göttlichen Mittheilung, also das Organ des Mysticismus und Supernaturalismus. Man hat daher sehr Unrecht, wenn man Eschenmayer mit Fries, Bouterweck u. A. unter dem Namen der Glaubensphilosophie in Eine Classe von Philosophen zusammenstellt. Nur in der Negative, in der Verwerfung des absoluten Wissens stimmen sie einigermafsen zusammen, keineswegs aber in der Positive, und noch weniger in der ganzen Methode des Philosophirens: doch dies gehört nicht hierher.

Wir gehen zu Mittheilungen aus dem Inhalt der Eschenmayer'schen Kritik weiter. Das Ganze zerfällt in zwei Theile: I) über den »Begriff der Religion,« II) über die »absolute Religion.« Im ersten Theil handelt der 1ste Abschn »von Gott.« Die Hauptgedanken des Verfs. sind hier folgende: »Die Attribute,

die Hegel Gott beilegt, z. B. Gott ist die absolute Wahrheit, die concrete Allgemeinheit, die absolute Substanz u. s. w. sind nur Reflexionsbestimmungen oder Kategorieen des Endlichen, die auf Gott gar nicht angewendet werden dürfen. Die ächte Natur Gottes ist vielmehr »gänzliche Prädicatlosigkeit.« (S. 4.) »Bis zur völligen Prädicat- und Potenzlosigkeit, d. h. bis dahin, wo die Philosophie ihre eigene Unmacht anerkennt, geht Hegel nicht zurück. — Hegels Gott ist die Potenz seines Ich's mit dem Unendlichen multiplicirt, was aber kein Ewiges giebt« u. s. w. Indessen gesteht Eschenmayer doch negative Prädicate Gottes zu, z. B. Ewigkeit und Unendlichkeit, Unerschaffenheit, Unanfänglichkeit, welche die Ueberschwenglichkeit der Idee Gottes bestehen lassen. Gott kann nie, sagt Esch. sehr richtig, als Begriff im menschlichen Bewufstseyn vorkommen (S. 6.), sondern er ist nur Gegenstand des Glaubens und Schauens (?). Eben so wenig als Gottes Wesen kann daher auch die Schöpfung der Welt aus Gott begriffen werden. Nach Hegel wäre die Schöpfung in ihrer Vollendung, gleich Gott selbst. Esch. unterscheidet dagegen schlechthin den Schöpfer und das Geschaffene. (S. 9.) Hegel glaubt daher in dem Gesetze der Weltentwickelung zugleich das Wesen Gottes selbst begreifen zu können, wogegen Esch. zeigt, dafs in Gott gar kein nothwendiges Gesetz liegen könne, sich zu manifestiren. »Es giebt,« sagt er (S. 11.) »in und für Gott kein Ansichgesetztseyn oder ein Gesetz an sich, das in seiner Natur liegt; er ist vielmehr der Urheber alles Setzens. Alles stammt aus dem absoluten Wohlgefallen u. s. w. Darin möge die Philosophie ihre Beschränkung erkennen.« Der dreifache Proceſs (der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit), in welchem Hegel das Göttliche sich entwickeln läfst, ist offenbar nichts Anderes, als eine Uebertragung des Processes unseres Selbstbewufstseyns auf das Göttliche. (S. 14.) Man vergleiche damit die folgende treffliche Stelle (S. 18.): »Wie mag behauptet werden, dafs Gott im Durchgang durch das individuelle Selbstbewufstseyn des subjektiven Geistes, durch den Stufengang der Natur und durch die Epochen der Weltgeschichte sich nach und nach hinaufarbeiten müsse, um zu seiner Klarheit zu gelangen, oder die sich selbst wissende Idee zu werden? — Ist der Schöpfer, der Alles erschuf, selbst in den Cirkel der erschaffenen Werke verflochten? Hegel sagt zwar, die Idee entschliefse sich frei, in das Andersseyn überzugehen oder sich als Natur aus sich zu entlassen, aber

wie mag ein solcher Gedanke philosophisch seyn, dafs Gott sich selbst zur Negativität verdammt, und da die Negativität sich zum Bösen verselbstständigt, an dem satanischen Princip Antheil habe?« Ferner bemerkt er sehr richtig gegen Hegels Selbstbewegung des Begriffs, dafs es gar keine für sich seyende und sich bewegende Idee geben könne, die besteht ohne Geist und sich bewegt ohne Willen, Gott also könne unmöglich, wie Hegel behauptet, diese Idee seyn, sondern Gott sey vielmehr der Schöpfer der Idee. (S. 22) Endlich ist auch noch die Bemerkung gegen Hegel zu beachten, dafs dieser seinen Gott nur auf diese Erde beschränkt und in dieser ihn zur vollkommnen Manifestation kommen läfst. »Wer mag glauben, dafs das winzige Bruchstück einer Menschengeschichte als Maafsstab für den universellen Plan Gottes, der alle Sterne des Universums umschliefst, passen möge, — dafs die physische und organische Evolution der Erde zum Urtypus der ganzen Sphärenwelt genommen sey, — dafs überhaupt das individuelle Selbstbewufstseyn eines Menschen der Spiegel Gottes sey? Dies ist der Hochmuth der Philosophie, der seinen Begriff vergöttert und mit dem Tropfen am Eimer den Ocean messen will.«

Im 2ten Abschnitte »von der Religion,« unterscheidet der Verf. seine Ansicht von der Religion von der Hegel'schen vorzüglich dadurch, dafs nach Hegel das Wesen der Religion in der Wahrheit liegt, Esch. dagegen den Begriff des Heiligen als das wahre Wesen derselben fordert. In diesem Begriff liegt nun nach Esch. auf der Einen Seite ein supernaturalistisches Element, in sofern er nicht ein Erzeugnifs aus unserem Selbstbewufstseyn seyn soll, sondern ein transcendenter Begriff ist. Anderntheils aber schliefst er auch das moralische Element in sich, und in sofern liegt darin die sehr wahre und wichtige Ansicht, dafs die Religion ihrem Wesen nach nicht etwas Theoretisches ist, die Wahrheit für sich also gar kein religiöses Moment ist, sondern das Wesen der Religion erst in der höchsten praktischen Idee, d. i. des Heiligen gegeben ist. Jene erstere Beziehung drückt der Verf. auch so aus: Hegel's Religion ist ganz immanent; nach Esch. mufs sie transcendent für den menschlichen Geist seyn. (S. 25.) Auch dies hat einen doppelten, theils wahren, theils falschen Sinn. Transcendent ist die Religion nach Esch., in sofern ihre Gegenstände jenseit des menschlichen verständigen Bewufstseyns liegen oder sofern sie nicht begriffen werden können, nach Hegel dagegen immanent, in sofern sie

Digitized by Google

ganz im verständigen Bewufstseyn enthalten sind: und darin müssen wir Esch. vollkommen gegen Hegel Recht geben. Allein Esch. verbindet mit diesem Begriff des Transcendenten zugleich den Sinn des supranaturalistischen Charakters der Religion, sie gehört nach ihm, nach Quelle und Entwickelung, nicht dem Geiste an, sondern wird ihm von Aufsen eingegeben: immanent wäre demnach die Religion, sofern sie ganz dem Geiste selbst angehört; und hier müssen wir uns ganz auf Hegel's Seite stellen, der hierin die rationale Ansicht vertritt. — Esch. spricht hierauf von den bekannten Hegel'schen Entwickelungsstufen der Religion in dem menschlichen Bewufstseyn. Nach Hegel wäre die Entwickelung der Religion zugleich die Entwickelung des göttlichen Selbstbewufstseyns. Esch. bemerkt darüber (S. 39.), die Religion wäre demnach eigentlich in Gott, nicht im Menschen, auch die Lügen des Götzendienstes sind Epochen in dem göttlichen Leben; Gott ist in der Rückkehr zu sich begriffen, und nimmt uns (endliche Geister) unterwegs mit. — Der 3te Abschn., »vom Cultus,« betrifft zunächst wieder das Verhältnifs des Wissens zum Glauben, worüber wir uns schon ausgesprochen haben. Merkwürdig aber ist hierbei, dafs der vernunftstolze Philosoph Hegel sich von dem sich offen zum Mysticismus bekennenden Esch. wegen allzu mystischer Vorstellungen zurechtweisen lassen mufs. H. nämlich erklärt den Cultus als die concrete Einheit Gottes und des Menschen. Dagegen sagt Esch. (S. 43.): »zu einer so zärtlichen Umarmung von Gott und dem Ich, so dafs beide sich auf's Innigste zu einer concreten Einheit zusammenschliefsen, kann es nur die Hegel'sche Philosophie bringen, das Christenthum weifs nichts davon.«

Im 3ten Theile: »von der absoluten Religion,« entwickelt Esch. seine eigene Idee der Religion aus dem Begriffe des Heiligen, als eine transcendente, d. i. hier übernatürliche und geoffenbarte, und stellt dabei seine sogenannte Geistes- und Herzensphilosophie über die Vernunft- und Verstandesphilosophie. Von diesem Standpunkte nennt er die Hegel'sche Philosophie eine »völlig unchristliche.« (S. 54.) Dann kommt er auf die Hegel'sche Dreieinigkeitslehre, der sich diese Philosophie so gern als Maske ihrer Christlichkeit bedient, deren völlige Nichtigkeit und Unchristlichkeit aber Esch. hier aufweist. „Die Hegelsche Dreieinigkeits-Bildung,« sagt er, »ist völlig verunglückt, voll von Widersprüchen, von willkührlichen Sätzen, und, wenn sie mit

dem Evangelium verglichen wird, eine unwürdige Profanation. Die Dreieinigkeit ist, wie Esch. sehr richtig bemerkt, nicht durch logische Zersetzung Gottes zu erklären, nicht als ein logischer Processs, wie Hegel sie auffafst, sondern nach der christlichen Vorstellung ist sie ein Ergebnifs der Freiheit Gottes, von der die profane Philosophie ihre Hände lassen soll. (S. 62.) Allerdings ist auch Ref. der Meinung, dafs man sie entweder nur gläubig hinnehmen und auf alles Begreifen derselben verzichten, oder sie gar nicht als religiöse Ueberzeugung anerkennen soll. Alle philosophischen Erklärungen derselben sind ein eitles, trügerisches Gaukelspiel.

In drei Abschnitten wird nun der Inhalt der absoluten Religion unter den Kategorieen des Reiches des Vaters, des Sohnes und des Geistes behandelt. In dem Abschnitt von dem Reiche des Vaters finden wir meistens nur Wiederholungen dessen, was schon über das Wesen Gottes bemerkt worden ist. Nur Eine Bemerkung ist hier auszuzeichnen. Nach Hegel ist der Geist, in sofern er die Unterschiede in sich aufhebt, in der Sprache der Empfindung, die Liebe. Esch. sagt darüber, H. falle hier aus der Rolle, da er sich sonst immer nur in logischen Verhältnissen umhergetrieben habe, hier aber auf einmal im moralischen Begriff wie aus den Wolken falle. Aber auch dieses Aufheben der Unterschiede sey nur logischer Natur, also nicht Liebe. —

Der Sohn Gottes ist nach H. das Andere der absoluten Idee. Dieses Andere, Unterschiedene ist aber zugleich die Idee selbst, — der Sohn ist auch der Vater. So wird also auch das Verhältnifs des Vaters und Sohnes bei Hegel nur als nothwendiger logischer Processs gefafst; Esch. will es dagegen auf Liebe und Freiheit gegründet sehen. Auch beschuldigt er H. einer Swedenborgischen Ansicht, in sofern er Gott selbst als Vater in Christo als Mensch erscheinen lasse: die ächt christliche Ansicht sey dagegen, dafs Gott selbst im Ewigen erhaben über die Erscheinung bleibe, nur sein Wort (Logos) als Sohn erscheine. Allerdings möchte wohl des Verfs. Ansicht der ächt christlichen näher stehen, als die Hegel'sche; indessen sind diese Vorstellungen nach des Ref. Ansicht überhaupt nicht von wissenschaftlicher Bedeutung. Es folgen dann hier Hegel's Lehren über Sünde und Versöhnung. Esch. vertieft sich dabei sehr in seine supernaturalistisch-Augustinischen Ansichten über die menschliche Sündhaftigkeit und Erlösung durch Gnade, und ergiefst sich

zed by Google

dabei mitunter in verketzerndem und verdammendem Tone gegen alle diejenigen Philosopheme, die nicht von diesen Ansichten ausgehn; so z. B. §. 145, wo er ihnen sogar ihre künftige Strafe in jenem Leben drohend vorhält. Das ist nicht die Sprache des Philosophen, der auf der Bahn des freien Wahrheitsforschers jede andere Ueberzeugung neben sich achtet. Aber davon abgesehen, enthalten die Bemerkungen Esch.'s gegen die Hegel'sche Sündentheorie sehr viel Wahres. Der Hauptgedanke, den er hier durchführt, ist dieser: Hegel faſst den ganzen Sünden- und Erlösungsproceſs als einen logischen Proceſs, wogegen Esch., und gewiſs mit vollem Rechte, darauf dringt, ihn als einen sittlichen zu fassen. Nach H. ist die Sünde der Ausgang der Idee aus dem Ansich zur Entzweiung mit sich selbst. Dies ist allerdings nur ein logischer, mithin auch nothwendiger Hergang. Daſs dies — nicht allein, wie Esch. sagt, mit dem Christenthum, sondern mit dem Wesen von Sünde und Tugend unvereinbar sey, ist unleugbar. Gewiſs sehr wahr ist es, was Esch. S. 91. darüber sagt: »Setzen wir nur für einen Augenblick die Sünde als logische Nothwendigkeit, so ist die ganze Weltgeschichte eine Komödie, in der zwar jeder Mithandelnde sich beredet, er spiele eine freie Rolle, am Ende war er aber nur eine Puppe, die durch einen äuſsern (?) Mechanismus sich bewegte. Nimmt man die moralische Freiheit hinweg, so fällt Gerechtigkeit, Gnade und Liebe zugleich dahin, und die Versöhnung des Widerspruchs ist weiter nichts, als eine intellectuelle Ausgleichung eines groſsen Irrthums.« Auch die Versöhnung hat bei H. nur eine logische Bedeutung: sie ist das Aufheben des (sc. logischen) Gegensatzes zwischen dem Endlichen und der Allgemeinheit Gottes. Auch dagegen sagt Esch. ganz richtig (S. 97.): „Der Begriff der Versöhnung ist rein moralischer Natur und gehört ganz in's Gebiet der Freiheit,« nur ist unter dieser Freiheit die menschliche zu verstehen und nicht, wie der Verf. meint, die göttliche. Endlich bringt hier Esch. auch die Hegel'sche Wegleugnung eines Jenseits, und die armselige Unsterblichkeit, die nur in einem Aufgehen der individuellen Geister in den allgemeinen oder absoluten Geist bestehen soll, zur Sprache, und deutet sehr treffend darauf hin, wie auch diese Blöſse der Hegel'schen Religionsphilosophie ihren Grund in der Alles beherrschenden logischen oder dialektischen Nothwendigkeit habe, die das Princip der Freiheit und der Individualität vernichtet, ohne welche eine wahre Unsterblichkeit undenkbar ist.

Digitized by Google

So äufsert er sich in dieser Stelle (S. 120.): »Hegel, der das freie Princip nirgends erfafste, und Alles unter das Wissen stellt, konnte leicht auf den Einfall kommen, dafs das individuelle Wissen nach dem Tode in das allgemeine des ewigen Geistes sich auflösen werde; umgekehrt aber verhält es sich mit dem freien Princip, welches im individuellen Wollen und Handeln sich substantialisirt, und so auch nach dem Tode noch fortdauert.«

Im letzten Abschnitt: vom »Reich des Geistes,« streitet Esch. gegen die Hegel'sche Identification des h. Geistes mit Gott selbst (er ist nach H. Gott als sein wirkliches Selbstbewufstseyn): nach der christlichen Lehre werde der h. Geist nur von Gott gesendet. Dies mag allerdings mit der urchristlichen oder biblischen Vorstellung besser übereinstimmen, aber wie man darin noch eine Dreieinigkeit festhalten will, sieht Rec. nicht ein. Ferner erklärt H. den h. Geist als identisch mit der christlichen Gemeinde, eine mystische Vorstellung, der Esch. mit Recht widerstreitet. »Die Gemeinde," sagt er, »ist nicht das wirkliche Selbstbewufstseyn Gottes, sondern das Selbstbewufstseyn der Gemeinde soll zu Gott emporgehoben werden; der Geist ist nicht Gott als Gemeinde, sondern der Geist wirkt in die Gemeinde, damit sie sich zum Reiche Gottes befähige.« Die letzte Spitze der Hegel'schen Religionsphilosophie ist der Gedanke, dafs der Begriff, nachdem er alle seine Momente durchlaufen hat, sich zur Idee, zur Totalität bestimmt. Esch. stellt dieser Idee eines absoluten Wissens wieder seinen Glauben entgegen und knüpft daran sehr bittere Ausfälle auf die Vernunft, die Wissenschaft, die Dogmatik überhaupt. Endlich giebt er eine Uebersicht seiner Idee von der Religionsphilosophie, die nach seiner Art, mehr in anschaulich symmetrischer Anordnung, als in nothwendiger logischer Gedankenentwicklung oder in psychologisch kritischer Begründung seiner Ansichten gegeben ist. Er stellt dann recapitulirend noch die Hauptunterschiede der Hegel'schen Religionsphilosophie von dieser seiner eigenen zusammen, und schliefst darauf mit folgendem Gesammturtheil über die Hegel'sche Religionsphilosophie, in dem wir zwar nicht Alles vertreten möchten, aber doch sehr viel Wahres finden. S. 160. nämlich heifst es: »Die ganze Charakteristik der Hegel'schen Religionsphilosophie läfst sich in folgende kurze Sätze bringen: Sie ist nichts anderes als eine Logik, die sich an christlichen Wahrheiten verklären will. Hegel hat einen Gott ohne Heiligkeit, — einen Christum ohne freie

Digitized by Google

Liebe, — einen h. Geist ohne Erleuchtung und Erhaltung des Worts, — ein Evangelium ohne Glauben, — einen Abfall ohne Sünde, — ein Böses ohne Selbstverschuldung, — eine Versöhnung ohne Sündenvergebung, — einen Tod ohne Opfer, — eine Gemeinde ohne Gottesdienst, — eine Freiheit ohne Imputation, — eine Gerechtigkeit ohne Gericht, — eine Gnade ohne Erlösung, — eine Dogmatik ohne Offenbarung, — ein Diesseits ohne Jenseits, — eine Unsterblichkeit ohne persönliche Fortdauer, — eine christliche Religion ohne Christenthum, und überhaupt eine Religion ohne Religion.«

H. Schmid.

Basilicorum Libri LX. Post Annibalis Fabroti curas ope Codd. MSS. a Gustavio Ernesto Heimbachio aliisque collatorum integriores cum scholiis edidit, editos denuo recensuit, deperditos restituit, translationem latinam et adnotationem criticam adjecit Dr. *Carolus Guilielmus Ernestus Heimbach, Antecessor Jenensis. — Tom. I. Lib. I—XII. continens. Lipsiae* 1833, *sumtibus J. A. Barth.* XXII u. 822 *S. gr.* 8. (12 fl)

Es bleibt in der Geschichte der Gesetzgebungen eine auffallende Erscheinung, dafs die justinianische Zeit, in welcher die Wissenschaft und der Sinn für dieselbe doch schon lange im Verfalle waren, dennoch so viele Fähigkeiten aufzufinden vermochte, um eine Rechtssammlung zu veranstalten, deren Vorzüge nicht blos darin bestanden, dafs den Rechtsprechenden eine Richtschnur in die Hand gegeben wurde, sondern wodurch man auch, um den weitern Verfall der Wissenschaft zu verhüten, dieselbe so, wie sie in bessern Zeiten sich ausgebildet hatte, gleichsam zu fixiren suchte. Darum standen denn auch Justinian's Rechtsbücher höher als ihre Zeit. Dem Volke blieben sie in der Form, in welcher sie gegeben wurden, wohl von jeher fremd; denn Rom war eigentlich ihre Mutter. Schon die Sprache bot ihrem Verständnisse in dem gröfsten Theile des orientalischen Reiches ein bedeutendes Hindernifs dar; bald mufsten die Richter zu Uebersetzungen ihre Zuflucht nehmen. Während mehr als drei Jahrhunderten waren nun diese Uebersetzungen die Quelle, aus welchen das Recht und die Entscheidungsnormen geschöpft wurden; und bei ihrer Menge, ihrer Verschiedenheit war es dem Zufalle überlassen, ob der eine oder andere Richter aus der nämlichen, aus einer mehr oder weniger richtigen Quelle seine

Digitized by Google

Sprüche herleitete. Ein solcher Zustand des Rechts mag nicht beneidenswerth gewesen seyn. Deshalb bleibt es immerhin ein Verdienst für jene Kaiser, welche im neunten Jahrhunderte sich entschlossen, diesem Uebelstande wenigstens in soweit zu steuern, dafs sie eine authentische Uebersetzung (die freilich in mancher Hinsicht auch eine Revision der justinianischen Gesetzgebung ward) promulgirten. Dies waren die Basiliken. Und diese blieben bis in die spätesten Zeiten immer der Mittelpunkt, um welche sich die byzantinische Jurisprudenz drehte.

Als im Occidente das römische Recht wieder aufzublühen und von der Wissenschaft gepflegt zu werden begann, war, was im Oriente nach Justinian in Beziehung auf dasselbe geschehen, den westlichen Bearbeitern gänzlich unbekannt. Erst vor 300 Jahren, im J. 1533, geschah zum ersten Male *) der Basiliken öffentlich Erwähnung. Diese Zeit aber, die an allen Arten wissenschaftlicher Bestrebungen und an Männern, welche sie durchzuführen im Stande, so reich war, begriff sehr bald, welch bedeutender Nutzen für die Kritik und das Verständnifs der justinianischen Rechtsbücher aus der griechischen Bearbeitung erzielt werden könnte. Bald war die nähere Bekanntschaft mit der juristischen Literatur von Byzanz gemacht; und schon hundert Jahre später erschien eine (wenn auch unvollkommene) Ausgabe des wichtigsten Werks derselben, der Basiliken.

Die grofse Bedeutsamkeit der Basiliken und ihrer Scholien ist in unsern Tagen zu sehr anerkannt, als dafs Ref. zweifeln möchte, die Kunde von der Veranstaltung einer neuen, vollständigern Ausgabe der Basiliken habe nicht bei allen Denen freudige Theilnahme und gespannte Erwartung erweckt, welchen ein gründliches civilistisches Studium am Herzen liegt. Seit dem Erscheinen der ersten Lieferungen dieser Ausgabe hat es sich Ref. sehr angelegen seyn lassen, mit derselben, mit ihren Vorzügen und Fehlern, vertraut zu werden; er hat aber bei dieser Arbeit nur zu wohl eingesehen, dafs, um hier etwas Vollkommenes zu leisten, mehr Hülfsmittel, als ihm zu Gebote stehen, und mehr Gelehrsamkeit, als er sich zuschreiben kann, nöthig seyen. Nur der Gedanke, dafs das Wenige, was er zu bieten vermag, dennoch vielleicht von einigem Nutzen seyn könne, hat ihn vermocht,

*) Jedoch erwähnt schon Diplovatacci der Basiliken, wie Savigny Gesch. des röm. Rechts im MA. 3ter Bd. 2te Ausg. S. 46 Anm. b) angiebt.

Digitized by Google

in diesen Blättern Nachricht von dem angegebenen Werke zu ertheilen, und dasjenige hinzuzufügen, was nach des Ref. Meinung der Hr. Herausgeber nicht hätte unbeachtet lassen sollen.

Der vorliegende erste Band (der in fünf Lieferungen erschienen ist) enthält die zwölf ersten Bücher der Basiliken, und zwar bei Weitem vollständiger als bei Fabrot. Dieser hatte nämlich die 18 ersten Bücher aus dem Pariser Codex 1352 abdrucken lassen, welchen er aus andern byzantinischen Rechtsbüchern, die aber immer nur magere Ausbeute geben konnten, zu ergänzen suchte. In diesem Codex sind nämlich die ersten sechs und die letzten drei Bücher äufserst lückenhaft. (Biener in Hugo's civil. Mag. 6. Bd. S. 65. 66.) Der Herausgeber hat diese Handschrift nicht von Neuem verglichen, sondern ihren Text aus der Fabrotischen Ausgabe geschöpft. Dagegen standen ihm 2 Handschriften zu Gebote, die Fabrot nicht benutzt, auf welche aber schon längst besonders Hr. GJR. Hugo aufmerksam gemacht hatte, nämlich die *Codd. Coislin. No. 151 u. 152.* Von diesen enthält der erstere die Bücher 1—9. der Basiliken, und zwar glücklicher Weise die 6 ersten bei weitem vollständiger, als der Cod. 1352; der zweite dagegen die Bücher 11—14. *) Diese beiden Manuscripte hat der Bruder des Herausgebers, Hr. Dr. G. E. Heimbach, in Paris verglichen; nur das sechste Buch (aus dem *Cod. 151.*) ist nach einer Abschrift des Hrn. Prof. Hänel edirt. Ferner benutzte der Hr. Herausg. eine HS., welche das achte Buch enthält, und ihm ebenfalls von Hrn. Prof. Hänel, dessen Eigenthum sie jetzt ist, mitgetheilt wurde. (Bekanntlich befand sich im Escurial eine HS., welche das siebente und achte Buch enthielt; ob sie noch existirt, ist ungewifs. Allein wir haben eine Abschrift davon. Ant. Augustinus liefs eine solche verfertigen, deren 2ter Band, das achte Buch enthaltend, eben diese Hrn. Prof. Hänel gehörige ist; eine andere Abschrift befand sich in der Leydener Bibliothek, woraus Ruhnkenius (im 3. u. 5. Band des Meermanischen Thesaurus) das achte Buch edirte.) Endlich theilte Hr. GJR. Biener dem Herausg. eine — früher Meermanische — Handschrift mit, welche unter dem unrichtigen Namen *Theodori Hemopolitae* ἐκλογὴ s. νόμων παρεκβολὴ bekannt ist und sich auf die 10 ersten Bücher der Basiliken erstreckt, woraus mehrstens verbotenus ganze Stellen allegirt sind.

*) Auch das Letztere vollständig, wie Biener (Beitr. zur Revis. des just. Cod. Berlin 1838. S. 224.) berichtet.

Digitized by Google

Was nun die Constituirung des Textes der in diesem ersten Bande enthaltenen 12 Bücher anbetrifft, so scheint sich der Hr. Herausgeber im Allgemeinen zur Regel gemacht zu haben, niemals einer Handschrift so ausschliefslich zu folgen, dafs er nicht offenbar bessere Lesarten, die andere Handschriften oder Hülfsmittel oder auch Conjecturen darboten, in den Text aufgenommen hätte. In den Noten dagegen, welche fast nur kritischen Inhalts sind, sucht er treulich die Varianten anzugeben und zwar nicht nur die in den ihm zu Gebote gestandenen Handschriften befindlichen, sondern auch die in andern Werken, besonders der Synopsis Basilicorum, sich darbietenden. — Bei den sechs ersten Büchern ist er aber von seinem Grundsatze in sofern abgewichen, dafs er im Texte fast durchgängig dem *Cod. Coisl. 151.* folgte, die Fabrotischen Lesarten aber, auch wenn sie augenscheinlich besser waren, mehrstens in die Noten verwies. Das siebente Buch ist aus dem Fabrotischen Texte und dem des Coislinischen MS. combinirt. Beim achten Buche hat der Herr Herausg. die Ruhnkenische Ausgabe beibehalten, und nur in den Noten die Varianten aus dem Coislinischen und Hänel'schen MS. und aus dem sogenannten Theod. Hermopolita hinzugesetzt. Das neunte und zehnte Buch sind nach dem allgemeinen Plane aus Fabrot und (das neunte) aus dem *Cod. Coisl. 151,* das eilfte und zwölfte ebenso aus Fabrotischem Texte und dem *Cod. Coisl. 152.* zusammengesetzt. — Die Scholien hat Fabrot bekanntlich, mit Zahlen bezeichnet, an das Ende jedes Titels gesetzt. Mit Recht hat der Hr. OAR. dies verworfen und die Scholien jedesmal unter die Stelle gesetzt, worauf sie sich beziehen; nur bei dem zweiten und dritten Titel des II. Buchs hat er das Fabrotische Verfahren beibehalten; und beim VIII. Buche wenigstens theilweise, indem er die bei Fabrot angegebenen Scholien von andern zu trennen suchte; dafs er aber dabei Unrecht gethan, hat schon Hr. Prof. Witte urgirt und der Hr. Herausgeber selbst eingestanden. Dafs am Ende des ersten Titels des IX. Buchs ein dorthin nicht gehöriges Scholion steht, könnte wohl ein Versehen seyn. Der *Cod. Coisl. 151.* enthält keine Scholien. (*Ref.* möchte freilich der Meinung seyn, dafs in dieser Handschrift an einzelnen Orten die Scholien mit dem Texte verwebt worden seyen, wie wenigstens an Einer Stelle (S. 13) der Hr. Herausg. selbst angiebt.) Die Scholien in den 10 ersten Büchern rühren also alle aus der Fabrotischen Ausgabe her, mit Ausnahme derjenigen im achten Buche, die in so reichlicher Anzahl in der

Digitized by Google

Rubnkenischen Ausgabe und dem Hänel'schen MS. sich vorfinden. Der *Cod. Coisl. 152,* aus welchem in diesem Bande das eilfte und zwölfte Buch berichtigt sind, liefert auch eine grofse Anzahl von Scholien, theils aus älterer, theils aus neuerer Zeit; der Herausgeber hat diese untereinander und auch von den Fabrotischen durch Zeichen unterschieden. — Dem griechischen Texte der Basiliken und der Scholien steht auf der zweiten Seitencolumne eine lateinische Uebersetzung gegenüber. Ref. glaubt behaupten zu dürfen, dafs die Heimbachische Uebersetzung in vielen Stücken der Fabrotischen vorgezogen werden müsse; er hätte aber gewünscht, dafs der Uebersetzer sich mehr an die griechische Wortfolge gebunden und weniger gesucht hätte, eine schöne Uebersetzung zu geben; denn bei derartigen Uebersetzungen ist Treue das erste und letzte Requisit. — Sehr dankenswerth ist es, dafs der Hr. Herausg. den Basilikenkapiteln immer auch die Stelle des Corpus jur. civ. beigefügt hat, aus welchen sie genommen sind. Es wird hierdurch eine neue Ausarbeitung eines Manuale Basilicorum gar sehr erleichtert werden. Freilich sind dabei manchmal Fehler mit unterlaufen. So z. B. giebt der Hr. Herausg. bei *Lib. VI. Tit. 1. cap. 14.* als Quelle die *L. 6. C. de off. praef. pr. Or.* (*1, 26.*) an. Es ist dies um so unbegreiflicher, als er doch Cap. 13. 15. 16. 17. ganz richtig als Stücke aus der griechischen Summe der Nov. *62.* erkannt und not. y) Biener's Geschichte der Novellen dazu citirt hat. Er liefs sich aber wahrscheinlich durch Continus und Pacius zu seinem Irrthume verleiten, die aus dem cap. 14. jene unächte L. 6. gebildet haben. Dafs aber cap. 14. ein Theil der *Nov. 62.* sey, ist gar zu deutlich und nun auch von Biener in seinen Beiträgen zur Revision des justin. Codex. Berl. 1833. S. 132. ausgesprochen, wo das Nähere nachzusehen ist.

Zur vollständigen Beschreibung dieses ersten Bandes hat Ref. nur noch hinzuzufügen, dafs am Anfange desselben ein Verzeichnifs der Bücher und Titel, die in diesem Bande stehen, abgedruckt ist. Dieses Verzeichnifs hat der Hr. Herausg. aus den in seiner Ausgabe gegebenen Titelüberschriften verfafst. In den Anmerkungen aber liefert er die Vergleichung zweier andern derartigen Indices, die sich im *Cod. Coisl. 151.* finden, wovon der Erste ein Verzeichnifs sämmtlicher Basilikentitel, der Zweite ein solches der neun ersten Bücher enthält. Aus dem, was der Herausgeber aus beiden anführt, scheint aber hervor-

Digitized by Google

zugehen, dafs diese Indices oft mit grofser Willkühr verfertigt wurden. So z. B. giebt der erste Index 10 verschiedene Titel des ersten Buchs an, während dasselbe doch unbezweifelt nur einen einzigen zählt, wie auch indirect dieser Index dadurch beweist, dafs er die Kapitel durch alle seine 10 Titel mit fortlaufenden Zahlen anführt. Nach der Vorrede zu urtheilen, hatte der Hr. Herausgeber auch schon genaue Kenntnifs von dem sogenannten *Tipucitus* (ein Name, der — wie Ref. gehört hat — aus der mifsverstandenen Ueberschrift: τὶ ποῦ κεῖται entstanden seyn soll) erhalten; sollte dieser nicht auch bei der Verfertigung eines solchen Titelverzeichnisses wichtig seyn? — Auf dieses Titelverzeichnifs folgt das sogenannte *Edictum Leonis*, wodurch die Basiliken promulgirt worden seyn sollen. Hr. Dr. G. E. Heimbach hat dasselbe auch im *Cod. Vatic. 852.* gefunden, woraus der Herausgeber einige Varianten angiebt, so wie aus dem Cod. *Paris. 1352*, welcher nicht ganz mit dem Fabrotischen Texte übereinstimmt. Da sich dieses Prooemium gewöhnlich auch vor der glossirten Synopsis findet, so hätten noch manche Handschriften darüber verglichen werden können. So z. B. steht es, wie Ref. durch seinen Freund, Hrn. Dr. E. Zachariä, erfahren hat, auch in den Codd. reg. Paris. 1351 und 1385 A. (Da bekanntlich der Verfasser dieses Prooemium die Digesten eigentlich Hadrian zuschreibt, so will Ref. hier nur bei Gelegenheit bemerken, dafs in einem bisher noch nicht gekannten byzantinischen Rechtsbuche, Ἐπιτομὴ τῶν νόμων betitelt — wovon Herr GJR. Biener eine Abschrift besitzt, und welches Hr. Dr. E. Zachariä noch in andern Handschriften gefunden, dessen Güte Ref. die Kenntnifs desselben verdankt, — zwar nicht derselbe Irrthum begangen wird, aber doch die Hadrianische Arbeit über das Edict ganz neben die Justinianische gestellt wird. Um jenes Mifsverständnifs nur einigermafsen zu erklären, hat man seither immer an die Arbeit von Salvius Julianus gedacht, von der Justinian auch spricht. Sollte man aber vielleicht nicht eher an das Ertheilen des jus respondendi von Seiten Hadrian's denken, besonders wenn man damit die von den Herren HR. Puchta und OAR. Blume versuchte Erklärung des sogenannten Citirgesetzes in Verbindung bringt?)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 67. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Basilicorum Libri LX. ed. C. G. E. Heimbach.

(Fortsetzung.)

Ref geht nun zur Frage über, ob der Hr. Herausgeber bei seiner Ausgabe auch wirklich alle Hülfsmittel benutzt habe, welche sie zu einer kritisch möglichst vollkommenen machen können? Ref. versteht unter diesen Hülfsmitteln nicht blos Handschriften der Basiliken, sondern auch alle diejenigen byzantinischen Rechtsbücher, welche mittelbar oder unmittelbar aus den Basiliken geschöpft haben; denn dafs diese für die Kritik unsers Basilikentextes von nicht geringer Wichtigkeit seyen, fällt in die Augen und ist auch insbesondere vom Hrn. Herausg. in seinem Büchlein: *de Basilicorum origine, fontibus etc. Lips.* 1825. anerkannt worden. Aber auch damit möchte Ref. die Zahl der zu benutzenden Hülfsmittel noch nicht abschliefsen, sondern dahin ferner diejenigen rechnen, welche mit den Basiliken aus derselben Quelle geschöpft haben oder doch geschöpft haben können. Dem Ref. schwebt hierbei das Bild der Schrader'schen Ausgabe der Institutionen vor; diese hat uns vor Augen geführt, um wie Vieles die Kritik durch einen solchen sorgfältigen Apparat weiter gefördert wird. Es wird daher Reftn. nicht der Vorwurf einer ungerechten, übermäfsigen Anforderung gemacht werden können, wenn er verlangt, dafs auf eine Ausgabe der Basiliken jetzt ein ähnlicher Fleifs, eine ähnliche Sorgfalt verwendet werde; am Wenigsten aber befürchtet er den Einwand, dafs ein solcher Fleifs, eine solche Arbeit hier nur bei Weitem geringeren Vortheil der Wissenschaft bringen könnten, der mit der Mühe selbst in keinem Verhältnisse stünde. Denn wenn dies auch wahr wäre, was Ref. aber geradezu nicht zugegeben haben will, so ist er doch der Meinung, dafs Jeder, der sich den Arbeitern im Felde der Wissenschaft zugesellt, verpflichtet sey, auf jede Weise die Ernte, und wäre es auch nur um ein Körnchen, reicher zu machen.

Welche Handschriften der Basiliken der Hr. Herausg. benutzt habe, haben wir schon oben erwähnt. Sind dies aber auch alle, welche er hätte benutzen sollen? Dies ist

Digitized by Google

eine Frage, die Ref. nur stellen, nicht aber beantworten kann, da er durchaus keine bessern Nachrichten von der Existenz noch andrer hierher gehöriger MSS. hat, als der Hr. Herausg. selbst haben kann. Dafs er aber diese Frage nicht auf das Geradewohl stelle, mögen folgende Notizen, auf die er hier und dort gestofsen, beweisen. Nach *Montfaucon Bibl. Coisl. p. 113. 114.* enthält der *Cod. Coisl. 39.* unter andern ein Stück, welches vielleicht hierher gehören könnte: „ἐκ τοῦ Ἰουστινιανου νεαρᾶς τῆς ἐν τῷ ζ' βιβλίῳ τῶν Βασιλικῶν νομίμων ἐγκειμένης;“ (Montf. sagt in der lateinischen Uebersetzung: »in libro III. Basilicorum.«) Zweifelhafter ist es, ob hierher der *Cod. Paris. reg. 1354.* gehöre, welcher nach dem *Catalog. pag. 302.* verschiedene Titel und Scholien der Basiliken, mit Lücken am Anfange und Ende, enthalten soll; denn Hr. GJR. Biener vermuthet, es wäre dies die Hervetische Abschrift einer Augustinischen Abschrift des bei *Bandini Tom. III. p. 199.* beschriebenen florentinischen MS., welches das 28. u. 29. Buch der Basiliken enthält. In sofern gehörte dann dies Stück nicht zu den bei den 12 ersten Büchern zu benutzenden Handschriften. *) Ebenso weifs Ref. nicht, was der Inhalt des *Cod. reg. 1346.* sey, bei welchem im *Catal. p. 300.* »*Excerpta e digestis et basilicis*“ erwähnt werden. **) Nach *Lambecii Comment. de biblioth. Caes. Vindob.* (*ed. Kollar.*) *lib. VI. p. 131 — 133.* sollen im *Cod. jurid. graec. XVIII.* drei Fragmente (No. 5, 9. und 12.) aus den Basiliken stehen. Nach *Hauboldi Manuale basil. p. 327.* sollen sich in der Bibl.

---

*) Nachdem dies schon niedergeschrieben, erhält Ref. durch Herrn Dr. E. Zachariä, welcher bei seinem längern Aufenthalte in Paris die griechischen MSS. genau durchsah, folgenden Aufschlufs: Der Codex 1354. (aus dem XV. Jahrhundert) enthält wirklich das 28. u. 29. Buch der Basiliken mit sehr vielen Scholien, und ebenso das 45—48. Buch, aufserdem einen Index der Bücher 45—49. Die erste und die zweite Hälfte des Cod. scheinen von verschiedenen Händen geschrieben zu seyn. Der Cod. ist ein wahres Durcheinander, weil der Schreiber aus einzeln gefundenen Blättern oder aus einem zerrissenen Codex abschrieb, und zwar hintereinander, wie er die Blätter auffand. Marginalnachweisungen geben die zu befolgende Ordnung an. Die Scholien sind meistens hinten an geschrieben; einmal ist auch der Text weitläufig geschrieben und enthält Interlinearglossen, wahrscheinlich als eine Art Facsimile.

**) Dieser Codex enthält die Synopsis, Novellen byzantinischer Kaiser u. dergl. (Mittheilung von Hrn. Dr. Zachariä.)

Digitized by Google

Medic. Laurent. in Florenz Bruchstücke aus dem zweiten Buche der Basiliken vorfinden. Und in *Montfaucon bibl. bibl. p. 197.* steht in dem *Catalog. lib. MSS. Archivi basilicae sancti Petri* folgende auf ein Basilikenbruchstück hinweisende Notiz: »*In MSS. istis ex Calabria advectis occurit item fragmentum basilicorum.*« Keines dieser MSS. geschieht in der Ausgabe Erwähnung. Es wäre nun wohl möglich, dafs der Hr. Herausgeber sich vergewissert habe, die Nachricht von allen diesen Fragmenten sey falsch, oder sie existirten nicht mehr, oder sie gehörten zu den erst später herauszugebenden Büchern. Es wäre aber doch gut gewesen, wenn er uns Andere auch darüber belehrt hätte, etwa in der Vorrede. Ueberhaupt möchte Ref. glauben, es würde für die Ausgabe ersprieſslicher gewesen seyn, wenn der Hr. OAR. mit dem Drucke erst dann hätte beginnen wollen, nachdem er alle zur ganzen Ausgabe aller Bücher dienenden Materialien beisammen gehabt hätte. Wenigstens wäre es zu wünschen gewesen, dafs er uns eine genaue Beschreibung der sämmtlichen MSS. gegeben, die er bei der künftigen Ausgabe zu befolgen sich vorgenommen. Die Arbeit wäre leicht gewesen, und nicht nur Jedem, der daran ein Interesse haben kann, angenehm, sondern auch für die Ausgabe selbst nützlich. Denn diejenigen, welche mit der Manuscriptenwelt in näherer Berührung stehen, hätten dann leichter aus ihren eigenen Anschauungen dem Hrn. Herausg. gleich sagen können, welche Hülfsmittel er übersehen, und wo er sie zu suchen habe. Aber auch ein andrer Vortheil würde nothwendig daraus erwachsen seyn. Der Hr. Herausgeber hätte uns nämlich bei jeder Handschrift doch auch den Charakter derselben angeben müssen; und das wäre vielleicht nicht ohne Einfluſs auf die Textesconstituirung geblieben. Ref. will sich näher erklären. Wir haben das Unglück, kein Manuscript zu besitzen, das die Basiliken vom Anfang bis Ende enthält, sondern nur solche, welche einzelne, mehr oder weniger, Stücke derselben umfassen. Wären alle diese Manuscripte aus Einer Urhandschrift geflossen, so hätte dies am Ende nicht so sehr viel zu bedeuten. Nichts weniger aber als dies. Denn wenn man gerade auch nicht an eine ganz neue Revision der Basiliken glaubt, so wird doch Niemand behaupten wollen, dafs der Basilikentext überall und immer ganz derselbe gewesen sey; nicht nur die Allegate aus den Basiliken in älteren byzantinischen Rechtsbüchern, sondern auch die Handschriften selbst würden ihn eines Andern belehren. Der Eine schrieb die Basiliken genauer ab und vollständiger, der

Digitized by Google

Andere machte oft nur Auszüge. Dies mufs sich bei sorgfältigem Studium der HSS. erkennen lassen; und dies ist es, was Ref. vorhin den Charakter der HSS. nannte. Es ist in die Augen fallend, dafs bei der Textesconstituirung hierauf viel, sehr viel Gewicht zu legen sey; läfst man dies unberücksichtigt, so werden gewifs manche Mifsgriffe die Folge davon seyn. Wer sieht nicht schon aus dem, was Fabrot gegeben, und was jetzt unsere neue Ausgabe liefert, (und eigenes Anschauen der HSS. mag hier noch bedeutend wirksamer seyn!) dafs der Cod. reg. 1352. und der Cod. Coisl. 151. innerlich ganz verschieden seyen? Dürfte man nun wohl aus Beiden zusammen Einen Text construiren? Gewifs nicht ohne die gröfste Vorsicht! Ref. vermifst nun am mehrsten die Darlegung des Princips des Hrn. Herausgebers, welches Derselbe in dieser Hinsicht bei den 12 ersten Büchern befolgt habe und bei den folgenden befolgen werde. Auch ist es ihm unmöglich geworden, aus der Ausgabe selbst ein solches Princip herauszufinden, ausgenommen dafs, was schon oben erwähnt worden ist, bei den 6 ersten Büchern weniger Rücksicht auf Fabrot (also auf den Cod. reg. 1352.) genommen wurde, als bei den übrigen. In der Vorrede (p. XII) sagt nämlich der Hr. Herausg., er habe lieber Einem Codex, der den Text vollständiger und weniger lückenhaft gebe, folgen wollen, als aus diesem und dem Fabrotischen Codex den Text componiren. Wie aber verfuhr er bei den folgenden Büchern? Sollte hier nicht ein wenig Willkür vorherrschen? —

Dafs es auch in dem Plane des Herausgebers gelegen, die andern Hülfsmittel, deren vorhin Erwähnung geschehen, zu gebrauchen, schliefst Ref. daraus, dafs in der Ausgabe wirklich manchmal eine Benutzung derselben sichtbar ist; besonders werden oft Theod. Hermopolita und die Synopsis mit ihren Varianten angeführt, die übrigen dagegen seltener. Da der Herausgeber in der Vorrede hierüber sich nicht erklärt, Ref. aus den einzelnen, sparsamen Citaten dieser andern byzantinischen Rechtsquellen auch durchaus nicht erkennen konnte, ob ihrer Auswahl ein gewisses Princip, und welches? zu Grunde liege: so sollte er fast glauben, dafs mehrstens nur der Zufall dabei entschieden habe. Ref. hat die Arbeit unternommen, aus denjenigen Rechtsbüchern, deren Benutzung ihm möglich war, nachzuweisen, wie sehr sie der Hr. Herausg. vernachlässigt habe; eine Arbeit, für deren Mühseligkeit er sich hinlänglich belohnt finden wird, wenn es ihm gelingen sollte, den Hrn. OAR. zu vermögen, bei der Fortsetzung

Digitized by Google

seiner Ausgabe jene Hülfsmittel etwas mehr zu beachten. Vielleicht könnte diese Arbeit als Nachtrag zu unserm ersten Bande auch an sich irgend einen Werth haben.

Lib. I. Tit. 1. — Cap. 1. Die ganze erste Periode dieses Capitels, deren Quelle unbekannt ist, steht auch bei *Balsamon* im Schol. zu *Photii Nomocan. tit. 1. cap. 1.* (Voëlli et Justelli Bibl. Tom. 2. p. 815.) und in *Attaliatae Synopsis* in Leunclavii J. G. R. Tom. 2. p. 6. Beide lesen auch, mit den not. a) citirten Synopsis und Theod. Hermop., ὁ γὰρ statt ὁ δὲ. Einen Auszug aus dem folgenden Theile dieses Cap. geben der Nomocanon von *Joh. Antiochenus* (Voëll. Tom. 2. p. 644.), die *Coll. Const. Eccl. V, 1.* *) (Voëll. ib. p. 1232.) und deren *Parat. V.* (Voëll. p. 1290.) — *Cap. 2.* Den Anfang dieses Cap. hat *Attaliata a. a. O.*, welcher aber so liest: »Μηδεὶς τοῖς τῶν αἱρετικῶν μυστηρίοις ἀνεῴχθω τόπος,« und gewifs besser! Einen Auszug aus diesem Capitel liefern die *Coll. Const. Eccl. I, 2.* und die *Parat. a. a. O.* — *Cap. 3.* Auf den in der *Coll. Const. Eccl. I, 3.* von diesem Cap. gegebenen Auszuge folgt unsere ganze Stelle (Voëll. T. 2. p. 1233.), wobei zu bemerken ist, dafs sie auch nur gerade soviel enthält, als in die Basiliken aufgenommen ist; die Varianten sind nicht bedeutend; ἀκεάς für ἀκοάς ist wohl ein Druckfehler! — In den angef. *Parat. III. u. V.* (Voëll. ib. p. 1265. 1290.) findet sich eine kurze Andeutung des Inhalts. — *Cap. 4.* Den vollständigen griechischen Tezt der *L. 4. C. de summ. trin.* (*I, 4.*), aus welcher dies Cap. entnommen ist, giebt *Leunclav. Not. lib. II.* (Otto thes. T. 3. p. 1535.), Auszüge dagegen die *Coll. Const. Eccl. I, 1. 4*, die *Synopsis* und *Matthaei Monachi s. Blastaris Syntagma Lit. D. cap. 5.* (in *Beveregii Synod. Tom. 2. P. 2. p. 94. 95.*) — *Cap. 5.* findet sich auch in der *Coll. Const. Eccl. I, 7.* (Voëll. ib. p. 1234. 1235.) mit mehreren beachtungswerthen Varianten; ein Auszug in den *Parat. I, 5.* (ib. p. 1290.) — *Cap. 6. und 7.* stehen in *Coll. Const. Eccl. I, 7.* (ib. p. 1235—1238.), mit manchen Abweichungen. — Von *Cap. 32.* steht ein Stückchen, aber mit andern Worten, in *Balsam. ad Phot. XII, 3.* (ib. p. 1067.) — *Cap. 49, 50 u. 51.* werden von *Balsam. ad Phot. IV, 13.* (Voell. a. a. O. p. 913. 914.) als das 45. Cap. dieses Buchs citirt. In Cap. 51. steht μήτε st. μήδε, und ἐχέτω, wie im Cod. Coisl. in not. y.)

*) Ueber das Verhältnifs der *Coll. Const. Eccl.* zu den Basiliken, besonders in Hinsicht auf die ersten 13 Titel, vgl. Biener Gesch. d. Nov. S. 186.

Digitized by Google

Lib. II. Tit. 1. Der Anfang von *Cap. 1.* steht bei *Matth. Monach. s. Blastar. Synt. Lit. N. c. 7.* (Bevereg. a. a. O. p. 198.), welcher gerade wie die not. mm) citirte Synopsis liest. — *Cap. 10.* steht in der sogenannten *Ecl. Leon. I, 5. 6 u. 7.* (*Leunclav. J. G. R. Tom. 2. p. 83.*) und in *Matth. Mon. Synt. Lit. D. cap. 6.* (Bevereg. a. a. O. p. 95.), welche beide σταθηρὰ καὶ διηνεκὴς βούλησις lesen für σταθ. βουλ. κ διην.; im §. 1. läfst die Leunclavische *Ecloga* das zweite praeceptum juris, ἄλλον μὴ βλάπτειν, weg. — *Cap. 13—19.* stehen in der *Ecl. Leon. I, 1—4.* (Leunclav. a. a. O. p. 82.) und in *Matth. Mon. Synt. Lit. N. c. 7.* (Bevereg. a. a. O. p. 198.); im Cap. 17. lesen beide παρορῶσι statt παραβαίνουσι; ebenso geben Beide merkwürdiger Weise den Inhalt des Cap. 18. ganz mit denselben Worten an, wie die not. pp) citirten Theod. Hermopol. und Synopsis; im Cap. 19. liest die Ecloga περὶ τῶν καθ' ἕκαστα statt περὶ τοῦ καθ' ἕκαστον, und διατίθενται statt des einfachen τίθενται. — *Cap. 23.* steht in *Ecl. Leon. II, 9.* — *Cap. 36.* findet sich bei *Matth. Mon. Lit. N. c. 7.* (Bevereg. a. a. O. p. 198.) — *Cap. 41.* (in der Synopsis cap. 32.) steht in der sogenannten *Ecl. Leon. II, 10 u. 11.* (Leunclav. a. a. O. p. 84.), bei *Balsam. ad Phot. I, 3.* (Voëll. a. a. O. p. 819), bei *Matth. Mon. Lit. E. c. 4.* (Bevereg. a. a. O. p. 113.), und bei *Harmenop. I, 1. 33,* mit folgenden Varianten: ἐλλείπει statt ἐκλείπει, Bals.; wie Fabrot in not. f., so auch Bals.; πράγμασι fehlt bei Bals., Harmenop.; die Ecl. liest ganz abweichend: „ἀκολουθεῖν δεῖ τοῖς παραπλήσιον ἔχουσι τῷ ζητουμένῳ." Matth. dagegen: „τοῖς μᾶλλον πλησιάζουσι καὶ ἐοικῶσι τῷ ζητουμένῳ." Dann: τότε νόμιμον statt τότε τὸ νόμιμον, Bals. und Harmenop.; κρατεῖ καὶ (not. g.) fehlt auch bei Bals. und Harmenop.; den §. 1. nennt Bals. θέμα β' und den §. 2. θέμα ς'; σύνθεσις statt θέσις, Harmenop.; das αὐτοῦ nach ἀναίρεσις fehlt bei Bals.; τοῦτ' ἔστιν ἀχρησίας mit Auslassung des Artikels τῆς vor ἀχρ., Harmenop.; die Ecloga liest immer ἀχρηστία. — *Cap. 42.* bei *Balsam. a. a. O.*, welcher auch das Scholion zu diesem Cap., das er dem *Stephanus* zuschreibt, mittheilt. Er sagt nämlich: „διδάσκει δὲ ὁ Στέφανος ἐν τῷ μβ' κεφ. διδασκαλίαν ἀρίστην καὶ λύει τὰς περὶ ἀγράφου συνηθείας ἐναντιοφανείας, λέγων οὕτως· ἡ χρονία συνηθεία τότε ὡς νόμος κρατεῖ, ὅτε μὴ ἐγγράφῳ διαμάχηται νόμῳ. Καὶ μὴ νόμιζε τοῦτο ἐναντίον εἶναι τῷ τέλει τοῦ προλαβόντος διατάγματος (in marg. δηγέστου). ἐκεῖ μὲν γὰρ περὶ ἀσυνηθείας u. s. w., das Folgende im Ganzen, wie in unserm Texte, jedoch mit diesen

Digitized by Google

Varianten: αὐτὴ statt αὕτη; — εἰςάγει νόμιμον statt εἰςάγει νόμον; — εἰ παλαιῷ τινὶ νόμῳ μάχηται, besser als das im Texte stehende: εἰ προβάλλεται νόμος; — ferner οὐ μὴν καὶ ἐναντίως κεχρῆσθαι, besser als wenn, wie im Texte, das καὶ fehlt. Am Ende heifst es, verschieden von der jetzigen Lesart: »Σημείωσαι οὖν τὴν τοιαύτην διδασκαλίαν ὡραίαν οὖσαν καὶ ἐν τοῖς δικαστηρίοις συχνάζουσαν.« — *Cap.* **63.** findet sich gleichfalls bei *Balsam. a. a. O.* und bei *Harmenop. I, 1. 20,* welcher Letztere die Worte τινὸς πόλεως ἢ ἐπαρχίας wegläfst und δοκιμασθεῖσα statt ἀμφισβητηθεῖσα liest; auch in der sogenannten *Ecl. Leon. I, 12,* wo χρώμεθα für κεχρήμεθα steht. — *Cap.* **44.** bei *Balsam.* und *Ecl. Leon. a. a. O.,* welche, wie die Synopsis in not. ll), πολλοῖς ἐνιαυτοῖς lesen. — *Cap.* **45.** ebenfalls bei *Balsam. a. a. O.*

Lib. II. Tit. II. Bei diesem Titel (περὶ ῥημάτων σημασίας) hat sich der Hr. Herausgeber (wie Hr. Prof. Witte bei dem folgenden Titel) die Mühe genommen, zu zeigen, aus welchen Quellen Fabrot, der diesen Titel in seinem MS. nur unvollständig vorfand, ihn zu ergänzen suchte; und es ist ihm auch wirklich gelungen, überall diese Quellen ausfindig zu machen, mit Ausnahme der Cap. 69, 88 und 99. (Denn dafs das Cap. 132. von Fabrot aus *Eustathius* genommen sey, bemerkte der Herr Herausgeber noch nachträglich in der Vorrede zur ersten Lieferung). Was das Cap. 88. anbetrifft, so hätte er die Fabrotische Quelle leicht in *Harmenop. de V. S.* §. 7. (Meerman thes. Tom. 8. p. 364.) finden können; Reitz giebt dort wenigstens MSS. an, die Fabrot wohl benutzt haben konnte. Uebrigens wünschte Ref., dafs alle anderen Titel mit der gleichen Sorgfalt ausgearbeitet worden wären, welche der Hr. Herausg. auf diesen verwandt hat. Folgende Nachlese bleibt aber doch übrig. *Balsamon ad Phot. Nomoc. II, 1.* (Voëll. Tom. 2. p. 879.) giebt die 4 ersten Zeilen des *Cap.* **15.** (bei Balsam.: cap. 17.) mit derselben Lesart wie Fabrot, nur dafs bei ihm das not. m) bezeichnete, bei Fabrot fehlende δὲ wirklich steht. Balsamon liest aber, was nicht hätte übersehen werden sollen: οἷον αἱ οὐσίαι, statt des weniger guten: οἷον τὰς οὐσίας. Schon Reitz bemerkte, dafs der Accusativus hier unrichtig sey. Derselbe *Balsam. ad Phot. IV, 10.* (Voëll. ib. p. 910.) hat auch *Cap.* **24.** (bei ihm Cap. 26.), wo er aber statt τῆς κλοπιμαίας δούλης ohne Artikel κλεψιμαίας δ. liest. — *Cap.* **70.** *pr.* hat auch *Harmenop. de V. S.* §. **24.** und liest, wie die not. c. Angeführten, μετὰ statt τὰ. — *Cap.* **139.** steht bei

Digitized by Google

Balsam. ad Phot. XIII, 5. (Voëll. ib. p. 1110.), welcher, wie der not. u. cit. Theod. Hermop. die Lesart *νομίμου* statt *νομίμως* hat. — Bei *Cap. 172. pr.* wird zwar *Harmenop. de V. S. §. 2.* angeführt, allein ohne zu bemerken, dafs bei ihm die ganze Stelle von unserm Texte völlig verschieden ist, nämlich: »*Τῷ ὀνομάτι τῶν χρημάτων οὐ μόνα τὰ χρήματα, ἀλλὰ καὶ πάντα τὰ κινητὰ καὶ τὰ ἀκίνητὰ καὶ τὰ σωματικὰ καὶ τὰ δικαία δηλοῦται.*« — Bei *Cap. 209. §. 1.* hätte hinzugefügt werden sollen, dafs *Harmenop. de V. S. §. 16.* *ποιῆσαι* statt *ποιήσει* und *προσθείς* statt *προστιθείς* hat. — *Cap. 210.* bei *Harmenop. §. 8*, welcher statt *περιέχεται* liest *περιέχονται*. — Bei *Cap. 233. §. 3.* hätte hinzugesetzt werden müssen, dafs *Harmenop. §. 27.* *ὄντως* statt *ὅλως* hat. — *Cap. 237. §. 1.* steht auch bei *Harmenop. I, 12. §. 65.* — Uebrigens liefert jetzt der *Cod. Coisl. 151.* in diesem Titel eine Menge ganz neuer oder doch vollständigerer Basilikencapitel, nämlich folgende (wenn Ref. keins übersehen hat): das Cap. 54. §. 1, 55, 66, 79, 84, 89, 93. §. 1, 103, 105, 111, 114, 116, 118, 121, 122, 123, 128, 130, 131, 134, 135, 137, 142, 145, 148, 150, 151. §. 1, 154, 157, 160, 161, 163, 170, 173, 176, 178, 180, 182, 192, 195, 197, 201, 202, 204, 219, 220, 223, 228, 230. §. 3. —

Lib. II. Tit. III. Im Jahre 1826 hat Hr. Prof. Witte diesen Titel, nachdem er den *Cod. Coisl. 151.* verglichen hatte, herausgegeben. Es hat darum Hr. OAR. Heimbach hier diese Witte'sche Ausgabe mit ihren auf den griechischen Text sich beziehenden Anmerkungen wieder abdrucken lassen; was jedenfalls sehr zu billigen ist, da jene Ausgabe anerkanntermafsen mit dem gröfsten Fleifse bearbeitet ist. Der Hr. Herausg. selbst hat hie und da einige Bemerkungen, die sich auf Theodor. Hermopolita (welchen Hr. Prof. Witte nur bis zum 150. Cap. kannte) und die spätern im Cod. Coisl. 152. befindlichen Scholien beziehen, nachgetragen. Folgendes scheint aber übersehen zu seyn: *Cap. 9.* steht bei *Hermenop. I, 15. §. 6.* — *Cap. 41: ib. I, 15. §. 7.* — *Cap. 59: ib. V, 8. §. 54.* — *Cap. 67: ib. I, 15. §. 9.* — *Cap. 85. §. 1.* steht auch bei *Balsam. ad Phot. XIII, 2.* (Voëll. a. a. O. p. 1079.), welcher ebenso wie der not. s) cit. Matthaeus (dessen Abweichung gleichwohl nicht angegeben ist) *ἀχνροῦντας* statt *ἀχνροῦται* liest. — *Cap. 100.* steht noch einmal bei *Harmenopulus*, nämlich *I, 1. §. 22.* — *Cap. 107: ib. I, 14. §. 2.* — *Cap. 111: ib. I, 12. §. 35.* — *Cap. 122: ib. I, 18. §. 12.* — *Cap. 152: ib. I, 11. §. 14.* — *Cap. 170: ib. I, 4. §. 36.* —

Digitized by Google

Bei *Cap. 183.* ist Balsamon zwar angeführt, jedoch ohne die Angabe, dafs er wie die Synopsis in not. c) liest. — *Cap. 192. §. 1.* steht bei *Harmenop. I, 15. §. 10.* — *Cap. 197.* wird vom *Schol. ad Basil. lib. II. tit. 1. cap. 10,* von *Demetrius Syncellus* (Leunclav. J. G. R. Tom. 1. p. 404.), von *Balsam. Meditat.* (Leuncl. eod. p. 487. 489.) angeführt. — *Cap. 198.* endlich steht mit der not. c) angegebenen Lesart bei *Harmenop. V, 12. §. 53.*

Lib. II. Tit. IV. Cap. 7. steht bei *Harmenop. I, 1. §. 40.* — *Cap. 8: ib. I, 1. §. 41 u. 42.* — *Cap. 9: ib. I, 1. §. 43.* — *Cap. 21: ib. I, 1. §. 44.*

Lib. II. Tit. V. Mit einigen Veränderungen findet sich der Inhalt des *Cap. 7.* bei *Harmenop. I, 1. §. 30.*

Lib. II. Tit. VI. Cap. 1. hat *Harmenop. I, 1. §. 39.* — *Cap 2.* steht *ib. I, 1. §. 28.* — *Cap. 5: ib. I, 1. §. 31.* — *Cap. 6:* mit einigen Varianten *ib. I, 1. §. 27.* — *Cap. 9: ib. I, 1. §. 32.* — *Cap. 17: ib. I, 1. §. 29.* — Bei *Cap. 20.* hätte angegeben werden können, dafs sich einige Worte davon bei *Balsamon ad Phot. VIII, 1.* (Voëll. a. a. O. p. 929.) finden.

Lib. III. Tit. I. Bei *Balsamon ad Phot. I, 20.* (Voëll. a. a. O. p. 838.) findet sich *Cap. 3.* ganz wörtlich; nur steht nach den Worten *πόλεως οἱαςδήποτε* noch *τινος*; auch fehlen hier, wie im Cod. Coisl. (not. b.) die Worte: *ἀντιγραφῆς ἢ.* — *Cap. 4.* Man vergleiche wegen der Uebereinstimmung mit der Coll. Const. Eccl. Witte, die *leges restitutae* des justin. Codex. Breslau 1830. S. 17. 25. 118. — Von *Cap. 8.* ist der erste Theil (aus Nov. 123. cap. 1.) als Cap. 7. bei *Balsam. ad Phot. I, 23. 28.* (Voëll. a. a. O. p. 841 u. 848.), der zweite (aus dem Cap. 2. derselben Novelle) als Cap. 8. bei Ebendemselben *ad Phot. I, 8.* (Voëll. p. 828.) Auch die sogenannte *Eclog. Leon. VIII, 3.* (Leunclav. J. G. R. Tom. 2. p. 93.) und *Harmenop. Append. tit. 4.* haben dasselbe zum Theile. Ein Auszug davon aber steht bei *Matth. Mon. Synt. Lit. X. c. 1.* (Bevereg. Synod. a. a. O. p. 260.) Aus diesen Quellen schöpfen wir folgende abweichende Lesarten: *γίνηται* st. *γένηται* Bals. — *ψήφισμα* statt *ψηφίσματα* Bals. — *λογίων* für *λόγων* Bals. — *ὅτι τε οὐ* statt *ὅτι οὔτε* Ders. — *οὔτε διὰ φιλίαν* statt *ἢ φιλίαν* Ders. — *οἱανδήτινα* statt *οἱανδήποτε* Ders. — *τούτους εἶναι ἐπελίξοντο* statt *εἶναι τούτους ἐπελίξαντο* Eclog. — *ὅτι οὐδὲ γαμετὰς οὐδὲ παῖδας ἴσασι τινὰς ἐξ αὐτῶν ἔχειν, ἢ παλλακὴν ἢ παῖδας φυσικούς* statt: *ὅτι οὔτε γαμετὴν ἔχειν ἢ παλλ. ἢ π. φυσ. γινώσκουσιν αὐτοὺς ἰσχηκέναι ἢ ἔχειν,* Eclog. — *ἀποζευχθεισας . . . . . ἀπηγε-*

Digitized by Google

ρενμένους statt ἀποζευχθεῖσαν . . . . . ἀπηγορευμένην Eclog. Das Folgende bis zu den Worten ψηφίσμασιν φυλαττομένης fehlt in der Ecloga; — πολιτευόμενον (so liest auch Haloander) statt βουλευτὴν Bals. — ἐτῶν statt ἐνιαυτῶν Ders. — Die nach not i) bei Fabrot fehlenden, aus dem Cod. Coisl. aber ergänzten Worte finden sich auch bei Balsamon; dieser aber liest οὕτω statt οὕτως — ἰδιόχειρον δὲ ὑπέχειν statt ὅρκον δὲ ὑπέχειν Eclog. —; auch die Ecloga hat das in not. l) bezeichnete καὶ — δέδωκεν ἢ ὑπήχετο statt δέδωκέ τε ἢ ὑπέσχετο Eclog. —; die Worte εἰς αὐτὸν fehlen vor ποιησαμένοις in der Ecloga, welche auch γενομένης χειροτονίας für γενησομένης χ. liest; — ποιήσῃ statt ποιήσεται Bals. — μέλλων ποιεῖν statt μέλλων ποιεῖσθαι Ders. — εὕρῃ statt εὕροι Ders. —; auch Bals. hat παρὼν, wie der Cod. Coisl. (not. p.) — ἀποφεύγῃ statt ἀποφύγῃ Ders. — τῆς ἱερωσύνης ἐκβαλλέσθω statt τ. ἱερ. ἐξωθείσθω Ders. — *Cap. 9.* ist, mit Ausnahme der letzten drei Zeilen, von *Balsam. ad Phot. I, 5.* (Voëll. a. a. O. p. 823.) aufgenommen; auch bei ihm ist es das neunte Capitel (s. not. rr.). Von da an, wo es aus Nov. 123. cap. 3. entnommen ist, steht es auch in *Ecl. Leon. VIII, 6.* (Leunclav. a. a. O. p. 93.) und bei *Matth. Mon. Synt. Lit. X. cap. 28.* (Bevereg. a. a. O. p. 269.), aber auch hier mit Weglassung der drei letzten Zeilen. — *Cap. 11.* steht ebenfalls (jedoch wieder ohne den letzten Satz) bei Balsamon ad Phot. I, 36. (Voëll. a. a. O. p. 858.), und auch er nennt es Cap. 11. (s. not. cc.) Einen Auszug des zweiten Satzes liefern *Attaliata Synops. III, §. 8.* und *Harmenop. V; 11. §. 22.* — *Cap. 15.* und *16.* stehen bei *Matth. Mon. Synt. Lit. A. cap. 9.* (Bevereg. a. a. O. p. 28.), mit mehreren abweichenden Lesarten. — Von *Cap. 19.* steht der erste Satz bis zu den Worten: διανίστασθαι δοξολογίαν bei *Balsam. ad Phot. III, 1.* (Voëll. a. a. O. p. 898.), ohne irgend eine Variante. Bei Balsamon ist dies das 21. Capitel. Derselbe Satz findet sich auch bei *Matth. Mon. Synt. Lit. H. cap. 35.* (Bevereg. a. a. O. p. 140.) — Aus *Cap. 20.* giebt einen Auszug ders. *Matth. lit. K. cap. 35.* (Bevereg. a. a. O. p. 167. 168.) — Auch *Cap. 21.* hat *Balsam. ad Phot. IX, 9.* (Voëll. a. a. O. p. 970.), und zwar ganz. Bei ihm führt es die Zahl 24. Ferner steht es in der *Ecl. Leon. IX, §. 5.* (Leunclav. a. a. O. p. 96), bei *Matth. Mon. Synt. Lit. A. cap. 18.* (Bevereg. a. a. O. p. 37.) und bei *Harmenop. App. Tit. IV. §. 16.* Folgende, zum Theile bedeutende, Abweichungen von unserm Texte finden sich in diesen Quellen: χωρίζειν statt ἀφορίζειν Eclog., Matth.

Digitized by Google

und Harmenop. — δειχθείη statt δειχθῇ Eclog. und Harmenop. — χωρίσῃ statt χωρίσοι Bals. und Harm.; χωρίσει Matth. — δειχθείη κεχώρισθαι statt ἐχωρίσθη Harmenop. — λυόμενος statt λυομένου Eclog., Matth. und Harmenop. — τοῦ δεσμοῦ statt τοῦ χωρίσμου Balsam. und Harmenop. — Statt des in unserm Texte so lautenden Satzes: »ὁ δὲ ἀδίκως τινὰ τῆς ἁγίας χωρίσαι κοινωνίας ὑπο τοῦ ἱερέως, ὑφ' ὃν τέτακται, χωρισθήσεται τῆς κοινωνίας« u. s. w., steht in der Ecloga: »ὁ δὲ χωρῆσαι τολμήσας, πᾶσι τρόποις ὑπὸ τοῦ μείζονος ἱερέως τῆς ἁγίας ἀξιούσθω κοινωνίας;« bei Balsamon aber: »ὁ δὲ ἀδίκως τινὰ τῆς ἁγίας κοινωνίας τολμήσας χωρίσαι, πᾶσι τρόποις" und dann wie im Texte, also ganz ähnlich der in not. h) angegebenen Lesart des Cod. Coisl.; Matthaeus hat: »ὁ δὲ ἀδίκως τινὰ ταύτης χωρίσαι τολμήσας ὑπο τοῦ ἱερέως« u. s. w.; Harmenopulus endlich liest: »ὁ δὲ χωρὶς αἰτίας δικαίας χωρίσαι τολμήσας, πᾶσὶ τρόποις« u. s. w. — συνίδῃ statt συνίδοι Bals. und Matth.; συνείδῃ Harmenop.; vgl. not. i). — *Cap.* **23.** steht (als Cap. 26.) bei *Balsam. ad Phot. IX*, **10.** (Voëll. a. a. O. p. 972.), und zwar ganz mit denselben Zusätzen und Versetzungen, welche nach not. l) und m) im Cod. Coisl. vorkommen. — *Cap.* **24.** findet sich (als Cap. 27, wie bei Theod. Hermop., nach not. mm)) bei *Balsam. ad Phot. I*, **23.** (Voëll. a. a. O. p. 840.), mit der Abweichung, dafs οὐ φυσικὸν ἔσχον ἢ ἔχουσι παῖδα gelesen wird statt οὐδὲ φύσει ἔσχον ἢ ἔχουσι παῖδας. — *Cap.* **25.** steht bei *Balsam. ad Phot. I*, **23.** (Voëll. a. a. O. p. 847) als Cap. 28; den letzten Satz dieses Capitels (διακόνισσαν δὲ u. s. w.) führt er als Cap. 29. an. Ausführlicher steht es in *Eclog. Leon. VIII*, §. **7—10.** (Leunclav. a. a. O. p. 94.) Auch findet es sich bei *Matth. Mon. Synt. Lit. H. cap.* **2.** (Bevereg. a. a. O. p. 141.), wo es aber abweichend heifst: οὐδὲ διάκονον τῶν εἴκοσι πέντε, καὶ ὑποδιάκονον τῶν εἴκοσι. — *Cap.* **29. 30. 31.** finden sich in der *Ecl. Leon. VIII*, §. **13. 14.** (Leunclav. a. a. O. p. 94. 95.) und bei *Balsam. ad Phot. I*, **24.** (Voell. a. a. O. p. 843.), und zwar bei Letzterm als 35. und 36. Capitel. Mehrere nicht unbedeutende Abweichungen von dem Fabrotischen Texte sind hier zu beachten; z. B. stimmen beide ganz mit Dem überein, was nach not. w) im Cod. Coisl. steht. Der not. x) bezeichnete aus demselben Codex entlehnte Zusatz findet sich ebenfalls bei Balsamon. — Den letzten Satz des *Cap.* **32.** (τοὺς δὲ ἐναπογράφους κ. τ. λ.) hat *Balsam. ad Phot. I*, **34.** (Voëll. a. a. O. p. 855.), aber als Cap. 38. — *Cap.* **35.** lesen wir bei Demselben

Digitized by Google

ad Phot. I, 31. (Voell. a. a. O. p. 852.) mit der Abweichung, dafs ἀφ' οἱονδήποτε τρόπου statt ἐφ' οἱονδήποτε τρόπου steht. — *Cap. 36.* findet sich bei *Matth. Mon. Synt. Lit.* Δ. *Cap.* 8. (Bevereg. a. a. O. p. 104.) Die Hauptabweichung ist hier wohl die, dafs nach ψευδομαρτυρήσαντες noch folgende Worte eingeschoben sind: „μὴ μέντοι ὅρκῳ τὸ ψεῦδος βεβαιωσάμενοι," und nach παραδίδοσθαι noch folgender Satz: »εἰ δὲ καὶ τῷ ψεύδει τὸν ὅρκον προσέθηκαν, ὁ κανὼν αὐτοὺς προέκοψε τῆς ἱεροσύνης.« — *Cap. 37.* Hiervon steht der letzte Satz, von welchem nach not. vv) Theod. Hermopolita einen Auszug giebt, bei *Balsam. ad Phot. IX, 6.* (Voëll. a. a. O. p. 968.), ein Theil des Anfangs aber und dieser letzte Satz bei *Matth. Mon. Lit.* Δ. *Cap. 7.* (Bevereg. a. a. O. p. 97.) Die einzige Abweichung ist hier bei Beiden, dafs ὑπόθεσιν statt ἐξέτασιν gelesen wird. Ein Auszug findet sich bei *Attaliata Synops. Tit. 3.* (Leunclav. Tom. 2. p. 7.) — *Cap. 38.* steht zum Theile (bis zu den Worten: ἀντιλέγειν δυναμένου) bei *Balsam. ad Phot. IX, 6.* (Voell. a. a. O. p. 968.), und eben so weit bei *Matth. Mon. Synt. Lit.* Δ. *Cap. 7.* (Bevereg. a. a. O. p. 97.); Beide haben ἐκ τῆς αὐτῆς συνόδου statt ἐκ τῆς ἰδίας συνόδου. — *Cap. 48.* endlich findet sich — mit Ausnahme der beiden letzten Sätze — in der *Eclog. Leon. IX,* §. *17.* (Leunclav. a. a. O. p. 98.), mit folgenden zwei Abweichungen von unserm Texte: οὐχ' εὑρίσκονται (der Cod. Coisl. liest οὐ εὑρ.) statt μὴ εὑρ. — οὐ τελοῦσιν εὐχάς statt ποιοῦσιν εὐχάς. Aus grammatischen Gründen mufs wohl dem vom Herausgeber gewählten μὴ der Vorzug gegeben werden.

Lib. III. Tit. II. Bei Fabrot hat bekanntlich das dritte Buch der Basiliken nur zwei Titel, so dafs in den ersten Titel auch die Capitel der folgenden zwei Titel, so viel sich davon bei Fabrot finden, eingereiht sind. Der Cod. Coisl. aber, sowohl in seinen beiden oben erwähnten Indices, als im Texte selbst, zählt 4 Titel. Dafs dies die richtige Abtheilung sey, beweist aber auch *Balsamon. ad Phot. I, 30.* (Voell. a. a. O. p. 851.), welcher den vorletzten Satz des *Cap. 1.* dieses Titels (ὥστε θεσπίζομεν . . . . . πυλωρῶν) als §. penult. des 1. Cap. des 2. Titels anführt. Was in not. q) und r) als bei Fabrot fehlend bezeichnet wird, steht hier bei Balsamon. — Von *Cap. 2.* finden sich die drei letzten Sätze des Anfangs (von εἰ γὰρ bis ἐκκλησίας) bei *Balsam. ad Phot I, 26.* (Voëll. a. a. O. p. 845.); und hier steht wirklich, wie im Novellentexte, der Dativus τοῖς εὐλαβεστάτοις κληρικοῖς statt des Accusativus, der — wie der Hr. Herausg. in not. u)

Digitized by Google

bemerkt — gar nicht recht paſst; *συνίδῃ* statt *συνίδοι* —; *τὸ πρᾶγμα* fehlt nach *παριστaίη* — *Cap 3*, welches bei Fabrot fehlt, dagegen im Cod. Coisl. sich findet, wird von *Balsam. ad Phot. X, 1.* (Voell. a. a. O. p. 1032.) richtig als Caput ultimum dieses Titels citirt, und steht von Anfang bis zu Ende nicht nur bei ihm, sondern auch bei *Matth. Mon. Synt. Lit. E. cap. 24.* (Bevereg. a. a. O. p. 128.) Wir finden hier folgende Textesverschiedenheiten: Beide haben *οὕτως πρόσηκει τὸν κατὰ καιροὺς* statt *οὕτω πρ. τὸν κατὰ καιρὸν*; — nach *περισκοπεῖν* schiebt Balsamon noch ein *τοῦτο* ein; — *ταύτας χορηγεῖν* statt *ταῦτα* Bals., und besser; denn das Demonstrativum bezieht sich auf *δαπάνας*; — *θεραπεύειν πέφυγεν* statt *θεραπεύει* Matth.; — *κατὰ καιροὺς ἐσομένοι* statt *κατὰ καιρὸν ἐσ.* Bals —

Lib. III. Tit. III. Auch diesen Titel kennt Balsamon. Er führt die *L. 6. C. de episcop. et cleric. (1, 3.)* richtig als *Cap. 5.* dieses Titels an; *Bals. ad Phot. I, 31.* (Voëll. a. a. a. p. 852.) — Auch das *Cap. 6.* findet sich bei ihm *ad Phot. I, 34.* (Voëll. a. a. O. p. 855.), wo er, wie nach not. i) das Coislinische MS., *κεφαλιτιῶνα* für *κεφαλατιῶνα* hat. — *Cap. 8.* endlich steht wörtlich bei Ebendems. *ad Phot. X, 5.* (Voell. a. a. O. p. 1036.), mit den Abweichungen: *ἐκποιείτω* statt *ἐκποιείται* — *ὡς βούλεται* statt *ἐφ' οὓς βούλεται*, welchen beiden Ref. den Vorzug vor unserm Texte geben möchte, der ersten, weil im Folgenden überall der Imperativus steht, der zweiten, weil sie weit weniger schleppend ist.

Lib. IV. Tit. I. — *Cap. 2.* steht im Auszuge bei *Matth. Mon. Synt. Lit. M. cap. 15.* (Bevereg. a. a. O. p. 193.), welcher — wie nach not. o) der Cod. Coisl. — *χάριν* statt *σχίσιν* hat. Die beiden letzten Sätze dieses Capitels (von *τοῦ ὁσιωτάτου* bis zu Ende) finden sich, aber in umgekehrter Ordnung, bei *Balsam. ad Phot. XI, 3.* (Voëll. a. a. O. p. 1055.) — Derselbe *ad Phot. IX, 32.* (Voell. a. a. O. p. 1015.) hat auch *Cap. 3*, und zwar von Anfang bis zu Ende. Folgende abweichende Lesarten finden sich hier: *βουληθεὶς* statt *βουληθείη* — *συνίδῃ* statt *συνίδοι* — *παράσχῃ* statt *παράσχοι* — *τὸ μοναχικὸν* statt *τὸ σχῆμα τὸ μον* — auch Balsam. hat *τις*, vgl. not. w); — *κολωνὸν* statt *μισθωτὸν* — *μετὰ πραγμάτων, ὑπὲρ ὧν ἀποδειχθείη* statt *μετὰ τῶν πραγμάτων τῶν, ὑπερ δειχθείη* — *κρινεῖ* statt *κρίνῃ*; Fabrot hat das Präsens *κρίνει* — *εἰσφερέτω* statt *ἐπιφερέτω* — *ἀποδιδόσθω*, wie nach not. b) der Cod. Coisl.; — *ἔλθῃ* statt *ἔλθοι*; — die Worte, welche Fabrot hat: „*ἢ ἐν ταῖς ἐπαρ-*

Digitized by Google

χίαις,« und welche im Cod. Coisl. und Theod. Hermopolita nach not. e) fehlen, sind auch bei Balsam. weggelassen; — ἐν τοῖς ἀγροις περιέρχεται statt ἐν ἀγροῖς περιέρχηται. — Den p. 113. not. q) vom Herausgeber erwähnten Auszug der Synopsis Basil. hat auch *Harmenopul. I, 14. §. 18.* — *Cap. 4.* steht bei *Matth. Mon. Lit. M. cap. 15.* (Bevereg. a. a. O. p. 194.), welcher eben so wie der Cod. Coisl. und Theod. Hermop. (s. not. g) ἅπασι hat; die Worte: »κατὰ τὸν ὅμοιον τρόπον« sind bei ihm ausgelassen. — *Cap. 7 und 8.* werden von *Balsam. ad Phot. II, 1.* (Voëll. a. a. O. p. 889.) als Cap. 5 und 6. bezeichnet. — *Cap. 12.* Der Anfang dieses Capitels steht — als Cap. 9. — bei *Balsam. ad Phot. IX, 32.* (Voëll. a. a. O. p. 1018.) und bei *Attaliata Synops. tit. 3.* (Leunclav. J. G. R. Tom. 2. p. 7.); das Ende — als Cap. 10. — bei *Bals. ad Phot. l. c.* (Voell. a. a. O. p. 1016.) und bei *Matth. Mon. Lit. M. cap. 15.* (Bevereg. a. a. O. p. 195.) Während Balsamon ganz wie der in not. p) cit. Theod. Hermopolita liest, hat Attaliata, der im Uebrigen mit Beiden übereinstimmt, παρέχομεν statt διδόαμεν; vor den Worten τῶν εὐαγῶν μοναστηρίων haben Bals. und Matth. noch die Präposition ἐκ. — *Cap. 13.* findet sich bei *Attaliata* und *Matth. Mon.* (in den eben bezeichneten Stellen), und zwar gröfstentheils mit denselben Abweichungen, die — nach den Noten — in Theod. Hermopolita vorkommen. — *Cap. 14.* steht bei *Balsam. ad Phot. IX, 32.* (Voell. a. a. O. p. 1015), bei welchem es Κεφ ια' θέμα γ' heifst, während es bei Theod. Hermopol. — nach not. w) — Κεφ. ια' θέμα β' ist. Folgende Textesverschiedenheiten hat hier Ref. zu bemerken: βίον ἐπέλθῃ statt μετέλθοι βίον — ἔχῃ statt ἔχοι — τῶν τόπων statt τοῦ τόπου — διαφέρει statt διαφέρειν — καταλείψει statt καταλείψῃ — εὑρεθείη statt εὑρεθῇ. Einen Auszug dieses Capitels findet man bei *Matthaeus* an dem vorhin allegirten Orte. — Von *Cap. 15.* findet sich die erste Hälfte bei *Attaliata Syn. Tit. 3.* (Leunclav. a. a. O. p. 7.) mit mehreren Textesabweichungen. — Von demjenigen Theile des *Cap. 17,* von welchem der Herausgeber p. 118. not. i) spricht, giebt *Matthaeus a. a. O.* einen Auszug. — Mehrere Stellen *der Cap. 19 und 20.* enthält *Matthaeus a. a. O.*, einige ganz, andere auszugsweise.

Lib. V. Tit. I. Cap. 1. dieses Titels ist in *Attaliata Syn. Tit. 3.* (Leunclav. a. a. O. p. 7.) zu finden, jedoch in Verbindung mit ganz fremdartigen Theilen. — *Cap. 2.* dagegen steht in *Balsamonis Respons. Interr. 38.* (Leunclav. J. G. R. Tom. 1. p. 382.),

Digitized by Google

wo aber ἁγίᾳ nach ἐκκλησία ausgelassen ist. — *Cap.* **3.** ohne die zwei letzten Worte bei *Harmenop. III*, **3.** §. **38.** — *Cap.* **4.** ist ähnlich *Harmenop. II*, **5.** §. **4.** — *Cap* **5.** findet sich bei *Balsam. ad Phot. I*, **5.** (Voell. a. a. O. p. 823.) als Cap. 6. unsers Titels (was wohl auf derselben Ordnung und Abtheilung beruhen mag, nach welcher die Synopsis das Capitel, welches nach unserer Zählung das vierte ist, Cap. 5. nennt.) Balsamon liest — wie der Cod. Coisl. (not. h) — τοῦτο statt des in den Text aufgenommenen πάντα. — Woher es komme (um dies hier bei Gelegenheit zu erwähnen), dafs *Balsam. ad Phot. VIII*, **1.** (Voell. a. a. O. p. 929.) die *L.* **1.** *C. de privileg. urb. Constantinop.* (**11, 21.**), welche in *Basil. Lib.* **54.** *Tit.* **23.** *cap.* **1.** aufgenommen ist, als *Cap.* **6.** unsers Titels anführt, ist wohl schwer zu eruiren, zumal da das jetzige *Cap.* **8.** auch von ihm (Voell. a. a. O. p. 883.) als Cap. 8. angeführt wird. — *Cap.* **10.** steht bei *Bals. ad Phot. II*, **1.** (Voell. a. a. O. p. 883.) — *Cap.* **11.** bei Demselben *ad Phot. V*, **2.** (Voell. a. a. O. p. 916.), bei *Matth. Mon. Synt. Lit. E. cap.* **13.** (Bevereg. p. 119.) und bei *Harmenopul. II*, **9.** §. **1.** Ref. führt hieraus an: ἐνδοτέροις λουτροῖς statt τοῖς ἐνδοτ. λυτροῖς Bals.; λουτροῖς haben auch — wie nach not. r) Theod. Hermop. — Matthaeus und der griechische Text der Codexstelle; ἢ ἐσθίειν ἢ ὑπνοῦν statt ἢ ὑπν. ἢ ἐσθ. Bals. — ἀσφαλιζίσθωσαν (wie Fahrot) statt ἀσφαλιζέτωσαν Bals. — ἀποτιθέσθωσαν ταῦτα παρὰ τῷ ἐπισκόπῳ statt ἀποτιθέτωσαν ταῦτα παρὰ τοῖς ἐπισκόποις Bals. und Matth. — πρῶτον (wie nach not. v) auf der Cod. Coisl.) statt πρῶτα Bals. — *Cap.* **13.** ist wörtlich von *Matth. Mon. Synt. Lit. E. cap.* **13.** (Bevereg. a. a. O.) wiedergegeben; nur liest er am Ende ἀνεύθυνος ἔστω ὁ ἐπελθὼν καὶ κτείνας δεσποτὴς statt ἀν. ὁ ἐπ. ἔστω δεσπ. Auch *Harmenop. l. c.* hat dies Capitel. — Den Anfang von *Cap.* **14.** giebt *Matth. Mon. l. c.* im Auszuge.

Lib. V. Tit. II. Cap. **1.** Der Satz von τὰς δὲ ἐμφυτεύσεις bis κληρονόμων steht auch bei *Harmenop. III*, **4.** §. **4**, der auch mehrere andere Capitel dieses Titels hat. — *Cap.* **16.** findet sich (wie im Cod. Coisl. als Cap. ult.) bei *Balsam. ad Phot. II*, **1.** (Voell. a. a. O. p. 884.) mit der Abweichung, dafs er ὑποθηκάριός ἐστιν liest statt ὑποθηκαρία ἔστιν.

Lib. V. Tit. III. Cap. **2.** ist (als Cap. 1. §. 1, wie es auch wohl — nach not. t) zu urtheilen — Theodor. Hermopolita anführt) von *Balsam. ad Phot. I*, **2.** (Voell. a. a. O. p. 816. 817.)

Digitized by Google

und von *Matth. Mon. Synt. Lit. K. Cap. 5.* (Bevereg. a. a O. p. 150.) aufgenommen. Beiden gemeinschaftlich sind folgende Lesarten: τοῦς ἐν Νικαίᾳ statt τῆς ἐν Νικ. — πατέρων fehlt, wie nach not. u) im Cod. Coisl. und bei Theod. Hermopolita; — ἀνεθεματίσθη, wie auch der Herausgeber statt des bei Fabrot und im Cod. Coisl. stehenden ἀναθεμ. gesetzt hat; — πρὸς δὲ ταύταις (s. not. w) statt πρὸς ταύταις — das ἐπέχειν vor ἁγίων συνόδων fehlt; — ἐπὶ πᾶσι statt ἐπὶ πάσαις; — ἁγίας fehlt, wie bei Fabrot (not. e). *Matthaeus* insbesondere liest noch Διοσκόρου statt Νεστορίου, und προτογενεστέρων statt προγενεστέρων. — *Cap. 3 und 4.* haben sowohl *Balsam. ad Phot. I, 5.* (Voell. a. a. O. p. 824.), nämlich als Cap. 1. thema 2. unsers Titels, als auch *Matth. Mon. Synt. Lit. E. cap. 11.* (Bevereg. a. a. O. p. 116.) Im Cap. 3. haben Beide μακαριώτατον statt μακάριον — ἁγιώτατον statt ἅγιον Balsam. und der Novellentext; bei Matth. fehlt dies Wort. Im Cap. 4. hat Balsamon.: Πραιβαλέας, Matthaeus: Πραιβαλίας, während der Cod. Coisl. Πρεβαλέας liest. Ob das vom Herausgeber (not. e) für richtig gehaltene Τριβαλλίας auch wirklich richtig sey, darüber vergleiche man Spangenberg not. 15. ad Nov. 131. — Die Worte: αὐτὸν δὲ . . . . . χειροτονεῖσθαι fehlen ganz bei Balsam., der auch Βασιλείου statt Βιγιλίου hat, wobei aber Voëllus die richtige Lesart am Rande bemerkt. — Der Anfang von *Cap. 5.* steht bei *Balsam. ibid.* — Auch das ganze *Cap. 11,* welches bei Fabrot nur im Auszuge steht und jetzt aus dem Cod. Coisl. restituirt ist, findet sich (als Cap. 7.) bei *Balsam. ad Phot. II, 1.* (Voell. a. a. O. p. 868. 869.), mit folgenden abweichenden Lesarten: εὐκτηρίου ναοῦ statt σεβασμίου εὐκτηρίου — ἐν τελευταίᾳ βουλήσει, wie die Synopsis (not. p), statt ἐν τῇ τελ. βουλ. — ποιήσωσιν statt ποιήσουσιν — σεβάσμιος, wie die Synopsis (not. 9.), statt σεβασμιώτατος — ἀντὶ τοιούτων statt ἀντὶ τούτων. —

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Basilicorum Libri LX. ed. C. G. E. Heimbach.

(Beschluſs.)

Von *Cap. 12.* steht der Anfang bis zu den Worten: πένησι διανέμειν (als Cap. 8.) bei *Balsamon. ad Phot. II, 1.* (Voell. p. 886.), und von da an die Fortsetzung dieses Capitels, so wie die beiden folgenden, *Cap. 13 u. 14.* (zusammen als Cap. 9.) bei Ebendemselben (Voëll. p. 867.) Der Anfang des *Cap. 13.* steht noch einmal bei *Balsamon l. c.* (Voell. p. 881.) Folgende Abweichungen sind zu bemerken: Aus *Cap. 12:* καταλείπῃ statt καταλίποι — nach κινητοῖς finden sich noch die Worte: ἢ αὐτοκινήτοις eingeschoben; — ποιῆσαι statt ποιεῖσθαι — εἴπῃ für εἴποι — κατέλιπεν statt καταλέλοιπεν — οἰκίαν statt τὴν οἴκησιν —; wie Fabrot not. y) und not. a) — ὀνόματι statt ὀνομαστὶ — εἴπῃ für εἴποι — τούτων τόπων ἐπίσκοπον statt τὸν τῶν τόπων ἐπίσκοπον — ταῖς steht noch vor τοιαύταις εὐσεβέσι — πρὸς αὐτὰ für πρὸς ταῦτά — καὶ τῶν τούτων οἰκονόμων statt καὶ τῶν τούτων οἰκ. — ὑπὲρ πάντων τούτων λόγον τῷ Θιῷ παρέξουσιν statt ὑπὲρ τούτων πάντων λόγον παρέξουσιν — παραλείπῃ statt παραλίποι — ἵνα πᾶσι τρόποις statt ἵνα τρόποις ἅπασιν. — Aus *Cap. 13:* εἰς ταύτας statt εἰς αὐτάς — ληγάτον statt ληγάτα — παρέχειν statt παρασχεῖν — ταῦτα καταλιπόντος statt τοῦ τοῦτο καταλ. — Aus *Cap. 14:* καταλειφθείῃ statt καταλειφθῇ — εἰ μὲν οἱ τοιοῦτοι δοῦναι κελευσθέντες (vgl. not. a) statt εἰ μὲν οἱ ταῦτα κελ. — μὴ ἐπὶ τρόπῳ statt μηδενὶ τρόπῳ — οὐκ ἐλάττονος τοῦ τετάρτου μέρους (wie der griechische Novellentext) statt οὐκ ἐλάττονος μέρους — βεβαρημένης statt βεβαρημένην — βούλεται τοιοῦτον statt βούλοιντο τοιοῦτον ληγάτον — λαβεῖν statt λαμβάνειν. — Von *Cap. 15.* geben *Matth. Mon. Synt. Lit. Δ. cap. 3.* (Bevereg. a. a. O. p. 91.) und *Harmenop. V, 4. §. 1.* Auszüge. Auch wird es, aber als Cap. 10. dieses Titels, von *Balsam. ad Phot. X, 5.* (Voëll. a. a. O. p. 1036.) erwähnt.

Lib. VI. Tit. I. Cap. 35. 37. 38. 39. 40. 43. 44. 46. 48. 52. finden sich in der *Eclog. Leon. V. §. 1—11.* (Leunclav. p. 89. 90.) — *Cap. 46. pr.* steht wörtlich (aber als Cap. 42.)

Digitized by Google

bei *Bals. ad Phot.* ***II, 2.*** (Voëll. a. a. O. p. 894.); auch hier — wie bei Fabrot. und Theod. Hermopolita (not. r) — stehen nach φροντιζέτω noch die Worte: τῆς εἰρήνης; — ζητῶν ist vor τοὺς ἱεροσύλους gestellt; und statt αὐτούς liest er αὐτοῖς.

Lib. ***VI.*** *Tit.* ***III.*** Hier hat Ref. nur darauf aufmerksam zu machen, dafs von ***Cap. 28.*** sich gerade eben so viel, als nach not. c) Theodor. Hermopolita davon hat, bei *Balsam. ad Phot.* ***IX, 32.*** (Voëll. a. a. O. p. 1013.), welcher es als Cap. 21. dieses Titels citirt, bei *Matth. Mon. Synt. Lit. E. cap.* ***13.*** (Bevereg. a. a. O. p. 119.) und bei *Harmenopul.* ***II, 9. §. 2.*** finde. Aufser dem, dafs Balsam. und Matth., wie die not. d) angeführten Fabrot und Theod. Hermopol., ἐκ statt ἐξ haben, finden sich noch folgende abweichende Lesarten: τῶν ἱερῶν statt τῶν ὅρων Matth. — ἀσφαλίζεσθαι statt ἰσχυρίζεσθαι Bals. — περὶ τῶν ἀσύλων statt παρὰ τῶν ἀσύλων Matth.

Lib. ***VI.*** *Tit.* ***IV.*** ***Cap. 2.*** ist in die *Eclog. Leon.* ***IV, §. 1—9.*** (Leunclav. a. a. O. p. 85.) aufgenommen. Nach ἐγκλήματα steht noch καὶ; die Worte καὶ τὰ ἐν Ἰταλίᾳ sind ausgelassen, und das ἀκροᾶται des zweiten Satzes ist noch auf den ersten bezogen. — ***Cap. 4.*** steht ebendaselbst §. ***11.***

Lib. ***VI.*** *Tit.* ***XIX.*** Von ***Cap. 7.*** steht der letzte Satz bei *Balsam. ad Phot.* ***IX, 1.*** (Voell. a. a. O. p. 964.); bei ihm ist es Cap. 8. Er liest ἀγωγὴν statt ἐναγωγὴν, und vor μοναστηρίων hat er noch die Partikel ἡ.

Lib. ***VI.*** *Tit.* ***XXII.*** ***Cap. 8.*** hat *Balsam. ad Phot* ***VIII, 2.*** (Voëll. a. a. O. p. 937.), welcher καὶ εἰδέτωσαν statt ἢ εἰδέτωσαν setzt.

Lib. ***VI.*** *Tit.* ***I.*** Das ***Cap. 8.*** steht — natürlich nicht mit denselben Worten — bei *Eustath.* περὶ λ' ἡμ. §. ***18.*** und bei *Harmenop.* ***I, 4. §. 37.***

Lib. ***VII.*** *Tit.* ***II.*** ***Cap. 1*** *und* ***2.*** finden sich wörtlich bei *Harmenop.* ***I, 4. §. 54.*** — Ebenso ***Cap 13. §. 1.*** bei Demselben ***I, 4. §. 66,*** und ***Cap. 13. §. 2.*** fast wörtlich *ib.* ***I, 4. §. 51.*** — ***Cap. 15.*** steht Wort für Wort *ib.* ***I, 4. §. 65; Cap. 17. §. 6 u. 7:*** *ib.* ***I, 4. §. 59.*** — ***Cap. 19.*** steht bei *Balsam. ad Phot.* ***IX, 39.*** (Voëll. a. a. O. p. 1029.), und der erste Satz desselben auch bei *Harmenop.* ***I, 4. §. 55.*** Balsamon läfst das ἐν nach δόξει ganz weg (vgl. not. n), liest dann aber ὥστε statt ὡς, wie nach not. o) der Cod. Coisl.; auch hat er, wie Ders. (not. p), nicht ψηφίσασθαι, sondern ψηφίζεσθαι; abweichend liest er dagegen καλένδαις statt καλάνδαις. — ***Cap. 20.*** haben *Balsam l. c.*

Digitized by Google

und *Harmenop.* ***I, 1.*** §. ***19.*** Balsamon liest eben so, wie der Cod. Coisl. und die Synopsis (not. r), indem er die Worte: ὁ αἱρητὸς δικαστὴς gleichfalls wegläfst. — *Cap.* ***27.*** §. ***2.*** steht mit einigen abweichenden Worten bei *Harmenop* ***I, 4.*** §. ***47;*** der §. ***7.*** desselben Cap. steht dagegen wörtlich bei *Harmenop.* ***I, 4.*** §. ***60.*** — Ebenso *Cap.* ***30:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***50;*** und der letzte Satz von *Cap.* ***31:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***61.*** Der zweite Satz von *Cap.* ***39.*** und der Anfang von *Cap.* ***53.*** finden sich auch bei *Harmenopulus*, jener ***I, 4.*** §. ***67,*** dieser ***1, 4.*** §. ***58.***

Lib. ***VII.*** *Tit.* ***IV.*** *Cap.* ***32.*** hat *Harmenop.* ***I, 3.*** §. ***2.*** — *Tit.* ***V.*** *Cap.* ***74.*** steht bei Ebendemselben ***I, 3.*** §. ***1.*** — *Tit.* ***VI.*** *Cap.* ***6.*** ist wörtlich aufgenommen von *Harmenop.* ***I, 14.*** §. ***7.*** — *Cap.* ***13.*** dagegen steht mit ähnlichen Worten bei *Attaliata Synops. Tit.* ***90.*** (Leunclav. a. a. O. p. 75.) — *Tit.* ***IX.*** *Cap.* ***1*** *u.* ***2.*** hat *Harmenop.* ***II, 9.*** §. ***4*** *u.* ***5.*** — *Tit.* ***XVI.*** *Cap.* ***13.*** steht wörtlich bei Demselben ***I, 14.*** §. ***8.*** — *Tit* ***XVII.*** *Cap.* ***1.*** findet sich bei *Harmenop.* ***1, 3.*** §. ***4;*** *Cap.* ***19,*** aber mit andern Worten, *ib.* ***I, 3.*** §. ***5.*** — *Cap.* ***22.*** dagegen wieder wörtlich *ib.* ***I, 3.*** §. ***7.*** — Von *Cap.* ***25.*** hat die erste Hälfte *Harmenop.* ***I, 3.*** §. ***8.*** — *Cap.* ***26.*** steht bei *Balsam. ad Phot.* ***IX, 25.*** (Voëll. a. a. O. p. 981.), welcher hier nochmals (vergl. not. h) als die Quelle desselben die *L.* ***3.*** *C. de episcop. aud.* (***1, 4.***) angiebt. Auch *Harmenop.* ***I, 3.*** §. ***9.*** hat dies Capitel.

Lib. ***VIII.*** *Tit.* ***I.*** *Cap.* ***43.*** steht gleichlautend in der *Synops. Basil. p.* ***57,*** bei *Attaliata Synops. Tit.* ***95.*** §. ***3.*** (Leunclav. a. a. O. p. 77.) und bei *Harmenop.* ***I, 4.*** §. ***16.*** — *Tit.* ***II.*** *Cap.* ***88.*** ist von *Harmenop.* ***I, 12.*** §. ***50.*** von den Worten τοῖς γὰρ an, und *Cap.* ***93.*** von Demselben ***I, 14.*** §. ***9.*** wörtlich aufgenommen.

Lib. ***IX.*** *Tit.* ***I.*** *Cap.* ***24.*** findet sich gleichlautend bei *Harmenop.* ***I, 4.*** §. ***17;*** *Cap.* ***28:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***42,*** aber mit andern Worten; *Cap.* ***57:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***44;*** *Cap.* ***66:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***34;*** *Cap.* ***70:*** *ib.* ***I, 4.*** §. ***35;*** *Cap.* ***79:*** ***I, 4.*** §. ***33.*** — *Cap.* ***112.*** steht auch bei *Balsam. ad Phot.* ***IX, 39.*** (Voëll. a. a. O. p. 1027.), aber als Cap. 86. dieses Titels. — *Cap.* ***129.*** wird mit ähnlichen Worten bei *Eustath.* περὶ λ' ἡμ. §. ***14.*** gefunden. — Unser *Cap.* ***143.*** hat auch *Balsam. ad Phot.* ***IX, 25.*** (Voëll. a. a. O. p. 983.); bei ihm aber hat es die Zahl 136. Uebrigens liest er — wie der Cod. Coisl. nach not. y) — χρὴ statt

Digitized by Google

δεῖ. — *Cap.* **150.** steht mit ähnlichen Worten bei *Harmenop.* **I, 4. §. 21.**

Lib. **IX.** *Tit.* **III.** *Cap.* **7.** findet sich wörtlich bei *Harmenop.* **I, 4. §. 72.** — *Cap.* **14.** steht bei *Balsam. ad Phot.* **IX, 39.** (Voëll. a. a. O. p. 1029.), welcher (wieder mit dem Cod. Coisl., nach not. e) ὃ κελεύσει ἢ κωλύσει liest, während Fabrot hat: ὃ κελεύει ἢ κωλύει. — Den Anfang von *Cap.* **15.** hat *Harmenop.* **I, 4. §. 15.** — *Cap.* **52.** ist, aber als Cap. 55, bei *Balsam. ad Phot.* **IX, 39.** (Voëll. a. a. O. p. 1030.); ähnlich aber bei *Harmenop.* **I, 4. §. 53.** — *Cap.* **69.** bei *Harmenop.* **I, 4. §. 26;** *Cap.* **72:** *ib.* **I, 4. §. 29;** *Cap.* **74:** **I, 4. §. 30;** *Cap.* **75.** wörtlich *ib.* **I, 4. §. 73;** *Cap.* **79:** *ib.* **I, 4. §. 31.** — *Cap.* **87.** steht ganz wörtlich bei *Harmenop.* **I, 4. §. 71,** auch mit den in den not. e) und f) vom Herausgeber getadelten Lesarten; welchen Tadel übrigens schon Reitz in den Noten zu Harmenopul ausspricht. — *Cap.* **92** *u.* **93.** endlich finden sich bei Demselben **I, 4. §. 28.**

Lib. **IX.** *Tit.* **V.** *Cap.* **2.** steht wörtlich bei *Harmenop.* **III, 5. §. 55.**

Lib. **XII.** *Tit.* **I.** Von *Cap.* **61.** findet sich auch der letzte Paragraph (p. 771.) als θέμα τελευταῖον des Cap. 63. (wie der Cod. Coisl.) bei *Bals. ad Phot.* **II, 1.** (Voëll. a. a. O p. 872.), nur mit der Veränderung, dafs ἢ τῆς ἀγωγῆς vor ἢ τῆς γνώμης, und ἢ καὶ δημευθέν statt ἢ δημ. steht. Mit dem Worte δημευθέν endigt Balsamon diese Stelle, was merkwürdiger Weise mit dem Cod. Coisl. übereinstimmt, welcher mit den folgenden Worten ein neues Capitel beginnt.

Soviel hiervon! Ref. will aber durch diese Vergleichung durchaus nicht die Meinung an den Tag legen, als hätte der Herausgeber jede der hier angegebenen, in andern Rechtsbüchern sich vorfindenden, abweichenden Lesarten in seinen Anmerkungen genau anführen sollen; nein! er glaubt nur, dafs es sehr oft nothwendig gewesen wäre, auf dieselben aufmerksam zu machen, immer aber, diese Stellen der byzantinischen Rechtsbücher zu allegiren. Das Letztere könnte zwar am Ende der Ausgabe in einer vergleichenden Tabelle noch immer geschehen; das Erstere aber würde, wenn es auf diese Weise nachgeholt werden sollte, gar sehr von dem Interesse verlieren, das sich durch die Uebereinstimmung so vieler älteren Werke in einer und derselben Lesart erzeugt; die gänzliche Weglassung aber scheint (dem Ref.

Digitized by Google

wenigstens) ein bedeutender Mangel dieser Ausgabe zu seyn. Er wiederholt daher seinen Wunsch, der Herr Herausgeber möge bei der Ausgabe der übrigen Bücher auch hierauf seine Aufmerksamkeit lenken.

Zum Schlusse noch einiges Andere, welches sich auf die folgenden Theile dieser Ausgabe bezieht. Hr. Dr. Zachariä hat in dem *Cod. reg. Paris.* ***1367.*** mehrere Fragmente aus den Basiliken gefunden, die sehr beachtenswerth sind. Nämlich *Fol.* ***7—9.*** stehen folgende Basilikentitel: Τίτλ. β'. περὶ διαθήκης καὶ ποίῳ τρόπῳ αἱ διαθήκαι συνίστανται; es ist dies der zweite Titel des fünfunddreifsigsten Buchs. Bei Fabrot (Tom. IV. p. 774.) fehlen hier gleich im Anfange, wie er es selbst angiebt, die 2 ersten Capitel; Eines davon, und zwar das Zweite, steht in dieser Handschrift; ebenso können die Cap. 10, 11 und 22. hieraus ergänzt werden. Darauf folgt: Τίτλ. γ'. Τίνες ποιεῖν διαθήκην δύνανται ἢ οὐ δύνανται, der dritte Titel dieses Buchs. Cap. 4 und 13, die bei Fabrot fehlen, sind hier zu finden. Τίτλ. δ'. Ἐάν τίς τινα διατίθεσθαι κωλύσῃ ἢ ἀναγκάσῃ, der vierte Titel, der als Bereicherungen Cap. 3 und 5. darbietet; u. s. w. Sollte der Herr Herausgeber von diesem Inhalte des Codex 1367. etwa noch keine Nachricht haben, so freut sich Ref., durch die Güte des Hrn. Dr. Zachariä in Stand gesetzt worden zu seyn, ihn darauf aufmerksam zu machen. — Das Zweite, was Ref. noch zu bemerken hat, betrifft die Scholien. Und auch hier sind es wieder Untersuchungen des Hrn. Dr. Zachariä, welche Derselbe ihm gefälligst mittheilte, und die Ref. daher hier ungefähr mit den Worten ihres Urhebers wiedergeben will: »Die glossa ordinaria ist zwischen Constantinus Ducas und Manuel verfertigt. Es gab aber schon vorher Scholien, die ὁ Παλαιὸς oder τὸ παλαιὸν σχόλιον genannt werden. Und zu der glossa ordinaria wurden wieder Scholien gemacht von einem Schüler des Hagiotheoderitos. (Vgl. Fabrot Tom. VII. p. 656. schol. 9. und p. 658. schol. 6.) Es ist nun unglaublich, wie wenig sorgfältig Fabrot das 60. Buch herausgegeben hat. Die glossa recentior scheint er nur hie und da haben abdrucken zu lassen; wenigstens findet sich bei ihm der Name des Hagiotheoderitos selten, während jene Glosse denselben sehr häufig giebt. Einmal führt er einen Πάτζος an; sollte dies nicht ein Mifsverständnifs seyn? Er könnte etwa die Sigle Πᾶ d. h. Παλαιὸς für Πάτζος

genommen haben. Durchgängig endlich hat er Θεοδώρου statt Θεοδωρίτου gesetzt, selbst einmal da, wo der Codex diesen Namen ausgeschrieben hatte; gewöhnlich bezeichnete der Codex Diesen mit der Sigle Θεοδω̄ρ̄, jenen aber mit Θεο$^{\delta\rho}$. Wenn sich nun auch wohl mehrstens aus dem Inhalte des Scholion ergiebt, ob es aus älterer oder neuerer Zeit sey, so möchte es doch schon dieser Mifsverständnisse wegen gerathen seyn, nicht nur bei dem 60. Buche, sondern auch bei den früheren die Manuscripte, deren Fabrot sich bediente, von Neuem zu collationiren.

Druck und Papier sind sehr schön. Druckfehler hat Ref. nur wenige gefunden; z. B. S. 31. Z. 14. v. u. lies ob statt ab; S. 53. im Cap. 139. (Z. 11. v. o.) τιμιωτέρα statt τιμωτέρα; S. 61. Z. 11. v. o CCXXXIII statt CXXXIII; S. 77. in not. b): II, 820. statt I, 320; S. 89. Z. 26. v. o. XIX statt XXI; S. 101. Z. 32. v. o. XXXII statt XXXVII; S. 117. Z. 7. v. o. ist hinter ιέ das Zeichen der not. d) einzuschalten; S. 142. cap. 40. §. 2. (Z. 25. v. o.) κωλυέτω statt κωυλέτω.

Ref. fühlt sich aber auch noch verpflichtet, im Namen Aller, welche die Wichtigkeit dieses Werks für die Wissenschaft zu schätzen wissen, dem Herrn Verleger desselben den öffentlichen Dank auszusprechen, welchen er in grofsem Maafse dafür verdient, dafs ihn die geringe Aussicht auf baldigen Ersatz der bedeutenden, auf dieses Werk verwandten, Kosten nicht zurückschreckte, ein Unternehmen zu unterstützen und möglich zu machen, das gewifs zu denjenigen gehört, welche dem deutschen Eifer für die Wissenschaft zur Ehre gereichen.

Deurer.

Digitized by Google

Beitrag zur Geschichte der Manie ohne Delirium von J. W. Conradi, Dr., Prof., Hofrathe u. s. w. Göttingen, bei Dietrich. 1835.

Diese Abhandlung ist eine Fortsetzung des gelehrten Streites zwischen dem Herrn Verfasser und dem Hrn. Hofrathe u. s. w. Henke. Wie sich von der Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. erwarten liefs, hebt die Abhandlung mit einigen griechischen Citaten an und kommt dann nach der Anführung der Meinung von mehreren Aerzten der späteren Zeit (van Swieten, Lorry, Arnold, Selle, Ettmüller, Plater) über das Verhältnifs der Manie zur Melancholie zu den vielbesprochenen Fällen und Meinungen von Pinel (p. 9—16.), Riel (p 17—22.), Hoffbauer (p. 22—26.). Von p. 27. wird erzählt, in wie weit des Hrn. Vesfs. Gegner von seiner ursprünglichen Meinung nachgegeben, namentlich, dafs er zugestanden, Pinel habe allerdings nicht von leichten Zwischenräumen gesprochen (p. 29 fgg.), sondern von dem Anfalle selbst; ferner, dafs H. auch die von Pinel als *manie sans delire* bezeichnete Krankheit als eine eigne Art anerkenne (p. 33.), bei der jedoch nach H. auch das Bewufstseyn gestört seyn soll. Conradi behauptet dagegen mit Recht, dafs das Bewufstseyn nicht immer bei Seelenkrankheiten aufgehoben sey (p. 35.), wenn er aber sagt, dafs gehöriger Gebrauch der Vernunft (im weitern Sinne des Worts) bei der Manie ohne Delirium von Niemanden behauptet sey, so scheint er etwas weniger streng und bestimmt in seiner Behauptung, als seine Autorität, Pinel, denn dieser sagt: »nulle altération sensible dans les sensations, l'entendement, la perception, le jugement, l'imagination, la mémoire etc.« *), und wenn er hier nicht gerade auch noch *la raison* hinzufügt, so hat er sie doch sonst auch *folie raisonnante* genannt. Die Vernunft selbst, im weitern Sinne genommen, involvirt doch keinesweges auch die Gefühle und den Willen, wenn nicht alle Begriffe verwirrt werden sollen, sondern beschränkt sich immerhin auf einen Theil des Denkvermögens.

Ebendaselbst sagt C. weiter, dafs er nie reine und ursprüngliche Affection des Willens angenommen habe, auch handle es sich nicht um diese Frage, sondern um das Stattfinden des

*) Pinel traité sur l'alie'nation mentale. p. 155.

Digitized by Google

wahren Deliriums (falscher Vorstellungen, verkehrter Urtheile). Auch hierin ist aber C. etwas weniger streng als Pinel, der gar keine Störung der Denkfunctionen anerkennt (l. c.), und so giebt C. auch eine consecutive Störung des Verstandes als möglich zu (p. 40.)

Von p. 44. wird die Manie ohne Delirium mit der Hundswuth verglichen, mit welcher die von Pinel bezeichnete Krankheitsart allerdings, nosologisch betrachtet, nahe verwandt erscheint. Dann (p. 51.) kommt der Verf. auf seines Gegners Beurtheilung und Deutung der Pinel'schen Fälle. Ueber den ersten Fall sagt er, dafs Pinel ihn auch nur als die ersten Abstufungen einer *Manie sans delire* angeführt; aber H. hat allerdings Recht, dafs dieser Fall gar nicht der Krankheitsart der von ihm sogenannten *Manie sans delire* gehört, denn hier ist die Wuth hinlänglich motivirt durch den Zorn über die Schimpfreden der Frau, welche der fragliche Kranke in den Brunnen stürzte (s. Pinel l. c. p. 151.); bei der Manie ohne Delirium aber soll ja die Gewaltthätigkeit eben nicht durch eine solche natürliche Leidenschaft, sondern durch einen blinden Trieb motivirt seyn. Ob aber jener Zornausbruch nicht zum Theil auf krankhaften körperlichen Ursachen beruhte, die jenen Mann mit Recht nach dem Bicêtre und nicht auf's Blutgerüst brachten, gehört nicht hierher. Gegen den zweiten Fall Pinel's läfst sich dies allerdings nicht sagen, und wenn man die Beobachtung nach der Erzählung hinnimmt, so läfst sich dagegen Nichts einwenden, als dafs Pinel nicht genau genug untersucht habe. Der dritte Fall ist von Pinel zum Belege seiner Meinung allerdings schlecht gewählt; denn wie ist es zu verwundern, dafs eine Rotte Ohnehosen, die selbst nicht allein an *Manie sans délire*, sondern an *Manie avec delire* leidet, die Krankheit eines Irren verkennt, da es ja selbst einem mit diesem Zweige der Medicin vertrauteren Arzte nicht möglich wird, in manchen Fällen bei der ersten Untersuchung sich für eine Meinung zu entscheiden; da selbst, wenn ihm sein im Umgange mit Seelenkranken ausgebildeter Tact sagt, *dafs* das fragliche Individuum seelenkrank sey, er sich doch noch nicht klare und bestimmte Rechenschaft darüber geben kann. —

Ferner (p. 56.) ist von Reil's Falle die Rede. Conradi gesteht es als wahrscheinlich zu, dafs der von Reil (Fieberlehre, 4ter Bd. p. 359. §. 64.) erzählte Fall die Geschichte des J. Chr. Gotthold Ackermann sey, was aber aus Henke's Mitthei-

Digitized by Google

lungen darüber (s. Dessen Abhandlungen aus der gerichtlichen Medicin Bd. 2. p. 242 sqq.; nicht p. 324, wie bei C. verdruckt ist) keineswegs bestimmt erwiesen ist. Damit aber mufs der Verf. auch zugestehn, dafs dieser Fall kein Fall von Manie ohne Delirium sey, denn nach der Erzählung Henke's von dem u. s. w. Ackermann war derselbe allerdings hinlänglich verrückt, namentlich hatte er verrückte eifersüchtige Ideen; und selbst das, was C. (p. 58.) als einer anderen Auslegung fähig anführt, Ackermann's Worte: »Gotthold, du bist der Sünden Sold,« spricht viel eher wegen der Reimsucht für seine Verrücktheit, in der die Association der Ideen mehr nach dem Reime als nach dem innern Zusammenhange der Begriffe vor sich ging. Weiterhin (p. 61.) wird Esquirol — aber über diesen Punkt zu kurz — angeführt, da allerdings die eine Art seiner *Monomie homicide* wesentlich dasselbe ist, was Pinel als *Manie sans délire* bezeichnete; nur sagt Esquirol, es sey keine »bedeutende Störung des Verstandes dabei (s. Esquirol's Bemerkungen über die Mordmonomanie, übersetzt von Bluff p. 4.) Pg. 61. spricht Conradi gegen Henke's Behauptung, dafs Pinel selbst seine Meinung als falsch zurückgenommen habe. Modificirt hat er sie aber allerdings, denn seine Worte: »qu'ils (les malades) donnent d'autres marques d'egarement dans leurs actions,« lassen doch wohl in dem *egarement* auch eine Verkehrtheit des Ideenganges verstehen. Doch ist der Ausdruck Pinel's keineswegs bestimmt genug, dafs H. behaupten könnte, P. habe seine Meinung zurückgenommen.

Am Ende kommt C. darin mit seinem Gegner überein, dafs die Freiheit in den fraglichen Zuständen fehle, auch keine Zurechnungsfähigkeit statt finden könne.

Nachdem wir so eine Uebersicht des Inhalts der vorliegenden Schrift gegeben haben, sehen wir uns nun nach dem Resultate derselben um, nach der Ausbeute, welche der Wissenschaft daraus erwächst, und vergleichen diese mit den Versprechungen, welche der Titel gewährt. Dieser läfst nach dem eigentlichen Sinne der Worte erwarten, dafs darin Thatsachen mitgetheilt oder doch unbekannte nachgewiesen werden, aus denen hervorgeht, wie die Krankheit entstanden sey, sich entwickelt habe, wann sie sich zuerst gezeigt, wann sie häufiger geworden sey, wie sie sich verändert habe u. s. w., denn das ist die Geschichte einer Krankheit, wie man sie z. B. von der Syphilis hat; eine solche geschichtliche Darstellung möchte aber wohl schwerlich von der

Digitized by Google

Mania sine delirio zu entwerfen seyn. Es scheint vielmehr, da wir hiervon Nichts in der Schrift finden, dafs der Hr. Verf. eigentlich einen Beitrag zur Geschichte der Lehre von der Manie ohne Delirium in seiner Abhandlung habe geben wollen; und ein solcher Beitrag ist sie denn allerdings, denn sie ist ein neues Actenstück zu den Verhandlungen über diese vielbesprochene, fast berufene Krankheitsform, eine vermehrte Uebersetzung der *commentatio de mania sine delirio*, welche der Hr. Verf. in den *commentationibus Societ. Regiae scient. Goetting. recent.* gegeben hatte. Ob es aber nicht vorläufig noch besser wäre, Beiträge zur Lehre selbst, als zu ihrer Geschichte zu geben, ist wohl nicht schwer zu beantworten. Wenn Pinel neben andern unendlichen Verdiensten um die armen Seelenkranken auch das hat, diese Krankheitsform zuerst bestimmter hervorgehoben zu haben, ja wenn er gerade durch den auffallenden Namen: *manie sans délire* nicht wenig dazu beigetragen hat, Alles dafür und dawider in Bewegung zu setzen, so ist es auf der andern Seite zu bedauern, dafs der Widerspruch, welcher nach dem gemeinen Wortbegriffe in der Benennung lag, Manche veranlafst hat, die Krankheit nicht anerkennen zu wollen, besonders die Juristen. Doch hat dies auch nicht allein im Namen gelegen, sondern auch in der, wie es Ref. scheint, übertriebenen Behauptung, dafs das Denkvermögen gar nicht bei dieser Krankheit leide, wie denn auch Reil in seiner Behauptung zu weit geht, dafs »alle Functionen des Seelenorgans in ihrem normalen Zustande seyen, die Sinne, die Imagination, der Verstand wie in gesunden Menschen wirken.« (Fieberlehre 4. Bd. S. 357. §. 64.) Esquinol's Ausdruck ist nicht so schneidend.

Schon aus der Betrachtung der Sache geht hervor, dafs ein heftiger Trieb nicht bestehen könne, ohne auf die Geistesfunctionen (Geist als Inbegriff der Denkverrichtungen genommen) zu influiren. Was Jemand heftig begehrt, wird auch vorzugsweise in der Phantasie vorgestellt; ist die Begierde, der Trieb ganz herrschend geworden, so kommen auch nicht allein unwillkührlich, sondern auch wider Willen die Vorstellungen vor dem Gegenstande desselben. Ist denn dies nicht eine krankhafte Erscheinung im Vorstellungsvermögen, dafs der Kranke sich der Vorstellung nicht zu erwehren vermag? — Ferner: Je öfter irgend eine Vorstellung kommt, desto mehr wird die Seele daran gewöhnt, damit vertraut, desto mehr verliert die Idee das Auf-

Digitized by Google

fallende; das, was anfangs daran als abscheulich empörte, wird nachher mit weniger Widerwillen gedacht. Ferner: Wenn eine Vorstellung, durch die besondere Gemüthsstimmung bedingt, als etwas Reizendes, Lockendes erscheint, so wird sie schon deswegen, weil sie einmal reizend erschien, die folgenden Male als etwas Reizendes erscheinen, und dieser Reiz wird bei bestehender gleicher Gemüthsstimmung mit jeder Wiederholung erhöht.

Vergleichen wir mit diesen allgemeinen psychischen Gesetzen die Beobachtungen, namentlich auch die, welche wir bei Esquirol (l. c.) und Georget*) finden, und welche allerdings »Beiträge« zur Lehre von der Manie ohne Delirium liefern können, so finden wir, dafs den Kranken »die Idee« gekommen, dafs sie ihnen unwiderstehlich wiedergekommen. Welchem Seelenvermögen gehören denn die Ideen an? Ist denn, wenn unwillkührlich und unwiderstehlich — verabscheute Ideen kommen, das Denkvermögen gesund? — Wenn wir also so uns an die rein nosologische Betrachtung halten, so finden wir, dafs bei der fraglichen Krankheitsform keineswegs das Denkvermögen ungestört, gesund bleibt, dafs aber der Mittelpunkt der Krankheit im Gefühlsvermögen, im Gemüthe sey, welcher Meinung auch Conradi ist. Mit Recht stellt Esquirol die Krankheit unter den Monomanieen (mit den fixen Ideen) zusammen, nur hat er zur *monomanie homicide* fälschlich die Fälle gerechnet, wo die Tödtung auf einer verkehrten Idee begründet ist, welche er als die erste Art der *monomanie homicide* unterscheidet. Hier ist, nosologisch betrachtet, das Tödten nur ein Symptom des Symptoms, z. B. ein Symptom religiösen Wahnsinns, wenn eine Mutter ihr Kind tödtet, um daraus einen Engel zu machen (s. Esquirol l. c. p. 5.). Alle die fixen Ideen, Monomanieen, beruhen auf krankhaften Gefühlen, krankhafter Gemüthsstimmung. Die Gefühle äufsern ihren Einfluſs nach zwei Richtungen hin. Nach der einen influiren sie vorzugswnise auf die Vorstellungen, auf das Denken, bei traurignr Gemüthsstimmung kommen besonders traurige Vorstellungen, am Ende bis zu der Lebhaftig-

*) Georget Examen medical des procès des nommés Léger, Feldtmann etc. à Paris 1825. übers. von Amelung. Darmstadt 1827. — Georget Discussion medico-legale sur la folie. Paris 1826. — Georget Nouvelle discussion medico-legale sur la folie etc Paris 1828. übers. von Wagner. Würzburg 1830.

Digitized by Google

keit, dafs sie für objectiv begründet gehalten werden; nach dieser Richtung hin entstehen aus der krankhaften Gemüthsstimmung die fixen Ideen. Nach der andern Richtung, wenn das Gefühl sich als das der Entbehrung, des Mangels an Befriedigung zeigt, entstehen daraus krankhafte Triebe: die verschiedenen Arten der Wuth, z. B. Geschlechtswuth (Nymphomanie, Satyriasis), Brandstiftungstrieb, Zerstörungssucht, und zu dieser gehört denn auch die idiopathische Mordsucht, die zweite Art von Esquirol's *monomanie homicide*, die *manie sans délire* von Pinel. Bei dieser kann nun zugleich das Denkvermögen bis zur Verwirrung der Gedankenfolge, bis zu verkehrten Vorstellungen mitergriffen seyn oder auch nur soweit, dafs diese Ideen immer unabweisbar wiederkommen. In keinem Falle aber ist die Beeinträchtigung des Denkvermögens das Wesentliche, der Mittelpunkt der Krankheit. Keine Form aber der Seelenkrankheiten zeigt deutlicher als diese die Einseitigkeit der Betrachtungsweise derselben, nach der immer nach verkehrten Ideen die Frage über Seelenkrankheiten bestimmt werden soll.

Da in nosologischer Beziehung auch solche krankhafte Triebe wichtig sind, welche nicht auf Mord und Todtschlag sich richten, so findet hier vielleicht als »Beitrag« zu der Lehre von dieser Form ein Fall Raum, welchen ich in Siegburg genau zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein unverheirathetes, gebildetes Frauenzimmer von ungefähr 40 Jahren war nach einem Nervenfieber in ängstliche Melancholie verfallen, die specieller sich zu der fixen Idee ausgebildet hatte, man wolle sie als Hexe verbrennen. Gehörstäuschungen, welche die Kranke als Glockenläuten bezeichnete, unterhielten diese fixe Idee und hatten vielleicht dazu beigetragen, sie bestimmter so auszuprägen. Um diesem Feuertode zu entgehen, suchte sie wie wüthend die entgegengesetzte Todesart im Wasser, und ergriff, um dies ausführen zu können, jede Gelegenheit, zu entwischen. Dabei war die Menstruation ausgeblieben, es stellten sich mitunter gelinde Zuckungen ein und die Kranke zeigte in ihrem ganzen Aussehen den Ausdruck einer unkräftigen Blutbereitung. Anfangs war die Angst von einem solchen Grade, dafs sie nicht zum Essen Ruhe hatte, mit Gewalt dabei festgehalten und gefüttert werden mufste. Bei dem anhaltenden Gebrauche von Eisen mit anderen stärkenden Mitteln stellte sich die Menstruation ein, und damit verlor sich die Angst so weit, dafs sie sich ganz lange vernünftig un-

Digitized by Google

terhalten, sich mit Handarbeiten und Uebersetzen beschäftigen und zerstreuen konnte, aber bei ihrer fixen Idee von dem bevorstehenden Feuertode verblieb sie und suchte auch nun noch jede Gelegenheit zu entwischen, um sich in's Wasser zu stürzen. Hierbei nun hatte sie sich angewöhnt, nach dem Schlüssel zu greifen und nach der Thüre zu springen. Nach und nach verschwand die fixe Idee des drohenden Auto da Fe, aber auch da noch, als sie sich darüber beruhigt zeigte, hatte sie die Wuth nach den Schlüsseln zu greifen und zur Thüre zu springen. Man konnte sich, da sie viel Bildung hatte, mit ihr in ein recht interessantes Gespräch einlassen, bei dem sie mit allen Aufmerksamkeit war, so wie man aber wie unvermerkt, und ohne das Gespräch zu unterbrechen, spielend den Schlüssel blicken liefs, fuhr es wie ein Blitz über ihre Gesichtszüge, ihre Hand nach dem Schlüssel und sie selbst zur Thüre. Später reichte ein Wort der Verwunderung über ihr Benehmen hin, sie umkehren zu machen, und sie bat dann flehentlich, den Schlüssel wegzustecken, sich über ihr thörichtes Benehmen schämend, aber versichernd, sie könne den Schlüssel nicht sehen, ohne darnach zu greifen, obgleich es ganz albern von ihr sey. Diese Schlüsselwuth, oder — wenn das Griechische besser gefällt: Kleidomanie — war eine Zeit lang, soviel ich bemerken konnte, isolirt da und auf keinen Zweck, keine verkehrte Idee begründet, bis sie denn nach einiger Zeit erlosch und die Kranke, von der ich nach Frist von 1 Jahre einen verständigen Brief erhielt, geheilt entlassen wurde. —

Da aber der rein nosologische Gesichtspunkt nicht der ist, welcher der *Mania sine delirio* so grofse Wichtigkeit gegeben hat, sondern vorzüglich der gerichtsärztliche, so haben wir auch von dieser Seite die Sache zu betrachten, und hier treffen wir denn bei den Verhandlungen darüber auf einen ziemlich allgemeinen Uebelstand, dafs nämlich als Charakteristikon der psychischen Krankheiten die Aufhebung der Freiheit des Willens angesehen wird, und dafs da ein strenger Gegensatz zwischen freiem Gebrauche der Seelenkräfte, der Vernunft und dem unfreien Zustande gemacht wird, wobei die Aerzte, sonst nur auf die Natur der Sache, unabhängig von den Satzungen der Menschen, in ihren Meinungen und Urtheilen angewiesen, von den Juristen verleitet sind, die Uebergänge zwischen den gesunden Verrichtungen der Seele und dem ganz gesunden Zustande zu verkennen.

Digitized by Google

In Beziehung auf die Freiheit ist zu bemerken, dafs es gar keine absolute Freiheit des Menschen giebt, dafs der Wille immer und immer nach nothwendigen Gesetzen bestimmt wird. Hätte man, indem man die Frage von der Freiheit zur Grundlage bei der Beurtheilung psychischer Seelenzustände machte, gründlich die Freiheit untersucht und bestimmen wollen, so würde man nothwendig zu jener Anerkennung gekommen seyn, so würde man gefunden haben, dafs die zu entscheidende Frage die ist, ob und in wie fern Jemand seelenkrank ist, d. h. in wie fern die gesunde Verrichtung der Seelenverrichtungen durch Krankheit der leiblichen Seelenorgane gestört ist, und Henke*) namentlich würde nicht das Bestreben gründlicher Untersuchungen über die Freiheit (Groos) Phantasieen genannt haben. Aber gewöhnlich heifst es, um diese Untersuchung habe man sich für die gerichtsärztliche Frage nicht zu bekümmern, und mit Scheu sieht man vor dieser Tiefe zurückweichen und man meint zu hören: da unten aber ist's fürchterlich und der Mensch versuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schauen u. s. w. — Wenn auch hier kein Raum ist, um in diese Untersuchung uns einzulassen, so mufste doch wenigstens bemerkt werden, wie unbefugter Weise man die Freiheit und Unfreiheit zum Princip der gerichtsärztlichen Frage gemacht hat, wo von Seelenkrankheit und Seelengesundheit die Rede seyn sollte.

Bei der *Mania sine delirio* ist aber noch ins Besondere die Frage in juristischer Beziehung, ob krankhaft verkehrte Vorstellungen, auf deren Begriff doch am Ende hier das Delirium hinaus läuft, erforderlich sind, um eine psychische Krankheit anzuerkennen. Es liefse sich leicht zeigen, dafs nicht die verkehrte Idee an und für sich der unmittelbare Grund der Freisprechung, welcher die Zurechnung aufhebt, ist, sondern sie nur als ein Zeichen, als ein Beweis der Seelenkrankheit aufgeführt wird. Nehmen wir den Fall an, dafs ein Mann seine Frau aus Eifersucht umbringt. Wenn hier nachgewiesen wird, dafs *diese* Eifersucht eine auf Krankheit begründete fixe Idee ist — wie denn eine solche Krankheit nicht selten vorkommt — so wird

---

*) s. Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtl. Medicin. 5. Bd. p. 261.

Digitized by Google

gewifs die Tödtung nicht zugerechnet, weil eben durch jene fixe Idee die Verrücktheit und damit die Seelenkrankheit erwiesen ist. Hat aber Jemand aus wirklicher Eifersucht, ohne dafs diese eine kranke fixe Idee wäre, seine Frau getödtet, so wird er als Mörder angesehen werden. Im ersten Falle fällt die Zurechnung weg, nicht weil die Eifersucht ein Grund der Freisprechung ist, sondern weil sie die Seelenkrankheit erweist, denn man darf eben so wenig aus Eifersucht als aus einer andern Leidenschaft morden. — Ja es lassen sich nicht schwer Fälle nachweisen, wo die verkehrten Ideen mit der fraglichen That gar keinen ursachlichen Zusammenhang haben, und doch die Zurechnungsfähigkeit aufheben. Es kommt also, um diese aufzuheben, nur darauf an, zu zeigen, dafs Jemand seelenkrank ist. Und läfst sich dies nicht nachweisen, ohne anderweitige verkehrte Ideen? — läfst es sich nicht in Fällen, wo diese fehlen, wenigstens nicht bemerkbar oder nicht bemerkt sind, aus der That selbst nachweisen. Ich glaube, dafs Jeder, welcher aus gehöriger Beobachtung psychischer Krankheiten gelernt hat, dafs nicht immer das Denkvermögen, sondern auch das Gemüth oder der Wille den Mittelpunkt der Krankheit enthält, nicht darüber zweifeln wird. —

Diese Frage, ob nicht die That selbst die Seelenkrankheit beurkunden könne, ist vorzüglich für die Fälle wichtig, wo die Seelenkrankheit acut war, wie denn auch diese Krankheit sehr acut, entsetzlich acut vorkommt; ich erinnere an die sogenannten *raptus*. Wie wenn nun Niemand da ist, um dabei die verkehrten Ideen zu beobachten, oder wenn er nicht im Stande ist, solche Erscheinungen gehörig aufzufassen? Obgleich kein Fall von *Mania sine delirio*, von Wuth ohne verkehrte Idee, möchte doch wohl folgender nicht am unrechten Orte seyn als Warnung, dafs man nicht immer aufser der That selbst verkehrte Vorstellungen als Beweise der Seelenkrankheit und Unzurechnungsfähigkeit fordern solle.

Ich behandelte eine Frau von N. an einem gastrischen Fieber. Der Mann, noch jung, etwas schwächlicher Constitution, äufserst besorgt für das Leben seiner Frau, hatte zwei Tage und zwei Nächte schon in Sorgen gewacht. Diese Spannung des Gemüthes wurde noch erhöht durch das getrübte Familienverhältnifs, in welchem er mit seinen Eltern dasselbe Haus be-

Digitized by Google

wohnte. Dazu kam nun am 3ten Tage die Mutter der Frau, welche, gleichfalls mit dem Schwiegersohne gespannt, glaubte, man wolle ihr aus eigennützigen Absichten und nicht aus medicinischen Gründen den Zutritt zu ihrer kranken Tochter verwehren. Kurz, der Mann war auf vielfache Weise psychisch und physisch erschöpft. Während ich gerade bei der Kranken bin, werde ich schnell zu dem Hrn. von N. gerufen, weil er wie todt da liege. Er war ohnmächtig geworden; ich brachte ihn bald wieder zu Lebensäufserungen, aber indem ich mich noch über ihn gebückt hatte, fährt er, grade aus der Ohnmacht erwachend, mit der Faust mir vor die Kehle und droht mit den Worten: »Du Mörder, du hast meine Frau vergiftet,« mich zu erwürgen. Ich mufste ihn denn nun also auch bestimmter angreifen, und hob ihn mit Hülfe Andrer vom *Boden* auf ein Bett, wo ich ihm Ruhe befahl und in zwei Gaben 40 Tropfen *aqua Laurocerasi* reichte, die gerade zur Hand war. In einer Viertelstunde war er ruhig und bald gefafst genug, um zu der kranken Frau gehen zu können, ohne dafs diese etwas Auffallendes an ihm hätte bemerken können. — Wie, wenn der Kranke in einem solchen Zustande mit seinem Arzte allein war, wenn er diesen gefährlich verwundet hätte, würde eine Gerichtsperson oder sonst Jemand früh genug gekommen seyn, um die Seelenkrankheit zu constatiren? — Konnte man aber nicht mit guter Befugnifs aus der That selbst, und den übrigen Verhältnissen auf Seelenkrankheit während derselben schliefsen?

Heermann.

Digitized by Google

N°. 69. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wilhelm und Rosina. Ein ländliches Gedicht von M. Meyr. München, bei Georg Franz. 1835. 278 *S.* 8.

Dieses Gedicht, das als Gattung auf keine Originalität Anspruch macht, sondern zu den Genrebildern gehört, an deren Spitze Vossens Luise und Göthe's Hermann und Dorothea stehen, zeichnet sich doch durch eine liebenswürdige Individualität aus. Göthe's Idyll hat sich das kleinstädtische Leben und Weben zum Objekte gewählt; Vofs führt die Städter in das Dorf, und zeigt uns auch in diesem nur das Pfarrhaus, d. h. eine städtische Colonie. An Vofs schlofs sich Neuffer mit seinem »Tag auf dem Lande« und seiner „Herbstfeier," an Göthe und Vofs zugleich J. M. Usteri mit seinen städtischen und halbstädtischen Novellen in schweizerischer Mundart an; noch kürzlich hat uns Karl Egon Ebert katholisches Volksthum und das Klosterleben in's Landleben verwoben glücklich gezeichnet in seinem »Kloster.« Herr M. Meyr unternimmt es, die Sitten eines deutschen Dorfes, einer wohlhabenden Bauernfamilie ohne allen fremden Zusatz zu schildern, und beschränkt sich dabei so sehr auf die Wirklichkeit, als nur irgend Theocrit in seinen Idyllen es gethan hat. Dafs dabei Rohheit und Nacktheit entfernt bleibt, ist ganz natürlich, denn der Darsteller christlicher Sitte und modernen Landlebens hat es mit Verhältnissen zu thun, die in geselliger und sittlicher Beziehung ganz anders policirt und humanisirt sind, als das Hirtenleben in Sicilien zu Theocrit's Zeit. Die Aehnlichkeit unsers Verfs. mit dem griechischen Dichter besteht nur darin, dafs auch er ländliche Natur und ländliche Menschen in ihrer Wahrheit und Wesenheit darzustellen sich bemüht. Es findet sich auch bei ihm kein Prunk, keine Uebertreibung. Der Himmel ist nicht blauer, der Wald nicht grüner, als in der Natur. Die poetische Behandlung beurkundet sich bei beiden nur in soweit, als sie in so reiner Bläue, in so saftigem Grün geschildert sind, wie sie die Wirklichkeit nur in ihren besten Momenten bietet. Denn der Idyllendichter belauscht die Natur im Augenblick ihres vollen Daseyns. In diesem natürlichen Glanze erscheint die ganze Aussenwelt in der Odyssee, in den Idyllen Theocrit's, in den Eclogen Virgil's. Erst spätere Dichter haben über dem Bestreben zu

Digitized by Google

idealisiren die Farbengebung übertrieben, und anstatt poetisch zu seyn, sind sie nur unwahr geworden. Die Classiker des Alterthums bleiben hierin unübertreffliche Muster. Aber nicht blos in der Behandlung der Natur ist der Verf. diesen Mustern gefolgt; sein Bestreben geht dahin, auch die Menschen zu schildern, wie sie leiben und leben; seine Personen sind nicht besser und nicht schlechter, als die verschiedenen Sorten von Landbewohnern es gewöhnlich sind; aber ihre Tugenden und Fehler werden in dem Stadium geschildert, wo der epische Dichter, der so gut ein Herzenskundiger seyn mufs, als der Dramendichter, sie als in voller Blüthe stehend, als vollständig entwickelt erkennt.

Dieser poetischen Natürlichkeit entspricht auch vollkommen die Darstellung und Sprache des Gedichts, die sich offenbar mit sehr richtigem Takte mehr an Göthe als an Vofs hält. Keine *sesquipedalia verba* füllen hier den Hexameter, nicht viel *epitheta ornantia* stolziren neben dem Hauptwort einher. Die »freundliche« Frau, der »behagliche« Landwirth, die »schwarzhirschledernen« Hosen, die »weifslichschimmernde« Strafse genügen ihm; selbst sein Pfarrherr heifst schlechtweg »der Pfarrer« und erhält nur selten das einfache Beiwort des »trefflichen« oder des »würdigen.« Mit derselben Anspruchslosigkeit sind die zahlreichen Gleichnisse behandelt; insgesammt aus dem Gesichtskreise des Landlebens gewählt, stören sie, bei aller sorglichen Auswahl und grofsen Mannigfaltigkeit, doch nirgends den Gesammtton des Gedichtes. Eine liebliche Harmonie hält dieses ländliche Stillleben zusammen und die Mifstöne, die das Menschenleben in die friedliche Natur hineinruft, werden in ihr am Ende alle aufgelöst. Das Gedicht hält das bescheidene Versprechen, das in folgenden Worten an seine Spitze gestellt ist:

Horchet aufs neue den Kampf, in einfachländlichem Kreise,
Herzlicher Neigung mit emsigem Trieb nach vergröfsertem Wohlstand,
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verständnifs,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung,
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarherr
Weise geschlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen versöhnet.
Doch du himmlische Muse, die du lautere Wahrheit
In frischblühendem Schmuck, in farbigem, ächtem Gewande
Wirklichen Lebens uns zeigst, die du den Sänger von jeher
Freundlich geleitet auf irdischen Wegen, ihm reicher und reicher
Herrliche Fülle der Welt erschliefsend, o lafs ihn auch jetzo
Treulich schauen das Leben des Geist's, des Gemüths und der Sitte

Digitized by Google

Dieses natürlichen Volks, lafs Ernstes, Heitres und Holdes
Ihn erfreulich besiegen, und lafs es lebendig ihm zeigen,
Wie auch in solchem Kreise die Frucht des irdischen Daseyns
Wächset und reift, das zeitliche Thun ins Höchste verklärt wird.

Die Fabel der Idylle ist sehr einfach. Der erste Gesang zeigt uns den behaglichen Landwirth Johann Balthasar Schmidt, der in erquicklichem Walten seine Getreidefelder besichtigend, im Geiste den Plan entwirft, seine einzige Tochter Rosine dem reichen Nachbarssohne, Kaspar, der längst um das Mädchen wirbt, zu vermählen. Allein diese ist dem mifsgestalten Menschen, der das Gespött in den Rockenstuben des Dorfes und schon in der Jugend ein Filz ist, nicht gewogen. Davon ahnet der Vater jedoch nichts und sein Lieblingsgedanke steigt immer wieder in der Seele des Wandelnden auf:

— so sitzet die Fliege
An dem Gefäfs voll köstlicher Milch und sauget begierig;
Oftmals wehret mit Willen sie ab die sorgliche Hausfrau,
Oder scheuchet sie weg, vorübergehend aus Zufall —
Aber ein jeglichesmal setzt diese sich wieder zur Milch hin,
Unermüdlich, und sauget nur stets mit begierigern Zügen. —

Der Alte kommt endlich unter mancherlei Beobachtungen und kleinen Begegnissen in die Gänge seines Waldes, wo am schroffen, schwärzlichen Absturz die Quelle eines Baches fliefst. Sinnend an einen gewaltigen Eichbaum gelehnt, hört er hier von ferne Menschentritte rascheln und gewahrt bald ein wandelndes Paar.

Träumt er? betrügt ihn das Aug'? Er sieht mit erschrockenem Staunen
Wieder und wieder hin und beschaut sie von oben bis unten —
Wilhelm ist's, sein dienender Knecht und die Tochter Rosina.

Das Gesträuch verbirgt den Vater und er ist geheimer Zeuge des unschuldigen Gesprächs beider Liebenden, in welchem der Dichter den edeln und tüchtigen Charakter des Jünglings, dessen Eltern durch unverschuldetes Unglück verarmt waren und längst todt sind, in ein helles Licht setzt und dem Leser auch die Neigung für die sittsame und zärtliche Jungfrau abgewinnt. Beide Liebenden entschliefsen sich zu einem entscheidenden Schritt und Wilhelm spricht:

Muthig, wie wir es beschlossen, so wollen wir Morgen am Abend
Es dem Vater gestehen. Ich hab' drei Jahre gedienet
In der Stadt und ein Jahr bei unserem würdigen Pfarrherrn, —
Reden hab' ich gelernt, und versteh' ans Herz es zu legen,

Digitized by Google

Was nothwendig mir scheint und gut; so vermag ich gewifs auch
Hier zu rühren des Vaters Gemüth, wo sich's um das Höchste
Handelt, um Glück und um Ruhe von Deinem Leben, und meinem.

Innig blickt Rosine hinauf an dem muthigen Jüngling,
Sanft getröstet, es leuchtet nun auf dem weichen Gesichte
Wieder die Hoffnung und hell erglänzten die thränenden Augen;
Herzlich heiter begann sie darauf süfs tönend die Rede:

Wilhelm, geliebtester Mann, was hast Du für tröstende Worte
Wieder gesprochen, wie hast Du so herrlich den Muth mir erhoben!
O Du Guter, du kannst und Du weifst doch Alles am besten,
Du hast sicherlich Recht, wenn wir für einander bestimmt sind,
Dann trennt Keiner uns mehr und wir kommen doch endlich zusammen.
Und so will ich es denn auch dulden, so will ich es tragen,
Was mich ängstet und schrecket. Ich seh' es deutlich, es mufs seyn,
Und es löset die Noth mir jeglichen Zweifel im Herzen.
Lafs' es mit Gott uns wagen, der kann uns Armen ja helfen.

Der dritte Gesang schildert die dumpfe Erstarrung des Vaters, der Alles mit angehört hat. Zorn, Sorgen und leises Mitleid streiten sich in seiner Brust, verworrenen Gemüths eilt er nach Hause, voll Sehnsucht, in den vertrauten Busen der Gattin die Qual auszuschütten. Diese empfängt die unerwartete Nachricht mit Erstaunen, doch zeigt sie mehr Seelenruhe, als der erbitterte Mann vertragen kann. Seinen zornigen Drohungen, Rosinen zur verhafsten Heirath mit Kaspar zu zwingen, setzt sie Worte der Besinnung entgegen:

Und es versetzte die Mutter mit ernstem, sicherem Antlitz:
Wohl, es ist wahr, das Mädchen ist nicht von heftiger, kecker,
Sondern von sanfter, geduldiger Art, nachgiebigen Herzens —
Aber sie hat auch schon in wicht'gen, gefährlichen Fällen
Kraft und raschen Entschlufs, und so muthiges Wesen bewiesen,
Wie es keines von uns zutraute dem schüchternen Kinde.

Es wird nun eine That der Entschlossenheit von ihr angeführt, und der Alte vor gewaltsamem Verfahren gewarnt. Zuletzt kommen sie überein, einen Rath von Verwandten und Freunden zusammen zu berufen, den braven und verständigen Laufpathen Rosinens, den lustigen aber klugen Vetter am Bach, zwei *andre* Vettern redlichen Geist's, endlich die reiche und angesehene Base, diese sollen in der mifslichen Angelegenheit rathen und ihr Rath soll befolgt werden.

Im vierten Gesang erfährt am heitern Sonntagsmorgen Rosine, dafs eine beabsichtigte Fahrt nach der Mühle zur Base von den Eltern aufgegeben ist, und wird nach der Kirche zu der

Digitized by Google

kränklichen Wittwe des vorigen Dorflehrers abgeschickt; Wilhelm wird zu einem Schafhandel versendet, der grollende Vater aber von der verständigen Mutter bis zur Ankunft des Familienrathes im Zaume gehalten.

Der fünfte Gesang führt die Verwandten und Freunde im Hause des Landmanns zusammen:

Knarrend ertönte das Thor; es horchten die beiden und schauten
Eilig zum Fenster hinaus — da kam der würdige Taufpath',
Freundlichen Ernst im Gesichte, dem vielerfahrenen, biedern,
Festlich in Hut und Rock, nach neuem, bequemeren Schnitte,
Rüstigen Schrittes herein, und grüfste die freudigen Gatten!

. . . . . .

Und so kam auch die Bas', altmodisch in blumigem Kittel,
Stattlichen Wuchses und stolzen Gesichts, mit förmlichen Grüfsen.
Munter erschien der Vetter vom Bach mit lächelndem Nicken,
Scherzte sogleich mit der Mutter und sagt' ihr schelmische Worte.
Endlich kamen auch noch die anderen ehrsamen Männer,
In schwarzzwilchenen Röcken, der eine mit sammtener Mütze,
Doch schon ältlich vergilbt; dreispitzigen Hutes der andre,
Langsam schreitend herein, gutmüthig grüfsend das Eh'paar.

Dieser ganze Gesang ist dem Schmause und der feierlichen Berathung der berufenen Gefreundten gewidmet, und ein jeder spricht in der letzteren seinem Charakter gemäfs. Der Alte entwickelt in einer Rede, in welcher der Anstand den Unmuth niederhält, den Gegenstand der Debatte; der Taufpathe räth sodann zu besonnener Betrachtung des Verhältnisses; die Base, mit heftigem Worte, findet nichts bei der Sache zu bedenken; denn wie sollte es, nach ihrer Meinung, noch ein Wählen geben zwischen dem Knecht und zwischen dem Manne, welcher den Wohlstand des Hauses mit Geld und Gütern mehrt! Dagegen entwickelt der Taufpathe, während die Base dem Reichthume mit recht natürlicher Beredtsamkeit das Wort spricht und von den ordinären Vettern mit nachdenklichnickendem Haupt unterstützt wird, das Glück auf innere Harmonie begründeter, das Unglück nur äufserlich beglückter Ehe. Was frommt da der todte, der steinerne Reichthum! Der launigte Vetter am Bach stellt sich ebenfalls auf seine Seite und erzählt mit gemüthlichem Schmunzeln, wie auch er einst eine Erbtochter heimzuführen gemeint hatte und nur eine Stieftochter erhalten habe, und dennoch mit ihr glücklich geworden sey. Der Taufpathe, um zu beweisen, dafs Rosine an Wilhelm einen Gatten bekäme, welcher dem Weib in jeder Lage des Lebens der trefflichste Hort wäre, meldet von

Digitized by Google

ihm eine Geschichte aus seiner Knabenzeit, als seines Vaters Scheune brannte; die Erzählung bildet ein schönes Seitenstück zu der besonnenen Handlungsweise Rosinen's, die im dritten Gesange von ihrer Mutter berichtet wird:

An dem hinteren Giebel, von schändlichen Leuten gezündet,
Brannte die Scheune schon heftig, und ruhig noch schliefen die Leute.
Aber der Balken Gekrach, die röthlicher glühende Helle
Weckte das Weib; die weckte den Mann und hiefs ihn hinausschaun,
Welch ein Geprassel es sey, und was für ein Leuchten wie Tageslicht.
Der nun, zuerst unmuthig, im Halbschlaf, folgte der Frau nicht,
Bis sie geängstet zum zweiten ihn rief; da sah er hinaus und
Starrte, der Sinne beraubt, die eigene brennende Scheun' an.
Mit unendlichem Jammergeschrei nun weckt' er die Seinen,
Weckt' er den schlafenden Sohn und, rasend und lärmend, die Nachbarn,
Suchte zu retten, und wufste doch nicht, wo zuerst er begönne.
Nun stand zwischen dem vorderen Giebel und zwischen dem Hause,
Höher noch als die Scheune gethürmt, ein gewaltiger Strohhauf';
Wurde nun der ergriffen vom Feuer, so ging auch das Haus an,
Und es brannte vielleicht mit ihm noch manches Gebäud' ab.
Dieses bedachte der treffliche Sohn in der grausen Verwirrung,
Während den Brand noch alle nur jammernd und gaffend umstanden,
Rannt' im gänzlichen Dunkel hinauf in den oberen Boden,
Sucht' in den Winkeln herum manch grofses und tüchtiges Plantuch,
Sprang zu dem Brunnen hinunter und netzte sie, eilte zum Strohhauf',
Kletterte muthig hinan, und zog die Tücher mit Vorsicht
Rings um die brennlichen Garben; da waren die Tücher gefroren;
Als das Feuer nach vornen nun drang und bis sie geschmolzen,
Bis sie am Brande getrocknet, da kamen die Menschen, die Spritzen,
Rissen und gossen ihn um: so wurde die Wohnung gerettet.

Diesen und andern Reden hat der Vater ernsthaft gehorcht und die Worte geprüft, doch schwankt er noch immer, und schiebt die neue Verbindung stets in zweifelndem Busen von sich ab. Auch die Mutter schweigt bescheiden, »aber in liebender Brust still hoffend den günstigen Ausspruch.« Endlich entscheidet sich der Taufpathe für Wilhelm, und verlangt, dafs der Pfarrherr, der des Menschen Gemüth und die Lagen des Lebens genau kennt, und sie zu scheiden und zu schätzen weifs, freundlich herbeigebeten werde, das Schiedsrichteramt zu versehen. Diesem Vorschlage treten, mit Ausnahme der Base, alle Freunde bei.

Der sechste Gesang ist mehreren Episoden gewidmet; der drollige Unterknecht des Hauses und die Obermagd verkehren

Digitized by Google

darin auf etwas niedrigerer Stufe der Gesittung, doch in Züchten und Ehren; ein Knabenspiel, in welchem der Pflegsohn des Hauses, der hoffnungsvolle Knabe Fritz, der schon im ersten Gesange zu einem anmuthigen Zwischenspiele Stoff gegeben hat, den Reigen führt, vertritt die Stelle der Kampfspiele in der Ilias. Diese Scene ist mit besonderer Lebendigkeit behandelt durch den Knaben, der die Pflegeltern im Bette belauscht hat, erfahren auch Knecht und Mägde, was im Hause verhandelt wird.

Endlich im siebenten Gesang erscheint der würdige Pfarrherr, dessen Normalverstand, Normalfrömmigkeit und Normalsalbung ihn zur wenigst eigenthümlichen Figur des Gedichts stempeln. Es versteht sich, dafs er Wilhelm Rosinen zuerkennt und der Vater durch ihn herumgebracht wird.

Mit dem achten Gesang bricht der Abend herein:

Tiefer senkte die Dämmerung sich zur Erde hernieder,
Rings mit dunklerem Schleier die ländlichen Häuser umwebend,
Fernab über die Felder hinaus die graulichen Meere
Giefsend des feuchteren Dufts. Still ward's auf dunkelnder Strafse,
Und vom Besuche der prangenden Stadt, dem frohen Spaziergang
Kehrten die Letzten zurück, mit einzeln hallenden Tritten. . . . . .

Feierlich aber erklang auf einmal die Glocke vom Kirchthurm
Durch den silbernen Nebel der Luft, die heiligen Töne
Träufelten süfsen Frieden in's Herz und fromme Gefühle
Mit tiefzaubernder Kraft. . . .

Alles zog sich zurück in die Stuben, und Kinder und Greise
(Welche das Haupt entblöfst, sich freudig erhoben vom Lehnstuhl,
Obgleich zitternder Kraft, es stärkte sie herzliche Andacht),
Knecht und Mägde, das ganze Gesinde, die ganze Familie
Beteten laut und gläubig den Abendsegen, und Lieder,
Welche mit frommem Gemüth anfing die Mutter des Hauses.
So rings aus den Fenstern vernahm man laute Gebete,
Dankend für gnädigen Schirm und jegliche Freude des Tages,
Flehend um weiteren Schutz vor Noth des Wassers und Feuers,
Vor einbrechenden Dieben, vor schwerer und plötzlicher Krankheit, —
Um erquicklichen Schlaf und glückliches, heitres Erwachen.

In dieser feierlichen Stunde kommt Wilhelm mit weifsbestäubten Stiefeln, langsam aber männlichen Tritts die Strafse heran, seinem Glück entgegengewandelt, und erfährt von seinem Mitknecht, dafs droben über ihn und seine Liebe verhandelt wird. Sehnlich blickt er auf die Strafse nach der Geliebten aus;

Und die Erwartete kam, stillwandelnd, aus nächtlichem Dunkel
Glänzte sie zauberisch hold dem liebenden Jüngling in's Auge,
Wie ein himmlischer Stern, hellschimmernd aus graulichem Nebel.

Digitized by Google

Ruhig nahte sie sich; es lebt in dem reinen Gemüthe
Inniger Trost und treue Geduld, voll tiefer Ergebung,
Denn sie hatte die Kranke gesehn, das edelgetragne
Leiden hatte die Gute gestärkt mit himmlischem Zauber.

Aber jetzt gilt es nicht, Leiden, sondern überschwengliches Glück zu tragen. Das Paar erscheint vor den Eltern und Freunden, und wird durch Aller Einwilligung, selbst die der Base nicht ausgenommen, rührend überrascht und vom Pfarrherrn gesegnet. Dies ist der Hauptinhalt des Idylls, das jedoch nicht aus einzelnen Proben beurtheilt werden darf, sondern besonders durch die Harmonie und gleichmäfsige Anmuth aller seiner Theile gefällt. Nirgends ist einzelnen Stellen ein besonderer Schimmer verliehen, aber das Ganze leuchtet in wohlvertheiltem Lichte und läfst in der Seele des Lesers den Eindruck zurück, den eine grünende Flur im Sonnenschein dem Auge gewährt und der Vorstellung hinterläfst.

G. Schwab.

Raphael's Madonna di San Sisto auf der königl. Bildergallerie zu Dresden u. s. w. von Karl Hermann Weise. Leipzig** 1835, bei **Gottfr. Basse.

Dieses Schriftchen ist eine recht erwünschte zweckmäfsige Arbeit, wofür dem Verfasser Dank gebührt; die Besitzer von Kupferstichen nach alter grofser Kunst mögen es sich empfohlen seyn lassen, zur Veranlassung, dafs noch ein Mehreres dieser Art zu Tag gefördert wird.

Ich nehme an, dafs der Verf. in Thesi über obiges Bild, über die Foligno und die Disputa recht hat und berufen ist, noch andere Werke zur Sprache zu bringen, in welchen der Grundgedanke problematisch ist, so wäre ein solches kleines Compendium über eine Anzahl namhafter Werke der Kirchenmalerei, die bereits durch Kupfer und Steinstiche in Umlauf sind, nicht allein des Raphael, sondern auch noch anderer Grofsmeister, eine sehr schätzbare Gabe, wobei ich bemerken will, dafs, wenn man sich auch in der Auslegung bisweilen etwas verfehlte, doch immer der Nutzen bliebe, eine weitere Begründung veranlafst zu haben, indem nach heutiger Art, wenn Jemand etwas Neues sagt oder zu sagen glaubt, sich alsbald ein Dutzend Nachfolger einfinden, die es noch besser wissen; und bliebe auch

Digitized by Google

noch Einiges im Dunkeln liegen, so sind ja zuletzt Lokalbeziehungen und sonst unbekannte Bezweckungen nicht gerade das Vornehmste am Kunstwerk, welches sich immer am sichersten von Seiten seiner reinen Kunstqualitäten, die einen einfachen faſslichen Gedanken in sich tragen, in seiner Gröſse und Wirkung behaupten wird. Dies sage ich darum, weil mir scheint, als habe der Verf. ein wenig zu viel Gewicht auf seine Exegese gelegt, der zu Folge erst jetzt obgenannte Bilder von Raphael ihre wahre Würdigung erlangen könnten, da selbige doch von jeher sich der höchsten Bewunderung erfreuten, so daſs die Verklärung allgemein, die Sixtina, wenigstens bei uns zu Lande, immer für ein non plus ultra anwesender Kunst geschätzt wurde, welchen Rang sie aber weit weniger der schwierigen Auflösung in sich verhüllter Ideen zu danken haben, als vielmehr jener Macht, welche die Totalität eines Kunstwerks allemal, bewuſst und unbewuſst, gegen das Allgemeine hin ausübt. Gleichwohl bleibt es werthvoll, alle von Aufsen gegebene und nach Innen zu obwaltende Absonderlichkeiten in Erfahrung zu bringen, und ich rathe dem Hrn. Verf., um in diesem Bestreben vorwärts zu kommen, dasjenige, was bereits geleistet ist, so aufzunehmen, wie es schon vorliegt. Z. B. in Kunst und Alterthum: über das Abendmahl von Leonardo da Vinzi, versteht sich mit Hinweglassung dessen, was hier nicht zur Sache gehört. In dem Werk von Bonnemaison: Die Erläuterung der Madonna au poisson von einem französischen Gelehrten u. s. w. Hierbei müſsten die Thema's da, wo man seiner Sache gewiſs ist, recht knapp genommen, also mit Vermeidung aller unnöthigen Zuthat von gelehrten Kenntnissen, und besonders von allen polemischen Bestandtheilen freigehalten werden. Denn der Verf. hat sich in den ersten Blättern seines Schriftchens in seinem protestantischen Eifer zu mehreren unhaltbaren, ja unverantwortlichen Behauptungen hinreiſsen lassen, die weit entfernt liegen von meiner (eines Protestanten) Ueberzeugung, welche dahin geht, daſs der Cultus der katholischen Kirche, und deren Anforderung an die Künste allzumal, eine Hauptbedingung gewesen ist, daſs solche grandiose Werke der Kunst zur Erscheinung kommen konnten; weit entfernt, eine Beengung zu sehen in dem, was die katholische Christenheit gerne sah und in sich aufnehmen konnte, scheint mir vielmehr keine andere Sphäre vergleichbar mit dieser unermeſslichen Weite und Breite und Freiheit. — Damit stimmt denn auch wieder überein,

Digitized by Google

was den Verf. sein gesundes Gefühl anderwärts sagen liefs: dafs die vornehmsten Kirchenbilder Raphael's in die Reihe der allerhöchsten Kunstwerke gehörten, die je auf Erden hervorgebracht worden wären, womit er erfreulich beurkundet, dafs ihn seine declinante Meinung bei Beurtheilung jener Werke zu keiner Schmälerung verleitete. Denn in der That war in seinem Schriftchen von vorn herein, stark zu befürchten, dafs unter dem Druck seiner protestantischen Philosophie und Moral (wahre Stickluft für die Kunst) jene hohen Gestalten ihren Geist würden aufgeben müssen, welches gleichwohl nicht geschah, da es vielmehr dem Verf. gelang, in einer klaren, eindringenden Rede den Raphael mit kräftigem Aufgebot der Sprache treulich zu gloriren, worin ich ihm gern und aufrichtig im Allgemeinen beistimme, wenn ich auch im Einzelnen und besonders da, wo er von der Verklärung spricht, seiner schwindelnden Ansicht nicht beipflichten kann.

C. Köster.

Plutarchi Pericles. Recensuit et commentariis suis illustravit Carolus Sintenis. Accedunt Excursus. Lipsiae, sumtibus Caroli Focke. MDCCCXXXV. VI u. 330 S. in 8.

Den früheren Bearbeitungen einzelner Biographien Plutarch's durch Hrn. Sintenis, der zwiefachen Ausgabe des Themistocles vom Jahr 1829 und 1832, so wie der des Aristides und Cato Major vom Jahr 1830, schliefst sich auch diese Bearbeitung einer Vita an, die unstreitig eine der interessantesten von allen ist und wohl längst eine Specialausgabe verdient hätte, wenn nicht eben der Umstand, dafs es hier nicht blos Berichtigung und Herstellung des ursprünglichen Textes und ein richtiges Auffassen desselben galt, sondern auch wohl nähere Beleuchtung der in dieser Vita enthaltenen, mannigfachen historischen und andern Angaben (was mit dem Verständnifs des Textes nicht selten eng zusammenhängt), die Schwierigkeit, eine diese verschiedenen Seiten berücksichtigende neue Bearbeitung zu liefern, nicht wenig erhöht hätte. Wenn irgendwo bei Plutarch, so hier insbesondere ist die sachliche Erklärung und Erläuterung mit der kritischen und sprachlichen Behandlung des Textes innig verbunden und von ihr nicht zu trennen. Und so hat denn auch der Bearbeiter dieser Vita hier gleichmäfsig Sache und Sprache wie Kritik zu behan-

Digitized by Google

deln gesucht, um so der Pflicht eines Herausgebers und Erklärers nach den verschiedenen Seiten zu genügen. Er hat daher zuerst einen berichtigten Text gegeben, unter welchem sämmtliche Varianten kurz zusammengestellt sind, und darauf folgt S. 53—266. bei nicht weitläufigem Druck, der umfassende Commentar, in welchem Alles, was auf die bemerkten Punkte sich bezieht, vereinigt ist, und welchem noch einige Excurse, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, nebst genauen Registern angehängt sind. Wir haben schon mehrfach bemerkt und wiederholen es auch jetzt wieder, dafs nur durch gründliche und möglichst umfassende Bearbeitungen einzelner Vitä, nach und nach eine bessere Gesammtausgabe dieser in historischer und anderer Hinsicht so höchst wichtigen Schriften Plutarch's und ein berichtigterer Text derselben zu erwarten ist, und glauben daher um so freudiger diese Ausgabe des Pericles begrüfsen zu dürfen, als der Herausgeber billigen Anforderungen gewifs entsprochen, und eine in Vergleich mit seinen früheren Leistungen noch umfassendere Bearbeitung zu liefern gewufst hat. Als gründlichen und umsichtigen Kritiker hat sich Derselbe bereits in den oben angeführten Ausgaben, bei welchen grofsentheils Kritik die Hauptseite bildet, bewiesen, und wir glauben nicht wiederholen zu müssen, was wir in dieser Hinsicht in diesen Jahrbb. mehrfach bei Anzeige dieser Ausgaben (Jahrgg. 1829. No. 46. 1831. No. 25. p. 389 ff. 1834. No. 35.) bemerkt haben, da auch in der kritischen Behandlung der Vita Periclis ein gleicher Geist vorwaltet, der, wenn auch schon die neu benutzten kritischen Hülfsmittel im Ganzen nicht so bedeutend waren, doch zu höchst auffallenden und befriedigenden Resultaten geführt hat, wovon wir Einiges weiter unten als Probe anzuführen gedenken. Aufser der Vergleichung der älteren Ausgaben benutzte Hr. Sintenis Collationen zweier Pariser Handschriften: No. 1673, die er mit *c*, und No. 1671, die er mit *a*. bezeichnet, und die auch Ref. kennt, der kein Bedenken trägt, dem Urtheil des Herausgebers in der Praefatio beizutreten und es zugleich auf die übrigen ihm bekannten Handschriften (zu Paris, Heidelberg und München) auszudehnen. „Ex utroque libro« nämlich schreibt Hr. Sintenis, »nonnulla profecimus ad emendanda scriptoris verba, etsi non ea est eorum praestantia, ut gravioribus corruptelis medicina ex iis speranda sit: earum enim superat vetustas codicum Plutarcheorum aetatem, quorum in eo posita est bonitas, ut optimi vitiis non multo cor-

Digitized by Google

ruptiores sint quam textus, quam vocant, quo hodie utimur.« Auch über die Handschrift *c.* denkt der Herausgeber (und mit ihm der Ref) jetzt etwas anders, indem er sie nicht mehr so unbedingt hoch stellt.

Um nun zu zeigen, welchen Gebrauch der Herausgeber von den vorhandenen Hülfsmitteln gemacht, und welche Verbesserungen oder Berichtigungen der Text durch ihn erhalten hat, will Ref. eine Reihe von Capiteln durchgehen, und damit einige weitere Bemerkungen verbinden. Cap. I. ist, wie Ref. in seinem Exemplar sich ebenfalls schon früher corrigirt hatte, nun statt des fehlerhaften ἆρ' οὖν geschrieben: ἆρ' οὖν, und nach παραμελοῦντας ein Fragezeichen gesetzt; es ist gleich darauf die Vulgata τὴν πληγὴν beibehalten gegen Reiske's Verbesserung τῆς πληγῆς; die Stelle nämlich lautet also: τῇ μὲν γὰρ αἰσθήσει, κατὰ πάθος τὴν πληγὴν ἀντιλαμβανομένῃ τῶν προστυγχανόντων, ἴσως ἀνάγκη πᾶν τὸ φαινόμενον — θεωρεῖν. Reiske stieß an und glaubte durch die Veränderung τῆς πληγῆς einen Sinn in die Stelle zu bringen, worin Corai und Schäfer ihm folgten, Letzterer jedoch in der letzten (Teubner'schen) Ausgabe auf die Vulgata zurückwies, indem er τὴν πληγὴν als Apposition zu πάθος nahm mit dem Zusatz: »hujus enim vocis significatio patet latissime.« Also der allgemeine Begriff von πάθος soll durch das beigefügte πληγὴ näher bestimmt und modificirt werden. Dies vermag Ref. nicht recht zu begreifen, so wie er aber auch andererseits nicht recht begreifen kann, was κατὰ πάθος τῆς πληγῆς heißen soll; man müßte denn etwa construiren ἀντιλαμβανομένῃ τῆς πληγῆς τῶν προστυγχανόντων; was aber auch wieder Manchem störend und schleppend erscheinen mag, da ἀντιλαμβανομένῃ τῶν προστυγχανόντων doch weit einfacher und natürlicher ist. Dies führte den Ref. auf die Vermuthung, τὴν πληγὴν für eine Randglosse zu halten (oder andernfalls πάθος), so daß zu κατὰ πάθος etwa am Rande bemerkt worden κατὰ τὴν πληγήν, und letzteres dann von Abschreibern in den Text aufgenommen worden. Kunisch in seiner mit Anmerkungen versehenen Uebersetzung des Perikles (Breslau 1818. 8.) übersetzt: »in Folge eines jeden äußern Eindrucks.« Wyttenbach führt im Register unter πληγὴ unsere Stelle auf mit der Uebersetzung: *sensus a visis externis.* Damit gewinnen wir aber für die Herstellung des Textes in unserer Stelle Nichts. — Im folgenden ist καὶ τρέπειν, wo Corai mit Unrecht an der Partikel

Digitized by Google

καὶ Anstofs nahm, beibehalten, und eben so weiter unten: ἃ καὶ ζῆλόν τινα καὶ προθυμίαν ἀγωγὸν εἰς μίμησιν ἐμποιεῖ τοῖς ἱστορήμασιν, wo Reiske ohne Grund corrigirte ἱστορήσασιν, was Schäfer früher aufnahm, zuletzt aber, und mit Recht, wieder verwarf, auf das oben vorausgehende ἀκούσματα mit Recht verweisend. Im letzten Abschnitt des Capitels ist die schon von H. Stephanus eingeführte Verbesserung καὶ τεχνικῶς (wie auch jetzt im Cod. c. sich findet) für κατατεχνικῶς (das ohne Zweifel fehlerhaft ist) mit Recht beibehalten; auch an der Trennung von ἐπιτερπῶς durch mehrere dazwischen eingeschobene Worte ist kein Anstand zu nehmen, da Versetzungen der Art, wo die der Construction nach zusammengehörenden Worte durch Einschiebsel getrennt sind, bei Plutarch nicht so selten sind. Wir erinnern nur an Cap. VIII: τῶν τότε διδασκάλων σπουδῇ τε πολλὰς καὶ μετὰ γέλωτος ἀφεικότων φωνὰς εἰς αὐτόν. Oder an Num. 20: οὐ γὰρ μόνον ὁ Ῥωμαίων ἠμέρωτο καὶ κατακεκήλητο τῇ δικαιοσύνῃ καὶ πραότητι τοῦ βασιλέως δῆμος. Der Herausgeber konnte leicht ähnliche, eben so frappante Stellen aus andern Vitis anführen; sie würden jeden Zweifel an der Richtigkeit der Lesart um so eher beseitigt haben. Aber seine Bemerkung, dafs die Schlufsworte: ἀρκεῖ γὰρ — γιγνόμενος, welche gewöhnlich als Worte des Schriftstellers betrachtet werden, wohl noch den unmittelbar vorhergehenden Worten Philipp's, als königlicher Ausspruch, beizufügen seyen, scheint uns sehr einleuchtend. In Cap. II. ist eine Conjectur in den Text genommen, die allerdings durch den Sinn gerechtfertigt ist, wenn anders nicht Plutarch selbst einen Irrthum oder Gedächtnifsfehler begangen hat, was wohl bisweilen bei ihm der Fall ist. *) Statt der Vulgate: οὐδ' Ἀναχρέων ἢ Φιλήμων ἢ Ἀρχίλοχος, wo allerdings die Erwähnung eines und zwar späteren Komikers, wie Philemon, zwischen zwei lyrischen, älteren Dichtern auffallend ist, wird Bryan's Conjectur, die auch Meinecke billigt, Φιλητᾶς (ein Dichter

*) Vgl. des Ref. Note zu Plutarch. Comp. Philop. c. Flamin. p. 138 seq. Pyrrh. p. 192. Er könnte noch hinzufügen Flam. 1 fin., wo Plutarch Cossa in Etrurien und Compsa im Lande der Hirpiner verwechselt; vgl. Cluver Ital. antiq. p. 479 D. Oder Morall. p. 480 D., wo Plutarch den Xerxes nennt statt des Artaxerxes, s. dessen Vit. cap. 30. Oder p. 436 A., wo er den Krateros zum Bruder des Antigonus (statt des Antipater) macht.

Digitized by Google

aus Cos, der den beiden andern allerdings weit näher steht) aufgenommen. Dies mag, da alle Handschriften die Vulgata beibehalten, etwas gewagt erscheinen. — Gut vertheidigt wird im Folgenden *ἀνάδοσις*, gegen Schäfer's Vorschlag: *ἔνδοσις* zu lesen, dagegen mit Schäfer jetzt *ἐνδιατρῖψαι* geschrieben statt *ἐνδιατρίψαι*. Schwieriger ist gegen den Schluſs desselben Cap. II. die Stelle, wo es in Absicht auf Pericles und Fabius Maximus heiſst: »*ἀνδρῶν κατά τε τὰς ἄλλας ἀρετὰς ὁμοίων, μάλιστα δὲ πρᾳότητα καὶ δικαιοσύνην καὶ τῷ δύνασθαι φέρειν δῆμον καὶ συναρχόντων ἀγνωμοσύνας ὠφελιμωτάτων ταῖς πατρίσι γενομένων*. Hier wurden die Accusative *πρᾳότητα καὶ δικαιοσύνην* nach Amyot in die Dative *πρᾳότητι καὶ δικαιοσύνῃ* (wie auch im Cod. a. steht) verwandelt, so daſs sie dann gleich dem folgenden Dativ *τῷ δύνασθαι φέρειν* etc. auf *ὠφελιμωτάτων — γενομένων* bezogen werden müſsten. Aber hier muſs Ref. die von Hrn. Sintenis vorgenommene Wiederherstellung der Vulgata durchaus billigen, hatte sie auch bereits in seinem Exemplar der Schäfer'schen Ausgabe von 1812 hergestellt, indem schon die Verbindung *τε — δὲ* (vgl. Schäfer zu Dionys v. Halicarnaſs S. 192 ff) darauf aufmerksam machen konnte. Wir haben zwei Glieder: *ἀνδρῶν — ὁμοίων — καὶ — ὠφελιμωτάτων — γενομένων*. Zum ersten Glied gehört, als Nebenbestimmung zu *ὁμοίων*: *κατά τε τὰς ἄλλας ἀρετὰς — μάλιστα δὲ πρᾳότητα καὶ δικαιοσύνην* (welche beiden Wörter in ähnlicher Verbindung von Numa in Dessen Vit. Cap. 20. vorkommen). Diese Verbindung ist, glauben wir, so ziemlich klar und in die Augen springend. Daſs die Präposition *κατά* nicht noch einmal wiederholt ist, wird dem, der ähnliche Stellen bei Plutarch kennt, nicht auffallen. (S. unsere Note zum Pyrrhus S. 179, der wir jetzt noch manches Aehnliche beifügen könnten.) Das Comma, das in früheren Ausgaben nach *ἀγνωμοσύνας* stand, muſs natürlich (wie auch Hr. Sintenis gethan) wegfallen. — Am Schluſs des Cap. vermissen wir die Angabe der von H. Stephanus bemerkten und von ihm sogar vorgezogenen Variante *τοῦ πρέποντος* in den Worten: *εἰ δ' ὀρθῶς στοχαζόμεθα τοῦ δέοντος*. Ref. ist aber damit nicht einverstanden, indem *τοῦ δέοντος* gewiſs bezeichnender und kräftiger ist, wie selbst aus andern Stellen sich nachweisen lieſse. So z. B. *ὀξύτερον τοῦ δέοντος* Comp. Philopoem. c. Flam. 1. oder *πέρα τοῦ δέοντος* Moral. (II.) p. 575. D. oder *τοῦ δέοντος ἁμαρτάνοντες* (*magno cum errore*) De puer. educ. p. 9. C., wofür p. 10. E.

Digitized by Google

διαμαρτάνειν steht. Hr. Sintenis bemerkt im Commentar S. 62. den Gebrauch des Verbum στοχάζεσθαι mit dem Genitiv, den er mit einigen passenden Beispielen belegt. Ref. hat Einiges darüber auch in Creuzer's Melett. III. p. 30. 31. bemerkt, und trägt jetzt nach στοχάζεσθαι τοῦ εὐπρεποῦς aus Plutarch. II. p. 832 E. — Cap. III. finden wir wieder zwei Stellen, in welchen statt der Reiske'schen, auch von Schäfer aufgenommenen Conjecturen, die Vulgata zurückgeführt ist; die eine zu Anfang: Περικλῆς ἦν τῶν μὲν φυλῶν Ἀχαμαντίδης, τῶν δὲ δήμων Χολαργεὺς (statt τὴν μὲν φυλὴν und τὸν δὲ δῆμον), worüber bereits bei Gelegenheit der Vita Themistoclis Cap. 1. geredet worden; die andere bald darauf: ὃς ἐξήλασε Πεισιστρατίδας, wo Reiske ein τοὺς einfügte, das Schäfer aufnahm, jetzt aber wieder, und mit Recht, verwirft. Die von Hrn. Sintenis noch weiter angeführten Stellen beweisen dies mit ziemlicher Sicherheit. Ein ähnlicher Fall kommt im Cap. IV. zu Anfang wieder vor, wo Reiske gleichfalls den Artikel (τὴν) einschob: Ἀριστοτέλης δὲ παρὰ Πυθοκλείδῃ τὴν μουσικὴν διαπονηθῆναι τὸν ἄνδρα φησίν. Corai und Schäfer folgten Reiske; Schäfer ist indessen auch hier jetzt anderer Ansicht und Hr. Sintenis hat τὴν, das in keiner, bis jetzt bekannten Handschrift oder alten Ausgabe steht, wieder ausgelassen, und durch eine eigene Erörterung S. 69. des Commentars die Weglassung des Artikels in solchen Fällen nachzuweisen gesucht. Auch die Verbesserung δι' ἀντιλογίας (wie Cod. c. nebst denen des Stephanus bietet) in den nicht so ganz leichten Worten: διήκουσε δὲ Περικλῆς καὶ Ζήνωνος τοῦ Ἐλεάτου, πραγματευομένου περὶ φύσιν, ὡς Παρμενίδης, ἐλεγκτικήν δέ τινα καὶ δι' ἀντιλογίας εἰς ἀπορίαν καταπλείουσαν ἐξασκήσαντος ἕξιν, halten wir für durchaus richtig und auch durch das weiter im Commentar S. 73 f. Angeführte, so wie durch das öftere Vorkommen des Wortes ἀντιλογία bei Plutarch (vgl. Wyttenbach im Index VIII, 1. S. 159 sq.) gerechtfertigt. Selbst die Lesart des Codex a: δι' ἀντιολογίας kann dazu dienen. Die gewöhnliche Lesart δι' ἐναντιολογίας ist Schreibfehler oder irrige Verbesserung. Auch ist es hier nicht nöthig, mit Reiske und Corai nach πραγματευομένου ein μὲν (wegen des folgenden δέ) einzuschieben; worin Hr. Sintenis gewifs vollkommen Recht hat. Eine kurze Bemerkung über das, was hier Plutarch ἕξις ἐλεγκτικὴ καὶ δι' ἀντιλογίας εἰς ἀπορίαν καταπλείουσα nennt, wäre übrigens nicht unerwünscht ge-

Digitized by Google

wesen. Aber in den unmittelbar folgenden Worten, wo Hr. Sintenis ὥσπερ καὶ stehen liefs, würde Ref. kein Bedenken getragen haben, mit Corai und Schäfer die jetzt auch durch den Codex C. bestätigte Lesart ὥς που καὶ aufzunehmen. Am Schluſs des Cap. schreibt Hr. Sintenis mit Reiske: ἀλλὰ (Ἀναξαγόρας) νοῦν ἐπέστησε καθαρὸν καὶ ἄκρατον ἐν μεμιγμένοις πᾶσι τοῖς ἄλλοις ἀποκρίνοντα τὰς ὁμοιομερείας. Die Vulgata ἐμμεμιγμένοις, die wir immerhin noch der Reiske.schen Verbesserung gleichstellen, läſst sich wohl nur so verstehen, daſs der Dativ auf ἐπέστησε bezogen wird; der Accusativ ἐμμεμιγμένον, wie Bryanus emendirte und Schäfer aufnahm, muſs als falsch erscheinen, da von einem νοῦς ἐμμεμιγμένος πᾶσι τοῖς ἄλλοις bei einem Anaxagoras gewiſs nicht die Rede seyn kann, welcher vielmehr lehrte: τὰ μὲν ἄλλα παντὸς μοῖραν ἔχει, νοῦς δέ ἐστι ἄπειρον καὶ αὐτοκρατὲς καὶ μέμικται οὐδενὶ χρήματι etc. (S. die Stellen im Commentar S. 77.) Das Vorkommen des Verbums ἐμμιγνύναι bei Plutarch bezeugen auſserdem Stellen, wie Morall. p. 61 B. p. 668 E. vergl. Num. 16. — Die Aenderung des δυοῖν in das mehr attische δυεῖν Cap. VI. XXVII. XXXVII, zumal da Handschriften dafür sprechen, kann Ref. nur billigen. Er hatte ja schon früher (Melett. III. p. 76.) sich in diesem Sinne ausgesprochen. Ingleichen muſs er es billigen, daſs im Anfang von Cap. VI. ὅση (statt ὅστιν, was aus dem Anonymus Corai und Schäfer aufnahmen) beibehalten wurde; der Gedanke scheint so weit passender und in Plutarch's Sinn ausgedrückt, und dazu paſst denn auch gut ἐνεργάζεται (statt ἐργάζεται), das derselbe Anonymus bringt, dem wir das fehlerhafte ὅσην verdanken, weshalb Hr. Sintenis es mit Corai und Schäfer aufnahm, während er gleich darauf statt δεμαίνουσι, wie Corai emendirte und Schäfer aufnahm, die nun auch von Schäfer wieder vertheidigte Vulgata δαιμαινῶσι zurückführte. Die Stelle Xenophon's in den Memorabb. I, 1. 9, so wie die andern aus Plutarch angeführten Stellen sprechen für die Richtigkeit der Vulgata.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 70. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Plutarchi Pericles ed. Sintenis.

(Beschluſs.)

Cap. VII. würde Ref. nach den Worten: παρὰ τὴν αὐτοῦ φύσιν ἥκιστα δημοτικὴν οὖσαν die gewöhnliche Interpunction, welche hier ein Punkt setzt, und dann mit einem neuen Satz fortfährt: Ἀλλ' ὡς ἔοικε, δεδιὼς μὲν verlassen, uud nach οὖσαν ein bloſses Comma setzen und fortfahren, ἀλλ', ὡς ἔοικε u. s. w. So hängt offenbar das Ganze besser mit einander zusammen, und an dem freilich auf diese Weise sehr verlängerten Satz wird Niemand bei einem Plutarch Anstoſs nehmen. Ibid. in fin.: τἄλλα δὲ, φίλους καὶ ῥήτορας ἑταίρους καθιεὶς ἔπραττεν will Corai, dem Schäfer beistimmt, ἑτέρους lesen, während unser Herausgeber S. 91. die Vulgate ἑταίρους zu vertheidigen und als nothwendig darzustellen sucht. Ref. vermuthet ein Glossem, in sofern er in ἑταίρους (d. i. die Partheigenossen) eine zu φίλους oder ῥήτορας beigeschriebene Erklärung finden möchte. Es ist bekannt, wie in Bezug auf solche Factionen oder politische Klubbs ἑταιρεία und verwandte Ausdrücke gebraucht werden. Vergl. Ast zu Platon's Rep. S. 410. Krüger ad Dionys. Halic. p. 363 u. s. w. An zwei andern Stellen in den Morall. (II.) p. 82 E. und 734 D. hat Wyttenbach ἑταίρους und ἑταίροις statt des fehlerhaften ἑτέρους und ἑτέροις geändert. — Cap. XII. ist hergestellt: τούτῳ (statt τοῦτο, das aus dem einzigen Anonymus aufgenommen war) — ἐβάσκαινον οἱ ἐχθροί. Dagegen fand Corai's Veränderung, der auch Schäfer folgte, Cap. XII. post. init. καίτοι γε φασὶν statt καίτοι τότε etc., wie die Handschriften bringen, hier keine Aufnahme. Aber in demselben Cap. weiter unten würde Ref. statt τὸ χαλκοῦν ἄγαλμα τῆς Ὑγείας Ἀθηνᾶς corrigiren τῆς Ὑγιείας, wie auch jetzt bei Pausanias I, 23, 5. (vergl. Siebelis p. 81.) I, 31, 3. 84, 2. VIII, 47, 1. richtig steht. Im Uebrigen vgl. Creuzer's Symbolik II. p. 740 ff. — Cap. XVII: οἱ δὲ λοιποὶ — ἐπ' Οἰταίους καὶ τὸν Μαλιέα κόλπον καὶ Φθιώτας καὶ Ἀχαιοὺς καὶ Θεσσαλοὺς ἐπορεύοντο ist dem Ref. das zweite καὶ vor Ἀχαιοὺς verdächtig; er möchte es entweder ganz tilgen oder in τοὺς umändern; s. die Note zu Herodot.

Digitized by Google

T. IV. p. 440. Auch Cap. XXX: *οὐ γάρ ἐστι νόμος ὁ ταῦτα κωλύων*, würden wir lieber schreiben: *οὐ γὰρ ἔστι νόμος* etc. Die vom Herausgeber Cap. XIII. c. fin. vorgeschlagene Aenderung *ὅπου καὶ Στησίμβροτος ὁ Θάσιος δεινὸν ἀσέβημα καὶ μυσῶδες* (statt *μυδῶδες*, wie die Handschriften und Ausgaben) *ἐξενεγκεῖν ἐτόλμησεν*, ist sehr einleuchtend und der Gebrauch von *μυσώδης* durch Timol. 5. nachgewiesen. Eine andere Vermuthung giebt der Herausgeber Cap. XXXIX, wo er statt der Vulgata: *οὐχ ὥσπερ οἱ ποιηταὶ συνταράττοντες ἡμᾶς ἀμαθεστάταις δόξαις, ἁλίσκονται ταῖς αὑτῶν ποιήμασι* aus des H. Stephanus Handschriften aufgenommen *μυθεύμασι*, aber für die wahre Lesart das seltenere *μυθοποιήμασι* hält.

Aus diesen und andern Proben, die Ref. nicht alle anführen kann, wird man zur Genüge ersehen, was Hr. Sintenis für den Text dieser Vita gethan hat, der hier von zahlreichen und unnöthigen Veränderungen, welche man sich seit Reiske erlaubt hat, befreit und auf seine urkundliche Grundlage zurückgeführt ist. Es ist unglaublich, wie viel gerade in dieser Beziehung noch bei Plutarch, namentlich in den auf diese Weise freilich weit lesbarer (als z. B. die noch immer sehr corrupten Moralischen Schriften) gewordenen Biographien zu thun ist; da man hier nicht leicht eine Seite findet, die von solchen unnöthigen, willkührlichen Veränderungen frei geblieben wäre, so dafs die gerechten Klagen des Verfs. S. 269 und 270. Niemand verkennen wird, der sich mit der Kritik des Plutarcheischen Textes einigermafsen befafst hat.

Indem Ref. nun auf die Erklärung des Textes übergeht, will er sich auch hier blos auf einige Proben beschränken und die dargebotene Gelegenheit benutzen zu einigen nachträglichen Bemerkungen, die er wohl noch weiter ausdehnen möchte, wenn der Raum dieser Blätter solches verstatten könnte.

Cap. I. *ὡς ἔοικε* ist ganz richtig erklärt: *ut fertur*, und damit gegen Reiske vertheidigt. Moser hatte damit schon früher in Creuzer's Melett. II. p. 47. diese Stelle gegen Reiske in Schutz genommen. An welchen römischen Kaiser bei dem nächst folgenden *ὁ Καῖσαρ* zu denken sey, ist allerdings schwer zu bestimmen, Hr. Sintenis denkt an Augustus; Andere, wie Kunisch (der geradezu übersetzt: »Als Cäsar einst in Rom« u. s. w.) an Julius Cäsar; beide kommen in Plutarch's Biographien (Vita Caesaris, Pompeji, Antonii) öfters vor unter der Bezeichnung *ὁ Καῖσαρ*. Auch Tiberius in den Morall. p. 136 B. — Zu *εἰ*

Digitized by Google

παιδία — οὐ τίκτουσιν αἱ γυναῖκες vergleicht Ref. auch Plutarch II. p. 208, E.: εἰ οὐ πάντως μοι προκεῖται ζῆν; die von ihm über εἰ οὐ in Creuzer's Melett. III. p. 21. Not. angeführten Stellen sind offenbar anderer Art, und mit dieser nicht zu verwechseln. — In den Worten: ὥστε χρὴ διώκειν τὸ βέλτιστον ist τὸ βέλτιστον offenbar in ähnlichem Sinne, wie bei früheren Philosophen gebraucht, wie es denn z. B. bei Plato vorkommt als *ratio optimi atque honesti.* Vergl. Ast zu Platon's Phädr. S. 239. und Heindorf zum Gorgias S. 192. Aus Plutarch lassen sich Stellen, wie Vit. Cicer. 10. init. C. Gracch. 8. Themistocl. 3. Sol. 21. und selbst Pericl. 31. init. (κατὰ τὸ βέλτιστον wie im Mar. 28.) vgl. mit Morall. (II.) p. 115 D. p. 745 D. hierher ziehen. — Man kann demnach auch in der Stelle des Perikles an eine Nachbildung des älteren, Platonischen Sprachgebrauchs denken, wie sie sich selbst in den unmittelbar folgenden Worten zeigt: ἵνα μὴ θεωρῇ μόνον ἀλλὰ καὶ τρέφηται τῷ θεωρεῖν; vergl. Cicer. Acadd. II, 41: »est enim animorum ingeniorumque naturale quoddam quasi pabulum consideratio contemplatioque naturae,« um nicht mehr anzuführen. Es erinnert uns daran weiter der später vorkommende Ausdruck τὸ οἰκεῖον ἀγαθὸν, der auch seine bestimmte philosophische Bedeutung und Beziehung hat. Wir vergleichen Plutarch. Cleomen. 2. fin. ὁ δὲ Στωϊκὸς λόγος — βαθεῖ δὲ καὶ πράῳ κεραννύμενος ἦθει μάλιστα εἰς τὸ οἰκεῖον ἀγαθὸν ἐπιδίδωσιν. In einer andern Stelle, De profect. virtut. sent. p. 79 C. heifst es: ἔοικεν ἤδη γνωριστικὸς ὑπὸ συνηθείας καὶ φιλίας τοῦ καλοῦ καὶ οἰκείου γεγονέναι. — Bei den Worten ἧς τὸ ἀνθηρὸν — ἀναζωπυρεῖ καὶ τρέφει τὴν ὄψιν, würden wir hinsichtlich des Gebrauchs von ἀναζωπυρεῖν auf Held zum Timoleon S. 444. verweisen. Einen ähnlichen Fall eines (selteneren) transitivischen Gebrauchs bietet ἐξανατέλλειν Cap. III. fin. — Zu den Worten: τοὺς δὲ βαφεῖς καὶ μυρεψοὺς ἀνελευθέρους ἡγούμεθα καὶ βαναύσους vergl. des Ref. Bemerkk. zum Alcibiades S. 192. — Zu den Schlufsworten des Cap.: καὶ πολὺ νέμει ταῖς Μούσαις, ἑτέρων ἀγωνιζομένων τὰ τοιαῦτα θεατὴς γιγνόμενος bemerkt Hr. Sintenis, wie θεατὴς zwar zunächst den Zuschauer, aber doch auch zugleich den Zuhörer bezeichne, und er bezieht sich deshalb auf eine Bemerkung von Wyttenbach zu den Moralien des Plutarch p. 41 A. In vorliegender Stelle liegt offenbar ein Bild, indem der Ausdruck von den wirklichen Spielen, denen man zusah, hier übertragen ist auf musikalische Wettspiele, wie dies besonders aus dem beigefügten ἀγωνιζο-

Digitized by Google

μένων hervorgeht, das von solchen gebraucht ist, die hier vor dem König mit ihrem Citherspiel debütiren. So heifst es im Cap. 13, wo von Perikles Anordnung eines ἀγὼν μουσικῆς am Feste der Panathenäen die Rede ist, an welchem er selbst, zum Ordner des Festkampfes (ἀθλοθέτης) erwählt war: καθότι χρὴ τοὺς ἀγωνιζομένους αὐλεῖν ἢ ᾄδειν ἢ κιθαρίζειν. Mit Recht macht darauf Nitzsch (Melett. de hist. Homer. II. P. 3. p. 13,) aufmerksam. In ähnlichem Sinne finden wir ἀγωνίζεσθαι Pelopid. 29 c. fin. Cleomen. 39. Morall. (II.) p. 87 F. 755 A. 785 B. 238 C. — Cap. III. würden wir doch zu den merkwürdigen Worten Plutarchs über Klisthenes: καὶ πολιτείαν ἄριστα κεκραμένην πρὸς ὁμόνοιαν καὶ σωτηρίαν κατέστησεν, eine kurze Bemerkung beigefügt haben mit Bezug auf Herodot VI, 66. 69. vergl. mit C. Hermann's griech. Staatsalterth. §. 110. not. 8; zu der nächstfolgenden Bemerkung aber in Betreff der Worte αὕτη κατὰ τοὺς ὕπνους ἔδοξε τεκεῖν λέοντα καὶ μεθ' ἡμέρας ὀλίγας ἔτεκε Περικλέα, zu welcher passend die Stellen des Aristides und Herodotus VI, 131. citirt werden, vergleicht Ref. aufserdem noch Herodot. V, 92. §. 2. I, 84. Plutarch. Alex. 2. und Anderes, was er über diese Sage zu Plutarch's Alcibiades S. 151 f. bemerkt hat. Etwas auffallend ist die Redensart περιέχεσθαι κράνεσι, *galeis cingi, obtegi;* einige ähnliche Stellen, wie z. B. Morall. (II. p. 417 D.: ψυχὴ περιεχομένη σώματι) führt Wyttenbach im Index p. 1241. an. — Bei dem aus Kratinus entlehnten Ausdruck πρεσβυγενὴς Χρόνος denkt Ref. an die ähnlichen Stellen, die Tafel in den Dilucidd. Pindd. p. 84. zu Pindar Olymp. II, 32. (wo Chronos ὁ πάντων πατήρ genannt wird), anführt, so wie an die Rhea πρεσβυγενὴς bei Orph. Argon. 607; desgleichen bei κεφαληγερέτης an Ilias I, 511, und an den Zeus νεφεληγερέτης, an den übrigens schon Xylander erinnert hat. — Cap. IV. wird Aristoteles gleich im Anfang citirt und diese Citation kehrt mehrmals wieder, z. B. Cap. IX. X fin. Cap. XXVIII. init. XXVI, ohne dafs bemerkt ist, welche Schrift des Stagiriten hier wohl von Plutarch gemeint und benutzt sey. Blos zu Cap. XXVI. wird S. 186. bemerkt, es zeige sich aus Vergleichung dieser Stelle mit Suidas ziemlich klar, dafs hier des Aristoteles πολιτεία τῶν Σαμίων gemeint sey. Und so ist es auch allerdings. An allen Stellen, wo in dieser Vita einfach Aristoteles citirt wird, sind dessen Politien gemeint; vergl. Neumann's Fragmentensammlung dieser Schrift S. 92. Was übrigens die bei Plutarch erwähnten Schiffe der Samier betrifft, welche so gebaut waren, dafs das Vordertheil

Digitized by Google

in die Gestalt eines Schweinsrüssel auslief, so sehen wir noch jetzt auf Münzen von Samos solche Schiffe und Schiffsschnäbel dargestellt; was allerdings Plutarch's Angaben bestätigt. S. Pinder. Numism. inedd. I. p. 29. Tab. II. No. 5. — Zu der, man möchte sagen, homerischen Redensart καταδύεσθαι εἰς τὸ τῆς μουσικῆς ὄνομα vergleicht Ref. insbesondere Plut. Alcibiad. 23: εἰς πᾶν ἀεὶ τὸ πρόσφορον ἐκείνοις σχῆμα καὶ πλάσμα κατεδύετο καὶ κατέφυγεν. Andere, nicht minder bezeichnende Stellen aus den Moralien finden sich im Wyttenbach'schen Index S. 857. angeführt. — Gut erklärt der Verf. S. 70. den, fast mifsverkannten Gebrauch des bei Plutarch so oft in diesem Sinn vorkommenden Mediums ἐπικρύπτεσθαι (nicht blos *se abscondere*, sondern auch eben so gut *rem aliquam suam abscondere*). — Zu der Note über παρέχειν διατριβήν *ludibrii materiam praebere* vergleicht Ref. noch Held zu Plut. Timoleon S. 377. nebst Plut. Alcib. 13. Cat. min. 34 fin. und zu den Wörtern συνεῖναι und συγγίνεσθαι, die sonst von Schülern und Lehrjüngern mit Bezug auf ihren Meister, in dessen Umgang sie sich befinden, gebraucht werden, die Note zum Philopömen S. 5. S. auch Pericl. 7. (ὡς ὁ καθ' ἡμέραν βίος τοῖς συνοῦσιν). Zu der Redensart: ὁ δὲ — μάλιστα περιθεὶς ὄγκον αὐτῷ καὶ φρόνημα δημαγωγίας ἐμβριθέστερον vergl. hinsichtlich des Gebrauchs von περιτιθέναι Dorville zum Chariton S. 437. Plutarch Cat. min. 17 init. (p. 766 F.) Ag. 17. (p. 802 D.) Mar. 29. vergl. Lysandr. 7. Wetstein ad N. T. II. p. 152. Thucyd. VI, 82. Ueber ὄγκος hat Wyttenbach zu den Morall. I. S. 579 f. genug angeführt; desgleichen über φρόνημα S. 70, und über δημαγωγία Einiges S. 251. 252. Der Ausdruck ἐμβριθής scheint Platonisch; vergl. Ast zum Phädrus S. 328. Denn nicht blos aus Historikern, wie Thucydides, oder Rednern, wie Demosthenes, hat Plutarch manchen Ausdruck, manche Redensart entlehnt; es erscheint auch in seinen historischen Schriften (und nicht blos in den sogenannten moralischen) eine sehr fleissige Nachbildung Platonischer Ausdrücke, Ideen u. s. w., die uns in Plutarch allerdings selbst einen Platoniker in gewisser Hinsicht erkennen läfst und uns wenigstens zeigt, mit welchem Eifer Plutarch Platon's Schriften studirt und welch hohen Werth er ihnen beigelegt habe. Aber nebenbei zeigt sich auch gar oft der Einfluſs der Dichterlectüre; daher Wörter, Redensarten eines Aeschylus und Sophocles nicht selten vorkommen, und sogar nicht blos absichtslos. Ref. hofft darüber sich noch einmal an einem andern Ort ausführlicher erklären zu können. Er will

Digitized by Google

hier nur daran erinnern, wie man bei Plutarch auf alle solche Nachbildungen des Sprachgebrauchs älterer Schriftsteller ein sorgfältiges Augenmerk zu richten hat, um daraus oft selbst die Quelle nachzuweisen, aus welcher die einzelne Erzählung geflossen ist. Wir haben schon oben Mehreres der Art angeführt; Anderes übergangen, worauf der Herausgeber (der diesen Punkt keineswegs übersehen) selbst hingewiesen hat; wir erinnern deshalb hier nur noch Beispielshalber an Ausdrücke, wie τὰ ὅλα vom Universum, von der sichtbaren und geschaffenen Welt; vergl. Heindorf zum Theätet S. 391. und Stallbaum zum Philebus S. 76; oder an διακοσμεῖν und νοῦς, Wörter, die in der Philosophie des Anaxagoras ihre eigene Bedeutung haben, über die aufser dem, vom Verf. S. 77 f. angeführten, Ref. noch insbesondere Heindorf zum Cratylus S. 58. Stallbaum zum Philebus S. 76. 77. Hemsen Anaxagoras Clazomenius S. 68 ff. vergleicht.

So kann auch zu ὑγρὸν Cap. V. noch verglichen werden Ast zu Plato De Legg. p. 341. und Gail Le Philolog. I, 4. Zu den dabei stehenden, mit ihm verbundenen Ausdrücken: τὸ ἐμμελές s. Ruhnken zu Longin S. 261. Zu τὸ μεμουσωμένον ἐν ταῖς περιφοραῖς vergleicht Ref. Morall. (II.) p. 1121 F., woselbst μεμουσωμένος *doctus*. — Zu Cap. VI. init. vergl. Cicer. De republ. I, 16. Valer. Max. VIII, 11, 1. nebst den Auslegern; zu ὑποκεῖσθαι ibid. in fin. Dissen zu Pindar Ol. I, 84. — Cap. VII. bei den Worten: ὁ Περικλῆς τῷ δήμῳ προσένειμεν ἑαυτὸν denkt Ref. an ähnliche Stellen bei Plutarch, wie Cat. maj. 3. Sertor. 4. — Ibid.: ὁ δὲ καὶ τοῦ δήμου τὸ συνεχὲς φεύγων καὶ τὸν κόρον οἷον ἐκ διαλειμμάτων ἐπλησίαζεν, nimmt Hr. Sintenis mit Recht das offenbar wegen des folgenden ἐκ διαλειμμάτων beigefügte οἷον gegen Corai in Schutz; Reiske's Vorschlag: ἐκκλησίαζεν (*concionatus est*) für ἐπλησίαζεν zu lesen, übergeht er, wahrscheinlich weil er ihn, und mit Recht, für durchaus verfehlt hielt. Für den Gebrauch von πλησιάζειν liefse sich auch Themist. 2. circ. fin.: τούτῳ τὲν οὖν ἤδη πολιτευόμενος ἐπλησίαζεν anführen; doch ist hier die Beziehung eine andere; besser pafst das lateinische *accedere ad populum*. — Zu der Stelle: πολλὴν κατὰ τὸν Πλάτωνα καὶ ἄκρατον τοῖς πολίταις ἐλευθερίαν οἰνοχοῶν würden wir auch Cicero De Republ. I, 43. anführen, anderer Stellen zu geschweigen, die Ast zu Platon's Polit. S. 591. anführt. — Der Gebrauch von τολμᾷν in den Schlufsworten des Cap., πειθαρχεῖν οὐκέτι τολμᾷν *obedire non amplius velle* oder richtiger, *a se non impetrare*, erinnert

an Plato sowohl wie an ältere Dichter; s Stallbaum ad Platon. Polit. I. p. 99. 187. II. p. 255. Blomfield im Glossar zu Aeschylus Prometheus 1035. — Cap. VIII. zu παρενέτεινε (wie hier nach Bryanus mit Recht statt παρέτεινε gegeben ist) vergleicht Ref. Platon's Phädo p. 17 Hdf. und Wyttenbach's Note dazu p. 123. ed. Wyttenbach. So wenig als ἐν hier fehlen kann, wird auch παρα vermifst werden können. In den bald darauf folgenden Worten: οἷον βαφὴν τῇ ῥητορικῇ τὴν φυσιολογίαν ὑποχεόμενος, denkt Hr. Sintenis mit Schäfer an ein Bild von Färbung eines Stoffs; Ref. möchte mit Schneider lieber an ein Bild von der Stählung, d. i. Verhärtung des glühenden, in Wasser eingetauchten oder mit Wasser begossenen Eisens denken, so dafs die Kraft und Stärke bezeichnet werde, welche mittelst der Philosophie (wie sonst mittelst des Wassers dem Eisen, so hier) der Rede mitgetheilt werde, und zwar unbemerkt, ohne dafs der Zuhörer ein solches geflissentliches Beimischen oder Einführen der Philosophie in den rednerischen Vortrag wahrnehmen konnte. Dann wird es auch nicht nöthig, ὑποχεόμενος mit Corai in ἐπιχεόμενος zu verwandeln, weil sonst diese Nebenbestimmung des Unbemerkten wegfiele. — Den bei späteren Schriftstellern allerdings mehr auffallenden Gebrauch des Artikels statt des Pronomen Demonstrativum, in Fällen, wo eigentlich der folgende relativische Satz für eine Umschreibung eines Substantivs oder Adjectivs gelten kann, in den Worten Cap. VIII: ἀπὸ τῶν, οἷς ἐκόσμησε τὴν πόλιν, hat der Verf. S. 94. keineswegs übersehen. Einige ähnliche Stellen aus Plato führt auch Kühner (mit guter Erörterung des Gebrauchs) an, griech. Grammat. I. S. 125. 126. — Bei den Worten: τῶν τότε διδασκάλων σπουδῇ τε πολλὰς καὶ μετὰ γέλωτος ἀφεικότων φωνὰς εἰς αὐτὸν, die wir als absolute Genitive durch Commata von den übrigen, vorhergehenden und nachfolgenden, Worten ausgeschieden haben würden, konnte eine kurze Erklärung nicht unerwünscht seyn, sowohl über die Bedeutung von διδάσκαλος (scil. χοροῦ vergl. Aristid. 1. med. [woselbst χορῶν διδάσκαλον] Morall. (II.) p. 710 F. 787 E. vgl. 1141 D. Aristoph. Plut. 796.) an dieser Stelle, als über σπουδῇ τε καὶ μετὰ γέλωτος (vgl. Fischer ad Weller. III, 6. p. 203. 204; eben so gleich weiter μετὰ παιδιᾶς und Cap. 24.) und über die bei Plutarch mehrmals vorkommende Redensart ἀφιέναι φωνὴν oder φωνάς; vgl. Corai zu Heliodor S. 68. Plut. Num. 20. Arat. 10. 38. Galb. 18 init. Flamin. 5. Mar. 38. Syll. 23. 27. Cim. 8. Moral. (II.) p. 1097 A. So auch ἄτοκον καὶ ψευδῆ λόγον ἀφιέναι

Digitized by Google

ibid. p. 548 C. Ja man kann selbst ἀφιέναι ὀργὴν εἰς τινά Marcell. 23 fin. hierher ziehen. — Cap. XI. vergleichen wir bei der Stelle: καὶ συναγαγὼν εἰς ταὐτὸ τὴν πάντων δύναμιν, ἐμβριθὴς γενομένην, ὥσπερ ἐπὶ ζυγοῦ, ῥοπὴν ἐποίησεν wegen des darin gebrauchten Bildes, das Plutarch überhaupt gern und öfters anwendet, einige ähnliche Stellen, wie Artaxerx. 30. Aristid. 5. 17. Ein Mehreres bei Wyttenbach zu den Morall. I. S. 485. Die folgenden Worte: ἦν μὲν γὰρ ἐξ ἀρχῆς διπλόη τις ὕπουλος, ὥσπερ ἐν σιδήρῳ κ. τ. λ. hat der Verf. gewifs gut vertheidigt, da die Vulgate διαπλοκή, von Ruhnken in διπλοή verwandelt, sich hier gewifs nicht halten läfst. Kunisch übersetzt ziemlich frei: »Denn die bisherige Trennung war nur, wie der verborgene Bruch an einer Stahlklinge u. s. w.« — Cap. XII. liegt in den Worten: οὐχ ἵππον, οὐ ναῦν, οὐχ ὁπλίτην, ἀλλὰ χρήματα μόνον τελούντων ein bemerkenswerthes Zeugma; den Genitiv τελούντων möchten wir denn als absoluten Genitiv nehmen mit Weglassung des Subjectsgenitivs, der sich leicht aus dem vorhergehenden αὐτῶν oder weiter aus τοῖς συμμάχοις suppliren läfst; vergl. Flügel Observatt. in Plat. Phocion. p. 49 seq. — Etwas weiter unten konnten die Worte: μεγάλας κατασκευασμάτων ἐπιβολὰς καὶ πολυτέχνους ὑποθέσεις ἔργων διατριβὴν ἐχόντων ἐνέβαλε φέρων εἰς τὸν δῆμον eine kurze Erklärung veranlassen, zumal da hier διατριβὴν ἔχειν in ganz anderem Sinne vorkommt, als oben Cap. 4. διατριβὴν παρέχειν. Kunisch hat allerdings den Sinn der Stelle nicht verfehlt, wenn er übersetzt: »und brachte daher beim Volke grofse Bauunternehmungen und Pläne zu Werken, die viel Kunst und Zeit erfordern, in Vorschlag,« aber es ist das schöne Bild, das in ἐνέβαλε φέρων liegt, verwischt, was freilich, wie Ref. aus eigner Erfahrung weifs, ein Uebersetzer des (bilderreichen) Plutarch leider öfters zu thun genöthigt ist. — Zu den folgenden Worten ὅπου γὰρ ὕλη μὲν ἦν λίθος κ. τ. λ., zu denen wir (denn ὅπου hat hier offenbar die Bedeutung *quandoquidem* und beginnt den aus mehreren Abtheilungen zusammengesetzten Vordersatz) mit Hrn. Sintenis den eigentlichen Nachsatz mit den Schlufsworten des Cap.: εἰς πᾶσαν, ὡς ἔπος εἰπεῖν, ἡλικίαν κ. τ. λ. beginnen, und die zunächst dem Nachsatz vorausgehenden Worte ἑκάστη δὲ τέχνη — τῆς ὑπερησίας γινόμενον in Parenthese, als erklärenden Zwischensatz zu dem Vorausgehenden nehmen, giebt Hr. Sintenis manche gute Bemerkung, und die von ihm hergestellte Lesart χρυσοῦ μαλακτῆρες καὶ ἐλέφαντος, ζωγράφοι statt der bisherigen χρυσοῦ μαλακτῆρες,

Digitized by Google

λέφαντος ζωγράφοι hat die Autorität C. Hermann's, O. Müller's Archäolog. S. 92.) u. A. für sich. Es konnte allerdings hier och Einiges weiter bemerkt werden über den Gebrauch von λέφας und ἔβενος, bei den Griechen, die es aus Indien (über leinasien und Phönicien, oder über Aegypten?) für ihre Kunstverke erhielten, vergl. Herodot. III, 114. und III, 96. Ferner iber den Unterschied in den Benennungen der einzelnen, hier ufgeführten Künstler und Handwerker: τέκτονες, πλάσται, αλκοτύποι, λιθουργοὶ (die sonst häufig mit den τέκτονες verunden werden; vergl. ad Alcibiad. p. 141.), βαφεῖς, τορευταί; erner τομποὶ und κομιστῆρες — μεταλλεῖς. Zu dem hier bildich gebrauchten Worte ὄργανον vergl. die Note zum Flamin. . 83. — Bei der Erzählung von den Bauten des Pericles Cap. XIII. ird man nirgends die nöthigen sachlichen Erörterungen oder erweisungen vermissen, und so dürfen wir denn auch um o eher unsern Wunsch aussprechen, zu den Worten: τὸ ' Ὠδεῖον τῇ μὲν ἐντὸς διαθέσει πολύεδρον καὶ πολύστυλον, ῇ δ' ἐρέψει περικλινὲς καὶ κάταντες ἐκ μιᾶς κορυφῆς πεποιημένον, εἰκόνα λεγέσθαι κ. τ. λ, in welchen Hr. Sintenis nach . Müller's Vorgang die Lesart des Vulcobius ὀροφῆς statt κορυφῆς aufgenommen, eine kurze Erklärung zu finden, die wir jetzt ermissen, indem die Stelle nicht so ganz klar und deutlich ist, nd selbst die ausführlichen Erörterungen Gail's in den Mém. de Acad. d. Inscr. (1827.) T. VIII. p. 198 ff. keineswegs vollkommen efriedigen. Kunisch übersetzt: »Das Odeion, welches in seinem nnern (τῇ ἐντὸς διαθέσει) viele Sitze und Säulen hat und essen Decke von einer einzigen Spitze aus nach allen Seiten hin ich absenkt und niederwärts wölbt, soll als Abbild oder Nachhmung u. s. w.«

Doch Ref. will diese Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, ie ohnehin dem Verf. nur die Theilnahme bezeugen sollen, die r Dessen Leistungen schuldig ist; er hat nun noch in der Kürze er fünf Excurse, welche dem Commentar beigefügt sind, zu edenken, in welchen einige specielle, die Kritik des Plutarch etreffenden Punkte ausführlicher behandelt werden. Der erste: *Anonymi qui dicitur, lectionum fides et auctoritas examinatur,«* eigt, dafs die »*lectiones Anonymi*,« wie sie von den bisherigen lerausgebern des Plutarch genannt wurden, eigentlich nichts eiter sind, als Vermuthungen, Vorschläge oder Bemerkungen Eines oder mehrerer Gelehrten, welche sie den Herausgebern ler Frankfurter Ausgaben von den Jahren 1590, 1620 und 1624

Digitized by Google

mitgetheilt, wo sie zuerst erscheinen. Hr. Sintenis sagt in dieser Beziehung am Schlufs seiner gründlichen und genauen Untersuchung, die uns freilich zu einer ganz andern Ansicht über diese vermeintlichen Varianten führt, S. 297. (vgl. mit S. 274.): „Scilicet si paucis indicare jubeor summam disputationis nostrae haec est: continet index Anonymi scripturas non ex codicibus excerptas sed ex ingenio profectas doctissimorum quorundam virorum, veris et elegantibus, ut fit in tali re, admixtas falsas et temerarias, utiles inutilibus, ut non major iis concedenda sit auctoritas quam quae conjecturis ex ingenio profectis conceditur ab cauto editore.« Dieses Resultat verändert wesentlich den Standpunkt, auf welchem die früheren Herausgeber des Plutarch hinsichtlich dieser Lesarten des Anonymus sich befanden, da sie in ihnen nur handschriftliche Lesarten, freilich aus ganz unbekannten Quellen geflossen, erkannten; die Richtigkeit dieses Resultats aber stellt die ausführliche Beweisführung aufser Zweifel, ihr verdanken wir auch die Wiederherstellung des Textes in einer grofsen Anzahl Stellen aus verschiedenen Biographien des Plutarch, besonders aus der verdorbenen Vita Marcelli, deren neue Bearbeitung wir von dem Verf. um so sehnlicher erwarten. — Der zweite Excurs verbreitet sich ausführlicher über mehrere in der Vita Periclis vorkommenden Fragmente des Kratinus; wie denn überhaupt auch in dieser Ausgabe, wie in den früheren, der Herausgeber besondere Rücksicht auf die bald mehr bald minder entstellten Dichterfragmente genommen hat. — Der dritte Excurs S. 302 ff. giebt einige merkwürdige Belege einer Nachbildung und Nachahmung des Plutarch, welche nicht blos in dem Gebrauch und in der Anwendung einzelner Wörter und Ausdrücke, sondern selbst in Ideen und Gedanken bei dem späteren Rhetor Aristides vorkommt (»ostenditur Caelium Aristidem nonnulla ex Plutarcho in rem convertisse suam«). Darum hatte auch Wyttenbach diesem Schriftsteller ein so sorgfältiges Studium für seinen Plutarch gewidmet, wovon wir auf jeder Seite des freilich in unvollendeter und unvollkommner Gestalt hinterlassenen Index die auffallendsten Belege finden, aus welchen das, was Hr. Sintenis hier in der Kürze bemerkt, sich noch weiter ausführen und verfolgen liefse. Denn es ist darin fast kein dem Plutarch eigenthümliches Wort oder ein ihm eigener Ausdruck aufgeführt, wozu nicht auch aus Aristides ein und der andere Beleg angeführt wäre. — Der vierte Excurs S. 305 ff. bezieht sich auf den Gebrauch der Präposition εἰς bei Personen, mit

Digitized by Google

specieller Rücksicht auf eine Stelle Cap. XXIV. (καὶ τὰς γυναῖκας ἀκροασομένας οἱ συνήθεις ἦγον εἰς αὐτήν), wo Corai und Schäfer aus Vulcobius ὡς für εἰς aufnahmen, welches letztere Hr. Sintenis wieder aufgenommen, und durch die hier mitgetheilten Erörterungen über den Gebrauch dieser Präposition — wobei denn auch manches Andere zur Sprache kommt und der Gebrauch der verschiedenen Schriftsteller von Homer an durchgangen wird — weiter zu begründen gesucht hat. Dafs auch hier wieder zahlreiche Stellen des Plutarch berichtigt und hergestellt werden, bedarf kaum einer Bemerkung; auch bei einigen Stellen anderer Schriftsteller geschieht ein Gleiches. — Im fünften Excurse S. 313 ff. lesen wir eine interessante Abhandlung *De Idomenei Lampsaceni Vita et Scriptis*, wobei natürlich auch die Frage nach der fides dieses Schriftstellers, in Bezug auf die Zuverlässigkeit seiner Quellen zur Sprache kommt. Das Urtheil konnte im Allgemeinen nicht günstig für Idomeneus ausfallen, eben so wenig wie das über Stesimbrotus in der Ausgabe des Themistocles S. 14 f. Wir können aber dabei den Wunsch nicht unterdrücken, den wir auch in der früheren Anzeige (1834. S. 558. 559.) schon niedergelegt haben, dafs der Verf. doch eine eigene Untersuchung über die von Plutarch in dieser Vita benutzten Quellen (wozu dieser Excurs einen so schätzbaren Beitrag liefert) geben möge. Vielleicht findet sich für ihn dazu bald eine andere Gelegenheit. Wir halten diese Untersuchung bei Plutarch für so wesentlich und unentbehrlich, dafs wir sie nur ungern vermissen, zumal da Hr. Sintenis in dieser Ausgabe für die sachliche Erklärung so Wesentliches geleistet hat. Wenn man, wie Ref., erfahren hat, was es heifst, einen Schriftsteller, für den in Absicht auf sachliche wie sprachliche Erklärung noch nichts geschehen ist, mit einem, beide Seiten gleichmäfsig umfassenden Commentar auszustatten, so wird man dem Verf., der ohne nähere Vorarbeiten *) diesem mühsamen Geschäfte sich unterzogen hat, um so mehr zu danken haben. Eine Nachlese wird nie ausbleiben. Ohnehin ist es in der That leichter, auf dem

*) Ob in einem angeblich 1829 zu Grofsglogau erschienenen Programm: *Hunt Commentatt. de Plutarchi Vita Periclis P. I.* etwas für die Erklärung oder für die Kritik dieser Vita geleistet worden, vermag Ref. nicht zu bestimmen, da er nur aus einer Anzeige dieses Programm kennt, das auch dem Hrn. Sintenis unbekannt geblieben zu seyn scheint.

Digitized by Google

von Andern gelegten Grunde weiter fortzubauen, als ihn erst legen zu müssen. Aber das vergessen leider gar zu Viele, und lassen sich dadurch oft zu Urtheilen verleiten, die sie schwerlich über eigene, ähnliche Leistungen, falls sie deren aufzuweisen hätten, aussprechen würden. Möge der Verf. mit rüstiger Thätigkeit fortfahren in der Bearbeitung der Biographien Plutarch's, für welche er in Kurzem so Vieles geleistet hat, und möge er in unsern Bemerkungen nur die gerechte Anerkennung seiner Bemühungen um einen Schriftsteller finden, dem Ref. manche Jahre seines Lebens gewidmet hat und auch noch ferner zu widmen gedenkt.

Chr. Bähr.

Die Psalmen, übersetzt und erläutert von Michael Sachs. Berlin, 1835. *Verlag von Veit und Comp.* *XII u.* 213 *C.* 8.

Bekanntlich hat vor einigen Jahren Fr. Rückert durch seine Uebersetzung hebräischer Propheten eine neue Art zu übersetzen aufgebracht, welche, während sie vielleicht in dieser schwierigen Kunst das Höchste leisten gesollt, dennoch wenig Anklang fand: ein Umstand, von dem die Schuld nicht an der Neuheit der Sache allein liegen möchte. Vollkommen wortgetreu übersetzend, beabsichtigte er nicht, wie die prosaischen Uebertragungen poetischer Werke, hauptsächlich, oder allein das Verständniſs; denn für diesen Zweck hätte er auch sinngetreu übersetzen müssen: er wollte den Text nicht eigentlich über-, sondern eher umsetzen, gleichsam einen genauen deutschen Abdruck geben vom hebräischen Codex. Darum behielt er die hebräische Wortstellung im Deutschen in dem Grade bei, daſs er selbst das Adjectiv nachsetzte; er vermied die Syntaxis, welche der Geist des Deutschen fordert, geflissentlich, und begnügt sich mit der Parataxis des Hebräischen; endlich schuf er auch neue Wortformen, wo der bisherige deutsche Sprachvorrath für seinen Zweck nicht ausreichte, und bildete, was keineswegs zu tadeln, kunstreich die Paronomasien nach. Offenbar wurde auf solchem Wege die möglichste Identität mit dem Originale — das Ziel der wahren Uebersetzung, die ein Kunstwerk seyn soll — ebenfalls angestrebt, und dieses Ziel zum Theil erreicht. Nämlich es wurde die äuſsere Identität gewonnen; und wir wären ohne Weiteres zufrieden gestellt, wenn das schriftstellerische Produkt

Digitized by Google

selbst nur ein Aeufseres wäre, wenn es sich hier blos um die Worte handelte: wenn es darauf ankäme, an die Stelle der hebräischen die deutschen entsprechenden Begriffes neben einander zu reihen. Allein wie das Wort, so ist auch der Satz nur Ausdruck eines Innern, ist von diesem Innern erst erzeugt worden, und bildet dessen äufsere Erscheinung oder Leib. Wenn man daher die Uebersetzung dem Original zu identificiren versucht, so arbeite man von Innen heraus, wie es der Autor that; man versenke sich in dessen Geist, in sein Fühlen und Denken; und dann schaffe man für den Gedanken einen entsprechenden Leib. Nur so wird man wirklicher Nachbildner, bleibt man Künstler, während auf jenem mechanischen Wege man sich nur als geschickten Techniker zeigen kann, und die innere Identität der äufsern, das Wesentliche dem Unwesentlichen aufopfert. Die Beweise liegen in jenem Büchlein vor. Was im Grundtexte gut hebräisch, ist da schlecht deutsch, oder gänzlich undeutsch; was dort schön, hier unschön und widrig; was dort poetische Diction, sinkt hier unter die Prosa herab: wo bleibt da die Identität? Ganz mit Recht hat jene Uebersetzung mifsfallen; denn sie brachte beim deutschen Leser einen ganz andern Eindruck hervor, als das Original auf seinen Kenner; und davon liegt der Fehler an der Uebersetzung, nicht am Original. Wir mafsen uns keineswegs an, Hrn. Rückert belehren zu wollen. Der Nachbildner Hariri's, der Aneigner des Schi-king weifs das Alles wenigstens ebenso gut, als Rec. Wohl aber unterstehn wir uns, unsere Meinung zu sagen, die dahin geht, dafs Hr. Rückert weifs, was er gesollt, und nicht wollte, was er gekonnt. Wir haben jene Uebersetzung hebräischer Propheten immer für ein Spiel seines launenhaften Genies gehalten, und können unmöglich glauben, dafs Hr. Rückert selbst von jenem Büchlein eine sonderlich hohe Meinung gehegt haben sollte. Vielmehr, es gefiel ihm einmal, den Rossebändiger zu spielen; statt des hebräischen Textes aber, den er oft mifsverstand, bändigte er zur Ungebühr das willenlose Vieh, die deutsche Sprache, und prügelte bei der Gelegenheit den guten Geschmack durch: beides dem Vernehmen nach zur Erbauung der in Deutschland lebenden Juden, unter welchen er, wie es scheint, auch einen Nachahmer gefunden hat.

Vorliegende Psalmen des Herrn Sachs sind »dem westöstlichen Dichter, dem sprachgewaltigen Meister des Uebersetzens

und Auslegens, Friedrich Rückert, in innigster Bewunderung und Verehrung« gewidmet; Hr. Rückert selbst hat zu dem Buche die Uebersetzung des achtundsechzigsten Psalms geliefert; und das ganze Werk ist, so weit das Zeug dazu reichte, in Rückert's Manier gehalten. In Bezug auf die Uebersetzung als solche, abgesehn von »der sprachlichen Verständnifs,« wie Hr. S. schreibt, können wir uns daher kurz fassen. Sie ist undeutsch und unschön; und der Verf. gesteht S. XII. selbst zu, dafs er auf ein Extrem gerathen sey, hofft aber, das Rechte werde sich bei fernern Versuchen schon einfinden. Wir wollens erwarten, und indessen die Auslegung ein wenig der Prüfung unterwerfen.

Man kann es dem Verf. hingehn lassen, dafs er die *wenigen* dürftigen Anmerkungen, die uns bisweilen begegnen, eine Erläuterung nennt, wenn wir gleich, da er eine Textesrecension geben wollte (S. X.), an ihrer Stelle kritische Noten erwarten mufsten; aber nur mit Mühe bemeistert man den Unwillen, welchen der Ton rege macht, dessen sich Hr. Sachs in Vorrede und Anmerkungen bedient hat. Solch ein Ton läfst sofort Hohlheit vermuthen; wer etwas weifs, wird weder so bäuerisch grob, noch so malitiös, noch so abgeschmackt anmafsend seyn. Hrn. Sachs zu hören, sollte man meinen, es spreche ein Meister der Exegese, ein Mann, welcher sich auf viele und grofse Verdienste stützen könne, eine Autorität; und der Sprecher ist ein Anfänger, dem es an Umsicht und gründlicher Gelehrsamkeit gar sehr mangelt, und der folglich alle Ursache hätte, bescheiden zu seyn. Was seit dem Erscheinen der Grammatik von Ewald in der alttestamentlichen Exegese vorgegangen, das ist ihm fast gänzlich unbekannt, und doch hofmeistert er die Exegeten überhaupt; er will auf der Höhe der Zeit stehn, und hat keine Ahnung von historischer Exegese; er wendet gegen die Empirie viel Gegründetes, aber nichts Neues, ein, und begeht eine Menge Fehler der Empiriker selbst wieder. Wir gehen zum Beweise des Gesagten in's Einzelne ein.

Sogleich zu Psalm IV. begegnen wir einer gar feinen und wohlgezogenen Anmerkung. »Wie man darauf verfallen konnte,« heifst es S. 4, »den vierten Psalm mit dem dritten, und nicht mit dem zweiten zu combiniren u. s. w., läfst sich vernünftiger Weise nicht absehn.« Eine so unvernünftige Aeufserung ist keiner Antwort werth. Uebrigens ist Psalm IV. einer der ältesten,

Digitized by Google

Psalm II. nebst dem ersten einer der jüngsten. Blättern wir um Einiges weiter, so stofsen wir Ps. 15, 4. auf längst abgewiesene Erklärungen von Neuem; dagegen vergeben wir Hrn. Sachs die falsche Uebersetzung von Ps. 16, 3. um der Anwandlung von Bescheidenheit willen, welche die Anmerkungen blicken lassen. Er sagt: „Der Psalm ist einer der schwierigsten, und es ist gar nicht unsere Meinung, dafs die vorstehende Uebersetzung alle Dunkelheiten aufhelle. Schärfer jedoch, als bisher geschehn, ist das Einzelne beachtet worden.« Letzteres ist eine Unwahrheit. So scharf, und schärfer hat Rec. schon vor vier Jahren gesehn. Die Anwandlung von Bescheidenheit ist auch bei Psalm XVII. noch nicht vorüber, und hält noch länger an; zu Ps. 28, 8. aber, zu den Worten: „Gott ist eine Wehr ihnen und Schutzwehr, das Heil seines Gesalbten — Er,“ macht der Verf. folgende erbauliche Note: »Wie konnte man doch Grammatik und Wortstellung so miſskennen, ומעוז zum folgenden Gliede zu ziehen? Vergl. Jer. 16, 17.« Die Wortstellung? Aber bei Jeremia steht עזי ומעזי sofort verbunden; hier sind beide Wörter durch לְמוֹ getrennt; und zöge man ומעוז zum Vorhergehenden, so wäre die zweite Versbälfte verbindungslos. Die Grammatik? Hr. Sachs meint ohne Zweifel, der Status constr. von מָעוֹז müsse מְעוֹז heifsen; er billigt die Punctation der alten Kritiker, verwirft ihre Accentuation, da doch beide auf das Engste zusammenhängen, und schulmeistert nun über Grammatik! Dafs der Status constr., wie Jer. a. a. O. schon מָעֻזִּי ahnen läfst, auch מָעוֹז heifst, hätte der Verf. aus Ps. 27, 1. lernen können; und die Verbindung מעוז־ישיעות ist nicht auffallender, als צור־יִשַׁע. Im folgenden, Ps. 31, 22. übersetzt Hr. Sachs richtig: „Gesegnet sey Gott, dafs sonderlich erwiesen er seine Huld mir in belagerter Stadt;« während die Empiriker: »wie in belagerter Stadt.« Allein das Richtige hat Ref. schon in seinem Begriff der Kritik gegeben und bewiesen. Ebendaselbst hoffte er der sprachlich falschen und auch sonst ungehörigen Erklärung von כאבל־אם Ps. 35, 14: »Wie der um die Mutter trauert,“ ein Ende gemacht zu haben. Allein Hr. Sachs wiederholt den Fehler der Empiriker völlig arglos. Das Nämliche ist der Fall Ps. 88, 6, wo חפשי ganz nach Meinung der Empiriker das Adjectiv seyn soll, Ps. 48, 3, wo ירכתי־צפון an den Nordseiten übersetzt, und der Dual also für den Plural genommen wird,

Digitized by Google

Ps. 40, 8. u. s. w. Letztere Stelle übersetzt der Verf. folgendermafsen: »Da hab' ich gesagt: sieh' ich erscheine mit der Rolle des Buches, geschrieben auf mir;« und merkt dazu an, der Dichter selbst trete leibhaft für das in Worten nicht Auszudrückende, auf einer Buchrolle nicht Auszuschreibende ein; der Dichter sage: Ich bin die Erzählung der Wunder Gottes gegen mich. Ungemein wahrscheinlich! Darum setzt der Verf. am Schlusse auch bei: Was die Ausleger im achten Verse sich Alles erlaubt, — um ihn doch nicht zu verstehen, — sieht man besser bei ihnen selbst nach. — Hätte Hr. Sachs nur gefälligst selber nachgesehen; er hätte gefunden, dafs man, um diese Stelle zu verstehn, seinen Beistand und sein Monstrum von Erklärung gar nicht nöthig gehabt hat. Bekanntlich sagt man כתב על ספר; seit wann denn aber כתת ספר על-? Und wenn der Dichter die Buchrolle, auf welche geschrieben wurde, selbst wäre, so würde ia seine Haut Pergament seyn, und der Dichter wäre früher ein Esel gewesen! Dergleichen kommt dabei heraus, wenn man jeden unglücklichen Einfall deswegen, weil man ihn selber gehabt hat, auch sofort für eine vortreffliche Idee hält. Wolle in Zukunft Hr. Sachs, ehe er also lächerlich vornehm thut, erst neben der Grammatik auch hebräischen Sprachgebrauch studiren. Er wird dann lernen, dafs einem ein Buch geben נתן ספר על- heifst, s. Jes. 29, 12, dafs ein solches Buch alsdann עליון ist, dafs also unsere Stelle übersetzt werden mufs: »Sieh' ich komme mit der Rolle des geschriebenen Buches bei mir.« Ueberhaupt werden tiefere Studien Hrn. Sachs, ohne dafs er darum der Wahrheit etwas zu vergeben braucht, auch billiger gegen Andere machen, und er dann in gleichem Mafse sich Ansprüche auf billige Beurtheilung erwerben, während er diesmal durch unnöthige, unbefugte und oft ungerechte Strenge ein streng gerechtes Urtheil nöthig gemacht hat.

Hitzig.

Digitized by Google

N°. 71. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. — SCHULSCHRIFTEN.

Demosthenes und Aeschines über die Truggesandtschaft von Dr. A. G. Becker. Mit einer Zuschrift an den Director Dr. Ranke. Ein literarisch-kritischer Versuch. — Auch unter dem Titel: *Analekten zu den Attischen Rednern. Erstes Heft.* — *Quedlinburg. Verlag der Becker'schen Buchhandlung.* 1835. 8.

Hr. Pastor Becker, dessen Verdienste um die attischen Redner allgemein bekannt sind, führt in diesem Schriftchen die Behauptung durch, dafs des Demosthenes und Aeschines Reden *de falsa legatione* nicht gehalten worden seyen gegen des Idomeneus und Anderer (s. Westermann. Quaest. Dem. III. p. 53.) Zeugnifs. Der Beweis wird nach Plutarch's Vorgang von dem Stillschweigen hergenommen, welches Aeschines und Demosthenes in dem Procefs über die Krönung darüber beobachten. Dies sind die Hauptgründe der beiden Partheien: die eine hat das ausdrückliche Zeugnifs eines Geschichtschreibers für sich, welches ein Schüler des Epikur nicht lange nach Demosthenes schrieb; die andere verdächtigt die Treue dieses Zeugen und urgirt das Stillschweigen von einer Sache, welche, wie es scheint, hätte erwähnt werden müssen. Der unpartheiische Urtheilsspruch wird aber wohl folgendermafsen ausfallen dürfen: Der Beweis aus dem Stillschweigen bleibt immer eine mifsliche Sache; dies Stillschweigen läfst sich im vorliegenden Fall auch erklären, vielleicht so wie Auger gethan hat: dafs Demosthenes geschwiegen habe, weil er den Procefs verloren, Aeschines aber, weil er ihn mit einer so sehr kleinen Stimmenmehrheit gewonnen. Mögen auch immerhi des Idomeneus Ueberlieferungen nicht ohne Kritik angenomm werden dürfen, so ist es doch hier etwas anders, wo er ni direct aussagt, dafs der Procefs geführt worden sey, son nebenbei eine Einzelnheit daraus anführt, dafs nämlich Aesc mit 30 Stimmen freigesprochen worden. Folglich erzählt I neus absichtslos, ohne eine Beziehung auf den erst von P angeregten Streit über die Durchführung der Klage. E nicht haben täuschen wollen. Endlich wird dem Zeu Idomeneus nicht etwa durch ein anderes Zeugnifs wide sondern nur eine Folgerung aus dem Stillschweigen gengestellt.

Indefs geben wir das vermeintliche Stillschweigen nicht einmal zu. Man sehe Aeschin. c. Ctes. p. 470. §. 79: Δημοσθέντος δ' ἐπέστη τῶν ἄλλων (nämlich aufser dem Philokrates) κατήγορος, καὶ πόθεν ποθ' ἡμᾶς εἰς τὰς ἀτυχίας ὁ μιαρὸς ἄνθρωπος ἐμβέβληκε etc.

Aus dem, was dieser Stelle vorausgeht, begreift man sehr gut, warum Demosthenes die Klage so lange nach dem Factum anstellte. Denn erst mufste der mächtige Mitschuldige des Aeschines beseitigt seyn; Philokrates von Hyperides angeklagt, war aus Athen verbannt. Cf. Dem. fals. leg. p. 376. §. 116.

Somit erklären wir uns nun zwar gegen die Grundansicht dieses Buches (vergl. auch diese Jahrbb. 1835. No. 20. p. 307.); nichts desto weniger aber wissen wir dem Hrn. Verf. grofsen Dank für die gründliche Erörterung dieser Frage und die Ausarbeitung einer Schrift, welche keiner darf ungelesen lassen, der die Reden de fals. legat. verstehen will. Wir wünschen sehnlichst die Fortsetzung dieser Analekten.

Auch die Ausstattung ist sehr ansprechend. Druckfehler haben wir nur folgende bemerkt: S. 33. Z. 2. corrigire man §. 141. in 142. und S. 38. Note 2. ändere man Voll. VIII. 4. in Poll. VIII. 41.

Disquisitio De Demosthenicae Eloquentiae Charactere. Scripsit J. H. Scholten, Theologiae Candidat., Philos. Theoret. Mag., Litt. Human. Dr. Trajecti ad Rhen. ap. Robert. Natan. MDCCCXXXV. 8. Mit dem Motto: Ἐὰν μή τις ἱκανῶς φιλοσοφήσῃ, οὐδὲ ἱκανός ποτε λέγειν ἔσται περὶ οὐδενός. *Plato.*

Hr. Scholten bewährt in diesem Buche van Heusde's Schule und giebt einen neuen, für das jetzige Deutschland sehr demüthigenden Beweis, dafs man die Theologie allerdings noch mit der Philologie verbinden könne oder vielmehr verbinden müsse.

Neu in dieser Schrift ist die Art der Darlegung, dafs Demosthenes ein Schüler, wenn auch nicht Zuhörer, doch fleifsiger Leser des Plato gewesen. Wird dies J. Bake zu Leyden vielleicht jetzt zugeben? Sein Vorgänger Wyttenbach hatte es schon in einzelnen Stellen nachgewiesen, um der in Deutschland erschienenen Arbeiten nicht zu erwähnen und um von der Tradition des Alterthums nicht zu reden. Hr. Scholten hat die Verbindung der Platonischen Philosophie und Demosthenischen Beredtsamkeit aus innern Gründen unwidersprechlich erhärtet.

Wir wünschen, dafs seine schön geschriebene Abhandlung von unsern Studirenden und Predigern möchte gelesen werden; es kann dazu beitragen, dafs es, was Noth thut, mit unserm Predigtwesen anders werde.

Von deutschen Arbeiten hat Hr. Sch. Becker's Demosthenes benutzt; Westermann's Geschichte der Beredtsamkeit noch nicht gekannt.

Vömel.

Digitized by Google

Kriton. *Ein Platonischer Dialog über Gesetzlichkeit, Volksurtheil und Selbstbestimmung, übersetzt und erläutert von Friedr. Aug. Nüfslin. Mannheim. Druckerei von J. Kaufmann, 1835. 45 S. in gr. 8.*

Vorliegende Bearbeitung des Platonischen Krito schliefst sich in ihrer Bestimmung an ähnliche auch in diesen Blättern (1834. S. 1146 f.) namhaft gemachte Versuche des Hrn. Verfs. an, Meisterwerke der alten, classischen Literatur für ein allgemein gebildetes Publikum zu bearbeiten, sie in gröfsere gebildete Kreise von Männern wie von Frauen, welche der alten Sprachen unkundig, doch darum für Alles, was edel und schön ist, Sinn besitzen, einzuführen, um damit zugleich die hohe Wichtigkeit dieser Werke in ihrer rein sittlichen und ästhetischen Richtung so wie den daraus hervorgehenden Einfluss auf wahre Geistesbildung, zunächst für jugendliche Gemüther, erkennen zu lassen. Obschon nun der Verf. für ein solches Publikum zunächst arbeitete, so wird doch auch der Mann von Fach, der Gelehrte, den sein Beruf zu näherem Studium jener Werke täglich hinführt, gar Manches namentlich aus den beigefügten Bemerkungen, selbst nach dem Vielen und Mancherlei, was über diesen Platonischen, in Schulen und mit Recht vielgelesenen Dialog geschrieben worden ist, lernen können; der Lehrer wird insbesondere darin einen Mafsstab, ein Muster finden, wie er bei der Lectüre der Alten, nicht blos das sprachliche Interesse, sondern auch eine höhere, sittliche Richtung verfolgen, und so dem Studium der Alten Seiten abgewinnen kann, die in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit sind, da sie dem Sprachstudium eine höhere Richtung zur Förderung wahrer Geistesbildung unserer Jugend zu geben vermögen. Möge das Bemühen des Verfs. nicht verkannt, möge sein Streben nicht unbelohnt bleiben; möge es ihm gelingen, in einer Zeit, deren höchstes Ziel Geld und Sinnengenufs werden will, für höhere, edlere Güter, für ein Geistes- und Seelenleben, das (wie es in dem vorgesetzten Motto heifst) nicht durch Dampf und Maschinen in Bewegung gesetzt werden kann, wohl aber aus der Lectüre der Alten Nahrung und Kraft erhält, zu gewinnen, dieses zu fördern und immer neu zu beleben!

Die Uebersetzung, welcher die zum Verständnifs nöthige Einleitung vorausgeschickt ist, wird diejenigen befriedigen, welche Treue und Genauigkeit mit einem guten und verständlichen deutschen Ausdruck, der nicht im sclavischen Nachbilden griechischer Worte und Constructionen sich gefällt und dadurch den der fremden Sprache nicht Kundigen oder nicht Gewohnten zurückschreckt, von einem Uebersetzer verlangen; auf dieselbe folgen dann die oben bereits erwähnten Anmerkungen, auf die wir wohl wegen der darin vorherrschenden Tendenz und der interessanten Vergleichungen, die hier mit andern Stellen Platon's in dem bezeichneten Sinne, dieser ethisch-religiösen Richtung [illegible] gestellt werden, besondere Aufmerksamkeit lenken mö[illegible]

Academiae Bernensis recens conditae lectiones per hoc aestivum tempus habendas nomine rectoris et senatus indicit Dr. Georg. Ferd. Rettig, litt. antiqq. Professor. Inest de numero Platonis Disputatio. Bernae, typis Stacmpfli, MDCCCXXXV. 28 *S. in gr.* 8.

Der auch durch andere Schriften uns bekannte Verf., jetzt Professor an der neuen Hochschule zu Bern, giebt in dieser Schrift, die als Programm bei Eröffnung der Vorlesungen an der genannten Hochschule erschienen ist, einen neuen Versuch zum Verständnifs der bekannten Platonischen Zahlen, indem er die Hauptstelle darüber in der Politia VIII. p. 545. Steph. p. 380 sqq. Bekk. einer neuen Erörterung unterwirft, wobei er besonders den Zusammenhang, in welchem diese Stelle vorkommt, und ihr Verhältnifs zu andern Stellen ähnlichen oder verwandten Inhalts (die deshalb auch alle hier aufgeführt sind), beachtet, um darin zugleich einen festen Standpunkt für die Erklärung des *Einzel*nen, die nun folgt, zu gewinnen. So sucht der Verf. wahrscheinlich zu machen, dafs Plato mit diesen Zahlen nur die Verhältnisse angeben wolle, unter welchen und in welchen, oder die Art und Weise, in der ein Staat (als moralische, intellectuelle Person oder Ganzes) eben so gut wie ein einzelnes Individuum — da beide gemeinschaftliche Kräfte und Neigungen besitzen, somit gleichen Richtungen folgen und gleiche Veränderungen erleiden, zu Verfall und Untergang komme, sich in sich auflöse und zernichte. (vergl. p. 14 f.) In diesem Sinne bemüht er sich, die einzelnen schwierigen Ausdrücke der betreffenden Stelle zu erklären; zum Schlufs wird noch die Stelle aus Aristoteles Polit. V, 10. p. 193 seq. ed. Göttling. behandelt, in sofern sie eine Bestätigung der mitgetheilten Auffassung der Platonischen Stelle liefert. So wird man diese Schrift, die auch durch klaren und deutlichen Vortrag sich empfiehlt, als einen dankenswerthen Beitrag einer höchst schwierigen und dunkeln Lehre immerhin zu betrachten haben, selbst wenn das richtig seyn sollte, was Hegel in den Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie (herausgegeben von Michelet, Bd. II. S. 260.) in Absicht auf die im Timäus vorkommenden Zahlen bemerkt: »Man kommt jedoch nicht weit mit diesen Zahlenverhältnissen; sie bieten Nichts für den Begriff, für die Idee dar. Die Verhältnisse, Gesetze der Natur lassen sich nicht mit diesen dürren Zahlen ausdrücken. Es ist ein empirisches Verhältnifs und macht nicht die Grundbestimmung in den Maafsen der Natur aus.« Was hier in Bezug auf die Gesetze der Natur gesagt ist, wird sich wohl auch *auf die* Gesetze der sittlichen Natur, im Einzelnen wie im Ganzen (Staat) anwenden lassen. Aber etwas Anderes ist es, das Ungenügende solcher Auffassungsweisen auszusprechen, und die Art und Weise der Auffassung selber richtig zu erkennen; das letztere war der Zweck des Verfassers.

Digitized by Google

Ludovici Lemosii Judicium operum Magni Hippocratis primum seorsim edidit et praefatus est Joan. Gottl. Thierfelder, Medic. et Chirurg. Dr. et apud Misnenses medicus publicus et practicus. Misenae, sumtibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXV. 62 *S. in gr.* 8.

Da des gelehrten Portugiesen Ludovicus Lemosius (Ludw. le Lemos) Abhandlung über Hippocrates und dessen Werke noch immer von Werth ist, namentlich in den Fragen über die Integrität der einzelnen Schriften des berühmten griechischen Arztes, so wird uns hier, bei der Seltenheit der Ausgaben, in welchen diese Abhandlung steht, ein erneuerter Abdruck derselben aus der Editio Veneta von 1542 geliefert, wobei aber die zahlreichen Druckfehler, von welchen diese Ausgabe entstellt ist, berichtigt sind. Auch Druck und Papier empfehlen diesen Abdruck.

Probe einer Uebersetzung des Quintus von Smyrna [von Hrn. Prof. Platz], womit zu den öffentlichen Prüfungen im Gymnasium zu Wertheim den 5. 6. 7ten October 1835 *geziemend einladet Hofr. Dr. J. G. E. Föhlisch, Director des Gymnasiums. Wertheim, gedruckt bei Hofbuchdrucker Holl.* 68 *S. in gr.* 8.

Der Verf., Hr. Professor Platz in Wertheim, beschäftigt mit einer Uebersetzung der Gedichte des, so weit wir wissen, noch nicht in deutschem Gewande erschienenen Quintus von Smyrna, oder wie man diesen Dichter des vierten Jahrhunderts nach dem Fundorte seiner Dichtungen gewöhnlich nennt, des Quintus Calaber, giebt uns in diesem Programm als Probe des Ganzen, den siebenten Gesang, eingeleitet durch ein Vorwort, welches Charakter und Anlage des Gedichts, Vorzüge und Tugenden wie Gebrechen des Dichters bespricht, der, obwohl späteren Zeiten angehörend, doch ein Gedicht zu liefern wufste, das, wenn auch nicht der Ilias, dessen Fortsetzung es geben soll, gleich, doch in seiner Zeit eine so ausgezeichnete Stelle einnimmt, dafs Manche demselben sogar älteren Ursprung zuerkennen und darin nur eine Zusammensetzung älterer Gedichte finden wollten. Darin liegt allerdings hinreichender Grund, eine Uebertragung dieses Gedichts in's Deutsche zu versuchen, zumal wenn dies auf eine so befriedigende Weise, wie hier, geschieht.

Da wir, vermöge der Gesetze dieses Instituts, in eine Kritik des Einzelnen nicht eingehen können und uns auf eine blofse Anzeige beschränken müssen, so wollen wir unsern Lesern wenigstens eine Probe mittheilen, die unsern Wunsch, auch das Ganze vollendet zu sehen, rechtfertigen mag. Wir wählen dazu die Stelle Vs 67 ff.:

„Hat ja ein Gott doch uns Allen das nämliche Weh der Verwaisung
Ganz gleichmäfsig verhängt; auch uns wird Alle die Erd' einst
Decken, nachdem wir gewandelt verschiedene Pfade des Lebens,

Digitized by Google

Und oft nicht die sich Jeder gewünscht! In dem Schoofse der Götter
Dort im Olymp liegt Alles, das Gute sowohl wie das Schlimme,
Was das Geschick uns bringt; der Unsterblichen Keiner erschaut es,
Sondern in heiligem Dunkel verhüllt, dafs Keiner es siehet,
Lieget es und nur die Moira allein streckt nach ihm die Hand aus;
Blind wirft diese zur Erd' es hinab von den Höh'n des Olympos,
Und mit dem Wehen des Wind's wird dahin dieses und dorthin
Jenes geführt; oft stürzt auf redliche Männer ein grofses
Unheil so', und nieder auf Frevelnde regnet des Glückes
Unfreiwilliger Segen, der Sterblichen Loos ist verschieden.
Keiner darum geht sicher einher, oft straucheln die Füfse;
Wechselnd gestaltet das Leben sich stets; bald führt es zu grofsem
Jammergeschick, bald wieder zum Besseren; Keiner der Menschen
War jemals ganz glücklich vom Anfang bis zu dem Ende,
Sondern es pflegt Dem dieses, dem Anderen dies zu begegnen.
Drum, weil kurz wir nur leben, so ziemt nicht, dafs wir in Schmerzen
Leben; zu hoffen geziemet das Bessere, nicht ob dem Kummer
Ewig zu brüten u. s. w."

Orestes, ein Trauerspiel des Euripides, aus dem Griechischen metrisch übersetzt von Karl Heinrich Ferdinand Hohmann, Collaborator am Lyceum in Hannover; nach seinem Tode zum Andenken für seine Freunde und Schüler auf mehrseitiges Verlangen herausgegeben von G. Ch. Crusius, Subrector am Lyceum zu Hannover. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1835. *XIV u.* 98 *S. in gr.* 8.

Diese Uebersetzung, dem Druck übergeben, um dem Wunsche zahlreicher Schüler und Freunde zu genügen, die dem zu früh gestorbenen Lehrer und Collegen ein bleibendes Denkmal der Erinnerung stiften wollten, zeichnet sich in der That durch eine edle, würdige, und auch deutsche Sprache aus; die Verse sind fliefsend, der Ton des Ganzen, und der Ausdruck im Einzelnen aber so beschaffen, dafs man bald erkennt, wie es sich hier nicht um Bekanntmachung eines in unvollendeter, roher Gestalt hinterlassenen Versuchs handelte, indem die sorgfältige Feile und die nachbessernde Hand des schon im November des Jahres 1824 gestorbenen Verfassers leicht zu bemerken ist; wodurch freilich die Uebersetzung von den Mängeln frei geblieben ist, die meistens Werken der Art anzuhängen pflegen. So möge denn auch die Uebersetzung, aufserhalb des Kreises, für den sie bestimmt ist, Freunde und Leser finden! Druck und Papier sind höchst befriedigend ausgefallen.

Digitized by Google

Aufgaben zur Verfertigung griechischer Verse, herausgegeben von Friedr. Traugott Friedemann, der Theol. und der Philos. Dr., Herzogl. Nass. Oberschulrathe und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg. Erste Abtheilung für mittlere Gymnasialclassen. Weilburg 1833. Druck und Verlag von L. E. Lanz. 43 S. in gr. 8.

Diese Schrift beabsichtigt, zur Zeitersparniſs statt des lästigen Dictirens der Lehrer zu den Uebungen im Verfertigen griechischer Verse den erforderlichen Stoff in einer Reihe von Aufgaben zu liefern, die den Bedürfnissen und dem Standpunkt mittlerer Gymnasialclassen angepaſst, um so erwünschter seyn werden, als uns ein ähnliches Buch nicht bekannt ist, indem Lindemann's Uebungsbuch, auch nach dem Urtheil des Verfs, im Ganzen wohl zu schwierige Aufgaben für diese Classe von Schülern enthält. Ueber die Zweckmäſsigkeit solcher Aufgaben, und somit des Büchleins selber, das wir der Thätigkeit desselben Mannes verdanken, dem überhaupt das Verdienst gebührt, Uebungen der Art, im Verfertigen griechischer wie lateinischer Verse — und wer möchte deren Nützlichkeit leugnen? vorausgesetzt, daſs sie unter vernünftiger Leitnng vorgenommen werden, und unter stetem Rückblick auf ihren Zweck in keinerlei Weise ausarten — wieder hervorgerufen und eingeführt zu haben, bedarf es wohl kaum weiterer Erörterung, und so wird die Schrift vielen Schulmännern recht angenehm seyn, während sie zugleich da, wo solche Uebungen noch nicht eingeführt sind, die Veranlassung zu deren Aufnahme geben kann. Möchten aber dabei auch die belehrenden Winke des erfahrnen Schulmanns in der Vorrede benutzt werden!

Die ersten sechs §§. enthalten umgestellte griechische Verse, Hexameter wie Distichen, und zwar in mehr und minder schwierigen Umstellungen; die griechischen Worte sind hier absichtlich ohne Accente gelassen. Wir verbinden damit §. 8 und 9, welche umgestellte jambische Trimeter, leichtere und schwerere, enthalten; §. 7. giebt prosaischen (griechischen) Stoff zur Verfertigung von Distichen; §. 10—12. giebt einen deutschen prosaischen Stoff und §. 13—15. einen lateinischen prosaischen Stoff zur Verfertigung von Hexametern, elegischen Distichen und jambischen Trimetern. § 16—18. liefern deutsche Hexameter, elegische Distichen und jambische Trimeter zum Uebersetzen in's Griechische. Die griechischen Wörter sind in Klammern beigefügt; auch sind von §. 11. an in den Noten unter dem Text passende Parallelstellen aus griechischen Dichtern beigefügt: eine Einrichtung, die in mehr als einer Beziehung zweckmäſsig und nachahmungswerth erscheinen dürfte.

Digitized by Google

Verzeichnifs einer philologischen Handbibliothek und der vorzüglichsten Schriften über allgemeine Studien für deutsche Gymnasien und Universitäten, mit Andeutungen zu Wahl und Gebrauch, und einem kurzen biographisch-literärischen Lexikon der Philologen alter und neuer Zeit, herausgegeben von Friedr. Traug. Friedemann, der Theol. und Philos. Doctor, Herzogl. Nass. Oberschulrath und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg. Optimos libros nosse dimidia est eruditio. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1835. *Verlag von Karl Cnobloch. XVIII,* 140 *und* 56 *S. in* 8.

Diese Schrift giebt sich zwar zunächst nur als eine neue Ausgabe der schon im Jahre 1825, aber anonym herausgekommenen und auch in diesen Blättern (1826. Juni S. 551 ff.) beurtheilten philologischen Handbibliothek kund, aber sie hat in dieser erneuerten Gestalt eine solche Erweiterung und Ausdehnung und solche wesentliche Verbesserungen erhalten, dafs sie füglich als eine ganz neue Schrift betrachtet werden kann, von der nur zu wünschen ist, dafs sie in die Hände recht vieler Lehrer wie Schüler kommen möge, und insbesondere bei der Anlage oder Erweiterung von Schul- oder Gymnasialbibliotheken benutzt werden möge, da sie so ziemlich alles das enthält, was in eine solche Bibliothek, zumal wenn ihr nicht gröfsere Mittel zu Gebot stehen (wie dies doch meistens der Fall ist), gehören, oder vielmehr in ihr nicht fehlen sollte. Die erste Ausgabe enthielt zwei und dreifsig, die neue Bearbeitung enthält in Allem über zweihundert Seiten!

Die Vorrede der ersten Ausgabe ist, wie billig, auch hier wieder abgedruckt worden, aber begleitet mit mehreren wesentlichen Zusätzen, welche des Hrn. Verfs. Ansichten noch bestimmter aussprechen, und zugleich manche fruchtbare Winke enthalten, an denen diese Schrift überhaupt, auch in den übrigen Theilen (vergl. z. B. S. 36. 50. u. s. w.), für den denkenden Schulmann so reich ist. Welche Veränderungen aber in der Schrift selber vorgegangen sind, davon kann jede Seite des Buchs und daher auch ein nur oberflächlicher Blick in dasselbe zeugen; wir beschränken uns deshalb darauf, nur im Allgemeinen Inhalt und Charakter, Einrichtung und Behandlungsweise anzugeben.

In dem ersten Abschnitt führt der Verf. unter der Aufschrift: »Allgemeine Hülfsmittel,« die wichtigsten und brauchbarsten Wörterbücher, Grammatiken und Uebungsbücher aus der lateinischen wie aus der griechischen Sprache an, nach einzelnen Paragraphen geordnet und stets mit genauer Angabe des Titels, des Preises, so wie mit kurzen, aber bezeichnenden Notizen über Inhalt und Charakter, Werth und Beschaffenheit eines jeden einzelnen Buchs. So folgen in ähnlicher Weise §. 5. die für eine Schul- oder Gymnasialbibliothek besonders sich eignenden Hauptwerke über alte Geschichte und Geographie, §. 6. über Alterthümer im Allgemeinen wie im Besondern und mit

Digitized by Google

ıbegriff der Mythologie und Archäologie, woran sich dann §. 7. e Angaben derjenigen Werke anschliefsen, welche über den Verth, den Umfang und die Einrichtung der allgemeinen Studien ıf höheren und niederen Lehranstalten, auf Universitäten und ymnasien sich verbreiten, oder (§. 8.) auf den Uebergang zur niversität sich beziehen, oder (§. 9.) Encyklopädien der einzelen Wissenschaften enthalten.

Die Nützlichkeit solcher Angaben, namentlich der sie beleitenden Notizen über Inhalt, Werth und Charakter eines jeden inzelnen Buchs, springt in die Augen und erhebt diese Schrift ı einer höchst zweckmäfsigen Anleitung in das Studium der ıteratur der verschiedenen allgemeinen wie besondern Wissenchaften, zu einem zuverlässigen Führer in die weiten Gefilde er Literatur. In den eben bemerkten kurzen, aber sehr zweckmäfsigen Urtheilen wird man stets Billigkeit mit Gerechtigkeit nd Wahrheitsliebe vereinigt finden, die, da sie nur der Sache nd nicht der Person gilt, selbst da, wo das Urtheil minder beillig seyn sollte — denn offenbar schlechte oder unbrauchbare Verke sind billig ganz übergangen — doch keinen Anstofs ergen kann.

In gleicher Weise ist die andere Abtheilung des Buchs, wir möchten sie den besonderen Theil nennen, behandelt; sie enthält Verzeichnisse derjenigen Ausgaben griechischer und römischer Classiker, welche in einer Schulbibliothek zunächst Platz finden dürften, so wie der verschiedenen gröfseren und kleineren Sammlungen und Anthologien; die Reihenfolge der einzelnen Autoren ist alphabetisch, jedoch sind griechische und römische Autoren gesondert, und die Auswahl ist von der Art, dafs man gewifs Ursache hat, damit zufrieden zu seyn, wenn gleich hier ein Punkt ist, wo subjective Ansichten am ersten ihren Einfluſs äufsern. Aber vor einer solchen Befangenheit hat sich der Verf. frei zu rhalten gewufst, und es möchten nur wenig Punkte sich vorfinen, wo die von ihm getroffene Wahl Bedenklichkeiten oder Zweifel oder gar Anstofs erregen könnte. Dasselbe gilt von den uch hier überall beigesetzten Urtheilen, auf welche das der chrift auf der Rückseite des Titels beigedruckte Motto aus Seeca: „Non me cuiqum mancipavi, nullius nomen fero; multum irorum doctorum judicio, aliquid et meo vindico« seine passende Anwendung findet. In unsern Tagen, wo die Literatur so gevaltig anschwillt, und fast in gleichem Grade mit dieser Zunahme las Studium der Literatur im Allgemeinen abnimmt, eben weil nan vor der gewaltigen Masse erschreckt, und sich lieber mit lem, was zunächst vorliegt oder zur Tagesliteratur gehört, begnügt, statt den Quellen weiter nachzugehen, kann eine Schrift, vie die vorliegende, von einem Manne, der mit umfassender Kenntnifs in der Literatur vieljährige Erfahrungen über das, was wahrhaft der Schule frommt, was wahrhaft nützlich und zweckmäfsig ist, verbindet, nur höchst erwünscht seyn, weil sie zugleich die beste Anregung giebt zu weiteren Studien, welche

durch nähere Bekanntschaft mit den hier aufgeführten Werken gefördert werden. Auch in dieser Rücksicht nimmt Ref. keinen Anstand, diese Schrift zu den nützlichsten Erscheinungen unserer Zeit zu zählen.

Noch müssen wir bemerken, dafs in diesen Verzeichnissen der Ausgaben classischer Autoren auch einzelne vorzügliche Uebersetzungen namhaft gemacht sind; was bei unbefangenen Richtern nur Billigung finden wird; vergl. S. XIII. der Vorrede die Note; auch ist, um möglichste Vollständigkeit zu gewinnen und Nichts zu übersehen, in einem eigenen Nachtrag S. 133—140. ein Verzeichnifs der neuesten, während des Druckes grofsentheils erschienenen Schriften bis zur Ostermesse 1835, mit einigen andern lesenswerthen Bemerkungen begleitet, geliefert. Hier konnte auch die S. 100. als unvollständig aufgeführte Ausgabe des Thucydides von Morstadt und Gervinus noch nachgetragen werden, *indem* die eine Abtheilung derselben, der exegetische Theil, welcher das Corpus Annotationum enthält, nun durch Hrn. Prof. Hertlein zu Wertheim vollendet vorliegt. So würden wir auch zu S. 103. die neue Ausgabe der Anthologia Latina von H. Meyer (s. diese Blätter No. 56. 57.) nachgetragen haben, obwohl über die Aufnahme dieses Buchs unter eine Handbibliothek sich allerdings noch streiten liefse. Zu Steinbüchel's S. 36. angeführten Abrifs der Alterthumskunde würden wir nun auch (zu S. 32.) Desselben Antiquarischen Atlas oder Abbildung der vorzüglichern Denkmale der alten Welt zu einer wissenschaftlichen Begründung der Alterthumskunde. Wien 1833. Joseph Trentsensky (acht Hefte in gr. Fol. zu 9 fl. 36 kr.) anführen, weil in diesem Werke getreue, wenn auch nicht prachtvoll ausgeführte Darstellungen architektonischer und anderer Denkmale, die zum Theil nur in seltenen und theuern Prachtwerken sich finden, geliefert werden. Wir wünschen daher auch den bis jetzt erschienenen acht Heften baldige, weitere Fortsetzung. Unter den Handbüchern der Geographie S. 27. 28. wäre vielleicht auch Letronne's Grundrifs der alten und neuen Geographie anzuführen, wie er nach der sechszehnten Originalausgabe nun für Deutschland von Hrn. Baumstark zu Freiburg bearbeitet, ebendaselbst erschienen ist (vergl. diese Jahrbb. 1834. S. 732.); und unter die Hülfsmittel zum Erlernen der neu-griechischen Sprache darf nun wohl auch das in No. 52. S. 819 ff. dieser Blätter angezeigte, durch Theocharopulos griechisch bearbeitete Vocabulaire Français-Anglais, Grec moderne et Grec-Ancien des Professor Poppleton (*Ὀνομαστικὸν τετράγλωσσον* etc.) angeführt werden. Die S. 137. erwähnte Encyklopädie der classischen Alterthumskunde von Schuch ist leider, nicht durch Schuld des Verfassers, sondern des Verlegers, nach dem Erscheinen der beiden ersten Hefte in Stocken gerathen. Wir wollen hoffen, dafs der Verleger sein Wört lösen und durch baldige Fortsetzung des begonnenen Drucks die Zweifel über die Fortsetzung des angefangenen Werkes beseitigen werde. Zu der S. 28. erwähnten Flora Classica von Billerbeck liefse sich

Digitized by Google

noch gesellen Dierbach's Flora Apiciana, ein Beitrag zur Kenntnifs der Nahrungsmittel der alten Römer u. s. w. Heidelberg 1831. 8. Was S. 12. über Matthiä in der fünften Note gesagt ist, scheint vor dessen Tod geschrieben, der leider die hier niedergelegten Wünsche unausführbar gemacht hat.

Doch, wir brechen diese und ähnliche Bemerkungen ab, die ohnehin nur die Theilnahme beweisen können, mit welcher Ref. diese Schrift aufgenommen und durchgangen hat. Als eine recht passende Zugabe betrachten wir den Anhang: Biographisch-literarisches Verzeichnifs der Philologen und Förderer der classischen Studien, von ältester Zeit bis jetzt.

) *Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichtes in hiesiger Stadt [Constanz] bis zur Aufhebung des Jesuitenordens, womit zu den öffentlichen Prüfungen u. s. w. einladet Präfect und Professor Lender. Constanz, bei J. M. Bannhard's Wittwe.* 1833. 56 S. *in gr.* 8.

) *Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichts in hiesiger Stadt. Fortgesetzt von Aufhebung des Jesuitenordens bis zu ihrem Uebergange an das damalige Churfürstenthum Baden am* 14. *Jänner* 1806. *Als Einladung zu den öffentlichen Prüfungen u. s w. von Präfect und Professor Lender. Constanz, bei J. M. Bannhard's Wittwe. IV und* 54 *S. in gr.* 8

Beide Programme bilden eigentlich ein in sich zusammenhängendes Ganze, da sie die Geschichte einer für den katholischen Süden Deutschlands und für die ehedem vorderösterreichischen Lande wichtigen Bildungsanstalt von den ersten Zeiten ihrer Gründung an bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts, wo mit der Besitzergreifung der Stadt Constanz im Jahre 1804 und ihrer Einverleibung in das damalige Kurfürstenthum Baden allerdings eine neue Epoche beginnt, umfassend behandeln und damit zugleich einen höchst schätzbaren Beitrag zur Gelehrten- und Culturgeschichte Deutschlands überhaupt liefern, indem der Verf. durch die Art und Weise der Behandlung dem Gegenstande auch ein allgemeines Interesse abzugewinnen wufste, wodurch seine Schrift aus dem engeren Kreise blos lokaler Beziehungen heraustritt. Wir brauchen auch dabei nur an die Bedeutung und an die Wichtigkeit der Stadt Constanz während des Mittelalters, an deren Umgebungen, an die als Hauptsitz der Cultur und Bildung in frühen Zeiten bekannte Reichenau und das nicht sehr entfernte St. Gallen erinnern, um für die Sache ein Interesse einzuflöfsen, das die im ersten Capitel enthaltene Schilderung der ersten Anfänge wissenschaftlicher Bildung in Constanz und deren Zustand bis zur Gründung des Jesuitenklosters in jeder Hinsicht zu befriedigen weifs. Auch hier waren es Benedict's von Nursia Jünger, welche in frühester Zeit die ersten Keime eines wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Unterrichts und einer Bildung ausstreueten, die unter Karl dem Grofsen schon besser Wurzel fassen konnte, und für die ganze Gegend so erfolgreich war. Zu St. Gallen und auf der Reichenau blüheten Schulen mit ausgezeichneten Gelehrten und auch die Domschule zu Constanz zählte Bischöfe unter ihren Lehrern, von denen Einer, Bischof Egino (781—811.), ein angeblicher Verwandter der Kaiserin Hildegardis, sogar den Grund zu einer Büchersammlung legte, die unter den folgenden Bischöfen noch mehr zugenommen haben mufs, wie das im Jahr 1342 gefertigte, noch vorhandene Verzeichnifs der handschriftlichen Schätze des Stifts (der einzige Ueberrest der Bibliothek des Hochstifts) beweist. Hiernach besafs die Constanzer Domkirche 288 Handschriften, worunter allerdings auch alte Classiker. Vgl. die näheren Notizen des Hrn. Verfs. darüber S. 25 f. Auch unter Egino's nächsten Nachfolgern blühte die Domschule, da der Name Salomon's III. (890—920) sogar an der Spitze eines Glossariums steht (selbst angenommen, er wäre nicht der Verfasser desselben), welches als der erste Versuch deutscher Lexikographie und eines Realwörterbuchs erscheint. So erzählt nun der Verfasser mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit die Geschichte der Schule unter den folgenden Bischöfen, wobei uns über die verschiedenen Lehrer dieser Anstalt, über die Lehrgegenstände, dann auch über die andern Schulen der Stadt manches Interessante berichtet wird. Grofse Umgestaltungen in Schule und Unterricht traten freilich mit der Reformationszeit ein; neue Schulen wurden gestiftet, die aber nach der Besetzung der Stadt durch die Spanier 1548 ihren Untergang fanden. Mit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts sehen wir eine neue Anstalt für höhere wie niedere Bildung, selbst mit philosophischem und theologischem Cursus, welche durch die Thätigkeit der Väter der Gesellschaft Jesu, die auch hier den Unterricht an sich gebracht hatten, allerdings Ansehen und Bedeutung gewann. In dieser Beziehung verweisen wir auf das zweite Capitel, welches den Ursprung und Fortgang des Costnitzer Lyceums bis zur Aufhebung des Jesuiten-Collegiums auf eine sehr interessante Weise schildert und zugleich eine gerechte Würdigung der Verdienste der Jesuiten giebt, ohne damit die wesentlichen Mängel und Gebrechen ihres Unterrichts und das nicht nach allgemein humanistischer Geistesbildung, sondern nach einer den Zwecken und Absichten des Ordens untergeordneten Bildung gerichtete Streben Derselben u. s. w. zu verschweigen. Eben darin lag der Grund des Sinkens solcher Anstalten, als der starre und todte Scholasticismus einem aus den umfassenderen und freieren Studien des Alterthums hervorgehenden Humanismus weichen mufste. Im Jahr 1773 ward das Jesuiten-Collegium aufgelöst; aber nach dem Ausspruch Maria Theresia's (24. Novemb. 1774.) sollte das Lyceum in seiner bisherigen Ausdehnung und zwar in einer verbesserten Gestalt fortbestehen. Was nun in dieser Hinsicht unter der österreichischen Regierung geschehen und wie man auch hier

Digitized by Google

edacht war, durch verbesserte Schuleinrichtungen, neue Schulläne und dergl. m., hervorgerufen durch die in der letzten Periode des vorausgegangenen Jahrhunderts überhaupt in Umlauf ebrachten Ansichten über eine Reform des Unterrichtswesens, ie Anstalt zu heben und mit dem Geiste der Zeit und dessen nforderungen, die freilich, solange die Väter Jesu die Anstalt eleitet, keinen Eingang hatten finden können, zu befreunden, iber dieses und Anderes giebt uns das zweite Programm Belehungen, die auch für denjenigen, der die Geschichte des höheren Unterrichtswesens im österreichischen Kaiserstaate überhaupt näher erfolgen und kennen lernen will, von grofsem Interesse seyn ürften.

Darstellung des gelehrten Unterrichtswesens in Baiern und seiner Organisationen, so wie des Standpunktes der gelehrten Schulen Baierns, unter besonderer Hinsicht auf die Jahre 1824 *bis* 1831. *Von R. P. Bayer. Aachen* 1832. *Verlag und Druck der Rossel'schen Buchhandlung. XVI und* 78 *S. in gr.* 8.

Wir glauben den Charakter dieser für die Kenntnifs des aierischen höhern Schulwesens gewifs interessanten Schrift am esten bezeichnen zu können, wenn wir sie als ein Seitenstück u Thiersch's Geschichte des baierischen Schulplans stellen, da ie im Ganzen in gleicher Tendenz und mit gleicher Freimüthigeit geschrieben, uns ein wenig erfreuliches Bild jenes Treibens iefert, und somit auch die Ursachen nachweist, die sich dort ls hemmend und störend einem erfreulichen Gedeihen der baierischen Bildungsanstalten entgegengestellt haben. Dafs darunter auch lie Lyceen eine wesentliche Stelle einnehmen, wird der Leser eicht errathen. Wir wollen wünschen, dafs seitdem sich Manches gebessert haben möge, und erfreulichere Aussichten in die Zukunft uns sich darbieten. Indessen wird auch so noch die Schrift ihr Interesse behalten und zu der Geschichte des deutschen Schulwesens einen wesentlichen Beitrag liefern, zumal da ie auch andere Erscheinungen oder vielmehr Verkehrtheiten unserer Zeit im Gebiete des Unterrichtswesens (wie z. B. die verkehrte Einrichtung der sogenannten Realanstalten) berührt und mit Freimüthigkeit über solche ephemere Erscheinungen sich usspricht.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

MEDICIN.

1) *Das chirurgische und Augenkranken-Klinikum der Universität Heidelberg in den Jahren* 1830—1834. *Von M. J. Chelius. (Aus den medicin. Annalen* 1. *B.* 1. *H. besonders abgedruckt.) Mit* 4 *Steindrucktafeln. Heidelberg, in der akademischen Buchhandl. von J. C. B. Mohr.* 1835. *gr.* 8. 123 *S.*

2) *Jahresbericht über die im Charité-Krankenhause gehaltene medicinische Klinik der Friedrich-Wilhelms-Universität. Abgestattet von Dr. E. D. A. Bartels, Geh. Med. Rathe u. s. w. (Aus Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde besonders abgedruckt.) Berlin* 1834, *bei G. Reimer.* 8. 44 *S.*

3) *Klinische Mittheilungen von Dr. F. A. G. Berndt, königl. Geh. Medicinalrathe, ordentl. Prof. u. s. w. zu Greifswald. Zweites Heft. Greifswald* 1834, *in der acad. Buchhandl. bei C. A. Koch.* 8. *IV u.* 195 *S.*

4) *Revue des maladies qui se sont présentées à la clinique interne de Strasbourg (professeur M. Lobstein) pendant l'année scolaire* 1830—1831, *par Maurice Ruef, docteur en médecine. (Extrait des Archives générales de Médecine.)* 1833. 8. 55 *S*

Ref. hat schon bei einer frühern Gelegenheit über den wissenschaftlichen und praktischen Werth der medicinischen Chorographie, in specie der klinischen Rechenschaftsberichte, in diesen Jahrbb. sich ausgesprochen, und rühmend anerkannt, wie der Plan zu letztern namentlich von den Professoren der Heidelberger medicinischen Facultät gegeben worden ist.

Der Bericht von Chelius über das chirurgische Clinicum in Heidelberg ist ein schlagender Beweis, dafs eine interessante und an Fällen reiche chirurgische Klinik eben so gut in einer Mittelstadt, als in einer grofsen Residenzstadt existiren und gedeihen kann. Es bedarf nur eines tüchtigen Mannes, der mit dem Messer und mit der Feder umzugehen pflegt, und es wird niemals Ebbe von operativen Fällen entstehen, die durch den Ruf des Directors der Klinik aus der Nähe und Ferne herbeigelockt werden, indefs der Mangel an Operationen oft wunderbar in den Residenzclinicis erscheint. Man erinnere sich nur, wie viele und welche seltenen Operationen während der Anwesenheit Ph. v. Walther's in Bonn, unter der Professur von Delpech in Montpellier, unter Richter in dem kleinen Göttingen vorkamen, man durchlaufe den vorliegenden Rechenschaftsbericht von Chelius, und man wird Bestätigung des Gesagten finden.

Das chirurgische Clinicum in Heidelberg erfuhr in dem Zeitraume, den Ch. bespricht, manche wichtige Verbesserung und wurde von Studirenden in grofser Zahl besucht, unter denen mehrere zu Hoffnungen berechtigten. Von 4631 chirurgischen Kranken starben nur 20. Bei 413 wegen chirurgischer Uebel Operirten erfolgte in 388 Fällen vollkommne Genesung, und

Digitized by Google

von 76 Augenoperationen hatten 64 einen günstigen und nur 2 gar keinen Erfolg. Die Amputation ward 79 Mal, immer mit dem Kreisschnitt, verrichtet, die Torsion einmal versucht. Wie Larrey, so liefs Ch. den ersten Verband immer möglichst lange liegen, und fand sich wohl dabei, was Ref. nach eigener Erfahrung ebenfalls unterschreibt. Dem Verf. starben nur zwei Amputirte.

Rücksichtlich des Steinschnitts beim Weibe bespricht C. die verschiedenen Operationsmethoden, den von Bromfield angegebenen Urethro-Vaginalschnitt in Schutz nehmend und zwei Beobachtungen mittheilend, die für diese von Ch. in einigen Punkten modificirte Operationsmethode sprechen. Einen ganz eigenthümlichen Fall von Scrotalsteinen, die durch eine Oeffnung von ½ Zoll Länge mit der Urethra communicirten und vermöge einer Operation entfernt wurden, beschreibt der Verf. Sieben und zwanzig Steine von verschiedener Gröfse und Form wurden entfernt. Die Steine hatten zwei Lagen, eine äufsere weifse mit blafsgelbbräunlichen concentrischen Streifen, und eine innere, aus dunklern braunen concentrischen Lamellen bestehend, welche einen ebenso gefärbten Kern einschliefsen. Die äufsere Umhüllung bestand nach der chemischen Analyse aus phosphorsaurem Kalk und Magnesia-Ammoniak, aus kohlensaurem Kalke und thierischer Materie, die innere aus kleesaurem Kalke, phosphorsaurem Kalke und thierischer Materie. Ein in mancher Beziehung analoger Fall kam Professor Fritz in Prag 1821 vor.

Noch beschreibt der Verf. einen Fall von Exstirpation einer sarcomatösen Ohrspeicheldrüse, Fälle von mit Erfolg vorgenommener Unterbindung der obern Schilddrüsenschlagader bei *Struma lymphatica*, von Resection des Unterkiefers, von Entfernung steiniger Concremente in dem Zellgewebe unter der Haut, von erfolgloser Behandlung der Teleangiectasien mit Creosot, von Exstirpation einer fibrösen Geschwulst des Uterus durch den Bauchschnitt, von einer eigenthümlichen Geschwulst am Daumen und in den Weichtheilen zwischen diesem und dem Mittelhandknochen des Zeigefingers der rechten Hand, welche er *Teleangiectasia lipomatodes* nennt, von Balggeschwulst in der Brustdrüse, von *Pustula maligna*.

Eine Abhandlung über die Behandlung der Stricturen d *Oesophagus* macht den Beschlufs dieser interessanten Schrift, nicht allein durch die mitgetheilten Kranken- und Operati geschichten, sondern hauptsächlich auch durch die beigef Bemerkungen des Verfs. werthvoll erscheint, welche gr theils anatomisch basirt sind und eine ungewöhnliche B tungsgabe und Scharfsinn bekunden. Ref. hat die Ueber dafs jeder vorurtheilslose Leser gleich Ref. mit grofse thuung und hoher Achtung vor dem Verf. die Schri Hand legen wird.

Wenn ein klinischer Lehrer, wie der Verf. der zweiten Schrift, das Glück hat, in einer so grofsen Heilanstalt, wie die Berliner Charité ist, diejenigen Kranken auszuwählen, welche er für den klinischen Unterricht als besonders geeignet betrachtet, so ist dies ein Vorzug, den immer Clinica in einer grofsen Stadt vor denen der kleinen und Mittelstädte haben, und der in den letzten nicht ersetzt werden kann.

B. giebt bei seinem klinischen Unterrichte der examinirenden Unterrichtsweise den Vorzug vor der demonstrirenden, weil die letzte den Schüler weniger zum Denken anrege. Im Sommersemester ward die Klinik von 36 Studirenden besucht, während welcher Zeit 109 Kranke aufgenommen wurden, die 57 verschiedene Krankheitsformen repräsentirten. Von diesen starben 18, die sämmtlich secirt wurden. Der vorherrschende Krankheitscharakter war der gastrisch-nervöse, falsche Entzündungen waren häufiger, als reine, oft kam der *Typhus abdominalis* vor, zweimal chronische Entzündung der Eierstöcke, dreimal der Säuferwahnsinn, bei welchem B. aufser psychischem und diätetischem theils das ausleerende und nach unten ableitende, theils ein moderates antiphlogistisches Verfahren, späterhin etwas Opium, anwendet. Bei zwei an *Trismus* verstorbenen Individuen enthüllte die Section keine materiellen Veränderungen. Manches Interessante bieten die Sectionsberichte dar, welche der Leser im Buche selbst nachsehen möge.

Im folgenden Wintersemester wurden in der von 44 Studirenden besuchten Klinik 138 Kranke mit 66 verschiedenen Krankheitsformen behandelt. Auch jetzt zeigte der Krankheitscharakter eine grofse Neigung zum Nervösen. In dieser Zeit herrschten die Masern epidemisch, und befielen viele Erwachsene, unter andern eine 54 jährige Frau. Ein 22 jähriges vollsaftiges Dienstmädchen starb am Croup. Von den 138 Kranken starben überhaupt 22, nämlich 7 an nervösen Fiebern, 6 an Lungenentzündungen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 72. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Medicin.

(Beschlufs.)

Die dritte Schrift ist die Fortsetzung der in No. 71. des vorigen Jahrgangs angezeigten. Die Klinik hatte einen gedeihlichen Fortgang und ward im ersten Semester 1833 von 28, im zweiten von 39 Studirenden besucht. Die Zahl der in diesem Jahre behandelten Kranken betrug 1082, aus deren Verzeichnifs sich eine grofse und reichhaltige Verschiedenheit der Fälle ergiebt. Auch hier herrschte der gastrische Charakter überall vor, selbst bei der Influenza und beim Scharlach, welche beide eine reiche Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen darboten. Auffallend häufig war der Rheumatismus, unter den fieberlosen Krankheitsformen besonders beachtungswerth zwei Fälle von Veitstanz, die durch grofse Gaben des kohlensauern Eisens geheilt wurden, ein *Asthma Millari*, ein Fall von *Trismus* bei einem 6 Tage alten Kinde und 2 Fälle von *Diabetes mellitus*.

Ein besonderer Abschnitt betrifft das Verhalten der *Const. stationaria gastr.* in den letzten eilf Jahren, wo der Verf. darthut, dafs die gastrische Krankheitsanlage als gallige Diathesis von 1823 bis 1826 sich allmählig entwickelte, auf ihrer gröfsten Höhe bis 1828 beharrte, dann zurückschritt, 1831 sich wieder steigerte, aber immer mehr zu krankhaften sauern, serös-schleimigen Absonderungen im Darmkanal hinneigte, dafs bei der Fortdauer der ächt galligen Diathesis der active sthenische Charakter der Krankheiten durchgehends die Oberhand behielt und mit dem Nachlassen der galligen Diathesis der asthenische Krankheitscharakter hervortrat, wobei ein wesentliches Mitleiden des Gangliensystems nicht zu verkennen war, welches Choleraformen und Ruhren hervorrief. Epidemisch herrschten in dem eilfjährigen Zeitraume wiederholt die Masern, der Scharlach, der Keuchhusten, die Grippe, der *Typhus abdominalis*, über welche letzte Krankheit manches Interessante und Beachtungswerthe gesagt ist.

Der Influenza-Epidemie, welche 1833 die Stadt und Umgegend in Greifswald heimsuchte, ist ebenfalls ein besonderer Abschnitt gewidmet. Eigenthümlich und nicht überall beobachtet ist die gallige Complication und consensuelle Urinaffectionen, deren B. hier Erwähnung thut.

Beachtungswerth in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung ist der vierte Abschnitt über die wahre Malignität des Scharlachfiebers mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Gehirnaffectionen bei dieser Krankheit. Diese Malignität bezeichnet

Digitized by Google

B. als eine Scharlach-Toxication, als deren entschiedenste Kennzeichen er das häufiger fehlende Erbrechen beim Ausbruch, das plötzliche Hervortreten einer dunkeln Röthe über den ganzen Körper, einen sehr frequenten, weichen, oft ungleichen Puls, grofse Unruhe, Eingenommenheit des Gehirns nennt. Der Verf. unterscheidet drei Klassen von den die Malignität des Scharlachs bezeichnenden Gehirnaffectionen: 1) die schon erwähnte Scharlachtoxication, 2) eine entzündliche Gehirnaffection vom 1—6 Tage, 3) eine Gehirnaffection nach dem sechsten Tage als eine von verschiedenen Ursachen hervorgerufene Folgekrankheit.

Der fünfte Abschnitt enthält die Versuche über die Wirksamkeit des *Morphii acetici* beim Keuchhusten durch die endermatische Methode angewendet. Unter sechszehn Kranken traten bei sechs Zeichen von *Narcosis* und mit dieser eine auffallende Besserung ein, bei 4 Kranken, wo das Mittel nicht bis zu *Narcosis* fortgegeben wurde, erfolgte Nachlafs, aber keine gänzliche Beseitigung des Hustens, bei 6 trat gar kein Erfolg ein.

Der sechste Abschnitt enthält Beobachtungen über die honigartige Harnruhr und Versuche zur Begründung einer radikalen Curmethode für dieselbe. Der Verf. theilt zunächst sechs Krankengeschichten mit, bei vier Fällen war der Ausgang tödtlich. Bei den Sectionen wurde kein krankhafter Zustand der Nieren, wohl aber eine auffallende Erweiterung des Magens gefunden. Die Quantität des gelassenen Urins stand in allen Fällen im Verhältnifs zur Quantität der genossenen Getränke. Die Krankheit begann stets mit Störungen der Verdauung. In zwei Fällen bildete sich im Verlauf der Krankheit eine *Cataracta* auf beiden Augen aus. Die Abnahme des Urins und die Wiederkehr des urinösen Geruchs beweist nicht die Vollständigkeit der Heilung. Rücksichtlich des Wesens und der Heilindicationen stellt B. folgende Sätze auf. Die Harnruhr beginnt mit einem krankhaften Chemismus in der Verdauung, die vermehrte Urinabsonderung ist die Folge des Digestionsleidens, ebenso die Zuckerbildung und der fehlende Harnstoff. Demgemäfs erscheinen als Indicationen: 1) Befreiung der Verdauungsorgane von der Saburre durch Brechmittel, 2) Beseitigung der krankhaften Nerventhätigkeit des Magens, wozu das *Morphium* und das *Cuprum sulphurico-ammoniatum* besonders sich passen, 3) direct auf die Verbesserung des Chemismus in der Digestion und auf die Tilgung der diabetischen Cachexie zu wirken, was durch die Anwendung des Creosot's erreicht wird.

Die vierte Schrift enthält nichts über die Einrichtung der Strasburger Klinik, nichts über die klinische Unterrichtsweise, sondern nur Mittheilungen über die hier behandelten Krankheiten. Folgende Krankheitsformen werden erwähnt: 34 Fälle von Wechselfieber, welche Lobstein als periodische Nevrosen betrachtet und in der fieberfreien Zeit mit 6—8 Gran Chinin bekämpft; Auftreibungen der Milz wurden häufiger nach Wechselfiebern,

Digitized by Google

als Leberauftreibungen beobachtet, das Salicin und das Piperin zeigte sich unwirksam; 2 Fälle von *Febr. continua*, 8 von Nervenfieber, wovon 5 einen tödtlichen Ausgang nahmen, 1 mal *Arachnitis*, 1 mal *Pericarditis*, 21 mal Brustentzündungen, 25 mal *Rheumatismus*, 22 mal *Bronchitis*, 1 mal *Angina pectoris*, 21 mal *Phthisis*, 3 mal *Apoplexie*, 2 mal *Paralysis extremit. inf.*, 2 mal *Aneurysma* des Herzens, 17 mal *Sordes* der ersten Wege, 1 mal *Cholera sporadica*, 3 mal *Miliaria*, 11 mal *Hydrops*, gegen welche letzte Krankheit besonders die *Digitalis* und das *Acidum nitricum alcoholisatum* sich wirksam zeigten.

Heyfelder.

Mittheilungen aus der Erfahrung über die Wirkung und Anwendung der Sool-Bäder, insbesondere zu Salzhausen. Von Dr. C. Ph. Möller, Grofsh. Hess. Medicinal-Rathe, erstem Physicats-Arzte des Kreises und Gerichtsbezirkes Nidda, dirigirendem Arzte der Bade-Anstalten zu Salzhausen und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. — Mit einer Karte und einer Ansicht. Darmstadt, Verlag von Ludwig-Pabst. 1835. *gr.* 8. *XVI u* 207 *S. geb.* (Preis: 1 fl. 57 kr.)

Diese recht elegant ausgestattete Schrift zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste Abtheilung verbreitet sich: 1) Ueber die Entstehung der Mineralquellen überhaupt und der Soolquellen insbesondere; 2) über die Wirkung, den Gebrauch und die Heilkraft der Mineralquellen im Allgemeinen und die Hauptverschiedenheit derselben; 3) über die Lokalität Salzhausens, in Beziehung auf den Heilzweck im Allgemeinen.

Die Nachrichten über die Entdeckung und Benutzung der Soolquellen zu Salzhausen reichen bis in das 16te Jahrhundert, wo ein gewisser Roland Krug eine Saline daselbst auf seine Kosten angelegt hat. Späterhin ging dieselbe an den Staat über. Die Einrichtungen wurden allmählig in einen bessern Stand gesetzt. Die jetzt vorhandenen Salzwerke bestehen in 6 Gradirgebäuden und 5 Siedpfannen, wodurch das Salz gewonnen wird. — Nachdem die Saline in einen solchen Zustand gesetzt war, wurde durch den Salinebeamten Langsdorf die Aufmerksamkeit auf Benutzung der Quellen zu Heilzwecken gerichtet, und vorläufig damit Versuche auf Privatkosten gemacht, die den Erwartungen entsprachen. Dadurch aufgemuntert, wurde durch fernere Verwendung desselben und durch die Bemühungen des Dr. Graff (damals Physicatsarzt zu Nidda, gegenwärtig Director des Medicinalcollegiums zu Darmstadt), welcher im Jahre 1825 die ersten Notizen über die Mineralquelle zu Salzhausen und deren Heilkräfte gab, die Grofsh. hess. Regierung zur Einrichtung eines förmlichen Bades veranlafst. Im Jahre 1826 wurde ein förmliches Kurhaus daselbst erbaut.

Digitized by Google

In der zweiten Abtheilung werden das Verhalten der Quelle zu Salzhausen in näherer Beziehung zum Heilzwecke, oder die besondern Wirkungen derselben betrachtet Hier giebt der Hr. Verf. das specifische Verhalten der Quelle in Bezug auf das specifische Gewicht, die Temperatur, das Aussehen, den Geruch (es riecht wie Meerschwamm, eine Folge seines Jodgehaltes), den Geschmack des Wassers, die Ergiebigkeit der Quelle, das specifische und absolute Quantum der Bestandtheile an, und vergleicht diese Soole mit andern Quellen und den Seebädern. Ferner theilt der Hr. Verf. Auszüge aus den Badchroniken von 10 Jahren mit, aus welchen hervorgeht, dafs sich diese Quelle vorzüglich wirksam bei bedeutenden Scrophelleiden, bei scrophulös-herpetischen Fufsgeschwüren, bei ausgebreiteten Flechten, bei eingewurzelten gichtischen und rheumatischen Leiden, bei Unterleibsstockungen und Hämorrhoidalbeschwerden u. s. w. bewiesen hat. Dann zieht Derselbe Resultate aus den Beobachtungen und reihet hieran eine theoretische Betrachtung der Wirkung und Heilkräfte der Soole im Allgemeinen und der Wirkungs- und Heilungsweise in besondern Krankheitsformen, wobei auch die sogenannten Contraindicationen angedeutet werden. Endlich geht der Hr. Verf. zur Anwendungsweise der Soole über. Er giebt hier an, wie man sich zum Gebrauche vorzubereiten, was man bei der Badekur in Bezug auf die geeignete Jahres- und Tageszeit, die Dauer der Badzeit, die Dauer der Kur, die Dauer des einzelnen Bades zu beobachten, und was man bei der Trinkkur hinsichtlich der Quantität und der Zeit zu berücksichtigen habe. Mit einer nähern Angabe des diätetischen Verhaltens während des Gebrauches der Soole, einer Auseinandersetzung der Nachwirkung derselben und der Berücksichtigung einer etwa nöthigen Nachkur schliefst diese Abtheilung.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Anstalten und Einrichtungen zum Gebrauche der Soole in Salzhausen. Man findet daselbst ein älteres Badhaus, das im Jahre 1826 neuerbaute Kurhaus (in welchen Vorrichtungen zu einfachen Bädern, zur Douche und zu Dampfbädern sind, und welches aufserdem zur Aufnahme von Kurgästen dient), einen Kursaal, Gartenanlagen, Alleen, Esplanaden u. s. f. — Der Besuch des Bades hat seit einigen Jahren so zugenommen, dafs man eben im Begriffe ist, ein zweites Kurhaus auf Actien zu erbauen.

Das Wasser wird auch in Fässern und verpichten Krügen versandt. — Sämmtliche bis jetzt zu Salzhausen befindliche Anstalten sind herrschaftlich und stehen zunächst unter Aufsicht und Leitung einer Badedirection, die aus dem Badearzt und dem Verwaltungsbeamten der Saline besteht. — Die Soole wird durch ein Pumpentriebwerk der Saline aus einer Tiefe von ungefähr 30″ zu Tage gefördert. Hiernach zum Trinken, zur Versendung und zu Bädern verwendet.

Aus dem kurz dargelegten Inhalte dieser Schrift geht hervor,

Digitized by Google

dafs dieselbe recht reichhaltig ist, und dafs sie die Berücksichtigung der Aerzte verdient. Der Hr. Verf. hat dieselbe auch für Kurgäste bestimmt. Diesen dürfte aber Vieles unverständlich seyn. In einer und derselben Schrift die Fachgenossen und die Laien zu befriedigen, scheint uns sehr schwer zu seyn. — Bei einer neuen Auflage ist es wünschenswerth, dafs der Hr. Verf. nur auf die Aerzte Rücksicht nehme. Dann kann freilich Manches, das den Preis des Buches erhöhet, wegfallen. Eine Anleitung zum Gebrauche der Bäder für Kurgäste läfst sich ja leicht in einem besondern Schriftchen geben.

Druck, Papier und Ausstattung verdienen eine rühmliche Erwähnung.

Franz Ludw. Feist.

PHILOSOPHIE.

) ***Cartesius und seine Gegner, ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, von Dr. C. F. Hock. Wien, Beck'sche Univers.-Buchhandl.*** **1835.** ***IV u. 114 S.***

) ***Spinozae systema philosophicum. Delineavit Dr. Carolus Thomas. Regimontii. Impress. Conr. Paschke.*** **1835.** ***79 p.***

) ***De Leibnitii Philosophia dissertatio. Auct. Jul. Schaller, Philos. Dr. Halae. Typis Gebaueris.*** **1833.** ***74 p.***

) ***Commentatio de Humio Sceptico. Scrips. Dr. Carolus Zschiesche. Halis, apud C. A. Kümmel.*** **1835.** ***VIII u. 67 p.***

) ***De genetica philosophandi ratione et methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea Absoluti, pro philosophandi principio perperam habita, scrips. F. C. Biedermann, phil. Dr. Lipsiae apud fratres Reichenbachios.*** **1835.** ***X u. 66 p.***

Die höhere Idee einer Geschichte der Philosophie ist, die ysteme der Vorzeit nicht blos als merkwürdige historische Erscheinungen zu behandeln, sondern als fruchtbare und wichtige Excurse im Gebiet des menschlichen Denkens, und sie von diesem Gesichtspunkt aus mit einer eben so grofsen Liebe und Zueigung zu betrachten, als womit wir frühere von uns selbst mit leifs, Sorgsamkeit und Liebe unternommene Geistesarbeiten und ragmente ansehen, welche nicht mehr mit unserm jetzigen Denen übereinstimmen. Denn so wie letztere, wenn sie auch zu lem Zweck ihrer ersten Bestimmung untauglich wurden, sich loch gewöhnlich mit Nutzen verwenden lassen als eine Basis und Unterlage für gegenwärtige und zukünftige Thätigkeit, so bieten uch sicher die philosophischen Systeme der Vergangenheit eine durchaus nicht überflüssige Basis und Vorbereitung für eine zukünftige verbesserte philosophische Wissenschaft, welche auf lem von Kant richtig abgesteckten und vermessenen festen Boden

sich als ein Gebäude vollkommner Evidenz wird erheben können. Zu diesem Endzweck reichen weder getreue Relationen über vergangene Theorieen, noch ein sogenanntes Begreifen der Systeme nach einer daran gehaltenen Skala abstrakter Kategorieen aus, sondern es entsteht das Bedürfnifs, die vergangenen Systeme mit eben der Liebe und Treue des Eindringens in ihre eigenthümliche Denkweise wieder ins Leben zu rufen, wie etwa ein Schüler sich das System eines Lehrers, dessen Grundsätzen er folgt, am liebsten nach selbstentdeckten neuen Zusammenhängen als kurzes, aber vollständiges Compendium zum bequemen Handgebrauch zusammenstellen würde. Eine auf solche Weise lebendig gemachte und aufgelichtete Geschichte der Philosophie würde eine Sicherheit im Philosophiren herbeiführen, welche am Ende wohl kaum noch ihr richtiges Ziel verfehlen könnte.

Gegenwärtige Schriften erfüllen diese Idee nicht vollkommen, aber kommen ihr doch theilweise nach, indem der Verf. von No. 1. es unternimmt, das Cartesianische System nicht blos darzustellen und zu beurtheilen, sondern auch seinen obersten Grundsatz als eine Wahrheit gegen seine Gegner zu vertheidigen. No. 2. ist auszuzeichnen als ein kurzes, aber treffliches Compendium des Spinozismus, worin der Verf. sich stets gewissenhaft der eigenen Worte Spinoza's bedient und zur bequemen Vergleichung die betreffenden Stellen in ausgeschriebener Form unter seinen Text gerückt hat. No. 5. aber enthält eine gründlichere Darstellung der in der letztverflossenen und zum Theil noch blühenden naturphilosophischen Trias herrschenden Methoden, als wir bisher besafsen. Denn diese Darstellung sucht sich der mathematischen Exactheit zu nähern. Die neuesten Systeme begünstigen vorzugsweise eine solche Behandlung, weil sie selbst schon darin zuvorgekommen sind, ihre Principien und ihre Methode auf eine logische Formel zu bringen; doch ist sie auch, obgleich mit mehr Schwierigkeit, auf frühere Systeme anwendbar, und würde, allgemein durchgeführt, eine nach innerer Denknothwendigkeit sich fortschraubende Geschichte der Methode zu Wege bringen, welche der Speculation noch mehr Nutzen abtragen würde, als die Geschichte der Systeme.

Der Verf. von No. 1. sucht im Ernst den Dualismus des Cartesius wieder zu erneuern als ein Heilmittel gegen den Hegelschen Monismus des Gedankens, in welchem er das Centrum und non plus ultra der jetzigen Verwirrung in der Philosophie erblickt. Im Dualismus des Cartesius sieht er nicht allein den Versöhnungspunkt zwischen den verschiedenen philosophischen Tendenzen, sondern auch zwischen Wissenschaft und Kirche. Auf diesen Punkt sieht sich nach ihm die Philosophie schon mit Nothwendigkeit hingetrieben. Denn (S. 61.) »was sich nach Hegel auf diesem Standpunkt (des Monismus) noch behaupten will, mufs sich entweder als sein Schüler bekennen und auf Verbesserung und Ausbildung des Einzelnen beschränken, oder sich gefallen

lassen, dafs es als Rückschritt auf frühere Verirrungen, auf bereits zurückgelegte Stufen betrachtet wird, wie dasselbe bei den Versuchen Weifse's, Fichte's des Jüngeren u. A. thatsächlich nachgewiesen werden kann.« Dann fährt er fort: »Das Ziel ist erreichbar, was auch die verlockenden Sirenen sagen, die bald den Zeterruf erschallen lassen: Zurück auf den alten Boden der Scholastik (mit seiner zwiefachen, aber auch zwieträchtigen Wahrheit, einer philosophischen und einer theologischen), bald mit der lispelnden Lockung des Versuchers flüstern: Hinüber, wo es nur Ein Wesen giebt, das da lebt und wirkt, und das auch Du bist.« Von S. 64. an läfst er es nicht mehr in Zweifel, dafs seine Absicht keine andere ist, als die Philosophie in den Schoofs der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, und sie auf's Neue in einen unseligen Kampf von Wissenschaft und Kirche, Cartesianismus und Gallicanismus zu verwickeln, welchem sie aber, nachdem sie seine Entscheidung lange überstanden, nunmehr nur lächelnd und fremd zuschauen kann. Da im Trüben gut zu fischen ist, so glaubt er im jetzigen verworrenen Zustande der Philosophie, welcher äufserlich angesehen einer Selbstzerstörung gleicht, seines Triumphes schon sicher zu seyn, und ruft S. 95: „Der Irrthum ist abgelaufen, denn seine höchste Stufe ist erreicht; der leitende Faden ist gefunden, die Labyrinthe der Wissenschaft liegen entwirrt vor uns, und wahrlich — was auch die unkundige Menge fabelt — sie bergen in ihrem Innern nicht, wie das zu Creta, ein greuelhaftes Unthier, das die Wanderer zerfleischt, sondern, wie das in Aegypten, ein heiliges königliches Grab, das voller Schätze und Urkunden seltenen Werthes ist.« Das Bild ist überaus passend, weil die alte sterbende Kirche in der That fast nur den todten und begrabenen Christus kannte, nicht aber den ewig lebendigen und im Leben der Menschheit auferstehenden. Aber eben so sehr ist es auch im wahren Interesse der Philosophie, zu hoffen, dafs ihr erneutes Streben nicht dazu dienen wird, in jene ägyptischen Königsgräber voll Pergament und Moder und Urkunden seltenen Werthes zurückzuführen, sondern im Gegentheil den so lange gewaltsam im Grabe verschlossen gehaltenen Erlöser zum ewigen heiteren Leben in unserer Mitte, wie er es verheifsen hat, aufzuerwecken.

Bei dieser Geistesrichtung mufs dem Verf. natürlich besonders viel daran liegen, die katholische Rechtgläubigkeit oder vielmehr Submission des Cartesius unter die Kirche in den Vordergrund zu rücken, wozu auch die Belege nicht mangeln. Denn wenn Cartesius nach S. 32. nicht allein den Druck seiner Principia unterbrach, auf die Nachricht, dafs Galiläi's Lehre von der Bewegung der Erde, welche mit seinen eigenen Naturansichten in enger Verflechtung stand, zu Rom sey verdammt worden, sondern auch bei dieser Gelegenheit äufserte: »Die Inquisitoren haben nicht weniger Recht auf meine Handlungen, als die Vernunft auf meine Gedanken« — so ist dies eine Submission von

Digitized by Google

solcher Gröfse, dafs sie dem Cartesius als Philosophen sicherlich keine Ehre macht. Dennoch redet die Stelle nur von Handlungen, und präservirt die Gedanken geflissentlich der Vernunft, sagt also nur so viel aus, als die Verwahrungs-Clausel des gewifs nicht orthodoxen Spinoza am Schlufs seines tract. theol.: »Superest tantum expresse monere, me nihil in eo scripsisse, quod nec libertissime examini et judicio summarum Potestatum Patriae meae subjiciam. Nam si quid horum, quae dixi, patriis legibus repugnare, vel communi saluti obesse judicabunt, id ego indictum volo.« Und wenn der Verf. ein grofses Gewicht legt auf solche Bekenntnisse, wie Princip. IV, 207: „Haec omnia tum *Ecclesiae Catholicae* auctoritati, tum prudentiorum judiciis submitto," so vergifst er, dabei ein eben so grofses Gewicht zu legen auf den Zusatz zu eben diesen Worten: »*nihilque ab ullo credi velim, nisi quod ipsi evidens et invicta ratio persuadebit.*«

Die Darstellung des Cartesianischen Systems zerfällt in 3 *Theile:* 1) Cartesius aus dem Standpunkt seiner Schule in Frankreich, 2) Cartesius aus dem Standpunkt eines durchgeführten organischen Dualismus, 3) Cartesius aus dem Standpunkt seiner Gegner. Als Anhang folgen von S. 96. an Auszüge und Belege aus den Princ. phil., der Dissert. de Methodo u. s. w. nebst einem vollständigen Register seiner Werke und deren Ausgaben, so wie seiner Lebensbeschreibungen und der Schicksale seines Systems. Der 1ste Abschn. rührt nicht vom Verf. her, sondern ist eine Uebertragung aus dem Französischen des Abbé Boyer, eines Anhängers des Cartesius, und schildert Schritt vor Schritt zufolge des reichen Briefwechsels, welchen wir von Cartesius besitzen, seine allmähligen Fortschritte in mathematischen und physikalischen Entdeckungen bis an seinen Tod. Der 2te Abschnitt ist speculativ und beschreibt den Gedankengang des Cart., wodurch er sein System fand. Die Darstellung dieser Deduktion würde wegen ihres lebendigen und anregenden Tones sehr zu loben seyn, wenn sie nicht im Innern zu schlaff und unprägis erschiene, zu sehr umgeschmolzen in andere Sprache und Denkweise, z. B. S. 36: »Es ist Thatsache, wir können getäuscht werden! Und der Zweifel, der hieraus entsteht, kann, wo er einmal Wurzel gefafst, nicht eher stehen bleiben, als bei der Thatsache des Zweifelns selbst, des Wahrnehmens (!), Ueberlegens, Denkens, abgesehen von allem positiven Inhalt desselben.« Auch sollte man eine Darstellung der Naturphilosophie nicht beginnen: „So ungefähr ist der Gedankengang der Cartesianischen Naturphilosophie." Der Verf., welcher den ontologischen Beweis verwirft, aber den psychologischen des Cart. vom Bewufstseyn der Seele über ihre eigene Beschränktheit in Schutz nimmt, möchte uns als Verfechter des Cart. gern glauben machen, dafs dies auch der wahre Sinn des Cartesianismus sey. »Der Beweis vom Daseyn Gottes," spricht er, »wie ihn etwa Abbé Boyer versucht, wo von der Möglichkeit des Gedankens des allervollkommensten Wesens auf die Wirklichkeit seiner Existenz geschlossen wird,

Digitized by Google

giebt nicht rein die ursprüngliche Ansicht des Cartesius wieder.« Dennoch heifst es in den Princ. Phil. I. §. 14: »Atque sicut ex eo, quod e. c. percipit (anima) in idea trianguli necessario contineri, tres ejus angulos aequales esse duobus rectis, ... ita ex eo solo, quod percipit existentiam necessariam et aeternam, ... concludere debet, ens summe perfectum existere.« Und es genügt nicht, wenn der Verf. S. 38. hinzufügt: »Dafs übrigens in den manchmal ungelenken Formen, in die Cartesius seine Ansicht gekleidet hat, mancher Anhaltspunkt für diese mifsverstehende Auslegung und Fortbildung derselben liege, soll hier nicht geleugnet werden.« Die Gegner, welche im 3ten Abschn. bestritten werden, sind zuerst Lamennais (Essay sur l'indifférence), Gerbet, Combalot und L. H. Caron (Demonstration du Catholicisme. Paris 1834.), welche ihren bittersten Groll ausgesprochen haben gegen ein System, das die Grundlagen der Kirche blosstelle und untergrabe. Darauf S. 77. wird Schelling gerügt, S. 78. folgt eine harte Kritik über einen anonymen Aufsatz in Benkert's Athanasia 16. Bd. 1. Heft. S. 40—125, und endlich von Feuerbach (Gesch. der neueren Phil. von Bako bis Spinoza. 1834.) und Erdmann (Gesch. der neuern Phil. 1834.). Von den beiden Letzteren besonders dadurch beleidigt, dafs Ersterer schrieb, dafs es der Geist des Protestantismus sey, welcher sich in Cartesius, wie in Luther kund gegeben, und dafs Letzterer im System des Cart. ebenfalls das Princip des Protestantismus ausgesprochen fand, setzt der Verf. eine Antithese von Cart. und Luther entgegen, S. 90: »Luther leugnet die Auctorität der Kirche, Cartesius sucht an dieselbe die Thatsachen unseres Bewufstseyns anzuknüpfen, — Luther ist Mystiker, die Vernunft ist ihm »des Teufels Hure,« Cartesius ist Rationalist im wahren und schönen Sinne des Worts,« — und endlich: — »Cartesius' erbittertste Gegner waren nicht katholische, sondern protestantische Theologen.« Letzteres ist leider wahr. Wenn aber der Verf. endlich noch S. 84. hinzufügt: »ich könnte noch von alten verrosteten Kantianern und Sensualisten, von Jüngern eingeschränkter Weltweisheit in Göttingen, Landshut und München reden,« — so drängt sich uns die Frage auf: wie kommt Herbart dazu, mit Salat und den Hermes'schen Schülern in eine Classe gestellt zu werden, wie kommt der Riese unter die Zwerge? Dafs Herbart gemeint sey, sieht man deutlich an der nun schon zum Ueberdrufs wiederholten und vom Verf. auch hier wieder abgeschriebenen Beschuldigung, die Aufgabe der Philosophie in Auflösung von Widersprüchen zu setzen, die man selbst veranlafst habe.

Wir würden also diesen Versuch, die Cartesische Philosophie wieder im Ernst in's Leben zu rufen, der Philosophie zum Vortheil rechnen, wenn der Erneuerer nicht so klar die Gesinnungen zeigte, zufolge deren das Cartesische Gewand an ihm nur immer als eine gelegentliche Mummerei erscheinen kann, ähnlich wie sich vor nicht langer Zeit sein philosophischer Gegner Lamennais

zur Ehre des alten königlichen Grabes in den Liberalismus vermummte, und wenn nicht das Ganze so deutlich die Farbe eines Günther (welcher so eben in seinem Thomas a Scrupulis eine neue übelriechende Lauge seines pfäffischen Witzes von sich gegeben) und Aehnlichgesinnter an sich trüge, welche sich unter die Fahnen der Philosophie begeben haben nach dem Grundsatz, dafs man sich in den Dienst des Tyrannen hineinbegeben mufs, welchen man stürzen will. Dieser unsaubre Geist spricht sich hier auch besonders in der Sucht nach einem schneidenden voreiligen Rangiren der philosophischen Republik in scharf umgrenzte und mit Stichworten bezeichnete dogmatische Partheien aus, und ist darum besonders feindlich gerichtet gegen die unbefangene kritische Methode, welche sich nicht durch Alternativen von Monismus und Dualismus fangen läfst, und sich auch selbst die Forschungen im Gebiet des Uebersinnlichen mit keinem Stichwort beschränkt, in diesem Gebiet, welches unermefslich und unausforschbar gleich dem Sternenhimmel über uns ist, aber den bescheidenen und unermüdeten Forscher auch mit eben so viel Aspekten der Gröfse Gottes belohnt und eben so viel neue Hoffnungen auf grenzenlos fortschreitende Entdeckungen rege macht, wie jener, im Fall wir uns nicht durch bornirende Klappen von Monismus und Dualismus selbst das Augenglas der geistigen Beobachtung trüben. Und wir dürfen Hrn. Hock, obgleich er sich zum Schutzherren des Cartesius aufwirft, wenigstens in so fern mit Gewifsheit einen Gegner dieses grofsen Mannes nennen, als mit seiner Autoritätssucht und Zweifelsscheu ausgerüstet, derselbe sicher niemals seine frei athmende Philosophie würde erfunden haben.

Das treffliche Compendium des Spinoza No. 2, welches dem Prof. Münchow in Bonn dedicirt ist, hat folgende Anordnung: Cap. I. Scientia intuitiva. C. II. Doctrina de rebus singularibus philosophica. 1) Introductio, 2) Rerum extensarum theoria, 3) Rerum cogitantium theoria. C. III. Doctrina de mente humana. 1) Psychologiae pars prima. De mentis humanae perceptionibus. 2) Psych. p. altera. De affectibus mentis humanae. C. IV. De jure doctrina philosophica.

Spinoza's Schriften leuchten von mathematischer Durchsichtigkeit. Ihre Lehrsätze gleichen einer Gruppe fest und dicht an einander schliefsender Kammern mit durchsichtigen Wänden. Diese wesentliche Originalform geht natürlich bei der compendiarischen Darstellung verloren. Obgleich daher eine solche Zusammenstellung, wie diese, das Studium der Urschriften keineswegs entbehrlich machen, vielmehr den, welcher sich zu sehr daran hingäbe, durch die Umstellung der Gedanken in eine neue Perspective irre machen kann, so gewinnt man dafür doch den Vortheil, den Spinoza hier im concentrirten Glanze seiner Dogmatik hell schimmern zu sehen, und der Verf. hat so viel erreicht, als zu erreichen war. Bei Leibnitz zeigt sich nicht dieser Verlust, weil er sich nie um die Spinozische kunstreiche Deduktion be-

Digitized by Google

müht hat, und seine philosophischen Ideen aus ihrer Zerstreuung in hundert Winkeln erst zusammenzulesen sind, daher durch jede systematische Zusammenstellung nur gewinnen können.

Der Verf. von No. 3, welcher sowohl die Raspische, als die Duten'sche Sammlung der Schriften Leibnitzens benutzt, und vor allem, wie billig, die Princip. Phil. zum Grunde gelegt hat, ordnet so an: Cap. I. De philosophia Spinozae, et transitus in phil. Leibnitzii. C. II. De philosophia Leibn., *A.* De methodo. *B.* Monadologia. 1) De monade, 2) De monadibus, 3) De monade monadum. *C.* De rerum natura. 1) De materia, 2) De spatio, tempore et vacuo, 3) De creaturis. *D.* De cognitione humana. 1) De indole humana, 2) De ideis et veritatibus innatis, 3) De discrimine, possibilitate et mediis cognitionis, 4) De principio cognoscendi. *E.* De Deo et mundo. 1) De conformitate fidei et rationis, 2) Demonstratt. de exist. Dei, 3) Attributa Dei et Theodicaea. C. III. Transitus in phil. Wolfii.

In der Einleitung weiset er die enge Verknüpfung zwischen Cartesius, Spinoza und Leibnitz nach, indem beim Cartesianischen Standpunkte eben so nothwendig das Bedürfnifs des Spinozistischen hervortreten mufste, als bei beiden das nach dem Leibnitzischen. Doch steht diese Nachweisung den gelungenen Deduktionen dieser Art in No. 5. gar zu weit nach, indem sie die Uebergänge nur nach den Stufen einer Hegel'schen Triade abmifst, und nicht aus den verschlungenen Gängen der Denkprocesse selbst nachweist. Es lag wohl in der Theorie des Cartesius ein Widerspruch verborgen, welcher zum Spinozismus herüberführte, aber keineswegs so offen am Tage, dafs man mit dem Verf. geradezu sagen dürfte (p. 1.): »Cartesium secum pugnare in aperto est, quod quamquam substantiam nulla alia re indigere perhibuerat, tamen cogitationem et extensionem substantias absoluta substantia indigere proponit.« Sein Uebergang von Spinoza zu Leibnitz ist aber eine blofse Chimäre, welche auf der falschen Behauptung beruht: »quod substantia Spinozae non habet reflectionem in se,« wovon er den Sinn noch weiter so erläutert: »quod substantia absoluta Spinozae ipsa neque spiritus est, neque eam ob causam in necessitate sua vere voluntatem et libertatem servat.« Denn wenn er auch die Libertas der absoluten Substanz in einem beschränkten Sinne nimmt („Ea res libera dicitur, quae ex sola suae naturae necessitate existit, et a se sola ad agendum determinatur.« Eth. I. Def. 7.), so spricht er ihr doch den Intellectus und die Voluntas in vollem Maafse zu, und zwar letztere als eine „actio, qua Mens se ipsam contemplatur" oder als den »infinitus amor, quo Deus se ipsum amat« (Eth. V. Prop. 36. Dem). Was kann denn das Wort Geist und Reflexion in sich, noch für eine Bedeutung haben, wenn nicht diese? Spinoza legte der absoluten Substanz eine Reflexion in sich im vollen Sinne des Worts bei, und daher auch Personalität, wenn man anders unter derselben eine active Geistigkeit und nicht einen

Digitized by Google

Anthropomorphism oder eine Incarnationslehre versteht. Was aber die Freiheit betrifft, so war dabei Leibnitz eben so wenig Indeterminist, als Spinoza, und der Uebergang von diesem zu jenem ist daher nichts weniger, als ein Uebergang von Nothwendigkeit zu Freiheit. Falsch ist auch die Behauptung: »Ipse (Spinoza) de personalitate Dei, quae negativa in se reflexio est, nihil se capere posse asserit« mit dem Citat Cogit. metaph. p. II. cap. VIII, wo aber Spinoza etwas ganz anderes aussagt, nämlich: »Nec fugit nos vocabulum (personalitatis scilicet) quod Theologi passim usurpant ad rem explicandam: verum, quamvis vocabulum non ignoremus, ejus tamen significationem ignoramus, nec ullum clarum et distinctum conceptum illius formare possumus.«

In der fleifsig ausgeführten Zusammenstellung des Systems ist auch nicht zu billigen die Uebersetzung Leibnitzischer Gedanken in fremde, ihnen nicht congruente Kategorieen, wenn deren Aehnlichkeit auch witzig frappiren mag, wie der Verf. z. B., dafs jede Monade ein Spiegel des Universums sey, so in seine Terminologie übersetzt: »Quamquam igitur nil extraneum monadem afficere et in ea aliquid mutare potest, omnes tamen mutationes et varietates non solum sublatae, sed etiam negativo modo ita servatae sunt, ut in substantia ipsa omnium mutationum et totalitatis repraesentatio insit.«

Der Verf. von No. 4, welcher sich in der Vorrede als einen Schüler von Fries bekennt, sucht den Skepticismus in seiner gerüstetsten Gestalt, wie er bei Hume erscheint, zu widerlegen. Er legt dabei dessen Untersuchung über den menschlichen Verstand in der Tennemann'schen Uebersetzung (Jena 1793) zum Grunde. Bis S. 23. ist Einleitung, welche sich um den Skepticismus im Allgemeinen und den des Sextus Empiricus insbesondere dreht. Seine Sprache leidet an Wortüberfluſs, z. B. S. 24. und dornichtem Wesen, und ist gar zu weit entfernt geblieben von Hume's honigmildem Redefluſs, welchen der Verf. ebendas. charakterisirt: »Non qui aspero sermone, spinosa ratiocinatione, austera declamatione taedium moveat: sed qui suavi verborum delectu teneat, orationis elegantia delectet, summo dictionis lepore animum pelliciat.« Seine Widerlegung des Hume bewegt sich in einem viel zu engen Kreise. Statt die Tiefen der sensualistischen Denkweise zu ergründen, stützt er sich einzig auf den zerbrechlichen Gedanken, dafs wenn nach Hume alle Gewifsheit in der bloſsen Sensation fufst, und wir mit ihm der Vernunft nicht einmal das Recht, mit Sicherheit auf das Gesetz der Causalität ein Urtheil zu gründen, zugestehen, dann alles Urtheilen und überhaupt alle als gewifs und festgültig ausgesprochene Wahrheit wegfiele, und folglich auch dessen eigenes System, welches mit der Miene solcher Wahrheit auftritt. Darum sagt er zum Skeptiker p. 63: »Tacite tecum ipse pugnas,« und: »Scepticismus sibi non constat,« und verweiset S. 66. als auf den einzig consequenten und widerspruchlosen Skepticismus auf den des Metrodorus

Digitized by Google

Chius: „Nego scire nos, sciamusne aliquid, an nihil sciamus; ne id ipsum quidem nescire aut scire, scire nos: nec omnino, sitne aliquid an nihil sit“ (Cic. Acad. IV, 18. nicht 23, wie der Verf. citirt). Auf diese Weise gerathen wir aber mitten in die alte Sophistik hinein, welcher Niemand mehr abhold war, als Hume. Hume's Meinung war keineswegs, der Vernunft alle Fähigkeit zu sicheren Aussprüchen zu benehmen, sondern die hypostasirten Universalien von Substanz, Kraft, Ursache aus der Metaphysik zu schaffen, eine Arbeit, in welcher ihm besonders Kant und Herbart mit siegreichem Bemühen nachgefolgt sind. Dafs er das Urtheil der Causalität blos auf Gewohnheit stützt, darin gab er eine Blöfse, welche aber keineswegs zu den Folgerungen des Verfs. berechtigt. Denn dadurch, dafs Hume die Möglichkeit eines apriorischen Systems aus Vernunftbegriffen leugnete, leugnet er ja keineswegs die Thatsache von Wahrnehmungen, und eben so wenig die Thatsache einer Verknüpfung derselben nach Gewohnheit. Sein System besteht nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus zwei von einem verjährten Wust aus Vernunftschlüssen gereinigten Thatsachen der Erfahrung. Die skeptische Sophistik, von welcher er ganz frei ist, fällt nur auf die Darstellung des Verfs. zurück, welcher den antiken Skepticismus nicht aus seinen Gedanken los werden konnte, den er auf Hume überträgt. Aber Hume ist kein Skeptiker im antiken Sinn. Es ist ihm niemals eingefallen, nach einem ὑποκειμενον, oder einem absoluten Wahrheits-Kriterium zu suchen, sondern sein System ist weit eher der empirischen Zufalls-Theorie der alten Epikuräer vergleichbar. Wie jene ihre Atome, so nahm er die einfachen empirischen Sensationen zu Monaden an, zwischen denen er ewige und nothwendige Gesetze leugnete, und allen Zusammenhang, gleich wie jene, als zufällig setzte. Das Bild der hieraus entspringenden Anschauung malt sich am lebhaftesten S. 88. der Tennemann'schen Uebersetzung, wo von einem Menschen die Rede ist, welcher noch gar keine Erfahrungen gemacht hätte, und welchem die Sensationen von Hitze und Flamme, Gewicht und Dichtigkeit u. a. ohne Causalzusammenhang unverbunden in der Seele schwebten.

Der Verf. von No. 5: De genetica philosophandi methodo, versteht unter dieser Methode eine solche, welche nicht aus gegebenen Thatsachen der Erfahrung zu deren Gründen (analytisch) fortschreitet, sondern in apriorischer Construktion von der Einheit zur Vielheit, vom Absoluten zum Endlichen übergeht, die Methode, von welcher Schelling (Abhandl. zur Erl. des Idealism. der Wissenschaftslehre) sagt: „Sie sieht die Objekte als nicht vorhanden an, sie geht aufs Werdende, Lebendige,“ — welche Fichte (Grundrifs der Wissenschaftslehre S. 4.) die synthetische, aber Schelling (N. Zeitschr. für spec. Phys. I, 2. S. 5—26.) die construktive nennt, und zwar nach mathematischer Methode, welche aber Hegel, letztere Bestimmung

durchaus verwerfend (Logik II, 344. Phänom. XXXIX.) mit dem Namen der dialektischen bezeichnet. Daher ist der Gang seiner Untersuchung: Cap. I. Methodi geneticae expositio et brevis historia. C. II. De Fichtii methodo genetica seu synthetica. C. III. De Schellingii meth. gen. seu constructiva. C. IV. De Hegelii m. g. seu dialectica. C. V. De m. g. in universum.

Die Darstellung des Fichte'schen Princips ist besonders gründlich, die Kritik gediegen. Richtig bemerkt der Verf, dafs Cartesius, »si stricte constanterque hanc, quam instituerat, philosophandi rationem fuisset secutus, apparet, eum ad Fichtianam doctrinam perventurum fuisse," und rügt eben so richtig an beiden denselben Fehler, dafs sie das absolute Subjekt mit der reinen Apperception verwechselten, da jenes doch als ein Ding an sich selbst aufserhalb der Formen des Denkens und nicht innerhalb derselben fällt. Den Uebergang von Kant zu Fichte hätte er dadurch noch mehr motiviren können, dafs Kant an mehreren Stellen seiner Vernunftkritik die Dinge-an-sich nicht behutsam genug behandelte, und sie bald als blofsen Grenzbegriff, bald als die Substanzen der Erscheinungen gelten liefs, welches beides einen Verdacht gegen ihre Existenz erregen mufste, weil ein Grenzbegriff keine Existenz anzeigt und die Substanz eine blofse Kategorie des Verstandes ist.

Fichte's und Schelling's Systeme werden S. 20. deutlich und genau also gegen einander charakterisirt: „Hic (bei Schelling) synthesin absolutam habemus, *absolutam identitatem*, thesin et antithesin empiricam, finitam, illic (bei Fichte) membra opposita absoluta erant, synthesis finita, empirica; illic remanebat in synthesi oppositio, tollebatur absoluta positio oppositorum, hic absoluta membrorum positio in synthesi est, oppositio evanescit.« Eben so vollkommen getroffen ist die Charakteristik der ganzen Trias S. 61: »Apud Fichtium absolutum Ego infiniti, objectivum finiti locum occupare videmus, ad deductionem autem arcessi tertium, *impulsum*; apud Schellingium subjecti objectique totalem indifferentiam pro summo primoque poni, unde duo ista differentia construantur, intercedente *forma* seu *cognitione*; apud Hegelium denique simplicissimum, immediatum, conceptum purum primum locum tenere, mediari autem eum per inhaerentem naturae ejus *negationem*. Itaque, quam Kantius posuit synthesin transscendentalem seu conscientiam, in qua et objecta inessent et subjectum (pura apperceptio) — posuit autem ut *datam* — eam tres isti viri genetica methodo *efficere* moliti sunt.« Hegeln werden mit Recht die einen falschen Tiefsinn affektirenden Wortspiele vorgeworfen, wonach er Ding von Denken ableitet, das An sich gebraucht in der entgegengesetzten Bedeutung von An sich, das Zu Grunde gehen im entgegengesetzten Sinn von In den Grund gehen, das Aufheben im entgegengesetzten Sinn von Aufbewahren. S. 43 u. 44. Anm.

Das Resultat ist, dafs die Philosophie auf dieser dreifach

Digitized by Google

genetischen Bahn fortan nicht weiter fortschreiten dürfe, und daran kann nach Lesung dieser gründlichen Kritik kein Zweifel seyn. Ob aber die versuchten genetischen Wege, wie der Verf. meint, gar keinen anderen Nutzen haben, als dafs sie lebendig vor ihren eigenen Irrthümern warnen, das unterliegt gegründetem Zweifel. Dafs sich in unserm Bewufstseyn metaphysische Thatsachen vorfinden, welche ewig aufserhalb dem Kreise solcher Construktionen als Dinge-an-sich liegen bleiben und von ihnen niemals berührt werden können, ist nun wohl als ausgemacht zu betrachten, nachdem es durch eine mannichfache Kritik und Polemik gegen die neueste genetische Methode, und eben so sehr durch die gewaltsame, obgleich vergebliche Anstrengung des neueren Hegelianismus sich an den Tag legt, mit der er sich müht, das Ding-an-sich der Persönlichkeit und Individualität, dieses unabsorbirbare Andersseyn des Begriffs, in die Kreise seiner Construktion zu ziehen. Aber daraus, dafs eine Methode sich untauglich zeigt in ihrer Anwendung auf die letzten Gründe, folgt noch nicht, dafs sie überhaupt zu nichts nütze. Ein consequent in sich ausgearbeitetes System von Begriffen, wie z. B. das Spinozistische, verliert zwar sogleich dadurch seine faktische Wahrheit, dafs wir bedeutende Thatsachen in ihm vernachlässigt und übersehen erblicken. Hierdurch ist aber die Wahrheit seiner inneren Evidenz noch durchaus nicht geschmälert. Es bleibt, ohne faktisch wahr zu seyn, innerlich so evident, wie das System der Mathematik, und so gewifs die Lehre von den Verhältnissen der Ellipsen und Parabeln in sich selbst wahr seyn und bleiben würde, wenn es auch nirgends in der Natur Planetenbahnen und Fallcurven gäbe, worauf dieselben eine Anwendung litten, eben so sehr behält die logische Mathematik der Spinozistischen Doktrin von der Substanz ihre innere Wahrheit, sollte dieselbe auch auf keine einzige wirkliche Thatsache der Existenz Anwendung leiden. Jeder logische, so wie mathematische Calcul, welchem strenge Evidenz beiwohnt, hat seinen grofsen wissenschaftlichen Werth als eine innere Wahrheit unseres Denkprocesses. Und so wenig die alten Mathematiker, welche die Lehre von den Kegelschnitten erfanden, den Nutzen ahnen konnten, welcher aus deren Anwendung auf die Planetenbahnen nach zwei Jahrtausenden entspringen würde, eben so wenig läfst sich aus dem Inhalt des Spinozistischen Calculs ersehen, an welcher Stelle der Erscheinungswelt derselbe einst glückliche Anwendung finden, un überraschende wissenschaftliche Resultate veranlassen kann. D bisherigen Erfinder genetischer Methoden, welche ihre in selbst evidenten Begriffe voreilig und auf falsche Art an ihnen am meisten auffallenden Thatsachen der Existenz anl ten, gleichen darin den Pythagoräischen Mathematikern, eben so voreilig die Zahlen und Figuren ihrer Erfind physikalischen Gegenständen zusammenschmolzen, und mit dem Himmel, die Null mit dem leeren Raum, die mit der Gerechtigkeit, das Tetraeder mit dem Feue

saëder mit dem Wasser u. s. w. verwechselten. So falsch diese Verwechselungen waren, so unumstöfslich war doch die innere Wahrheit des von ihnen erfundenen Magister matheseos und ihrer übrigen reinen Mathematik. Und aus der Vergleichung ihrer falschen Anwendung dieser Mathematik auf die Naturphänomene mit derjenigen wahren Anwendung derselben, wie wir ihrer jetzt mächtig geworden sind, kann man mit grofser Wahrscheinlichkeit auf einen ähnlichen Unterschied der bisherigen falschen Anwendung eines in sich evidenten genetischen Calculs und einer zukünftigen wahren desselben schliefsen. Die genetische Methode des Philosophirens ist folglich nicht zu verwerfen, sondern sie ist gleich einer Pythagoräischen Arithmetik 1) zu reinigen von ihren Verwechselungen, 2) auf eine kritische oder empirische Art anzuwenden, wie wir die Mathematik anwenden in den Naturwissenschaften.

Werfen wir noch einen Blick auf die Tendenz sämmtlicher hier angezeigten Schriften zurück, welche die ist, den Speculationsgang von Cartesius bis Hegel in seinen letzten logischen Wurzeln zu ergreifen, so erregen diese jungen und energischen Versuche die freudige Hoffnung, dafs am Ende wohl durch vereinte Bestrebungen dahin zu gelangen seyn möchte, dafs wir das erhabene, strenglogische und consequente Selbstgespräch, welches in diesen Systemen der Geist der Menschheit mit sich selbst führte, gründlich und tief als einen zusammenhängenden Platonischen Dialog im gröfsten Maafsstab, begreifen und bis zur Durchsichtigkeit durchschauen lernen.

C. Fortlage.

Digitized by Google

N°. 73. HEIDELBERGER 1836.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Dr. Fr. Ed. Beneke, Prof. an der Univ. zu Berlin. Erster Band, Erziehungslehre. Berlin, Posen und Bromberg bei Mittler. 1835. gr. 8. (*XVI. u. 526. S.*)

Dieses Buch eines ausgezeichneten Lehrers der Philosophie, insbesondere der Psychologie, verdient eine vorzügliche Beachtung, zu welcher Rec. unsere Leser dadurch am besten aufzufordern glaubt, dafs er dem Gange des Verf. folgt, und, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur auf die Hauptpuncte aufmerksam macht. Einstimmig mit demselben über den unmittelbaren Einfluſs der Psychologie auf die Pädagogik und über die Nachtheile der Abstraction, welche die Speculation in diese Erfahrungswissenschaften gebracht, kann Rec. jedoch nicht in einigen Hauptpuncten beistimmen, wie er das in seinem Referiren andeuten wird.

Die Einleitung gibt den Begriff der Erziehung und dieser Wissenschaft; und als Grundverhältnifs: »die gebildete Vernunft zieht die ungebildete zu sich hinauf.« Der engere Sinn jenes Begriffes wird hiernach so bestimmt: „die Erziehung ist die absichtliche Einwirkung von Seiten der Erwahsenen auf die Jugend, um diese zu der höheren Stufe der Ausbildung zu erheben, auf welcher die Einwirkenden stehen.« Rec. ist ebenfalls von diesem Begriffe ausgegangen, glaubte ihn aber aus dem Wesen der Menschheit entwickeln und hiermit die Idee der Bildung voranstellen zu müssen, wodurch sich denn jener Begriff erweitert, nämlich zu der fortschreitenden Entwickelung, die über die Stufe, »auf welcher die Einwirkenden stehen“ hinausgeht. Denn, mit den Worten Kants zu reden, »eine Generation erzieht die andere; nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig besseren Zustande des menschlichen Geschlechts, d. i. der Idee der Menschheit gemäfs, sollen die Kinder erzogen werden; — es ist entzückend sich vorzustellen, dafs die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und dafs man die Erziehung in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist etc.“ Die Erziehungswissenschaft, deren Nothwendigkeit der Verf. klar aufzeigt, wird hierdurch ebenwohl so begründet, wie sie auch hier begründet ist,

Digitized by Google

als »eine Aufgabe, welche nur höchst unvollkommen zu lösen ist.« Und so urtheilt der Verf. auch darin ganz folgerichtig, dafs sie zugleich die Erziehungsthätigkeit fordert. Auch beweiset sich in dieser Behauptung, dafs die Erziehungs l e h r e durch diese bescheidne Ansicht gewinnt.

V o r b e r e i t e n d e a l l g e m e i n e B e t r a c h t u n g e n über die G r u n d v e r h ä l t n i s s e d e r E r z i e h u n g. »Die äufsere Natur, die Schicksale, und die andern Menschen sind des Menschen drei Erzieher;« und wir erkennen mit dem Verf., dafs die beiden ersten (sammt allem dem, das auf das Kind unbemerkt einfliefst), erst durch das letzte, d. i. durch die vernünftige Leitung zur eigentlichen Erziehung wird. Hierbei nun werden die Schwierigkeiten nicht übersehen. Kein Erzieher steht auf der höchsten Stufe, keiner ist die rein gebildete Vernunft, *auch ist* er nicht allein der Erziehende. Die guten Bemerkungen hierbei werden dem Pädagogen nicht entgehen. Z. B. »derselbe Mensch kann ein trefflicher Erzieher für ältere Kinder und für fähige, und ein schlechter für jüngere und für mittelmäfsige oder Kinder von geringen Anlagen seyn.« — »Indem das Kind die Wörter Tugend, Recht etc. früher erwirbt, als die durch sie ausgedrückte Sache auch nur den ersten Elementen nach in ihm begründet ist, so wird ihm hierdurch ein falscher Besitz vorgespiegelt.«

§. 8. A u f g a b e d e r E r z i e h u n g s w i s s e n s c h a f t. Z w e c k d e r E r z i e h u n g; wobei die Frage vorkommt: »was findet der Erzieher vor bei dem Beginnen seines Werkes?« — welche nach der Meinung des Verf. »von jeher am wenigsten behandelt worden,« nach der Meinung des Rec. aber mehr als es scheint, und nur einerseits zu empirisch andrerseits zu abstract. Dagegen rühmt der Verf. zu viel von den Fortschritten der »Psychologie, dafs sie über die Verhältnisse des der Seele Angeborenen zu dem durch die bildenden Einflüsse Entstehenden jetzt die bestimmteste Rechenschaft zu geben vermöge.« Rec. ist der Meinung, dafs nur die Periode gerade dieser Fortschritte b e g o n n e n habe, besonders durch die Verbindung der im physischen und psychischen tiefer gehenden anthropologischen Forschungen mit den zum Ideale gehobnen Blicken in die Natur und Bestimmung der Individuen. — Der Verf. sagt weiter: »Von einer V o r b i l d u n g im Angeborenen kann in dieser Hinsicht (auf die Gegenstände und deren Eindrücke) gar nicht die Rede seyn (?), von einer V o r h e r b e s t i m m u n g nur, inwiefern allerdings in Folge der

Digitized by Google

Uranlage dieſs oder jenes leichter und vollkommner aufgefaſst, angeeignet werden, und vermöge dessen, wenn es wirklich als Bildungsmoment hinzutritt, ein gewisses Uebergewicht gewinnen kann. So wird der mit gröſserer Reizempfänglichkeit Ausgestattete auch die zärteren und feineren Verschiedenheiten der Dinge aufzufassen und für seine Praxis zu benutzen, der von Natur Lebendigere auch das rascher Vorübergehende zu bemerken und nachzubilden geschickt seyn. Aber weiter geht diese Prädetermination nicht.« — Geht sie aber damit nicht weit genug? so weit, daſs allerdings von einer „Vorbildung« die Rede seyn muſs? Denn was ist das Vorherbestimmte anders, wenn wir es vollständig auffassen, als das Vorgebildete, d. i. der individualisirte Typus dieses Menschen, der in seiner gröſseren oder geringeren »Reizempfänglichkeit« oder „Lebendigkeit,« oder »Kräftigkeit« überhaupt in seiner Natur ursprünglich angelegt ist, und sich nicht anders entwickeln kann, als in dieser Natur, wenn sie anders nicht soll zerstört werden? Eben seine Uranlage nimmt alle Eindrücke nach ihrer Natur auf, und ist zugleich eine ursprüngliche Bestimmtheit, welche durch die ganze Entwicklung hindurch geht, jeden Eindruck, welcher Art er auch sey, von innen heraus, durch die Art der Aufnahme, bestimmt, und also den Grund der Bildung in ihrem innern Wesen enthält. Denken wir diesen nun, als in dem Schöpfer des Menschen liegend, in welchem er doch wirklich liegt, so ist er nichts anders als die göttliche Idee, welche in diesem Menschen in die Wirklichkeit gerufen wird; und wie diese Idee wirklich wird, ist sie die Vorbildung dieses Individuums, welches Gott dazu erschaffen hat, daſs in ihm diese Idee zur Vollendung entwickelt werde; somit ist sie dessen Vorherbestimmung. Rec. findet also beides als Eins, nur in verschiedener Beziehung ausgedrückt. Dabei stimmt er jedoch ganz dem Verf. bei, wenn er hinzufügt: »Bestimmte angeborene Neigungen, Leidenschaften, Unarten etc. sind schon deshalb für psychologische Erdichtungen zu erklären etc.« Denn ein anders ist der Keim, ein anders die hervorgewachsene Pflanze. Es bleibt diesem unbeschadet doch wahr, daſs eine Form, Richtung und selbst ein Hang der menschlichen Seele ursprünglich ist, (angeboren) und daſs sich gerade hierin die psychische und physische Einheit der Kraft und ihres Lebens ausspricht. Dahin gehört das Naturell (Temperament), die geistige Anlage etc. Rec. der sich hier nicht zu viel darüber verbreiten darf, muſs auf seine Theorie verweisen, die er in seiner

Erziehungslehre aufgestellt hat. Welche Anlagen der ausgebildeten Seele »nun erst entstehen müssen,« das läfst sich nur dann erkennen, wenn jener eine und erste Factor, wenn jenes Angeborene, erkannt wird, das von Moment zu Moment mit den Eindrücken das Product entwickelt, so zwar, dafs die äufseren Eindrücke innere zur Folge haben, welche ebenfalls solche Producte sind, und als solche die weiteren auffassen; und dafs es auch in der »Spur, die im Innern der Seele zurückbleibt« als die Grundlage vorkommt und fortwirkt, wie der Verf. selbst weiterhin mehrfach, z. B. S. 70, 418, zum Theil mit aus psychologischen Erscheinungen belegt, angibt. Was er dabei als »wahrscheinlich« (Rec. als gewifs) annimmt, »dafs gar nichts wieder vernichtet wird, was einmal mit einer gewissen Vollkommenheit in der menschlichen Seele erzeugt worden,« ist eben ein Beweis für bleibende Bestimmtheit der innerlich erzeugenden Bildungskraft. Dieses Hervorbringen nun zeugt sogar für eine mögliche mathematische Formel einer steigenden Einwirkung der Anlage in die Ausbildung der Seele. Dahin führen die psychologischen Gesetze, die übrigens lange nicht tief genug eingedrungen sind. Ueber denselben aber waltet nur das höhere Gesetz, die sich entwickelnde Freiheit des Willens; und in die Tiefe, worin diese mit jenen zusammentrifft, wird kein Psychologe, Pädagoge und Ethiker eindringen: er mufs sie nur anerkennen, und so weit er kann jene psychischen Erforschungen mit ethischer Weihe anwenden. Darin schliefst sich uns die Idee einer höheren Erziehung auf.

Wir erkennen indessen in der vorliegenden Erziehungslehre dankbar jene tiefer als gewöhnlich eingehenden Blicke und Urtheile des Psychologen, namentlich über die Gradverhältnisse der äufseren Reize zu dem Urvermögen. Er nimmt sie an 1) entweder als zu gering, oder 2) als gerade angemessen, oder 3) überfliefsend, oder 4) übermäfsig, in plötzlicher Einwirkung, oder endlich 5) überfüllend in allmähliger Steigerung. Manche Puncte sagen, was Rec. auch sagt, in manchen sind wir verschiedener Meinung. Wenn z. B. der Verf. fragt: „Welche Bürgschaft hat man, dafs alle Kräfte, aus welchen Einbildungsvorstellungen hervorgehn, im Innern der Seele zu Einer Gesammtkraft verbunden seyen?« so müssen wir antworten: Die Einheit des Bewufstseyns, die Seele selbst. Denn was ist die Seele anders als eine Gesammtkraft? Und selbst das Aggregat von Einbildungsvorstellungen ist doch durch diese Kraft erfafst und gebildet, in derselben zusammengehalten, ist in die Einheit

Digitized by Google

des Seelenlebens aufgenommen. Allerdings sind die Formen in diesen Vorstellungen verschieden, und verschieden die Richtungen, wie in allen Seelenthätigkeiten, aber es ist in allen dieselbe hervordringende und die Vorstellungen einbildende Kraft, es ist überall der dem Menschen eingeschaffene Bildungstrieb, welcher aus der Einheit kommt und der Einheit alle die Verschiedenheiten aneignet. Daher stimmt Rec. dem Verf. nur insoweit bei, worauf er auch immer gehalten hat, — dafs man die Kräfte nicht nach abstracten Begriffen, sondern nach ihrer individuellen Wirklichkeit zum Grunde legen müsse; das Weitere aber kann er nicht zugeben, dafs man „jeder besonderen Entwickelung eine besondere innere Kraft zum Grunde legen müsse.« Die psychologisch-pädagogische Aufgabe ist dem Rec. vielmehr die Erforschung des Zusammenhanges alles Individuellen in der Entwicklung mit der Grundanlage, und der Art wie der Bildungstrieb in allem Einzelnen dieses Einzelwesens wirkt. Eine „Verbesserung der psychologischen Methode ist allerdings für die Pädagogik von der gröfsten Wichtigkeit,« aber schon durch Kant, nämlich in seiner Anthropologie, durch Carus d. ä. mehr noch durch Herbart hat sie begonnen, und von einer andern Seite des Einschauens in die menscliche Seele hat sie durch Heinroth und G. H. Schubert solche Fortschritte gewonnen, deren sich die Erziehung erfreuen wird, wenn sie dieselben verstehen lernt. Aber auch von der Seite, von welcher der Verf. seine Begriffe über die Seelenkräfte und ihre Behandlung bestimmt, zieht die Pädagogik Gewinn, wenn sie schon einen ganz andern Weg geht, als den dieser Psychologe führt. Er nimmt z. B. »eine unbestimmte Anzahl sinnlicher Urvermögen an, und drei individuell-bestimmte Grundeigenschaften derselben: 1) einen gewissen Grad von Reizempfänglichkeit, 2) von Kräftigkeit, 3) von Lebendigkeit.« Weiter findet er eine »dreifache Absicht, wozu die Empfindungen und Wahrnehmungen des Zöglings erregt werden können: 1) um ihrer selbst willen, 2) um der Spuren willen, die sie im Innern der Seele zurücklassen, 3) und um dessen willen, was durch sie von innern Anlagen erregt oder geweckt wird.« Rec. sieht in diesen Eintheilungen keinen klaren Grund und Nutzen. Allerdings würde der, welcher die erste Absicht allein hätte, „unverständig und nachtheilig« handeln, aber sie ist ja so genau mit der zweiten und dritten verwebt, dafs der verständige Erzieher eine in und mit der andern vereinigen mufs. Wich-

Digitized by Google

tiger, und bisher viel zu wenig beachtet ist die Rücksicht auf die nächste und weitere gleichsam oscillirende Reaction der Kraft, auf welche der Erzieher und Lehrer einwirkt, und welche ihn oft das grade Entgegengesetzte als er beabsichtigt, hervorbringen läfst. Dieser innere Fretor, der bald als positive bald als negative Gröfse zum Product wirkt, worauf indessen der Verf in einigen Stellen hindeutet z. B. 291, 408, 413 u. a. mufs möglichst erforscht werden, wenn die Psychologie für die Pädagogik weiter fortschreiten soll. Dafs man dieses bisher so sehr übersehen hat, das ist eine Hauptursache von dem geringen Erfolge, den man der Erziehung im Verhältnisse zu ihren Fortschritten zum Vorwurfe macht.

Weiter nimmt diese Theorie des Verf. vier Erziehungsperioden an, und gründet sie auf jene Abtheilung der Seelenkräfte. Rec. findet hierin mehr Abstraction, als es der Praxis dienen möchte; und wenn gesagt wird, dafs „Anfangs Schritt vor Schritt, gewissermafsen Alles vom Erzieher bestimmt und gegeben werden müsse," so bleibt damit die Berathung der Anlage, und die Art der Wirksamkeit noch ganz dahin gestellt. — Ebenso finden wir die hier angegebenen sechs Hauptformen für die Erziehungseinwirkungen, mehr abstract als praktisch. Die von »negativer Art," oder die »zerstörende« ist zwar wegen des Erfolgs so zu nennen, aber im Einwirken des Erziehers ist sie oft am meisten positiv; und die hier als die positive genannt ist, welche erzeugt, oder verstärkt, oder verknüpft, »verfährt« dagegen oft sehr negntiv; wie man ja auch dergleichen eine negative Erziehung zu nennen pflegt, welche den Zögling gehen läfst, damit seine Kraft frei hervordringe und aus sich selbst erwachse. Die Warnung des Verf. gegen »jede verkehrte Einwirkung, jede Vernachlässigung, weil sie sich in alle Zukunft hinein rächen wird, und es zehnmal schwerer ist, das Unrechte wieder in die rechte Bahn zu bringen, als dasselbe gleich anfangs recht zu machen« finden wir trefflich; sie fordert das Gewissen der Mütter und Väter auf, dafs sie tiefer und tiefer in die Anlagen und in das innere Leben des Kindes einzuschauen suchen, um zu lernen, welche Einwirkungen die rechten, welche die verkehrten seyn, und worin die Vernachlässigungen bestehen würden.

Der §. 17. bestimmt das »Verhältnifs des Unterrichts zur Erziehung im engeren Sinne« dahin, dafs derselbe als ein Theil der Erziehung sich nur durch „absichtliche Mittheilung von Vorstellungen" (doch auch Fertigkeiten?), und durch eine gewisse Voll-

Digitized by Google

ständigkeit dabei „nach einem gewissen Plan“ unterscheide; oder auch so, „der Unterricht gehe auf das Objective, das Materiale, die Erziehung auf das Subjective, das Formeale.“ Rec. kann diesen Unterschied nicht anerkennen. Denn ist anders der Unterricht erziehend, so fliefst er auf das Subjective durchaus ein und fordert es ganz auf, das Materiale mufs dann zugleich formal einwirken und die Kraft so tief ergreifen und bilden, als nur irgend ein Reiz im Strafen, Erwecken etc. Auch nimmt das einige Seiten hernach der Verf. selbst an, wenn er sagt, „dafs es dem Lehrer nicht blofs um die objective Bereicherung des Schülers zu thun seyn solle, sondern zugleich um die formale oder subjective Forderung der geistigen (blofs geistigen?) Entwickelung desselben.« Die schwierige Bestimmung jenes Unterschieds ist also hiermit nur noch schwieriger geworden. Auch hat sie den Sprachgebrauch nicht gerade für sich. Ueber das Wort Unterrichten um einen Augenblick bei einer Wortbedeutung zu verweilen, die am Ende doch zur Sache dient, giebt eine Anm. die Meinung Adelungs an, die wir nicht theilen können. Dieser Sprachforscher leitet es von der alten Bedeutung Richten = Erzählen ab, wofür zwar aus dem Altdeutschen ein Grund angeführt werden kann (*rechan* = erzählen, sagen); aber viel näher liegt der Grund in der Wurzel, *reg* (wovon *reccan*, *rihtan*, recken, richten), und wo dann das Vorwort Unter ganz seine natürliche Bedeutung hat. Daher war auch bis in die neuere Zeit das Wort Unterweisen das gewöhnlichere. — Der erste Haupttheil deiser Erziehungslehre (im engeren Sinne), welcher von der »Bildung der Vorstellungskräfte« handelt, ist daher wirklich in einen Theil der Unterrichtslehre übergegangen.

Dieses erste Capitel enthält in den §§. 19—41.: »Erste Entwickelung des sinnlichen Empfindens und Wahrnehmens; — Natur des Bewufstseyns; vollkommenere Ausbildung der sinnlichen Empfindungen; Behandlung in Hinsicht der sinnlichen Entwicklungen; — Gewöhnung zur Aufmerksamkeit; — Gedächtnifs, Erinnerung, Einbildungskraft; Beschränkung der Cultur des Gedächtnisses; — Sorge für die Cultur desselben; — Einbildungsvorstellungen im engeren Sinne; erste geistige Productivität in den Spielen der Kinder; — Verhalten des Erziehers in Hinsicht der Spiele; — Verbindung der Vorstellungen in Gruppen und Reihen; — Vorstellungen von uns selbst und von andern Menschen; — Anziehung und Verbindung des Gleichartigen; Gattun-

Digitized by Google

gen derselben; — Uebung des Witzes, — Pflege der schaffenden Einbildungskraft; — Natur der Verstandesbildung; — Vorschriften für dieselben; — Verstandesbildung auf der Grundlage von Gruppen- und Reihenverhältnissen; — praktische Vorschriften; — verschiedene Richtungen der Verstandesbildung; — innere Wahrnehmung; — Bildung zur Selbstbeobachtung; Bildung der Sprache; — allgemeinste Vorschriften; — speciellere Vorschriften, — Schlufsbemerkungen.« — In allen dem, worin die Grundansicht des Verf. von einer Vielheit der Kräfte eingeflossen ist, geht Rec. auch von den einzelnen Lehren dieser Theorie ab, inwieweit sie dagegen das innere Leben in seiner Einheit erfafst hat, stimmt er mit ein; und da findet er manche treffliche Bemerkung fur den erziehenden Lehrer. Wenn gleich die *psychologischen* und pädagogischen Angaben gröfstentheils *nicht* neu sind, so haben sie von diesem Forscher doch einen eignen und bestätigenden Werth erhalten, z. B. die Vertheidigung der Fabeln und Mährchen gegen Rousseau. Hierzu kommen auch manche, die ihm eigen sind, z. B. wie der Ueberreiz das Vermögen, auf welches er wirkt, zerstören könne; besonders auch was der Verf. gegen die von J. Paul in der Levana empfohlene Uebung des Witzes erinnert. Auf das Einzelne kann indessen Rec. nicht weiter eingehen, sonst würde er noch die Theorie des Verf. über die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die er unmöglich durch das wirkliche Hinzufliefsen der eingesammelten gleichartigen Spuren« begründet finden kann, sondern vielmehr als die recht eigentliche Wirksamkeit der Freiheit, hiermit als die erste Tugend des Kindes erkennen mufs. Doch stünde dann nur eine Theorie der andern gegenüber, womit unsern Lesern nichts gedient wäre. Auch müfste sich Rec. dann nur wiederholt gegen den Weg der abstracten Begriffe und Eintheilungen erklären, und selbst Ausdrücke, wie z. B. der oft vorkommende »Kräftigkeit« dahin rechnen.

Zweites Cap. Gemüths- und Charakterbildung. Die Vorbemerkungen §. 42 enthalten Gedanken, welche der Pädagoge nie vergessen sollte, und die daher auch in diesem System mit Recht ausgesprochen sind, z. B. »Eine hochgepriesene und in manchen Fällen wirklich überaus heilsame Mafsregel äufsert nicht selten in andern Fällen gar keine oder eine verderbliche Wirksamkeit, ohne dafs man doch die Verschiedenheit des Erfolgs auf bestimmte und klar nachzuweisende Gründe zurückzuführen im Stande wäre.« Diese Ueberzeugung hat den Rec.

Digitized by Google

schon von Anfang, als er sein System bildete, dahingeführt, dafs er die gesammelten Grundsätze der Pädagogik nur für den nützlich gefunden, der den Geist der wahren Erziehung in sich aufgenommen hat, ein Geist, welcher nur durch die Zurückführung zur Einheit gelehrt wird. Es ist sowohl theoretisch als praktisch werthvoll, was der Verf. sagt, dafs die Entwicklung, »wie sie im unbewufsten Seelenseyn fortexistirt hat, nicht nur der Grund von jenen (Entwickelungen) sey, sondern in der That mit ihnen eines und dasselbe psychische Seyn.« Nicht minder richtig ist die Folgerung: »die Pädagogik wird demnach eine ähnliche Umwandlung erfahren, wie einst die Chemie.» Ja, setzen wir hinzu, noch eine gröfsere; denn hier ist noch weit mehr aufzufinden, als selbst die sogenannte organische Chemie für die lebenden Körper in Jahrhunderten wird aufgefunden haben, es ist hier die Tiefe des geistigen Lebens in seiner Individualität nach seiner besondern Naturart, in seinem Ziele und in seinem Entwicklungsgang zu erforschen.

Wir können uns übrigens in allem diesem nicht genug vor Abstractionen hüten. Defshalb mufs Rec. auch der im folgenden §. angegebenen »Uebersicht der praktischen Vollkommenheit,« eine concretere Erfassung vorziehen. Wir finden hier vorangestellt: »durchgängige Kräftigkeit der praktischen Bildungen;« warum nicht lieber Kraft, nämlich in ihrem vollen Grunde und ihrer rechten Richtung? Wenn es im §. 44. heifst: das Kind aber in der ersten »Lebendigkeit ist noch ohne Kraft,« so ist das offenbar eine Verwechselung eines blofs abstracten Begriffes von Kraft (oder Vermögen) mit dem der wirklich vorhandnen, wie sie mit dem Daseyn des Kindes ins Leben hineintritt, und darin mit jedem Tage unter angemessenen Gegenkämpfen erwächst, so dafs es nicht »widersinnig,« vielmehr sehr naturgemäfs ist, »dem Kinde Widerstand zuzumuthen,« nämlich solchen, der dem Grade seiner Kraftentwicklung angemessen ist. Die folgenden §§. 45—49 geben an: »weitere Ausführung und allgemeine Vorschriften und behütendes und ableitendes Verfahren;« ferner die »Beschränkung der Mifsstimmungen und die Behandlung des Eigensinnes, — Die Gewöhnung zu kräftigem Dulden und Widerstreben, und die Verhütung und Behandlung des Leichtsinns.« Der Pädagoge findet hier das Bekannte von mancher andern Seite bestätigt, und mit neuen Winken begleitet.

Der zweite Abschnitt dieses Capitels betrachtet »die allgemeinen Grundformen der sittlichen Bildung; vor-

Digitized by Google

erst (§. 50) »die Grundformen des Gegensatzes zwischen dem Sittlichen und dem Unsittlichen,« wo denn auch von der Verbindung der moralischen Nothwendigkeit mit der physischen »innerhalb der Naturentwicklung der menschlichen Seele« geredet wird; sodann werden §. 51 »Aufgaben und Vorschriften in dieser Hinsicht« ertheilt, und §. 52 moralische Grundsätze« aufgestellt. Hierauf theilt der §. 53 die Neigungen ein: 1) in elementarische oder einfache, mit 8 Unterarten, 2) in abgeleitete oder zusammengesetzte, welche weiter in die auf die Ehre gerichteten, in die der Vergleichung mit andern Menschen, und die Mittelneigungen abgetheilt sind; sodann enthält §. 54 »allgemeine Bemerkungen.« Rec. übergeht diesen ganzen Abschnitt in dem was das Ethische betrifft, da er hierin von ganz andern Grundsätzen als der Verf. ausgeht, und also nur grade seine Theorie der vorliegenden gegenüber stellen müfste. Was aber das Pädagogische und Psychologische betrifft, so mufs er auch hier die vielen nützlichen Winke des Verf. als Erweiterung unserer Wissenschaft ansehen, und wo er etwa einen und den andern berichtigen möchte, verweisen wir auf manches im Buche selbst, das zur Beurtheilung dient. Wenn wir z. B. S. 274 lesen: »Aller Unterricht und Alles, was diesem analog ist im Umgange, beschäftigt sich nur mit der Bildung, Aufklärung, systematischen Verbindung und Gruppirung von Begriffen, oder mit den Prädicaten der moralischen Grundsätze; es wohnt ihm also (?) keine eigentlich praktische Bildungskraft bei:« so finden wir das im Folgenden, wo die Verstärkung durch andere Vorstellungen bemerkt wird, richtiger gestellt. Wenn S. 287 »die frühe Entstehung der Neigung zum Gelde bei Kindern aus gebildeten Ständen etc. als für etwas Unnatürliches« erklärt wird, so wird S. 332 diese Erscheinung etwas genauer gezeigt, obwohl nicht so, dafs sie ein sicheres Urtheil begründet. Von der Art sind manche Beobachtungen, die hier nur zu allgemein genommen werden.

Dritter Abschn. Bildung der besonderen Neigungen. Als solche sind angegeben (§. 55 — 72). »Die des Vegetationslebens, die der niederen Sinne, die in den Muskelsystemen, die der höheren Sinne, die Neigungen zu reproductiven und productiven geistigen Thätigkeiten, die welche sich auf die Erwerbung gewisser Eigenschaften beziehen; vorläufige Betrachtungen über die persönlichen Neigungen; die welche sich auf Ehre beziehn; Vergleichungsneigungen;« hierauf folgen: »speciellere Betrachtungen über das Lügen und über einige andere Mittheilun-

Digitized by Google

gen; richtige Begründung der Personenvorstellungen; genauere Betrachtungen über die Steigerungs- und Verschmelzungsverhältnisse dieser Vorstellungen; Verhältnisse zu Altersgleichen, genauere Betrachtung der Verhältnisse zu den Erziehern in dieser Hinsicht; soll der Erzieher das Kind stets nach sich bestimmen wollen, und in welcher Art? — angemessene Ausdehnung des Interesses.« — Unter diesen Ueberschriften findet sich ein Schatz von interessanten sowohl psychologischen als pädagogischen Bemerkungen, und wenn gleich die Erziehungslehre des Rec. im Princip und in der Durchführung von den vorliegenden verschieden ist, so ist es ihm doch viel werth, dafs beide in den meisten praktischen Urtheilen zusammentreffen. Auch hat er manchen Gedanken gefunden, den er zur Ergänzung mit seinen Lehren verweben möchte. Dahin gehört besonders was der Verf. S. 359 sagt: — »daher sich auch nichts häufiger von den Eltern auf die Kinder, von dem Erzieher auf den Zögling gleichsam vererbt, als der Grad und die Art des Interesses, des Wohlwollens oder Uebelwollens, der günstigen oder ungünstigen Beurtheilung anderer Menschen.« Was Rec. in seinen pädagogischen Schriften über einen sympathischen Einfluss und moralischen Magnetismus gesagt hat, läfst sich damit verbinden. Die Anm. S. 384. spricht sogar von der Uebertragung nicht blofs des Willens und Thuns, sondern auch »der Vorstellungen und Gefühle aus der Seele des Einen in die des Andern« und im Folgenden bezieht sich manches darauf. Vortrefflich und weiterführend finden wir auch S. 371) den Gedanken des Verf. über den gegenseitigen Unterricht, dem sich »eine Ausdehnung auf die höhere geistige Bildung« geben, wodurch sich auch »das Elementarische eines edlen Gemeinsinnes selbst schon in den sogenannten Kleinkinderschulen begründen liefse,« u s. w. Desto auffallender ist es dem Rec. dafs der Verf. von seiner Abneigung gegen das Angeborene so weit geführt wird, dafs er sogar den Naturzug der Kinder zu den Eltern, dieses Abhängigkeitsgefühl, läugnet, (S. 376) und was er etwa noch als solches annimmt, künstlicher begründen will, nämlich durch „eine gröfsere Gleichheit der Urvermögen zwischen beiden, durch welche dann später die Verschmelzung der Vorstellungen (von Liebe und Ehrfurcht?) in der Seele des Kindes erleichtert würde; und auch dieses, setzt er hinzu, wird nicht immer der Fall seyn.« — Sehr wahr heifst es, (S. 386.): die ideale Norm für alle Lebensverhältnisse ist, dafs der intellectuell und moralisch höher Stehende die tiefer Stehenden nach

sich bestimme oder beherrsche. Dieselbe Norm bildet auch das Grundverhältnifs der Erziehung, und wird demnach vor allen andern vom Erzieher hervorzuheben seyn.« Nur soll es anders recht und gegen arge Mifsgriffe gesichert geschehen, so mufs eben jene ideale Norm, so mufs das Moralische, mufs das Höherstehen deutlich anerkannt seyn. Erst durch diese Erkenntnifs kann die Erziehungslehre zu ihrer höheren Stufe steigen.

Vierter Abschn. Festigung und Läuterung der sittlichen Bildung. §. 73, Nachträglichste allgemeinere Vorschriften für die sittliche Ausbildung; §. 74, Belohnung und Strafen; §. 75, Bildung zur Religion; §. 76, pädagogische Betrachtungen über das Böse.« Da Rec. in den ethisch-pädagogischen Grundsätzen von dem Sittlichguten und von dem Bösen, wie auch von der Religion (die doch etwas mehr ist als blofse »Stütze«) von den hier vorwaltenden abgeht, so erlaubt er sich nur überhaupt bei diesem Abschnitt zu erinnern, dafs er in der Kenntnifs des Kindes und des menschlichen Herzens viel, und in dem Begriffe der Religion grade ihr innerstes Wesen, die Frömmigkeit, den kindlichen Glauben vermifst. Dafs es die Dogmen nicht ausmachen, darin stimmt er allerdings dem Verf. bei. Auch erkennt er von ganzem Herzen die wahrhaft praktischen Vorschriften an, die z. B. im Begriff des Strafens und Belohnens, u. s. w hier ertheilt werden, wenn er gleich für die richtige Anwendung noch mehr verlangt, nämlich jene Einheit, die den Erzieher in allem das Rechte treffen lehrt.

Drittes Cap. Allgemeine Ueber- und Rückblicke. Sie dienen bei der Form, welche der Verf. für seine Theorie gewählt hat, dem Leser gar sehr, um sie in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Der erste Abschn. stellt eine »Begründung und Berücksichtigung der individuellen Verschiedenheiten bei der Erziehung« auf, indem er das Verhältnifs der angeborenen Anlagen zu den »Erziehungseinwirkungen« und »die Einflüsse der angeborenen Verschiedenheiten auf die Bildung des Kindes« betrachtet, »von dem Verhalten der Erziehung in Hinsicht der Verschiedenheiten zwischen den beiden Geschlechtern,« »von dem Verhältnisse zwischen den verschiedenen Grundsystemen, so wie den verschiedenen Bildungsformen,« und über die »Verschiedenheiten, welche durch verschiedene gegenständliche Beziehungen begründet werden« — redet, sodann „die Wirksamkeit der äufseren Einwirkungen in genauere Betrachtung« zieht, »die Arten der innern Fortwirkung« charakterisirt, und »die

Digitized by Google

fentliche Erziehung mit der Privaterziehung in Hinsicht ihrer ldungseinflüsse vergleicht.«

Wir verweilen nun noch etwas bei dem Grundgedanken des erf., welcher zwar von Angebornem spricht, aber kaum etwas s angeboren gelten läfst. Denn er sagt hier ausdrücklich: 445. »Verstand, Vernunft, Wille, moralisches Gefühl etc. nd beim Erwachen der Seele zum Leben noch in keiner Art, ıch nicht als innere Kräfte oder Vermögen, in ihr vorhanden, ndern müssen erst entstehen;« wobei die Stellen S. 83 und citirt werden, die wir schon oben bemerkten. Verbinden r damit, was der Verf. über den Einfluſs der Eindrücke, ihre uren, ihre Verschmelzung, u. s. w. sagt, so läfst sich leicht e Consequenz ziehen, daſs Alles, auch das Gute und Böse, in m Menschen durch die Erziehung gemacht werde, und daſs ese nur in ihrer psychologischen Gewalt fortschreiten dürfe, ı das Individuum wie das ganze Menschengeschlecht völlig in re Hand zu bekommen, und dann das menschliche Herz nicht wa nur wie Wasserbäche zu lenken, sondern auch die Quellen erzeugen, süfse, bittere, warme, kalte, wie man sie verlangt! sagt der Verf. weiter (S. 471.) ausdrücklich: »Anzunehmen, ſs (zur Zeit der Revolution bei den Franzosen) eine Menge aktischer Naturen mehr geboren worden seyen, wäre unstreitig eherlich. Die Kinder wurden (in ehemaligen Zeiten) gerade en so geboren, wie vorher. Aber indem die Zeitverhältnisse hr viele Strebungen ausbildeten und weiter fortwir-en liefsen, wurden auf der Grundlage der gleichen Urver-ögen die bisher gänzlich vermifsten Talente möglich, ja ge-issermafsen nothwendig. In diesen Beziehungen also wird der rzieher die Bildung des Zöglings beinahe ganz in seiner Ge-alt haben. Er wird darüber entscheiden können; vorausgesetzt, ſs er frühe genug zur Erziehung hinzutritt, und nicht die ıche schon entschieden vorfindet. Lust, Schmerz, Ueberdrufs, ıtbehren, und in Folge dessen Freude und Leid, Veranlassung ıd Nöthigung zum Thun, oder nichts von allem dem, sondern nförmige, gehaltene Anschauung; das sind die Elemente, welche der höhsten Instanz die Formenverschiedenheiten der mensch-hen Seele bestimmen. Ein kränklicher Körper allerdings kann em Erzieher einen Querstrich machen, das Schicksal seine ganze erechnung zerstören; beide, und besonders das Letztere sind häu-g mächtiger als er; aber dies abgerechnet, wird es von ihm hangen, ob in seinem Zöglinge theoretisches oder praktisches

Digitized by Google

Streben oder Widerstreben, Stärke oder Schwäche, ob Trübsinn, oder Lustigkeit, oder kräftiger Ernst, oder gleichmäfsige Heiterkeit, oder wechselnde Laune vorherrschen sollen. — Ein furchtbare Macht der Erziehung! vielleicht furchtbarer noch als die des blinden Schicksals; Nein, diese Macht können wir ihr nicht zugestehen, so viel wir auch von der ächten Erziehung erwarten. Wie nur Gleichartiges von Gleichartigem aufgenommen werde, finden wir übersehen. Die Beispiele, welche der Verf. anführt, und die Erfahrungen, wie der Mensch in dem wirklichen Leben allerlei ergreifen oder werden kann, woran man nicht dachte, beweisen nichts weiter, als dafs das Aeufsere in mehrfache Formen genöthigt werden kann, während das Innere seine ursprüngliche Richtungen hat und auch behält, welche jedoch in dem Aeufseren dem tiefern Forscher bemerkbar sind, oder welche wie bei einem Linné und Keppler sich ganz in ihrer Wahrheit aussprachen, nachdem sie nur vorher mehr verdeckt oder gehemmt waren, oder die wie bei Zinzendorf im Einklange mit dem Aeufseren standen, so dafs sie den Scharfblick eines Speners, wie einst den eines Reuchlins bei dem Knaben Melanchthon, hervorriefen. — Dafs indessen der Verf. nicht eine solche Gewalt den Einflüssen auf die Seele zuschreibt, glauben wir aus mehreren Aeufserungen schliefsen zu dürfen. Nur finden wir durchweg den inneren Factor der Bildung in der Menschenkraft, den freithätig wirkenden Bildungstrieb nicht in Anschlag gebracht. Der mufs aber nothwendig in Anschlag gebracht werden, und damit wird alles anders. Zwar ist auch dann noch vieles der Erziehung in die Gewalt gegeben, aber berechenbar wird der Erfolg nur von einer Seite in dem Maafse, als man die Naturart des Kindes, und die Einwirkung jenes Bildungstriebes auf dieselbe erkennt. Kommt zu dieser Erkenntnifs der Glaube an den himmlischen Erzieher, in dessen Reiche der irdische leben mufs, dann erst wird es die ächte Erziehung. Ohne das Eintreten in die göttliche Idee wird nirgends etwas Göttliches bewirkt, und die Erziehung ist und bleibt dann nur ein Treiben, noch dazu ein mühseliges im Dienste der Eitelkeit. Wäre es so, wie sich aus jenen Angaben die Consequenz machen läfst, so hätte man nichts Bessers zu thun, als für die Einflüsse, ihre Spuren, Fort- und Rückwirkungen, Verschmelzungen etc. eine mathematische Formel finden zu lassen, nach welcher sich das x des künftigen Menschen berechnen liefse, und wie jetzt die Mathematiker die Wellenlinien des Lichtes, der Wärme etc. bewun-

Digitized by Google

ernswürdig in Formele erfassen, so würde eine solche Aufgabe
er werdenden Seelenbildung noch gröfseres Interesse gewähren.
ıber so ist es nicht. Von Aufsen her findet wohl so etwas Ma-
ıematisches in der Pädagogik statt, aber der innere Factor —
er vermag dessen Einfluſs zu bestimmen? Eine Zerlegung in
in Vielerlei von Seelenvermögen und Thätigkeiten, wenn sie
ıch mehr wäre als eine Aufzählung abstracter Begriffe, würde
öchstens nur der chemischen Analyse vergleichbar seyn die das
bendige Wesen wollte erkennen lassen. Sie hat allerdings ihren
roſsen Werth, und was der Verf. hierin, und zunächst durch
ıs vorliegende Buch geleistet hat, ist ein wichtiger Fortschritt
der Psychologie für die Pädagogik, der jedoch ohne jene
inheit irre führen könnte, und erst dann, wenn die Kraft im
eben erfaſst und auf ihr Ziel bezogen wird, ein wahrer Fort-
hritt wird. Die praktischen Grundsätze, z. B. über die Wahl
:s künftigen Berufes, oder über die öffentliche und Privater-
ehung u. dgl. sind sonst nicht dienlicher als Vorschriften zum
ebrauch der Arzneien unter allgemeinen Rubriken. »Die Fest-
ellung einer bei weitem gröſseren Mannigfaltigkeit —
der Mensch hat schon ursprünglich nicht ein Temperament, son-
:rn sehr viele« —, wodurch sich die hier vorliegende Lehre von
ın angebornen Verschiedenheiten, und den sogenannten Tem-
:ramenten von allen früheren, nach dem Urtheile des Verf.
. 451.) unterscheiden soll, bleibt insoweit doch immer nur eine
:t chemischer Analyse. Es werden als angeboren angenommen
ewisse Grade der Reizempfänglichkeit, der Lebendigkeit und
r Kräftigkeit,« und diese letztere als überwiegend bei dem
innlichen, die beiden ersteren bei dem weiblichen Geschlecht.
ıch diese Geschlechts-Charakteristik zeigt sich nicht so im Le-
n, und jener abstracte Begriff ist schon an sich zu unbestimmt.

Daſs dem Verf. jedoch »keineswegs in den Sinn gekommen
y, die Verschiedenheit der angeborenen Anlagen ganz abzu-
ıgnen,« sagt er mit Nachdruck S. 450. mit dem Hinzufügen, daſs
»nur der Ueberschätzung derselben entgegengetreten sey, etc.
d wenn sie sich demnach als eine geringe darstelle, so dürfe
ın doch nicht vergessen, daſs sie, indem sie als innerer
ıctor für alle Entwicklungen beständig in der-
lben Art wiederkehre, im Laufe der Zeit zu einer
chst bedeutenden anwachsen müsse.« Aber ist denn hiermit
vas gewonnen? Entweder ist ein Keim da mit seiner Bestmmt-
it, wie jedes organische Wesen seyn Daseyn beginnt, dann ent-

Digitized by Google

wickelt er sich auch in der Wechselwirkung mit den äufseren Einflüssen, und behauptet diese seine Bestimmtheit in jedem Moment dieses Werdens so, dafs er in seiner Weise sich nährt, gestaltet, erwächst; und dann ist von Anfang an die Verschiedenheit im Verhältnifs zur Hereinwirkung nicht minder gering als weiterhin. Oder es ist keine reale Anlage als Keim wirklich da, so dafs man sich nur eine Möglichkeit denkt; dann wird Alles von aufsen bestimmt, und es erlischt selbst der Begriff der Wechselwirkung. Im Menschenkinde aber ist nicht blofs der innere Factor des organischen, ja des lebendigen, sondern der innerste des geistigen Wesens, welches als bestimmtes Individuum in das Reich der Wirklichkeit tritt, von Anfang an in jener Wechselwirkung begriffen, in welcher der Bildungstrieb die ursprüngliche Anlage entwickelt. Wir nehmen daher die obige Erinnerung des Verf. lieber nur als eine Warnung, der wir bereitwillig beipflichten, nicht so leicht hin Gewordenes für Angeborenes zu halten, sondern scharfsichtig der Spur nachzugehen, bis man auf das Ursprüngliche kommt, worin sich das Geschlecht, das Naturell (Temperament), die Anlage, das Eigenthümliche dieses einzelnen Menschen unterscheidet. Findet der Erzieher dieses nicht auf, so bleiben ihm nur gewisse allgemeine Maximen, an die er sich billig hält, und auch diese schweben nur über der Praxis hin und her, so dafs man oft zu derjenigen greift, die grade da am wenigsten an ihrem Orte ist. Die Vorschriften die der Verf. angibt, werden gewifs das Lob aller erfahrnen Pädagogen erhalten, nur mufs sie jeder am rechten Ort anzuwenden wissen. Ja, die Anm. S. 509. enthält sogar Beispiele, wie etwas, das gewöhnlich als schlimm erkannt ist, manchmal grade das Gegentheil bewirkt. — Ebenso ist auch über Eigenthümlichkeit des Volkes und Nationalbildung viel Wahres gesagt, das aber nur nicht genug in das Leben eingeht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 74. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. *Fr. Ed. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre.*

(Beschlufs.)

Der zweite Abschnitt dieses dritten Capitels enthält noch »Betrachtungen über den Schlufs der Erziehung« (§. 86—88.), mit »Vorsichtsmafsregeln beim Erwachen des Geschlechtstriebes,« und mit Lehren, wie für die Entwicklung der höheren Productivität zu sorgen, und der künftige Lebensberuf zu wählen, und welches das Ende der Erziehung sey. In Kürze sind nützliche Erinnerungen gegeben, nur wird für die richtige Anwendung auch hier noch mehr verlangt.

Die Aussprüche genialer Schriftsteller, wie Göthe und Jean Paul, welche der Verf. hier und da mittheilt, sind dem Pädagogen allerdings wichtig, wenn er sie weifs für seine Wirksamkeit zu verwenden. Warum aber hat diese Erziehungslehre der Religion nur so im Vorübergehen gedacht? Und der christlichen wird mit keinem Worte gedacht. Gleichwohl ist und bleibt die Religion der Geist aller Bildung. Sie ist es, welche in dem kindlichen Gemüthe der erziehenden Wirksamkeit die wahre Kraft ertheilt, und der Entwicklung der Menschheit ihr herrliches Ziel vorhält? Und welches Bildungsmittel dringt tiefer ein und wirkt göttlicher als das Christenthum?

Die vielen psychologischen Beobachtungen mit pädagogischen Vorschriften sind indessen ein reicher Gewinn für die Fortschritte unserer Wissenschaft, welche auch derjenige Pädagoge dankbar anerkennen wird, der schon Bekanntes hier findet, die Antwort auf manche Frage für vorkommende Fälle vermifst, und der Theorie des Verfs. nicht beistimmen kann. Aber auch in dieser wird er die Analyse des Einzelnen, was bei der Einwirkung auf die Kindesseele in Betracht kommt, die Aufmerksamkeit auf die Spuren und die Verschmelzungen, welche aus den Einflüssen erfolgen, und die Hinweisung auf die Wichtigkeit des Aeufseren für das Innere in Punkten, die man zu übersehen pflegt, als eine Förderung der Pädagogik erkennen, die dem Buche eine ansehnliche Stelle in dieser Literatur anweiset.

Schwarz.

Digitized by Google

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission aus dem Norwegischen übersetzt von F. Thaulow, der Rechte Beflissenen. Christiania. 1835. 168 S. 8.

Motive zu dem im Jahre 1832. *herausgegebenen Vorschlage zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen. Auf Veranstaltung der Gesetzcommission, in Gemäfsheit der königlichen gnädigsten Resolution vom 5ten April* 1834, *aus dem Norwegischen übersetzt von Denselben. Christiania.* 1835. 439 *S. Mit einem Anhange, welcher auf* LXXIX *S. mehrere auf den Entwurf und dessen Revision sich beziehende Urkunden und Schriften enthält.* 4.

Durch eine königliche Resolution vom 22sten Novbr. 1826 wurde eine — aus dem Staatsrathe Vogt, dem Justitiarius Berg und dem (vor Kurzem verstorbenen) Kanzleirathe Morgenstjerne bestehende — Commission zur Ausarbeitung eines Strafgesetzbuches für das K. Norwegen bestellt. Die Arbeit dieser Commission, der Entwurf eines Strafgesetzbuches für das K. N., wurde im J. 1832. durch den Druck bekannt gemacht. — Zu Folge einer neuen k. Resolution vom 5ten April 1834. wurde dieser Entwurf von derselben Commission einer Revision unterworfen und mit den Motiven der in ihm enthaltenen Gesetzvorschläge begleitet. In dieser revidirten Fassung erscheint er, mit den Motiven, in der vorliegenden Uebersetzung. (Der Endesunterschriebene stattet hiermit den verdienten Männern, aus welchen die Commission besteht, seinen verbindlichsten Dank öffentlich ab, dafs sie auch ihn mit der Uebersendung eines Exemplars von beiden Schriften beehrt haben.)

Der Entwurf umfafst nicht alle Vergehen des gemeinen Rechts, d. i. nicht alle die Handlungen, welche allen Einwohnern des Landes bei Strafe verboten sind. Den meisten neueren Strafgesetzbüchern, z. B. dem französischen und dem baierischen Strafgesetzbuche, liegt die Eintheilung der Vergehen in Verbrechen (*crimina, crimes,*) und Polizeivergehen zum Grunde, so dafs sie sowohl die eine als die andere Art der Vergehen umfassen, zwischen beiden aber nach der Verschiedenheit der auf die eine und die andere Art der Vergehen gesetzten Strafen, (je nachdem die Strafen schwerer oder leichter sind,) unterscheiden. Der vorliegende Entwurf beschränkt sich (mit einigen Ausnahmen) auf diejenigen Handlungen, »die eine unmittelbare Rechtsverletzung enthalten, die unmittelbar eine dem Staatszwecke nachtheilige Wirkung haben, so wie auf den Versuch solcher Handlungen. (Ihm liegt also eine theore-

Digitized by Google

tische, so wie jenen Gesetzbüchern eine unmittelbar auf die Praxis berechnete Eintheilung der Vergehen zum Grunde.) Wenn auch dieser von der Commission befolgte Plan, aus dem Standpunkte der Gesetzgebungswissenschaft betrachtet, sehr erheblichen Einwendungen unterworfen seyn möchte, so ist doch die Vertheidigung desselben, welche in den Motiven vorkommt, — dafs sich der Entwurf an das bisherige Recht des K. Norwegen anzuschliefsen hatte, diesem Rechte aber die Eintheilung der Vergehen in Verbrechen und Polizeivergehen in dem Sinne des französischen und des baierischen Rechts unbekannt war — gewifs vollkommen befriedigend.

Die Wortfassung (oder Redaktion) des Entwurfes, — gleichsam der mechanische Theil der Arbeit, — ist vorzüglich gelungen. Nirgends werden die zu bestrafenden Handlungen durch Definitionen bestimmt; (Definitionen gehören in die Wissenschaft;) sondern überall lauten die Strafdrohungen, (als Warnungen, die an das Volk gerichtet sind,) so: Wer das und das thut, wird so und so bestraft. Die Freiheitsstrafen, auch in dem Entwurfe diejenigen Strafen, welche auf die Mehrzahl der Vergehen gesetzt sind, werden in dem allgemeinen Theile nach ihren verschiedenen Graden bestimmt; bei einem jeden einzelnen Vergehn wird dann nur der Grad der Strafe angegeben, welche durch dieses Vergehn verwirkt werden soll. Wenn es anders erlaubt ist, von der Uebersetzung auf das Original einen Schlufs zu ziehn, (und es dürfte in diesem Falle das *argumentum a minori ad majus* vollkommen anwendbar seyn,) so ist der Ausdruck klar, allgemein-verständlich. — Uebrigens darf hier gelegentlich bemerkt werden, dafs sich die Uebersetzung fast wie ein Original liest. Nur bei einem einzigen Ausdrucke, der einigemal vorkommt, sind wir angestofsen, bei dem Worte: »Kreaturen.« (So heifst es z. B. im zwei und zwanzigsten Kapitel §. 16: »Wer ohne Erlaubnifs das bewegliche Eigenthum eines Andern, wie Kreaturen, Böte, Fuhrwerke u. s. w. benutzt, erlegt eine Geldbufse bis zu 25 Speciesthalern.«) Hätte nicht vielleicht das Wort: Kreaturen, mit dem Worte: Zug- oder Lastvieh, vertauscht werden können?

Man wird dem Entwurfe das Lob nicht versagen, dafs er die Menschheit auch in dem Verbrecher ehrt. Die Strafen sind einfach, menschlich. Von der Todesstrafe wird ein nur sparsamer Gebrauch gemacht. Verschärfte Todesstrafen kommen in dem Entwurfe nicht vor. So legt der Entwurf zugleich mittelbar

Digitized by Google

ein rühmliches Zeugniſs von dem Charakter und den Sitten des Volkes ab, für welches er bestimmt ist. Auch das gereicht dem Entwurfe, wenigstens nach Rftns Urtheile, zu einem nicht geringen Ruhme, daſs er dem richterlichen Ermessen zwar nicht einen ungemessenen, doch einen sehr bedeutenden Spielraum läſst. Ein Strafgesetzbuch, das darauf ausgeht, den Richter in einen Handlanger des Gesetzes zu verwandeln, vergiſst, daſs bei der Zumessung der Strafen vor allen Dingen die individuelle Immoralität der That zu berücksichtigen ist, sey es daſs die Strafe schrecken oder daſs sie warnen soll. — Der Entwurf verdient namentlich auch in Deutschland, so oft ein ähnliches Unternehmen im Werke ist, Beachtung. Man wird sich in Deutschland überall in dem Entwurfe und in den Motiven einheimisch fühlen. Nur zuweilen, — z. B. durch die Neger, durch die Rennthiere, durch die Pest, durch die Leuchtfeuer und die Seelaternen, deren der Entwurf gedenkt, — wird man an die Fremde erinnert.

Der Entwurf ist in 29 Kapitel getheilt. — Die ersten sieben Kapitel handeln von Vergehen und Strafen überhaupt, die Kap. 8—23. von den Vergehen des gemeinen Rechts, die Kap. 24—26. von einigen besonderen Vergehen. (Von den Amtsverbrechen. — Von den Verbrechen der Storthings- oder Reichstags-Mitglieder, als solcher. — Von den durch gedruckte Schriften, und dergleichen, verübten Verbrechen.) — Die letzten drei Kapitel, die man als einen Anhang zu dem Gesetzbuche betrachten kann, sind überschrieben: Von dem Schadenersatze. — In wie fern Jemand wegen Verbrechen von Amtswegen gerichtlich zu belangen ist. — Einige allgemeine Bestimmungen. (Sie betreffen das Verhältniſs des Gesetzbuches zu den bisherigen Strafgesetzen.)

Rft. will jetzt noch einige Bestimmungen des Entwurfes aus dem Kap. 1—7. (oder aus dem allgemeinen Theile) anführen, und zwar solche, welche ihm besonders charakteristisch zu seyn scheinen. — *Kap.* 1. Von denjenigen, welche wegen Verbrechen dem norwegischen Strafrechte unterworfen sind. §. 1. Inländer werden nach den Gesetzen Norwegens wegen aller der Verbrechen bestraft, deren sie sich innerhalb oder auſserhalb des Reichs schuldig gemacht haben. §. 2. Ausländer werden nach den Gesetzen Norwegens wegen aller der Verbrechen bestraft, deren sie sich in Norwegen schuldig gemacht, oder welche sie auſserhalb des Reichs gegen Norwegen, oder gegen norwegische Unterthanen, oder gegen Aus-

Digitized by Google

länder in norwegischen Fahrzeugen verübt haben. §. 3. Hat Jemand aufserhalb des Reichs ein Verbrechen begangen, so kann er deshalb nicht nach den Gesetzen Norwegens bestraft werden, wenn er wegen desselben Verbrechens schon im Auslande die ihm dort zuerkannte Strafe erlitten hat. — *Kap.* 2. Von den Strafen. Die allgemeinen Strafen sind: 1) die Todesstrafe; 2) Strafarbeit in 5 Graden; 3) Gefängnifs; 4) Geldbufsen. Die Todesstrafe wird öffentlich vollzogen durch Enthauptung mit dem Beile; nicht vor Aufgang und nicht nach Untergang der Sonne. Der Verurtheilte soll zum Richtplatze mit so wenig Aufsehn, als möglich, geführt werden. Der Leichnam wird in der Stille auf dem Kirchhofe beerdiget. Die Grade der Strafarbeit unterscheiden sich nur durch die Dauer der Strafzeit. (Es folgen hierauf mehrere treffliche Bestimmungen über die Vollziehung dieser Strafe. Unter diesen ist die folgende besonders bemerkenswerth: »Alle Unterredung unter den Gefangenen soll verboten seyn. Jeder Gefangene soll eine abgesonderte Kammer zur Schlafstelle haben.« Der Entwurf hat also das Silence-System adoptirt, welches in England mit so grofsem Erfolge versucht worden ist.) Die Strafe, des öffentlichen Vertrauens unwürdig zu seyn, (die *poena infamiae*,) wird nur in Verbindung mit andern Strafen und nur in den Fällen zuerkannt, auf welche sie ausdrücklich gesetzt ist. — *Kap.* 3. Von dem Versuche. Auch der Versuch eines Verbrechens ist strafbar, jedoch nicht in dem Grade, wie das vollbrachte Verbrechen. (Der Entwurf beschränkt sich also nicht darauf, wegen eines versuchten Verbrechens blos eine Sicherheitsleistung zu fordern. Uebrigens dürfte dieses Kapitel, wegen der Frage: Wenn ist ein Verbrechen für versucht zu halten? noch einer Revision bedürfen. Das französische Staatsrecht stellt den Versuch eines Verbrechens *s'il-y-a commencement d'exécution* — dem vollbrachten Verbrechen gleich. Aber wie oft ist schon über die so eben angeführten Worte des Gesetzes gestritten worden.) — *Kap.* 4. Von der Fahrlässigkeit. Sie ist nur in den Fällen strafbar, »in Ansehung deren es in diesem Gesetzbuche bestimmt ist, dafs Fahrlässigkeit bestraft werden soll.« (Aber straft nicht auch mit dieser Einschränkung das Gesetz, ohne genugsam gewarnt zu haben. Sollte nicht vielmehr das Gesetz die Handlungen einzeln aufzählen, die in ihren Folgen gefährlich sind?) — *Kap.* 5. Von der Beihülfe und Begünstigung. — *Kap.* 6. Von der

Digitized by Google

Zumessung der Strafen, und von der Milderung oder Veränderung derselben in gewissen Fällen. Dieses Kapitel, das einen Gegenstand behandelt, der für ein jedes Strafgesetzbuch einer der wichtigsten ist, enthält so viel Interessantes, dafs Rft. kaum eine Auswahl zu machen vermag. Da das vorliegende Strafgesetzbuch in der Regel, (d. i. ausgenommen bei der Todesstrafe und bei der lebenswierigen Strafarbeit,) nur das Maximum und das Minimum der Strafe bestimmt, so kann man ohnehin errathen, in welchem Geiste dieses Kapitel ausgearbeitet sey. Eben so liegt am Tage, dafs die (Kap. 2.) gemachte Gradation der Strafarbeit die Darstellung gar sehr abzukürzen gestattete. Also nur einige Einzelheiten! Einsames Gefängnifs darf nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen als Verschärfung der Strafe gebraucht werden. Verbrecher, welche das 10te aber nicht das 15te Lebensjahr zurückgelegt haben, werden, wenn sie ein Verbrechen verübt haben, durch welches sie Arbeitsstrafe des vierten Grades verwirkt hatten, statt zu dieser Strafe zur Züchtigung mit Ruthen verurtheilt. Wer ein Verbrechen verübt, auf welches die Todesstrafe gesetzt ist, in der Absicht, sein Leben zu verlieren, ist statt dieser Strafe mit Strafarbeit des ersten Grades zu belegen. — *Kap.* 7. Von den Umständen, welche die Strafbarkeit des Gesetzes ausschliefsen oder aufheben. Handlungen, welche von denen verübt werden, welche nicht das zehnte Lebensjahr zurückgelegt haben, werden nicht bestraft. (Auch sonst nimmt das Gesetzbuch auf das jugendliche Alter mit achtungswerther Menschlichkeit Rücksicht) »Handlungen, die von Tollen oder Wahnsinnigen, oder von denen, welche des Gebrauchs ihres Verstandes durch Krankheit oder Altersschwäche beraubt sind, verübt werden, sind straflos.« (§. 2.) »Ist Jemand ohne seine Schuld in einen bewufstlosen Zustand versetzt worden, so wird er nicht für die Handlungen bestraft, die er in diesem Zustande verübt hat.« (§. 3. Beide Sätze lassen billig dem richterlichen Ermessen einen grofsen Spielraum.) Verjährung der Strafe findet nur bei geringeren Vergehen statt. Der Begnadigung geschieht in dem Gesetzbuche keine Erwähnung.

Zum Schlusse noch einige Singularia aus dem besonderen Theile. — Jagdfrevel werden nur mit einer Geldstrafe bedroht. »Wenn Reisende Gegenstände nehmen, deren sie bedürfen und welche sie nicht zu Kauf erhalten können, um damit ihr Fuhrwerk oder andere zur Fortsetzung ihrer Reise nothwendige

Digitized by Google

Dinge in Stand zu setzen; oder wenn Jemand in Waldungen oder auf ungebauten Feldern oder an andern nicht eingehegten Orten entweder Nüsse, welche er auf der Stelle verzehrt, oder wildwachsende Beeren oder Blumen sammelt oder pflückt, oder Wurzeln abschneidet; so ist er von aller Strafe frei.« (S. 119.) — Das Kapitel von den Verbrechen der Storthings-Mitglieder, als solcher, liefse Rft. hier gern seinem ganzen Wortlaute nach abdrucken, da die deutschen Strafgesetzbücher nichts Aehnliches enthalten. Doch ist das Kapitel zu lang, auch nicht überall ohne die Verfassungsurkunde des K. Norwegen verständlich. Rft. mufs sich darauf beschränken, einige von den Handlungen anzuführen, welche in diesem Kapitel mit Strafen bedroht werden. Es verfallen also z. B. die Mitglieder des Reichstages in eine Strafe, wenn sie sich nicht zu gehöriger Zeit an dem Versammlungsorte einfinden, oder wenn sie sich nicht nach der durch das Grundgesetz vorgeschriebenen Ordnung richten, oder wenn sie nicht in den Sitzungen erscheinen, oder wenn sie Dokumente oder Aufklärungen verheimlichen, mit welchen sie auf dem Reichstage hervorzutreten verpflichtet sind, oder wenn sie bei den Verhandlungen wider besser Wissen und Gewissen unrichtige Data angeben oder unrichtige Dokumente vorlegen, oder wenn sie Geschenke oder Gaben oder andere Vortheile annehmen oder sich bedingen, um Vorschläge zu machen oder zurückzuhalten, oder für oder wider einen Vorschlag zu sprechen u. s. w.

Beurtheilt man den vorliegenden Entwurf im Ganzen, so wird man ihm nicht das Lob versagen, dafs er die Aufgaben der Strafgesetzgebung auf eine den Forderungen und Einsichten der Zeit entsprechende Weise gelöst und die Vergleichung mit ähnlichen Arbeiten in keiner Hinsicht zu scheuen habe.

Zachariä.

Digitized by Google

Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt. Von Dr. W. Vollmar. 6—8 Lieferungen von 10 Bogen, Lexikonformat, auf Velinpapier, mit ungefähr 400 Abbildungen. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1835. Bis jetzt drei Lieferungen. LXXIII und 400 S. mit 27 Tafeln.

Der Verf. will in der Form eines Wörterbuchs ein umfassendes mythologisches Werk liefern, das die Vorzüge der verschiedenen für einzelne Zweige und Theile der Mythologie erschienenen Lexica in sich vereine und damit möglichste Vollständigkeit verbinde, in so fern es die Mythologie aller Völker und Zeiten, der alten, wie der neuen Welt vereinige, demnach eben so gut die römische und griechische als wie die celtische und scandinavische, die indische und afrikanische wie die süd- und nordamerikanisnhe umfasse. Dieses Werk soll aber nach der ausdrücklichen und wiederholten Bemerkung des Verfs. kein philologisches seyn, es soll durchaus nicht für den Alterthumsforscher und den Philologen von Fach berechnet seyn — ein Grund, warum alle Beweisstellen, alle Citate weggefallen sind — es soll auch kein symbolisches seyn, und deshalb alle Erklärung des Mythus von ihm fern bleiben; es soll vielmehr dem Laien eine zusammenhängende Darstellung dessen geben, »was er von den mythologischen Figuren (sic) wissen soll;« und diese zusammenhängende (?) Darstellung soll in der einfachen, reinen und unvermischten Erzählung der Mythen, welche sich der Verf. als Ziel gesteckt hat, hervortreten, mit ausdrücklicher und strenger Vermeidung aller Erklärungs- und Deutungsversuche des Mythus, oder der Entwicklung des im Mythus verborgen liegenden philosophischen, astronomischen oder historischen Sinns: wodurch freilich der Mythus allen Gehalt verliert, indem er nur als ein loses — oft selbst einfältiges — Spiel der Phantasie erscheint, dem alle Bedeutung abgeht. Dann wird freilich ein Laie nicht begreifen können, wie der Mythus in der alten Welt, um von dieser zunächst zu reden, eine solche Bedeutung gehabt hat, dafs sie in ihm ihre religiösen Ansichten und ihren Glauben niederlegen konnte: ein Umstand, der den Mythus allerdings von der Symbolik unzertrennlich macht, die hier ganz von ihm ausgeschieden ist, so dafs es dem Laien nicht leicht möglich werden wird, über den Mythus selbst nur zu einem wahren Begriff, und damit zu einer Anschauung desselben zu gelangen. Wir wollen

Digitized by Google

indefs darüber nicht weiter mit dem Verf. rechten, um so mehr aber dessen Entschuldigung anführen S. XXXV: »Dafs ich beinahe alle Erklärungen der Mythen vermieden habe, wird man mir hoffentlich nicht zum Vorwurfe machen; das Werk ist nicht für den Symboliker bestimmt, dieser findet in Creuzer's, Baur's, Lobeck's und anderen, mehr oder minder bedeutenden Werken einen Reichthum von Ideen über denselben Gegenstand, dafs man kaum (!) begreifen kann, wie es möglich war, eins und das nämliche auf so verschiedene Weise zu behandeln. Wäre es aber auch der Symbolik gewidmet gewesen, so hätte ich mir aus einem gefährlichen Dilemma nicht zu helfen gewufst, ich hätte eine oder alle Erklärungen geben müssen u. s. w.« Tiefere Forschung und tieferes Eingehen in die religiösen Ansichten und Anschauungen des Alterthums wird am ersten geeignet seyn, ein solches Dilemma zu vermeiden und dasjenige auszumitteln, was auch für den Laien, wenn er nur einen Begriff, eine Idee des Mythus gewinnen soll, unentbehrlich seyn wird.

Die Hülfsmittel und Quellen sind in der Vorrede der Reihe nach in alphabetischer Ordnung aufgeführt und gewürdigt. Wir geben als Belege des Urtheils zwei Proben:

S. XXIII. „Karl Chr. von Leutsch, Anleitung zur Auslegung der griechischen und römischen Mythen. Leipzig 1828. 8.

Sehr weit hergeholte und wohl schwerlich haltbare Theorie, des Praktischen ganz ermangelnd und Vieles als erwiesen annehmend, als Grundsatz aufstellend, was noch jedes Beweises ermangelt.«

S. XV. „Religion der Karthager, von Münter. Zweite verm. Aufl. Kopenhagen 1821. 4.

Mit vielem Scharfsinn und vieler Kritik geschrieben, wie Alles, was von Münter herrührt. Der dunkle Gegenstand ist durch die antiquarischen und archäologischen Kenntnisse des Verfs. in helles Licht gesetzt und schwerlich dürfte man etwas Besseres über diesen Gegenstand finden.«

Man wird darin, wie in manchen ähnlichen Urtheilen, den gesunden und unbefangenen Blick des Verfs. nicht verkennen. Auf diese Aufzählung und Beurtheilung der benutzten Hülfsmittel folgt eine Einleitung, in welcher der Verf. die schwierigen Fragen über Entstehung und Fortgang der Religionslehren auf eine

Weise behandelt, die wir wenigstens nicht zu der unsrigen machen, und darum mit deren Resultaten uns auch nicht befreunden können, was auch in Absicht auf alles das gilt, was weiter über die Verbreitung des »Politheismus« (sic) und das Entstehen von Priesterfamilien und dergl. bemerkt wird. Gern aber erkennen wir in dem nun folgenden Wörterbuch, in welchem die einzelnen mythologischen Namen aller Völker und Zeiten in alphabetischer Reihenfolge auf einander erscheinen, und selbst Namen wie Adam, Aegypten nicht fehlen, den ungemeinen Fleifs und die Ausdauer des Verfs., der etwas Vollständiges und in der Ausführung dem oben bemerkten Zweck entsprechendes liefern wollte, obwohl wir glauben, dafs er durch Ausscheidung aller Erklärungen des Mythus und alles Symbolischen sich selbst und seinem Werke geschadet habe. Andeutungen, wie sie z. B. am Schlusse des oben genannten Aegypten S. 64. stehen:

> »Wir sehen aus allem hier Gesagten, dafs die ganze Religionsphilosophie der Aegypter aus der Natur des Landes und aus der Astronomie entlehnt ist. Eine dritte Richtung wäre noch zu verfolgen, das ist die historische, von dieser s. d. Artikel der einzelnen Götter Aegyptens, Osiris, Haus, Typhon u. s. w.«

würden, auch selbst in gröfserer Ausdehnung, auch bei andern Artikeln nicht unerwünscht seyn. Die dritte Lieferung schliefst mit den Worten *Averruncus* und *Avesta*. Der der ersten Lieferung vorgesetzte Stahlstich, Diana und Endymion, ist vorzüglich zu nennen; auch die den einzelnen Lieferungen beigefügten Tafeln — in Allem sieben und zwanzig — liefern in guten Umrissen Darstellungen einzelner Götter oder anderer mythischen Personen, welche in dem Lexicon aufgeführt sind, nach Originalzeichnungen in selteneren und gröfseren Werken, die der Verf. mühsam zusammengebracht hat; weshalb man gern die Nachsicht wird eintreten lassen, um welche S. XXXV. der Vorrede bittet. Zu berichtigen ist auf Tafel III. Amor Psiche quaelend; Tafel IV. (Venus Anadiomene; Tafel XXII. Venus Eupioea (soll wohl heifsen Euploea).

Am Schlusse dieses kommt uns die weitere Fortsetzung in der vierten Lieferung zu, welche bis S. 560. mit dem Artikel *Dädalos* reicht, und mit zehn recht gut ausgeführten Tafeln (XXVIII—XXXVII.) ausgestattet ist, welche zum Theil recht wohlgelungene Darstellungen einzelner Gottheiten enthalten; des-

Digitized by Google

gleichen die fünfte und sechste Lieferung, die von S. 561 bis 880. bei dem noch nicht vollendeten Artikel *Horen* schliefst, und in ähnlicher Weise wie die früheren ausgearbeitet ist. Bei einem Wörterbuche, das die Mythologie und die Götterwelt aller nicht christlichen Völker der Vorwelt und Mitwelt befafst, kann dieser Umfang nicht auffallend seyn, zumal wenn alle einzelnen Mythen, wenigstens ihren Hauptmomenten nach, angeführt werden. Ja der Verf. hätte in jedem Fall noch gröfseren Raum ansprechen müssen, wenn er sich auch auf eine Deutung der einzelnen Mythen, oder auch nur auf blofse Andeutungen in diesem Sinn, wie wir oben wünschten, hätte einlassen wollen.

Aus einer auf dem Umschlag befindlichen Bemerkung ersehen wir, dafs aufser den sieben und dreifsig bereits ausgegebenen Tafeln mythologischer Figuren und Gegenstände noch zwei und neunzig, im Stich bereits gefertigte Tafeln folgen sollen, am Schlusse des Ganzen als ein besonderes Kupferheft (das demnach im Ganzen aus 129 Tafeln mit etwa fünfhundert Abbildungen bestehen wird) gratis geliefert.

Chr. Bähr.

Histoire de la chûte de l'Empire Romain et du Déclin de la Civilisation, de l'an 250 à l'an 1000. Par J. C. L. Simonde de Sismondi, Associé étranger de l'institut de France, de l'Academie etc. Paris, chez Treuttel et Würtz, Rue de Lille No. 17. à Strasbourg même maison, Grand Rue No. 15. 1835. Tome premier. VIII und 440 S. Tome second. 440 S. in gr. 8.

Für die, welche Inhalt und Darstellungsweise des Verfs. aus andern seiner zahlreichen Schriften — wir nennen nur die *Histoire des Français* in zwanzig Bänden, die *Histoire des Republiques Italiennes du moyen age* in sechszehn Bänden, die *Histoire de la Renaissance de la Liberté en Italie* in zwei Bänden und die *Litérature du Midi de l'Europe* in vier Bänden, anderer Werke zu geschweigen, — bereits kennen, bedarf es wohl kaum einer weiteren Bemerkung über den Charakter des oben angezeigten Werkes, das zugleich in englischer Sprache zu Londen als integrirender Theil der Lardner'schen Sammlung, der bekannten *Cabinet Cyclopaedia* (*History of the fall of the Roman Empire. 2 Voll.* 8.) erschien, und in Art und Weise der Behandlung sich ganz den andern Werken, die wir oben genannt haben, anschliefst, indem der Verfasser auch hier für ein allgemeines

Digitized by Google

Publikum gebildeter, zunächst französischer, Leser schreibend, besonders in allgemeinen Umrissen und Schilderungen sich gefällt, die durch die Art und Weise der Darstellung und des Vortrags auf die eben bemerkte Classe von Lesern einen Eindruck hervorzubringen vermögen. Und so kann es auch den Ref. nicht befremden, wenn in dem Augenblick, als er diese Anzeige niederschreibt, ihm zugleich eine Ankündigung einer deutschen Uebersetzung von Leipzig aus, durch W. A. Lindau, zukommt. Was übrigens der Verf. selbst mit dieser Schrift beabsichtigte, hat er in der Vorrede p. VI. mit folgenden Worten angegeben: »Un tableau de la première moitié du moyen âge, c'est l'histoire de la chûte de l'empire romain, de l'invasion et de l'établissement des barbares au milieu de ces ruines; c'est plus encore l'histoire de la destruction de la civilisation antique et des premières tentatives pour la réorganisation des sociétés modernes; c'est enfin le résumé des souffrances de toute la race humaine du IIIe siècle de l'ère chrétienne jusqu'à la fin du Xe.« Kurze Darstellung der Ereignisse, mit bloſser Angabe der Resultate ohne kritische Discussionen und ohne weitere Berufung auf Autoritäten, sey seine Absicht gewesen; wobei jedoch gewissenhafte Forschung dem Kenner nicht verborgen bleiben werde. Das Ganze ist in vier und zwanzig Kapitel abgetheilt, welche sich in die beiden Bände gleichmäſsig theilen. Wir wollen wenigstens die Ueberschriften hierher setzen und den Schluſs des Ganzen als eine Probe der Darstellungsweise des Verfs. folgen lassen.

Chap. 1. Einleitung. Gröſse und Schwäche des römischen Reichs. Chap. 2. Die drei ersten Jahrhunderte des römischen Reichs. III. Die Barbaren vor dem vierten Jahrhundert. (Schilderung der einzelnen, das römische Reich von Osten und Norden her bedrohenden Völker, darunter denn auch die Germanen, S. 96 ff.) IV. Constantin, seine Söhne und sein Neffe. V. Valentinian und Theodos. Invasion des östlichen Europa's durch die Gothen 364—395. VI. Arcadius und Honorius. Invasion des Occidents durch germanische Stämme (hier denn von Alarich und den Westgothen und ihren Zügen, von den Vandalen und Alanen) 395—423. VII. Die Barbaren nehmen feste Sitze im römischen Reich. Invasion des Attila 412—453. VIII. Fall des weströmischen Reichs. Die Franken in dem alten Gallien 476 bis 511. IX. Gothen und Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts 493—561. X. Justinian 527—565. XI. Die Lombarden und Franken 561—613. XII. Der Occident und der Orient

Digitized by Google

im siebenten Jahrhundert bis zu den Angriffen der Anhänger Mahomet's. — (Zweiter Band) Chap. XIII. Mahomet 569—632. XIV. Eroberungen der Sarazenen unter den ersten Chalifen 632 bis 680. XV. Die Ommajaden und die Christenheit 661—750. XVI. Die Karolinger. Anfang Karl's des Grofsen 714—800. XVII. Karl der Grofse 800—814. XVIII. Ludwig der Fromme 814—840. XIX. Die Söhne desselben 840—869. XX. Auflösung des Westreichs. Ende des neunten Jahrhunderts. XXI. England bis zum Ende der Regierung Alfred's des Grofsen 449 bis 900. XXII. Europa und Asien während der Regierung Karl's des Einfältigen und Heinrich des Finklers 900—936. XXIII Ende des zehnten Jahrhunderts. XXIV. Das Jahr Tausend.

Aus dieser Inhaltsübersicht wird man schon im Allgemeinen den Gang der geschichtlichen Erzählung und die Art und Weise der Behandlung abnehmen können, Mit dem Jahr tausend beschliefst der Verf. seine Uebersicht, und daher ist sein letztes Capitel allgemeinen Betrachtungen gewidmet, deren bemerkenswerthen Schluſs wir als Probe und als Beleg des oben Gesagten hier beifügen wollen:

»Nous avons terminé la revue de ces longues et terribles convulsions, de cette révolution désolante; nous avons vu descendre le genre humain de la période la plus brillante de gloire à celle du plus profond abaissement, de celle qui a produit la législation modèle de toutes les autres à l'absence complète de lois, du règne de la justice à celui de la force brutale. Tout ce qui fait l'ornement et le bonheur des sociétés civiles, la poésie, la philosophie, les études morales, les études religieuses des pères de l'Eglise, les beaux-arts, les arts domestiques, après avoir brillé du plus vif éclat, avoit tout été détruit. L'homme, par ses efforts combinés, ne savoit plus rien produire, ne savoit plus rien produire, ne savoit plus rien conserver. C'est à ce point de dissolution complète que d'autres histoires doivent reprendre la société humaine, pour montrer les hommes se groupant autour de nouvelles patries, et se donnant en entier à leurs concitoyens, pour gagner, par se sacrifice même, de nouvelles vertus. La connoissance de ce qui avoit été détruit avant eux aidera peut-être à comprendre le chemin qu'ils durent faire. Mais il est difficile que le spectacle d'une si grande ruine ne nous fasse pas faire aussi un retour sur nous-mêmes. Tout ce que nous possédons aujourd'hui fut possédé aussi par ce monde romain que nous avons vu tomber en poussière: tout peut-être détruit encore; car nous

Digitized by Google

venons de voir comment tout l'a été. La violence n'étoit qu'une cause secondaire de tant de ruines; les vices de la prospérité en furent la cause première: ces vices minèrent les digues du torrent, que rien ne put ensuite arrêter. Quand le moment fut venu où la patrie ne fut plus préférée au moi, où la vertu, l'honneur et la liberté, furent des prérogatives rares, sans lesquelles on apprit à vivre, un monde aussi beau que le nôtre dut crouler: un autre monde pourroit tomber de même.«

Dafs Druck und Papier höchst befriedigend ausgefallen, ist man bei französischen Werken der Art zu erwarten gewohnt.

Am Schlusse dieses kommen uns von der oben erwähnten deutschen Uebersetzung zwei Lieferungen unter folgendem Titel zu:

Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt; von Simonde de Sismondi. Verdeutscht von Wilhelm Adolf Lindau. Leipzig 1836. *Verlag von Johann Ambrosius Barth.* 192 *S. in* 8.

Was bis jetzt vorliegt, umfafst die neun ersten Abschnitte und einen Theil des zehnten. Ohne uns nach dem oben Gesagten auf den Werth des Buches selbst und seinen Inhalt vom gelehrten Standpunkt aus einzulassen, bemerken wir, dafs man mit der Uebersetzung als solcher gewifs alle Ursache haben kann, zufrieden zu seyn, und dafs sie deshalb einem gebildeten Publikum, das eine ernstere und doch unterhaltende Lectüre sucht, gewifs mit mehr Recht empfohlen werden kann, als die zahlreichen Romane des Auslandes, die zum Verderben der Sitten und des guten Geschmacks jetzt bei uns eingeführt werden. Wir setzen als Probe die Anfangsworte des ersten Abschnittes hierher: »Reicher an Belehrungen als an glorreichen Beispielen ist der Theil der Geschichte, von welchem wir mit flüchtigen Zügen ein Bild entwerfen wollen, nicht um ein System zu gründen, nicht um Grundsätze, Meinungen, gesellschaftliche Einrichtungen zu erschüttern oder zu befestigen, sondern um von der Vergangenheit aufrichtig Rechenschaft zu fordern über dasjenige, was bestanden hat und über die Ursachen, die es in's Daseyn gerufen haben.« u. s. w.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Zwei Theile. 8. Dazu ein Tagebuch (einen besondern Theil ausmachend). Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1835.

Ich nehme die Feder zur Hand, um zu loben, wenn aber auch bei einer lobenden Recension es nicht ohne Tadel ablaufen kann, so soll mein Tadel wenigstens in zwei Stücken von der gewöhnlichen Art abweichen, erstlich darin, dafs ich mit ihm beginne, und dem Leser kein unangenehmes Gefühl bis auf's Ende verspare, und zweitens, dafs mein Tadel mich selbst trifft.

»Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde,« las ich. Ist es seiner Briefwechsel nicht endlich genug? Und nun gar mit einem Kinde. Also will man das Publikum unter dem Schein der Einfalt verlocken, und die Einfalt soll über die Einfalt triumphiren?! Das passet für einander, und wenn das Buch für das Publikum nicht zu gut ist, so wird das Publikum auch nicht für das Buch zu gut seyn. Ich blätterte weiter: »Dem Fürsten Pückler.« Mir war schon die Laune verdorben, nur bei diesem Namen auf gute Gedanken zu kommen. Ich blätterte weiter. Verse in Göthe's später'm Stil und ohne klaren Zusammenhang. Rascher fortgeblättert, bis zu dem Namen: »Bettina von Arnim.« Nun brach meine Geduld vollends. »Ach die Weiber, mit ihrem Schreiben! wo will das hinaus? Die wachsen uns am Ende noch über die Köpfe, übertreffen uns leicht an Büchern, die ja schon nur nach der Zahl mehr gelten, und dann hört alle Ordnung in der Welt auf und um das herrliche Regiment der Männer ist's geschehen. Und wie will's dann gehen? Wahrlich, wenn das nicht sündhaft wär', ich würde ein Feind der Juden, denn eine Emancipation wird die andere nach sich ziehen. Hat nicht schon Plato, der Göttliche, den Weibern den Sinn für Wahrheit, hat ihnen nicht Rousseau Genie abgesprochen, hat nicht erst neulich die Frau von Staël Rousseau's Ausspruch bestätigt? Ist es mir nicht schon längst ausgemacht gewesen, dafs die Frauen keinen Verstand haben, haben mir nicht hundert Ehemänner geklagt und hab' ich's nicht hundert Ehemännern geglaubt: bei Frauen sey mit Gründen nichts auszurichten, und man müsse daher ohne Grund befehlen?«

Aber es sey des Tadels um so eher genug, als ich mir sonst etwas in den Mund legen könnte, was ich gar nicht gesagt hätte.

Ich nehme also unser Buch zum zweiten Mal, und jetzt für den Leser, in die Hand. Ich bin nicht mehr so flüchtig, da ist

Digitized by Google

das Allererste im Buch: »Göthe's Zimmer im elterlichen Hause in Frankfurt am Main.« Ah, das ist ein Ton aus jenen Zeiten, von denen Göthe sagt, sein Herz sey damals »junger, thörigter und besser« gewesen, als späterhin (Werke, Bd. 39, S. 339), und von denen er seinem Kinde schreibt: »Deine Briefe erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so mürrisch war wie Du, aber gewifs glücklicher und besser als jetzt« (Th. 2. S. 131.) – Folgt der Titel: „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde.« Das klingt wenigstens nicht so gewöhnlich, wie »Göthe's Briefwechsel mit Zelter,« das mufste wohl ein bedeutendes und gar liebes Kind seyn, mit welchem Göthe in Briefwechsel stehen mochte, und das mufste wohl auch noch ein andrer Göthe seyn (als ihn Viele denken und als uns sein öffentliches Leben auch wohl veranlafst, ihn zu denken), an welchem ein Kind Gefallen fand. — »Seinem Denkmal.« Wie bedeutend ist das nun und noch liebevoller, als bedeutend! denn sein Denkmal hat er sich selbst vollendet, und er kann weder schlechter, noch auch besser mehr gemacht werden, als er gewesen ist. Daher wollen wir statt „Seinem Denkmal« »Ihrem Denkmal« setzen, und wenn wir das wirklich nicht anders als mit Recht thun, so hat die uneigennützigste Liebe Ihr vor der Welt denselben Lohn gegeben, den sie sich selbst giebt. — Dann: »Dem Fürsten Pückler.« Also das ist nicht für den Leser, was jetzt auf acht halben Seiten folgt. Nur die Verse seyen sein, welche obenan stehen:

Haben sich von Deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und fürwahr, sie zu erzählen,
Vielfach sich gequält. —
Hätten sie von Deinem Guten
Freundlich Dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken,
Wie man Befs'res wählt! — —
O gewifs! das Allerbeste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Klause zählt.

(Westöstlicher Divan. Buch der Betrachtungen).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 75. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Beschluss.)

So spricht der Freund zu seiner Geliebten, zu seinem Kinde, das ihm mehr am Herzen liegt, als vielen andern, die seinen Werth nicht kennen und gleich dem Hahn, der auf dem Misthaufen seines Herrn sucht, statt der Perle ein Gerstenkorn wünschen. Bettina — denn wie sollen wir die Briefstellerin anders nennen? — giebt uns an mehrern Stellen ihres Briefwechsels den Commentar zu diesem Liede, und die Stellen, durch welche es besonders deutlich gemacht wird, und aus denen es auch wohl hervorgegangen ist, finden sich in ihren Briefen an Göthe, z. B. Thl. 2. S. 10. und S. 77. An einer andern Stelle, nach welcher Rec. vergeblich in diesem Augenblick blättert, beklagt sie sich über die Menschen: »erst beurtheilen sie einen verkehrt und dann misshandeln sie einen, und das nennen sie sich für einen interessiren.« Dahin können wir auch noch die spätern Worte ziehen, in der Zueignung an den Fürsten Pückler: »Lassen Sie uns einander gut gesinnt bleiben, was wir auch für Fehler und Verstöfse in den Augen Anderer haben mögen, die uns nicht in demselben Lichte sehen, wir wollen die Zuversicht zu einer höhern Identität, die so weit alle zufällige Verschuldungen und Misverständnisse und alle angenommene und herkömmliche Tugend überragt, nicht aufgeben.« Diese Worte führt Rec. in besagter Absicht an, im Uebrigen sind sie ihm nicht deutlich, sie gehören auch dem Leser nicht an. — Schutz und Anerkennung fand sie frühe bei Göthe's Mutter, bei der es sie grade empfohlen habe, dafs sie von Andern verkannt sey. Nach der Stelle sucht Rec. auch hier wieder umsonst. Thl. 2. S. 1. schreibt Bettina an Göthe: »Wenn andre Menschen klug über mich seyn wollten, so liefs sie mich gewähren und gab dem Wesen keinen Namen,« und S. 16: »Sie baute auf mein Herz. Man konnte ihr nicht weifs machen, dafs ich falsch gegen sie sey, sie sagte: der ist falsch, der mir meine Lust an ihr verderben will.«

Der erste Theil beginnt mit Briefen, welche zwischen Bettinen nnd Göthe's Mutter gewechselt sind. Wollte Rec. den

Digitized

Leser nur näher mit dem Inhalt des vorliegenden Werkes bekannt machen, so müfste er mit diesen Briefen anfangen. Sie gehen bis zur 110ten Seite des ersten Theiles und befriedigen aufs Höchste. Der herrliche Schluſs setzt allem, was vorangegangen ist, die Krone auf. Bettina machte mit den Ihrigen von Frankfurt eine Reise an den Rhein. Unterwegs hören sie in Geisenheim von dem Selbstmorde einer fremden, jungen schönen Dame. Bettina ahnt, daſs es ihre Freundin sey, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen, deren Geschichte erzählt wird. »O,« ruft sie aus, »dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge zaghafte Herz, welche ungeheuere Gewalt hat es bewogen, so zu handeln?« Die Ahnung ist nur zu wahr, der Zufall fügt es sogar, daſs sie die Stelle besehen, wo sich jene am Ufer erdolcht hat. Nun heiſst es: »Da kam der Bruder zu mir und sagte: *sey stark*, Mädchen. — Wir landeten in Rüdesheim, überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf eine halbe Stunde Berg an, ohne auszuruhen; — oben war mir der Athem vergangen, mein Kopf brannte, ich war den andern weit vorausgeeilt. — Da lag der herrliche Rhein, mit seinem smaragdnen Schmuck der Inseln, da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufliefsen, und die reichen friedlichen Städte an beiden Ufern, und die gesegneten Gebäude an beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichtigen werde, und da war auch der Entschluſs gefaſst, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen, denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äufsern, den ich einstens beherrschen könne.«

Alles Uebrige des ersten Bandes, welcher 356 Seiten zählt, und den ganzen zweiten Band von 324 Seiten nimmt der Briefwechsel mit Göthe ein. In einem dritten Theile, von 243 Seiten, ist ein Tagebuch zugegeben, welches Rec. noch nicht hinlänglich kennt.

Aber es ist nicht unsere Absicht, daſs der Leser durch einen andern als sich selbst mit dem Inhalte des Buchs näher bekannt werde. Denn warum soll Rec. sich diese Mühe machen? und was hätte er zu thun, wenn er sich ihr unterziehen wollte? Er könnte vielleicht gar etwas Gelehrsamkeit anbringen, er müfste diese und jene Stellen abschreiben, müfste, als wenn es dazu seiner bedürfte, den Leser versichern, wie schön und unvergleichlich, wie unterhaltend und ergreifend und lehrreich das und wieder das sey,

Digitized by Google

müfste ihn hier und dort und wieder dort und endlich dort auf eine Erzählung und Mittheilung aufmerksam machen, die er durchaus nicht ungelesen lassen dürfe, und das Ende vom Liede würde seyn, dafs der Leser alles lesen müsse, um sich nichts entgehen zu lassen. Dasselbe würde folgen, wenn Rec. einzelne Bemerkungen und Wahrheiten aus dem Buche ausschreiben wollte, Jeder würde sie selbst aufsuchen und im Zusammenhange lesen und sich nicht mit den wenigsten begnügen wollen. Endlich, wenn ich auf die Verfasserin selbst hinweisen, ihre vortrefflichen Eigenschaften aufzählen wollte, ihre Liebe der Freiheit, ihre Uneigennützigkeit, ihr aufrichtiges Wesen, ihre Liebenswürdigkeit, mit einem Wort, wem würde das genügen, wer würde nicht die Verfasserin ganz erblicken wollen, in allem, was er hier von ihrem Leben und ihren Schicksalen vorfindet? Ich verzichte also gerne auf jede Notizenkrämerei, rufe weder aus: »hier ist von Jacobi, sage Jacobi, die Rede!« (so allerliebst auch von ihm die Rede ist), noch: »hier wird Wieland genannt und S. 144. des Tagebuchs kommt Herder's Name vor! ihr Kleinigkeitskrämer, das sind wahre Perlen für eure Biographien und Literaturgeschichten!« sondern ich nehme nicht einmal dasjenige heraus, was über Göthe gesagt ist, und verzichte auch willig auf ein literärisches Gewäsche, der ich doch so gut wie jeder Andere etwas und Vieles über Göthe sagen könnte. Jeder mag auf seine Weise aus der Quelle schöpfen, an welche wir ihn führen, Rec. ist nicht gesonnen, sie durch sein Geplätscher zu trüben, oder durch seine lästige Gesellschaft den Genufs des Lesers zu stören und zu hindern. Nur so viel mufs er gestehen, dafs ihm beim Lesen des Buchs kein unangenehmes Gefühl beschlichen hat, wenn es nicht — das der Eifersucht gewesen ist.

Was diesen »Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde« noch von allen den Büchern unterscheidet, welche nach Göthe's Tode über ihn und zu einem Theil von ihm erschienen sind, besteht darin, dafs zwar das Mehrste an Göthe gerichtet ist, dafs aber nur Einiges sich auf ihn bezieht, und nur Weniges aus seiner Feder geflossen ist. Deshalb haben wir auch schon oben, in einem andern Zusammenhang, gesagt, dieses Werk werde am wenigsten seinem Denkmal dienen, und fügen jetzt wieder etwas Aehnliches, wie oben, hinzu: Die Liebe habe hier sich selbst und dem ausgezeichneten Individuum, in welchem sie verkörpert erscheine, ein Denkmal gesetzt. Auch Göthe beugt sich vor

Digitized by Google

dieser höhern Macht, so weit sein Selbstgefühl oder Alter und Norm ihm das noch gestatten. Die Verfasserin, welche in ihm den Gott zu erblicken glaubt, welchen sie im Herzen trägt, zwingt ihn nach ihrem Willen, den er wohl den »kleinen Eigensinn« oder das »eigensinnige Köpfchen« nennt. Man würde sich sehr irren, wenn man eine Lobhudelei Göthe's zu finden dächte, wie sie so manchen seiner Verehrer so schlecht gekleidet hat. Es ist ihm hier mit einem Muthe, mit einer Unerschrockenheit die Wahrheit gesagt, die kein Freund des ausgezeichneten Mannes zur Lüge machen wird, und wenn er auch den Unverstand aller seiner Feinde, zu dem eignen, zu Hülfe nähme.

Was die Phantasien betrifft, welchen wir, in dem hier angezeigten Werk, über Musik, Liebe und anderes nicht ganz selten begegnen, so sind diese wohl am wenigsten für die Leser bestimmt, sondern waren ein Erguſs für's eigne Herz. Von ihnen gilt, was Plato von fremden und seinen eignen Mythen urtheilt: Τοῦτο δέ που, ὡς τὸ ὅλον εἰπεῖν, ψεῦδος, ἔνι δὲ καὶ ἀληθῆ; Staat im zweiten Buch.

Aug. Boden.

Mai und September. Eine Sammlung von Novellen, Skizzen, Biographien, Gesprächen, Fragmenten, Kritiken und Gedichten von Franz Horn. Iserlohn, bei W. Langewiesche. 1833. 8. *Erster Band.* 259 S. *Zweiter Band.* 267 S.

Die Novellen, welche Franz Horn dieser Sammlung einverleibt hat, enthalten nichts von jenem Schauer, welchen der Kenner des Hrn. v. Rumohr in dessen zweitem, von uns jüngst angezeigtem Novellenbande für die moderne Novelle postulirt; sie sind psychologische Erzählungen, und schildern Seelenzustände und Verhältnisse von Seelen zu einander mit vieler Wahrheit, aber kleinem Aufwande von Erfindung, und für den Faden ihrer Geschichte wenig besorgt. Die Erzählung, die einen grofsen Theil des ersten Bandes einnimmt, heifst der Tröster und führt ihren Namen von einem Manne mittlern Alters, der geistige Wirrnisse in den geselligen Kreisen seiner Stadt begütend und besänftigend zu lösen sucht und nur für andere, nicht für sich lebt. »Sich selber auszuschelten,« heifst es von ihm S. 78, »erlaubt er gern und versichert auch, er thue es täglich; nur unter einander soll man sich nicht feindlich in die Haare oder gar in die Herzen fallen. Die sogenannten Unglücklichen haben

Digitized by Google

es bei ihm ganz vortrefflich; denn wenn sie ihm nur recht deutlich erzählen, was ihnen Alles fehlt, so hört er ihnen mit grofser Aufmerksamkeit zu und tröstet und hilft, mit wahrer Passion. — Er ist gewissermafsen der Vormund der ganzen Stadt, und hat deshalb vor lauter Geschäften nie ein bürgerliches Amt bekleiden können. . . Es wurde noch viel Sonderbares von dem Manne erzählt, unter welchem vorzüglich eine Bemerkung auffiel: dafs nämlich seine Feinde es weit besser bei ihm hätten, als seine Freunde. Diese halte er überaus kurz, während er von jenen entweder gar nicht rede, oder doch nur Gutes.«

Diesem Besäuftiger steht in unsrer Novelle ein Brautpaar gegenüber, dessen seltsames Verhältnifs die ganze Gesellschaft der Stadt beschäftigt. »Es war auch mit diesem Brautstande eine eigene Sache; denn das junge Mädchen wollte nie davon wissen, dafs es damit schon so weit gediehen sey, und der Jüngling gab es gewöhnlich seufzend oder mit leisem Zähneknirschen zu. Um so mehr aber war der Stadt daran gelegen, die nun einmal aus angestammter Gutherzigkeit gern ein paar hübsche junge Leute zusammengeben mochte, und wenn von dem Zwiespalt derselben, wie er sich wenigstens zuweilen zeigte, die Rede war, mit dem Ausspruch dazwischen fuhr, dafs was sich liebe, auch sich necken müsse.«

Uebrigens wird das Mädchen nicht nur als hübsch, sondern als beinahe schön geschildert. Der Erzähler glaubte zu sehen, sie habe noch nie geliebt, es fehle ihr deshalb an Sicherheit im Innern und an dem schönen Stolz und der ächten Demuth. Dem Jüngling giebt er stattliche Jugendkraft, ein wohlgebildetes Gesicht und den Anstand der feinen Welt in Geberde und Haltung. Doch findet er auch an ihm Manches auszusetzen. »Sein Gesicht war in Röthe und Feuer wie getaucht; aber, wenn er heftig wurde, bekam die Röthe etwas glühend Brandiges, und das Feuer wurde zur Hitze, bei der weder ihm noch Andern wohl seyn konnte.«

Die Novelle macht es sich nun zur Aufgabe, den innern Zwiespalt dieser beiden Gemüther zur Anschauung zu bringen, während zugleich der edle Charakter des Trösters sich in dem vergeblichen Versuche, Leidenschaften zu sänftigen und Mifsverständnisse aufzuklären entfaltet. Die Ebbe und Fluth zwischen Liebe und Mifstrauen, Sehnsucht und Zorn, Verlangen und Widerwillen ist in Adolphs stürmischer, durch nur halbe Erwiederung in steter Aufregung erhaltener Neigung mit vieler Wahrheit

Digitized by Google

dargestellt. Er geht, bei ursprünglich edleren Kräften, unter, verliert alles Gleichgewicht, und am Ende, über einer kindischen Liebe zu Rang und Titel (deren Möglichkeit bei einem fast aufs Ideelle gerichteten Geiste vielleicht deutlicher hätte nachgewiesen werden dürfen), kommt er um die Liebe der Geliebten und um sein Lebensglück. Auf der andern Seite wird das Mädchen, Julia, bei ursprünglich gleichgültigerer Gemüthsanlage, durch diese Prüfungskämpfe gehoben und geläutert, die Heftigkeit und Bitterkeit, welche die unstete Leidenschaft des Geliebten auch in ihr entzündet hatte, legt sich allmählig; der Tröster, dem sie lange widerstanden, trägt einen vollen Sieg in ihrem Herzen davon, bezwingt die Leidenschaft, die in ihm selbst für Julien keimt, und wird, statt ihr Geliebter oder Gatte zu werden, ihr Vater.

Das Alles entwickelt sich so ziemlich ohne äufsere Ereignisse, und doch so, dafs man dem innerlichen Gange der sich zerarbeitenden Leidenschaften mit derselben Spannung folgt, mit welcher man die Stadien eines verzehrenden Fiebers bei einem Kranken beobachtet, der uns nahe angeht.

Die Novelle, die der zweite Band enthält, behandelt eine psychologische Erscheinung ganz verschiedner Art. Sie spielt am Ende des siebzehnten Jahrhunderts und zeigt uns in einer der gröfsern Städte Deutschlands einen ernstheiligen Bürger, einen reichen Schmidt, den seine starre Frömmigkeit so am Herzen liegt, dafs er an sich und Andern jeden Lebensgenufs verdammt. Er hält es mit dem strengsten orthodoxen Geistlichen der Stadt, und freut sich nicht wenig, wie von diesem ein neugewählter, junger Prediger, der Fröhlichkeit und Trost in dem Herrn predigte, von der Kanzel herab in die Hölle gewiesen wird. »Er betrachtete längst schon das ganze Leben wie eine finstre Zwangsarbeit; aber indem er es mannlich ertrug, wollte er einst mit seinen mühsamen Tugenden und guten Werken vor Gott treten und ihm die Seligkeit abfordern, als wohlverdienten Lohn.«

Dieser Schmidt, nach der Art solcher gottseligen Rechtgläubigen, die es mit den Gewaltigen der Welt in keiner Weise verderben wollen, läfst an dem Geburtstage des Erbprinzen sich von einem jungen, lustigen Schuhmacher, dessen Ansichten er sonst nicht hold ist, bereden, unter reputirlichen Leuten in einem hellerleuchteten Hause einen fröhlichen Abend zuzubringen. Doch ist ihm bald in der fröhlichen Gesellschaft nicht mehr wohl; es scheint ihn eine beständige Angst zu quälen, die, zwanzig Jahre

Digitized by Google

unter dem Deckel gehaltenen, Leidenschaften möchten die Reife sprengen, und so macht er sich in der warmen, mondhellen Sommernacht vor zwölf Uhr nach Hause. Aber Konrad der Schmidt hat eine böse Frau. »Die Erregung, die der nicht glückliche Ehemann nach dem Genusse eines schönen Festabends, den er allein genossen, mit nach Hause bringt, wird gewöhnlich durch das schlaftrunkene Gesicht der armen Frau gestört, die so lange hat einsam warten müssen. Ist es kein verdrieſsliches, sondern nur ein trauriges Gesicht, so wird der Bessere gewiſs alles Mögliche thun, um die liebe Einsame zu erfreuen; wehe aber dem, der noch mit den fröhlichen Liedern im Herzen und mit allen schönen Träumen, die der aufweckende Abend gab, finstere Augen, herabhängenden Lippen, oder gar gemeinen Ausrufungen und schmähenden Worten gegenüber stehen muſs!«

Nun ist die „liebe Einsame," die den Schmidt erwartet, ein böses Weib und empfängt ihn mit gemeinen Scheltworten. Krampfhaft fährt er mit seiner rechten Hand in die Tasche, wo er den Hammer findet, den er am Feierabend auf die Bank vor dem Hause geworfen und jetzt beim Hereingehen wieder aufgenommen. Jetzt ist die wilde Leidenschaft entfesselt; fast bewuſstlos, aber um so gewaltiger, schwingt er den Hammer, trifft die unverhüllte Stirn seiner Frau, »und mit einem einzigen Schrei sank die Unglückliche todt zu seinen Füſsen hin. Er stürzte neben ihr auf die Knie nieder, und blieb einige Minuten sprachlos liegen, wie einer, der vor einem unbegreiflichen und unbegriffenen Unglück starrt. Nur der Glockenschlag zwölf weckte ihn auf einen Augenblick aus seiner Betäubung. Das Licht war verloschen, aber das Zimmer war hell von schönem hellem Mondenschein. Er sah den Hammer noch in seiner Hand, und mit seltsamem irrem Lächeln sagte er zu sich selbst: Ich hatte mir doch so fest versprochen, ihn heute nicht mehr zu brauchen, und nun ist es doch geschehen!«

Mit dieser gräſslichen Begebenheit wagt sich die zweite Novelle des Verfs. auf ein gefährliches Feld. Sie muſs sich aus der Tiefe des Seelenlebens in das Weltleben hinaus begeben, denn ein Mord kann von Rechtswegen nicht gleichmäſsig von der Gesellschaft ignorirt werden, wie ein psychologisches Geheimniſs. Und hier beweist nun der Verf. allerdings, daſs ihm die Bedingungen des Lebens im Staate fremder sind, als die Falten des menschlichen Herzens. Der Mörder vertraut sich nämlich dem orthodoxen Geistlichen an und hat ganz recht, wenn er zu diesem

Digitized by

sagt: »Lebt wohl, ehrwürdiger Herr; mein Weg geht jetzt zum Oberrichter, von da in's Gefängniſs, und von da auf's Schaffot.« — Aber was antwortet der Geistliche, der zwar als einseitig, aber doch als streng sittlich geschildert worden ist? »Ich will nicht,« sagt er, »daſs Du eine eine einzige sündhafte Handlung durch den Tod büſsest, sondern durch ein fortgesetzt tugendhaftes Leben versöhnst. Die Rechtsgelehrten, wie sie meistens sind, mit blödem Gemüth und irdisch strengem Blick, verstehen sich aber so wenig auf die Gesundheit als die Krankheit armer Herzen und sollen sich nicht mischen in eine Angelegenheit, die Du mir in der Beichte und unter deren heiligem Siegel anvertraut hast. — Du gehst jetzt still nach Hause, erzählst, Deine Frau sey diese Nacht am Schlage gestorben — möge unser Herr Gott uns den schrecklichen Doppelsinn des Wortes vergeben! Das Weitere überlässest Du mir.« —

Noch mehr Staunen, als die Ertheilung dieses Rathes, muſs beim Leser seine ungehinderte Ausführung erregen, denn ohne daſs Konrad auch nur ein einziges Heuchelwort aufwendet, glauben ihm die Nachbarn, daſs seine kerngesunde Frau in dieser Nacht plötzlich gestorben. Von keiner Leichenschau oder dergleichen ist die Rede; der feierliche Ausspruch des Fürsten, Konrad sey ein musterhafter Bürger, schirmt diesen vor jedem Verdacht, und sein Gewissen sucht er durch Arbeit, gute Werke, und fleiſsige Kirchgänge zu betäuben. Aber gerade die Predigten jenes jungen, milden Geistlichen, den er einst perhorrescirt hat, erwecken sein Gewissen aus dem künstlichen Schlummer, und als den hochgeachteten und unbescholtenen Mann nach drei Jahren die Bürgerschaft endlich zu ihrem Bürgermeister wählt und ihm dieses eben durch den Prediger Paul verkündigt wird, bricht er in das Bekenntniſs aus: »Ich kann nicht da sitzen, wo die Obrigkeit sitzt, meine Hand kann die Wage des Rechts nicht halten, denn sie ist blutig; ich gehöre nicht auf den Richterstuhl, sondern muſs vor ihm stehen, denn — hört es Alle — ich bin ein Mörder!«

Wird dem Hehler des Mordes, dem alten Orthodoxen, sein Gewissen jetzt endlich auch aufwachen? Keineswegs. Er geht geruhig seinem Berufe nach, besucht mit dem jüngern Kollegen sein Beichtkind im Kerker, und wird von diesem ehrerbietig aufgenommen. Und der sanfte Prediger Paul sagt gar zu dem Delinquenten: »Unser theurer Fürst, stets gerecht, aber auch stets gütig, wird Deine That gar wohl zu unterscheiden wissen von

Digitized by Google

andern Thaten, mit denen sie nur den Namen gemein hat.« Glücklicher Weise stirbt der Verbrecher, ehe der gütige Fürst (denn von den Gerichtshöfen, von welchen doch vor Allem hier die Rede seyn sollte, verlautet nichts) den Mörder seines Weibes zu begnadigen Gelegenheit hat.

Möge es dieser Ausstellung nicht so schlimm gehen, als dem Tadel der beiden Jünglinge hinter der Novelle, über welchen der Verf. sich so vernehmen läfst: »Ich hörte freilich wohl meinen Schmidt, meinen Schuster, meine Pastoren tadeln, aber es kam mir immer vor, als wäre das gar nicht mein Konrad, mein Wilhelm, mein Jakob, mein Paul u. s. w., so dafs ich freilich gelassen bleiben konnte. Ich habe Aehnliches schon sonst erlebt und manche Recensionen, die bei der Ueberschrift, in der Mitte, am Schlusse und auch sonst ausdrücklich und mit gesperrten Lettern erklärten, sie handelten von mir, wirkten durchaus nicht auf mich, weil ich das Schattenbild, dem der Recensent hier meinen Namen gegeben habe, nicht kannte.«

Franz Horn's Buch ist, wie Hrn. von Rumohr's zweiter Novellenband, in Abende eingetheilt; es sind deren sechs, die ebenfalls von einer gebildeten Gesellschaft, nur in viel mannichfaltigeren Gesprächen verbracht werden. So finden wir denn eine gute Anzahl von Gegenständen vor, zwischen und hinter den Novellen mit der bekannten Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Verfassers besprochen. Es enthält der erste Band unter anderem ein anziehendes Gespräch über die sprüchwörtlichen Ausdrücke »deutscher Michel, Vetter Michel, Hausmann, Küchenmeister Schmalhans;« eine Abhandlung über Lob und Tadel der Deutschen, in welcher Luther, Lessing, Göthe, Herder, unter dem Gesichtspunkte abgehandelt werden: »Was haben die Deutschen von ihnen gelernt?« Ein Anfang dieses Gesprächs verbreitet sich geistreich über Schillers Verhältnifs zur griechischen Literatur. Der Schlufs des Buchs ist einem altdeutschen Bilde, die heiligen drei Könige vorstellend, gewidmet, dessen Urheber, Johann Schwarz, zwar nicht in die erste Reihe der grofsen Kunsthelden zu setzen ist, aber doch neben Hemling, van Eyck u. s. w. genannt werden kann.

Im zweiten Bande finden sich feine Gespräche über die Horen und Lorenz Stark. »Es war doch eine herrliche Zeit,« sagt Hr. H., »als Jean Paul durch seine unsichtbare Loge, und seinen Hesperus die deutsche Poesie wieder in neuer Blüthe hatte erscheinen lassen, als Fichte in seiner Wissenschaftslehre mit Tita-

Digitized by Google

nenkraft, und zwar mit beglückter, das innere Wesen der Philosophie in seinem schaffenden Lichtglanz zeigte, und Schiller vereint mit Göthe, Herder, Jakobi u. s. w. durch die Horen das gesammte Deutschland zu einer sinnvollen Melodie des Lebens hinzaubern wollte. . . Nur möge der jüngere Leser, der jene Periode nur aus Büchern kennt, ja nicht glauben, man habe jene Männer und ihre Unternehmungen mit offenen Armen empfangen.« Dafs dies keineswegs geschehen, wird dann im Folgenden nachgewiesen. Auf die Beurtheilung des Lorenz Stark folgen Winke über die Brüder des Terenz, über Regnard, Holberg, Lessings frühere Dramen, Adolph Klotz, Leisewitz und sein Drama. Besonders interessant ist der Abschnitt »kritische Versäumnisse in Beziehung auf Göthe und Jean Paul« (S. 77 ff.). Wir heben aus ihm folgendes beherzigenswerthe Wort aus: »Es giebt fast kein Gedicht in der ganzen herrlichen Reihe der Göthe'schen Werke, das nicht Spuren einer sorglich feilenden Hand trüge. . . Wäre es nicht eine schätzbare, für Dichter und Kritiker überaus nützliche Arbeit gewesen, wenn man eine genaue Vergleichung der Göthe'schen Werke nach den verschiedensten Ausgaben unternommen hätte? Mich dünkt, selbst die in Uebermuth erstarrten und eingefrorenen Poeten, die sich gleich von vorn herein für neue Jupiters und Apollo's halten, hätte doch eine leise Schamröthe überfliegen müssen, wenn sie das edle Ringen und treue Arbeiten an sich selbst bei Göthe gewahr geworden wären.« Eine grofse Strenge gegen sich selbst weist der Verf. auch bei Jean Paul nach.

Die letzten Bogen des zweiten Bandes (S. 182—234.) füllt eine gehaltvolle und vieles weniger Gekannte unter neuen Gesichtspunkten zusammenstellende Abhandlung »Ueber deutsche Briefsteller, mit besonderer Beziehung auf Gellert's, Forster's, Baggesen's Briefsammlung.« Dann folgt ein Anhang von Epigrammen und Sprüchen.

Franz Horn geht auch in diesem Buch in Form und Einkleidung seiner Gedanken den einmal angenommenen Gang, ohne sich zu Veränderungen zu bequemen, welche seinen Schriften bei dem dermaligen Zeitgeschmack leichter Eingang verschaffen könnten. In unsrer Zeit, wo sich jeder Leser in das objektive Leben wirft, und für irgend ein Zeitinteresse, sey es ein politisches oder ein literarisches!, persönlich mitwirkt, sich vielleicht für ein solches aufopfert, will man es einem Autor nicht recht mehr gestatten, seine stille Individualität mit Gemächlichkeit vor

Digitized by Google

uns auszubreiten. Daran kann sich unser Verf., der mit seiner besten Lebenszeit einer andern Tendenz angehört, nicht gewöhnen; er kleidet auch diejenigen Erfahrungen und Reflexionen, die von seiner Subjektivität unabhängig sind, in dieses subjektive Gewand. Gewifs hat er eben darum warme Freunde; er verdient sie um seiner selbstständigen Eigenthümlichkeit willen, und Ref. rechnet sich seit Jahrzehenden darunter. Aber die Masse von Lesern verlangt die Gewohnheiten der Gegenwart, und selbst das Wahre und von Formen Unabhängige kann sich nur dann allgemeine Aufmerksamkeit versprechen, wenn es zum wenigsten die zufälligen und in nichts Wesentlichem begründeten Gewohnheiten der Vergangenheit abgelegt hat. Und so erschwert vielleicht auch dieser Schrift hier und da der Ton ihrer Gespräche und Erzählungen die verdiente Anerkennung.

G. Schwab.

Novellen von E. Ferrand. Berlin, Stuhr. 1835. 8. 216 *S.*

Vorliegender Sammlung können wir nicht zu viel Gleichgültigkeit gegen den Zeitgeschmack vorwerfen. Der sehr talentvolle Verf. fröhnt vielmehr demselben oft gegen seine bessere Natur. Diese hat ihn mit einem reinen Jünglingsherzen, einem feinen Gefühle für das Wahre, Rechte, Edle, mit sichrem Takt für alles Episch-lyrische, auch mit objektiver Auffassungs- und Darstellungsgabe ausgestattet, und er brauchte nur diese Talente auf eine unbefangene Weise anzuwenden und zugleich durch die Kunst zu regeln, um auch in diesem neuen Gebiete, in welchem er sich hier versucht, die Aufmerksamkeit auf sich zu kehren. Aber die neueste Mode verführt ihn, das Interesse der Leser mehr durch gräfslichen Effekt, als durch Natürlichkeit und Wahrheit in Erfindung und Darstellung erzwingen zu wollen, und so sind seine Novellen, bei den vortrefflichsten Elementen, zu meist gräfslichen Geschichten geworden, in welchen von einer spannenden Exposition, fast immer mit einem Sprunge, zu einer entsetzlichen Katastrophe übergegangen ist. Hoffentlich überlebt die kräftige, geistige Constitution des jungen Dichters, die Krise einer poetischen Krankheit, die uns das Ausland zugesendet hat.

Das Bändchen enthält acht Novellen, die demnach alle nur von geringem Umfange sind. Schon dafs der Verf. so kurz zu seyn versteht, erregt ein sehr günstiges Vorurtheil für ihn, denn

Digitized by Google

hinter jenen breiten Ausführungen und jenem Kostumesdetail vieler Novellenschreiber ist oft nichts weniger als ein poetischer Kern verborgen, während dagegen mehrere der Erzählungen des Hrn. Ferrand analysirte Romanzen oder freie Entwürfe zu derlei künftigen Gedichten zu seyn scheinen.

Die erste Erzählung, »die Rosen,« zeigt uns einen Jüngling, welcher der schönen aber seelenlosen und auch halb treulosen Geliebten satt ist, und ihr dieses mit bittrer und stürmischer Leidenschaft selbst gesteht. Dann eilt er an einem thauigen Tage des ersten Frühlings, mit einer Rose, die der Zitternden entfallen ist, nach dem Kirchhofe, zu dem Grabe seiner Eltern und empfiehlt dem Gräberwächter den noch schlummernden Rosenflor auf demselben. »Wenn ich einst hier schlafen sollte, so pflanze auch Rosen auf mein Grab!« Zu dem Ende reichte er ihm die goldgefüllte Börse (!), und nimmt Abschied. — An einem blauen Sommernachmittag besucht ein junger Mann mit einem Mädchen von ausgezeichneter Schönheit die blumenbedeckten Gräber. »Wer ruht hier, Todtengräber, so abgelegen von den andern Gräbern, unter diesen Rosen,« fragt er. Die Schilderung läfst keinen Zweifel, das Mädchen zittert, es ist das Grab ihres ersten Geliebten. Der Bräutigam begleitet sie nach Hause und kehrt zu dem Grabe zurück. »Alter,« sagt der Bräutigam, »Du mufst mir einen Theil dieser Rosen ablassen.« — »Behüte und bewahre, lieber Herr! Diese Rosen gehören nicht mir. Sie sind das letzte Eigenthum des Todten dort unten.« — »Deshalb sey unbesorgt,« lacht Jener, »der Todte wird Dir gewifs nicht zürnen. Auch er war einst mein guter Freund, und seine ehemalige Braut, jetzt die meine, ist die Dame, welche Du sahst. Für sie will ich diese Blumen.« Mit Gold entlockt er dem widersprechenden Alten ein Körbchen mit Rosen. Diese Rosen im Busen und Haar der Braut senden mit ihrem Duft am Hochzeittage Geister der Erinnerungen in das Herz. Ein Fieberschauer ergreift sie mitten unter dem Tanze. Nach wenigen Tagen ruft der Rosenduft ihren Geist vom Krankenlager ab und sie liegt neben dem ersten Geliebten begraben.

Alle Eindrücke der Jugendliebe und Jugendeifersucht sind in dieser kleinen Romanzennovelle mit dem Feuer der Wahrheit geschildert; diese alten und ewigen Gefühle bleiben immer jung und neu, das Lachen der Ironie und Verzweiflung aber, das der Erzählung gegen den Schlufs beigemischt ist, obgleich in unsrer deutschen Poesie erst von gestern, ist doch schon abgedroschen

Digitized by Google

und abgeschmackt, weil es uns von allen Seiten her im Ueberfluſs und bis zum Ekel aufgetischt worden ist, und keine innere Wahrheit hat.

Die zweite Novelle, Hebe, führt jenen Namen ganz uneigentlich; sie enthält die Traumrhapsodie eines Jünglings, der im Genusse die Vergänglichkeit ahnt und vor ihr schauert.

In der dritten Erzählung, welche den Titel »das Ideal« führt, sehen wir mit ergreifender Wahrheit einen jungen Mann geschildert, dessen Liebe sich zwischen eine geistreiche, hochgebildete, blendend schöne Geliebte, Antonie, und ein holdes, unschuldiges Kind, Anna, die ihm im Leben erst später entgegengetreten ist, theilt. Dies entdeckt Albert, sein vom Leben abgeschliffener Freund. »Der Thor,« murmelt er, »er liebt, er liebt! Und nicht die kalte, blendende Antonie ist es, die er liebt; Anna liebt er, ohne es recht zu wissen. Er wagt es nicht, sich dies Gefühl klar zu machen; das holde, unschuldige, natürliche Mädchen hält er seiner hochgeschraubten Gefühle für unwürdig. So schmückt er nun das liebliche Kind mit prunkenden Fetzen von seinen abgeschmackten Kinderträumen auf, und nennt das also lächerlich verputzte Ideal, sein heiliges Ideal. Er begreift nicht, daſs für Anna's klare Stirn ein modernes Stirnband, wie man es jetzt trägt, unendlich besser paſst, als die matte Aureole, die er in Gedanken um ihr blondlockiges Köpfchen schlingt. Anna begreift ihn nicht, Anna kann ihn nicht begreifen. Was wird das Ende der Narrheit seyn?«

Dieses Ende zu bestimmen war in die Hand des Dichters gelegt. Er führt seinen Edmund zu Anna und überläſst sie ihm zum Küssen und zum Quälen. Ihn entzückt ihre Unschuld und peinigt ihre Prosa. Er wirft ihr vor, daſs sie seine Poesie nicht versteht, und sie hält ihm entgegen, daſs er keinen Strumpf stricken kann. »Du bist doch ein wunderlicher Mensch, so ganz anders, als andere, Albert zum Beispiel!« — »Albert! Albert,« erwiedert der Geliebte, »ist ein Alltagsmensch, keines höheren, tieferen Gefühls fähig. Er lebt nur für die Erde, er sucht die armen niedern Freuden der Erde, ohne lange zu wählen. Die Macht der Gewohnheit und der Jugendfreundschaft verbinden uns, doch bedaure ich ihn, und er hält mich für einen Thoren, der über seine Träume vergiſst, das Glück zu erfassen, wo es sich ihm bietet.« Am Ende erklärt er seiner Anna, daſs — er ein Dichter ist, daſs er nicht zum Ehemann taugt, daſs er nie heirathen wird. . . Als Anna staunt, nicht begreift, ver-

Digitized by Google

zweifelt, schliefst er sie in die Arme und fleht: »Vergieb mir: Ich war ein Thor — sey mein Weib!« Doch bezwingt er sich und geht nach seiner Wohnung.

Die letzte Scene erzählt der junge Dichter seinem Freunde Albert. Albert greift nach dem Hute. — »Wohin?« — »Zu Anna!« — Einige Zeit darauf erhält Edmund einen Brief Anna's und reifst mit bebender Hand das Siegel auf. Er liest, glühendes Roth färbt seine Wangen — »Treulos!« ruft er, zerknittert den Brief mit der Hand und bestellt Postpferde.

So weit ist Alles in der Ordnung, natürlich und psychologisch beglaubigt. Aber in der Katastrophe huldigt der Dichter wieder der Effektsucht. Nach Monaten begegnen sich die Freunde wieder. Antonie ist verheirathet, Edmund hat ihr *selbst das* Hochzeitgedicht gemacht, und will für seine Person Anna zum Weibe nehmen. Eben entwickelt er diesen Entschluss seinem Freunde, als Anna in einem prächtigen Gallawagen vorüberfährt. Sie ist die Maitresse eines Grafen geworden. Wie das gekommen ist, erzählt Albert seinem Freunde ganz gemüthsruhig. »Ich liebte,« sagte er, »ich hatte nie zuvor geliebt, das fühl' ich jetzt. Ich bin, was die gewöhnlichen Leute einen liederlichen Taugenichts nennen, und ich bin es kalt und ruhig, nicht hingerissen von den Lockungen der Sinnlichkeit, von der Macht des Augenblicks, ich bin es mit voller Klarheit des Geistes und — weil ich eben in solcher Ungebundenheit das Glück des Menschen suche, — mit vollkommen ruhigem Herzen. Aber jetzt liebte ich. Hätte Anna mich geliebt, ich wäre anders geworden (?); ich hätte sie geheirathet, ich wär' ein solider Hausvater geworden u. s. w. Hahaha! ja, ja, so dachte ich, denn ich liebte; aber Anna liebte Dich! ... Ich duldete die Pein der Verbannten. Aber Du .... Du stiefsest ihr liebendes Herz zurück, sie begriff Dich nicht; Du sahst ihre Thränen und eiltest fort, um elende Verse niederzuschreiben — ich jauchzte und hätte Dich doch ermorden mögen, weil Du dem Mädchen, das ich liebte, weh gethan. ... Ich eilte zu ihr, tröstete als Freund, sprach als Liebhaber.« Weil aber Anna ihren Edmund doch noch liebte, so begnügte sich Herr Albert, sie zu verführen und zu vergessen.

Die Novelle endet damit, dafs Edmund seinen Freund zu einem Pistolenduell nöthigt. »Beide schossen, und Beide stürzten todt zu Boden. Edmund hatte beide Pistolen geladen.«

Digitized by Google

Die vierte Novelle, „Eine Stunde“ betitelt, enthält wieder einen Traum, in welchem ein moderner Jüngling voll Lebenssattheit und Ironie von einer trostlosen Zukunft träumt, wie er sie immerhin verdienen mag. »Die Stube ist kalt geworden,“ spricht der Erwachte; Brr! mich friert. Ich will noch ein Glas Grog trinken und dann schlafen gehen.«

»Der Ring,“ die fünfte Novelle, besteht, wie die erste, nur aus Anfang und Schluſs »Exposition: Ein junger Mann tritt mit einem glühenden Mädchen aus dem Tanzsaal in den duftigen Garten. „Bemerktest Du,« spricht er, „an dem Pfeiler neben der Thür den blassen Mann, der so starr den Blick auf Deine bräutliche Schwester gerichtet hatte? ... Er liebt sie, und nun ist sie mit einem Andern vermählt.“ Der Sprecher selbst aber, Albert, muſs Klara, seine Geliebte, verlassen; er ist arm und die Eltern werden nie in die Verbindung willigen. Dennoch schwört er der Mistrauenden ewige Liebe. Sie tauschen Ringe, sie trennen sich. — Katastrophe: Jener unglückliche Liebende, Lothar, hat die treulose Geliebte, und Klara den treuen Geliebten vergessen. Sie ist Lothar's Braut; sie steht mit ihm vor dem Altare. Da fallen zwei Schüsse, der erste wirft die Braut nieder; mit dem zweiten hat sich der Mörder Albert getödtet. In Klara's Brust findet man, statt der tödtlichen Kugel, einen goldnen zusammengedrückten Ring.

In der »Jugendliebe« der sechsten Geschichte, hat ein junger Mann den Gegenstand seiner ersten, reinen Jugendliebe als Buhlerin wieder gefunden. Er berauscht sich mit ihr, die ihn einst von sich gestoſsen und nicht wieder erkannt hat, an einem lüsternen Abend in den Erinnerungen seiner Jugend, nachdem er sich und sie mit einem langsam wirkenden Tranke vergiftet hat. Dann umfaſst er sterbend die Sterbende. »So — so — Brust an Brust — Mund an Mund —«. Und dann ertönt wieder das abscheuliche „Hahaha!« jenes Gelächter der Hölle, mit dem die jüngste Literatur Alles würzen zu müssen glaubt. Diese Erzählung ist am wenigsten Herzenseigenthum des Verfs. Sie könnte perfekt eine Uebersetzung aus dem Französischen seyn.

»Die Glücklichen,« heiſst die siebente Novelle, die auch allein einen glücklichen, wenn auch sittlich keineswegs befriedigenden Ausgang hat. Ein Allzuglücklicher ist seiner sanftmüthigen Frau satt, und zankt und liebelt mit ihrer pikanten Schwester. Erst als auf seine Veranlassung und fast Veranstaltung sein Ju-

Digitized by Google

gendfreund die Frau entführt hat, erkennt der Geschiedene schmerzlich ihren Werth, vermählt sich jedoch mit der Schwester. „Er bedeckt die Hand mit Küssen — er sank zu ihren Füfsen nieder — eine heifse Thräne fiel auf die Hand, und laut auflachend rief er: Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen!«

Die achte und letzte Novelle: »das Gelübde« ist die vielversprechendste; d. h. sie verspricht nicht nur viel von sich, was sie leider am Ende nicht hält, sondern auch vom Verf., was er hoffentlich halten wird. Denn zwei Drittel derselben zeigen, wie tief der gewifs noch junge Dichter in das menschliche Herz und in die Lebensverhältnisse zu blicken weifs, und wie getreu und doch voll Dichterphantasie er wiederzugeben vermag, was er gesehen hat. Hier den Hauptinhalt:

Sir Robert, ein reifer, lebenserfahrner Mann, ist der Bräutigam eines 16jährigen, schönen, deutschen Mädchens. Nur ungern verschiebt er, auf des Vaters und der Braut Bitten, die Hochzeit um einen Tag, wegen unaufschiebbarer Geschäfte des Vaters. Als er eingewilligt und sich entfernt hat, spricht Julia offen mit Walther, ihrem Vater: »Gern hätte ich noch mit ihm« (Sir Robert), sagt sie, »gesprochen. Ich glaube ihm ein offenes Bekenntnifs schuldig zu seyn. Sie wissen, mein Vater, dafs ich Eduard liebe, dafs ich dieser Liebe entsagen, und des Ungeliebten Gattin werden will. Wäre dieser ein gewöhnlicher Mensch, so würde ich von der Vergangenheit geschwiegen und kalt meine Pflicht erfüllt haben; doch Sir Robert ist ein edler Mann, den ich achte; ich mufs ihm sagen, dafs ich ihm mit meiner Hand nur ein getheiltes Herz bringen kann, dafs ich aber ringen werde, ihm einst eine liebende Gattin zu seyn. Was Sie mir sagen können, mein Vater, das hab' ich mir längst gesagt. Eduard ist ein schwacher, unbedeutender Mensch, ohne Charakter, ohne höhere, geistige Eigenschaften. — Aber ich liebe ihn. Ich weifs gewifs, ich werde dies Gefühl mit der Zeit bezwingen, unterdrücken; aber nur mit der Zeit. Haben Sie Geduld mit mir.«

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 76. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

E. Ferrand, Novellen.

(Beschluss.)

Walther lobt die gehorsame Tochter, und diese nimmt schmerzlichen Abschied von dem bisherigen Geliebten. Eine neue Scene eröffnet sich. Am Ufer eines Stromes sitzt ein zufriedener Mann von mittleren Jahren, seine Blicke gleiten durch die einsame Gegend, und scheinen auf der Häuserreihe eines kleinen Dorfes zu weilen. Es ist an einem Sonntagsvormittage; Glockentöne klingen verhallend durch die helle, warme Luft aus der nahen Stadt herüber. Da kommt ein Andrer, ein hoher Mann, langsam am Ufer daher. Seine Augen sind auf den blauen Wasserspiegel gerichtet. Er will sich ertränken, da fasst ihn der Andere kräftig am Arm, und zwei Jugendfreunde sind es, die sich erkennen. »Es mag jetzt wohl über zwanzig Jahre seyn,« so erzählt Wilibald seinem Freunde Robert, »da befand ich mich in einer ähnlichen Lage. Ich liebte ein Mädchen. Mein theuerster Freund, der mir in allen Neigungen sehr ähnlich war, gab hinter meinem Rücken von dieser Sympathie unsrer Seelen meiner Geliebten Beweise, von denen ich vermuthen durfte, dass sie bald für sich sprechen, oder vielmehr für's Erste nur lallen würden. Diese so gewöhnliche Begebenheit empörte mich auf's Höchste — ich fluchte der holden Aurelie, und dem guten Robert. . . . Zu gleicher Zeit traf mich wo möglich ein noch härterer Schlag. Ich hatte nämlich vor Kurzem mehrere Bände Gedichte, Tragödien, Erzählungen in die Welt geschickt, und fühlte schon einen unsichtbaren Lorbeerkranz mein stolzes Dichterhaupt umsäuseln, als mir eine Recension dieser meiner sämmtlichen Werke zu Gesicht kam, in der mir sonnenklar bewiesen wurde, dass ich nicht mehr und nicht minder, als ein ziemlich unbedeutender Nachahmer unsterblicher Geister sey. Ich war überzeugt, und ging geraden Weges aus dem Kaffeehause, wo ich jene Kritik gelesen hatte, hinaus vor's Thor, um dort im kühlen Strom den bittern Schmerz doppelter Täuschung zu versenken. Ich stand am Strom . . . Ich raffte mich zusammen und rannte rasch mit geschlossenen Augen in den Strom. Das

Digitized by Google

Wasser ging mir über die Schultern, da streifte ein lauer Abendwind durch meine Locken, da schlug ich noch einmal das Auge auf. O Gott, nie vergefs' ich diesen Augenblick! Ich sah die grünen Fluren vor meinem Blick verfliefsen, ich sah in den blauen unergründlichen Himmel, — dort stand, blafs wie ein Wölkchen, die Mondessichel, dort glühten die wunderlich geformten Abendwolken zauberisch im Strahl der sinkenden Sonne — Thränen traten in meine geblendeten Wangen. — « Kurz die Lebenslust regte sich, sie siegte. »Robert, da hab' ich Dir verziehen, da hab' ich Aurelien verziehen, ja« — er lächelte — »selbst meinem Recensenten hätt' ich freundlich die unbarmherzige Hand drücken können.« Nachdem Robert den Freund um Verzeihung gebeten, führt der letztere ihn in das Fischerdörfchen in sein Haus. »Sie traten in ein einfaches, ländlich eingerichtetes Zimmer. Bücher, Journale, Schreibereien lagen auf den Stühlen und dem Schreibepult« Am Fenster sitzt eine Frau mit eingefallenen Wangen, die bei Roberts Anblick erglüht. »Aurelie!« murmelt Robert. — »Ist sie Deine Frau?« — „Ich konnte ihr verzeihen," erwiedert Wilibald, „ich konnte sie noch immer lieben, ich konnte, der selbst Arme — denn was für Schätze besitzt ein deutscher Schriftsteller? — mich der Armen und ihres Kindes annehmen — ach, das Herz ist so reich an Liebe und Mitleid! — Aber nimmer vermochte ich, die zu heirathen oder nur liebend zu berühren, die die — eines Andern war, wenn dieser Andere auch mein liebster Freund gewesen ist!« Ein zierlich gekleideter junger Mann tritt ein; es ist Eduard, Juliens Geliebter, dem sie entsagt hat, ihres Bräutigams und Aureliens Sohn. Erkennung. Sir Robert ermannt sich; er handelt mit moralischer Kraft. »Ich weifs, Aurelie," spricht er, dafs Sie mich hassen; dennoch bitt' ich Sie, um unsers Sohnes willen, meine Hand, die ich Ihnen jetzt biete, nicht zurückzuweisen. Von Aller Bitten bestürmt, spricht Aurelie mit bebender Stimme: »Ich bin bereit.« So werden sie getraut. Robert ist wunderbar heiter. Eduard erwartet Julien; auch sie sollen ein Paar werden. Man meint schon, die moralischen Motive haben in dieser auf Lebens- und Gemüthswahrheit gegründeten Geschichte den Sieg davon getragen. Robert werde ein Mann bleiben. Er werde mit Resignation sein Schicksal tragen, oder die edlere Menschennatur werde in ihm und Aurelien das nicht unerhörte Wunder einer Einigung und Aussöhnung der Gemüther bewirken. Aber dem ist nicht so. Auch diese Novelle, das ge-

Digitized by Google

sundeste Kind seines Geistes, läfst der Verf. auf einmal in epileptische Zuckungen gerathen; unter Hohngelächter und Heulen stürzt auch sie zusammen und endet, wie die meisten andern, mit dem Knalleffekte der Pistole. Robert erschiefst sich und hinterläfst ein Tagebuch voll Lebensekel und Verzweiflung. Julie und Eduard werden ein Paar. Es ist nicht gesagt, ob Roberts Ende nicht wenigstens auf den charakterlosen Sohn einen nachhaltigen, moralischen Einfluſs äufsert, und diesen zu einem andern, der Liebe Juliens würdigern Menschen macht.

Leben wir denn so gar in einem Jahrhunderte des Verdrusses und der sittlichen Auflösung, daſs unsere edleren Talente nichts Besseres thun können, als im Roman und in der Novelle, diesen Spiegeln des geselligen Lebens, uns Irrbilder der Verdorbenheit, des Unglaubens und der allgemeinen Hoffnungslosigkeit vorzuhalten? Es ist wahr, groſse Erwartungen unsers öffentlichen Lebens sind getäuscht worden, und der Mangel an Nationalwürde und freier Volkskraft, mag hier und da, zumal in den höheren Ständen, auch lähmend und zersetzend, auf die Verhältnisse des Privatlebens zu wirken beginnen. Aber blicken wir auf die Masse unsres Volkes, in dem gewifs auch sein Kern steckt; ist es nicht ein Volk noch reich an Glauben und Sitte, kräftig und der Leidenschaft zugänglich, aber auch den Zügel der Vernunft noch ertragend? Hier wäre ein Feld, wo der Roman- und Novellendichter Motive und Stoffe genug finden könnte, die neu wären, ohne unnatürlich zu seyn. Warum denn immer nur der Fäulniſs verdorbener Menschenklassen und Lebensverhältnisse sich zuwenden, wo so viel gesundes Leben zu studieren und zu schildern übrig bleibt! Daſs diese Fragen und Vorwürfe nur an einen Dichtergeist gerichtet werden können, versteht sich. An einen andern sich mit ihnen zu wenden, kann keinem vernünftigen Recensenten einfallen.

G. Schwab.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

HISTORISCHE LITERATUR.

Eine Reihe von Fortsetzungen früher angezeigter, oder doch anzuzeigender Werke werden Ref. mitgetheilt, er will daher, so gut dies in der Eile geschehen kann, vom Inhalt derselben nach einer flüchtigen Durchsicht Nachricht geben.

Unter diesen Fortsetzungen findet er zuerst die letzten Lieferungen (XI. XII.) von Vehse's chronologischen Tabellen. Er enthält sich des Urtheils darüber, weil er die Redaction dieser Blätter ersucht hat, die genaue Beurtheilung des nun vollendeten Werks einem praktischen Schulmanne zu übertragen.

Ferner ist ihm von den

Scriptoribus rerum Silesicarum. Breslau 1835.

des Herrn Geheimen Archivrath Stenzel die zweite Lieferung zugekommen, welche den ersten Band vollendete. Ref. hat die erste Lieferung früher angezeigt, und die Verdienste des würdigen und gelehrten Herausgebers gepriesen. Diese Lieferung umfafst den Schlufs oder besser, den zweiten Theil des Catalogus Abbatum Saganensium, nebst einem sehr brauchbaren Register über den ganzen ersten Band. Der Hr. Geheime Archivrath Stenzel ist als ein so guter Kenner und kritischer Prüfer der Urkunden des Mittelalters bekannt, dafs Ref., der darin weit hinter ihm zurücksteht, es nicht wagt, etwas Anderes zum Lobe der neuen Arbeit hinzuzusetzen: als dafs sich Hr Stenzel durchaus treu geblieben ist. Ref. hofft und harrt jetzt zunächst die Vollendung der preufsischen Geschichte von dem Hrn. Geh. Archivrath zu erhalten, und wird sich beeilen, diese anzuzeigen, weil er viele, ihm gerade jetzt sehr nöthige Belehrungen daraus zu schöpfen hat.

Die Erscheinung der

Geschichte der Deutschen nach den Quellen von J. C. von Pfister. 5ter Theil. Hamburg. Perthes. 1835.

zeigt Ref. mit aufrichtigem Schmerz über den Verlust eines unserer ersten und würdigsten Historiker an. Der Verf. war so bescheiden bei seiner tiefen und gründlichen Gelehrsamkeit, dafs er es ganz freundlich aufnahm, als Ref. im Archive ganz offen gesagt hatte, dafs er vieles Wesentliche nicht im Materiellen, sondern im Formellen der früheren vier Theile vermisse. Er schrieb ihm, er erkenne dies an, werde aber eine deutsche Geschichte in einem Bande geben, worin das solle geleistet werden.

Digitized by Google

was Ref. wünsche. So redet nur ein wahrer Gelehrter, der im Bewufstseyn seiner wissenschaftlichen Verdienste über kleinliche Empfindlichkeit und Reizbarkeit erhaben ist. Wie sehr ist es zu bedauern, dafs des Verfs. Tod uns um eine deutsche Geschichte gebracht hat, die man jungen Leuten mit Zuversicht hätte empfehlen können! Wie die Sache jetzt steht, wird jeder Knabe und jeder Stümper an der allgemeinen und an der deutschen Geschichte zum Ritter und macht aus zwei Büchern ein drittes, indem er seine Naseweisheit für Philosophie an die Thoren und Kinder verkaufen läfst. Die Ueberschwemmung mit allgemeinen Geschichten aller Art ist nicht sowohl für die Wissenschaft nachtheilig, die sich entweder selbst helfen kann, oder auch keine Wissenschaft ist, als für das Leben, weil der grofse Haufe immer das Seichteste und Absprechendste vorzieht. Mit diesem 5ten und letzten Theil von Pfisters Werk ist uns aus demselben Verlage und zu derselben Sammlung gehörig, zugekommen:

Geschichte von Frankreich von Ernst Alexander Schmidt.

Dieser erste Band enthält siebenhundert und drei und achtzig Seiten und geht bis 1328. Wenn das so fortgeht, wird es eine hübsche Anzahl Bände geben. Dies ist das Einzige, was Ref. jetzt sagen kann, da er das Buch noch nicht aur Hälfte gelesen hat; auch nicht glaubt, dafs es zum Lesen, sondern zur Benutzung und zum Aufschlagen, wenn man eine historische Notiz braucht, geschrieben worden.

Aus dem Verlage von Scheible in Stuttgart erhält Ref. folgende, theils neu gedruckte, theils fortgesetzte Bücher, worüber er sich sehr kurz fassen kann, weil es entweder bekannte Sachen sind, oder verkäufliche Waaren, die nicht für das Tribunal der Gelehrten, sondern für den Markt des grofsen Publikums, welches diese Anzeigen nicht lieset, bestimmt werden, oder Artikel, die erst beurtheilt werden können, wenn das Ganze vollständig seyn wird. Zu den letztern gehören:

Maximilian Robespierre, von Dr. Heinrich Elsner. Erste und zweite Lieferung.

Ferner:

Friedrich der Grofse. Auswahl aus seinen Werken, von Theobald Chauber. Erste und zweite Lieferung.

Dann:

Der dreifsigjährige Krieg, Gustav Adolph und Wallenstein von E. A. Mebold.

Dies möchte unter diesen vielen Büchern leicht das beste seyn; was freilich nicht viel sagen will. Aber das vor uns liegende Heft der ersten Lieferung einer Geschichte des ganzen dreifsigjährigen Kriegs enthält vier Bogen und bricht mitten im Satze ab, was soll man damit anfangen?

Als Fortsetzungen erwähnen wir:

Langbeins sämmtliche Schriften. 5—7te Lieferung.

Geschichte des Kaisers Napoleons. 10te Lieferung.

Napoleons Feldzug nach Rufsland, übersetzt von Karl Courtin. 4te Lieferung.

Man sieht schon aus den Titeln, dafs sich darüber nichts sagen läfst, als was jeder Leser der Jahrbücher, die für das Publikum der Unterhaltungsblätter nicht bestimmt sind, sich leicht selbst sagen kann. — Wir erwähnen der beiden Hefte

Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten, von Dr. Heinrich Elsner. Dritte und vierte Lieferung.

zuletzt, weil wir dabei eine andere Nachricht geben können, die unser Publikum nicht wie die Anzeige des Scheible'schen Verlags, die wir gegeben haben, in allen Zeitungen und Wochenblättern von ganz Deutschland finden kann.

Ref. hat nämlich diesen Sommer von einem alten Freunde, einem gelehrten Nordamerikaner, der sich einmal in Berlin, Göttingen und Heidelberg lange aufgehalten hat (nicht als Student); seitdem aber als Direktor einer grofsen Anstalt und als Historiker grofsen Ruf in Nordamerika erworben, auch Heerens Ideen und andere Bücher übersetzt hat, den ersten Theil eines grofsen Werks zugesendet erhalten, welches grofse Erwartungen erweckt, da wir über Amerika natürlich am liebsten den Amerikaner hören. Dieses Buch ist die:

History of the united States. From the discovery of the American continent to the present time. By George Bancroft. Vol. I. Boston. Published by Charles Bowen. London. R. J. Kennet. 1834. 508 *p. gr.* 8.

Dieser Band enthält die Geschichte von 1500—1660; man kann also noch eine Anzahl von Bänden erwarten und wird dann ein gründliches und dabei lesbares Originalwerk über die nordamerikanische Republik haben. Hr. Bancroft war schon vor sechszehn Jahren, als ihn Ref. persönlich gekannt hat, reif und vorbereitet, ein guter Schriftsteller zu werden, er hatte nicht blos die bedeutendsten Gelehrten Deutschlands längere Zeit gesehen, sondern ward auch von Staatsmännern, z. B. Wilhelm von Humboldt, sehr geschätzt und hatte den längern Aufenthalt in Berlin gut benutzt. Er hat nichts desto weniger eine geraume Zeit verfliefsen lassen, hat eine Reihe vorbereitender Arbeiten unternommen, ehe er den Vorsatz ausgeführt hat, Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, wir durften daher etwas Gründliches, zugleich aber Unterhaltendes und Belehrendes von ihm erwarten, und dieser Erwartung entspricht der vorliegende erste Theil ganz vollkommen.

Digitized by Google

Unter den uns mitgetheilten Fortsetzungen deutscher Werke finden wir ferner zunächst vier Hefte von

Deutschland und seine Bewohner, ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände. 2r Band in drei Lieferungen und des 5ten Bandes erste Lieferung.

Eine neue Geographie deutscher Staaten und Länder hätte, nach unserm Urtheil, wohl verdient, als Buch in Bänden und nicht als Marktwaare oder Scharteke in Lieferungen und Heften zu erscheinen. Da indessen auch Oken und Littrow diese Form nicht verschmähen, die uns, was man auch dafür sagen mag, eines Verlegers, der auf seine merkantile Bedeutung Werth legt, eben so unwürdig scheint, als eines Schriftstellers, der sich selbst achtet, so mufs Ref. wohl durch Gefühl oder Vorurtheil in diesem Punkte irre geleitet seyn.

Von den

Dorpater Jahrbüchern für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rufslands,

liegen des vierten Bandes sechstes und des fünften Bandes erstes Heft vor Ref. Im Anfange des sechsten Hefts des vierten Bandes findet man die Reise des Kaufmanns Athanasius aus Twer nach Indien, aus welcher schon Karamsin einen Auszug mitgetheilt hatte. Ref. griff begierig nach dieser Reisebeschreibung von 1468 u. f. J.; denn er hoffte darin, wenn auch nicht grade Nachrichten von Indien, doch Beiträge zur Kenntnifs der Russen des funfzehnten Jahrhunderts zu finden; allein er hat sich völlig getäuscht gesehen. Was von Indien vorkommt, ist sehr schwer zu verstehen, und man weifs weder, was man mit den Namen, noch mit den absurden Nachrichten anfangen soll; von sich selbst sagt Athanasius sehr wenig, aufser, dafs er einige Gebete vorbringt. Wir müssen also warten, bis uns ein geographischer Oedip das Räthsel der Namen gelöset hat, dann läfst sich vielleicht Einiges daraus ziehen, so wenig Beobachtungsgabe auch dieser russische Kaufmann zeigt. Zweitens folgt die Fortsetzung der aus armenischen Schriftstellern gezogenen Beschreibung des russischen Armeniens. Sehr interessant ist das dritte Stück, oder die von Hrn. Goldhammer aus dem Journal des Ministeriums des Innern gezogenen statistischen Nachrichten von Anordnungen der Regierung, Fortschritten der Industrie und öffentlichen Unternehmungen. Dieses in russischer Sprache verfafste Journal legt also gewissermafsen Rechenschaft ab, von dem, was für das Reich geschehen ist, Niemand wird daher verkennen, dafs man in Rufsland mehr wie anderswo auf dem Wege ist, mit der Zeit fortzuschreiten, und durch allmählige Verbesserung ein plötzliches Stocken oder gewaltsames Umwerfen zu verhüten. Wenn man vor zweihundert Jahren in Deutschland so gedacht hätte, oder so verfahren wäre, so würden wir jetzt viel weiter seyn,

Digitized by Google

als wir sind, und gewisse heftige Reibungen nicht vorfallen. Die Notiz des Hrn. Sartorius über die lutherische Gemeinde in Bukarest will nicht viel sagen. Am Ende des Hefts folgen die gewöhnlichen Nachrichten von den Sitzungen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, der russischen Journalistik u. s. w. Das erste Heft des fünften Bandes enthält auf den ersten zwanzig Seiten einen medicinisch topographischen Umrifs von Riga, dessen medicinischen Theil Ref. nicht beurtheilen kann, der aber in andern Beziehungen anziehend ist. Der Verfasser (Dr. Blofsfeld) giebt uns nicht blos von der Oertlichkeit, den klimatischen Verhältnissen und Dingen, die nur den Arzt oder den Sanitätsbeamten interessiren können, Nachricht, sondern er setzt uns in den Stand, Lebensweise und häusliche Verhältnisse zu beurtheilen, und giebt eine sehr gute Charakteristik der Bewohner der Stadt, und das zwar sehr gedrängt und auf wenigen Blättern; was bei der Schreibseligkeit unserer Zeiten auch ein nicht unbedeutendes Verdienst ist. Der russische Theil der Bevölkerung von Riga und die unter uns weniger bekannten Eigenthümlichkeiten der geringeren Classen, die sich dort zahlreich angesiedelt haben, werden besonders ausführlich, und, wie es uns scheint, sehr treffend geschildert. Auf diesen ungemein unterhaltenden und belehrenden Aufsatz folgt ein anderer eigentlich medicinischer, der also nicht in des Ref. Fach gehört. In dem dritten Aufsatz dieses Stücks dagegen giebt Hr. von Brewern ausführliche Nachricht von der in Moskau in russischer Sprache erschienenen russischen Bibliothek oder Sammlung von Materialien für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und alte russische Literatur, herausgegeben von Nikolai Polewoi. Hr. von Brewern berichtet uns, dafs der Unternehmer dieser Bibliothek eine bändereiche Geschichte des russischen Volks herausgegeben hat, und einer der Ersten gewesen, die es gewagt hätten, die Unfehlbarkeit Karamsins zu bezweifeln. Unter den von Hrn. von Brewern ausgehobenen und übersetzten Stücken dieser russischen Urkundensammlung ist uns besonders S. 38. die Verordnung des Metropoliten Misail aufgefallen, wodurch er in seiner Diöcese Bjelgorod den Einwohnern des Distrikts Kursk im Jahre 1673 ihre Volkslustbarkeiten als Reste des Heidenthums durch die Geistlichkeit verwehren liefs, und der Geistlichkeit gebot, diese Ermahnungen und Befehle oft vorzulesen und die Uebertretenden anzuzeigen. Diese Volkslustbarkeiten dauern nichts desto weniger bis heute in allen russischen Dörfern fort, und es wird vielleicht den Lesern interessant seyn, wie es Ref. war, zu erfahren, worin sie bestanden. Es heifst dort: »Die Kursker sollen alle Sonn- und Fest- und Heiligentage in die Kirche gehen, sollen während des Gesangs stehen, ruhig, ordentlich, aufmerksam seyn; hübsch alles thun, was die Pfaffen sagen, und während der Fasten fasten. Sie sollen zu den geistlichen Vätern in die Beichte gehen und zum h. Abendmahl, wer dessen würdig. Aber des übermäfsigen Trinkens sollen sie sich enthalten, und sollen keine Gaukler mit

Digitized by Google

Sackpfeifen und Geigen und auch keine Wahrsager in ihre Häuser zu Kranken und Kindern bringen, und auf Strafsen und auf Hochzeiten keine lästerlichen und greulichen Lieder singen und nicht anzen und nicht in die Hände klatschen; nicht allerlei teufliches Spiel hören; keine Faustkämpfe unter einander beginnen und auf keiner Art von Schaukeln sich schaukeln, und weder Männer noch Weiber Brett springen, und keine Larven vorlegen, keine Unordnungen machen und keine schmutzigen und lüderlichen Worte aussprechen.« Was übrigens die Sammlung selbst angeht, so scheint sie ohne Urtheil und verständige Auswahl gemacht zu seyn, wie aus den Andeutungen des Hrn. von Brewern hervorgeht. Sehr anziehend ist in diesem Stück der Jahrbücher die Nachricht von dem sogenannten Pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, dessen Bestimmung und Einrichtung man aus dem Namen schwerlich errathen würde. Man findet hier von S. 51 bis 68. über die Einrichtung und über die Vorträge vollständige Nachricht. Es scheint eine Art Normalschule, wie die Pariser, zur Bildung von Lehrern an höhern Lehranstalten zu seyn, und wenn ein junger russischer Professor der Geschichte aus Moskau, der Ref. diesen Herbst besucht hat, daraus hervorgegangen war, so entspricht es wenigstens im historischen Fache vollkommen seinem Zwecke. Hr. Lorenz aus Creuznach lehrt dort allgemeine Geschichte. In diesem Hefte giebt ferner S. 85. Hr. Iwanow eine kurze Anzeige der russischen grofsen Märkte mit der genauen Angabe dessen, was zum Verkauf hergeführt und dessen, was davon wirklich abgesetzt ward.

Die letzte unter den ihm mitgetheilten Fortsetzungen kann Ref. sehr kurz abfertigen, da sie ganz einer grundgelehrten Theologie angehört, von welcher er durchaus nichts sagen kann, da sie ihm seit vielen Jahren ganz fremd geworden. Er glaubt auch, dafs alle die gelehrten Stücke in dieser Zeitschrift durchaus nicht in der ungelehrten und etwas profanen Form einer Monatsschrift, sondern in Quart oder Folio hätten erscheinen sollen, wie doch auch wohl die *Dissertatio de doctrina Anselmi Cantuariensis de imagine divina* erschienen seyn wird. Sie nimmt in diesem Heft einer Zeitschrift nicht weniger als beinahe hundert Seiten ein. Wir hätten bald den Titel der gelehrten Sammlung vergessen. Er lautet:

Zeitschrift für die historische Theologie, herausgegeben von C. F. Ilgen, ordentlichem Professor der Theologie in Leipzig. Fünften Bandes zweites Stück.

Man findet hier zuerst die Uebersetzung einer holländischen Abhandlung über Kirchen- und Dogmengeschichte des Christenthums, wie wir sagen würden, denn schon der Titel ist im Original so wunderlich gedrechselt, dafs einem Angst wird vor dem Inhalt. Dann folgt eine lateinische akademische Rede; dann eine Abhandlung von etwa hundert Seiten von Bildern Gottes, von Heinrich Brauer in Marburg. Dann über des guten Scholastikers

Digitized by Google

Anselm Vorstellungen vom Ebenbilde Gottes wieder hundert Seiten. Grundgelehrt mag alles das seyn, wir wünschten aber doch, dafs die Theologen endlich einsehen lernten, dafs sie schlechterdings die goldnen Zeiten von der Einführung der Concordienformel bis auf Carpzov und Crusius, wo die Religion in der Theologie unterging, nicht zurückführen können und werden, wie sehr es auch das Ansehn haben mag, als wäre dies mit Hülfe von Stellen, Titeln, Orden möglich. Wir bemerken dies nur gelegentlich; denn es geht Hrn. Ilgen gar nicht an, der sammelt in der besten Meinung, was die gelehrten Theologen, Professoren und die es werden wollen, produciren, um das *quorsum haec* kümmert er sich nicht. Diese grundgelehrten Theologen eines Theils, scheinen so wenig als die scholastisch grübelnden abstracten andern Theils, oder die pinselnden, frömmelnden, schwärmenden, von Weibern, Heuchlern, Schwächlingen, Eiteln und einer gewissen Classe von Hofleuten begünstigten Eifrer auch nur zu ahnden, was den neuesten Feinden des Christenthums so viele laute und noch mehr stille Anhänger im Volk giebt. Meinen sie etwa durch Zetergeschrei und Verfolgung an sich unbedeutender, eitler, unwissender Leute dem Christenthum zu helfen? Das bedarf ihrer gelehrten oder heuchlerischen Hülfe nicht. Was weckte Lessing zum Kampf gegen die Theologie? Was machte den edlen und gelehrten Reimarus in dem damals zelotischen Hamburg zum Feinde des Christenthums und trieb ihn, die Fragmente zu schreiben? Was gab einem so gemeinen und verächtlichen Mann, wie C. F. Bahrdt, das grofse Publikum unter den soliden und religiösen Deutschen?

Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl. 1ster Jahrgang 1stes Heft. April bis Juli Juli 1835. *Lemgo. Meyer.*

Ref. glaubt unter den drei Herren, die sich am Ende jedes Bogens als Redactoren nennen, seinen alten Freund Schierenberg zu erkennen, und ist überzeugt, dafs ein so tüchtiger, gelehrter und verdienter Mann seinen Landsleuten nur Passendes und Nützliches zu lesen geben werde. Er findet diesen Glauben durch das vorliegende Heft von 208 Seiten bestätigt.

Da die königl. Gesellschaft der nordischen Alterthümer in Kopenhagen dem Ref. ganz neulich die Ehre erwiesen hat, ihn zum Mitgliede aufzunehmen und er schon seit vielen Jahren Mitglied der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst gewesen ist, so hält er für Pflicht, erst zwei neue Schriften der Mitglieder der Kopenhagener Gesellschaft, dann ein grofses und bedeutendes Werk, das die kurländische fördert, anzuzeigen. — Aus Kopenhagen erhält er

Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed, udgivet af det Kongelige Nordiske Oldskrift Selskab. Ander Binds. Forste Häfte. Kiobenhaven 1833.

Interessant sind die Bemerkungen über des Venetianers Zeni vorgebliche nordische Entdeckungen im sechszehnten Jahrhundert

Digitized by Google

(S. 1—35.) und eine anziehende Abhandlung über englische Schifffahrt und Handel nach Island im funfzehnten Jahrhundert von Finn Magnusen.

Von einem Mitgliede der Gesellschaft, Lehrer am Gymnasium in Lübeck, sind die

Beiträge zur Lübeck'schen Geschichte, gesammelt von Dr. Ernst Deneke Lübeck. Rohden. 1stes Heft. 42 *S.* 4*to.* 1835.

Ein recht nützliches Verzeichnifs der sämmtlichen Quellen und Hülfsmittel der Lübeck'schen, für Deutschland so ungemein wichtigen Stadtgeschichte, mit kurzen, sehr passenden und brauchbaren Bemerkungen des Verfs.

Von einem Mitgliede der kurländischen Gesellschaft ist der erste Theil einer vollständigen Sammlung sämmtlicher Geschichtschreiber und Chroniken der russischen Ostseeprovinzen herausgegeben worden, und jeder Freund der Geschichte wird gewifs den Kur- und Liefländern, die dies grofse Werk befördern, sehr dankbar zu seyn Ursache haben. Der Titel ist:

Monumenta Livoniae antiquae. Sammlung von Chroniken, Berichten, Urkunden und andern handschriftlichen Denkmalen und Aufsätzen, welche zur Erläuterung der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands dienen. Riga, Dorpat, Leipzig. Eduard Frantzen.

Dieser erste Theil führt auch den besondern Titel:

Thomä Hiärns Esth-, Lyf- und Lettländische Geschichte, nach der Originalhandschrift herausgegeben und im Drucke besorgt von Dr. C. E. Napierski u. s. w. Riga, Dorpat u. Leipzig. E. Frantzen. 1835. 442 *S. gr.* 4.

Mit grofsem Vergnügen zeigt Ref. zwei andere Schriften an, die ihm von der Baden'schen Schwesteranstalt, wenn gleich nicht von Professoren derselben zugekommen sind. Es ist hier nicht von Forschungen die Rede, sondern vom Gebrauch, von Anwendung der Geschichte. Wenn alle Lehrer der Geschichte die Bescheidenheit, die Richtung, den Takt, die Einsicht hätten, wie die Verf. der beiden anzuzeigenden Bücher beweisen, wie heilsam würde die Geschichte als Lehrerin des Volks wirken! Hier ist keine eitle Rhetorik, kein Sammeln des Neuesten, kein Ausskramen lächerlicher Gelehrsamkeit und eitler Hypothesen.

Das erste der Bücher ist:

Badische Landesgeschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Joseph Bader. Freiburg. Herder. 1835.

Es wundert Ref. sehr, dafs dieses verdienstliche Unternehmen nicht schneller vorrückt, da es von dem sehr bescheiden auftretenden Verf. sehr gut eingerichtet ist, von allen Gebildeten gelesen zu werden, ohne dem historischen Ernst und der Würde

der Sache durch Blumen und Rhetorik etwas zu vergeben. Es sind dem Ref. bis jetzt erst vier Abtheilungen oder 330 Seiten des Werks zugekommen, die er indessen mit grofsem Vergnügen über die Art, wie Hr. Bader seinen Plan einer Landesgeschichte ausführt, gelesen hat. Die Geschichte wird in diesen vier Heften bis gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fortgeführt und durch Karten und genealogische Tafeln erläutert. Die Angabe genauer chronologischer Bestimmungen, oder vielmehr häufige Rückweisung auf bestimmte Jahrszahlen könnte man vielleicht (wäre es auch nur unter dem Text) vermissen, der Verf. hat dies aber wahrscheinlich vermieden, um gewisse Leser nicht abzuschrecken. Es wäre sehr zu wünschen, dafs Hrn. Bader's Buch in vielen Händen wäre und schnell fortgesetzt würde, da es ganz geeignet ist, nicht blos gründliche Kenntnisse ganz verschiedener Art, Antheil am Lande und den Bewohnern desselben, sondern auch Eifer für das Studium der Geschichte überhaupt zu verbreiten. Ref. hält es daher für Pflicht, statt in eine Kritik einzugehen, die bei einem zu so nützlichem Zweck bestimmten Buche gar nicht angebracht wäre, dieses sehr nützliche, in einem würdigen Ton geschriebene Buch recht dringend zu empfehlen.

Das zweite Buch ist das

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schule und Haus von Dr. Joseph Beck, Professor am Gymnasium in Freiburg. Erster Cursus. Hannover 1835. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 164 S. und einige Tabellen.

Das Buch hat auch den Titel:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die untern und mittlern Klassen höherer Unterrichtsanstalten u. s. w.

Dieses Buch war Ref. besonders darum willkommen, weil er über die Art, den historischen Unterricht anzufangen und zu begründen, ganz und durchaus mit dem Verf. desselben einverstanden ist, und das Buch nicht allerlei Grillen der Gelehrten, Urgeschichten oder Hypothesen und Phantasien, oder Beweise der Gelehrsamkeit seines Verfs., auf Unkosten der Lernenden; sondern ganz einfach das wahrhaft Nützliche und Nothwendige enthält. Ref. möchte die ganze Vorrede abschreiben, weil er besonders über den stufenweise zu ertheilenden Unterricht ganz und durchaus mit dem Verf. übereinstimmt, und sehr wünscht, dafs dieser mit Festigkeit und Vertrauen das Werk vollenden, und geleitet von demselben Takt und derselben Erfahrung über das, was nützlich und was überflüssig ist, auch die beiden andern (höheren) Lehrcurse, die er ankündigt, recht bald herausgeben möge. Um den Lesern zu beweisen, dafs er nicht zuviel gesagt hat, will Ref., der übrigens den Verf. weder sonst kennt, noch je in einer Verbindung mit ihm gewesen ist, den Anfang der

Digitized by Google

Vorrede hersetzen, der Leser mag hernach das Buch vergleichen, und dann selbst urtheilen. Hr. Beck sagt:

»Es ist die Aufgabe der Geschichte, zu zeigen, dafs Alles, was der Menschengeist durch die verschiedenen Stufen seiner Entwickelung sich erarbeitet und errungen hat, nichts Anderes ist, als die fortschreitende Offenbarung Gottes im Leben der Menschheit selbst, oder die Erziehung und Heranbildung derselben zur Gottesähnlichkeit.« (Ref. bemerkt, dafs, obgleich Hr. Beck kein Hegelianer ist und er selbst um's Himmelswillen keiner seyn möchte, dieses doch nur wahr ist im Hegel'schen Sinn, den ihm einmal Hegel, als er noch sein College war, sehr klar entwickelt hat, und der ihm sehr einleuchtete. Die Exposition gehört hierher nicht. In jedem andern Verstande ist Erfahrung und Geschichte dagegen.) — Hr. Beck fährt fort:

»Wird daher die Geschichte als das, was sie wirklich ist, erkannt und studirt, so mufs sie auf das geistige Leben des Menschen den wohlthätigsten und wichtigsten Einfluss üben, und abgesehen davon, dafs sie Trägerin alles Wissens ist, leicht selbst mehr als der eigentliche Religionsunterricht den unmittelbaren Glauben an die göttliche Weltregierung und an die höhere Bestimmung der Menschheit, darum Achtung vor Menschenwürde und Sinn für Wahrheit und Recht erwecken und stärken. Und indem sie den Menschen sich selbst, seine Kraft und seine eigenthümliche Stellung zur Gesammtheit kennen und begreifen lehrt, weckt sie in ihm ebensowohl edles Selbstgefühl, als freudige Liebe zum Gemeinwesen, und ist so ein vorzügliches Mittel, ihn von den Alles verunreinigenden Banden der Selbstsucht erlösen zu helfen. Aber was ist aus diesem so wichtigen und herrlichen Unterrichtszweige in den Händen so Vieler durch verkehrte, entweder mechanisch objektive oder subjektiv räsonirende Behandlungsweise geworden,« u. s. w.«

Der Hr. Michelet in Paris hat die Güte gehabt, Ref. zwei Bände mitzutheilen, von denen er sich in den darauf geschriebenen beiden Zeilen nur den Traducteur nennt, weil er nur die verschiedenen Stellen aus Luthers Werken gesammelt und zusammengefügt haben will. Ref. und viele Deutsche mit ihm werden sich freuen, dafs sich Hr. Michelet, ein braver, thätiger Mann, so angelegentlich mit dem Deutschen beschäftigt und besonders, dafs er sich über Luther so specielle Auskunft zu verschaffen gesucht hat. Mehr darf Ref. nicht sagen, denn es wäre höchst unschicklich und schlecht angebracht, die Artigkeit des Hrn. Michelet durch eine Kritik zu vergelten, da Ref. ja nicht wissen kann, ob die Methode, die Hr. Michelet gewählt hat, Luther in Paris einzuführen, nicht dem Bedürfnifs und den Forderungen der Franzosen durchaus angemessen ist. Was indessen Ref. angeht, so weifs er nicht recht, was er aus dem Buche machen soll, in dem mitunter wunderliche Sachen vorkommen.

Digitized by Google

Er will daher die Kritik und sogar die nähere Anzeige des Inhalts Andern überlassen und setzt blos den Titel her:

Mémoires de Luther ecrits par lui méme. Traduits et mis en ordre par Michelet, Professeur à l'école Normale, chef de la partie historique des archives du Royaume, précedée d'un essai sur l'histoire de la religion et suivie des biographies de Wicleff, Jean Hufs, Erasme, Melanchthon, Hutten et autres prédécesseurs ou contemporains de Luther. 3 Volumes. 8vo. Paris, librairie classique de L. Hachette. 1835.

Schlosser.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT.

Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel von der Eidgenössischen Theilungskommission als bestelltem Schiedsgerichte. Nach den Akten herausgeg. und mit Anmerkungen begleitet. Erstes Heft. Aarau. 1834. — *Zweites und letztes Heft. Von J. Fr. v. Tscharner von Chur. Chur.* 1835. 8.

Rede bei der öffentlichen Feier der Wiederherstellung der Universität am 1. Oktober 1835. *im Chor der Münster-Kirche gehalten von W. M. L. de Wette, Dr. und Prof. der Theol. d. Z. Rector. Basel* 1835. 8.

Die von dieser Anzeige zuerst namhaft gemachte Schrift enthält einen vollständigen Abdruck der Processakten, welche über die Theilung des Vermögens der Universität Basel zwischen Stadt-Basel und Basel-Landschaft vor einem eidgenössischen Schiedsgerichte ergangen sind. Wir wollen nicht auf die Thatsachen, durch welche dieser Rechtsstreit veranlafst wurde, noch auf die Grundsätze, nach welchen er entschieden worden ist, zurückkommen, um nicht Wunden aufzureifsen, die kaum verharscht sind. Ein jeder bürgerlicher Rechtsstreit ist ein *bellum civile*. Nach wiederhergestelltem Frieden ist es gut, das Gesetz der Vergessenheit zu befolgen. Das Endurtheil des Schiedsgerichts, (es ist vom 6ten August 1834.) lautet so:

1) „Es ist das gesammte Universitätsgut mit Nutzen und Beschwerden, und unter der Verpflichtung, dasselbe seiner Bestimmung getreulich zu erhalten, dem Kanton Basel-Stadttheil allein und ausschliefslich zugetheilt;

2) Es ist der durch die bisherigen Schätzungen und Urtheile ausgemittelte Gesammtwerth von Fr. 621,060 (worin Fr. 78,000 auf die Sammlungen, Fr. 120,060 auf die Gebäude und Fr. 423,000 auf das Geldvermögen fallen), mit Hinzurechnung des in seinem Werthe noch nicht ermittelten Mobiliarbestandes, um fünfundzwanzig Procent herabzusetzen, und der sich ergebende Betrag als der definitive

Digitized by Google

Preis und als die von Basel-Stadttheil einzuwerfende und unmittelbar in Theilung fallende Summe festgesetzt;

3) Ist der Kanton Basel-Landschaft bei seiner Erklärung, das ihm zufallende Kapital einzig für höhere wissenschaftliche Anstalten zu benutzen und zu verwenden, feierlich behaftet.«

Uebrigens haben diese Processakten nicht blos ein örtliches oder vorübergehendes, sondern zugleich ein allgemeines und bleibendes Interesse. Denn in denselben werden mehrere eben so wichtige als schwierige Rechtsfragen gelegentlich erörtert; z. B. die Fragen von dem rechtlichen Wesen einer Gemeinheit, (*universitas*,) von dem Verhältnisse der Gemeinheiten zum Staate, von den rechtlichen Folgen der Spaltung eines Staates in mehrere.

Ref. geht zu einer Schrift erfreulicheren Inhalts, zur Rede des Hrn. Professors de Wette, über. — Schon der Vortrag des Redners ist anziehend. Wir lassen die Peroratio folgen: »So wollen wir denn, froher Hoffnung voll, die neue Laufbahn betreten, die uns eröffnet ist. Es ermuntert uns die gute Gesinnung der Regenten und Vertreter des Basler Volks, die weise, eifrige und kraftvolle Leitung der Studien-Behörden, die kräftige Mitwirkung zahlreicher Freunde der Wissenschaften, der gute Geist, welcher Lehrer und Studierende beseelt; doch lasst uns unser Vertrauen nicht auf Menschen setzen, soudern auf den, welcher die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche, der beides, das Wollen und Vollbringen wirket nach seinem Wohlgefallen, der zu dem, was Menschen pflanzen und begiefsen, das Gedeihen giebt! Möge der Gott des Lichtes, zu dessen Verherrlichung die wahre Wissenschaft, wie der Glaube und die Frömmigkeit, dient, die Liebe zur Wahrheit und geistigen Regsamkeit immer mehr unter uns wecken und nähren, Lehrer und Lernende mit seinem guten Geiste erfüllen, und im Strahle seines Lichtes jeden guten Keim entwickeln und heilsame Früchte der Wahrheit, Gerechtigkeit und aller Tugenden reifen lassen! Möge er unsre geliebte Stadt Basel immer mehr mit allen leiblichen und geistigen Gütern segnen, sie für alle erlittenen Unbilden trösten, Frieden und Wohlergehen in ihren Mauern wohnen lassen!« — Nicht weniger anziehend ist der Inhalt der Rede. Der Verf. verbreitet sich z. B. über die Geschichte der Wiederherstellung oder Erhaltung der Universität; der Stürme, welche der Universität den Untergang drohten, nur in der Kürze und mit Mäfsigung gedenkend. Die Universität wird auch in Zukunft aus drei Fakultäten, der theologischen, der juristischen und medicinischen Fakultät, bestehn. Wenn auch nicht alle Lehrfächer vollständig besetzt werden können, so thut das doch, wie der Verf. richtig bemerkt, der Zweckmäfsigkeit der Anstalt keinen Eintrag. Denn das Besuchen der Vorlesungen auf dieser Universität soll die studirende Jugend keinesweges abhalten, auch

Digitized by Google

gröfsere Anstalten dieser Art zu benutzen. Die Universität ist vielmehr ganz eigentlich dazu bestimmt, die vaterländische Jugend für die Beziehung auswärtiger Universitäten vorzubereiten und die Gefahren zu beseitigen oder zu mildern, welche mit dem schroffen Uebergange aus dem häuslichen Leben in das akademische verbunden sind. Rft. erlaubt sich noch überdies die Hoffnung zu äufsern, dafs die Basler Universität so wie die übrigen Universitäten der Schweiz, die uns in den neuesten Zeiten so manche wackere junge Männer entzogen haben, in der Folge die Schuld mit Zinsen zurückzahlen werden. Es kann der Anstalten, auf welchen sich junge Männer für das akademische Lehrfach bilden können, nicht genug geben. Kleinere Universitäten haben in dieser Beziehung sogar vor gröfseren den Vorzug voraus, dafs sich auf denselben junge Docenten am leichtesten auszeichnen können. Und sollte es in Deutschland, wie es fast des Ansehn hat, dahin kommen, dafs man die Freiheit, zu der Eigenschaft eines akademischen Privatlehrers zu gelangen, gegen die Sitte der guten alten Zeit, mehr und mehr beschränkte, so würde jene Hoffnung noch im Werthe steigen. — Zugleich setzt der Redner nicht nur den Männern, welche an der Wiederherstellung der Universität unmittelbar gearbeitet haben, sondern der Bürgerschaft der Stadt Basel überhaupt wegen des lebhaften Antheils, den sie an derselben Begebenheit genommen hat, ein verdientes Ehrendenkmal. Ref. hat diesen Abschnitt der Rede mit besonderer Theilnahme gelesen. Er war immer der Meinung, dafs das Gedeihen einer Universität ganz besonders auch theils von dem Geiste, der in der Bürgerschaft der Universitätsstadt lebt, theils von einem freundlichen Verhältnisse zwischen dieser Bürgerschaft und den Mitgliedern der Universität abhängt. Beide Theile haben ein und dasselbe Interesse. Beide Theile verdienen Achtung, wenn sie ihres Berufs nach Pflicht und Gewissen warten. Und wenn das Aufstreben des Bürgerstandes als ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters zu betrachten ist, (was den Lehrern einer Universitätsstadt am wenigsten entgehn kann,) so besitzt eine Universitätsstadt in ihrer Universität eine Anstalt, welche jenes Aufstreben wesentlich begünstiget.

Zachariä.

Digitized by Google

N°. 77. HEIDELBERGER 1835.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Zeitschrift für Theorie und Praxis des baierischen Civil-, Criminal- und öffentlichen Rechtes. Herausg. von Dr. Fr. Freih. Zu Rhein, königl. Kämmerer, Oberstudienrathe im Ministerium des I. und Ministerialreferenten. München, bei G. Franz. I. Hft. 1834. II. Hft. 1835.

Der Herausgeber, schon durch andere literarische Arbeiten rühmlichst bekannt, liefert in der vorliegenden Zeitschrift eine Fortsetzung seiner früher erschienenen »Beiträge zur Gesetzgebung und praktischen Jurisprudenz, mit besonderer Rücksicht auf Baiern.« Eine gewifs Vielen willkommene Gabe! — Wir lassen jetzt die Ueberschriften der in diesen beiden Heften enthaltenen Abhandlungen folgen. Auf eine genauere Inhaltsanzeige werden wir nur bei denjenigen Abhandlungen eingehn, welche für das Ausland ein unmittelbares Interesse haben.

Erstes Heft. — 1) Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung Baierns. Von Windwart. S. 1. Der Verf. beginnt mit dem Jahre 1751. In Baiern erschien im Jahre 1751. ein neues Strafrecht, zwei Jahre später eine bürgerliche Gerichtsordnung, und nach abermals drei Jahren ein neues Landrecht. (Der Codex Maximilianus.) »Findet man gleich in diesen Gesetzbüchern keinen Aufschwung über ihre Zeit, so ist doch nicht zu verkennen, dafs sie eine merkliche Stufe des Ueberganges zum Besseren bilden; der ungetheilte Beifall der sachverständigen Zeitgenossen wurde ihnen gezollt; und ihr Verfasser, Kreitmayer, hat sich, besonders durch die Gerichtsordnung, die Anmerkungen hierzu und zu dem Landrechte, ein bleibendes Denkmal in der Geschichte Baierns und in der deutschen Rechtsgeschichte gestiftet.« Hierauf ein halbes Jahrhundert lang Stillstand, d. i. man begnügte sich bis zu Anfang des laufenden Jahrhunderts mit einzelnen Gesetzen und Verordnungen, welche zur Erläuterung und Ergänzung jener Gesetzbücher erlassen wurden. Mit dem Jahre 1800. beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Gesetzgebung des K. Baiern. Es wurde von der Regierung der Entschlufs gefafst, neue Gesetzbücher über das theoretische und praktische Civil- und Criminal-Recht ausarbeiten zu lassen. Bis jetzt ist jedoch nur das Strafgesetzbuch zu Stande gekommen. Der Verf. besorgt, dafs die schon ausgearbeiteten Projekte zu neuen Gesetzbüchern für das bürgerliche und für das peinliche Verfahren nicht Gesetzeskraft erhalten werden, da sie nach dem Grundsatze des mündlichen und öffentlichen Verfahrens abgefafst worden sind, auch für das Verfahren in peinlichen Sachen das Schwurgericht in Vorschlag gebracht worden ist. — 2) Betrachtungen über einzelne

Digitized by Google

Provinzialgesetze des Königreichs. Von Geigel. S. 29. — 3) Praktische Bemerkungen aus dem Gebiete des baierischen Civilprocesses. Von Fürst. S. 46. — 4) Ueber die Nothwendigkeit, bei Tödtungen, und besonders in den Fällen, wo die Todesart zweifelhaft ist, den Gerichtsärzten vor der Abgabe ihres Gutachtens, die Einsicht der Untersuchungsakten zu gestatten. Von Marx. S. 61. Ein Bauernsohn, ein 18jähriger Jüngling von starker Körperconstitution, der in die Stadt geschickt worden war, geht Abends in Gesellschaft mehrerer Personen nach seinem Dorfe zurück. Die Gesellschaft trennt sich von ihm nicht weit vom Dorfe. Die, welche ihn bis dahin begleitet hatten und aus demselben Dorfe waren, sind schon eine Stunde zu Hause und noch immer ist jener junge Mensch nicht eingetroffen. Man sucht nach ihm und findet ihn bald, in der Nähe des Dorfes, todt auf dem Gesichte liegend. Bei der Leichenschau und der Sektion fand man äufserlich einige Quetschungen am Kopfe, und im Innern nur die Blutgefäfse des Gehirns und die des hintern Theiles der beiden Lungenflügel vom Blute strotzend, sonst aber nichts, was über die Ursache des Todes hätte Aufschlufs geben können. Das Urtheil des gerichtlichen Arztes ging daher dahin, dafs nicht eine äufsere Verletzung, sondern ein Schlagfluss den Tod verursacht habe. Nun lag aber in den Akten ein Geständnifs des N. N. vor, dafs er den Entseelten am Halstuche angepackt und dieses zusammengenommen habe. Auch stimmte mit diesem Geständnisse der Zustand überein, in welchem das Halstuch an dem Leichname gefunden worden war. Das Criminalgericht legte daher die Sache cum Actis einem Medicinal-Collegio zur Begutachtung vor; und dieses gab sein Gusachten dahin ab, »dafs das von dem Angeschuldigten eingestandene Anpacken des Getödteten an seinem Halstuche und das Zusammennehmen desselben mit Wahrscheinlichkeit als die wirkende Ursache des apoplektischen Todes zu betrachten sey.« N. N. wurde der Körperverletzung mit erfolgter Tödtung für schuldig erkannt, jedoch wegen des nicht vollkommen hergestellten Thatbestandes nur mit einjähriger Arbeitshausstrafe belegt. — 5) Beitrag zur Erläuterung der §. 130. und 128. des VIten Verfassungsedikts durch ein Erkenntnifs des k. Appellationsgerichts. S. 68. Diese §phen handeln von den Fragen: Wann können die Grundherren ihre Grundholden nur im Wege Rechtens zur Leistung der ihnen obliegenden Schuldigkeiten anhalten? und, von welchen Rechtsmitteln können sie alsdann Gebrauch machen. — 6) Die gegenwärtigen Verhältnisse der adeligen Gutsbesitzer in Baiern bei Abtretung ihrer Gerichtsbarkeiten an den Staat. Vom Herausgeber. S. 75—106. Ein Kommentar zu dem diesen Gegenstand betreffenden Gesetze vom 28sten Dec. 1831. (Ein willkommener Beitrag zu dem Verfassungsrechte des K. Baiern. Wo die Verfassungsgesetze in die Rechte der Einzelnen eingreifen oder die Grenzen zwischen verschiedener Ge-

Digitized by Google

walt bestimmen, da legen sie vorzugsweise den Grund zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Verfassungsrechts.)

Zweites Heft. — 7) Erinnerungen über den Entwurf einer Civilgerichtsordnung für Baiern vom J. 1831. Von v. Hinsberg. S. 109. — 8) Einige Betrachtungen über die Frage, ob nach der b. Processordnung eine aufsergerichtliche Mahnung die Verjährung unterbreche. Rechtsfall. Von Enders. S. 133. — 9) Betrachtungen über den Provocations-Proceſs. Erste Abh. Ueber die Nothwendigkeit dieses Processes. Von Frhr. v. Podewils. S. 151. — 10) Beitrag zur Lehre vom Manifestationseide. (Nach den Bestimmungen der b. Gerichtsordnung vom Jahr 1753.) Von Feust. S. 178. — 11) Kurze Erörterungen aus dem gutsherrlichen Rechte. Vom Herausgeber. S. 184. Der Aufsatz soll in den folgenden Heften fortgesetzt werden. (Die über den sechsten Aufsatz der Zeitschrift gemachte Bemerkung gilt auch von diesem Aufsatze. Das Interesse desselben wird noch dadurch erhöht, dafs der Verf. seine Meinungen überall durch gerichtliche Entscheidungen erläutert und bestätiget.) — 12) Einige psychologische Bemerkungen über den Art. 120. Theil I. des b. Strafgesetzbuches. Von Friedreich. S. 198—218. Der Artikel handelt von den die Zurechnung ausschliefsenden Geistes- und Gemüths-Gebrechen. Der Verf. des Aufsatzes erörtert die Frage: Soll ein Strafgesetzbuch, bei Behandlung der Frage über Zurechnungsfähigkeit nur einen allgemeinen Grundsatz aufstellen, oder soll es alle die einzelnen Krankheiten und physischen Zustände aufzählen, welche die Zurechnung aufheben? Er gelangt, nachdem er die Ansichten Anderer angeführt und geprüft hat, zu dem (nach Rftns Meinung, richtigen) Resultate, dafs ein Strafgesetzbuch nur den Grundsatz aufzustellen habe: »Das Individuum, welches zur Zeit der begangenen That sich in einem psychisch-unfreien Zustande befand, ist nicht zurechnungsfähig.«

Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Justiz- was ist Administrativ-Verfassung? Von Lud. Minnigerode, GH. hess. quiescirtem Hofgerichts-Präsidenten und Geh. Rathe, Command. erster Klasse des GH. Hess. Ludwigs-Ordens. Darmstadt 1835. in der Heyer'schen Hofbuchhandlung. 226 S.

Beachtungswerthe Worte eines im Staatsdienste ergrauten Mannes! — In der Einleitung gedenkt der Verf. der Veranlassung zur Ausarbeitung seiner Schrift, (eines Gesprächs mit Rehberg,) der Normen, nach welchen die auf dem Titel der Schrift bezeichnete Frage zu entscheiden ist, der Schwierigkeiten, mit welchen die Beantworturg dieser Frage verbunden ist. — Sodann bestimmt der Verf. den Begriff und den Wirkungskreis der drei Gewalten, in welche das heutige Staatsrecht die Staatsgewalt spaltet, den der gesetzgebenden, der richterlichen und der voll-

Digitized by Google

ziehenden (oder, wie die letztere von dem Verf. genannt wird, der Administrativ-) Gewalt. — Weiter stellt er den allgemeinen Grundsatz auf, von welchem man bei der Beantwortung der vorliegenden Aufgabe auszugehen hat: »So oft Streit über die Frage entsteht, ob Rechte, die Jemand in Anspruch nimmt, ihm wirklich zustehen; ob diese Rechte verletzt und wie sie wieder herzustellen seyen; hat der Richter zu entscheiden und alle diese Angelegenheiten sind daher in so weit Justizsachen. Administrativsachen sind dagegen alle *die* Gegenstände der Thätigkeit der Staatsgewalt, wo von den nicht zum Ressort der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt gehörigen Sachen, sondern von Erreichung der übrigen Zwecke des Staats die Rede ist, von Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen, so wie auch von Angelegenheiten der Einzelnen in Beziehung auf das Gemeinwohl, nur nicht von erworbenen und verletzten Rechten und deren Wiederherstellung, und nicht von Ertheilung neuer Gesetze, sondern blos von deren Ausführung.« — Hierauf wendet der Verf. diesen Grundsatz auf alle die einzelnen Verhältnisse und Fälle an, in welchen der Unterschied zwischen Justiz- und Administrativ-Sachen zur Sprache kommen kann. Dieser Theil der Schrift, der mit S. 85. beginnt, ist mit grofser Ausführlichkeit und mit einem durch gesammelte Erfahrungen geschärftem Blicke bearbeitet. Ueberall wird zugleich auf das positive Recht Rücksicht genommen.

Da die Frage, von welcher die vorliegende Schrift handelt, einerseits, (nach Rfins Dafürhalten,) nur im Wege der Gesetzgebung auf eine für die Praxis genügende Weise entschieden werden kann, und da sie andererseits, wo sie von den Gesetzen unentschieden gelassen wird, von den kompetenten Justiz- und Verwaltungsstellen gleichwohl nach allgemeinen Grundsätzen entschieden werden mufs, so hat die vorliegende Schrift ein doppeltes Interesse für sich, sowohl das der Gesetzgebung, als das der Gerechtigkeitspflege und der Verwaltung.

Alphabetisches Real-Repertorium der Grofsherzoglich Badischen Gesetzgebung und Verfassung, von 1811. und, soweit sie das Landrecht berühren, von dessen Einführung an bis auf die neuesten Zeiten. Von Fr. Fink, Grofsh. Bad. Regierungs-Revisor. IIte, vermehrte Aufl. in zwei Abtheilungen. Heidelberg, bei Oswald. 1834. 604 S. 8.

Wir zeigen dieses Werk, welches dem vaterländischen Publikum sattsam bekannt ist, nur deswegen in diesen Blättern an, um dem Verf. für die Mühe und Sorgfalt, mit welcher er gearbeitet hat, auch unsern Dank abzustatten. Das Werk verdient auch im Auslande Beachtung. Ausländer, welche über die Frage, ob und was die Gesetze des Grofsherzogthums Baden über einen

Digitized by Google

gewissen Gegenstand verordnen, Belehrung zu erhalten wünschen, werden in diesem Werke in vielen Fällen eine genügende, in allen eine vorläufige Antwort auf ihre Frage finden.

D o r p a t.

Von der den deutschen Universitäten so nahe verwandten Universität sind uns drei schätzbare akademische Schriften zugekommen, deren Inhalt wir hier in der Kürze anzeigen.

Das Römische Recht in den Deutschen Ostseeprovinzen Rufslands Einladungsschrift zur Feier des Tages, an welchem vor 1300 Jahren die Institutionen und Pandekten des Römischen Rechts Gesetzeskraft erhalten haben, im grofsen Hörsale der Universität, am 30. Decbr. 1833. Vormittags um 11 Uhr von der Dorpater Juristenfakultät durch ihren Dekan Dr. F. G. von Bunge 23 S. 4.

Das römische Recht kam nach Livland, dieses Land seinem ehemaligen Umfange nach betrachtet, mit den Einwanderern aus Deutschland. Schon im 13ten Jahrhunderte finden sich in den Urkunden Spuren, dafs man von dem römischen Rechte, welches mit dem Rechte der Kirche in der genauesten Verbindung stand, in Livland Gebrauch machte. Im J. 1352. wurde sogar von dem thätigen Hochmeister des deutschen Ordens, Winrich von Kniprode, eine Rechtsschule zu Marienburg gestiftet, deren Lehrer, Doctores juris aus Deutschland und in Italien, auch im römischen Rechte Unterricht gaben. Gleichwohl scheint dieses Recht bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts einen nur geringen Einfluss auf die Praxis gehabt zu haben. Wie sich aus den Ritter- und Stadtrechten Livlands ergiebt, bildete sich bis zu dieser Zeit das livländische Recht mehr in germanischem Geiste aus. Als aber des alten Livlands Selbstständigkeit zu Ende ging, als im Jahre 1561. Livland an Polen und Esthland an Schweden kam, als in demselben Jahre Curland zu einem besondern polnischen Lehnsherzogthume erhoben wurde, gelangte das römische Recht nach und nach zu einem gröfseren Ansehn in diesen Ländern. Der Verf. verfolgt von hier an die Geschichte der Aufnahme des römischen Rechts in einem jeden dieser Länder besonders. Auch in diesen Ländern war das immer steigende Ansehn des römischen Rechts eine Folge von dem Einflusse, welchen die Universitäten auf die Praxis hatten. In Dorpat wurde im J. 1630. ein Gymnasium gestiftet, zugleich für den Unterricht in der Rechtswissenschaft. Schon im J. 1632. wurde dieses Gymnasium zu einer Universität erhoben. (Hier zugleich eine Uebersicht der Schicksale dieser Universität.) Auch auf den deutschen Universitäten, welche von der studirenden Jugend dieser Länder häufig besucht wurden, war das römische Recht der vornehmste Theil des juristischen Studiums. — Jedoch wir müssen abbrechen und auf die für die Rechtsgeschichte höchst interessante Schrift selbst verweisen.

Digitized by Google

Die Stellung der Verwaltungsbeamten im Staate. Erstes Kapitel einer bei einer Hochverordneten Juristen-Fakultät zur Erlangung der Magisterwürde eingereichten Inaugural-Dissertation, verfaßt von G. v. Brewern aus Esthland. Riga 1834. 16 S. 8.

Der Verf. handelt in dieser Schrift, (welche, was nicht übersehen werden darf, nur die Einleitung zu dem auf dem Titel bezeichneten Hauptthema enthält,) von dem Wesen und von der Entstehung der Staaten, von ihrer allmähligen Ausbildung, von dem heutigen Rechtszustande der europäischen Staaten. Bei der Darstellung dieses Rechtszustandes hebt der Verf., mit Rücksicht auf sein Hauptthema, folgende drei Grundsätze heraus, welche vor allen andern in's Auge zu fassen sind, wenn man eine Verfassung auf eine zeitgemäfse Weise verbessern will. 1) Rückkehr zum Principe des Gemeindewesens, indem man das selbstständige Leben der Gemeinden begünstiget oder wiederherstellt. 2) Zeitgemäfse Umgestaltung der Landstände, wo sie sich aus früheren Zeiten erhalten haben, in auf Verfassungsurkunden gegründete Volksvertretungen, oder aber, wo es keine Landstände giebt, sich aber jetzt das Bedürfnifs und die Zeitmäfsigkeit einer solchen Neuerung, durch die vom Volke erlangte geistig-sittliche Bildungsstufe, ausspricht, eine völlig neue Erschaffung der gedachten Verfassung. 3) Neben genauer gesetzlicher Feststellung der Verwaltungsnormen überhaupt, ins besondere eine bestimmte, den Staatsverhältnissen angemessene Gesetzgebung über die Stellung der Staatsverwaltungsbeamten im Staate. — Rften hat eben so sehr der Inhalt der Schrift als der klare und gemäfsigte Vortrag des Verfassers angezogen. Rft. war versucht, einige politische Betrachtungen über den Druckort der Schrift hinzuzufügen.

De summi supplicii justitia et necessitate. Diss. inauguralis, quam consensu atque auctoritate Ill. Ictm. Ordinis ad veniam legendi in univ. lit. Caes. Dorpatensi rite impetrandam publice defendet Auctor L. B. Reinh. de Ungern-Sternberg, J. U. D. Dorpati. 1835 42 S. 8.

Der Verf. erklärt sich für das Recht des Staates, gewisse Verbrechen, die schwersten, mit der Todesstrafe zu belegen. Er hat durch seine Schrift eine genaue Kenntnifs der verschiedenen Theorieen, welche über den Rechtsgrund der Strafgewalt des Staates aufgestellt worden sind, so wie der Literatur dieser Theorien beurkundet. Vielleicht hätte er noch schärfer, als er gethan hat, zwischen der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit der Todesstrafen unterscheiden können und sollen.

Zachariä.

Digitized by Google

LEXIKOGRAPHIE.

Allgemeines Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, weil. Schuldirector zu Magdeburg und Mitglied der Gelehrten-Vereine für deutsche Sprache zu Berlin und Frankfurt a. M. — Erster Theil. A bis I. — Siebente rechtmäfsige, vielfach bereicherte und verbesserte Ausgabe. — Hannover, 1835. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. — XXII u. 512 S. gr. 8.

Ein Buch, das, neben einer nicht unbedeutenden Anzahl zu gleichem Zwecke geschriebener Bücher, dem Publikum in einer siebenten Ausgabe dargeboten werden kann, mufs diese grofse Verbreitung einem sehr allgemein gefühlten Bedürfnisse und dabei seinem innern Werthe und Gehalte verdanken. Diesen Schlufs wird man, selbst ohne genauere Kenntnifs desselben, machen dürfen, und die wirkliche Untersuchung wird ihn nicht Lügen strafen. Nicht nur die Anlage des Buches, wie es aus der Hand seines Verfassers zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, anfangs unter dem Titel Verdeutschungswörterbuch, gekommen ist, sondern auch die sorgfältige und planmäfsig fortgesetzte Vervollständigung und Vervollkommnung durch den Verf., seine gelehrten Söhne und seine Freunde, haben das Werk zum ersten und besten seiner Art gemacht, und dies ist auch schon von einem frühern Rec. desselben in diesen Jahrbüchern ausgesprochen worden. Durch den Tod des Verfs. aber, der vor einigen Jahren erfolgte, wurde es aber nichts weniger als verwaist, sondern gedieh fortwährend unter der Pflege seines Sohnes, Hrn. Prof. Dr. K. W. L. Heyse in Berlin, so dafs die sechste Auflage nach zwei Jahren schon wieder vergriffen war. Hat aber das Buch bisher vorzüglich durch immer neue Bereicherung und Erweiterung gewonnen, so wird nun, nach dem richtigen Urtheile des Herausgebers, weise Beschränkung nothwendig, und der innere Ausbau des Werkes ihn in dem Grade mehr beschäftigen, als der äufsere Anbau seine Thätigkeit weniger in Anspruch nimmt.

Wenn der gegenwärtige Ref. seine Anzeige nicht ganz auf die blofse Meldung der Erscheinung einer neuen Ausgabe beschränkt, sondern noch einige wenige Bemerkungen über eine Anzahl von Artikeln beifügt, so will er das Buch damit nicht tadeln, sondern zum Behufe künftiger Ausgaben, die ihm nicht fehlen werden, seinen Beitrag zum innern Ausbau geben, indem er mehr die Art der noch etwa anzubringenden Verbesserungen anzudeuten, als irgend eine durchgreifende Musterung vorzunehmen gedenkt, welche dem Zwecke dieser Jahrbücher ohnehin fremd bleiben müfste.

Auf die Frage, warum bei den fremden Wörtern die Sprache nicht genannt sey, der sie angehören, antwortet der Verf. kurz: Dem Nichtkenner hilft diese Angabe nichts, und der Kenner be-

darf sie nicht. Gut; aber wir setzen dieser kurzen Antwort eine zweite kurze Frage entgegen: Giebt es denn nicht eine Mittelklasse, und ist nicht diese gerade die zahlreichste, nämlich die der Halbkenner? Uebrigens findet sich diese Angabe wirklich bei mehrereren Wörtern. — Dafs auch hier und da noch eine Lücke auszufüllen wäre, zeigt der Mangel der Artikel Abtakeln, Bramsegel; da andere Ausdrücke aus diesem Gebiete gegeben sind, so sollten diese auch da seyn; da *ad latus* da ist, so konnte man auch *a latere* erwarten. — Bei Wörtern, die, bei einiger Aehnlichkeit, eine verschiedene Aussprache oder eine verschiedene Brechung erfordern, sollte das Eine und das Andere angedeutet werden; z. B. dafs *accord* in der Verbindung *d'accord* anders ausgesprochen wird, als das fast zu einem deutschen Worte gewordene Substantivum Accord; dafs Ablegation und Ablepsie bei der Brechung nicht gleich zu behandeln sind, und dafs man zwar Ab-legation absetzt, aber nicht Ab-lep-sie. So ist auch bei *Dispache* die franz. Aussprache angegeben, aber bei dem daneben stehenden *Dispacho* und *Dispaccio* die spanische und die italienische nicht; so sollten die nebeneinanderstehenden *Adipsia* (neutr. plur.) und *Adipsie* (fem.) betont seyn, da ihre Aussprache sehr verschieden ist.

In Beziehung auf Genauigkeit in der Erklärung machen wir auf Fälle aufmerksam, wie folgende sind: Adiastasie sollte nicht durch unmittelbare Allgegenwart, sondern durch unmittelbare Nähe übersetzt seyn; Helminthotypolith nicht durch Wurmabdruck in Stein, sondern durch Stein mit einem Wurmabdruck, oder, wenn man will, Wurmabdruckstein; Cento ist nicht nur ein aus andern Gedichten zusammengesetztes Gedicht, sondern auch ein aus einzelnen, ganzen und halben, Versen eines andern Gedichtes, die aus dem Zusammenhang gerissen und in einen andern gebracht sind, zusammengeflicktes Gedicht; Acclimatisirung und Acclimatisation wird durch Einheimung erklärt, was kaum zu verstehen ist, dagegen Acclimatation durch Eingewöhnung oder Gewöhnung an's Klima. Wir hätten jene beiden Worte, die noch dazu gebräuchlicher sind, als das dritte, auf gleiche Weise, wie dieses, erklärt. Bei Bursarius wäre noch zu bemerken, dafs von diesem Worte auch das Wort Bursche herkommt.

Doch unsere Anzeige soll keine Recension werden, sondern nur die neue erwünschte Erscheinung eines Werkes melden, das in dieser Gestalt den bisherigen Beifall in erhöhtem Grade verdient, und bei dem auch das Aeufsere, Druck, Papier und Billigkeit des Preises, Nichts zu wünschen übrig läfst.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

Am 22sten November feierte die Universität auf herkömmliche Weise in der akademischen Aula den Geburtstag ihres glorreichen Restaurators, des höchstseligen Grofsherzogs KARL FRIEDRICH, und die damit verbundene Vertheilung der akademischen Preise. Die bei dieser Gelegenheit von dem zeitigen Prorector, Prof. und Oberbibliothekar Dr. Bähr gehaltene Rede, ist bereits im Druck erschienen: *De literarum Universitate Constantinopoli quinto p. Chr. n. saeculo condita.*

Alle Anstalten der Universität und die sämmtlichen Institute erfreuten sich auch in diesem Jahre, Dank der Fürsorge unserer Hohen Regierung, der besten Pflege und des besten Gedeihens. Eine besondere Erweiterung ward der Bibliothek zu Theil, aufser dem bedeutenden, durch neue Anschaffungen wesentlich vermehrten Zuwachs an Büchern. Es wurden nämlich mit ihr in Verbindung gebracht und in ihrem Lokale aufgestellt das *Antiquarium Creuzerianum* und die *Bibliotheca Schwarziana*: beides Stiftungen dankbarer Schüler und Freunde, um das Andenken an die fünfundzwanzigjährige ausgezeichnete Wirksamkeit ihrer hochverehrten Lehrer im philologischen und pädagogischen Seminarium (des Geh. Rath Creuzer und des Geh. Kirchenrath Schwarz) dauernd zu erhalten. Das *Antiquarium Creuzerianum* besitzt aufser einer Anzahl Gemmen und andern Resten des Alterthums, wozu wir namentlich auch die gröfseren römischen Denkmale, die unmittelbar in unserer Nähe aufgefunden worden sind, Altäre, Votivsteine und dergl. rechnen, eine auserwählte Münzsammlung von alt-griechischen Silbermünzen, einer gleichen Anzahl römischer Consularmünzen und einer Menge römischer Kaisermünzen der verschiedensten Art und Zeit. Die *Bibliotheca Schwarziana* enthält eine vollständige Sammlung von pädagogischen und katechetischen Schriften der neueren Zeit, so wie der früheren Periode.

Die Universität war in diesem Jahre so glücklich, keines ihrer Glieder durch den Tod zu verlieren, und einen sie bedrohenden Verlust durch das Weggehen eines ihrer ausgezeichnetsten Lehrer, des Geh. Hofrath Gmelin, der einen glänzenden Ruf

Digitized by Google

an die Universität Göttingen erhalten hatte, abgewendet zu sehen. Einige andere Docenten schieden aus ihrer Mitte, um an andern Orten die ihnen angetragenen Lehrstellen zu übernehmen. Der Professor Friedr. Arnold, die Privatdocenten Mittler und Wilhelm Arnold kamen nach Zürich als Professoren; Privatdocent Beseler kam in gleicher Eigenschaft nach Basel; Licentiat Keerl verliefs die Universität, um eine Pfarrei zu übernehmen. An die Stelle eines Prosectors kam provisorisch (wie bereits in diesen Blättern bemerkt worden) Dr. Kobelt; als freiwilliger Gehülfe auf der Bibliothek trat Dr. Sachsse ein. Die medicinische Facultät gewann drei neue Privatdocenten in den Dr. Nägele, Bischoff, Heermann. Die Dissertation des Erstern handelt: *De Mogosticia e conglutinatione orificii uteri externi.* Der Ertheilung des Titels eines aufserordentlichen Professors an den Dr. Gervinus und des Ordens des Zähringer Löwens 2ter Klasse an den Geh. Rth. Nägele ist bereits früher in diesen Blättern gedacht worden.

Die Theologische Facultät hatte im verflossenen Jahre folgende Preisfrage gestellt:

„*Exponatur historia Catecheseos in ecclesia christiana, ita ut inde a prima ecclesiae aetate usque ad recentissimam demonstretur, quid in re catechetica doctores ecclesiae peccaverint, quid profecerint, et quid nunc quidem ad juventutem in religione vere christiana imbuendam agere debeant.*“

Die der Facultät eingereichte, sehr ausführliche (zwei Bände starke) Beantwortung der Frage war mit dem Motto 1 Thessal. 5, 2: πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε bezeichnet; das Urtheil der Facultät darüber lautet, wie folgt:

»Quaestioni perbene respondit auctor: namque materiam apte disposuit, res diligenter tractavit, et argumentum ab omni paene parte absolvit et quaedam a nemine adhuc observata attulit, quae simul historiae ecclesiae et dogmatum inserviunt. Quod ad catechismos attinet, de origine praecipuorum, inprimis Heidelbergensis plura attulit, quae huc usque publice ignota fuerunt; insuper operam suscepit catechismos quosdam ecclesiarum evangelico-protestantium primaevos adjecta versione germanica in apographo transcribere. Adjunxit etiam copiose locos ipsos ex vetustissimis usque ad recentissimos ecclesiae scriptores ad sen-

Digitized by Google

tentias suas probandas. Neque in rebus exegeticis parcus fuit, in quibus expositio praestantiae, quae ut in vita sic in ratione docendi Jesu Christi reperitur, nobis valde arrisit. Laborem improbum ob miram auctoris assiduitatem, sed quam maxime probum gratumque ob argumenti ipsius utilitatem, atque ob auctoris probitatem et diligentiam vocares. Mens enim pia, judicium acutum, ingenium insigne et eruditione ornatum ex tractatione ipsa elucescunt; nec desunt vestigia dexteritatis, quam auctor in praxi quoque catechetica comprobaturus sit. Sermo latinus hinc inde emendandus. Sed non est, quod in his talibusve immoremur. Gratulamur auctori, cui contigit esse tam felici, ut otio cum ad studia tum ad elaborationem fausto frueretur, quod quidem, sicut laudem publicam, modesto et erga D. O. M. grato animo vereque christiano eum accepturum esse speramus. Quo spe eo laetius Ordo Theologorum elaborationem istam oblatam summo cum jure praemio coronandam esse judicat.«

Bei Eröffnung des Zettels fand sich der Name:

Daniel Seisen,
aus Heidelberg.

(der schon im verflossenen Jahre den Preis gewonnen hatte).

Auf die von der Juristenfacultät gestellte Frage:

»*De concursu delictorum*«

war eine Abhandlung eingegangen, die aber nicht genügend befunden wurde.

Von der Medicinischen Facultät war folgende Aufgabe gestellt worden:

„*Tunicae s. d. humoris aquei Descriptio anatomico-physiologica et pathologica.*“

Ueber die eingereichte Beantwortung, welche mit dem Motto von Boerhave versehen war:

„*Oculus quidem ad vitam nihil facit, sed ad beatam vitam nulla pars facit magis.*“

fällte die Facultät folgendes Urtheil:

»Haec dissertatio in tres partes, anatomicam, physiologicam et pathologicam divisa est. In prima parte auctor, quaecunque de anatomia tunicae humoris aquei edocta sunt, summa cum industria collegit, deinde varias opiniones de origine et decursu hujus membranae acutissime recensuit, tandem novam eamque suam opinionem exposuit, quae quidem ut omnibus partibus ab-

Digitized by Google

soluta et comprobata sit, pluribus adhuc indiget disquisitionibus, nihilo tamen secius dexteritatem auctoris in hisce rebus perscrutandis palam facit et ad plura phaenomena morbosa explicanda magni momenti est. In parte physiologica eadem cum solertia de functione hujus membranae agitur. Quod de hac functione in medium profertur, quamquam Ordini Medicorum non prorsus et omni ex parte comprobatum esse videtur, tamen ingenii acumen testatur. —

»In parte pathologica varios morbos, quibus tunica aut primario aut secundario modo afficitur, diligentissime auctor exposuit eorumque originem explicavit. In pertractandis compluribus rebus, quae quidem minoris momenti sunt, ulteriore disquisitione opus fuisset, gravissimum vero hujus tunicae morbum, inflammationem scilicet, eo accuratius dilucidavit auctor. Nam non solum varias opiniones et descriptiones hujus morbi exposuit, sed etiam insigni cum sagacitate inquisivit, num inflammatio primaria tunicae humoris aquei re vera comprobata sit.«

Bei Eröffnung des Zettels ergab sich als Verfasser:

Moritz Adolph Unna,
aus Hamburg.

Die von der Philosophischen Facultät gestellten Aufgaben blieben unbeantwortet.

Für das nächste Jahr sind folgende Aufgaben gestellt:

I. Von der Theologischen Facultät:

»*Singula Capita libri sub titulo: Petri Abaelardi Epitome Theologiae Christianae, nuperrime e codicibus primum editi a Frid. Henr. Rheinwald (Berolin. 1835) cum locis theologicis Philippi Melanchthonis ita comparentur, ut judicium de consensu ac dissensu declaretur.*«

II. Von der Juristenfacultät:

»*De originibus et natura juris emphyteutici Romanorum.*«

III. Von der Medicinischen Facultät:

»*De morbis, quibus afficiuntur membranae serosae et de varietate exsudati, quod inde redundat.*«

Digitized by Google

IV. Von der Philosophischen Facultät, eine mathematische:

»*Exhibeatur universa doctrina earum linearum curvarum, quas tractorias et trajectorias vocant, diversaeque rationes, quas Mathematici in perscrutanda istarum linearum indole sequuti sunt, accurate exponantur;*«

und eine nationalökonomische:

»*Quaeratur, quatenus conveniat ex causis, quae ad salutem publicam spectant, singulos cives in tractandis sylvis certis legibus circumscribere atque magistratuum curae submittere; simulque ratio habeatur legum, quae recentissimis temporibus in diversis terris hac de re latae sunt, a Pfeilio nuper in compendium redactae. Huic quaestioni operam daturis vernaculi sermonis venia conceditur.*«

Von der Juristischen Facultät wurden zu Doctoren promovirt: Am 12. Januar Herr Georg Beseler aus Rodem-Schleswig; an dems. Tage Herr Christoph Franz Xaver Gentil aus Mannheim; am 15. Februar Herr Jakob Wolder Otto aus Hamburg; am 18. dess. Monats Herr Leopold Oppenheim aus Frankfurt; am 6. März Herr Friedr. Schmincke aus Kassel; am 16. dess. Mon. Herr Jeanrenaud aus Frankfurt; am 19. dess. Mon. Herr Friedr. Wilh. Bekendorf aus Hamburg; am 20. dess. Mon. Herr Johann Schnell aus Basel; am 1. April Herr Joh. Jak. Matti, am 21. dess. Mon. Herr Simon Maas, und am 23. Juni Herr Phil. Schäffner, sämmtlich aus Frankfurt; am 27. Aug. Herr Egmund Hostrupp aus Hamburg; am 5. Sept. Herr Dietr. Karl Ferd. Meier aus Bremen; an dems. Tage Herr Karl M. Sieger, am 13. dess. Mon. Herr A. Fay, am 25. dess. Mon. Herr Salomo Goldschmidt, sämmtlich aus Frankfurt und am 3. Nov. Herr Karl Welsch aus Zweibrücken.

Von der Medicinischen Facultät wurden zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt: Am 6. März Herr Christian Zinn aus Weyer; am 9. dess. Mon. Herr Marcus Octavius Robinow und am 6. April Herr Moses Leopold Brasseland, beide aus Hamburg; am 7. dess. Mon. Herr Alfred Lochée aus London; am 21. dess. Mon. Herr

Digitized by Google

Aemilius Cordey aus Yverdun; am 24. dess. Mon. Herr Karl Welzien aus Petersburg; am 7. Mai Herr Arnold Christian Rawiz aus Osnabrück; am 11. dess. Mon. Herr Jakob Kündig aus dem Kanton Zürich; am 20. dess. Mon. Herr Karl Johann Theophilus Matz aus Lübeck; am 12. Juni Herr Karl Friedr. Franz Heker aus Eichtersheim; am 14. dess. Mon. Herr Georg Ludw. Schindler aus Mollis; am 18. Juli Herr Franz Friedrich Eduard Mai aus Bern; an demselben Tage Herr Karl August Klemmer aus Schandau; am 8. August Herr Wilhelm Brodum Dikinson aus London; am 24. dess. Mon. Herr John Tilstone aus Congleton; an dems. Tage Herr Friedrich Coll. Lukis aus Guernsay; am 11. Sept. Herr John Green Crosse aus Norwich; am 5. Okt. Herr Philipp Adolph Gevekohtel aus Salzuffeln; am 9. Nov. Herr Karl Ernst Döring und am 10. dess. Mon. Herr Adolph Otto Volz, beide aus Karlsruhe; am 11. dess. Mon. Herr John Prout aus Glocester; am 30. dess. Mon. Herr Joh. Eberhard Noltenius aus Bremen; am 11. Decbr. Herr Moritz Adolph Unna aus Hamburg und am 24. dess. Mon. Herr Johann Lorenz Theodor Wehr vom Cap der guten Hoffnung.

Die philosophische Doctorwürde erhielten: am 7. August Herr Cl. Marquart aus Osnabrück (seine Dissertation handelt: Von den Farben der Blüthen); am 17. dess. Mon. Herr Doxaras aus Griechenland.

Der königl. sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Denkmale (zu Dresden) hat unter dem 4. Decbr. 1835. den Geh. Rath Creuzer, und den Professer und Oberbibliothekar Bähr zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Verhandlungen der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde.

Die Gesellschaft verlor von ihren Mitgliedern durch den Tod: den Professor Boer zu Wien; den russisch kaiserl. Akademiker, Schul-Rath und Professor, Hofrath von Horner in Zürich; den Capitain Kater zu London; den Professor Lobstein zu Strafsburg; den Medicinal-Rath und Hofapotheker

Digitized by Google

Schrickel zu Karlsruhe; die Professoren Schübler zu Tübingen, Stromeyer zu Göttingen und Nobili zu Florenz.

Zu Mitgliedern wurden ernannt: Hier zu Heidelberg: Herr Geheime Rath und Professor Dr. Creuzer; Hr. Dr. med. und Prosector Kobelt; Herr Dr. med. und Privatdocent Nägele; Herr Dr. med. und Privatdocent Bischoff; Herr Dr. med. und Privatdocent Heermann; Herr Professor Dr. Kapp. — Im Inlande: Herr Professor Dr. Seeber zu Karlsruhe. — In Würtemberg: Herr Ober-Medicinal-Rath und Leibmedicus, Dr. v. Ludwig zu Stuttgart. — In Preufsen: die Professoren Gustav Bischof und Nees van Esenbeck zu Bonn. — In Oesterreich: den kais. kön. Werks-Verwalter Russegger zu Böckstein. — In Italien: Herr Ludovico Pilla in Neapel. — In Frankreich: der Chirurgien en Chef am Hotel Dieu, Professor Roux zu Paris; die Professoren Velpeau, Cruveilher, Louis und Andral zu Paris. — In Norwegen: der Professor der Astronomie Hanstein zu Christiania. — In Schweden: Herr Wilhelm Hisinger zu Stockholm. — In Rufsland: der Akademiker Kupfer zu Petersburg.

Vorlesungen wurden gehalten;

Am 3. Januar handelte Geh. Hofrath Muncke über die neuesten Versuche, welche beweisen, dafs gleichzeitig in jedem der beiden gesunden Augen ein besonderes vollständiges Bild erzeugt, dennoch aber nur ein Gegenstand gesehen wird.

Den 17. Jan. beendigte Geh. Hofrath Gmelin seinen früheren Vortrag über die Bestandtheile des Sintersteins von Ems, und theilte dann die Analyse eines Lungensteins mit.

Am 31. Januar gab Geh. Hofrath Chelius eine Uebersicht der Operationen in der chirurgischen Klinik vom Jahre 1831 bis 1834; demnächst handelte Derselbe über die verschiedenen Arten des Steinschnittes bei weiblichen Personen.

Am 14. Februar hielt Professor Geiger einen Vortrag über die Bereitung der *aqua amygd. amar.* und die verschiedene Beschaffenheit desselben nach der Art seiner Bereitung.

Am 28. Februar gab Geh. Rath v. Leonhard eine allgemeine Uebersicht der Einrichtung des Studiums der Geognosie.

Am 9. Mai berichtete Geh. Rath v. Leonhard die Resultate seiner Untersuchungen des brennenden Steinkohlenflötzes unweit Duttweiler und der durch diesen Erdbrand erzeugten Produkte.

Digitized

Am 23. Mai zeigte Geh. Rath Tiedemann ein Exemplar einer merkwürdigen Strictur des Mastdarms, und las demnächst über die Bestandtheile des Kaffee's und Thee's nebst deren physiologischen Wirkungen.

Am 4. Juli theilte Geh. Hofrath Gmelin einige Bemerkungen mit über einen krankhaften Harn und über die Hydromelonsäure, so wie die Resultate seiner Untersuchungen einiger Weine.

Am 15. August hielt Geh. Hofrath Chelius einen Vortrag über Coxalgie, insbesondere über die Ursachen der dabei eintretenden Verlängerungen und Verkürzungen des Schenkels.

Die öffentliche Versammlung am 29. August, dem höchst erfreulichen Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit des Grofsherzogs, ward durch den zeitigen Director, Geh. Hofrath Chelius, mit den besten Wünschen für das Wohlseyn des erhabenen Regentenhauses eröffnet. Hierauf ertheilte derselbe eine Uebersicht der Verhandlungen der Gesellschaft im verflossenen Jahre. — Demnächst las Geh. Hofrath Muncke über den tellurischen Magnetismus, die Aeufserungen desselben in der Deklination, Inklination und Intensität, und die Versuche, die man zur Erklärung dieser Erscheinungen gemacht hat. — Hofrath Puchelt hielt einen Vortrag über Pleuropneumonie. — Geh. Hofrath Gmelin theilte einige Bemerkungen mit über die von ihm aufgefundenen Verbindungen des durch Liebig entdeckten Melon. — Geh. Rath v. Leonhard zeigte mehrere Auswürflinge der Vulkane, namentlich des Vesuvs bei seinem Ausbruche am 1. April 1835.

Am 14. Nov. las Professor Geiger über das Cornin (aus *cornus florida*), einen eigenthümlichen, nicht alkalischen, bittern Stoff; und Geh. Rath v. Leonhard über den Mineral-Reichthum gewisser Harzer Erzgänge.

Am 28. Nov. theilte Geh. Rath Nägele das Ergebnifs weiterer Messungen zur Ausmittelung der Stellung des weiblichen Beckens mit, welche er nach einer von der früher von ihm angewandten verschiedenen Methode vorgenommen, und welche das Resultat seiner früheren Untersuchungen über die normale Inklination des Beckens bestätigt haben.

Am 12. Dec. hielt Geh. Hofrath Chelius einen Vortrag über die konische Hervortreibung der Hornhaut.

Digitized by Google

N°. 78. HEIDELBERGER 1835.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

INHALT

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

(Die vorausstehenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes, die deutschen, die Seitenzahl.)

		Seite
Aeschyli quae supersunt ed. Klausen. I. II. Von Bähr.	X.	1034
Althof, über die Verwerflichkeit des Reinigungseides in Strafsachen. Von Zachariä.	VII.	722
Anakreons Lieder übers. von Rettig. Von Bähr.	VIII.	822
Anacreontis carmina ed. Bergk. Von Dems.	II.	195
Annalen des Advokaten-Vereins zu Hannover. 4 Hefte. Von Zachariä.	VII.	718
Anthologia veterum Latinorum Epigrammatum et Poematum. Ed. H. Meyer. Von Bähr.	IX.	882
Archiv für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht. VI. Bandes 1ste und 2te Abtheil. Von Schlosser.	X.	1023
Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg u. s. w. II. Band. Von Beseler.	VIII.	749
Arnold, J. W., Hodegetik für Medicin Studierende, oder Anleitung zum Studium der Medicin u. s. w. Von Arnold.	III.	291
Asher, Hamburgische Monatschrift für Politik und Handel. Band I. Von Rau.	I.	103
Auctorum classicorum e Vaticanis codicibus editor. cur. Angelo Majo Tom. I—V. Von Creuzer.	I.	23

Digitized by Google

Seite

Auer, Napoleon und seine Helden. Von Schlosser. I. 98

Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. Herausgeg. von H. F. Maſsmann. Von A. Holtzmann. - - - - - - - - - - IX. 854

Autenrieth, über das Gift der Fische. Von Heyfelder. - - - - - - - - - - V. 510

Bader, badische Landesgeschichte, von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Schlosser. - - XII. 1211

Baltische Studien. Zweiter Jahrg. IIIes Heft. Von Bähr. - - - - - - - - - - - II. 204

Baltzer, de modo propagationis animarum in genere humano. Von H. Schmidt. - - - - - III. 294

Bancroft, history of the united States. Vol. I. Von Schlosser. - - - - - - - - - XII. 1206

Bartel, Jahresbericht über die Klinik im Charité-Krankenhause in Berlin. Von Heyfelder. - - XI. 1134

Basilicorum Libri LX. Ed. Heimbach. V. Deurer. XI. 1051

Baumgarten-Crusius, über einige Schriften von de la Mennais. Von Schlosser. - - - IV. 386

Bayer, Darstellung des gelehrten Unterrichtswesens in Baiern. Von Bähr. - - - - - - XI. 1133

Beaufay, nautical and hydraulic experiments. Vol. I. Von Muncke. - - - - - - - - - V. 509

Beck, Lehrbuch d. allgem. Geschichte für Schule und Haus. Erster Cursus. Von Schlosser. - - XII. 1213

Becker, A. G., Demosthenes und Aeschines über die Truggesandtschaft. Von Vömel. - - - XI. 1122

Beckmann's Stralsundische Chronik. Von Schlosser. I. 99

Beke, Ch. T., origines biblicae, or researches in primeval history. Vol. I. Von Dr. Paulus. - - I. 43

Belli, G., riflessione sulla legge dell'attracione molecolare. Von Muncke. - - - - - - V. 504

Beltrami, pilgrimage in Europe and America. Von Schlosser. - - - - - - - - - - IV. 394

Bemerkungen, freimüthige, über einige der wichtigsten Zeichen der Zeit u. s. w. Von Dems. - - II. 93

Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre. I. Band. Erziehungslehre. Von Schwarz. - - - - XII. 1153

Beneke, Fr. E., Lehrbuch der Psychologie. Von Schmid. - - - - - - - - - - I. 61

Benner, J., commentaire philos. et politique sur l'histoire et les revolutions de France de 1789—1830. 2 Vol. Von Schlosser. - - - - - V. 417

Digitized by Google

		Seite
Berndt, klinische Mittheilungen. 2tes Heft. Von Heyfelder.	XI.	1134
Biedermann, de genetica philosophandi ratione etc. Von Fortlage.	XI.	1141
Bischoff, merkwürdige Kriminalrechtsfälle. Bd. I. II. Von Zachariä.	VII.	642
Blasius, de hydrope ovariorum profluente. Von Feist.	V.	514
Blume, Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische. Von Feldbausch.	VIII.	824
— Latein. Elementarbuch zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Deutsche, und		
— Latein. Schulgrammatik für die unteren Klassen. Von Dems.	III.	314
Böttiger, Geschichte des deutschen Volks. Lieferung 1—4. Von Schlosser.	VII.	717
Boncenne, über den Code de procedure civile, und		
Bormann und Daniels Handbuch für die Gesetze der preufs. Rheinprovinzen. Von Rofshirt.	IV.	401
Braniſs, Ch. J., System der Metaphysik. Von H. Schmid.	VIII.	737
Braunhardt, Lexicon in Virgilii opera. Von Bähr.	VI.	603
Bretschneider, Dr. K. G., Casualpredigten und Reden. Von Umbreit.	I.	36
Brewern, die Stellung der Verwaltungsbeamten im Staate. Von Zachariä.	XII.	1222
Bronn, Lethaea geognostica. Von Bronn.	IV.	383
Bronner, F. X., Lustfahrten ins Idyllenland. 2 Bändchen. Von Schwab.	VIII.	801
Bülau, Fr., Handbuch der Staatswirthschaftslehre. 3ter Abschnitt: Sorge des Staats für die geistige Kraft des Volks. Von Schwarz.	VIII.	781
Bunge, von, das römische Recht in den deutschen Ostsee-Provinzen. Von Rofshirt.	IV.	401
Bunge, von, das römische Recht in den deutschen Ostsee-Provinzen Rufslands. Einladungsschrift etc. Von Zachariä.	XII.	1221
Burkhardt, G. L. von Blücher. Von Schlosser.	VII.	716
Capefigue, Richelieu, Mazarin, la Fronde et le Regne de Louis XIV. Vol. I. Von Schlosser.	X.	1027
Carové, der Messianismus der neuen Templer u. s. w. in Frankreich, und		
— Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution u. s. w. Von Dems.	I.	92

Seite

Chauber, Friedrich der Grofse, König von Preufsen. Von Dems. - - - - - - - - - VII. 716
— Friedrich der Grofse. Auswahl aus seinen Werken. I. II. Lieferung. Von Dems. - - - - - XII. 1205
Chelius, das chirurgische und Augenkranken-Klinikum zu Heidelberg 1830—1834. Von Heyfelder. XI. 1134
Choulant, drei anthropologische Vorlesungen. Von H. Schmid. - - - - - - - - - III. 294
Chroniques de Jean d'Auton, publiées par Paul L. Jacob. Von Schlosser. - - - - - - X. 1025
Ciceronis, M. C., Tusculanarum disputationum libri quinque ed. R. Kühner. Von G. H. Moser. - X. 983
— Oratio pro P. Sestio ed. Orellius. Von Bähr. VI. 600
Conradi, Uebersicht der prakt. Arzneimittellehre. Von Dierbach. - - - - - - - - - VII. 730
Conradi, J. W.: Beitrag zur Geschichte der Manie ohne Delirium. Von Heermann. - - - - X. 1079
Corpus juris Romani antejustinianei, ed. Böcking, Bethmann-Hollweg, Puggé etc. Von Deurer. - X. 1029
Cours de literature allemande, par M. Le-Bas et Regnier. Von Bothe. - - - - - - IX. 920

Damberger, Fürstenbuch. Von Schlosser. - I. 96
Demosthenis Philippicae ed. Bekker. Von Vömel. VIII. 817
Dencke, Beiträge zur Lübeck'schen Geschichte. I. Hft. Von Schlosser. - - - - - - - - - XII. 1211
Deutschland und seine Bewohner. IIr Bd. in 3 Lfgen und IIIten Bdes erste Lfg. Von Dems. - - XII. 1207
Dumouriez, Mémoires et correspondance inédits. Vol. I. II. Von Dems. - - - - - - VII. 625

Eble, B., Methodologie oder Hodegetik als Einleitung in das gesammte medicinisch-chirurgische Studium. Von Arnold. - - - - - - - III. 291
Elementarbuch der griechischen Sprache von Schmid und Wensch. 2 Abtheilungen. Von Feldbausch. VIII. 824
Elsholtz, Fr. v., Gedichte. Von Schwab. - - II. 183
Elsner, Geschichte des Kaisers Napoleon. Lieferung 1—9. Von Schlosser. - - - - - - VII. 716
— Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten. 3te und 4te Lieferung. Von Dems. - - - XII. 1206
— Maximilian Robespierre. 1ste und 2te Lieferung. Von Dems. - - - - - - - - - XII. 1205
Encyclopédie des gens du Monde. Tom. IV. Von Bähr. II. 205

Digitized by Google

		Seite
Encyclopédie des gens du Monde. Tome IV. 2. partie; tome V. 1. partie. Von Bähr.	VII.	735
Erfahrungen und Ideen aus dem Gebiete des Wasserbaues. Von Muncke.	V.	507
Erlach, v., Volkslieder der Deutschen. 3ter Band. Von Bähr.	VII.	735
Eschenmayer, C. A., die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip. Von H. Schmid.	XI.	1040
Espe, Bericht vom Jahre 1834. an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von Bähr.	IX.	916
Eyth, die Sage von Odysseus nach Homer. 2 u. 3ter Band. Von Bothe.	VIII.	811
Fäsi, Berichtigungen und Zusätze zu Passow's Wörterbuch. Von Bähr.	II.	202
Falkmann, stylistisches Elementarbuch, und dessen Stylistik.	VIII.	826
Feldbausch, kleines deutsch-lateinisches Wörterbuch. Von Bähr.	VI.	607
Ferrand, Gedichte. Von G. Schwab.	V.	524
— Novellen. Von Dems.	XII.	1195
Fichte, die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von H. Schmid.	VI.	566
— — — — — Von Fortlage.	IX.	929
Fink, Alphabetisches Real-Repertorium der grofsh. badischen Gesetzgebung und Verfassung von 1811. etc. 2 Abtheilungen. Von Zachariä.	XII.	1220
Fischer, Fr., die Naturlehre der Seele, für Gebildete dargestellt. 1stes Heft. Von H. Schmid.	II.	140
Fleck, Theolog. Lesefrüchte. Erste Abtheilung. Von Schlosser.	VII.	714
Flora von Würtemberg, von G. Schübler und G. von Martens. Von Dierbach.	VII.	681
Fortlage, philosophische Meditationen über Plato's Symposion. Vom Verfasser.	VI.	621
Foucart, Elemens du droit public. Von Rofshirt.	IV.	401
Freund, W., Wörterbuch der lateinischen Sprache. Erster Band. Von Moser.	VI.	581
Friedemann, Aufgaben zur Verfertigung griechischer Verse. Von Bähr.	XI.	1127
— Verzeichnifs einer philolog. Handbibliothek u. s. w. Von Dems.	XI.	1128

Digitized by Google

Seite

Friedländer, Beiträge zur Buchdruckergeschichte Berlins. Von Dems. - - - - - - - IX. 919

Friedrich, Archiv für Psychologie. Von H. Schmid. III. 294

Fritzsche, de nonnullis Pauli ad Galatas epistolae locis commentatio. I. II. Von Dr. Paulus. - VII. 702

Gaudy, F. v., Korallen. Von Schwab. - - VII. 702

Geib, G., Darstellung des Rechtszustandes in Griechenland während der türkischen Herrschaft und bis zur Ankunft des Königs Otto. Von Schlosser - IX. 833

Geist, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Von Bähr. - - - - - VI. 613

Gell, W., the topography of Rome and its vicinity. 2 Vol. Von Dems. - - - - - - - - V. 454

Gemälde, historisch-statistisches, der Schweiz. 1stes Heft. Von Rau. - - - - - - - - V. 436

Gersdorf, Synopsis repetitorum Demosthenis locorum etc. Von Vömel. - - - - - - - III. 309

Gervinus, G. G., Geschichte der deutschen Dichtung, I. Von Gervinus. - - - - - - - IX. 900

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Zwei Theile. Dazu ein Tagebuch (als besonderer Theil). Von August Boden. - - - - - - - XII. 1183

Götzinger, deutsche Sprachlehre für Schulen. Von Feldbausch. - - - - - - - - III. 312

Goldmann, Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben. Von Schwarz. - - - - - VI. 617

Groskurd, Sach- und Namenregister zu Strabon's Erdbeschreibung. Von Bähr. - - - - II. 194

Grüson, Auflösungen zu M. Hirsch Sammlung von Beispielen u. s. w. Von Müller. - - - IV. 415

Gruber, v., Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische. Von Feldbausch. - VIII. 824

Gül und Bülbül, von Fasli, Türkisch und Deutsch von J. von Hammer. Von Umbreit. - - IV. 321

Gustavson, der dreizehnte März. Von Schlosser. IV. 385

Haake, Lehrbuch der Staatengeschichte. 1ster Theil. Von Schlosser. - - - - - - - - I. 97

Häberl, v., hydraulisches Automat etc. Von Muncke. V. 507

Hagemeister, v., Rufslands Territorialvergröfserung etc. Von Schlosser. - - - - - - - I. 95

Digitized by Google

		Seite
Hahn, A., de religionis et superstitionis natura et ratione. Pars I. Von Dr. Paulus.	III.	209
Hainebach, specimen scriptorum Graecorum minorum etc. Von Fuhr.	VIII.	812
Halling, Geschichte der Deutschen. I. 1—2. Von Schlosser.	I.	92
— —. — — I. Heft 3. Von Dems.	VII.	710
Halm, Lectiones Aeschyleae. Pars I. Von Bähr.	X.	1038
Harlefs, de primis Boeotiae incolis. Von Dems.	IX.	928
Hartmann, Darstellende Geometrie. Von Müller.	IV.	416
Hedenus, das Symblepharon und die Heilung dieser Krankheit. Von Heyfelder.	VII.	733
Heilmaier, über die Entstehung der romaischen Sprache. Von Bähr.	I.	107
Held, Prolegomena in Plutarchi vitam Timoleontis. Von Dems.	VIII.	820
Herodoti Musae. Cum Creuzeri annotationibus ed. Bähr. Vol. I—IV. Von Dems.	VI.	535
Heyse, Allgemeines Fremdwörterbuch. Bd. I. Siebente Auflage. Von Moser.	XII.	1224
Hilgers, über das Verhältnifs zwischen Leib und Seele. Von H. Schmid.	III.	294
Hoeck, Cartesius und seine Gegner. Von Fortlage.	XI.	1141
Hoff, v., Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche. 3ter Theil. Von Muncke.	V.	506
Hoffmann, Grundlehren der Physik. 1ster Bd. Von Dems.	V.	506
— Europa und seine Bewohner. Lieferung 1—2. Von Schlosser.	VII.	717
Hohmann, Orestes, ein Trauerspiel des Euripides. Von Bähr.	XI.	1126
Homeri Carmina ed. Bothe. Odyss. I. Von Dems.	II.	196
Hormayr, v., Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 6ter Jahrg. Von Zöpfl.	IV.	339
Horn, Mai und September. Eine Sammlung von Novellen, Skizzen, Biographien u. s. w. 2 Bde. Von Schwab.	XII.	1183
Jagemann, v., die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens. Von Zachariä.	VII.	721
Jahrbücher, Dorpater, für Literatur, Statistik und Kunst. IIter Band. Von Schlosser.	I.	94
— — — — No. 8—10. Von Dems.	IV.	390
— — — — 1834. 11. 12tes Heft. Von Dems.	VII.	711

Digitized by Google

Seite

Jahrbücher, Dorpater, für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rufslands. IVter Band 6tes Heft und Vter Band 1stes Heft. Von Schlosser. - XII. 1207

Ilgen, Zeitschrift für die historische Theologie. Bd. V. Heft 1. Von Schlosser. - - - - - - VII. 715

— —. — — Bd. V. Heft 2. Von Dems. - XII. 1209

Index corporis historico-diplomatici Livoniae etc. Von Dems. - - - - - - - - - - - I. 96

Isambert, Quellensammlung seit dem Jahr 1789. Von Rofshirt. - - - - - - - - - IV. 401

Isocratis Evagoras. Ed. Benseler. Von Bähr. I. 111

Jüngken, über die Augenkrankheit in der belgischen Armee. Von Heyfelder. - - - - - VII. 732

Juschkowii, Oratio etc. Von Rofshirt. - - IV. 401

Kämpf, F. H., Umbricorum specimen I. Von Bähr. V. 477

Kampe, Handbuch der griechischen Geschichte. Von Schlosser. - - - - - - - - - I. 97

Kantzow's Chronik von Pommern, herausgegeben von Böhmer. Von Schlosser. - - - X. 1022

Kerner, Geschichte Besessener neuerer Zeit. Von H. Schmid. - - - - - - - - III. 294

Kirchneri, C., quaestiones Horatianae. I—IV. Von Bähr. - - - - - - - - - III. 264

Klausen, die Abentheuer des Odysseus aus Hesiod erklärt. Von Dems. - - - - - - - II. 196

Klimrath, H., Essai sur l'étude historique du droit etc. Von Reyscher. - - - - - - III. 236

Klose, die Medicin unserer Zeit etc. Von Feist. V. 514

Knauer, der evangel. Kinderfreund. Von Schwarz. VI. 619

Kolb, Darstellung der französischen Gesetzgebung von 1787 bis 1815. Von Dr. Paulus. - - - IV. 397

Kopp, F., der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes. Von Schwarz. - - - - - I. 86

Kriegk, G. L., Beiträge zur Geographie von Hellas. 1stes Heft. Von Bähr. - - - - - - V. 447

— De Maliensibus, dissertatio geographica etc. Von Dems. - - - - - - - - - - - V. 447

Krische, A. B., de societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico. Von Dems. III. 269

Kühner, R., ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. 1ster Theil. Von G. H. Moser. II. 158

Digitized by Google

		Seite
Landgrebe, über das Licht etc. Von Muncke.	V.	501
Langbeins sämmtliche Schriften. Lieferung 1—2. Von Schlosser.	VII.	718
— — — 5—7te Lieferung. Von Dems.	XII.	1206
Lappenberg, J. M., Geschichte von England. 1ster Band. Von Aschbach.	III.	254
Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie. 1ster Thl. Von Heyfelder.	IV.	351
Leben und Denkwürdigkeiten J. Matthias, Reichsgrafen v. d. Schulenburg. 2 Thle. Von Schlosser.	I.	99
Lehsten, v,, über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg. Von Zachariä.	VII.	723
Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte. 1ster Theil. Von Schlosser.	X.	1021
Lereboullet, de l'hérédité dans les maladies. Von Dr. Hörle.	V.	513
Lerminier, die Philosophie des 18ten Jahrhunderts in ihrem Einflusse auf die Gesetzgebung etc. A. d. Französ. übers. Von Schlosser.	VII.	711
Lippisches Magazin für vaterl. Cultur und Gemeinwohl. 1ster Jahrg. 1stes Heft. Von Dems.	XII.	1210
Litzinger und Dillenburger, Beispiele zum Uebersetzen aus dem Griechischen in's Deutsche. Von Feldbausch.	VIII.	823
Lobstein, J. Fr., Lehrbuch der patholog. Anatomie, übers. von A. Neurohr. 1ster Bd. Von Harless.	V.	484
Lucas, prakt. Anleitung zur Erlernung der lateinischen Formenlehre. Von Feldbausch.	III.	313
Luciani Charon, Vitarum auctio, Piscator, ed. Jacobitz. Von Bähr.	I.	112
Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre. 1ster Thl. Von Schlosser.	I.	93
Lünemann, Latein. Wörterbuch. Deutsch-lateinischer Theil, bearbeitet von Georges. 2ter Band. Von Bähr.	VI.	606
Lycurgi, orat. Attic. reliquiae ed. Baiter et Sauppe. Von Dems.	I.	110
Marbach, Universitäten und Hochschulen etc. Von Schlosser.	I.	95
Matthias, die Idee der Freiheit etc. Von Fortlage.	IX.	929
Maurer, G. L. von, das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. 1ster und 2ter Band. Von Schlosser.	IX.	833

Digitized by

Seite

Mebold, der 30jährige Krieg, Gustav Adolph und Wallenstein. Von Schlosser. - - - - - XII. 1205

Mehlhorn, Aufgaben zum Uebersetzen in das Griechische. Von Feldbausch. - - - - - III. 318

Mémoires, nouveaux, de la société imperiale des Naturalistes de Moscou. Tome I. Von Bronn - V. 481

Messager des sciences et des arts de la Belgique, ou nouvelles Archives historiques literaires et scientifiques etc. 1833. 2 livr. Von Mittermaier. - II. 113

Meusel, das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrh. 11ter Band. Von Bähr. - - - - - - IX. 919

Meyr, M., Wilhelm und Rosina, ein ländliches Gedicht. Von G. Schwab. - - - - - - XI. 1089

Michelet, Mémoires de Luther écrits par lui même. 3 Vol. Von Schlosser. - - - - - - XII. 1214

Minnigerode, Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Justiz- was ist Administrativ-Verfassung? Von Zachariä. - - - - - - - - - XII. 1219

Minutoli, v., über die Verschiedenheit des ägypt. Kunststyls. Von Bähr. - - - - - - IV. 376

— Notiz über einen zu Pompeji aufgefundenen Mosaikboden. Von Dems. - - - - - - IX. 926

— über den Murrhin der Alten. Von Dems. - IX. 927

— Reminiscenzen einer afrikanischen Reise. Von Dems. IX. 928

Möller, über die Soolbäder zu Salzhausen. Von Feist. XI. 1139

Monumenta, Livoniae antiquae. Von Schlosser. - XII. 1211

Motive zu dem im Jahr 1832. herausgegebenen Vorschlage zu einer Strafgesetzgebung für Norwegen. A. d. Norweg. übers. von Thaulow. Von Zachariä. XII. 1170

Movers, F. C., krit. Untersuchungen über die biblische Chronik, ein Beitrag zur Einleitung in's A. T. Von Hitzig. - - - - - - - - II. 125

Nachklänge, Lieder von Brunold, Ferrand u. s. w. Von Schwab. - - - - - - - - - V. 526

Napoleons Feldzug nach Rufsland, übers. von Courtin. 4te Lieferung. Von Schlosser. - - XII. 1206

Neander, Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 3ter Band. Von Dems. - - - I. 98

Neumann, Fr. E., Commentatio de formula, per quam calores corporum specifici computantur. Von Muncke. V. 505

Digitized by Google

Seite

Neumann, K. G., von den Krankheiten der Menschen. Von Harless. - - - - - - X. 945

Niemeyer, geistliche Lieder in latein. Nachbildungen u. s. w. Von G. Schwab. - - - - - - V. 521

Nobili, Descrizione di due nuove pili termoelettriche etc. Von Muncke. - - - - - - - V. 503

Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed, udgivet of det Kongelige Nordiske Oldskrift Selskab. Ander Binds. Forste Häfte. Von Schlosser. - - - XII. 1210

Nothomb, Essai historique et politique sur la revolution belge. - - - - - - - - - - II. 168

Orationes latinae virorum dissertiss. ed. Baumstark. Von Bähr. - - - - - - - - - VI. 612

Paldamus, über Ursprung und Begriff der Satire. Von Bähr. - - - - - - - - - VI. 604

Pardessus, M., Mémoire sur l'origine du droit coutumier en France et sur son état jusqu'au XII. siècle etc. Von Reyscher. - - - - - - - III. 236

Parrot, F., Reise zum Ararat. Von Muncke. - I. 70

Pauli Epistolae ad Thessalonicenses et Galatas, ed. Schott. Von Dr. Paulus. - - - - - VII. 678

Paulus, H. E. G., des Apostels Paulus Lehrbriefe an die Galater- und Römer-Christen, wortgetreu übersetzt und erläutert. Von Dems. - - - - VII. 680

Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon sur divers sujets de politique et d'administration. Von Schlosser. - - - - - - - - - - I. 1

Periclis, Oratio funebris apud Thucydidem c. nott. B. Prierii. Von Walz. - - - - - - - IV. 301

Pfister, Geschichte der Deutschen. 5ter Theil. Von Schlosser. - - - - - - - - - XII. 1204

Pfizer, G, Gedichte, und

— — — Neue Sammlung. Von Schwab. III. 278

Philipps, G., Deutsche Geschichte. 1. u. 2ter Band. Von Aschbach. - - - - - - - - VIII. 763

Pierer, Encyklopädisches Wörterbuch u. s. w. Band XXIII. Abth. 1. Von Bähr. - - - - - VII. 736

Plateau, Essay d'une théorie générale, comprenant l'ensemble des apparences visuelles, qui succedent à la contemplation des objets coloriés etc. Von Muncke. - - - - - - - - - V. 502

Platonis convivium ed, Sinner. Von Bothe. VIII. 808

Platon's Kriton, übers. von Nüsslin. Von Bähr. XI. 1123

Digitized by Google

		Seite
Platz, Probe einer Uebersetzung des Quintus von Smyrna. Von Bähr.	XI.	1125
Plieninger, Beschreibung v. Stuttgart. Von Muncke.	V.	499
Plutarchi Pericles ed. Sintenis. Von Bähr	XI.	1093
Poppleton et Theocharopoulos, Vocabulaire Français-Anglais, Greco-modern et Grec-ancien. Von Dems.	VIII.	819
Positive Ideologie. Von H. Schmid.	III.	294
Possart, Neugriechische Grammatik. Von Bähr.	I.	105
Précis des notions historiques sur la formation du corps des lois Russes. Von Rofshirt.	IV.	401
Psalmen, die, übersetzt und erläutert von M. Sachs. Von Hitzig.	XI.	1116
Ptolemaei Hephaestionis excerpta e Photio ed. Roulez. Von Bähr.	II.	200
Quetelet, Aperçu des observations de météorologie faites en Belgique etc., und		
— Annales de l'observatoire de Bruxelles. T. I. Ire partie. Von Muncke.	V.	505
Rau, Archiv der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft. I. 1. Von Rau.	I.	101
Rauter, Cours de procedure civile. Von Rofshirt.	IV.	401
Rehm, Grundrifs der Geschichte der christlichen Kirche. Von Schlosser.	VII.	712
Reich, Beobachtungen über die Temperatur des Gesteins in verschiedenen Tiefen etc. Von Muncke.	V.	506
Reimnitz, System der griechischen Deklination. Von Feldbausch.	III.	317
Reine, die Staatswissenschaften nach geschichtlicher Ansicht. Von Zachariä.	VII.	725
Rennie, J., Baukunst der Vögel. 2 Theile. Von Bronn.	I.	99
Rettig, de numero Platonis disputatio. Von Bähr.	XI.	1124
Rhetores Graeci ed. Walz. Tom. III. Von Dems.	II.	193
Richter, F., die Lehre von den letzten Dingen. Erster Band. Von H. Schmid.	VI.	566
Ritschl, de Oro et Orione commentatio. Von Bähr.	II.	188
Ritsert, E. F., der Orden der Trappisten. Von Dr. Paulus.	III.	232
Röder, Erzählungen aus Zwingli's Leben. Von Schlosser.	VII.	712
Rosenmülleri, E. F. C., Scholia in Vetus Testamentum. Part. IX. Vol. 2. Von Hitzig.	IX.	845

Digitized by Google

		Seite
Rückert, L. J., Commentar über den Brief Pauli an die Galater. Von Dr. Paulus. - - - - -	VII.	659
Ruef, Revue des maladies, qui se sont présentées à la clinique de Strasbourg $18^{30}/_{31}$. Von Heyfelder.	XI.	1134
Ruhnkenii Epistolae ad Wyttenbachium ed. Kraft. Von Bähr. - - - - - - - - - -	VI.	609
Rumohr, C. Fr. von, Novellen. 2ter Band. Von G. Schwab. - - - - - - - - -	X.	994
Rust, Philosophie und Christenthum, oder Wissen und Glauben. Von Fortlage. - - - - - -	IX.	929
Salis-Sewis, von, hinterlassene Schriften. Von Bähr. - - - - - - - - - - -	IX.	918
C. Sallustii Crispi Opera quae supersunt, ed. Kritz. Vol. II. Von Moser. - - - - -	VII.	690
Samaschari's goldene Halsbänder. Arabisch und deutsch von J. v. Hammer. Von F. W. C. Umbreit.	IV.	321
Scriptores rerum mythicarum latini tres Romae nuper reperti, ed. Bode. Tom. I. II. Von Creuzer.	I.	23
Scriptores rerum Silesicarum. Herausgegeben von Stenzel. Band I. Theil 1. Von Schlosser. -	VII.	639
— — — 2te Lieferung. Von Dems. - -	XII.	1204
Schäfer, Griechische Schulgrammatik. 1ster Theil. Von Feldbausch. - - - - - - - -	VIII.	823
Schaffer, Französisch-deutsches Wörterbuch. Von Moser. - - - - - - - - - -	IV.	360
Schaller, de Leibnitii philosophia. Von Fortlage.	XI.	1141
Scheibler, Herbstblumen u. s. w. Von G. Schwab.	V.	527
Schirlitz, Lateinische Stylübungen. 2 Bändchen. Von Feldbausch. - - - - - - - -	III.	320
Scheidler, E. H., Propädeutik und Grundriss der Psychologie. Von H. Schmid. - - - - -	II.	140
Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der alten Geschichte. 9ter Band. Von Schlosser. - -	I.	98
Schmidt, Geschichte von Frankreich. Von Dems.	XII.	1205
Schmidt, E., das Absolute und Bedingte. Von H. Schmid. - - - - - - - - - -	X.	977
Schnitzler, la Russie, la Pologne et la Finlande. Von Schlosser. - - - - - - - - -	X.	1018
Scholia in Homeri Iliadem ed. Bachman. Vol. I. Fasc. 1. Von Bähr. - - - - - - - -	VIII.	821
Schoolcraft, Expedition through the upper Mississippi. Von Schlosser. - - - - - -	IV.	395

Digitized by Google

Seite

Schubert, Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Isten Bdes 1ster Thl. Von Schlosser. X. 1018

Ségur, Napoleons Feldzug nach Rufsland, übersetzt von Courtin. Von Dems. - - - - - XII. 1206

Servilii Damocratis Carmina medicinalia. Von Dierbach. - - - - - - - - - - VIII. 831

Seybold, Fr., Novellen. Von G. Schwab. - - VIII. 805

Simon und Strampf, Zeitschrift für wissenschaftliche Bearbeitung des preufs. Rechts. Von Rofshirt. IV. 401

Simonde de Sismondi, Histoire de la chûte de l'Empire Romain et du Déclin de la civilisation de l'an 250 à l'an 1000. Von Bähr. - - - XII. 1179

— — Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt. Verdeutscht von Lindau. Von Dems. - - XII. 1182

de Sinner, la poésie bucolique chez les Grecs. Von Bothe. - - - - - - - - - - III. 310

Sinogowitz, Anleitung zur Manualhülfe bei Leistenbrüchen u. s. w. Von Heyfelder. - - - VII. 730

Staatslexikon, herausgegeben von Rotteck und Welcker. Von Schlosser. - - - - - - VII. 713

Stiévenart, une seance de l'Agora, ou Demosthène à la tribune. Von Vömel. - - - - - III. 310

Struve, de exitu versuum in Nonni Panopolitani carminibus. Von Bähr. - - - - - - - X. 1039

Stuhr, der siebenjährige Krieg etc. Von Schlosser. I. 98

Succow, die chemischen Wirkungen des Lichts. Von Muncke. - - - - - - - - - - V. 500

Sundwall, Quo potuerit modo homo a Deo desciscere. Von Fortlage. - - - - - - IX. 941

Suppan, die Hypsometrie mittelst physikal. Beobachtungen. Von Muncke. - - - - - - V. 508

Tafel, Historia Thessalonicae. Von Bähr. - IX. 922

Tenore, M., Sylloge plantarum vascularium Florae Neapolitanae. Von Dierbach. - - - - VIII. 795

Theologische Bemerkungen zur gothischen Auslegung des Evangelii Johannis. Von Dr. Paulus. - - IX. 863

Theonis Sophistae progymnasmata. Ed. Finckh. Von Bähr. - - - - - - - - - - - II. 191

Thierfelder, Ludovici Lemosii judicium operum magni Hippocratis etc. Von Dems. - - - XI. 1125

Thomas, Spinozae systema philosophicum. Von Fortlage. - - - - - - - - - - XI. 1141

Digitized by Google

Seite

Thucydides, Traduction française par A. F. Didot. Von C. Walz. - - - - - - - - - III 301

Tritschler, Canstadts Mineralquellen und Bäder. Von Muncke. - - - - - - - - - V. 500

Troplong-Duvergier, Fortsetzung von Toullier. Von Rofshirt. - - - - - - IV. 400

Tscharner, v., Verhandlungen über die Theilungsfrage in Betreff der Universität Basel von der eidgenöss. Theilungskommission als bestelltem Schiedsgerichte. 3 Hefte. Von Zachariä. - - - XII. 1214

de Ungern-Sternberg, de summi supplicii justitia et necessitate. Von Dems. - - - - - XII. 1222

Universal-Lexikon der alten Zeit und ihrer Literatur. 1ste Lief. Von Bähr. - - - - - - IV. 399

Usteri, L., Commentar über den Brief Pauli an die Galater. Von Dr. Paulus. - - - - - VII. 669

Vehse, Histor. Tabellen. No. IX. X. Von Schlosser. IV. 393

Vering, v., Aphorismen über Ohrenkrankheiten. Von Heyfelder. - - - - - - - - VII. 730

View of the Valley of the Mississippi, or the emigrants and traveller's guide to the West. Von Muncke. VI. 529

Virgilii, Maronis Opera ed. Braunhardt. Von Bähr. - - - - - - - - - - VI. 602

Voigt, J., Geschichte Preufsens. 6ter Band. Von Aschbach. - - - - - - - - VIII. 775

Volkslieder, die, der Deutschen. Herausgegeben von von K. v. Erlach. 2ter Band. Von Bähr. - II. 203

Vollmar, Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Von Dems. - - - - - XII. 1176

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für Norwegen. Von Rofshirt. - - - - - - - - IV. 401

Vorschlag zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen. Aus dem Norw. übersetzt von Thaulow. Von Zachariä. - - - - - - XII. 1170

Wagner und Haimerl, Lehre von den Civilgerichtsstellen. Von Rofshirt. - - - - - IV. 401

Walafridi Strabi hortulus ed. Reufs. Von Dierbach. - - - - - - - - - - VIII. 827

Wamik und Asra. Aus dem Persischen übersetzt von J. v. Hammer. Von Umbreit. - - - IV. 322

Warnkönig, L. A., Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305. 1ster Band. Von Mittermaier. - - - - - - - - II. 113

Digitized by Google

Seite

Warnkönig, M. L. A., Recherches sur la législation belge au moyen-age. Von Reyscher. - - III. 236

Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. Von Aschbach. - - IV. 331

Weise, K. H., Raphaels Madonna di San Sisto. Von Köster. - - - - - - - - - XI. 1096

Weng, die Schlacht bei Nördlingen. Von Schlosser. IV. 391

Wessenberg, J. H. v., über Schwärmerei. Von Dr. Paulus. - - - - - - - - - III. 229

— — Sämmtliche Dichtungen. 1—3ter Band. Von Dems. - - - - - - - - - - III. 235

Westermann, Quaestiones Demosthenicae. Part. III. Von Vömel. - - - - - - - - III. 304

— de Aeschinis oratione adversus Ctesiphontem. Von Vömel. - - - - - - - - - III. 304

de Wette, Rede bei der öffentlichen Feier der Wiederherstellung der Universität Basel u. s. w. Von Zachariä. - - - - - - - - - XII. 1214

Wiesand, die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung etc. Von Zachariä. VII. 727

Wilda, W. E., das Gildenwesen im Mittelalter. Von Gervinus. - - - - - - - - - V. 541

Wilken, die drei Perioden der preufs. Akademie der Wissenschaften und Friedrich II. als Geschichtschreiber. Von Schlosser. - - - - - - - IV. 389

Winterling, die Eroberung von Granada. Von Bothe. - - - - - - - - - - IV. 367

Wörl, J. E., Karte von Würtemberg, Baden und Hohenzollern in 12 Bl. Von Dr. Paulus. - - V. 441

Wolf, F. A., über Erziehung, Schule und Universität. Von Schwarz. - - - - - - - - - X. 1006

Zschiesche, de Humio sceptico. Von Fortlage. XI. 1141

Zu Rhein, Zeitschrift für Theorie und Praxis des baierischen Civil-, Criminal- und öffentlichen Rechtes. Von Zachariä. - - - - - - - - XII. 1217

Digitized by Google